

# CHOCOLAT



*Deutsche revue über das gesamte  
nationale Leben der Gegenwart*

P Germ 147.7

FEB 23 1900



**Harvard College Library**

FROM THE REQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817)

7 Jul. - 16 Dec. 1899.



# Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

:

---

Dierundzwanzigster Jahrgang. — Dritter Band.  
(Juli bis September 1899.)



Stuttgart und Leipzig.  
**Deutsche Verlags-Anstalt.**  
1899.

P. Germ. 147.1

540-30

1899, Feb. 7 - Dec. 16

Sever field.

# Inhalt

des

## Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIV

(Juli bis September 1899).

	Seite
St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges. Aus einem Tagebuche vom Jahre 1855 (Schluß) . . . . .	1
Franz Ferdinand Heitmüller: Der Schatz im Himmel. Eine kuriose Geschichte (Schluß) . . . . .	14
Sir William G. Rattigan: Die gegenwärtige Lage Englands und Rußlands in Asien . . . . .	37
Ludwig Stein, Professor an der Universität in Bern: Gedanken-anarchie . . . . .	44
Eugène Müntz, Mitglied des Institut de France: Alte und neue Kunst . . . . .	53
A. Schmidt (Stuttgart): Ein Bild des Sonnenballs . . . . .	64
Dr. J. Héricourt: Das Wehrsystem des tierischen Organismus . . . . .	73
Paul Schulz (Berlin): Schlaf und Ermüdung . . . . .	81
Wilhelm Duden: Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar bis März 1813. Urkundliche Mitteilungen IV. V. VI. 92. 229. 336 . . . . .	108
W. v. Brandt: Die Politik des Deutschen Reichs und die Agrarier . . . . .	112
Gustav Krause: Gespräche mit Cecil Rhodes . . . . .	129
Petropolitans: Fürst Bismarck über St. Petersburg . . . . .	133
Dora Dunder: Sein Modell. Skizze . . . . .	147
D. Baratieri: Garibaldis Landung in Marsala. Persönliche Erinnerungen . . . . .	155
Bertha v. Suttner: Weltfrieden . . . . .	166
Ottomar Beta: Neue Gespräche mit A. v. Menzel . . . . .	179
Prof. Dr. R. Börsstein in Berlin: Ueber Böen und Gewitter . . . . .	188
Hermione v. Preusschen: Erinnerungen an Theodor Storm . . . . .	208
Dr. Max Nordau: Zeitfragen. Randbemerkungen zur Friedenskonferenz . . . . .	213
Spiridion Gopčević: Erinnerungen an Castelar . . . . .	220
Dr. G. Lindemann: Einfluß des Meeres und der Seeluft auf die Gesundheit . . . . .	220

<u>Rudolph N. v. Slatin-Pascha: Ueber den ägyptischen Sudan . . . . .</u>	<u>257</u>
<u>Rudolf Greinz: Die Furcht vor dem Messer. Skizze . . . . .</u>	<u>272</u>
<u>Graf v. Greppi, Königlich italienischer Botschafter: Erinnerungen eines alten Diplomaten. I. Rom 1841—1842 . . . . .</u>	<u>283</u>
<u>Eugen Zabel: W. W. Wereschtschagin . . . . .</u>	<u>294</u>
<u>O. Langendorf in Kostock: Zur Physiologie der Luftschiffahrt und des Alpensports . . . . .</u>	<u>304</u>
<u>Dr. Cabanès: Sainte Beuve im Privatleben. Nach unveröffentlichten Dokumenten . . . . .</u>	<u>316</u>
<u>Sir W. G. Rattigan: England und Deutschland . . . . .</u>	<u>356</u>
<u>Hans Brunau: Eine Episode aus der Schlacht bei Gravelotte . . . . .</u>	<u>364</u>

---

Berichte aus allen Wissenschaften.

<b>Geographie.</b>	
Die Karolineninseln . . . . .	120
Hauptmann Gutter: Eine spanische Kolonie. Auch ein Beitrag zur Tagesgeschichte aus Chamisso . . . . .	375
<b>Kriegsgeschichte.</b>	
Die Kämpfe um Udua . . . . .	246

---

Kleine Revuen.

<u>Litterarische Berichte . . . . .</u>	<u>125. 250. 380</u>
<u>Litterarische Revue . . . . .</u>	<u>243</u>
<u>Naturwissenschaftliche Revue . . . . .</u>	<u>365</u>
<u>Eingekandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .</u>	<u>127. 255</u>

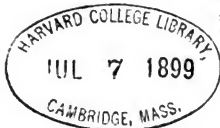
# Deutsche Revue

## Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer**



### Inhalts-Verzeichnis

	Seite
St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges. Aus einem Tagebuche vom Jahre 1855 (Schluß) . . .	1
Franz Ferdinand Weltmüller Der Schatz im Himmel. Eine kuriose Geschichte (Schluß) . . .	14
Sir William B. Rattigan . Die gegenwärtige Lage Englands und Rußlands in Asien . . .	37
Ludwig Stein, Professor an der Universität in Bern: Gedankenanarchie . . . . .	44
Eugène Müntz, Mitglied des Institut de France: Alte und neue Kunst . . . . .	58
A. Schmidt (Stuttgart) . . . Ein Bild des Sonnenballs . . . . .	64
Dr. J. Héricourt . . . . Das Wehrsystem des tierischen Organismus . . . . .	73
Paul Schulz (Berlin) . . . Schlaf und Ermüdung . . . . .	81
Wilhelm Enden . . . . Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813. Urkundliche Mitteilungen (Fortsetzung) . . . . .	92
H. v. Brandt . . . . Die Politik des Deutschen Reichs und die Agrarier . . . . .	108
Gustav Krause (London) . . Gespräche mit Cecil Rhodes . . . . .	112
Berichte aus allen Wissenschaften . . . . .	120
Geographie: Die Karolineninseln. . . . .	
Litterarische Berichte . . . . .	125
Die Ethik des Judentums. Von M. Lazarus. — Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Von James Mark Baldwin. — Un officier de l'ancienne France. — Les personnages originaux de la „Fille naturelle“. Deux études sur Goethe, par Michel Bréal. — Forschungen zur Schwäbischen Geschichte. Von Dr. Franz Ludwig Baum- mann, k. bayr. Reichsarchivar. — Kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft. — Von Wilhelm Stern. — Monographien der bayrischen Königschloßler. Von Louise v. Kobell. — Die Moral im öffentlichen und im privaten Leben. Aus dem Französischen.	
Eingekandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	127

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweifelhafte Nonpareille-Beile  
oder breiten Raum kostet 40 Pfennig.  
— Bei Wiederholungen einer Anzeige  
entsprechender Rabatt.

Jahres-Monument für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

# Anzeigen.

Anzeigen-Nachnahme bei allen Annoncen-  
Expeditionen und bei der Deutschen  
Erbschaft-Anstalt, Abtheilung für Anzeigen  
in Stuttgart, Redaktionsr. 121/23.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche v. 1/2 L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. —

Zu eigener Lektüre und zu Geschenken seien empfohlen:

## Von zarter Hand.

Neuester Roman von

Johannes Richard zur Megebe.

3. Auflage. 2 Bände. Preis gebettet M. 6.—  
elegant gebunden M. 8.—

Ueber dieses neueste Werk des rasch zu Berühmtheit  
gelangten Autors, das soeben

in dritter Auflage

erschienen ist, schrieb

O. J. Bierbaum in der Wiener Zeitschrift „Die Zeit“:  
Der deutsche Roman ist um eine interessante Persön-  
lichkeit reicher, seitdem er J. R. zur Megebe zu seinen  
Schaffenden zählt, und dieses Buch ist das beste, das  
dieser Autor bisher geschaffen hat. Er ist eine Art  
Spezialist. Seine Welt ist die preussische Aristokratie,  
die einen Knack weg hat. Nichts vermag er besser  
zu schildern als Leute, wie diesen Grafen Garén, den  
Knack's darin besteht, daß er zu geistreich ist, um ganz  
bei der Stange des preussischen Grafen zu bleiben. Mit ihm hat er eine Figur von wirklichem Werte ge-  
schaffen. Auch die übrigen Gestalten des Buches zeigen eine feste Kontur und sind so klar umrissen, daß man  
sie sieht und nicht bloß ahnt. Die Kunst der Handlungsführung ist delikat und auf der Höhe moderner Ansprüche.

Johannes Richard zur Megebe.

tadellos eleganten Cavalier und Lebenskünstler, dessen Knack's darin besteht, daß er zu geistreich ist, um ganz  
bei der Stange des preussischen Grafen zu bleiben. Mit ihm hat er eine Figur von wirklichem Werte ge-  
schaffen. Auch die übrigen Gestalten des Buches zeigen eine feste Kontur und sind so klar umrissen, daß man  
sie sieht und nicht bloß ahnt. Die Kunst der Handlungsführung ist delikat und auf der Höhe moderner Ansprüche.

Von Johannes Richard zur Megebe sind ferner in unserm Verlage erschienen:

**Unter Zigeunern.** Roman von Johs.  
Richard zur Me-  
gebe. Preis gebettet M. 3.—, elegant gebunden  
M. 4.— In Saffian gebunden mit dem Familien-  
wappen des Autors in farbiger Prägung M. 10.—

Ein Urtheil über den Roman:

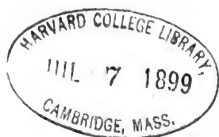
„Neues Wiener Tagblatt“: J. R. zur Megebe be-  
währt sich in seinem Werke „Unter Zigeunern“ als  
einer der Hervorragendsten auf dem Gebiete des Gesell-  
schaftsromans. Zwei besser geartete Menschentinder ge-  
taten unter die „Zigeuner des Salons“ und können nur  
durch den Tod sich vor dem traurigen Schicksal bewahren,  
ebenfalls Zigeuner zu werden. Die tiefe Tragik, welche  
in diesem Verzweiflungskampfe liegt, kommt in ergreifender  
Weise zum Ausdruck.

**Quitt!** Roman von Johannes Richard zur Megebe. 4. u. 5. Tausend. Preis gebettet M. 5.—,  
elegant gebunden M. 6.— In Saffian gebunden mit dem Familienwappen des Autors  
in farbiger Prägung M. 12.—

Ein Urtheil über den Roman:

„Münchener Allgemeine Zeitung“: Eine Fülle von Einzelscenen in dem Buche sind mit einer Kraft und An-  
schaulichkeit geschildert, daß man dabei zu sein glaubt und lange, nachdem man sie in sich aufgenommen, den Eindruck  
ist, farbenreicher Bilder behält.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



## St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges.

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1855.

(Schluß.)

2. September.

In der Universität höre ich, daß gestern Nachrichten eingegangen seien, nach denen die Südseite Sewastopols nach mehrtägigem Bombardement und furchtbaren Sturmangriffen geräumt worden. Ich fahre sogleich nach Hause, wo die Sache durch ein inzwischen eingegangenes Extrablatt bereits bekannt geworden ist.

Mittags erzählt der Onkel, er sei im Senat gewesen, dann im Klub. Die Bestürzung sei geringer, als man habe erwarten dürfen, da die Illusionen, denen man sich im vorigen Jahre hingegeben, einem entschiedenen Pessimismus Platz gemacht hätten. Damals seien Witze und Satiren auf die Verbündeten Mode gewesen, jetzt würden Karikaturen auf Gortschalow, Mentischikow und so weiter kolportiert. Redensarten wie „tschem chushe tjem lutshe“ (je schlechter desto besser) und „il faut espérer que la leçon a été assez forte cette fois“ bekomme man bedenklich oft zu hören. (Diese letztere Phrase ist mir aus Gesprächen mit Kameraden bereits bekannt.) Zum Kaffee erscheint unser Verwandter N., bestätigt, „daß es in der Krim immer schlechter“ gehe, und ergeht sich sodann in heftigen Reden über die „Canailen von Oesterreichern“, die an allem schuld seien und jetzt wohl über uns herfallen würden. Auch in Schweden werde gegen uns konspiriert, durchaus korrekt aber sei man in Berlin geblieben, wo unter anderm die heimliche Durchfuhr von Lütticher Gewehren zugelassen werde. Der alte Paslewitsch habe doch recht gehabt, als er zur Zeit allgemeiner Nichtachtung gegen Preußen diesen Staat und dessen König als die einzigen zuverlässigen Freunde gerühmt und den jetzigen Kaiser wegen seiner Spötereien über Friedrich Wilhelm IV. getadelt habe.

N. ist mit einer höchst merkwürdigen Einladung zu uns gekommen. Sein Bruder, der Wirkliche Staatsrat, ist mit einer Popentochter verheiratet, deren Schwester einen Popen zum Mann habe und soeben von schwerer Krankheit genesen sei. Der Pope wolle seinem deutschen Arzt zu Ehren ein großes Abendessen geben und lasse uns durch seinen Schwager bitten, an dieser Fete teil zu nehmen, und zwar in Uniform. Er wolle dem Doktor eine Freude machen,



indem er ihm Leute aus der höheren Gesellschaft, die ausländische Sprachen redeten, vorführe. Wir möchten ja kommen!

Nachdem N. uns verlassen hat, frage ich den Onkel, was das bedeuten soll. Er erzählt lachend das folgende.

N.'s Bruder sei Sekretär des Kommandements der Großfürstin K., habe dieselbe vor mehreren Jahren ins Ausland begleitet und ihr nach Beendigung der Reise mehrere tausend Rubel als Einnahme berechnet, die durch Benutzung der damaligen Höhe des Rubellurses gewonnen worden. Die Großfürstin habe das anfänglich nicht verstanden, da ihre früheren Reisebegleiter niemals mit dem Gelde auszukommen gewußt und niemals von einem „Kurse“ gesprochen hätten. Seitdem sei N. erklärter Vertrauensmann der hohen Frau, die ihn bei jeder Gelegenheit auszeichne. N. habe nun die Thorheit begangen, sich in eine Poptochter zu verlieben, die — den bestehenden Gewohnheiten nach — nur in ihrer Kaste heiraten gedurft, und für welche die Ehe mit einem Protestanten unmöglich gewesen. „Statt etwas Vernünftiges zu erbitten“, habe N. die Großfürstin beschworen, ihm zu seinem Glücke behilflich zu sein und der „Popowna“ die Heirats-erlaubnis zu erwirken. Die kaiserliche Hoheit habe sich anfangs gesträubt, sowohl wegen der Thorheit der Sache, als wegen der Bedenklichkeit einer Antastung klerikaler Gewohnheiten; schließlich aber nachgegeben und — nicht ohne Mühe — einen Immediatbefehl des Kaisers Nikolaus erwirkt. Jetzt sitzt N. mit seiner Poptochter da, die ein gutes Geschöpf, aber natürlich dumm, ungebildet und gesellschaftsunfähig ist. Wir nennen sie die „Haubentkönigin“, weil sie in ihrem Kopfschuß lange rote Bänder trägt. N. muß allein in die Gesellschaft gehen, da Madame als Poptochter (sie kann nicht einmal französisch) unmöglich geblieben und auf den Verkehr mit ihresgleichen angewiesen ist. Mit Popen könne man, wie alle Welt wisse, nicht umgehen. Ihre Schwester hat etwas von höherer Gesellschaft gewittert und will ihrem Doktor imponieren — Popen kann sie für einen Deutschen und Gelehrten doch nicht einladen! Wir wollen hingehen, du kommst schwerlich zum zweitenmal in ein Popenhaus, und an gutem Essen und Trinken wird es der Batjuschka nicht fehlen lassen. Kinder haben die Leute nicht, und der Pope hütet seine Frau wie ein rohes Ei. Stirbt sie, so muß er seine einträgliche Pfarrstelle aufgeben und Mönch werden, da Priester verheiratet sein müssen und die zweite Ehe ihnen untersagt ist. Sorg nur, daß deine Galauniform dazu fertig ist, das ist die Hauptsache. So abgemacht das auch aussehen wird — ich werde den Leuten zu Gefallen meine Orden anlegen.

Nachmittags gehe ich in die kaiserliche öffentliche Bibliothek. In den großen, auf Hunderte von Menschen eingerichteten Lesesälen sind nicht zwanzig Leute zu sehen. „Wo sollten die auch herkommen?“ meint der Better, „in die Bibliothek geht man gewöhnlich nur, um sich zu wärmen, und jetzt braucht ja noch nicht geheizt zu werden.“

10. September.

Mit einem Auftrage des Onkels zu Solohub gegangen, der jetzt in der großen Morskoi wohnt und den Winter hier zubringen will. Der Graf sitzt in

dem gewohnten Deshabillé rauchend da und zieht mich in ein längeres Gespräch. Er erzählt, daß er in Dorpat studiert habe und rät mir, dorthin zu übersiedeln. „Cette ville m'a laissée les meilleures impressions. C'est bien plus wissenschaftlicher que ce maudit Petersbourg et en même temps plus gemütlich“. Dann kommt er auf den bevorstehenden Umschwung in der Politik zu sprechen. Es gelte, die allgemeine Teilnahme für öffentliche Angelegenheiten zu wecken und den höheren Klassen klar zu machen, daß sie die lokale Verwaltung auf dem flachen Lande nicht erbärmlichen Tschinowniki überlassen, sondern — wie das in England herkömmlich sei — selbst in die Hand nehmen müßten. Tout le monde doit y contribuer und er habe beschlossen, das auch seinerseits zu thun. Ich glaubte, er wolle selbst aufs Land gehen und sich vom Adel zum Zyrawnik wählen lassen — davon aber ist nicht die Rede: der Graf schreibt ein einaktiges Stück, das diese Idee zum Gegenstande haben und einen vornehmen Herrn verherrlichen soll, der aus Patriotismus Landpolizeimeister geworden ist. Die Komödie führe den Titel „Tschinownik“ und werde in den nächsten Tagen beendet sein. Ob ich wohl geneigt sei, dieselbe ins Deutsche zu übersetzen, damit sie „probeweise“ auf den deutschen Theatern angeführt werde? Ich erkläre mich bereit, bemerke aber, daß das deutsche Theater wenig geeignet erscheine, russisch-patriotische Ideen zu popularisieren; die vornehme Welt ist hier niemals zu sehen. Solohub fährt dann fort, die Ueberlebtheit der bestehenden Zustände und deren Verderbtheit zu beleuchten. Es bedürfe eines großen moralischen Umschwungs im liberalen Sinne, — dieser Umschwung könne nicht ausbleiben, werde alsbald nach Beendigung des Krieges eintreten und so weiter. Beim Abschiede trägt er mir auf, den Onkel zu grüßen und ihm zu sagen, daß aus der Krim schlechte Nachrichten vorlägen. Sein Schwager, der junge Graf Wielehorski, früher Sekretär bei der Botschaft in London, sei als freiwilliger Teilnehmer an der Krankenpflege in die Krim gegangen und daselbst am Typhus erkrankt.

Bericht an den Onkel, der davon schon gehört hat und ein bedenkliches Gesicht macht: den ältesten Sohn habe der Oberichent, sein verehrter Gönner, verloren, just, nachdem derselbe zum Abjutanten des Thronfolgers, jetzigen Kaisers, ernannt worden —, der jetzt erkrankte zweite Sohn sei ein vortrefflicher Mensch und die Hauptfreude des Vaters. — Wenn Solohub vom bevorstehenden moralischen Umschwung spreche, so nehme sich das im Munde eines Mannes ziemlich komisch aus, der die tugendhafteste Frau von der Welt und ein halbes Duzend Kinder habe, nichtsdestoweniger aber ein unermüdlicher Lebemann, übrigens „der beste Mensch von der Welt“ (soll wohl heißen der gutmütigste) sei und stets die besten Vorzüge hege.

Abends zum ersten Male in der Großen Oper, um den „Freischütz“ italienisch zu hören. Unvergleichliche Besetzung: Zamberlik als Max trägt das „Mia bosci illa pradi“ („Durch die Wälder, durch die Auen“) mit wahrhaft entzückender Stimme vor, — die Grisi macht die Agathe, Lablachez ziemlich unschöne Tochter das Nemmen, er selbst den Eremiten. Ich hatte den unförmlich

dicke, riesengroßen Mann vor einigen Tagen mühsam aus der Postkutsche kriechen sehen, in welcher er die weite, ich glaube fünfmal vierundzwanzig Stunden dauernde Reise von Berlin hierher zurückgelegt hatte. Sein mächtiger, mit nichts zu vergleichender Baß machte das ganze Haus vibrieren und übertönte das Orchester.

Neben mir saß ein polnischer Kamerad Graf M., der merkwürdig gut Bescheid wußte und trotz der Kürze seines hiesigen Aufenthalts alle Personen von Distinktion zu kennen und die Standalchronik der vornehmen Welt auswendig zu wissen schien. In der vordersten Parkettreihe saß ein General mit kohlschwarzem Haar und Bart, prächtig weißem Teint und glänzenden Zähnen, der sich mit jugendlicher Leichtigkeit bewegte und sein Glas beständig in den zweiten Rang richtete. C'est le Comte Adlerberg, Ministre de la cour et grand maître des postes — le général peint par lui même, der Mann, an dem alles falsch ist, auch die Seele. Er hat die Sechzig längst hinter sich, spielt aber immer noch den Jüngling und sieht eben zu seiner Geliebten Mina Iwanowna hinauf, — einem Bauernmädchen, das er an einen in Sibirien dienenden Staatsrat verheiratet hat. Sein Sohn ist Generaladjutant und nächster Freund des Kaisers. — Zur Seite Adlerbergs stand ein hochgewachsener, etwa fünfzigjähriger Mann von gebieterischem Aussehen, das gelockte Haar leicht ergraut. Er trug Generalsuniform und war mit den goldenen Achselnähren des Generaladjutanten geschmückt. Es war Graf Drlow (Alexei Feodorowitsch), der mächtigste Mann Rußlands und nächste Freund des verstorbenen Kaisers — seit vielen Jahren Chef der dritten Abteilung und als solcher Mitwisser aller politischen Geheimnisse. Man sieht ihm den Hercules an, der mit einem Faustschlage den Anführer eines rebellischen Bauernhaufens von 1831 tötete. Der Onkel meint übrigens, daß Drlow faul geworden sei und die Leitung der Geheimpolizei seinem Gehilfen und Stabschef Dubbelt überlasse. — Drlow ist derselbe, auf den Puschkyn das bekannte böshafte Gedicht gemacht hat, und den der Kaiser im vorigen Jahre nach Wien schickte. Der hinter ihm sitzende Zivilist wurde von M. als der Reichssekretär Budtow bezeichnet, le plus grand vautrien de Petersbourg, mais un homme d'esprit. — Die Namen der übrigen anwesenden großen Herren, welche der findige Pole mir nannte, weiß ich nicht mehr. In den beiden ersten Reihen des Parketts sitzen ausschließlich Personen vom höchsten Range — die kaiserliche Loge stand leer, im übrigen war das Haus trotz der schlechten Zeiten dicht besetzt.

Drollig nahm es sich aus, daß unter den Mitgliedern des diplomatischen Corps, deren Namen bei Vorfahrt ihrer glänzenden Karossen abgerufen wurden, auch derjenige des Botschafters (Wofflomit) von Hessen-Domburg figurierte; der unansehnliche alte Mann, der in den bescheidenen Einspanner kletterte, sollte einen Botschafter vorstellen!

\*

12. September.

Popenabend. Unser Gastgeber wohnt in einem niedrigen, aber geräumigen Hause in der Nähe der Kettenbrücke. In dem glutheißen Empfangszimmer, das süßlich roch, altmodisch möbliert und mit einem halben Duzend Kerzen beleuchtet

war, saßen die Popenfrau, ihre Schwester, die Brüder N., einige Personen, die nicht vorgestellt wurden, der Doktor (en frac) und vier oder fünf Kinder um einen mit Kuchen und Süßigkeiten bedeckten Tisch, um Lotto zu spielen. Schleppende, mühsame Unterhaltung, die fortwährend durch Aufforderungen zum Essen und Theetinken unterbrochen wurde. Der Onkel und ich sprachen mit dem Doktor deutsch, die übrige Gesellschaft russisch; der Hausherr war nicht sichtbar, an seinen geistlichen Charakter erinnerten indessen zwei Heiligenbilder, vor denen Lampen brannten. Den Lottoeinsatz bildeten Konfitüren, das Spiel schien die Hauptunterhaltung des Abends zu bilden und dauerte bis nach zehn Uhr. Dann folgte ein Abendessen mit ungezählten, gutbereiteten Speisen, unter denen sich eine Anzahl fetter Nationalgerichte befand, die mir neu waren. Dazu wurden Sherry und Rotwein aus kleinen Gläsern getrunken und Scherze gemacht, die nicht recht in Gang kommen wollten, weil man mit dem Essen vollauf zu thun hatte. Meinem Platz gegenüber befand sich eine mit einem Tuch verhängte Thür, hinter welcher gedämpfte Männerstimmen laut wurden. Als ich nach Beschluß der Mahlzeit in das geheimnisvolle Gemach trat, bot sich ein höchst eigentümliches Bild dar. Vier Männer mit langen Bärten, sämtlich Popen, saßen, aus langen Pfeifen rauchend, um einen Tisch und spielten Karten! Sie hatten — wohl der Hitze wegen — ihre langen geistlichen Gewänder abgeworfen und saßen in buntfarbigen Hemden und hohen, enganschließenden Westen da. An den vier Ecken des Kartentisches standen große Punschgläser, denen fleißig zugesprochen wurde. Besonders auffallend erschien mir das jüngste Mitglied des vierblättrigen Kleeblatts, ein langer, magerer Mann mit schwarzem Haar und Bart, blassem Gesicht und dunkeln, unheimlich funkelnden Augen. Neben ihm saß ein dicker, behäbiger Herr mit rotem, schmunzelndem Gesicht, rotem Bart und brandrotem Hemde, — diesem zur Seite ein kleiner Mann mit dichtem, wie aus Holz geschnittenem Bart und unbeweglicher Miene. Der Hausherr, ein wohlaussehender, freundlicher Herr erhob sich, fragte nach meinem Befinden, dankte für meinen Besuch, lud mich zum Niedersitzen ein und lehrte sodann zu seiner Beschäftigung zurück. Offenbar befanden die vier geistlichen Herren sich im Zustande vollsten Behagens: machte einer einen Trumpf, so knallte er mit seiner Karte auf den Tisch! Auch an Witzen und Zwischenbemerkungen humoristischer Natur fehlte es nicht. Der Humorist der Gesellschaft schien der Notbart zu sein. Das gesamte, von dichtem Tabakrauch umgebene Bild, machte einen so charakteristischen Eindruck, daß ich bei dem Anblick desselben wohl eine Viertelstunde lang verweilte und zu der übrigen Gesellschaft erst zurückkehrte, als diese zum Aufbruch rüstete. Die geistlichen Kartenspieler nahmen von dem allem keine Notiz und setzten ihr im „Studierzimmer“ des Hausherrn begonnenes Geschäft wahrscheinlich noch einige Stunden lang fort. — Diese Trennung des geistlichen und des weltlichen Elements schien dem Herkommen zu entsprechen, da niemand sich über dieselbe wunderte und da (soweit ich wahrnehmen konnte) der Dame des Hauses nicht einmal Empfehlungen an den unsichtbar gebliebenen Gemahl aufgetragen wurden.

15. September.

Mittags zwei Uhr aus der Universität heimgekehrt treffe ich den Onkel in ungewöhnlicher Erregung an. Er ist bei dem Grafen Wielehorsti gewesen, um sich nach dem Befinden des kranken Sohnes zu erkundigen, und hat dabei ein förmliches Abenteuer erlebt.

Da das Vestibül leer steht und der Schweizer trotz wiederholten Rufens nicht sichtbar wird, steigt der Onkel die zu dem Zimmer des Grafen führende Treppe hinauf: auf der Mitte derselben begegnet ihm der Kaiser, der den Finger auf den Mund legt, ihn wieder hinabzusteigen heißt und sodann mitteilt, daß der junge Graf seiner Krankheit erlegen sei. Die Todesnachricht war dem Monarchen telegraphisch zugegangen, der die schwere Pflicht, dieselbe dem Vater beizubringen, persönlich übernommen hatte. „Der Monarch,“ so berichtete der Onkel, „war selbst tief bewegt und riet mir, den betrübtten alten Herrn erst morgen aufzusuchen. Seine Majestät erkannten mich sogleich, nannten mich bei Namen, zeigten sich auch bei dieser unvermuteten Begegnung sehr gnädig.“

Längere Unterhaltung über das Wielehorstische Haus, das neben dem Ljowffschen viele Jahre lang den Mittelpunkt des Musiklebens der Residenz abgegeben hatte. Graf Michel, Oberchenk und Gemahl einer Prinzessin Viron von Kurland, ist selbst Komponist, war mit Puschtin eng befreundet und gilt für einen der ersten lebenden Musikkenner; der jüngere Bruder, Graf Matthieu, Hofmarschall der Großfürstin Helene und ehemaliger Schüler A. Rambergs, ist unverheiratet, lebt im Hause des Bruders und spielt vortrefflich Violoncell. Liszt, Schumann und Frau, Adolf Henselt und Henriette Sonntag (Gräfin Kossfi) sind Freunde des Wielehorstischen Hauses gewesen, in welchem sie vor versammeltem Hof musiziert haben. Ergößliche Erzählung von dem Lisztschwindel der vierziger Jahre, von welchem die jetzige Kaiserin-Mutter Alexandra mitergriffen gewesen, und der sein Ende erst erreicht habe, als dem gefeierten Klavierspieler wegen angeblicher Unhöflichkeit gegen Seine Majestät (Liszt hatte die Aeußerung des Kaisers Nikolaus: „Als Kommandeur eines österreichisch-ungarischen Husarenregiments bin ich quasi Ihr Landsmann“ — unbeantwortet gelassen) der Hof verboten worden war.

Als Gemahlin des sardinischen Gesandten Kossfi hat Henriette Sonntag im Wielehorstischen Hause die große Arie der Agathe (Freischütz) so entzückend gesungen, daß die jungen Großfürsten mit ihren Säbeln das Parkett zerstampften, und daß der Kaiser die Sängerin um Wiederholung dieses Vortrags im Palais-Theater bat. Da Seine Majestät zum Beschluß des Abends zwei Tänzerinnen der Hofbühne hatte kommen lassen, und diese einen Balletttanz aufführten, wurde die Sache in Turin übel aufgenommen und Graf Kossfi bald darauf nach Berlin veretzt.

\*

25. September.

Trauriges, lichtloses Herbstwetter, das seit Wochen anhält und Nebel, Regen und Stürme bringt. Allgemeine Depression, die durch immer schlechtere Nachrichten aus der Krim und zunehmende wirtschaftliche Mißere genährt wird. Der Onkel klagt, daß alle Klassen erschöpft sind, die Kurse sinken, Gold und Silber=

geld spurlos verschwunden sind. Dabei würden die Gewerbsleute immer schwieriger. Heute früh ist der Onkel von einem Hoffourier geweckt worden, der eine Ordre mitteilte, durch welche er selbst und eine Anzahl anderer Personen (darunter ein Ministeradjunkt) „auf höheren Befehl“ angewiesen wurden, sofort ihren Schneider zu bezahlen! Dieser Mann — „natürlich“ ein Franzose — war durch Ausbleiben aller Zahlungen in schwere Verlegenheiten geraten, hatte in der Verzweiflung seine hübsche junge Frau zu einem „sehr hohen Beamten des Hofministers“ geschickt und durch diesen einen Zahlungsbefehl an seine vornehmsten Schuldner „exportiert“. Der Fourier hat dem Onkel die Liste gezeigt, „lauter gute Namen“, fügte er tröstend hinzu.

\*

28. September.

Die Universitätsvorlesungen sind von entsetzlicher Langweiligkeit, nur diejenigen von Kulmylow (Encyclopädie) und Kutorga (Geschichte) einigermaßen ansprechend. Das Kolleg über russisches Staatsrecht beschränkt sich auf die endlose Aufzählung von Behörden, Ministerwahlrichtungen, Kompetenzen der verschiedenen Ressorts und dergleichen. Dabei heißt es alle Augenblicke, „wenn nicht etwa ein allerhöchster Befehl anders verfügt“.

Auf dem Kriegsschauplatz scheint eine Art von Stillstand eingetreten zu sein. Von der Einnahme des Malatow und des „grünen Hügel“ werden Wunderdinge erzählt: die Engländer hätten die Gewohnheit, ihre Sturmangriffe im Paradeschritt auszuführen, was noch imposanter wirke als der unwiderstehliche „Elan“ des französischen Sturmanlaufs. Die Erzählungen über die Vorgänge in der Krim bleiben stets dieselben: Unfähigkeit unsrer Generale, die ihre tapferen Soldaten nutzlos opferten — Bedauern darüber, daß wir Molodzi (fixe Jungen) wie die Franzosen zu Feinden hätten, — vor allem Schimpfen auf die undantbaren Oesterreicher und die abscheulichen Engländer, die an allem schuld seien. Die Kameraden scheinen sich um diese Dinge weniger zu kümmern, als um die Karikaturen, frondierenden Verse und die sogenannten geheimen Denkschriften, die in Umlauf gesetzt werden, von denen ich aber noch nie etwas zu sehen bekommen habe. Auf die gelegentlich auftauchenden Gerüchte von Unterhandlungen mit Wien und Paris soll nichts zu geben sein, obgleich man immer wieder sagen höre, daß es so nicht weiter gehen könne et que nous étions à bout de nos ressources.

\*

2. Oktober.

Kuriose Dinge, die hier passieren. Der Wirkliche Staatsrat F., ein Freund des Onkels, giebt eine musikalische Soiree, zu welcher ich mitgenommen werden soll, und mit der es die folgende, merkwürdige Bewandtnis hat.

F. schuldet dem Juwelier L. Säftigen (in der Morzkoi) dreizehnhundert Rubel auf Wechsel, ist verklagt worden und kann nicht zahlen. Er wendet sich an den Präsidenten des Gerichts, dessen Tochter Kleopatra Patin der Gräfin Kleinmichel ist, und der sich dieser wichtigen Beziehung wegen „etwas erlauben darf“. Der

Präsident hat den Juwelier kommen lassen und ihm „begreiflich gemacht“, daß ein Respit von sechs Wochen geboten erscheine, und daß ein solcher Herrn F. bereits bewilligt worden sei. Da F. kein Geld hat, ist er nicht in der Lage, dem Präsidenten die in dergleichen Fällen übliche „Erkenntlichkeit“ zukommen zu lassen. Dafür hat er ihm einen Dienst zu erweisen versprochen. Der Präsident, der nur mit einem Fuß in der vornehmen Gesellschaft steht und seine „Cléopache“ in derselben zu verheiraten wünscht, fühlt das Bedürfnis, mit einigen hochgestellten Personen, die er nur wenig kennt, en petit comité zusammenzutreffen. Das hat F. sich zu nütze gemacht und seinen Einfluß als Kunstmäcen dazu aufgeboten, Knecht und einen bekannten Bratschisten der Hofkapelle in seinem Hause einen Musikabend abhalten zu lassen; die beiden Maurer (den alten Louis und dessen Sohn Wjewolod) soll der Onkel als alter Bekannter dieser Künstler zur Annahme einer Einladung bestimmen. Ist das geschehen, so gedenkt F., den Fürsten Galyzin von der Wittschriftkommission und den Geheimrat Westmann, Direktor der Kanzlei des auswärtigen Ministeriums, einzuladen. Beide Herren sind enthusiastische Verehrer guter Kammermusik und lassen Gelegenheiten, solche privatim zu hören, nicht leicht unbenutzt. „Trifft der Präsident diese sonst wenig sichtbaren gros bonnets im F.schen Hause, so ist alles in Ordnung und kann vielleicht noch ein fernerer Respit erlangt werden.“

\*

5. Oktober.

Musikalische Soiree bei F. Wir treffen gleichzeitig mit den Künstlern ein, dann erscheint der Präsident mit Frau und Tochter. „Cléopache“ ist eine hübsche Blondine, etwa achtzehn Jahre alt und von großer Sicherheit des Auftretens, von mir nimmt sie keine Notiz. Die Mutter, nicht hübsch aber elegant aussehend, unterhält sich mit der Tante und Frau F. französisch, der kleine, dicke Präsident zieht das Russische vor. Daß er den Wladimir dritter Klasse um den Hals trägt, verrät den „Tschinowuit“, der nicht zu wissen scheint, daß zum Zivilfrack nur Sterne getragen werden dürfen. Während wir Thee trinken erscheint Galyzin, ein grauhaariger, steifer Mann mit zwei Sternen „auf der guten Seite“ und feierlich ernsthafter Miene, später Westmann, eine hagere Figur in zugeknöpftem Rock. Gegen den Präsidenten zeigen beide Herren sich ziemlich zurückhaltend; Westmann spricht überhaupt nur wenig, Galyzin sagt dem jungen Mädchen einige freundliche Worte. Es wird eines der Rasumowsky-Quartette von Beet-hoven, dann das letzte Quartett von Schubert gemacht, dem beide große Männer mit Aufmerksamkeit zuhören. Der Präsident sagt in den Pausen wiederholt prekrassno und prelest (sehr schön — eine wahre Pracht), scheint von der Musik aber ebensowenig zu verstehen wie das Fräulein, das ziemlich gelangweilt dreinsieht. Nach Beschluß der Musik elegantes Abendessen. Galyzin unterhält sich vornehmlich mit dem alten Maurer, der Onkel erzählt von seinem Verkehr mit Liszt und Chopin, die er als junger Mann in Paris kennen gelernt hatte, von des letzteren Verhältnis zu George Sand, von deren unleidlich emanzipierten Manieren und so weiter — schließlich von Begegnungen, die der ältere Wielehorsti



zur Zeit des Wiener Kongresses mit Beethoven gehabt. Beethoven war in die schönste Frau des damaligen Wien, die Gräfin Fuchs, verliebt und erschien zuweilen am Theetisch dieser Dame. Hat die Gräfin ihn, zu spielen, so phantasierte der große Künstler im großen Salon am Flügel, indessen wir „thörichten jungen Leute“ der Dame des Hauses im Nebenzimmer den Hof machten, und nur einzelne ältere Herren der Musik mit voller Aufmerksamkeit folgten.

Um zwölf Uhr fuhren die großen Herren nach Hause. Es werden Zigarren gebracht, und F. erzählt von der Carriere der beiden vornehmen Gäste. Westmann ist Postbeamter, dann Postzeutor für die ausländischen Zeitungen gewesen, hat sich als solcher dem Grafen Nesselrode zu empfehlen gewußt, ist dessen nächster Vertrauter geworden und wird unzweifelhaft nächstens towarischtsch (Minister-Adjunkt) werden. In der Gesellschaft ist er fast niemals sichtbar und dabei von sprichwörtlicher Schweigsamkeit — übrigens bien-intentionné und zuweilen gefällig. (Der Onkel stimmt lebhaft zu, denn Westmann ist sein besonderer Gönner.) Dann geht das Gespräch auf Galyzin (Alexander Feodorowitsch) über. Er gehört zwar den „guten Galyzins“ an (ein Zweig dieses zahlreichen Fürstengeschlechtes ist in Armut und Unbedeutendheit versunken), hat zu dem „großen“ Alexander Nikolajewitsch (dem Busenfreunde und Kultusminister Alexander I.) indessen in keinem näheren Verwandtschaftsverhältnis gestanden und seinen Weg ziemlich selbständig gemacht. Der Onkel glaubt „bestimmt“ zu wissen, daß der Fürst in Riga geboren worden, wo sein Vater Gouverneur war. F. stellt das in Abrede, da der Rigaer Gouverneur nicht Feodor, sondern Sergej Feodorowitsch geheißen habe. Früher im diplomatischen Dienste thätig, wurde Fürst Alexander Feodorowitsch zum großen Mann, als er im Jahre 1849 an die Spitze einer der beiden geheimen Kommissionen trat, welche zur Untersuchung und Bestrafung der Petraschewskischen Verschwörung niedergesetzt wurden. Obgleich alle Ressorts (mit alleiniger Ausnahme derjenigen des Auswärtigen, der Domänen und der Justiz) in dieser Kommission vertreten gewesen, und obgleich so ausgezeichnete „Fachleute“ wie Sachtsinski von der dritten Abteilung derselben angehörten, habe Galyzin seine sämtlichen Kollegen an Scharfblick und Inquisitionstalent übertroffen und dadurch die besondere Gnade des verstorbenen Kaisers erworben. Zum Staatssekretär und Präses der Bittschriftenkommission ernannt, habe er seitdem in allen geheimen Untersuchungskommissionen und bei der Entscheidung aller politischen Prozesse das entscheidende Wort gesprochen. Daß der Fürst (wie der Onkel behauptete) ein „gutes Herz“ habe, bestritt F. nicht direkt, konstatierte indessen, daß der Fürst allgemein und auch bei der dritten Abteilung hoch angesehen (gefürchtet?) sei. Er ist „piocheur“ und verläßt die Residenz auch im Sommer nicht. Um an die „schöne Jahreszeit“ erinnert zu werden, läßt er während derselben eine Palme in sein Arbeitszimmer stellen!

Beim Aufbruch dankt der Präsident für den „interessanten Abend“, was sich wohl mehr auf die beiden großen Herren als auf die Musik bezieht. Wir sitzen noch eine Viertelstunde zusammen. Es werden Meinungen darüber ausgetauscht, ob und wie lange dieser „homme taré“ sich werde halten können, da die Stellung

seines hohen Beschützers, des Grafen Kleinmichel, mehr und mehr ins Schwanken gekommen sei. Kleinmichel ist von dem gegenwärtigen Kaiser stets ungünstig behandelt worden, hat mehrere der nächsten Freunde Seiner Majestät zu Gegnern und ist seit geraumer Zeit nicht mehr zum Dollad (Immediatbericht) beschieden worden. Des Präsidenten Hauptstütze ist übrigens die Gräfin Kleinmichel, die sich als Patin des Töchterleins für die Familie interessiert, in welcher Mademoiselle Cléopâtre „wie ein Obraz“ (Heiligenbild) behandelt wird.

\*

16. Oktober.

Familieneffen bei unserm Verwandten G. Die Frau ist Russin (Generals-tochter) und im Smolnalkloster erzogen worden. Zum Essen erscheinen der Onkel der Dame, P. S., und zwei Neffen, die Ministerialbeamte sind, sich übrigens wenig bemerkbar machen und nach Tisch wieder verschwinden. P. S. ist Staatssekretär und Geheimrat, spricht aber schlecht französisch. Obgleich er für einen dobry maly (guten Kerl) gilt, ist er mir, trotz wiederholter früherer Begegnungen, ziemlich fremd geblieben, vielleicht weil ich Deutscher bin. Er wird ehrfurchtsvoll behandelt, soll ein „sehr großes Tier“ sein, „alle Menschen kennen“ und beträchtlichen Einfluß üben. Der kleine, klapprig aussehende Herr erscheint pünktlich zur Mahlzeit, trägt wie immer den Bizjefrock mit zwei Sternen (auf der guten Seite), eine dunkelbraune Perücke, hellgelbe Handschuhe und Lackschuhe, die ihm offenbar zu eng sind. Wie immer erzählt er von all den hohen Beamten, die er im Laufe des Tages gesehen, und von denen er viele schon gekannt hatte, „bevor sie auch nur in der vierzehnten Klasse (dem niedrigsten Rang) standen“. Er sieht verstimmt aus, murmelt etwas von schlechten Zeiten und unnützen Neuerungen, ist sehr wenig und trinkt sehr viel Rotwein. Nach Tisch gehen wir in G.'s Kabinett, wo Kaffee getrunken und geraucht wird; während wir plaudern, liest P. S. das „Journal de St. Petersbourg“, breitet es sodann aus, bedeckt damit das ehrwürdige Haupt und schläft — lerkengerade auf dem Sofa sitzend — fest ein. Ich will mich zurückziehen, G. und der Onkel aber sagen lachend: „Stör den Alten nicht durch Ruhe!“ und fahren in der Unterhaltung fort, indem sie bemerken, P. S. sei gewohnt, entweder im Schatten des offiziellen Organs oder aber stehenden Fußes im Theater seine Siesta zu halten. Nach einer halben Stunde erwartet, verlangt er Thee, küßt sodann der Hausfrau mit einem: „Bon soir ma niece“ die Hand und ruft nach seinem Wagen, um (wie Repetilow im Gribojedow'schen Lustspiel) noch „irgend wohin“ zu fahren.

Nachdem er uns verlassen, winkt G. uns in das Kabinett zurück, schließt die Thür und erzählt, wohl um nicht von den Dienern verstanden zu werden, auf gut deutsch: „Kinder, der Alte ist verliebt und folglich verrückt. Heute früh war sein vieljähriger Diener Pimen bei mir, um in höchster Erregung zu berichten, was der Herr gestern angegeben habe. Er sei gegen zwölf Uhr nachts nach Hause gekommen, hat in dem großen Porträtzimmer drei Tische zusammenrücken und auf dieselben zwölf brennende Kerzen so aufstellen lassen, daß dieselben eine zu seinem großen Delbilde führende „Allee“ bildeten. (Er hat sich à la

Puschkin und Lord Byron in Almariva malen lassen.) Gegenüber dem Bilbe hat der Alte Platz genommen, Champagner kommen lassen, mit lauter Stimme ausgerufen: „Andre leben in der Proja, ich aber bin Dichter“, und dann Wein getrunken, bis er auf das Sofa umgefallen. Weiter habe der alte Pimen berichtet, ein anderer Diener habe in sichere Erfahrung gebracht, daß der Herr im Begriff stehe, die dreißigjährige, noch sehr „frische“ (dowolno swashaja) Witwe eines Husarenleutnants zu heiraten. Er wolle die Sache aber bis wenige Tage vor der Hochzeit geheimgehalten wissen, „um nicht von den Verwandten geniert zu werden“. „Natürlich,“ schließt G. seinen Bericht, „sind wir sehr unglücklich darüber, aber es ist nichts zu machen, der Alte rennt in sein Verderben und beraubt unsre Kinder. Wer hätte das von einem Manne in seinen Jahren gedacht, der schon unter Alexander I. in den Dienst getreten, der der intimste Beamte des Grand Galzin gewesen ist, und der nie von etwas anderm als von seiner und seiner Freunde Carriere redet? Ich glaube, alle Russen sind verrückt (toqués),“ fügte G. seufzend hinzu. (Er dient seit zwanzig Jahren in der Garde, hat eine Russin zur Frau und spricht nur mit uns Verwandten deutsch.)

\*

26. October.

Kleinmichel ist entlassen! Der Onkel bringt die Nachricht aus dem Senat mit, wo dieselbe das Tagesgespräch bildet. Das kaiserliche Reskript soll bereits morgen publiziert werden, übrigens sehr gnädig lauten und den „nachgeachteten“ Abschied bewilligen. Man wisse, was das heißen solle, halte es aber gleichwohl für angemessen, daß gegenüber einem Vertrauensmann des Seligen die „déhors“ gewahrt werden.

Nachmittags erscheint G. Die Heirat des alten P. S. ist beschlossene, der Familie bereits mitgeteilte Sache. Die „Braut“ hat den schuldigen Besuch schon gemacht und die Hochzeit auf den nächsten Sonntag angeetzt. Den Verwandten hat Madame keinen günstigen Eindruck hinterlassen; sie hat zwei Kinder und einiges Geld, zeichnet sich aber durch unfröhliche Manieren aus. „Der Person“ soll allein daran gelegen sein, hoffähig zu werden und ihren Sohn im Pagen-corps zu plazieren, wozu P. S.s Beihilfe erforderlich erscheint.

Kleinmichels Entlassung bildet nach wie vor das Gespräch des Tages. In der Gesellschaft sieht man dieselbe als Vorläufer anderer Veränderungen an. Ein als Wigbold und Karikaturenzeichner bekannter Pole hat bereits ein Bild in Umlauf gesetzt, das die gegenwärtige Situation darstellt: „Kleinmichel sitzt in einem Kinderschlitten, der einen steilen Berg hinuntergleiten soll, und sieht sich nach Gefährten um. Neben dem Schlitten stehen Brod (der Finanzminister) und der lange V. F. Panin (Justizminister) und bekompimentieren einander um den Vortritt.“ Kleinmichels Funktionen sind vorläufig seinem Gehilfen, dem alten General Gerßfeld übertragen worden, einer ehrlichen Haut, von der niemand begreifen kann, wie sie es so viele Jahre neben dem brutalsten aller Chefs aus- gehalten hat.

\*

30. Oktober.

Quartettabend beim General Ljwoff, zu dem der Onkel mich mitnimmt. Der General ist Komponist der Nationalhymne und einer in Dresden aufgeführten Oper „Undine“, vorzüglicher Violinspieler und Liebling des Hofes. Er sieht wie ein Zigeuner aus und spielt in weit aufgetropfter Uniform mit vielem Feuer die erste Geige. Im Nebenzimmer wird an zwei Tischen Preference gespielt — die Spieler sind Generale und sonstige vornehme Herren.

Obrist S., ein vorzüglicher Spieler, ist (wie der Onkel abends erzählt) gestern abend bei dem Postdirektor A. zur wöchentlichen Kartenpartie gewesen und hat mit dem Souschef der dritten Abteilung (politischen Polizei), dem berühmten General Dubbelt, an demselben Tische gegessen. Bei Erwähnung der Skatatur auf die „Schlittensfahrt“ Kleinmichels hat der General bitter gelacht und unter anderm gesagt: „Na — diesen Schlitten, in dem das alte Rußland sitzt, haben wir dreißig Jahre lang mühsam den Berg hinaufgezogen — jetzt läßt man ihn in den Abgrund fahren.“ Einem andern Bekannten gegenüber hatte Dubbelt schon früher zu verstehen gegeben, daß sein Ressort nicht mehr auf der früheren Höhe gehalten werden könne, wenn Seine Majestät fortfahre, Meldungen über freche Reden und liberale Ideen abzulehnen oder als bloße „pusztjaki“ (dummes Zeug) zu behandeln. „Tout va s'écrouler avec le temps.“ „Solange Graf Alexei Feodorowitsch (Orlow) das Ressort leitet, bleibe ich im Dienst — geht er einmal, so gehe ich auch: mag der Militärjchneider dann zusehen, wie er ohne mich und Sachinski fertig wird.“ „Militärjchneider“ wird der Kriegsminister Fürst Wassily Andrejewitsch Dolgoruki genannt, weil er die Uniformen der Garde wiederholt geändert und unter anderm die roten Beinkleider der Generale „erfunden“ hat. Man nimmt an, Dolgoruki sei zu Orlows Nachfolger in der dritten Abteilung designiert.

\*

4. November.

G. und N. wollen wissen, daß Verhandlungen im Sinne des Friedens vorbereitet werden. Dieselben sollen nicht ohne Aussicht auf Erfolg sein, da A. F. Orlow stets Gegner des Krieges gewesen ist und der alte Pastewitsch jetzt in demselben Sinne aus Warschau schreibt; die Mißerfolge des von ihm empfohlenen Fürsten Michael Gortschatow hat der Feldmarschall sich zu Herzen genommen, und Gegner des Krieges ist der alte Herr stets gewesen, weil er von auswärtigen Schwierigkeiten die Erschütterung unsrer guten Beziehungen zu Preußen fürchtete. Er hält sich für den einzigen wirklichen Feldherrn Rußlands, weiß aber, daß er zu alt und zu krank ist, um jemals wieder kommandieren zu können. — Man nimmt an, die Herberufung des bei der alten Kaiserin in besonderen Gnaden stehenden Gesandten in Hannover, Fontou, sei durch Pastewitsch veranlaßt worden.

Nachmittags in der Universität. Von Krieg und Frieden ist hier nicht die Rede, sondern immer nur von Skandalgeschichten. In Helsingfors ist ein finnländischer Student, Schanz, relegiert worden, weil er „Wivat Viktoria“ gerufen

hat, — auch in Warschau sind, nach der Erzählung polnischer Kameraden, Verhaftungen vorgekommen, die Aufsehen erregen. — D. bietet mir ein Heft über Staatsrecht zu billigem Preis an. — Da das Kursexamen bereits im Frühjahr beginnt, muß man sich wohl hinter die Bücher setzen — richtiger hinter die Hefte —, denn Bücher sind nach Meinung der Kameraden überflüssig.

\*

Weihnachtsabend.

Traurige Weihnachten. Wir sollen den heiligen Abend bei G. zubringen, wo für die Kinder ein deutscher Weihnachtsbaum angezündet werden wird. In der Universität haben die Ferien bereits in voriger Woche begonnen, — bei den ungeheuren Entfernungen und schlechten Wegen ist an Reisen nicht zu denken.

\*

25. Dezember.

Der „Deutsche Weihnachtsabend“ bei G.s ist ziemlich kläglich verlaufen, — es fehlte die Stimmung, und die russischen Teilnehmer zeigten absolut kein Verständnis für den Tjelka (Tannenbaum).

Während wir beim Abendessen sitzen, erscheint P. S. im gewohnten Aufzuge, aber mit verändertem, verfallenem Gesichtsausdruck. Er überreicht der Tante eine Bonbonnière „pour la fête“ und erklärt dem Herrn des Hauses, daß er sehr ermüdet sei und in dessen Zimmer auszuruhen wünsche.

G. geleitet ihn in das Kabinett und kommt nach einer Viertelstunde wieder. „Die Geschichte ist zu Ende — Kasjchaliß“ (sie sind „auseinandergesahren“, technische Bezeichnung für Trennung einer Ehe, da Scheidungen in der russischen Kirche so gut wie unmöglich sind). Der arme P. S. ist von der „Person“ — in die er immer noch verliebt zu sein scheint — ganz entsetzlich behandelt worden. Wenige Tage nach der Hochzeit ist in der Person eines stämmigen Rittmeisters von den Gatschinatschen Kürassieren ein „Freund“ erschienen, der zum Mittag- und Abendessen geblieben ist, dann das junge Paar in die Loge begleitet hat, und der seitdem täglich wiederkommt. P. S. hat anfangs geschwiegen, dann der Frau Gemahlin Vorstellungen gemacht und zur Antwort erhalten: „Was er sich denn einbilde? Sie habe ihn seines Ranges und nicht seiner Person wegen geheiratet und damit sei es gut.“ — Heute mittag ist es zum Clat gekommen, Madame hat höhnisch erklärt, daß die gemeinsame Wohnung ihr gehöre, daß sie die Verfügung über dieselbe habe, und daß P. S. thun könne, was ihm beliebe. Dem armen Alten ist nichts übrig geblieben, als in seine Junggesellenwohnung zurückzukehren, die Pimen notdürftig einzurichten im Begriff ist. In dem einsamen Hause hat der unglückliche Ehemann es indessen nicht aushalten können. — Bei dem Bericht darüber sei er vollständig zusammengebrochen, — jetzt schein er eingeschlafen zu sein.

Wir bleiben noch bis Mitternacht beim Glase Punsch beisammen. Als wir aufbrechen, erfahren wir, daß der alte Herr, ohne sich zu verabschieden, vor einer halben Stunde nach Hause gefahren ist.



## Der Schatz im Himmel.

Eine kuriose Geschichte.

Von

Franz Ferdinand Heitmüller.

(Schluß.)

Seither war über ein halbes Jahr vergangen. Weihnachten und Neujahr waren vorüber, und nun es gegen das Frühjahr gieng, gab es auf dem Lande wieder viel zu thun. Obwohl die Tage immer länger werden, glauben die Bauern, sie werden immer kürzer. Sie reichen nicht mehr aus für all die zudrängende Arbeit auf den Höfen und Aekern.

Und dieses Jahr war's besonders schlimm.

Die Plackereien mit den Leuten wollten kein Ende nehmen. Wenn man ein Wort sagte, schnürten sie gleich ihr Bündel, und dann saß man da, und die Arbeit blieb erst recht liegen. Und jeden Tag wurde es ärger.

Seitdem die große Glashütte sich zwischen die Stadt und das Dorf geschoben hatte, kamen die Bauern aus der Leutenot nicht mehr heraus. Es war überhaupt kein Gesinde mehr aufzutreiben, und selbst wenn man sich die Leute von weit her mit vielen Kosten kommen ließ — auf die Dauer blieben sie doch nicht.

Alles drängte zur Fabrik, die wie ein großes, zuckendes, rotglühendes Herz, dem alles Leben zuströmte, und von dem es auch wieder ausging in regelmäßigem Kreislauf, rastlos arbeitete. Das hämmerte und pulsierte Tag und Nacht und schuf neue Lebensbedingungen, Organismus und Physiognomie der ganzen Gegend umher von Grund aus umwandelnd. Zusehend, von Tag zu Tag, sicher und planvoll, geheimnisvollem Gesetz gehorchend. Und alles, was in den Kreislauf dieses roten Lebensblutes geriet, das wurde mitgezogen im Strudel und mußte mitwirbeln, ob es wollte oder nicht. Das speiste mit seinem eignen Herzblut das große, fremde, fühllose Herz und wurde wieder gespeist und erhalten von ihm eine Spanne Zeit, bis es aufgebraucht war und ausgeschieden wurde wie ein störender Fremdkörper. Das große, zuckende Herz aber arbeitet weiter und wächst, und der Tag ist nicht mehr fern, da es keine Stadt und kein Dorf mehr geben wird, sondern nur jenes gierige, glühende Lebewesen, das alles um sich her verschlang und aus tausend weit verzweigten und kraftschwellenden Arterien weiter auffaugen wird das rote Blut des ganzen Landes . . .

Wahrhaftig, wenn man das so mit ansehen mußte — man hätte selbst am liebsten mitlaufen mögen auf diese verfluchte Fabrik, welche die Bauern langsam und sicher ruinierte und aus freien Leuten, die fest und fromm auf ihrer Scholle saßen, nach und nach Hörige und Unfreie machte. Der kleine Mann stand sich schon jetzt besser, wenn er Pflug und Egge im Schauer eintosten ließ und mit kümmerlichem Einspäuner Sandfuhrern auf die Fabrik schaffte. Seitdem der Vieh-

stand beinahe bezimert und der Dünger umerischwinglich teuer geworden war, gruben die Bauern Sand, Sand, Sand . . ., solange sie welchen hatten. Denn von Sand lebte das Fabrikungeheuer und konnte gar nicht genug davon bekommen. Und Wagen auf Wagen zog über die Brücke und strebte auf der Chaussee dem Ungetüm zu, dessen ruhig dampfender Aem die Luft ringsumher verpestete. Aber zufriedener waren die Bauern nicht geworden, seitdem sie keine mehr waren.

So schlimm stand es freilich um den Gaisdorffer noch nicht.

Einige Zeit konnte er's schon noch aushalten.

Wenn er nur gute Leute gehabt hätte — Leute, auf die man sich verlassen konnte! Aber die gab's eben nicht mehr, und sein reichlich Teil Sorgen hatte auch er. Grade er!

Wenn er das alles so vorher gewußt hätte, wie's kommen würde — er hätte was anders thun wollen, als die paar Morgen Heideland, die ihm an der Chaussee nach der Stadt zu gehörten, eines schönen Tags durch Vermittlung des Ortsvorstehers an ein unbekanntes Konfortium zu verkaufen. Aber damals hatte er das Land grade liegen. Es hatte ihm nie etwas eingebracht, als Plaggen für den Kuhstall im Winter, wenn das Stroh knapp wurde. Er hatte einen hohen Preis gefordert und auch nach einigem Hin und Her bar ausbezahlt bekommen. Das hatte ihm einen Vorsprung vor den andern verschafft, und er hatte es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht. Aber er war doch der Dumme gewesen, das hatte er längst eingesehen.

Erst hatten sie ihn beneidet, die Bauern, jetzt schimpften sie auf ihn. Die Verhältnisse hatten ihn, ohne sein Zuthun, mehr und mehr von ihnen isoliert. Land verschachern und vergaunern wollten sie zwar alle, und einige von ihnen hatten denn auch noch Terrain an die Hüttenwerke, als sie sich ausdehnten, losgeschlagen, aber doch nur kleinere Parzellen und zu entsprechenden Preisen. Der Rahm war abgeschöpft. Das verziehen sie ihm nicht, und für die veränderte wirtschaftliche Lage, zumal für die wachsende Leutenot, war schließlich diejer Gaisdorffer ganz allein verantwortlich. Der hinterlistige Mensch, der!

Mitleid war da gewiß übel angebracht. Im Gegenteil. Es geschähe ihm schon ganz recht, sagten sie, daß seine Wirtschaft zusehends herunterkam, weil er nichts daran wenden mochte. Der alte Geizhammel, der er immer gewesen war!

Und wenn er jetzt auch immer in die Messe lief — Geld hatte er für die Kirche doch nicht, und seine armen Verwandten ließ er so herunterkommen, daß sie noch der Gemeinde zur Last fallen würden.

Und dann seine Trunksucht! Der Schantwirt war ja nachgerade der einzige Freund, den er noch hatte.

Es sei ja einfach eine Sünde und Schande, so ein Kerl — der Niedermaierin gingen immer die Worte aus und die Luft, wenn sie auf dies Kapitel kam. Und sie kam immer darauf und war überall zu treffen. Und der schwarze Schatten Gaisdorffers, den sie beschwor, folgte ihr auf allen Wegen nach.



Auf der Mühle war sie wohl auch gewesen.

Seit drei Tagen stand das Räderwerk still — der Waschl war auch zur Fabrik gegangen und Ersatz noch nicht gefunden.

Und auch dafür sollte der Gaisdorffer verantwortlich sein. Wenn er, hatte der Müller gefluht, damals nicht sein altes Heidefeld, das kein Mensch haben wollte, angeboten hätte, hätten sie nie 'ne Fabrik hierhergekrigelt; er ganz allein habe ihnen diesen Floh in den Pelz gesetzt.

Der Bauer kannte die Litanei. Das hatte er täglich hören müssen.

Aber grade der Müller. Mit dem hatte er sich noch immer ganz gut gestanden.

Nun fing der auch an . . .

Natürlich! Seitdem die Kesi sich fortgemacht hatte, war das Unglück bei ihm eingelehrt. Als wenn er mit ihr seinen guten Geist und einen Schutzengel verloren hätte. Die einzige treue Seele, die zu ihm gehalten, die für alle Klümmernisse des Tages ein gutes, treffendes, tröstendes Wort gehabt hatte.

Aber nun war sie auch in der Stadt. Schon über zwei Monat.

Einmal hatte er sie flüchtig gesprochen. Sie hatte eine Stelle bei einer feinen Herrschaft und bekam das teuerste Essen und einen hohen Lohn — und auch von einer Erbschaft, die sie nächstens machen würde, hatte sie etwas verlauten lassen. Näheres wußte der Bauer nicht, und der Waschl, als er ihn einmal ausholen wollte, nun schon gar nicht. Natürlich, sie war ja so auf der Hut vor den Mannsleuten — und vor dem Waschl ganz besonders.

Aber ihm, dem Gaisdorffer, hätt' sie doch mal schreiben können! Schon wegen der Kreszenz! Die ließ auch nichts mehr von sich hören — oder wenigstens erfuhr er's doch nicht.

Und grade jetzt! Wo sich inzwischen so vieles, wie er wußte, zum Guten gewandt hatte.

Der Toni war längst aus dem Fegfeuer los, und die Hochzeit im Himmel war mit großem Pomp gefeiert worden. Das hatte natürlich abermals Geld, viel Geld gekostet — aber es hätte den Bauern nicht gereut, wenn er nur ab und zu ein Briefchen von der jungen Frau bekommen hätte. Die mußte es aber wohl gleich gemerkt haben, daß die Kesi nicht mehr im Dorf war, denn so oft er auch nachjah, der Platz war und blieb leer.

Es war wirklich zum Verzweifeln. Man wußte ja gar nicht mehr, wie man dran war, mit der Kreszenz nicht und mit der Kesi auch nicht.

Und mehr und mehr versank der Einsame in seine Grübeleien und die dumpfe, dämmerige Nacht des Alkohols.

Der Hof sah auch danach aus, die Wirtschaft ging immer mehr zurück. Er kümmerte sich um nichts mehr, und fremde Leute sind fremde Leute.

Der starke, frische, fröhliche Mann, der er früher gewesen, war nun schon beinaß' sicherer im Wirtshaus als auf seinem eignen Grund und Boden zu treffen.

Der Briefträger, der zweimal täglich aus der Stadt kam, wußte das natürlich längst.

Als er jetzt am späten Nachmittag vorbeikam, blieb er stehen und guckte von draußen durch's Fenster in die Gaststube. Die Lampe brannte noch nicht, er konnte nicht mehr viel erkennen.

Es war noch leer, schien es.

Ein paar Fuhrleute in blauen Kitteln, die Peitsche in der Hand, standen am Schenktisch. Ein Radfahrer hatte grade gezahlt, der Wirt begleitete ihn auf den Vorplatz und half ihm seine Laterne anzünden.

Der Briefbote fragte nach Gaisdorffer.

Ja, er sei da, er solle nur hineingehn.

Der Bauer saß zusammengekauert auf der Ofenbank und schnarchte. Er war hinter seinem halbkeeren Glase eingeschlafen.

Der Landbriefträger schulterte die Pakete, die er auf einem Stock über'm Rücken trug, ab und rüttelte ihn am Arm.

„Gaisdorffer, a Einschreibbrieff!“ rief er ihn an und drückte ihm die Meisler jeder zur Unterschrift in die Hand.

Der Wirt, der zurückgekommen war, machte Licht.

Als der Bauer endlich begriff, um was es sich handelte, und seine drei Kreuze auf den Begleitschein hingemalt hatte, starrte er mit verquollenen Augen auf das große Couvert. Die Buchstaben tanzten vor seinem Blick, und um so toller, je weiter er die Schrift von sich abhielt.

Nach einer Weile fing er an, seine Brille zu suchen.

Ob er sie nicht erst gehabt hätt? lachte er.

Der Wirt half ihm gutmütig in den Taschen suchen.

Er hätte sie doch erst auf dem Tisch liegen gehabt, knurrte der Bauer.

Ja, heute morgen, erinnerte ihn der Wirt, da hätte er in der Zeitung gelesen.

Gaisdorffer lehrte noch immer seine Taschen um.

Als er aber hörte, es sei ein Brief aus der Stadt, stand er doch auf und stolperte, so schnell er konnte, nach Hause.

Er kam ganz atemlos an.

Der Knecht stand grade mit der Futtermulde unter'm Arm am Zamm und schnitt den Mägden vom Nachbarhose die Cour. Als die den Bauern sahen, liefen sie mit lautem Gekicher davon.

Er sollte mal schnell mit der Stalllaterne kommen und ihm die Brille suchen helfen!

Schließlich fand sie sich auf dem Sofa in der Stube.

Als er sie endlich auf der Nase hatte, mußte er sich setzen, so zitterten ihm die Beine.

Der Brief war ja von der Keji!

Der erste Brief von der Keji aus der Stadt!

Als er ihn gelesen hatte, zitterte er noch mehr, und er las ihn gleich noch einmal, ans Angst, er könne sich verlezen haben.

„Dös is g'wiß, Gaisdorffer —“ stand da mit ihren großen graden

Schriftzügen geschrieben, vor denen der Bauer immer so viel Respekt gehabt hatte — „wann i dös so gewußt hätt', wie's nachher kommen thaat, i hätt' mi schön bedankt und auf die G'schicht mit der Kreszenz nimmer eing'laffen, obschon f' g'wiß mei' beste Freundin war.

So a arm's Mad'l wie unjeroans hat ja wahrhaftig sei' Not, daß es sich selm auf a ehrbare Art durch's Leben schlagt. Und der Kopf steht mir aa net darnach, für ander' Leut' die Kastanien aus 'm Feuer zu holen und für ihre Kinder zu sorgen. Darauf laß' i mi nimmer ein, Gaizdorffer, und wann Du nix dawider haßt, schaff' i 's in's Findelhaus hier in der Stadt. Scho wegen der schlimmen Nachred'. I bin a fromm's Mad'l und bleiben möcht' ich's aa. Hochwürden, der Herr Pfarra hat's oft g'sagt, und Du selber woaßt's aa g'nug.

Ja also, daß i's Dir verzähl': Die Kreszenz hat sich wieder 'zoagt. Und i sag' Dir's ganz offen — ihretwegen bin i in die Stadt 'neing'gangen. Ob die Kreszenz kam oder net — i schlief scho loa' Nacht mehr ordentlich. Da hab' i mir halt denkt — am End', daß sie di in d' Stadt, wo f' doch net so bekannt g'wes'n, net derwischen thaat und Du endlich amal wieder zu dei' Ruah kommen möchst. Und weil i wegen der amerikani'schen Erbschaft vom Hupl Jakob — der mein Vetter war und auswandern thaat, weil i 'n net hab' heiraten mög'n — aa immer auf 'm Gericht z'ho'a g'hab't hab', hab' i halt glei aa Dienst in der Stadt g'sucht. Bei ra feinen Herrschaft, die an liabs Kindl hat, dös i warten und baden und in sein' Wagerl immer spazieren fahren muaszt'. 's war halt a guater Dienst — und von der Kreszenz hätt' i 's net denkt, daß sie mer 's net vergunnen thaat.

Die ersten Nächt' is 's aa guat 'gangen. I hab' scho 'moant, daß sie — was g'wiß halt 's Beste waar' — mit Dir möcht' direkt verkehren. Aber dann muasz sie mein' Adress'n doch wohl erfahren hab'n — kurz und guat — sie is wieder da, und i bin morgens nach all' der Traumerei immer wie zerschlag'n g'wes'n. B'erscht hat f' nia nix g'sagt, sondern is nur durch mei' Kammer 'gangen, ganz weiß und licht und liab, mit ihr' golden' Posam', aber na hat f' z' reden verjucht. Und amal hab' i aa was verstanden von wegen an Zins', den f' doch gar net g'schickt — oder hat f' ihn jek' zahl't? — und Du sollst nur halt ganz ruhig desweg'n sein. Dös waar wie a Schatz im Himmel, und 's würd' Dir alles tausendfältig vergolten. Dös hat f' gered't. Tausendfältig!

Und na — daß i Dir's uur verzähl' — na hat f' sich noch amal 'zoagt. Dösmal ('s sind noch net zwoa Wochen her) hat f' a liabs Kindl auf'm Arm 'tragen und is wie a Heilige anz'schau'n g'wes'n. Und weil i 'n Toni ihr doch aus'm Feg'feuer losg'kauft hätt', hat f' mir — dös hat f' g'red't — 's Liabste opfern wollen, was ihr ueben dem Toni und der gold'nen Posam' zu eigen waar', und mir halt 's süaße

Häpcherl von Kindl schenten. I aber net faul, hab' immer g'winkt und Zeichen g'macht, daß sie's nur ja b'halten sollt' — und so hab' i mi z'erscht g'schreckt, daß i toa' Wort hab' derwidern können, als wenn mi an Alb druden thaat. Na is auf amal a große Finsternis worden um mi her und a laut's G'schroa und i bin erwacht und noch immer so g'schreckt g'wes'n und wie betäubt, daß i z'erscht gar net g'nerkt hab', wie's Kindl bei mir gelegen is. I hätt's aa beinah' dadrukt, ob's scho a Mordspetakl g'macht hat, als wann's sein' pflichtvergeß'ne Muatter hat z'ruckrufen wollen. Aber die hat nia nix wieder von sich hören lassen — und wann i mein' Dienst net desweg'u verlor'u und 's Kindl net auf'm Hals hab'u thaat, könnt' i jeß wieder ruhig schlafen.

Und i kann's net b'halt'n, Gaisdorffer, i net, und i b'halt's aa net — ob's scho g'wiß a lieber Schneck is und so kräftig und groß, als ob's scho a paar Monat statt a paar Wochen alt waar'. Und so große, g'scheite Augen wie's hat und wie Du's aa g'wiß noch net g'sehn hast — so recht himmelblau! Wann's noch a paar weiße Stuhlflügel hab'n thaat, schauat's gar wie a richtig's Engerl aus. Aber Flügel hat's toane — Dei' liab's Entel.

Dös is, Bauer, was i Dir z'schreiben hätt'. Auf die Antwort bin i begierig, dös is g'wiß. I logier' glei vorn in der Krautgassen, wo die Herberg' is. Ausspannen kannst aa da, wann Du mit'n Geschirz in d' Stadt 'neinkommst. Die Erbschaft wird bald eing'schickt aus Amerika. 's a recht's Glück für mi, hat der hohe Gerichtshof g'sagt. Aber wissen därf's noch eh loaner, aa net meine Leut, der Müller und der Wasil — der scho gar uet — und 's andre von der Kreszenz aa net, dös mit vielen Thränen schrieb  
Theresa Eizenschindl."

Der Bauer nahm die Brille ab und griff sich an den Kopf. Er sah ganz dumm aus und ganz verduzt.

So was! Das hätt' er nicht gedacht.

Das Madl war doch wohl keine gewöhnliche Magd . . . Einer Heiligen konnt' so was schon eher passieren . . . da hatte man Beispiele . . .

Am meisten aber wunderte er sich, daß sie das mit dem Wasil gar nicht zu wissen schien . . . daß er auf die Fabrik ging und in der Stadt wohne.

Eine gewöhnliche Magd war sie sicher nicht.

Er hatte die Brille wieder aufgesetzt und fing an, den Brief nochmals von vorn zu lesen.

Und nachher las er ihn noch zweimal.

Es war wirklich so — es stand d'rin — klar und wahr: Er war Großvater geworden.

Am nächsten Morgen aber ließ Gaisdorffer den Stuhlwagen anspannen. Es paßte grade, er mußte doch in die Stadt; die beiden Schweine, die er schon vor mehreren Tagen verkauft hatte, sollten abgeliefert werden — und da wollte er gleich —

Der Knecht sah ihm verwundert nach, als er in raschem Trabe auf der holperigen Landstraße der Stadt zusteuerte. Was war denn nur in den Bauern gefahren? So ganz verändert, wie der ihm heute vorkam. . .

Na, grübelte er weiter, der würde schön voll wiederkommen. Er kannte das. Wenn der in die Stadt tutschierte und Vieh ablieferte! Anders als didebuhn that er's nicht, und das leptomal war er gar nicht, sondern erst den andern Tag zurückgefuhrtwert gekommen. Na, ihm konnt's schon recht sein — da konnt' er ja heut' Abend zu Tanz gehn.

Die Sonne war aber noch nicht herunter — er hatte etwas früher abgefüttert und wollte grade los —, da wunderte er sich noch mehr. Er hörte ihn schon um die Ecke biegen, und gleich darauf knallte es mit der Peitsche im Hof — dreimal — rasch und energisch hintereinander.

Der Knecht konnte nicht rasch genug aus dem Stall herauskommen.

Der Bauer war schon vom Bod gesprungen.

Er half eben einer Frau, die hinter ihm auf der Stuhlbant gesessen hatte, herunterklettern. Sie hatte sich fest in ihr großes Umschlagetuch gewickelt, und dem Knecht kam's vor, als trüge sie etwas darunter auf dem Arm. Ihr Gesicht hatte er nicht sehen können — es war schon zu dunkel auf der Diele.

Er spannte das Pferd an, das lustig wiehernd in den Stall drängte.

Langsam und nachdenklich trottete er hinterher.

Ob sein Bauer eine Brant in der Stadt gehabt hatte? Sollte er doch wieder heiraten wollen?

Die Niedermaierin hatte es ihm neulich prophezeit, das gute Leben würde bald aufhören und der Hof wieder eine Bäuerin bekommen. Aber er vermochte es sich doch nicht recht vorzustellen, denn daß die Niedermaierin sich schon selbst auf dem ererbten Hof sitzen sah, konnte er ja nicht wissen. Die erzählte schon so was daher. . .

\*

Am andern Morgen aber merkte er, was los war und woher der Wind pfiß.

Er war erst vor einer Stunde vom Tanzboden zurückgekommen. In der Nacht, als der Bauer zu Bett war, war er noch losgegangen.

Nun lag er, mollig in seine Pferdedecken gedreht, und streckte die Beine, die ihm weh thaten. Allerlei Bilder gautelte seine aufgeregte Erinnerung ihm noch zurück — Musik, Bier, die beiden Mägde vom Nachbarhof, Zigarren, den staubigen Saal, in dem alles zitterte und mitklirrte — alles in wüstem Lohwabohn durcheinander — wie durch einen wallenden Schleier gesehen, der allmählich dichter wurde, alles einhüllend und umnebelnd — je tiefer der Erschöppte in Schlaf sank — tiefer — immer tiefer. . .

Mit einem Male schnellte er wieder empor.

Der Schall einer harten, herrischen Stimme rumorte ihm im Ohr — im Halbschlaf glaubte er sie gehört zu haben.

Da ballerte es an die Bogenthür, hinter der er lag —  
Höllsatrawalt!

Er wurde wach und rieb sich die Augen. Der Schädel braunte ihm.

's sei scho a Stund' helllichter Tag, schrie's draußen wieder, ob er denn nicht höre, wie die Kühe blökten? Er sollte machen, daß er zum Melken komme. Und dann ballerte es noch einmal.

Da wurde er ganz wach.

Höllsakra —

Er hatte wohl sehr geträumt. Das klang ja wie die Stimme der Resi — und was die für ein Wort gehabt und gethan hatte, als ob sie ihm zu kommandieren hätte.

So was Dummes zu träumen!

Plötzlich fiel ihm die Frauensperson wieder ein, die sein Bauer gestern bei der Rückkunft vom Wagen gehoben hatte.

Sollte es doch —?

Er gab der Boyenthür einen Fußtritt, daß die Latten klapperten, und trat auf die Diele.

Der Tag graute eben, in der Küche brannte noch Licht.

„Mach' schnell, Sepp — schnell!“ rief ihm Monika, die Jungmagd, im Vorbeilaufen zu, „sie is halt wieder da.“

„Wer is da?“

„Die Resi natürli.“

Und sie machte, daß sie mit ihrem Eimer voll gegorener Milch, den die Ferkel haben sollten, in den Schweinestall kam.

Die Resi wartete schon drauf. Mit aufgeschürzten Röcken und bloßen Armen stand sie da und hatte der fröhlich grunzenden Gesellschaft schon das Grünkraut und die Wurzeln kleingestoßen. Nun verrührte sie's noch mit der Schlampe und Milch — die Monika brauchte es nur in den Trog zu schütten.

Sie hielt sich nicht auf. Gleich darauf saß sie nebenan und ließ, die Kühe melkend, die Milch weißschäumend in den Eimer spritzen, daß es zischte, und war schon halb fertig, als endlich der Knecht kam.

Sie war überall, die Resi.

In der Boye sah sie nach, ob die beiden Braunen schon ihren Hafer hatten, im kleinen Stall, wo die buntscheckige Kuh stand, die in diesen Tagen kalben sollte; sie kletterte auf den Boden, die Hühnereier im Heu zusammensuchen; sie heizte den Backofen im Ausbau, wo alle vierzehn Tage Brot gebacken und im Herbst das Fallobst gedörret wurde; sie war im Keller bei den Kartoffeln gewesen und in der Milchstube bei den Satten und dem Kochkäse; sie hantierte in der Küche und putzte das Zinngeschirr mit Sand rein — je mehr Arbeit, um so wohler schien sie sich zu fühlen. Das ging ihr alles nur so von der Hand.

Als der Bauer ein paar Stunden später aus den Federn kroch, wußte sie schon ganz genau, wo es fehlte und was zu thun sei, damit 's besser würde.

Jeden neuen Tag merkte es der Bauer mehr, was für einen Schatz und guten Geist ihm die Kreßenzug ins Haus geschickt hatte.

Eine Magd, die ein Kind hat, arbeitet mehr als fünf Frauensleute, die

keins haben — das ist eine alte Bauernregel — und die Bauern sorgen deshalb auch dafür, daß sie in Kraft bleibt — aber, mußte der Gaisdorffer immer denken, eine Magd, die einer Freundin ihrem Kind zulieb schufte und sich abrauert für zehn, ist gewiß wie ein leibhaftiges Wunder.

Und sie selbst that auch welche.

Wie durch ein Wunder war die Wirtschaft auf einmal wieder eingerenkt. Er brauchte sich um nichts zu kümmern, sondern nur die Kesi gewähren zu lassen — unter ihren Händen und Augen geriet alles zum Besten.

Zwar der arbeitswillige Knecht, der ein Freund vom Wasil war und morgens die Milch in die Stadt und zum Fabrikviertel fahren mußte, hatte zum Ersten gekündigt. Weil es ihm zu toll wurde! Und er sich von so einem Weibsbild nicht länger schitanieren lassen wollte! Da ging er lieber zur Fabrik — der Wasil hatte gesagt, da käm' er jeden Tag an. Und der Monika, die, wie die Kesi behauptete, Blei in den Händen und Füßen hatte und einen Stein im Schädel, hatte sie selber angekündigt, ohne den Bauern zu fragen — und der Gaisdorffer hatte nichts dazu gesagt und geschwiegen. Er wußte, was er an ihr hatte.

Die Kesi war Alleinherrscherin geworden.

Sogar an sich selber spürte er ihr hartes Regiment und war nicht immer froh darüber. Er kam wenig mehr unter die Leute, und ins Wirtshaus schon gar nicht mehr. Dagegen hatte sie eine unüberwindliche Abneigung.

Und neulich, als er sich grade einen Schluck aus 'm Eckstrank nehmen wollte, war sie dazugekommen und hatte ihm den bauchigen Buidel aus der Hand gerissen. Da hatte er allerdings aufgemuckt und sie angeschrien, in seinem Hause sei er der Herr. Einen Augenblick war sie verduzt gewesen, aber dann hatte sie höhnisch die roten Arme in die Seiten gestemmt und losgezogen. Wenn er der Herr sei, dann solle er zuerst das Trinken lassen und über sich selbst Herr sein — und fluchend hatte sie den Inhalt in den Goffenstein laufen lassen. Da hatte er sie wettern lassen. Die ließ nicht mit sich sackeln, und noch heute früh war sie wieder angefangen.

Ab und zu kam wohl mal eine Gelegenheit, wo er auf zehn Minuten zum Wirtshaus hinüberspringen konnte, aber seitdem die Kesi eines Morgens die mitgebrachte Flasche hinter seinem Bett entdeckt und wiederum dem Goffenstein zu trinken gegeben hatte, war er vorsichtig geworden, denn sie hatte gedroht, auf und davon zu gehen. Die ließ sich nichts vormachen und konnte durch die Wände sehen und in sein innerstes Herz. Sie war eben anders als andre Mägde.

Sonst hätt' er sich's — sagte er sich immer wieder zum Troste — auch gewiß nicht gefallen lassen. Diese aufgedrungene Pferdekur!

Er fühlte sich jämmerlich genug. So abgemagert und klapperig war er geworden. Zuerst dachte er, er würd's gar nicht überwinden. Und eine Zeitlang schien's auch so. Er mußte tagelang im Bett bleiben und konnte sich nicht auf den Beinen halten. Aber wenn er dann wieder auf sein konnte, freute



er sich und ging im Garten hinter'm Hause herum, wenn einmal ein schöner Tag war und die Sonne schien.

Die Erbsen und Bohnen waren schon aufgelaufen, und in den blanken Nestern der Kirschbäume, die blühen wollten, spähten Sprehen und Späzen nach dem Bauern, der auf den Knien lag und sich in den Beeten zu schaffen machte. Sie hätten sich gar zu gern über die weißgelben Köpfe, die über Nacht da unten aufgekommen waren, hergemacht. Als er endlich fertig war und weiterging, da drohte flatternd, mit Strohwiß, Hut und Rock angethan, ein zweiter Bauer mitten in den Saatbeeten. Der blieb den ganzen Tag und rührte sich auch den andern nicht von der Stelle, und die folgenden Wochen nicht, als die Erbsen und Bohnen schon längst mit Blättern und Ranken auf die hohen Staaken kletterten und sich blühend im Winde wiegten.

Und die Staaken und Reiser hatte gleichfalls der Bauer eines Tages herangeschleppt und kreuzweis in die Erde gesteckt.

Die Gartenarbeit machte ihm Spaß.

Heimlich säte er für die Meß allerlei schöne Sämereien zwischen die Iris und Bauernrosen, die noch mit dicken, rotgefrorenen Köpfen dastanden. Der Schlackenfluß, der die Rabatten umrahmte, wurde ergänzt und mit Kalkwasser neu getüncht; der wildernde Wein, der fast nie reif wurde, weil er hinten am Hause nicht genug Sonne hatte, über die Gartenthür niedergebogen und auf eine schnell zusammengezimmerte Laube gespannt. Man konnte sich schon todmüde arbeiten. Und die Ligusterhecke, welche an der einen Seite zwischen Feld und Ader herlief und seit Jahren nicht geschnitten war, mit Schere und Messer rein zu pußen, war gewiß allein schon eine elende Hundearbeit . . .

Nach Mittag legte der Bauer sich etwas hin, bis der Kaffee auf dem Tisch stand. Wenn er dann auch nachher noch bis Sonnenuntergang sich draußen in der herben Frühlingluft zu schaffen gemacht hatte, war er wie zer schlagen und ging früh zu Bett.

So hatte er sich, ohne daß er's recht merkte, wieder an Haus und Hof gewöhnt. Ganz allmählich. Wie von selbst.

Er bekam wieder eine bessere Gesichtsfarbe, sein Gang wurde wieder sicherer und schwer, wie ehmal, seine Hände spröde und schwierig, sein Siun frisch und nüchtern, sein Herz gesund.

Gegen die Arbeit im Felde schien er freilich noch immer eine Abneigung zu haben. Er drückte sich darum, wenn's irgend ging. Aber als der Garten vor der Zeit fertig war, und es nun für die nächsten Wochen wirklich gar nichts mehr darin zu thun gab, fing er an sich zu langweilen.

Die Arbeit lockte ihn.

Als die Meß ihm eines Morgens sagte, der neue Knecht würde allein nicht fertig, er müsse mit, war er beinahe froh, daß sie so einen Knecht am Ersten bekommen hatten.

Das war der Meß ihre Sorge, dieser Knecht, dieser Dummerjahn! Der nichts verstand! Und den sie vor vier Wochen nicht wieder los werden konnten.

Zwar — das mußte sie ja zugeben — mit dem Vieh wußte er ganz gut Bescheid, und zumal von Pferden verstand er was von seinem Dienst bei einem Droshkenkutscher in der Stadt her —, aber von der Landarbeit — nein, man kam aus den Sorgen nicht heraus.

Und die Arbeit im Felde war grade jetzt das Nützigste.

Das Pflügen allerdings und den größten Teil der Aussaat hatte der alte Knecht noch besorgen müssen. Das war ein rechtes Glück. Aber die Runkeln und Kartoffeln mußten doch nun endlich auch in die Erde!

Es sei zwar alles noch um vier Wochen zurück, jammerten die Bauern, aber Hecken und Felder standen meist doch schon in Grün, wenn die Sonne darauf schien und man sie von weither schimmern sah. Ueberall barst die Erde von der drängenden Kraft. In den Furchen, in Bruch und Gräben quoll es durcheinander von blühendem Leben und stutete wie eine große grüne Woge daher, wenn der Wind drüber hinlief.

Und seit acht Tagen — die Sonne hatte gebrannt wie im Juli — blühten auch die Bäume, und nun es einmal angefangen hatte, schien es gar nicht wieder aufhören zu wollen mit all dem Wachsen und Blühen.

In der nächsten Woche würde der Bauer die erste Fuhrre Klee in der Stadt verkaufen können.

An allen Ecken und Enden gab es für hundert Hände zu thun, und es war ein rechtes Glück, daß die Kesi diese hundert Hände zu haben schien.

Die Kesi . . . ja, die Kesi . . .

Und das Kind . . .

Das vergaß sie bei aller Arbeit nicht. Im Gegenteil. Im letzten Grunde war's ja doch dieser vom Himmel gefallene Findling, um den sich alles drehte, und der, wie der Bauer sich immer wieder klar machte, die ganze wunderfame Wandlung in der wieder aufblühenden Wirtschaft bewirkt hatte. Denn nur dem Kind zuliebe hatte die Kesi sich damals darauf eingelassen, den Dienst beim Bauern anzunehmen. Sie wär' gar zu gern Glasbläserin geworden und hatte durchaus zur Fabrik gewollt. Aber die gute Milch und die Luft auf dem Lande — für das Kind that sie alles.

Das war nun freilich auch ein zu süßer Schneck, dieser goldige Kerl mit den strammen Beinchen. So lustig verstand er damit zu strampeln, daß er sich immer bloß wühlte und die Kesi ihn wohl zwanzigmal am Tage zudecken mußte. Und so runde, rosige Schultern, wie er hatte! Mit ein paar merkwürdigen Grübchen darin . . .

Der Bauer hatte seine eignen Gedanken. Ganz sacht kam er manchmal am Tage zu dem Wägelchen herangeschlichen, ob nicht doch schon vielleicht ein Ansatz zu den Flügeln zu sehen wär'. Denn daß dem kleinen Kerl mit dem lachenden Engelsangehicht eines schönen Morgens ein paar weiße Stußflügel gewachsen sein würden, war ihm nicht im mindesten zweifelhaft.

Die Kesi aber stand dann wohl lächelnd dabei und schien wie er ganz Erwartung zu sein. Wenigstens widersprach sie nicht, obwohl sie sonst jetzt auf alles eine Gegenrede hatte und alles besser wußte . . .

Nur an Eines ließ der Bauer sich nicht rühren.

Seine Geschäfte, denen er wieder ein gewisses, leise anwachsendes Interesse abgewann, besorgte er selbst. Zumal über Geldangelegenheiten redete er ungern mehr. Je mehr er sich selbst wiederfand, desto gieriger guckte ihm auch der alte Geiz wieder aus den Augen. Vielleicht mußte er jetzt aber auch knausern und überall zusammensparen, um durchzukommen.

Man weiß ja, Hochzeiten kosten Geld — und himmlische erst recht. Mit irdischen Verhältnissen kann man da nicht rechnen. Und auch nachher noch — die Flitterwochen — sie hatten gern reisen wollen — so was ist eben teuer.

Aber natürlich, ein gutes Werk thut man nicht halb. Er hatte es sich was kosten lassen.

Nach und nach hatte er beinahe die Hälfte seines Barvermögens, das, überdies nicht groß, in Brauerei- und Fabrikaktien angelegt war, hergegeben. Sogar von seinem eignen Betriebskapital hatte er dem Himmel verschreiben lassen. Ganz allmählich natürlich. Einmal eine größere Summe, einmal eine kleine, heute dies, morgen das — die Kesi wußte ja, wo und wie das Geld sicher unterzubringen war und gute Frucht trug.

Aber seitdem er sie aus der Stadt geholt hatte, war auch darin ein Wandel eingetreten.

Außer dem mäßigen Wochengeld für die Wirtschaft bekam die Magd kein bares Geld mehr zu sehen. Auch der Wirt nicht, der ihn ebenfalls ein kleines Vermögen gekostet hatte. Nun schimpfte er mit den andern auf ihn.

Gaisdorffer ließ sich durch nichts anfechten.

Auch nicht durch die Zinsen von den ersten dreihundert Thalern, die ihm am Ersten die Kreszenz auf Heller und Pfennig bezahlt hatte. Die Kesi hatte ordentlich gestrahlt, als sie mit dem Geld in der Schürze nach Hause kam. Der Bauer aber hatte gar kein Aufhebens davon gemacht, sondern ihr schweigend das Geld abgenommen und in der Truhe verschwinden lassen. Nicht mal 'nen Dank hatte sie bekommen — nichts. Da sollte ein anderer klug d'raus werden! Ihr stand der Verstand still.

Er hatte wieder Pech in den Taschen. Viel mehr als früher. Fand die Kesi.

Und allen ihren Versuchen, den darbenenden Himmelkleuten was Gutes zukommen zu lassen, wußte er jetzt sicher zu begegnen.

Er gab nichts mehr.

Zuweilen ein halbes zögerndes Versprechen, meistens nicht einmal das.

Das letzte Mal hatte er ihr sogar ein rundes klares Klein entgegengesetzt. Sie war fast beleidigt, die Kesi.

Er thäte ja grad' so, hatte sie gemault, als ob sie das Geld für sich wollte. Da hatte er freilich gleich eingelenkt und sie seine gute Kesi genannt. Seine Kesi!

Sie müßten jetzt sparen . . . Sie! . . . Auch des Kindes wegen . . .

Da hatte ihn die Kesi groß angesehen und war in den Garten gegangen, um die Leine zu scheren. Sie wollte Wäsche trocknen.

Die Sache fing an, ihr im Kopf herum zu gehn.

Sie hielt die Leine in der Hand und stand in Gedanken.

Ach was! Sie war ja die Resi! . . .

Zehn Minuten später knatterten die großen Stücke, Unterröcke, Hosen und Hemden schon im Winde.

Sie freute sich, es trocknete so gut heute.

Als sie die Kinderwäsche aufhing, war sie wieder nachdenklich geworden.

\*

Es war kein Zweifel, sie hatte eine große Dummheit gemacht.

Seitdem sie ihn wieder an Haus und Hof gewöhnt hatte, war er so.

So ganz anders.

Wie er sie immer jetzt anschaute! So . . . so . . . so . . .

Das war ihr ja schon länger aufgefallen, daß der Bauer, wenn sie Sonntags zusammen in der Stube saßen und aßen, ihr immer ein so gutes Stück vom Schweinebraten auf den Teller legte . . . und einmal hatte er gesagt, sie solle doch noch sitzen bleiben, als sie abgegessen hatten und sie aufgestanden war, Teller und Schüsseln in der Küche aufzuwaschen . . . und vorige Woche hatte er ihr sogar ein neues Kopftüchel aus der Stadt mitgebracht und dem Kind ein paar gestrickte Schuhe und eine Klapper . . . und sie hatte sich auch alles immer still lächelnd gefallen lassen und sich nichts dabei gedacht — und wenn die Geschichte mit dem Wasfl nicht gewesen wär', hätte sie sich natürlich auch sehr darüber gefreut.

Nun mußte sie immer denken, was wohl der Wasfl dazu sagen würde. Der Wasfl, den sie liebte und von dem sie nie lassen wollte — niemals.

Und plötzlich fiel es ihr schwer auf's Herz, daß er noch gar nichts von sich hatte hören lassen, seitdem sie aus der Stadt weg war. Der Wasfl . . .

Sie wollte ihm einen Brief schreiben, nahm sie sich vor . . . morgen . . . oder heute abend noch . . .

Im nächsten Augenblick aber lachte sie wieder und warf einen raschen, leuchtenden Blick zum Bauern hinüber, denn es war ein Sonntag und sie saßen zusammen in der Stube und ließen sich's gut schmecken.

Von den zinnernen Tellern, die so blank gepußt waren, daß dem Bauern beinahe die Augen weh thaten, stieg in leichten lustigen Dampfingeln der süße Duft der Hühnerjuppen den beiden in die Nase. Auf dem goldigen Grund drängten sich die rostbraunen Rosinen beieinander — die Resi wußte, was gut schmeckte.

Sie schmackten und schnalzten vor Vergnügen.

Eben hatte sie ihm den vierten Teller aufgefüllt und auch ein letztes Stück weißzarten Brustfleisches darin versinken lassen, aber der Bauer fischte es wieder heraus, schnitt es durch und legte das größere Teil auf ihren Teller.

Gesprochen war weiter nicht viel.

Als der Bauer nun seinen Teller von sich weg schob, streifte er mit seiner Hand der Resi drallen Arm, der bloß und blank auf dem bunten Wachstuch des Tisches lag. Wie zufällig.

Sie that, als merke sie's nicht.

Aber schon tappte er nach ihrer Hand, streichelte ihr den Arm und presste ihn schmeichelnd auf den Tisch nieder, daß es der Magd ganz wirbelig wurde und ihr das Blut in den Kopf stieg.

Sie stand ärgerlich auf, um im nächsten Augenblick auf ihren Stuhl zurück-zuplumpfen. Als wenn ihr der Arm auf den Tisch angewachsen wär'.

Der Bauer war ganz närrisch!

So ein alter Mann! stieg es in ihr auf.

Immer stürmischer wurde er.

Sie wollte was sagen und brachte kein Wort heraus. Sie schien ganz gelähmt und bemühte sich gar nicht mehr, sich zu befreien.

„So a brav's Madl, Resi, wie du halt bist,“ sagte der Bauer, der glaubte, daß sie sich nur nicht getraue, seine drängende Liebkosung zu erwidern. „Resi! Resi!“ — und er sah sie ganz verliebt an und spitzte die Lippen.

Er schob sich immer mehr an sie heran, seinen Arm um ihre Taille pressend, um sie ganz an sich zu ziehen.

Wieder sprang sie auf, und diesmal gelang es ihr, sich freizumachen.

„Ah, Gaisdorffer,“ that sie sehr erschrocken, „i bitt' schön — i muaß sehr bitten — i bin a fromm's Madl — und wann i aa nur die Magd bin — dös da giebt's net —“ und sie machte Miene, hinaus-zulaufen.

„Freili, freili,“ greinte der Bauer verschmüht, „grad' weil du jo a sauber's artig's Diand'l bist, hab' i di gern. Und du woast ja, Resi,“ grinste er verlegen werdend — „was die Leut' halt reden thuan —“

„Ach — die Leut' — dös is mir scho glei —“

„Aber wann's doch recht hab'n thaaten?“

„Was könnt' dös sein? Da wär' i begierig,“ trotzte die Resi und sah ihn durchdringend an.

„Daß du scho halt ganz wie die Gaisdorfferin ausschaut — dös reden f' —“

Aber da war sie schon zur Thür hinaus und der Bauer riß Maul und Augen auf. Denn nun wußte er wirklich nicht, ob die Resi ihn wollte oder ob sie ihn nicht wollte.

Er war aufgestanden, um ihr nachzugehn.

Aber schon trat sie wieder ein, ganz ruhig jetzt, wie's schien, und machte sich daran, den Tisch abzuräumen.

Der Bauer war aus dem Text gekommen.

Noch ehe er sich von seinem Erstaunen erholte, hatte sie schon das Wachstuch aufgerollt hinter 'n Ofen gestellt und verschwand rasch mit dem Geschirr.

Grade als der Bauer das richtige Wort auf der Zunge hatte, schlug sie die Thür zu.

Er hörte es draußen noch klappern und klirren — sie lief ja beinah' mit ihrem Präsentierbrett.

Er lauschte ihr nach und gähnte.

Gleich darauf hörte er sie in der Küche mit dem Wasser plauschen.

Er dachte nach, ob er ihr nachgehen sollte . . .

Darüber war er müde geworden, die Augen fielen ihm zu.

Er hatte sich auf's Sofa gelegt und grade mit der neuen roten Pferdebede, die für die Brauen doch noch zu schade war, zugebedt, da ging die Thür wieder auf und der Pfarrer trat ein, hinter ihm die Resi, knickend und lebhaft gesittulierend.

„Mir bedanken uns schön für d' Ehr', hochwürdiger Herr —“

Ihre Stimme klang grell und hart; sie erschrak selbst, ihre schlecht unterdrückte Verlegenheit zitterte durch.

Mittlerweile hatte sich auch der Bauer aus seiner Decke befreit und sein breitmauliges „Grüaß Gott, Pfarra“ gegähnt, als dieser, an der Resi vorbei, ein paar Schritte auf ihn zu machte.

„Guten Tag, mein lieber Gaisdorffer“, sagte er und gab ihm die Hand. „Ich stör' Euch wohl im Mittagsschläfschen —?“

Der Bauer nötigte, während das Mädchen rasch die daraufliegende Decke zusammennahm, ihn auf's Sofa und sagte, das thäte nichts.

„— aber ich habe mit Euch zu sprechen —“ und mit einem Blick auf die Resi — „mit Euch, Gaisdorffer — allein —.“

Die Resi machte ein spitzes Mäulchen, wiederholte ihre Reverenz mit sittsamem Knicks und lief dann, nun erst recht verlegen, hinaus, daß die gar zu reichlich gestärkten Röcke rauschten.

Der wollte doch was?

„Ja,“ sagte der Pfarrer und ließ sich auf's Sofa niederfallen, „wie geht's denn nun mit Euch, mein Lieber? Wie lang ist's schon her, daß ich Euch nicht mehr jah? Man kennt Euch ja nimmer mehr, so rund und gesund, wie Ihr jetzt wieder anschaunt! Und nun die Resi wieder zurück ist, wird's Euch ja wohl auch gut gehn?“

„I dank' schön der Nachfrag', hochwürdiger Herr. Wia's oan' halt geht! I hab' net z' klagen.“

„Nun, das freut mich, mein Freund. Ein Bauer, der nicht klagt, ist heutzutag fast wie ein Wunder von unserm lieben Herrgott.“

Der Bauer verbesserte sich gleich — er war ja ein frommer Mann.

„So guat,“ entschuldigte er sich, „wie's halt a'm Christenmenschen in dem Sammerthal gehn kann. Dös moan' i. Wann ma an den schlechten Tagen net auf die guaten hoffen thaat und an den guaten net auf die himmlischen — später amal, versteht si' — waar's mitunter freili schlimm g'nua.“

In den klugen Leuchtaugen des Priesters flackerte es auf. Blistartig, wie ein unbehagliches Erstauen. Dann aber glitt es verwundert lächelnd hinab in die beiden tiefen Furchen um Mund und Kinn und blieb noch eine Weile wie ein verlornen Reflex nachsichtiger Wilde auf den schmalen Lippen liegen.

Er war betroffen.

Diese Bauern, die Einen immer hinter's Licht führen wollen!

Der that ja heut' auch grad' so, als sei er der frömmste Mann im Dorf.

Hm . . .

Aber ihm sollte er doch nichts vormachen. Keinen Schritt wollte er gehen, bevor die Sache nicht ganz geregelt sein würde. Ganz gewiß nicht.

In der langen Zeit seiner seelsorglichen Thätigkeit hatte er schon schwierigere Verhältnisse aufgewickelt, dunklere aufgehell! Und wie mancher raschen Liebe hatte er noch nachträglich zu des Himmels Segen zu verhelfen gewußt! Er bemühte sich, schon gar nicht anders mehr zu rechnen. Die Bauern waren ja einmal so. Erst die Taufe, dann die Hochzeit. Und gewöhnlich sogar erst mehrere Tausen . . .

„Aber an dem Kind habt Ihr doch gewiß Eure Freunde?“ steuerte der Pfarrer nun gradeswegs auf sein Ziel los. „Ihr habi's zu Euch genommen, höre ich?“

„Freili, freili,“ beeilte sich der Bauer zu versichern, „wann 's liebe Hascherl net da waar, waar aa d' Resi net da, und wann d' Resi net waar —“

Er verschluckte das andre.

Der Pfarrer dachte seinen Gedanken leicht zu Ende.

„Und a paar Aug'n hat's im Kopf,“ fing der Gaisdorffer wieder an, „g'nau wie mein' Kreszenz von ihra Wuatter g'habt hat.“

Der Pfarrer verstand diesmal nicht recht, aber er war doch froh, daß der andre ihm auf halbem Wege entgegenzukommen schien.

„Nun, das freut mich,“ sagte er gedehnt, „freut mich, für Euch, Gaisdorffer. Und wenn Ihr nun noch das thut, was eine rechte Christenpflicht ist, und die Resi, der Ihr all' das Gute, das ganze neue Glück, das zu Euch gekommen ist über Nacht, nächst unserm Herrgott allein zu danken habt, —“ die Luft ging ihm aus und er hielt an, um tief Atem zu holen — „wenn Ihr nun noch die Resi, mein' ich, zu Eurem christlichen Eheweib macht, wird es Euch auch ferner an nichts fehlen und es Euch immerdar gut gehn auf Erden.“

Der Pfarrer wischte sich mit seinem seidnen Tüchlein die Stirn und beobachtete die Wirkung seiner wohlgelegten Rede im Gesicht des Bauern, der eben zu ihm aufjah.

„Auf Erden?“ fragte der überrascht und halb und halb voll Mitleid. Würfte der geistliche Herr denn nicht, wie er mit dem Himmel stand? Und wie fromm er geworden war? Daß er längst ein großes Plus im Himmel hatte?

Er riß schon den Mund auf, als ihm noch grade zur rechten Zeit einfiel, daß die Kreszenz verboten hatte, darüber zu reden.

Und zudem fuhr auch der Pfarrer schon fort:

„Gewiß, mein Freund, auf Erden. So tüchtig eine Magd auch ist, als Bäuerin wird sie immer noch um vieles tüchtiger sein. Das wißt Ihr so gut als ich.“

Der Bauer mußte das zugeben.

„Aber davon auch ganz abgesehen,“ redete der Geistliche eindringlich und ernst auf den Verdächtigten ein, „der jetzige Zustand, Gaisdorffer, ist nicht gut, sondern böse —“

„Der jetzige Zustand?“

Der Bauer gloßte ihn verständnislos an.

„Unfre Gemeinde nimmt daran Anstoß. Ich will von der Niedermaierin, die mehrfach bei mir im Beichtstuhl war, weiter nicht reden, aber Ihr habt auch sonst noch gute Freunde, wie Ihr wißt — und wenn das alles nicht wär', so hätte ich als Euer Hirte und Berater die Pflicht vor Gott und dem heiligen Vater, zu Euch zu reden, wie ich es heute will. Ihr habt das Kind, Gaisdorffer, Ihr liebt es und Ihr habt's deshalb zu Euch genommen, was Euch gewiß alle Ehre macht, aber nun macht es auch ehrlich und beseitigt ein Aergerniß, das ich als Euer geistlicher Freund und Beichtvater nicht dulden darf und nicht dulden werde.“

„An Aergerniß? Dös liebe Hascherl an Aergerniß? So a bildsanbers Engerl?“

„Ihr selbst gebt das Aergerniß. Wißt Ihr denn nicht, was die Leute reden?“

„I kümmer' mi net um andrer Leut' G'reb',“ fuhr der Bauer paßig auf. „Und i woaß net, was sie sag'n. I sitz' auf mein' Hof und thua neam'd was z' Leid. Aber begierig bin i halt doch z' wissen, was los is —“

Das Gesicht des Priesters hatte sich in ernste Falten gelegt.

Er hatte, meinte er, den Bauern schon da gehabt, wo er ihn haben wollte — und nun diese Wendung? Wollte der Mensch etwa leugnen, daß er der Vater sei?

Er sah ihn scharf und durchdringend an.

„Ihr habt die Kesi ins Haus genommen,“ holte er nun vorsichtig von weither aus.

„Freili hab' i 's. Weil s' mir doch dös Kindl g'schenkt hat.“

„Nun also, das sagen die Leute auch.“

Der Bauer that sehr überlegen.

„G'wiß, 's is wahr, hochwürdiger Herr. D' Leut' wissen aber net, wo sie 's her hat, sie hat's aa g'schenkt kriagt.“

Der Pfarrer lächelte still in sich hinein. Wie komisch doch die Menschen sind und immer nur halb die Wahrheit sagen.

„Ich weiß,“ wehrte er dann bedeutungsvoll ab, „ich' weiß, Geschenke be-ruhen immer auf Gegenseitigkeit.“

Das verstand der Bauer wieder nicht.

„'s is a G'heimnis dabei,“ sagte er überlegend. Er sah, es ging nicht anders. Und schließlich, was würde es schaden, wenn er dem Pfarrer das gute Plätzchen zeigte, das er mit seinem guten Gelde für sich da droben längst belegt hatte?

„Tod und Leben sind die Geheimnisse Gottes, wir können nichts wissen, wir müssen sie glauben, die himmlischen Geheimnisse.“

„Freili, Hochwürden, a himmlisch' G'heimnis, dös mein' i, is dabei, — aber i muaß schön bitten, i möcht' halt d' Kesi fragen —“

„Ja, Bauer,“ unterbrach ihn der geistliche Herr, „holt mir die Magd herein!



Wir wollen sie fragen, ob sie Eure Bäuerin werden will und dem Kind eine rechte christliche Mutter.“

„Sie wird uet wollen,“ meinte der Bauer. „I hab i' aa scho g'fragt, aber da is 's Maobl glei' wild word'n und auf und davon g'reunt.“

„Holt sie nur!“

Der Pfarrer ging überlegend mit langsamen Schritten in der Stube auf und ab. Mit der Rechten hielt er tranelnd das glatte Kinn umspannt und die dunkeln Augen waren fragend dem Boden zugekehrt.

So leicht schien die Sache doch nicht zu sein. Vielleicht war wirklich ein Geheimnis im Spiel, ein Aberglaube vielleicht, jedenfalls etwas, das er nicht kannte. Denn, daß eine Magd nicht ihren Bauern, den Vater ihres Kindes, heiraten wollte, war noch niemals dagewesen. Es wollte ihm nicht in den Kopf.

Aber schon ging die Thür wieder auf und nach dem Bauern trat schämig die Resi ein. Sie hatte die bunte Schürze um, die der Bauer ihr nenlich mit vom Markt gebracht hatte, und spielte etwas verlegen mit den roten Quastbändern.

„Nun,“ fing der Pfarrer gleich an und gab ihr die Hand, „das ist aber schön von dir, Resi, daß du wieder im Dorf bist“ — die Resi ließ ihre gespreizten Finger an den Schürzenrändern niedergleiten, schlug die Augen verächtlich zu Boden und machte einen etwas mißglückten Knicks — „und ich hoffe, du wirst uns nun auch gar nicht wieder verlassen?“

„Solang der Bauer mi da behalten mag,“ sagte sie und schaute die beiden abwechselnd von der Seite an.

„Wir möchten dich immer da behalten, — nicht wahr, Gaisdorffer? — und natürlich auch das liebe Kind — aber ich höre, du willst dich nicht binden?“

Sie wußte noch immer nicht, wo das hinaus wollte, und ließ den Pfarrer reden.

„Nun, Resi? Du schweigst? Ich denke doch, mir kannst du sagen, was du für Bedenken hast. Nicht wahr? Vor deinem alten Reichwater brauchst du keine Geheimnisse zu haben. Du darfst es nicht, es wäre eine rechte Sünde, Resi.“

Ob er was g'sagt hat, der dumme Bauer? überlegte die Resi. Dös wär' mir a schöne G'schicht' . . . Laut sagte sie nur:

„Geheimnisse? Wesweg'n, hochwürdiger Herr?“

„Ja, Kind,“ sagte der lächelnd, „wenn ich das wüßte! Der Bauer meinte, er dürfe darüber nicht sprechen, ohne sich vorher mit dir in's Einvernehmen gesetzt zu haben.“

Der Resi fiel eine Zentnerlast vom Herzen.

Die verräterische Röte, die ihr eben in die Schläfen gestiegen war, verlor sich und vertrocknete unter die Nackenhaare, die ihr kraus und lustig auf das loje um den Hals geschlungene Seidentuch fielen.

Nur wußte sie nicht gleich, was sie antworten sollte, und war froh, als der Geistliche fortfuhr:

„Du weißt, daß ich dich gern hab', Resi, und dein Glück will.“

Sie dankte mit einem schönen Knicks.

„I thua mei' Pflicht,“ sagte sie dann bescheiden.

„Das weiß ich, Gaisdorffer hat's mir gesagt, und auch, daß er seine Pflicht gleichfalls erfüllen möchte. Er hat dich sehr gern, Resi, sehr —“

„Er is der Bauer, i bin die Magd.“

„Gewiß, Resi, gewiß,“ ließ der Pfarrer sie nicht ent schlüpfen, „aber wenn er dich nun zur Bäuerin machen wollte und dich heiraten?“

„Ah,“ schnitt ihm das Mädchen fast barsch die Rede ab, „i bin a fromm's Madl, hochwürdiger Herr, und hab' mei' Sach' ganz auf 'u Himmel g'stellt.“

Der Bauer klappte die Augen zu.

Nun kommt's, dachte er.

Aber der Pfarrer that leider gar nicht neugierig, sondern jagte, strenger als sonst und in etwas verweisendem Ton:

„Grade deshalb bin ich zu euch gekommen. Weil du ein frommes Herz hast und einen gläubigen Sinn, wirst du auch eine treue Ehefrau werden, Resi. Die Ehe ist ein rechter Prüfstein für deine christlichen Tugenden.“

Die Resi sah ihn an, so erstaunt, als habe sie bisher die Ehe für eine Institution des Teufels gehalten.

„Oder hast du mir wirklich etwas zu verbergen?“

Er sah ihr forschend ins Gesicht, über das wieder eine fleckige Röte getrocken kam. Wie ein schamhafter Schleier, dachte der Priester, und er fühlte sich fast im Unrecht, als er noch mechanisch hinzusetzte:

„Dann komm' Sonntag zu mir, wenn ich im Beichtstuhl sitze.“

Nun kriegte die Resi es aber mit der Angst.

„Wann der hochwürdige Herr moant,“ lenkte sie kleinlaut und demüthig das Gespräch wieder zurück, „daß i dem Himmel a treue Magd bleiben könnt', wann i auf Erden aa koant mehr waar, möcht' i halt dem Gaisdorffer sein' Bäuerin werd'n.“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen und preßte zitternd die Hand auf's Herz.

Der Wasfl — der Wasfl — was nur der Wasfl dazu . . . ?

Und zornig und trotzig zuckte es ihr um Nase und Mund. Zwei große Thränen tollerten ihr langsam über die Waden auf das lichtblaue Tuch, das sie kreuzweis über der Brust zusammengeknotet hatte.

Die Resi weinte, und der Pfarrer süß selbst an, gerührt zu werden.

„Na also,“ jagte er deshalb rasch, „so gebt euch die Hände und versprecht euch!“

Und er legte ihre Finger ineinander.

Als der Bauer dann seinen Arm um ihre Taille preßte, daß es knirschte, und mit der andern Hand sie an sich zog, war sie schon wieder fast ganz ruhig.

Sie hatte es sich schon zurechtgelegt.

Der Wasfl mußte ein Einsehen haben, daß es nicht anders ging. Der Müller würde ihn ja wohl auch wieder nehmen, denn ins Dorf mußte er natürlich zurück. Ob sie nun Bäuerin war oder Magd — vom Wasfl würde sie gewiß

nicht lassen. Und daß das Kind, aus dem er sich nie viel gemacht hatte, nun einen Vater bekam, möchte ihm am Ende auch wohl recht sein. Und der Bauer war ja auch schon alt . . .

Sie konnte eigentlich ganz zufrieden sein, daß es so gekommen war.

Der Pfarrer ging befriedigt über das gute Werk, das er vollbracht hatte, fort, und der Bauer juchzte und sprang wie in jungen Tagen — in vier Wochen sollte die Hochzeit sein!

Seine Hochzeit mit der Resi!

Der geistliche Herr hatte darauf gedrungen, gleich Tag und Stunde festzusetzen, und sich das Datum in sein schwarzes Lederbüchlein vermerkt, wegen der Kopulation und Taufe. Es sollte beides auf einmal abgemacht werden, denn die Resi war praktisch und nun gar sehr darauf aus, ihres Bauern Geld zusammenzuhalten.

\*

Die vier Wochen bis zur Hochzeit verflogen ihr viel zu rasch.

Diese Unruhe und diese Ungewißheit — ihre frohgemute Zuversicht, die sie noch nie verlassen hatte, schwand immer mehr.

Der Wasil machte ihr Sorge.

Sie mußte immer an ihn denken und an das viele schöne Geld, das sie sich mit ihm als künftiges Heiratsgut zusammenkorrespondiert hatte.

Wenn sie wenigstens was drüber gehabt hätte, irgend einen Schein, irgend etwas. Aber das war's ja grade! Daß nicht sie, sondern der Wasil das hatte, dem sie immer das Geld übergeben hatte, weil sie doch nicht riskieren konnte, es auf ihren eignen Namen zu hinterlegen. Ja, freilich, so schlau war sie denn doch gewesen. Und der Wasil hatte es denn auch sicher in der Stadt auf der Bank angelegt und ein Büchlein darüber bekommen. Und jeden Tag könnten sie's zurückholen, hatte er gesagt.

Sie hatte dem Wasil schon zum zweitenmal geschrieben, denn die Sache ging ihr sehr im Kopfe herum, seitdem sie sich dem Bauern versprochen hatte.

Eigentlich, fand sie jetzt, hatte sie sich die Geschichte etwas über den Kopf nehmen lassen. Und alles hatte nun mit einem Male ein andres Gesicht.

Jedenfalls mußte sie erst mal wieder zu „ihrem“ Gelde kommen. Das war das Allerwichtigste, alles weitere würde sich finden.

Wenn sie nur den Wasil erst gesprochen hätte!

Aber der antwortete gar nicht.

Er war also wohl krank?

Sie fuhr mit dem Milchwagen in die Stadt, aber den Wasil traf sie nicht — und nun wurde sie erst wirklich unruhig.

Und in ihrer Angst war sie zur Bankstelle gelaufen, aber da hatten sie nicht einmal ihren Namen gekannt. Oder doch so gethan. Dann sollten sie nur nachsehn, hatte sie erwidert, sie sei die Resi Eisenhündin und wollte ihr Geld holen.

Ob sie das Kreditbuch da hätte? hatte ein streng und verschlossen aussehender Herr, der andern Leuten braune und blaue Scheine anstandslos aus-

zahlte, endlich gefragt. Nein, und deshalb käme sie grade selbst, das Büchlein hätte doch der Wasil. Darauf hatte der Mensch sich umgedreht und gesagt, was sie denn hier wollte? Ohne das Buch kriegte sie keinen Pfennig.

Die Resi war ganz verzweifelt.

Der Tag der Hochzeit stand vor der Thür, und ihr Heiratsgut lag in dem großen Geldschrank in der Bank, vor dem jener Herr gestanden und gethan hatte, als ob das nicht ihr, der Resi, „Eingebrachtes“, sondern sein Eigentum wär'.

Der Bauer wurde schon aufmerksam.

So oft war sie in der Stadt gewesen!

Immer vergeblich. Denn der Wasil hatte seine alte Schlafstelle aufgegeben, ohne eine Angabe zu hinterlassen, und in die Fabrik durfte sie nicht hinein. Es verbündete sich alles gegen sie, sogar der Pförtner am Fabrikthor, der ihr gesagt hatte, der Wasil arbeite nicht mehr bei ihnen. Wo er denn jetzt wäre? hatte sie gefragt. Aber das wußte der alte Mann nicht.

Sicher war er krank und lag in irgend einer Klinik.

Es blieb ihr nichts übrig, als nochmals zu schreiben, unter seiner alten Adresse. Post und Polizei würden ihn ja wohl auffindig machen. Sie lud ihn zur Hochzeit ein, aber auch die Hochzeit ging vorüber, ohne ein Lebenszeichen von ihm zu bringen.

Der Wasil war und blieb verschwunden . . .

Angenehme Tage waren das nicht für den Ehemann.

Eine Woche später, als sie Bäuerin geworden, kam ihr Bauer mittags ganz vergnügt vom Felde heim. Er hatte unterwegs den Briefträger getroffen.

„Du, Resi!“ rief er ihr schon von weitem zu und holte ein großes Kouvert hervor, „'s wieder a Briefl von d' Kreszenz da —“

„Von der Kreszenz?“

Wie ihr die ganze Geschichte jetzt zuwider war!

„Freili, Resi,“ beharrte der Bauer, „der Schrift nach — 's is halt g'nau dieselbe wie bei ihren andern —“

Die Frau riß ihm das Schriftstück aus der Hand.

Es war wirklich dieselbe Hand. Sie sah es auf den ersten Blick.

O mei' lieber Herrgott! Er lebt, der Wasil lebt, atmete sie tief auf und gelobte im stillen, drei geweihte dicke Kerzen zu opfern. Endlich laßt er von sich hören, der guate Kerl.

Sie that ganz unbefangen, aber der Bauer sah doch, wie sie rot wurde wie die Stockrosen hinter'm Fenster im Garten. Und die Blätter der Silberpappel daneben zitterten in der Mittagsschwüle nicht so heftig, wie die Finger der Resi, die den Brief umtrampft hielten.

Die Stimme des Bauern weckte sie aus ihrer Betäubung.

Mit einem Male lief sie hinaus, ohne ein Wort zu sagen. In die Kammer, in der sie früher als Magd geschlafen hatte.

Grade als der Bauer ihr nach wollte, schob sie den Kiegel vor.

Ein Glück, daß sie keine Magd mehr war!

Nun konnte der Neugierige vor der Thür betteln und ihr schöne Worte geben. Es hat eben alles seine zwei Seiten . . .

Drinne aber auf dem Holzbock, der vor dem Webstuhl stand, saß die Kesi und las zitternd, was ihr der Wasil aus Hamburg schrieb:

„Dös is freili g'scheit von Dir, Gaisdorfferin, daß Du für Dei' liab's Kindl an Vater g'funden hast. I hab's immer gewußt, was für a liab's Geschöpf Du bist. Aber in's Dorf komm' i net, dös leidet mein' Braut uet, die i hier g'funden hab'. Die is ganz uärrisch auf mi. Und Dir wünsch' i viel Vergnügen in Dein' E'stand, und den Gaisdorffer werd' i aa nimmer d'rin stören. G'wiß net. Psüa Gott, Bäuerin, und grüaß mir Dein' Bauern.

Wasil.“

Die Kesi schluchzte und die Augen schwammen ihr so in Thränen, daß sie Mühe hatte, die kurze Nachschrift schräg den Rand entlang zu entziffern.

„Dans muuß i Dir noch verzählen. Dent' nur, jeß is die Kreszenz zur Abwechslung mir erschienen. Sie hat g're'd't, daß sie das Geld, das Du für sie bei Dein' liaben Mann g'jammelt hast, von der Bank abg'hoben und an sich g'nommen hat. Ja, dös hat s' g're'd't. Und möch' sich bei Dir aa noch vielmalz bedankt hab'u.“

Die Bäuerin war ganz zerschmettert. Als ob jedes Wort ein Stein wäre, den der Wasil ihr an den Kopf würfe . . . so dröhnend, daß sie die Zähne aufeinander beißen mußte.

Und dazu rüttelte der Bauer an der Thür.

Sonst hätte sie geglaubt, sie träume.

Aber weinen wollte sie nicht — nahm sie sich vor — und dabei stürzten ihr die dicken Thränen ohne Unterlaß über das Gesicht. Und durch die verschleiernden Tropfen hindurch sah sie ihn plötzlich, den Wasil, wie er am Arm seiner neuen Braut dahinschleuderte, wie sie mit ihm geschlendert war auf der Dult und beim Oktoberfest, und es kam ihr vor, als schüttelten die beiden sich vor Lachen. Und die impertinente Frauensperson greinte, als hätte ihr der Wasil grad' die Geschichte' erzählt von der Kesi, wie die in ihn verschossen war, daß sie alles that, was er wollte, und wie er sie dann schön hineingelegt habe, die alberne Gans, die . . .

Plötzlich aber, als sie genauer zusehn wollte, sah sie die beiden nicht mehr. Ihre Thränen waren versiegt.

Sie war aufgegesprungen und hatte den Brief mitten durchgerissen. Und riß ihn weiter in kleine Stücke, in ganz kleine und immer kleinere — wie ihr das wohl that!

Sie zerknüllte sie in der Hand und ließ sie langsam zum Fenster hinausflattern.

Einen Augenblick stand sie noch wie in Gedanken.

Dann fuhr sie glättend über Haar und Gesicht, schob den Niegel zurück und trat auf die Diele.

„Na, Kesi,“ jagte der Bauer und sah sie pffiffig an, „sie will wohl halt wieder Geld, die Kreszenz?“

„Natürli will s,“ versetzte die Bäuerin drog und paßig, „natürli! Und wannst auf mi horchen möchtst --“

„Na, na,“ unterbrach sie der Bauer rasch, „dös giebt's net, toan Heller kriegt's mehr. I kann nix mehr geben . . . I hab' selber nix mehr,“ setzte er ganz melancholisch und dumpf hinzu.

Da schaute die Kesi ganz erschrocken auf und Gaisdorffer sah, wie ihr die dicken Thränen in den Augen standen.

Am andern Morgen hatte sie rote verschwollene Augen. Das Kopfstiffen war ganz naß vom vielen Weinen.

Sie hat halt a weich's G'müat, die Kesi, dachte der Bauer, als er sich die Hoße anzog.

Sie war schon längst bei der Arbeit.

Sie arbeitet immer.

Der Herr Pfarrer hat's wohl gewußt, so tüchtig sie als Magd war, als Bäuerin ist sie noch um vieles tüchtiger geworden. Morgens ist sie die Erste, abends die Letzte. Und dabei vergißt sie nicht, ihre zwanzig, mitunter auch ihre dreißig Rosenkränze zu beten. Denn sie ist eine fromme Frau und dem hochwürdigen Herrn Pfarrer sein liebstes Weichkind geblieben.

Sie hilft, wo sie kann, und giebt in den Opferstock so viel, als sie nur entbehren mag. Auch die Niedermaierin unterstützt sie. Mit manchem Guten hat die Bäuerin sie sich verpflichtet, und je besser die Gabe, je besser der Spruch, den sie aus den Karten für sie herausliest. Das weiß die Kesi längst und handelt danach.

Der kleine Sebastian aber hat mittlerweile schon einen feuerroten Haarscheitel bekommen und ein richtiges Stußnäschen.

Ganz wie der Wasjl, denkt die Kesi, wenn sie ihm das Näschen pußt.

Ganz wie die Kreszenz, findet der Bauer. Trotz der Nase, die bei der Kreszenz anders war. Und er ist zuweilen in Sorge, daß dem kleinen Kerl, nun er dies Stußnäschen bekommen hat, doch keine Stußflügelchen mehr wachsen möchten. Die hat er nämlich immer noch nicht bekommen, und seine runden, kräftigen Schultern verraten auch keine Neigung, sich so auszuwachsen.



## Die gegenwärtige Lage Englands und Rußlands in Asien.

Von

Sir William G. Kattigan.

Wenn auch das neuerliche englisch-russische Uebereinkommen sich direkt nur auf die Eisenbahninteressen der betreffenden Länder in China erstreckt, hat es doch wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Lage der beiden Völker in Asien gelenkt. In gewissen Kreisen hat man das Uebereinkommen so dargestellt, als sichere es Rußland ganz bedeutende Vorteile zu, während es England nichts gewähre; in andern stellt man es als einen politischen Sieg für England dar, indem es ihm freie Hand in der Förderung seiner kommerziellen Zwecke im fernen Osten verschaffe; eine dritte Ansicht, und vielleicht die vernünftigste, geht dahin, daß die Bedeutung des Uebereinkommens nicht sowohl in irgend welchen direkten Vorteilen liege, die es augenblicklich diesem oder jenem der kontrahierenden Teile gewähre, als in den in den Dokumenten niedergelegten Anerkennnissen, die als die Hauptgrundlagen für die in betreff der Eisenbahninteressen vereinbarten Bedingungen erklärt werden. So gestehen die Eingangssätze zu, daß es ein gewisses wirtschaftliches und geographisches „Hinneigen“ bestimmter Teile des chinesischen Reiches giebt, über das man sich nicht länger im Unklaren bleiben kann, und dessen unumwundene Anerkennung durch die kontrahierenden Mächte allein im stande ist, künftigen Konflikten zwischen ihnen vorzubeugen. Es ist das ein ganz vortrefflicher Ausdruck, in dem noch weit mehr liegt als in jener diplomatischen Erfindung von den „Einflußsphären“, die so beliebt geworden ist, seit sie Aufnahme in das Uebereinkommen zwischen Gortschatow und Grandville von 1872/73 gefunden hat, welches das von dem schlaunen russischen Kanzler abgegebene berühmte Zugeständnis enthielt, daß „der Kaiser Afghanistan als vollständig außerhalb der Sphäre liegend betrachte, innerhalb deren Rußland vielleicht sich veranlaßt sehen könne, seinen Einfluß geltend zu machen“. Im gegenwärtigen Falle wird das „Hinneigen“ nördlich von der großen Mauer offiziell für Rußland als vorhanden anerkannt, im Becken des Yang-tse dagegen für England, denn in der ersteren Gegend unternimmt England es nicht, direkt oder indirekt russischen (Eisenbahn-) Unternehmungen entgegenzutreten, und in letzterer ist Rußland gewillt, ein gleiches Verhalten englischen gegenüber einzuschlagen. Was England anlangt, so hängt die Frage, ob es durch dieses letzte Uebereinkommen mit Rußland ein gutes Geschäft gemacht hat, zu großem Teil davon ab, was unter den Grenzen des „Yang-tse-Beckens“ verstanden wird. Wird zugegeben, daß das „Becken“ den ganzen Lauf des Yang-tse-Flusses umfassen soll von seiner Mündung bei Woojung bis zu der Gegend der Grenze von Birma, so muß man sagen, daß das Zugeständnis des wirtschaftlichen und geographischen Hinneigens dieser Gegend nach

dem Länderbesitz Englands eine wesentliche Anerkennung der berechtigten britischen Einflußsphäre ist. Möglicherweise erscheint aber russischen Staatsmännern eine Definition, welche das Becken des Yang-tse auf das Flußbecken zwischen Hankow und der See einschränkt, plausibler, und es könnte das vielleicht seine Rechtfertigung durch die Bezeichnung finden, wie sie in China offiziell im Gebrauch ist. Sollte die letztere Definition zur Geltung gelangen, so würde das Uebereinkommen vom englischen Standpunkte aus wertlos sein. Es war daher nur natürlich, daß im englischen Unterhause der Versuch gemacht wurde, Aufklärung über diesen Punkt zu erhalten.

Auf eine kürzlich von Mr. Lambert (dem Parlamentsmitglied für Devon, S. Molton) gestellte Anfrage hat Mr. Broderick, der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, erklärt, das Yang-tse-Becken sei als die an den Yang-tse sowie an Honan und Che-king anstoßenden Provinzen definiert worden, und die Regierung Ihrer Majestät von Großbritannien habe für diese Gegend den Anspruch erhoben, daß kein Teil des Gebietes an eine andre Macht abgetreten, verpfändet oder veräußert werden dürfe. Er war ferner in der Lage, dem Hause die Versicherung zu geben, daß die Großbritannien nach den Abmachungen von Tien-tsin nördlich von der großen Mauer zustehenden Rechte in keiner Weise einen Abbruch erleiden sollten. Wenn Rußland der Definition Mr. Brodericks beipflichtet, so wird man sie bei uns ganz gewiß für einen hinreichend deutlichen Ausdruck für die weitere Ausbreitung des britischen „Hinneigens“ im fernen Osten ansehen, und das Kabinett Salisbury wird an Ansehen nur gewinnen, weil es ihm gelungen ist, von der russischen Regierung die formelle Anerkennung dafür zu erlangen.

Für die Gegenwart läßt sich demnach sagen, daß die Rivalität der beiden großen Mächte im fernen Osten zu Ende sei, und eine beständige Quelle der Reizbarkeit und der Vereitelung des Weltfriedens entfalle, wenn man sich über Friedensbürgschaften, wie sie jetzt für China gegeben werden, für Asien überhaupt einigen könne. Es ist sicherlich ebensoviel Spielraum für eine auf das wirtschaftliche und geographische Hinneigen begründete Verständigung in betreff anderer Teile Asiens im Westen, in der mittleren Region und im Norden vorhanden wie für die in betreff des fernen Ostens, sobald die beiden europäischen Mächte, die an der Richtung dieses Hinneigens interessiert sind, ganz aufrichtig und ehrlich zu einem definitiven Abkommen dieser Art gebracht werden können. So wünschenswert es nun aber auch im Interesse des Friedens sein möchte, würde es doch eine vergebliche Hoffnung sein, wenn man glaubte, Rußland werde seinerseits zu einer weiteren Abgrenzung seiner Interessenssphären zu bestimmen sein. Auch würde ein Studium der früheren Geschichte der zentralasiatischen Frage nicht viel Vertrauen zu der Haltbarkeit eines derartigen Einverständnisses einflößen, selbst wenn es in die Form eines diplomatischen Uebereinkommens gefaßt wäre. Gebrochene Versprechen und verletzte Verträge bezeichnen das Fortschreiten Rußlands während des letzten Jahrhunderts seiner asiatischen Erwerbungen. Tadjkent, Samarkand, Buchar, Chiwa und Merw



wissen alle die gleiche Geschichte zu erzählen, von den Versicherungen, daß die jüngsten Eroberungen auch die letzten sein sollten, und daß Rußland nicht die Absicht habe, seine Südgrenze über den zuletzt erreichten Punkt auszudehnen, Versicherungen, die in den Wind gegangen waren, bevor die Tinte, mit denen die sie enthaltenden Verträge geschrieben worden, Zeit zum Trocknen gehabt hatte. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß während dieses ganzen aggressiven Vordringens Indien das Endziel der russischen Staatsmänner und Generale gewesen ist. Schon im Jahre 1791 wurde ein Plan zur Eroberung Indiens durch eine russische Armee, die sich von Orenburg über Bokhara und Kabul vorbewegen sollte, der Kaiserin Katharina unterbreitet. Neun Jahre später beschloß Kaiser Paul aus jenen edeln Beweggründen, welche despotische Tyrannen fast immer etwas in ihren ehrgeizigen Plänen antreiben, seine Streitkräfte mit denen Frankreichs zu vereinigen, „um Indien von dem tyrannischen und barbarischen Joch der Engländer zu befreien!“ Der erste Konjul Frankreichs wurde bald in andre Unternehmungen verwickelt, und es paßte ihm nicht, eine Armee von 35 000 Mann nach unwegsamen Gebieten und zu einem hoffnungslosen Unternehmen auszusenden. Paul anderserseits fühlte sich, obwohl sein hochherziges Gemüt zweifelsohne vor Unwillen über die Not und das Leiden des Volkes im fernen Indien erglühte, nicht stark genug, für seine Person die Rolle des Rächers der unterdrückten Menschheit außerhalb seiner Reichsgrenze ohne die Beihilfe einer weiteren europäischen Macht zu spielen, und er machte mit der echten Großmut eines großen Herrschers Indien samt seinen sabelhaften Reichthümern den Donschen Kosaken zum Geschenk, in Anbetracht dessen, daß diese die Rüstung zum Einbruch zu stellen hätten! Sein Tod, der erfolgte, bevor sein phantastischer Plan soweit gediehen war, daß seiner grenzenlosen Thorheit ein Zusammenbruch durch die unausbleibliche Vernichtung des mit seiner Ausführung betrauten unglücklichen Heeres hätte folgen müssen, machte der Sache alsbald ein Ende. Aber sieben Jahre später lebte bei der denkwürdigen Zusammenkunft Napoleons mit Kaiser Alexander in Tilsit (1807) der Vorschlag einer gemeinsamen Invasion unter thätiger Beihilfe Persiens wieder auf, allein wegen des verzweifelten Kampfes, in welchen die kaiserlichen Pläneschmiede sich bald darauf in entgegengesetzten Heerlagern verwickelt sahen, geriet das Projekt wieder in Vergessenheit. Seither sind ähnliche Pläne bis zu der Unterzeichnung des schon erwähnten Abkommens zwischen Gortschalow und Granville von 1872/73 und sogar noch bis zu einem späteren Zeitpunkt immer wieder hervorgetreten, jedoch nur um in die Schreibtischfächer des russischen Auswärtigen Amtes zu geraten und dort zu gelegentlicher späteren Benützung liegen zu bleiben. Inzwischen hat Rußland seine Grenze immer weiter ausgedehnt, dabei feierlich versichernd, es sei dazu gezwungen worden aus Rücksicht auf äußere Ruhe — „la tranquillité indispensable à notre sécurité.“ Diese Versicherung entbehrt allerdings nicht ganz und gar der Wahrheit, und es soll nicht geleugnet werden, daß die gleiche Ursache sehr viel zu der Ausbreitung der englischen Oberhoheit in Indien beigetragen hat. Aber nicht selten ist es zu einer Bewegung im Innern

gekommen infolge einer ohne äußeren Anlaß vorgenommenen Invasionshandlung russischer Offiziere, die in der Ausdehnung der Grenze immer wieder einen neuen Anlaß zur Auszeichnung und dadurch zur Erlangung von Dienstbeförderung und Ehrenzeichen erblicken, wie ja die Regierung von Tauris noch niemals sparsam mit solchen gegen einen erfolgreichen Truppenführer gewesen ist, der das Gebiet seines Landesherrn selbst gegen dessen ausgesprochene Wünsche erweitert hat. Es ist leicht, einen Tadel gegen einen nicht erfolgreichen Offizier auszusprechen, der in seinem kriegerischen Eifer sich über Klugheit und Dienstpflicht hinweggesetzt hat; und so läßt die russische Regierung in Zentralasien einen recht beträchtlichen Spielraum zum persönlichen Hervorthun, den Männer wie Stobelew (der „Gueng Karli“ oder „die blutigen Augen,“ wie er von den Turkmeneu genannt wurde) und Alithanow (der wegen der Annexion von Merw zum Major befördert wurde), in ausgedehntestem Maße sich zu nütze zu machen wissen. „Gott ist im Himmel und der Zar auf Erden weit“ ist ein Sprichwort, das den Opfern russischer Beamten ebenso geläufig ist wie den Beamten selbst, und die weite Entfernung, welche den militärischen Befehlshaber in Zentralasien von St. Petersburg trennt, macht ihn zum Herrn der Situation. Diese Sachlage macht es doppelt schwierig, mit Rußland in ein verträgliches Verhältnis bezüglich der zentralasiatischen Angelegenheiten zu treten, denn die Möglichkeit — ja die Wahrscheinlichkeit —, daß dieses Verhältnis von irgend einem übereifrigen russischen Offizier absichtlich außer acht gelassen wird, sobald er ein derartiges Vorgehen im Interesse seines Landes als geboten erachtet, muß stets im Auge behalten werden. Thatsächlich ist die russische Regierung hin und wieder stolz darauf gewesen, daß sie sich grober Vertragsbrüche dieser Art schuldig gemacht hat, so daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn ihren Versprechungen nicht das Vertrauen entgegengebracht wird, an dem es einer europäischen Macht ersten Ranges nicht fehlen sollte. Zum Beweise dieser Behauptung bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die geheime Korrespondenz zwischen Kaufmann und dem Emir Schir Ali, die von britischen Truppen in Kabul entdeckt wurde, und in der die Russen die größten Schifanen anwandten, um Schir Ali zu veranlassen, „den Briten mit Trug und Verstellung zu begegnen“, „wie eine Schlange zu sein und offen Frieden mit England zu machen, insgeheim aber sich zum Kriege zu rüsten.“ Eine solche verräterische Zweizüngigkeit von seiten einer Macht, die für eine christliche und zivilisierte gelten will, gegen eine befreundete Nation, steht in der modernen Geschichte völlig ohne gleichen da. Die geheime Korrespondenz jedoch enthüllt die wirkliche Politik Rußlands in Zentralasien. Sie besteht darin, zum Aufruhr anzureizen, Feinde gegen England anzuwerben, es in Asien fortwährend im Kriegszustand zu halten und es an der Nordwestgrenze seines indischen Reiches beständig zu bedrohen. Dadurch hoffen russische Staatsmänner England von den Zielen abzulenken, die Rußland in Europa verfolgt. Mit andern Worten, sie besteht in der Sicherung der russischen Herrschaft über den Bosphorus und nicht die Eroberung Indiens. Sie besteht darin, England an einer seiner wunden Stellen zu bedrohen, doch

nur als Mittel zu einem Zweck: „eine derartige Suppe beizustellen, daß die (englischen) Bullböggen sie nicht von sich abschütteln können.“ Kein russischer General oder Staatsmann der Gegenwart jagt dem Hirngespinnste einer Eroberung Indiens nach. Ein derartiges Unternehmen, das fühlt man unwillkürlich, geht über das Vermögen und die Hilfsmittel selbst Rußlands hinaus, solange sich in England ein letzter Rest von Mannheit regt. Wollte Rußland einen Versuch damit wagen, so müßte es über eine Invasionsarmee von mindestens 1 500 000 Mann verfügen, und die Schwierigkeit, für einen derartigen Heereskoloss allein die Transportgelegenheit zu beschaffen und ihn auf seinem Marsche nach dem Feindesland mit Lebensmitteln zu versehen, würde kaum zu überwinden sein.<sup>1)</sup> Andererseits würde aber eine russische Demonstration nach dieser Richtung hin England vollauf mit seinen Rüstungen beschäftigen, und Rußland würde sich darum mit der Hoffnung tragen, seine Absichten am Bosporus zu verwirklichen, ohne dabei von England gestört zu werden. Rußland muß sich, wie Skobelev das emphatisch erklärt hat, auf seine Beherrschung des Bosporus stützen, nicht nur zur Erhaltung seines Ansehens als einer Macht ersten Ranges, sondern auch wegen der Sicherheit seiner Verteidigung und der dadurch bedingten Entwicklung seiner Industrie und seines Handels. „Asien wird selbstverständlich nicht,“ so schreibt M. A. Terentjew,<sup>2)</sup> „für immer den offenen Anlaß zu einem Zwiste zwischen England und Rußland bilden, doch werden wir, wenn es wegen europäischen Verwicklungen zu einem Kriege kommen sollte, selbstverständlich in unserm eignen Interesse genötigt werden, uns die Nachbarschaft Indiens, wie sie sich aus unsrer gegenwärtigen Stellung in Zentralasien ergibt, zu nütze zu machen.“ Die Lösung der so vielbesprochenen zentralasiatischen Frage wird daher nicht durch irgend eine Grenzabsteckung in Asien herbeigeführt. Das Geschick weist Rußland nach russischer Anschauung auf die Absorption der russischen Türkei hin, und solange der russische Adler nicht seine Schwingen über das Goldene Horn ausbreitet, wird es eine zentralasiatische Frage geben, um das britische Reich in Indien zu reizen und in Verlegenheit zu setzen. Aber noch zu keiner Zeit in der Geschichte jenes Reichs war England in einer günstigeren Lage, Rußland in Asien Widerstand zu leisten, als im gegenwärtigen Augenblick. Seine eignen Grenzen sind bis zu Positionen vorgeschoben worden, von denen aus es Afghanistan auf das beste beherrschen und jedem weitern Vordringen Rußlands Halt gebieten kann. Da die wichtigsten Stellungen an der Grenze bereits an die Haupteisenbahnlinien angeschlossen sind, kann ein Truppennachschub nach ihnen ohne Schwierigkeit und binnen achtundvierzig Stunden bewirkt werden. Unfre Beziehungen zu Afghanistan sind niemals so gut wie augenblicklich gewesen, und wenn auch ein Bündniß mit Afghanistan nicht ein Faktor ist, auf den man sich blindlings verlassen kann, so ist es doch

<sup>1)</sup> Das Nähere zum Beweise dieser Behauptung sehe man in Oberst Hannas „Can Russia invade India?“ London, 1895, nach.

<sup>2)</sup> Rußland und England in Asien. Bd. 2, englische Uebersetzung Seite 156.

durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Afghanen gemeinschaftliche Sache mit den Russen machen werden nach dem von letzteren gegen den Emir Schir Ali gespielten Verrat, da sie diesen zuerst zu einem Angriffe gegen die britische Regierung überlötptelten und dann seinem Schicksal überließen. Die Afghanen sind sich wohl bewußt, daß die Engländer keine Absicht auf ihr Land haben und sie der von ihnen so hochgeschützten Unabhängigkeit nicht berauben wollen. Sie wissen, daß die Engländer mehr als einmal bewiesen haben, daß es ihnen nicht an der Macht gebricht, das Land zu erobern, daß sie sich aber bei allen dergleichen Anlässen freiwillig zurückgezogen haben, sobald der Zweck der Expedition erreicht war und sie es nie an Geld und materieller Hilfe haben fehlen lassen, um die Regierung des Emir zu stärken. Unter diesen Umständen sind die Afghanen klug genug, die Vorteile zu erwägen, die es ihnen bringt, wenn sie treu zu ihren englischen Nachbarn, zu deren offenbarem Vorteile halten. Auch braucht die britische Regierung keinerlei Furcht in betreff der Haltung der indischen Eingeborenen zu hegen, wenn ein russischer Vorstoß gegen Indien erfolgen sollte. Es beliebt russischen Federn und Schriftstellern, wie Terentjew, diese Haltung als die einer Invasion gern entgegensehende darzustellen, die sich auf einen tiefeingewurzelten Haß des eingebornen Publikums gegen die Engländer gründet. Allein kein unparteiischer Fremder, der Indien bereist und sich die Mühe genommen hat, sich mit dem System der britischen Regierung in diesem Lande, sowie mit den zwischen dem regierenden und dem regierten Volkstamm obwaltenden Beziehungen bekannt zu machen, würde sich auch nur für einen Augenblick zu der gleichen Ansicht bekennen. Es läßt sich in der That jagen, ohne den Widerspruch von seiten auch nur eines einzigen zuverlässigen Beurteilers befürchten zu müssen, daß es in der Welt kein von einem fremden Herrn regiertes Land giebt, das sich einer größeren Freiheit erfreut, oder in dem Leben und Eigentum besser geschützt sind und die Justiz unparteiischer ohne Ansehen des Volkstammes und der Religion verwaltet wird, als Indien. Es genügt denn auch nur eine einzige Thatsache, um die Behauptung als eine falsche zu brandmarken, daß die Engländer von den Eingeborenen mit bitterem Haß verfolgt werden. Könnte, wenn dem so wäre, die britische Regierung ihre unbestrittene Obermacht mitten unter einer aus vielen kriegerischen Stämmen sich zusammensetzenden Gesamtbevölkerung von dreihundert Millionen mit einer englischen Occupationsarmee von nur 70 000 Mann behaupten? Man vergleiche diese Stellung mit der der Russen in Zentralasien, wo man 50 000 Mann russischer Truppen für erforderlich hält, um eine Bevölkerung von nicht einmal zwei Millionen in Botmäßigkeit zu halten. Man vergleiche ferner den Zustand von Länderstrecken, die unter russischer Herrschaft gestanden haben, mit dem von Indien unter britischer Regierung, dann wird der Vergleich jedenfalls zeigen, wie die Behauptung begründet ist, daß die Eingeborenen Indiens auf die Russen als ihre Erretter hoffen. Nehme man nur einmal die Gegend von Nischni-Nowgorod bis Astrachan, wo die Russen viel länger Zeit gehabt haben, ihre gute Regierung zu zeigen, als die Briten in Indien; wer möchte wohl den

Schmuz, das Elend und die viehische Existenz der Baskiren, Kalmücken und Kirgisen, die sie bevölkern, mit dem friedlichen Wohlstande vergleichen, der allort in Indien herrscht? Und doch macht die Stellung der britischen Regierung in Indien als die einer Fremdherrschaft eine beständige Wachsamkeit erforderlich, und kein britischer Staatsmann, der das Wohl seines Landes im Auge hat, würde raten, sich zur Sicherung unsrer Herrschaft einzig und allein auf die Loyalität der Eingeborenen zu verlassen. Die Briten sind zur leitenden Macht in Indien auf dem Wege der Eroberung geworden, und um diese Stellung aufrecht zu erhalten, darf die Besatzung nicht geschwächt, sondern muß sie eher verstärkt werden, damit allen Vorkommnissen vorgebeugt werde. Ein kleiner Zwischenfall an der Grenze könnte Funken einer Unzufriedenheit zum Aufglühen bringen, die unter jeder Fremdherrschaft vorhanden sein muß, wenn das Land auch noch so gut verwaltet wird, und kein Argument hat bei Orientalen soviel Nachdruck als eine Macht, die über die nötige Stärke verfügt, um sich Gehorjam zu verschaffen.

Um uns also kurz noch einmal die Lage der Engländer und Russen in Asien zu vergegenwärtigen, so ist sie eine derartige, daß man von ihr sagen kann, bei ihr habe das Prinzip des wirtschaftlichen und geographischen Hinneigens seinen abschließenden Ausdruck gefunden. Jedes weitere Vordringen von seiten der einen Nation würde eine direkte Bedrohung der andern sein und wahrscheinlich zum sofortigen Kriege führen. Die beste Bürgschaft für den Frieden ist die Erhaltung eines vermittelnden und unabhängigen Afghanistan, aber eines Afghanistan, das jedem und allem russischen Einfluß entzogen ist. Solange der gegenwärtige Emir lebt, wird es der britischen Regierung nicht schwer werden, diese Politik weiter aufrecht zu erhalten. Aber die Zerreißung von Abdul Rahmans Königreich, die wahrscheinlich seinem Tod folgen wird, bietet das Element einer Gefahr dar, deren Folgen sich weithin erstrecken können. Uns in Vermutungen darüber zu ergehen, was für eine Haltung die britische Regierung bei einer derartigen Krisis anzunehmen habe, fehlt es uns einweilen an Raum und Lust. Die Gefahr ist aber eine derartige, daß man sich mit Sicherheit darauf verlassen kann, daß weder die britische noch die russische Regierung sie übersehen haben und daß beide darauf vorbereitet sind, ihr zu begegnen, sobald sie sich erhebt. Vorderhand ist Wachsamkeit das Stichwort nicht nur an der nordwestlichen Grenze Indiens, sondern auch, wie wir hoffen wollen, im Persischen Meerbusen. Der russische Einfluß mag sich immerhin nach dem Norden der Besitzungen des Schah hinneigen, aber im Süden, wo die Beherrschung der Seelinie beginnt, kann Großbritannien die Russen nicht Fuß fassen lassen.

Die Zeit ist kostbar, der Entschluß ist reif:  
Die frische That soll ihre Kraft bewähren.



## Gedanken-anarchie.

Von

Ludwig Stein,

Professor an der Universität in Bern.

## I.

Rudolf Virchow hat jüngst im deutschen Reichstag den empfindlichen Mangel an logischer Schulung im allgemeinen, insbesondere aber den logischen Defekt der vorwiegend nach der naturwissenschaftlichen Seite hin Ausgebildeten bitter beklagt und der Wiedereinführung eines obligatorischen Lehrkurses der formalen Logik mit der ihm eignen Wärme das Wort geredet. Das Wort Virchows ist, ungeachtet der ausweichenden Erklärung des Kultusministers Bosse, auf fruchtbaren Boden gefallen. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß — an den Universitäten zunächst — das Bedürfnis nach logischer Durchbildung immer dringender empfunden werden und immer weitere Kreise ergreifen wird. Die Vertreter der philosophischen Wissenschaften haben diesen Zug der Zeit mit wissenschaftlichem Feingefühl vorempfunden. Wie vor einem Jahrzehnt die psychologischen, so stehen heute die logischen Forschungen und Untersuchungen im Vordergrund des philosophischen Interesses. Man beginnt einzusehen, daß wir heute in der Vernachlässigung der formalen Logik fast ebenso sehr, wenn nicht noch verhängnisvoller sündigen, als die vorangegangenen Generationen in ihrer einseitigen Ueberschätzung des Collegium logicum. Während der logische Drill an englischen Universitäten noch heute in kaum abgeschwächter Kraft fortbesteht, verflüchtigte sich auf den deutschen mehr und mehr das Ansehen und die pädagogische Schätzung der formal-logischen Durchbildung. Man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Man bog den Stab, angeblich um ihn gerade zu machen, nach der andern Seite, vergaß aber dabei, daß er über dieser Prozedur brechen könnte. Weil manche Lehrer die Logik einschläfernd vortrugen, schloß man — übereilt genug —: die Logik sei einschläfernd. Weil einzelne geborene logische Köpfe im praktischen Leben gescheiter, meinethalben sogar logisch korrekter verfahren, als einzelne zopfbefastete, an den Gebrechen geistiger Altersschwäche laborierenden Grautöpfe, welche Logik vortrugen, folgerte man — ebenso voreilig —, die Logik sei, wie die Rhetorik etwa, eine überlebte Wissenschaft, die man ebensowenig zu erwerben brauche wie die Kunst der Rede. Entweder habe man gesunden Menschenverstand, dann denke man logischer als alle Berufslogiker zusammengenommen, oder man habe keinen, dann ließe sich ein solcher künstlich, beziehungsweise erziehlich überhaupt nicht beibringen. Wie denn auch die Beredsamkeit eine Naturgabe sei, die man entweder schon als Wiegeneschenk besitze, die also gar keiner Ausbildung bedürfe, oder aber von der Natur verjagt erhielt, in welchem Falle diese Gabe durch keinen rhetorischen Kanon der Welt

künstlich eingimpft werden könne. Die Reminiscenz an Demosthenes gehöre zum alten Eijen, in die Kumpellammer verschliffener Altweiberfabeln. Logik und Rhetorik, die angesehensten Wissenszweige nicht bloß des römischen Altertums, sondern auch der mittelalterlichen Pädagogik, fahren heute, so wird vielfach argumentiert, nur noch auf totem Geleise.

Diese Gegner der formalen Logik beweisen eben mit ihrer Argumentation nur, daß sie das gründlich bekämpfen, was ihnen noch gründlicher abgeht: die formale Logik. Sie behaften den Mißbrauch als Regel, statt ihn als Ausnahme zu begreifen. Das didaktische Vergehen einzelner Logiker der vorangegangenen Generation, das Muß-Colleg der formalen Logik dürr-schematisch abzuleiern, somit die ganze, stündlich geminderte Zuhörerschaft mit dem bislang noch unentdeckten Bazillus des Gähnens anzustecken, wird nicht den betreffenden Logikern, sondern der Logik aufs Kerbholz geschrieben. Mit dem gleichen Rechte könnte man eine Fuge von Bach, die man nur nach dem zitterigen Geklimper eines alten Schulmeisters kennt, für den Inbegriff aller Langeweile erklären, somit Bach dafür verantwortlich machen, was der Schulmeister verbrochen hat. Der auf dem Katheder wirkende freie Darsteller einer Wissenschaft, beziehungsweise eines Systems verhält sich zu diesem nämlich kaum anders, als der Klavierkünstler zum Komponisten, als der Schauspieler zum Dramatiker. Unfähigkeit der Interpretation gestattet keinen Rückschluß auf die des Schöpfers. Wird man nun gar gezwungen, einer solchen unfähigen Interpretation tagtäglich anzuwohnen, wie dies früher bei dem für alle Studierenden verbindlichen Collegium logicum thatsächlich der Fall war, so überträgt sich leise und unvermerkt der angesammelte Groll gegen den Darsteller auf den Gegenstand der Darstellung. Gerade der Zwang verschärft den Widerwillen. Und so verhärtete sich allgemach die Abneigung gegen die logische Litanei der — auch gedanklich — spindeldürren Begriffsdrechsler der alten Schule zu ebenso tief eingewurzelten, wie weiterbreiteten Vorurteilen gegen die formale Logik selbst. Der Affekt gegen die Personen setzte sich allmählich um in ein (vernichtendes) Urteil über die Sache.

Dem weiteren Einwande, daß eine ertleckliche Dosis natürlicher, angeborener Logik mehr wert sei, als aller angelebte Formelkram der Universtitäten, müssen wir folgendes entgegenhalten: Gewiß giebt es Naturburche der Logik, denen der Instinkt die Schulung ersetzt, wie es auch Naturburche des Gesanges, der Malerei und Bildnerie giebt, welche vermittelt ihrer natürlichen Begabungen unter Umständen Frischeres, Ursprünglicheres, Ueberraschenderes leisten als die reip. Professoren an den Hochschulen und Kunstakademien. Wird man darum den Hochschulen und Akademien die Daseinsberechtigung absprechen? Wird man deshalb, weil ein Bauernphilosoph — Konrad Deubler — ohne alle Schulung, ohne den geringsten akademischen Drill, achtbare Gedankenleistungen aufzuweisen hat, den methodischen Unterricht der Philosophie abschaffen? Das hieße wieder den logischen Fehler begehen, Ausnahmen zu Regeln gestalten zu wollen. Genies sind, wie der Diamant, wunderfelten. Und abgesehen davon, daß sogenannte „Wundertinder“ sich häufig genug, wenn aus ihrer genialischen Kinderpielerei

männlicher Ernst werden soll, als bloße „Salontroler“ entpuppen, müssen selbst die wirklichen Genies, wie der Diamant, geschliffen werden. Erst nach feinstem Schliß entfalten sie ihren vollen Glanz.

Endlich übersehe man Eines nicht. Die Aegypter haben Pyramiden gebaut, ohne ein Lehrbuch der Mechanik zu besitzen. Ist darum die Mechanik als Wissenschaft überflüssig? Die Griechen und Orientalen haben anmutige Melodien erfunden, ohne die Gezeze des Kontrapunktes zu kennen. Soll man darum die Kompositionslehre wegdekretieren? Gewiß vermögen Begabung und Erfahrung manches. Aber einmal kommt ein kritischer Punkt, wo natürliche Begabung und unmethodische Erfahrung schlechterdings nicht mehr ausreichen, wo vielmehr nur Theorie und wissenschaftliche Methodenerfahrung weiterzuführen vermögen; andermal verhilft selbst innerhalb jener Sphäre, welche die natürliche Begabung vielleicht ohne das Hilfsmittel der wissenschaftlichen Methode zu beherrschen vermag, die bewußte Kontrolle seitens der wissenschaftlichen Methode rascher und sicherer zur Erreichung des Zieles, als der logische Instinkt. Und dabei haben wir bisher immer nur die von der Natur Geadelten, die logischen Geburts-Aristokraten, die schon im Mutterchoße mit der reichen Mitgift des gesunden Menschenverstandes Ausgestatteten berücksichtigt. Wie steht es nun vollends mit dem Mittelgut und Untermittelgut? Woher sollen Menschen, denen das Gnadengeschenk angeborener Logik verjagt ist, die Richtschnur korrekten Denkens entnehmen? Verhält sich's doch mit der angeborenen Logik wie mit dem natürlichen Takt; die überwiegende Mehrzahl der Menschen kommt ohne diese kostbare Aussteuer zur Welt. In der Logik, als dem Takte des Denkens, wie im Takt, als der Logik des Gefühls, bringt der Durchschnitt der Neugeborenen verzweifelt wenig mit. Nur die Ausserlesenen, der verschwindend geringe Prozentsatz des geistigen Adels, wird mit dem bekannten Silbermäntelchen des Märchens geboren; der erdrückende Rest aber kommt auch geistig splitternackt, als intellektueller Habenicht's auf die Welt. Gerade diesem aber müssen wir helfen. Die von Natur Reichen helfen sich zur Not selbst; die andern aber, deren Prozentsatz wir aus angeborener Höflichkeit gegen das Menschengeschlecht lieber verschweigen wollen, müssen von uns gedanklich erzogen, charakterlich auf die Beine gebracht werden. Da sie natürliche Logik gar nicht mitbringen, so müßten sie, falls wir ihnen noch die formale Logik vorenthielten, einer vollständigen Gedankenanarchie anheimfallen.

Und hier stoßen wir auf den Punkt, um dessentwillen wir diese Betrachtung anstellen. Was heißt Gedankenanarchie?

## II.

Anarchie ist, wie bekannt, nichts andres denn: Herrschaftslosigkeit. Proudhon lehnte, wie schon im Altertum die Cyniker, jede politische Herrschaft des einen über den andern grundsätzlich ab und nannte sich selbst zuerst einen Anarchisten, obgleich er, richtig verstanden, ein politischer Anarchist im heutigen Wortsinne niemals war. Das Streben nach politischer Herrschaftslosigkeit ist indes nicht die einzige Form des Anarchismus. Schlimmer noch als die politische ist, wie



ich jüngst in der Deutschen Rundschau, Januar 1899, Seite 36 ausführte, die gedankliche Anarchie, an welcher wir augenblicklich laborieren. Der politische Anarchismus ist nur das äußere Krankheits-symptom dafür, daß wir aus dem sozialen Gleichgewicht geraten sind. Jeder Anarchismus stellt sich sozialpsychisch nur als Karikatur des extremen Individualismus dar; der politische Anarchismus ist nichts andres, als eine Psychose der Volksseele, ein Weistanz sozial entgleister Persönlichkeiten. Der Soziologe aber, dessen Beruf es ist, den leisesten Regungen der Volksseele nachzuspüren, wird die Diagnose zu stellen haben, daß das Krankheitsbild des politischen Anarchismus sich als natürlicher Reflex des gedanklichen Anarchismus, dem unsre Generation vielfach verfallen ist, notwendig einstellen mußte.

Daß aber das „nervöse Jahrhundert“ an einer solchen Gedankenanarchie krankt, läßt sich an zahlreichen Symptomen von zwingender Ueberzeugungskraft darthun. Kunst und Litteratur, diese zartesten und vornehmsten Spiegelungen der Volksseele, stehen augenblicklich unter dem Zeichen ungezügelter Herrschaftslosigkeit. Säge Sprünge, unvermittelte Uebergänge, nervöse Urrast, peinigende Willkür und überstürztes Drauflosstürmen bilden das gemeinsame Abzeichen der „Modernität“. Kein regelnder Kanon, keine künstlerisch beglaubigte Autorität, kein zusammenhaltendes Band gefesterer künstlerischer Ueberzeugungen verknüpft unsre „Tongen“. Wir leben förmlich im Zeitalter des künstlerischen und literarischen Faustrechts. Naturalisten und Impressionisten, Veristen und Symbolisten, Präraffaeliten und Maeterlincksche Salomysister wechseln und wirbeln funterbunt durcheinander. Die derbste Realistik und hypersensible Phantastik geben sich sogar in der gleichen Person (Hauptmann) das intimste Stellbischein. Jeder Künstler von Rang besteht heute darauf, kein Kunstgesetz über sich anzuerkennen, sondern in sich selbst die Quelle aller künstlerischen Gesetzmäßigkeit zu suchen und — zu finden. Was ist dies andres als Gedankenanarchie, als generalisierter Ich-Wahn? Wie der Raubritter im Zeitalter des Faustrechts weder Fürst noch Volk, weder Kaiser noch Reich, weder Gesetz noch Recht respektierte, sondern nur seinen starken Arm als einzige Rechtsquelle gelten ließ, so möchte der anarchische künstlerische Individualismus alle ästhetischen Traditionen und Maßstäbe, jeden überkommenen Kanon und alles Kunstgesetz led über den Haufen rennen, damit jedes künstlerische Individuum in seiner Phantasie Sinn und Zweck aller Kunst entdecken kann. Weil der Klassizismus, der vielfach auf Tradition und Autorität beruhte, auf die Individualität zuweilen drückte und auf den selbständigen Flug der künstlerischen Phantasie manchmal vielleicht lähmend wirkte, deshalb macht der Individualismus mit aller Klassizität, mit aller Tradition und Autorität tabula rasa. Was ist dieses überstürzte Verfallen von einem Extrem ins andre, dieses willkürliche Fangballspielen mit Superlativen andres, als ein logischer Defekt? Das Verwerfen aller Klassizität durch die Motivierung, daß diese der selbstherrlichen Entfaltung der Künstlerphantasie hinderlich sei, steht ungefähr auf dem logischen Niveau jenes achtjährigen Liebschens, das seinem zehnjährigen Schwesterchen Else, welches ihn einen leibhaftigen

Storch zeigte, die schnippische Antwort gab: „Du mußt mich nicht für so dumm halten; ich weiß es so gut wie du: es giebt ja gar keine Störche!“ Aehnlich argumentiert der Individualismus: Da der Klassizismus nicht das ist, wofür man ihn früher ausgab, so ist er gar nichts!

Dieses kühne Hinwegsetzen über alle Regeln der formalen Logik nenne ich eben Gedankenanarchie. Fahren wir in diesem Tempo fort, so geraten wir in ein vollständiges Gedankenchaos, in einen babylonischen Turmbau von künstlerischen Ideen und Bestrebungen, wobei der eine die Sprache des andern gar nicht mehr versteht. Will nämlich, künstlerisch gesprochen, ein jeder seine eigne Sprache reden, wie sollten die andern ihn denn verstehen? Man kann sich doch unmöglich für jeden Künstler ein eignes Lexikon anlegen! „Und der Herr verwirrte ihre Sprachen“ — das ist der Eindruck, den jeder nüchterne, logisch geschulte Besucher moderner Kunstausstellungen davontragen wird. Die Künstler dürfen nicht vergessen, daß es neben dem Reiz des Individuellen, dem unvergleichlichen Schmelz des intim Persönlichen, noch ein allgemeines, einen eisernen Fonds für alle Künstler geltender Regeln und Normen giebt, die man zwar individuell färben, aber niemals ganz verleugnen sollte. Man darf seine Muttersprache mit einem Anflug von Dialekt, mit eigner Betonung, meinethalben sogar mit näselnder Stimme oder auch anstoßender Zunge sprechen, aber falsch sprechen darf der Gebildete sie nicht! Das Gleiche gilt von der künstlerischen Muttersprache. Wer gegen die aller Kunst gemeinsamen Grundregeln verstößt, begeht die gleiche Geschmacklosigkeit, um nicht Schlimmeres zu sagen, wie jene Bildungsgigerl, welche ihre Muttersprache mit einem raffinierten Beigemisch geistlicher grammatikischer Schnitzer zum besten geben.

Das Beispiel der Muttersprache ist nicht bloße Nebefigur, sondern absichtlich gewählt. Die Grammatik bedeutet nämlich das Gleiche für die Sprache, wie die Logik für das Denken, wie der ästhetische Kanon für das künstlerische Schaffen, wie die Grundbegriffe der Moral für das sittliche Wollen. Alle diese Disciplinen sind Normwissenschaften; sie beziehen sich weniger auf den Inhalt als auf die Form; sie zielen nicht so sehr auf ein Sein, als auf ein Sollen; sie lehren nicht was, sondern nur wie zu sprechen, zu denken, zu schaffen, zu handeln sei. Damit begegnen wir sogleich dem letzten Einwande gegen die formale Logik, daß nämlich ihr Studium nicht geeignetes sei, logisches Denken dort zu erzeugen, wo die Natur nun einmal einen Querkopf oder Dümmling gestaltet hat. Sicherlich nicht. Aber auch die Syntax lehrt uns nicht was, sondern nur wie zu sprechen sei. Die Logik ist eben nichts andres, als die Syntax des Denkens; sie lehrt nicht den gescheiten Inhalt, sondern nur die korrekte Form des Denkens. Wie man den gescheitesten Einfall ungrammatikalisch aussprechen, aber die dümmste Antwort darauf in grammatikalisch tadelloser Sprache erhalten kann, so kann ein Gedanke eminent gescheit, aber verteuelt unlogisch sein, ein andrer hinwieder logisch unantastbar, aber verzweifelt dumm sein. Niessche zum Beispiel ist unheimlich gescheit, aber bis in die Fingerspitzen hinein unlogisch; wohingegen eine erkleckliche Schar von Lehrbuchschreibern der Logik — nomina

sunt odiosa — peinlich korrekt in der Form, aber dürr und flach im Inhalt ihrer Gedanken ist. Das eine ist so verhängnisvoll wie das andre. Die wahre Harmonie, welche dem logisch deklassierten Nietzsche durchweg abgeht, besteht eben in der adäquaten Uebereinstimmung von Form und Inhalt, im sich deckenden Zusammenfallen genialer Gedanken mit logischer Korrektheit und plastischem Ausdruck.

Im übrigen ist der verhängnisvolle Einfluß Nietzsches auf die Jugend unjeres Kulturkreises nur ein Beweis mehr dafür, daß die Gedankenanarchie die traurige Signatur des absterbenden Jahrhunderts bildet. Seit Nietzsche steht für das heranwachsende Geschlecht überhaupt nichts mehr fest. Mit dem „Alles fließt“ des Heraclit begnügt man sich nicht mehr; der Relativismus, die skeptisch-kühle Zurückhaltung befriedigen nicht. Die modernen Jünger Heraclitus sagen statt dessen: Alles dreht sich, alles steht auf dem Kopf; alle Ueberzeugungen, Ueberlieferungen, Wahrheiten wackeln, wirbeln, wanken; alle politischen, sozialen, sittlichen und wissenschaftlichen Werte werden willkürlich umgewertet oder, um das berüchtigte Rezept des intellektuellen Giftmischers Nietzsche herzuzeigen: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“

Es ist für mich eine fatale Gemugthuung, eine recht traurige Priorität, die ich in Anspruch nehmen kann, daß ich nämlich zuerst unter den Fachgenossen die intellektuelle Gefahr, welche uns von diesem verführerischen Denker droht, erkannt und meine warnende Stimme „Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren“, Deutsche Rundschau 1893, später als Buch, Berlin, Georg Reimer, vergleichsweise frühzeitig erhoben habe. Ich gebe auch gerne zu, daß die Nietzsche'sche Hochflut inzwischen stark zurückgegangen und augenblicklich offensichtlich im Verebben begriffen ist. Aber daß diese Gefahr aufkommen, daß ein so typischer Vertreter dessen, was ich Gedankenanarchie nenne, die Gemüther so grundmäßig erregen, bis in die verborgensten Falten der Seele erschütterern und so breite Kreise ergreifen konnte, wie sich dies dem betrachtigen Beobachter aus allen Ripen und Spalten des öffentlichen Lebens offenkundig, das beweist doch hinlänglich, wie kläglich es um die logische Schulung selbst des denkenden Bruchtheiles innerhalb unserer Kulturgemeinschaft bestellt ist.

### III.

Ein künftiger Geschichtsschreiber des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts wird in Verzweiflung geraten, wenn er unsre bewegte, abwechslungsreichen, in unausgeglichenen Gefäßgefäßen sich gefallende Zeit in einen Ausdruck wird pressen, auf eine Formel wird bannen wollen. Schwerlich wird er eine andre Gesamtbezeichnung für dieses letzte Jahrzehnt finden können, als die von uns gewählte: Gedankenanarchie. Denn alle Gebiete geistiger Thätigkeit, insbesondere aber Philosophie und Politik, weisen die gleichen Erscheinungen der Zerfahrenheit, Zerplitterung und Planlosigkeit, kurz der Anarchie auf, welche wir an den Strebungen und Bewegungen in Litteratur und Kunst beobachtet haben. Es fehlen leitende Gedankengänge, führende Geister, welche die Richtung unjeres

Denkens bestimmen und den Stempel ihrer Persönlichkeit unserer Zeit aufprägen könnten, wie sie Deutschland einst in Goethe, England in Carlyle und Darwin besessen hat. Wo jeder König sein will, ist für einen wirklichen König kein Platz vorhanden; wo jedes Individuum sein eigener souveräner Gesetzgeber sein möchte, erübrigt für eine allgemeine Gesetzgebung kein Raum.

Die Schuld liegt nicht an den Denkern selbst. Männer wie Wundt, Dilthey, v. Hartmann, Spencer, James, Ardigò, Renouvier, Fouillée und andre, welche heute philosophisch den Ton angeben, stehen in ihren Gedankenleistungen denen des vorangegangenen Denkergeschlechts sicherlich nicht nach. Aber wer liest heute, von Fachkreisen natürlich abgesehen, diese Schriftsteller in der Absicht, in ihnen eine Weltanschauung wiederzufinden, an die man sich anlehnen könnte und die unser Bedürfnis nach einem vollkommen vereinheitlichten Weltbilde zu stillen vermöchten? Gibt es etwa Wundtianer, wie es Kantianer, Hegelianer oder Schopenhauerianer gegeben hat? Mit nichten! Die einzigen . . . aner, von denen ernstlich gesprochen werden könnte, sind Nietzscheaner. Und das geschieht im Vaterlande der „Dichter, Träumer und Denker“, in der vielbeneideten Heimat der Philosophie, welche der Menschheit einen Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Bencke, Schopenhauer, Fechner und Loge geschenkt hat! Wie tief muß die philosophische Bildung der Deutschen gesunken sein, wie weit muß auch die spekulative und dialektische Gedanken-anarchie um sich gegriffen haben, wenn der philosophische Gedanken-anarchist Friedrich Nietzsche der einzige deutsche Denker (nebenbei polnischer Abstammung) ist, der sich rühmen kann, getreue Anhänger, hingebungsvolle Jünger zu besitzen. Begreiflich. Eine Zeit, die selbst der Gedanken-anarchie verfallen ist, wird mit der Gewalt des Instinkts dem zujubeln, der die Gedanken-anarchie nicht bloß sanktioniert, sondern geradezu zum Prinzip erhebt. Jetzt versteht man auch die logischen Entgleisungen, denen man nicht bloß in der Tagespresse auf Schritt und Tritt begegnet, sondern ebenso sehr bei Schriftstellern von Ruf und Rang, ja sogar in gelehrten Abhandlungen, besonders naturwissenschaftlichen Inhalts, begegnet. Hat doch der gedankliche Heros der „Moderne“, Nietzsche, dieser Herosirat unter den Philosophen, der formalen Logik grundsätzlich den Abschied gegeben. Wie der Meister so die Jünger. Der Kenner der formalen Logik wird bei einer Ueberschau der überhitzten litterarischen Produktion auf allen Gebieten sofort gewahr, wie diese geistigen Erzeugnisse vielfach strotzen von Verstößen gegen die elementarsten Grundregeln der formalen Logik. Handgreifliche Sophismen, wie sie jeder Abc-Schütze der Logik sofort aufzudecken vermag, Trug-, Fang- und Zirkelschlüsse liegen zu Hauf vor uns ausgebreitet. Die Verstöße vollends gegen die Grundbegriffe der logischen Methodenlehre, welche namentlich von seiten der Naturforscher begangen werden, beweisen aufs empfindlichste, daß selbst der ernsteste Wissenschaftsbetrieb von der herrschenden Gedanken-anarchie nicht freigeblieben ist. Wer sich die logischen Schnitzer, denen er bei fleißiger Lektüre der jüngergeistigen, aber auch der wissenschaftlichen Litteratur unserer Tage begegnet, regelmäßig mit Notizstift antreidet, dem dürfte es kaum allzuschwer fallen, als Pendant zu Wüstmanns ergötzlichem „Allerhand Sprachdummheiten“ ein noch

weit ergößlicheres „Allerhand Gedankendummheiten“ zu verfassen. Wie die „Sprachdummheiten“ von der Vernachlässigung der deutschen Syntax, so rühren die „Gedankendummheiten“ von der vollständigen Außerachtlassung der formalen Logik her.

## IV.

Die größte Wirrnis aber stiftet der Mangel an logischer Durchbildung auf der Arena der politischen Tageskämpfe. Was die politische Schriftstellerei gegen die vier Schlußfiguren der formalen Logik sündigt, wie häufig sie Paralogismen verwendet, und mit welcher Vorliebe sie die quaternio terminorum hätschelt; wie willkürlich sie die bei aller Barbarei der Terminologie im Grunde doch sehr vernünftigen und gedanklich bildsamen Modi: Barbara, Darix, Celarent, Ferio und so weiter handhabt: darüber könnte man Bände füllen. Sollten jüngere Darsteller der formalen Logik auf besonders reizvolle Beispiele abschreckender Verstöße gegen die elementaren Regeln der Logik erpicht sein, so empfehle ich ihnen die Lektüre — es braucht nicht einmal eine aufmerksame zu sein — von Parlamentsberichten, Wahlreden und politischen Pamphleten. Was hier an unwillkürlicher, logischer Komik geleistet wird, das könnte getrost mit den sprachlichen Kasernenhofblüten der Wigblätter wetteifern. Die antiken Klopffechter, die Berufs-Cristiker unter den alten Sophisten, deren dialektisches Gewerbe darin bestand, schwarz als weiß oder weiß als schwarz plausibel zu machen, würden ob dieses wahlverwandten Epigontums behaglich schmunzeln.

Die politische Gedankenanarchie hat indes neben dieser ungewollt humoristischen auch ihre bitter-ernste Seite. Unre Jugend wächst in diesen unabgeklärten Wirrarr politischer Irrgedanken, in diesen Höllen-Breughel einander widersprechender und durchkreuzender Theorien gedanklich hinein. Frühzeitig tritt die Pflicht an sie heran, sich für eine der rivalisierenden politischen Parteien zu entscheiden. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß diese Entscheidung bei dem wilden Durcheinander, das unser heutiges politisches Leben beherrscht, in der Regel nicht von reifer Ueberlegung eingegeben, sondern von verschwommenen Stimmungen getragen wird. Die gedanklich selbständige Jugend, welche der Autorität der Familientration entwachsen ist, entscheidet sich nicht nach logischen Erwägungen, sondern nach psychologischen Affekten. Nicht die Wucht der Gründe, sondern die Gewalt der Gefühle; nicht die Ueberzeugung, sondern die Ueberredung; nicht die nüchterne Theorie, sondern das herauschende Schlagwort giebt in der Regel den Ausschlag. Daher die magische Wirkung gerade der extremen Parteien auf das heranwachsende Geschlecht. Den Ultras von rechts sehen verständnislos, klistetief getrennt, unverföhnlich die Ultras von links gegenüber. Und diese herben, scharffen Gegensüßler sollen, müssen doch in der nächsten Generation miteinander auskommen; denn sie bilden ja das mit dem neuen Jahrhundert einsetzende neue Geschlecht! Wenn hier nicht bald Klärung, Verständigung, logische Auseinanderetzung erfolgt, dann ist die politische Katastrophe unvermeidlich. Ein Staat ohne Mittelparteien, in welchem sich alle politischen Zwischenstufen abgeschliffen haben, so daß nur noch Gesinnungsjunkter und Anarchisten einander

unerbittlich gegenüberstehen, ist logisch banterott, und somit auch politisch dem Untergange geweiht.

In einem solchen BegriffschaoS leben wir augenblicklich. Die Gedanken-anarchie ist entfesselt. Das vollständige Fehlen von Leitgedanken, von allen gemeinsamen Traditionen und Idealen, von allen gleichmäßig geehrfürchteten Persönlichkeiten und Institutionen, und vor allen Dingen der Mangel eines alle zusammenhaltenden Bandes gemeinsamer politischer und sozialer StrebenSziele — das nenne ich eben politische Gedanken-anarchie. Ueberall dort, wo die Willfür an die Stelle des Gesetzes, die Ausnahme an die Stelle der Regel, der Instinkt an die Stelle der Vernunft, der Zufall an die Stelle der Notwendigkeit, die chaotische Mannigfaltigkeit an die Stelle der sie zusammenhaltenden Einheit tritt, zeigt sich eben Herrschaftslosigkeit: Anarchie. Diese ist aber immer nur der Anfang vom Ende.

Sobald sich die Teile dem Ganzen nicht mehr fügen wollen, also die zusammenfassende Seele fehlt, so entsteht im menschlichen Organismus Tod und Verwesung, im sozialen Organismus Zerfegung und Zerfall.

Der Beruf der Philosophen, dieser modernen Auguren, ist es nun, die Finger auf die offene Wunde zu legen, die Anzeichen beginnender Fäulnis zu erkunden und rückhaltlos aufzudecken. In meiner „Sozialphilosophie“ — die soziale Frage im Lichte der Philosophie, Stuttgart, Ente, 1897, S. 507 — habe ich, den Warnungsruf Rud. VirchowS anticipierend, ausgerufen: Ein Anarchismus der Gedanken ist augenblicklich entfesselt. Nicht bloß im sozialen Organismus, sondern auch in der Begriffswelt der Gebildeten des ganzen zivilisierten Erdenrundes tracht es in allen Fugen. Den Begriffen fehlt die logische Zucht, dem sozialen Organismus fehlen die harmonisierenden Imperative. Die formale Logik ist wie vergessen und die soziale augenblicklich außer Rand und Band. Dilettantisches Geschwätz, dem es an tiefer Kenntnis der sozialen Thatfachen ebenso gebricht, wie an geschultem Denken, beherrscht unmittelbar den Büchermarkt, und mittelbar die sogenannte „öffentliche Meinung“. Hier müßte man die Kraft besitzen, mit logischen Geißelhieben mitten in diese wilde Gedanken-anarchie hineinzufahren und mit der erlösenden Wucht eines Hutten soziale „Epistolae obscurorum virorum“ zusammenzuhämmern.

Da der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift mich freundlichst aufgefordert hat, mich „über die mangelnde Logik im gesellschaftlichen Leben“ in der „Deutschen Revue“ vernehmen zu lassen, habe ich keinen Anstand genommen, im Anschluß an die bewegliche Klage Rud. VirchowS über den Mangel an Logik unter den Studierenden der Medizin, im vorstehenden, so gut ich es vermag, eine dieser Episteln zu verfassen. Ob die Geißelhiebe ihren Zweck erfüllen, das heißt jene individualistisch-anarchistischen „Dunkelmänner“ erreichen wird, auf deren Rücken sie gezielt sind, weiß ich freilich nicht. Aber selbst auf die Gefahr hin, nur Lusthiebe vollzogen zu haben, möchte ich obenstehende Bemerkungen nicht unterdrücken.

Es wird mir niemand zumuten, in einem Collegium logicum das Allheil-

mittel gegen die von mir aufgezeigte generelle Gedankenanarchie erblicken zu wollen. Das Uebel sitzt zu tief, als daß ein einziges Mittel, und sei es auch ein so kräftiges, als welches ich eine tüchtige logische Schulung der, namentlich politisch vielfach konfuse Köpfe unsrer Jugend in der That ansehe, radikal helfen könnte. So handgreifliche Kurpfuschereien am sozialen Körper darf heute nicht einmal der Philosoph sich mehr gestatten. Wohl aber möchte ich es unumwunden aussprechen, daß bei der politischen Neuraasthenie, von welcher besonders unsre studierende Jugend vielfach ergriffen ist, eine kräftige, die erhitzen Gemüter gedanklich abkühlende logische Brause nur Gutes stiften könnte. Die formale Logik, welche die Unzulänglichkeit unausgegorener politischer Theorien und Unzulässigkeit gewisser sozialer Gedankenverknüpfungen mit unwidersprechlichen Argumenten darthut, könnte so manchem jugendlichen Hitzkopf den Dienst einer wissenschaftlichen Kaltwasserkur leisten.



## Alte und neue Kunst.

Von

Eugène Müntz,

Mitglied des Institut de France.

Die „Deutsche Revue“ erzeigt einem Ausländer die Ehre, ihn um seine Ansicht über den Zustand der modernen Kunst, über ihr Verhältnis zur Vergangenheit, über das Ziel ihres Strebens und ihre Zukunft zu befragen. Der Urheber der vorliegenden Studie vermag sich aber selbst kaum inmitten dieses geschäftigen Treibens um eine Erneuerung und eine Wiedergeburt zurechtzufinden. Er wagt es daher nur, seine Eindrücke unter der Rechtswohlthat des Inventars wiederzugeben. Jedenfalls tritt er an seine Untersuchungen ohne jegliche Voreingenommenheit und Leidenschaft heran, sine ira et studio, wie der Schriftsteller des Altertums es verlangt.

Wer den Zustand der Kunst in Frankreich, England, Deutschland und Oesterreich näher ins Auge faßt, muß sich unwillkürlich von der Verwirrung der Geister betroffen fühlen. Vermöchte man wirklich zu leugnen, daß sich in ganz Europa, ja bis über das Weltmeer hinaus ein gründlicher Wandel in der Art des Empfindens und Denkens vollzieht? Der Autor der „Entartung“ hat diesen Umschwung mit seiner bekannten Lebhaftigkeit dargelegt. Nordau hat vor allem das Verdienst gehabt, zu zeigen, daß es sich um eine wesentlich internationale Strömung handelt. Man gewinnt in der That den Eindruck, daß unter Mitwirkung der Eisenbahnen und Dampfschiffe, des Telegraphen und des Telephons

der Gang der Ansteckung ein rapider gewesen ist. Binnen weniger Zeit, als die elektrischen Apparate bedurften, um Kunde davon zu geben, hatte sie den Sprung von der Themse bis zur Seine, bis zum Rhein, zur Donau, der Weichsel und dem Mississippi zurückgelegt. Zu allem Unglück üben diese geistigen Mikroben eine blickartige Thätigkeit aus: der Beobachter wiegt sich noch in ruhiger Sorglosigkeit, und schon verfällt der Kranke in Todeszuckungen und stirbt. Die größten Optimisten meinten, es würde zur Ausbreitung der Epidemie langer Jahre bedürfen, und in der Zwischenzeit würde man wohl ein Mittel dagegen finden. Welche Wahnvorstellungen! Ohne merkbare Erschütterung ist der Ansteckungsstoff in die Massen gedrungen, und nicht nur einige Vereinzelte, einige Snobs, sind von ihm ergriffen worden: es ist das in jedem Lande eine ganze Klasse gewesen.

Haben wir es mit den Vorläufern eines neuen Stils oder einfach nur mit den letzten Zuckungen eines absterbenden Jahrhunderts, einer im Verschwinden begriffenen Gesellschaft zu thun? Wenn wir einem der glänzendsten Vorkämpfer der „Moderne“ glauben sollen, würden „zehn Jahre Beharrlichkeit ausgereicht haben, um nur noch die wahren Menschen übrig zu lassen; alles würde geläutert erscheinen, auf einen geheimen, die Geschmacksrichtungen und Bestrebungen beeinflussenden Plan gestützt, in der Richtung durch die gleiche Erscheinung bestimmt und durch ein inneres, der Zeit selbst entnommenes Rüstwerk zusammengehalten. Die Essays und Dramen von Maeterlinck und die Glaswaren Gallés,“ meint der fragliche Kritiker weiter, „die Romane von Paul Adam und die Fresken von Besnard, die Spielwaren von Pierre Roche und die Dichtungen von Henri de Regnier, die Phantastien Verlaines und die Traumbilder Barrières, die Symphonien Vincent d'Indry's und die Emailen Henri Cros', die Töpferwaren Carriès' und die Delbilder Henri de Groux', die Soziologie Robertys und die moderne Lyrik Gustave Charpentiers, die Feerien Claude Monets und die Nachtstücke Whistlers, die Ideologien Maurice Barrès' und die Bildnisse Rodins, alles das schließt sich in harmonischen Verhältnissen fest zusammen.“<sup>1)</sup>

Das Bild ist optimistisch. Jedem nicht voreingenommenen Auge muß sich unwillkürlich die Ähnlichkeit des Vorgehens der Vorkämpfer der neuen Kunst mit dem der politischen Nihilisten oder Anarchisten aufdrängen. (So hat denn wieder einmal die Kunst den sozialen Strömungen zum Spiegel dienen müssen!) Alle sind sie auf das Zerstören und das Aufräumen mit dem Alten aus. Im Vergleich zu einigen Malern des Salons des Marsfeldes könnten die zerfahrensten Romantiker als Musterbilder kindlicher Pietät gelten. Diese ultraradikale Schule beschränkt sich nicht mehr wie gewisse Realisten der früheren Zeit darauf, die Häßlichkeit zu predigen, sie begnügt sich nicht mehr mit der Behauptung, daß der Stil oder das Vornehme eine Konvention des Klassizismus sei: sie behauptet geradezu, es gebe keinen Unterschied zwischen schön und häßlich; in ihren Augen haben alle Formen und alle Manifestationen das gleiche Recht auf unsre Bewunderung. Wenn derartige Lehren zum Siege gelangen, ist es um jedes kritische

<sup>1)</sup> Nouvelle Revue vom 1. Februar 1896.



Bestreben und um jede abstrakte Vorstellung geschehen. Muß man nicht, sobald es keine Aesthetik mehr geben soll, in der gleichen Weise auch die Wissenschaft, die Moral, die Gerechtigkeit, kurz alles, was den Geist über die niedrigsten Instinkte erhebt, verdammen? Weist aber nicht sogar ein Herbert Spencer auf die innige Verbindung von körperlicher Häßlichkeit mit geistiger Minderwertigkeit und Verkommtheit hin; behauptet er nicht, daß das Zurückweichen der Stirn, das Vorstehen des Unterkiefers und das Hervortreten der Backenknochen die wesentlichen Merkmale der Häßlichkeit ausmachen, gerade weil sie die zuverlässigen Kennzeichen der geistigen Minderwertigkeit sind? <sup>1)</sup>

Bei den Häuptern der neuen Schule, bei den Förderern jener internationalen oder vielmehr internationalistischen Bewegung dreht der Streit sich nicht mehr um die Ueberlegenheit dieses oder jenes Stils, sondern um den Begriff der Kunst selbst. In ihren Augen ist der Künstler ein Virtuose, der nur von seinem eignen Bewußtsein Kunde giebt, ohne soziale Mission irgend welcher Art; Unabhängigkeit und Originalität sind seine Hauptpflichten (es ist nicht unwesentlich, zu konstatieren, daß hinsichtlich dieses letzten Punktes, aber auch nur dieses letzten, das heißt der Originalität, Tolstoj in seinem letzten Werke: „Was ist die Kunst?“ einen Berührungspunkt mit diesen Impressionisten gefunden hat, die er sonst so herzlich verabscheut). Ueber den Wert dieser Ansprüche auf Originalität werde ich mich sogleich weiter verbreiten; man wird alsdenn sehen, wie viele Reminiscenzen sich durch das Schaffen auch der eifrigsten Neuerer ziehen, und welche Dosis Nachahmungsgeist einem anscheinend so revolutionären Vorgehen beivohnt. In den Augen der neuen Schule ist es hinfort um alle Formeln gethan, die Anspruch auf Universalität erheben. Wenn früher einmal ein Höfling des zweiten Kaiserreichs behauptet hat, es gebe zwei verschiedene Arten von Moral, so fragt man sich heute gar nicht mehr, ob es zwei gesonderte Arten der Aesthetik gebe, eine der romanischen und eine der germanischen Völker, sondern läßt auf einer und derselben Stufe mit der klassischen oder der gotischen Kunst die Hervorbringungen der Japaner, Chinesen und Hottentotten gelten. Zur Erbauung des Lesers will ich zwei Ausprüche von zwei hervorragenden Schriftstellern anführen, die noch nicht einmal zu den verwegensten zählen. Folgendes hat jüngsthin von der Jenseite des Rheins einer der glänzendsten Vertreter der Kunstgeschichte, Professor an einer berühmten Universität, geschrieben: „Bei aller Wandlung und Ausdehnung des Geschmacks der Winkelmann-Leffingschen Periode gegenüber hatte man von ihrer Grundidee, daß es musterhafte Kunstzeiten gab, die man einfach nachzuahmen hätte, nicht abgelassen . . . Die Kunstgeschichte darf nicht stehen bleiben, nicht als Künstlergeschichte und Geschichte der Stilarten weiter behandelt werden, sondern sie muß sich, und dazu ist ja allerorten der Anfang schon gemacht, zu einer allgemeinen Formengeschichte ausweiten.“

Ohne so weit zu gehen, führen die französischen Neuerer eine ähnliche Sprache. Es giebt keine Kunstgeschichte mehr, in der man sich nicht gegen die

<sup>1)</sup> Eijans über Moral, Wissenschaft und Aesthetik, Seite 269 der französischen Ausgabe.

Vorstellung einer allgemeinen und idealen Kunst wendet, die für alle Klimate passen und durch Handbücher, Formelverzeichnisse und Modellsammlungen von Atelier zu Atelier, von Land zu Land übertragbar sein soll. „Die Architektur“, so bemerkt der ausgezeichnete Schriftsteller, dem ich dieses Urteil entnehme, weiter, „hatte vom Anfang des 16. Jahrhunderts an das Bestreben, nicht mehr zur Resultante der Bedürfnisse, Ueberlieferungen und Glaubensansichten eines Volkes und der Baumaterialien des heimatischen Bodens, zu einer genauen und eng anschließenden Hülle einer Gesellschaft in einem gegebenen Augenblicke ihrer Geschichte zu werden, sondern zu einer von vornherein gegebenen Ausnahme, zu einem absoluten, unpersönlichen und internationalen Typus, dessen Abbilder sich auf jedem Punkte der Erdoberfläche und unter allen Breitengraden auf Kommando erheben und allen von der erforderlichen Ehrfurcht durchdrungenen und gelehrigen Völkerstämmen hinter ihren eintönigen Säulengängen und unter den übereinandergestellten Ordnungen des katholischen und romanischen Monumentalbaues Obdach gewähren sollten.“

Der Urheber des gegenwärtigen Artikels — das braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden — ist gleichfalls nicht für eine in der gleichen Weise allen Breitengraden und allen Völkerstämmen angepaßte Kunst. Was er verlangt, sind Werke, die, indem sie sich gewissen allgemeinen Gesetzen — Verhältnissen, Rhythmus, allgemeiner Anordnung — fügen, dennoch den Charakter und das Streben jedes Landes, oder besser gesagt, jeder Provinz zum Ausdruck bringen. Ein derartiger Traum hat nichts Schimärisches an sich: zu allen wirklich künstlerischen Zeiten haben sich lokale Schulen gebildet; das gotische Frankreich spaltete sich in die Schulen der Île de France, der Champagne, der Picardie, der Normandie, Burgunds und so weiter, ebenso das Italien der Renaissance in die Schulen von Florenz, von Umbrien, von Rom, von Parma, von Ferrara, von Mailand, ebenso Deutschland in die Kölner, die Schwäbische, die Fränkische Schule.

Ja noch mehr, jeder Reform- und Wiederbelebungsversuch muß sich, soweit das überhaupt möglich ist, an die Ueberlieferung der einzelnen Stadt halten, ein so enger Zusammenhang auch unter den Städten herrschen mag. Ebenjowenig, wie wir von den heutigen Athenern verlangen, daß sie im gotischen Stil bauen sollen, verlangen wir von den Nürnbergern, daß sie bei ihren Bauten den dorischen Stil verwenden sollen.

Trotzdem aber müssen wir unsern Glauben an die Ueberlegenheit des klassischen Ideals aufrecht erhalten, denn dieses auf die Vernunft begründete Ideal steht im Zusammenhang mit der ganzen europäischen Kultur. Wer möchte wohl behaupten, daß wir nicht durch unsre Philosophie und unsre Wissenschaft, durch die Künste des Krieges wie die des Friedens, durch die Verwaltung der Justiz, der Finanzen und des gesamten öffentlichen Dienstes, mit einem Wort, durch unser geistiges und leibliches Wohlbefinden eine höhere Stelle einnehmen nicht nur als die Völkerschaften Afrikas, sondern auch als die Mohammedaner, die Hindu, die Japaner und Chinesen?

Von zwei sich ausschließenden Dingen kann nur eines möglich sein: entweder ist die Kunst die Resultante der Zivilisation oder nur ein inhaltleerer geistiger Zeitvertreib. Wenn sie die Resultante der Zivilisation ist — und wer möchte diesen Grundsatz bestreiten! —, ist es lächerlich, die japanische oder chinesische Kunst nachzuahmen, sobald wir nicht die japanische oder chinesische Kultur nachahmen. Es ist uns höchstens gestattet, die eine oder andre Probe davon auf unsern Etageres aufzustellen, hier und da ein Verfahren nachzuahmen, die oft unvergleichlich sind, oder auch das Ganze als eine interessante historische Kundgebung zu studieren.

\*

Es giebt verschiedene Faktoren, welche einen derartigen geistigen Zustand herbeigeführt haben, und es ist nicht leicht, zu bestimmen, in welcher Reihenfolge sie nacheinander gekommen sind, oder wie sie sich kreuzen. Die Japanischwärmerei, die in Paris seit der von der Union centrale 1865 veranstalteten orientalischen Ausstellung wüthet, hat jedenfalls zu der Verwirrung mit den Grund gelegt. Das vorige Jahrhundert hatte allerdings es mitten unter der Herrschaft des Rokoko, gleichfalls unter der Form der „Chinoiserie“, einen Einbruch vom fernem Osten her auszuhalten, aber es hatte wenigstens verstanden, diese heterogenen Elemente mit einem harmonischen Ensemble zu verschmelzen und sich auf gewisse Ornamente zu beschränken, die nicht dazu ausreichten, die allgemeine Haltung ihres Stils, der vor allem von klassischen Traditionen durchdrungen war, zu beeinflussen.

Die Japanischwärmerei oder der Japonismus hat seinerseits den Impressionismus erzeugt, wie man denn thatsächlich im Gefolge der Brüder Goncourt dieselben Liebhaber die Stiche Hokusajays und die Bilder Degas', Raffaellis, Monets und Bizarros hat sammeln sehen.

Wenn nun aber der Impressionismus nach der Definition seines Apostels<sup>1)</sup> „eine Malerei ist, die sich nach dem Phänomenismus hin, nach der Erscheinung und Bedeutung der Dinge im Raume wendet und den Inbegriff dieser Dinge in einem gegebenen Augenblicke hervortreten lassen will“, muß man immer noch vor allem die Phänomene und Einzelzüge, die sich am häufigsten wiederholen und darum geeignet sind, die Mehrzahl der Menschen zu interessieren, beobachten.

Farben- und Lichteffekte, die gar zu ungewöhnlich oder gar zu flüchtig sind, sind lediglich geeignet, die Raffinierten und Blasierten zu interessieren. Und wenn wir schließlich, wie das neulich ausgesprochen worden ist, das Recht haben, für den Impressionismus eines Corot und Daubigny zu schwärmen, weil ihre Thätigkeit auf der Beobachtung, auf der Wiedergabe der Form des Vorbildes oder der von diesem erzeugten Stimmung beruht, haben wir die Pflicht, den Impressionismus zu verdammen, der sich auf keine Art von Regel oder Studium stützt.

Ein Seitenstück zum Impressionismus bildet der Symbolismus, wie er von Sar Peladan gepredigt wird. Für ihn ist die Form nichts, die Idee oder

1) Geoffroy, La Vie artistique, 3. Serie, Seite 8.

Empfindung alles. In dieser Hinsicht konnte allerdings schon etwas geschehen, immerhin muß man aber, wenn es sich um plastische Künste handelt, auf die Ausdrucksmittel Rücksicht nehmen, und man darf nicht die kindlichen Werke, über die eine Dame von Welt, wenn sie auch nicht zu den gebildetsten zählen sollte, die Nase rümpfen würde, auf dieselbe Stufe erheben wie die kühnen Werke einer Meisterhand, die in Tausenden von Zuschauern ein Echo des Beifalls erwecken. Was mich bei der ersten dieser Ausstellungen des „Rosentruzes“ gewundert hat, war die verhältnismäßig hohe Zahl von Ausstellern aus der Schweiz: es waren das augenscheinlich Anhänger Böcklins.

Vor der denkwürdigen Eröffnung des Salons vom Marsfeld im Jahr 1890 war das Gefühl für die Form, das schließlich, wenn nicht das ganze Wesen der Kunst, so doch das wesentlichste Element derselben ausmacht, gegen frühere Zeiten, das zweite Kaiserreich, die Revolution von 1848, die Julimonarchie — wer wollte das leugnen! — merkbar im Fortschritt begriffen. Dank dem von England ausgegangenen Beispiele waren wertvolle Ergebnisse erzielt worden, namentlich in dem Dekorativen, als ganz in den letzten Jahren übereifrige Neuerer alles in Frage stellten. Ebenso war es in der Litteratur ergangen; die französische Sprache hat heute mehr Geschmeidigkeit und ist im Ausdruck mannigfaltiger als noch vor wenigen Jahren, und ebenso, wie sie feiner, bilderreicher und eindringlicher geworden ist, waren unsere Künstler, Bildhauer sowohl wie Maler, zu einem unabhängigeren und vornehmeren Blick gelangt. Die Meister der Renaissance würden ihnen zugelächelt haben; denken wir doch nur einmal an die historischen Kompositionen oder die Porträts eines Paul Baudry. Wie aber heute die jungen Poeten sich darin gefallen, mit der herkömmlichen Form des Sonetts oder gar des Alexandriners (proh pudor!) zu brechen, so treten die Maler alles, was es von auf die Gewohnheit und die Wahrscheinlichkeit begründeten Regeln giebt, mit Füßen. Weg mit der Perspektive, dieser im 15. Jahrhundert von Brunellesco erfundenen und von dem wackeren Paolo Uccello mit so viel Eifer gepflegten Kunst! Als einer der ersten hat Bastien-Lepage sie verachtet. Andre zeigen ihre Gestalten nur noch durch einen Schleier, einen Nebel hindurch; wieder andre ziehen ein Gewirr von ganz kleinen Pünktchen den breiten Pinselstrichen vor, jenen Strichen, wie gemacht dazu, die Meisterschaft eines Genies zu zeigen, das sich auf die künstlerische Synthese versteht.

Die Ausstellungen des Marsfeldes, jene gewaltigen internationalen Massenansammlungen, bei welchen einige Künstler von großem Talent in der Menge von Dilettanten oder Anfängern verschwinden, haben den Neuerern die Tribüne geliefert, deren sie bedurften, um die herkömmliche französische Kunst in Trümmer zu legen, jene aus Wissenschaft und Gewissenhaftigkeit zusammengefügte Kunst, die einen so starken Untergrund hatte. Und man sehe nur, mit welcher Geschwindigkeit die Beispiele Nachahmung finden: kaum hatte der Salon des Marsfeldes seine Fahne gehißt, als sich in München ein Salon der Sezession organisierte. Diese Sezessionen haben die Neuerungen und Wertwegenheiten aller Art übermäßig gefördert.

Der französische Geschmack war schon stark im Schwanken, als die Anglo-manie ihn noch mehr erschütterte. Das Erdreich war allerdings zur Aufnahme der Saat so gut vorbereitet, daß man annehmen konnte, sie werde mit der Zeit keimen und sich entwickeln: aber schon beginnt der Wind aus einer andern Ecke zu blasen.

Die englische Schule war seit langer Zeit durch alle Arten von mehr oder weniger beunruhigenden Manien bearbeitet worden. War es nicht im Jahre 1848 das erste Lozungswort der Präraffaeliten gewesen, mit allen in der Kunst seit Raffael erzielten Fortschritten zu brechen und zu der Schlichtheit der Beobachtung und der Einfachheit der Mittel der Vorgänger zurückzulehren! Aber man weiß, wie lange diese Prahlereien Stich gehalten haben; man weiß auch, daß, uns näher gerückt, ein Maler von der Bedeutung Sir Burne Jones' und dekorative Künstler wie William Morris und Walter Crane versucht haben, einen, wenn nicht originellen, so doch rationellen Stil zu schaffen, der erstere, indem er sich an die alten Florentiner und namentlich Botticelli hielt, die letzteren, indem sie romanische oder gotische mit indischen und persischen Vorbildern vermischten. Dank diesen Anstrengungen hatten die englischen Möbel es schließlich dahin gebracht, daß sie sich durch ihr gediegenes, reiches Aussehen, ihre gute Form und ihre Bequemlichkeit empfahlen. Die französischen Beurteiler, die England besuchten, hatten nicht genug des Lobes für sie. Ebenso fanden dort die Theorien Viollet-le-Duc's, des großen Vorkämpfers der Gotik, ihre Anwendung. In ähnlicher Weise gewannen unter dem Aufstoße des South-Kensington-Museums nach und nach die Tapeten, die Teppiche und sämtliche Zweige des Dekorationswesens weniger phantastische Formen als früher, eine harmonischere Farbengebung, kurz mehr Haltung und Stil. Diese so auffallenden Fortschritte waren dem Studium alter Vorbilder zu verdanken, wobei es wenig verschlug, ob diese Vorbilder klassische, mittelalterliche oder orientalische waren. Das Beispiel des South-Kensington-Museums wurde — das braucht wohl kaum mehr ausdrücklich hervorgehoben zu werden — von einem Ende Europas bis zum andern befolgt: in Frankreich durch die „Union centrale des Arts décoratifs“, in Deutschland, in der Schweiz, in Oesterreich, in Italien, in Belgien, in Rußland und anderswo durch unzählige kunstgewerbliche Einrichtungen.

Ist es verwunderlich, daß die Engländer angeichts des Sieges ihrer Ideen zu einer Ueberhebung und einem Stolze gediehen sind, der nahezu an Größenwahnsinn grenzt? Hat nicht einer von ihnen, Rowland Porthero, jüngst bei den Franzosen „den schlechten Geschmack in Toilettebedingungen“ getadelt (!) und erklärt, die Geschmacklosigkeit ihrer Vergnügungen bildete den Gipfelpunkt des Grotesken! <sup>1)</sup>

Nun hat aber plötzlich die Wiederbelebung des Stils Louis XVI., und zwar eines wesentlich phantastischen Louis XVI., die Arbeit von zwei Generationen zu Schanden gemacht. Man denke nur: dieser Stil mit seinen hellen Farbentönen und seinem weißen Untergrund ist geradezu die Negation des Stils, den England

<sup>1)</sup> Vergl. den Artikel von de Wyzena im „Tempo“ vom 30. Juni 1897.

mit so viel Mühe und Sorge zu stande gebracht hatte, und den es stolz in Verbindung mit seinem Namen gebracht sah! Noch vor kurzem erst hatte die Mode sich den fatten und vollen Farben zugewandt, die als einfarbiger Hintergrund den an den Wänden angebrachten Bildern, Fayencen und alten oder neuen Kunstgegenständen ein Unter- oder richtiger Ruhelager dargeboten hatten. Künftig soll es nur noch einen hellen, weißen, grau abgetönten oder grünlichen Hintergrund geben, von dem sich wirkungsvoll höchstens ein Pastell oder Aquarell abheben kann. Jetzt schon, noch bevor die Verbannung des Delbildes feierlich ausgesprochen ist, hat sich das auf dem Kunstmarkt bemerkbar gemacht.

Wenn der neuenglische Stil sich darauf beschränkt hätte, die Modelle des Stils Louis XVI. zu kopieren, so hätten wir kein Recht, uns dagegen aufzulehnen: sollte der Eklekticismus einmal gelten, dann hätten die Neuerer sich nur an das Beispiel von William Morris und Walter Crane zu halten brauchen. Aber sie haben diese Vorbilder durch ein Uebermaß von Phantasie entstellt, durch die unnatürliche Konstruktion der Möbel, die zugleich so präventios und so unbequem wie möglich sind; sie verletzen unaufhörlich die elementarsten Gesetze des Gleichgewichts. Hier begegnet uns eine Anhäufung von Aufbauten, dort sehen wir Stühle mit Rücklehnen so hoch wie ein Giraffenhals, die dazu noch bei der geringsten Bewegung umtippen. Dann wieder kommt eine Buntheit, die an den Haaren herbeigezogen ist, Füße, Arm- und Rücklehnen von Sesseln in Blau, Rot und Gelb gehalten, kurz ein Mobiliar, so buntschedig wie ein Käfig voll Papageien.

Und weiter, was für eine Inkonsequenz in der Wahl der Ornamente! Dieje Vorkämpfer des Nationalismus um jeden Preis werfen mit der Lotusblume, die, wie männiglich weiß, in allen unsern Bächen gedeiht, nur so um sich, mit dem Lotus, der Blume der Vergessenheit; oder auch mit der Wasserlilie, dem Symbol der Impotenz! Warum fügen sie nicht auch den Rohn hinzu, das Symbol der Schlaftrunkenheit! Da, wo man gerne einen Strauß Feldblumen oder Frühling Blumen sähe, bieten sie uns bis zum Ueberdruß die unschönsten Produkte der exotischen Flora, und dazu noch so, wie wie sie dem Auge des Ägypters oder Persers erscheinen.

Trotz aller dieser Lächerlichkeiten haben die englischen Möbel in Paris und ganz Frankreich Furore gemacht. Die Magazine des großen Importeurs Maple können von Käufern nicht leer werden. In weniger als drei Jahren (so rasch wechselt heutzutage die Mode!) hat die Anglomanie — soweit es sich dabei nicht um die Belgomanie handelt — den Pariser Geschmack auf den Kopf gestellt. Trotzdem sie dieselben verdammen, haben viele hervorragenden und denkenden Geister sich diese unbequemen Möbel gefallen lassen, um nicht für hinter der Zeit zurückgebliebene Provinzler zu gelten. Das große Zentrum der Möbelfabrikation, das Faubourg St. Antoine, ist ganz in dieses Fahrwasser geraten; es fabriziert trotz der Engländer Fauteuils, Chiffonnieren, Paravents in „modernem Stil“, das heißt, in verunstaltetem Stil Louis XVI.! Und dieselben Patrioten, die kürzlich noch von den Renaissancemöbeln nichts wissen wollten, weil sie zu italienisch an-

gehaucht ſeien, und von den im Stil Louis XIV. gehaltenen, weil ſie zu viele klaiſſiſche Elemente enthielten, ſchwärmen jetzt für den lächerlichen Abklatsch der über den Kanal gekommenen Vorbilder!

Das Gefäß mußte wirklich bis zum Ueberlaufen voll geworden ſein, wenn der Apoſtel des Japanertums in Frankreich, der verantwortliche Redakteur für ſo viele Berwegenheiten, Edmond de Goncourt, einen Marmruſ ausſtieß. In dem letzten Bande ſeines „Tagebuchs“ (9. Band, Seite 383) ruft er aus: „Sollten wir wirklich entnationaliſiert ſein! . . . In dieſer Zeit, in der es in Frankreich nur noch Raum für angeliſchſiſche oder holländiſche Möbel zu geben ſcheint.“

Eine ähnliche Umwälzung hat ſich bei faſt allen Arten der Buchillustration vollzogen. Von einem Ende Europas bis zum andern giebt es kein Titelblatt mehr, das nicht von engliſchen Vorbildern ausgeht, bald in einer bizarren Altertümelei (man findet heute etwas Eleganteres an Diſteln und Reſſeln als an Lilien und Maiglöckchen), bald in abſoluter Zuſammenhangloſigkeit. Alles, vom Titel bis zur letzten Schlußvignette, iſt einer Umwälzung unterzogen worden. Es giebt nur noch Motive und Darſtellungsarten, wie ſie jenseits des Kanals heimlich ſind, oder vielmehr (da es in jetzigen Zeitaläufen nicht mehr ſo leicht iſt, originell zu ſein) Darſtellungsarten des Mittelalters und der Frührenaissance, die mit der engliſchen Sauce zurechtgemacht ſind. Die Errungenſchaften des 15. und 16. Jahrhunderts, die Kunſt, den Geſtalten Körperlichkeit und dem Licht Durchſichtigkeit und Tiefe zu geben, verſchmäh't man; fortan gelten keine Schraffierungen mehr, ſondern einfach nebeneinandergeſetzte Striche; kurz, alles muß geſucht altertümlich ſein.

Dieſe Berrücktheiten erſtrecken ſich bis auf die Anordnung der gedruckten Titel. Wenn es bei der Schrift Hauptſache iſt, daß ſie deutlich ſei, wenn man in ganz Europa die alte gotiſche Schrift, in welcher dieſelben Grundſtriche dazu dienen, ein i, ein m, ein n, ein u und ein v auszudrücken, wegen ihrer Undeutlichkeit aufgegeben hat, wie wollen es da die modernen Nachahmer verantworten, wenn ſie ſich darauf verſteifen, dieſe undeutlichen und unbequemen Formen wieder einzuführen! Ich könnte eine Kunſtzeitiſchrift namhaft machen, die ſich darin gefallen hat, die Worte derart zu verſchnörkeln, daß man nicht mehr weiß, was der Titel, der Name des Autors, der Name des Druckers oder die Ausgabe des Druckorts iſt. Ich frage nun meine bibliographiſchen Kollegen: Iſt es nicht die erſte Pflicht eines jeden Druckers, einerſeits den Namen des Autors und andererſeits die hauptſächlichſten Worte des Titels deutlich hervortreten zu laſſen?

Ein fremder Zeichner von viel Talent hat ſich mitten in Paris zum Verbreiter der neuen Beſtrebungen aufgeworfen, und ſeine Propaganda hat faſt einhelligen Anklang gefunden, obwohl ſie leider auf den Ruin der alten nationalen Traditionen ausgeht. Ebenſo finden gewiſſe Londoner Kunſtzeitiſchriften augenblicklich dank ihrer außerordentlichen Billigkeit die größte Verbreitung in den Pariſer Salons, Boudoirs und Ateliers. Unſer ſonſt ſo anſpruchsvolles Publikum kann ſich nicht ſatt an Zeichnungen ſehen, die von kindlicher Hand

entworfen sind und die Vorstellung erwecken, als seien wir plötzlich an die Küste irgend einer wilden, für die Zivilisation noch nicht reifen Völkerschaft verschlagen. Uebrigens tritt gerade in diesen Hefen eine völlig gekünstelte Naivität und Un- erfahrenheit hervor oder die Nachahmung des Häßlichsten, was primitive Zeiten hervorgebracht. Ein Porträt der Königin Viktoria sieht, obwohl es das Werk eines ihrer getreuesten Unterthanen ist, wie eine widerwärtige Karikatur aus.

Unter den Vertretern der großen Kunst, der Architektur und Skulptur, sind bisher die meisten der Wirkung der zersetzenden Einflüsse entgangen, obwohl der verhältnismäßig große Erfolg der Statue Balzacs von Rodin ein ärgerliches Symptom bildet. Wegen der Kompliziertheit der Herstellung und vielleicht auch wegen der Kälte, die das große Publikum ihnen entgegenbringt, sind diese Künste nicht so leicht zu bewegen und in eine bestimmte Strömung zu bringen. Aber die Malerei treibt mit vollen Segeln dem Unbekannten, ich wäre beinahe versucht gewesen zu sagen, dem Nichts entgegen; ist in Sachen der Kunst der Mangel an Form, der Amorphismus, nicht thatsächlich eine Verneinung?

Eines der charakteristischen Symptome ist die Reaktion, die sich gegen die Omnipotenz der Delmalerei geltend macht. Puvis de Chavanne hat zuerst Bresche in dieselbe gelegt. An Stelle der gekünstelten Lichte, der Leuchteffekte, die so unangenehm sind, daß abends bei Gas- oder elektrischer Beleuchtung die schönsten Gemälde kaum den Vergleich mit mittelmäßigen Wandteppichen aushalten können, hat Puvis die ruhigere und gedämpftere Tongebung des Freskobildes gesetzt. Dann kam die Affiche, die Affiche mit ihren flachen und allzu oft nur schreienden Farbentönen, besonders, wenn der Regen sie zu verwischen beginnt. Ohne die unvergleichlichen Vorzüge der Delmalerei in Abrede stellen zu wollen, ihr Vermögen, tiefe und harmonische Töne hervorzubringen, dem Gemodelten Fülle zu verleihen und den Eindruck der Lebenswahrheit zu erzielen, betrübt es uns doch nicht allzusehr, wieder eine Reihe von Verfahren zu Ehren kommen zu sehen, die unsre Vorfahren zu schätzen wußten, das Freskobild, die Enkaustik, die Glasmalerei, das Email, die Mosaiikarbeit und die Teppichmalerei. Es ist das eine Erweiterung und Bereicherung und nicht eine Verkümmernng des Kunstgebiets.

\*

Kommen wir zum Schluß. Wenn die Verstimmung einiger zum Paradoxen geneigter und entmutigter Gemüther einen beunruhigenden Geisteszustand zu erkennen giebt, ist das Uebel doch noch nicht so weit vorgeschritten, daß es kein Mittel dagegen gäbe. Sehen wir von der Kühnheit einiger jungen Ehrgeizigen — Künstler wie Kritiker — und vor allem von dem Snobismus, dem widerwärtigen und lächerlichen Snobismus, ab, zu dem ein gewisser Teil des Publikums hinneigt, so können wir doch mit Genugthuung konstatieren, daß die große Masse der Künstler und der bei weitem überwiegende Teil der gebildeten Gesellschaft Lehren von sich abweisen, die auf nichts weniger abzielen, als das durch das vereinte Bemühen von Jahrhunderten errichtete Bauwerk zu zerstören und uns wieder der Barbarei entgegenzuführen. Die Wunderwerke der griechischen



Kunst sind mehr geschätzt als je und nicht minder die der Renaissance und die des 18. Jahrhunderts. Museen und Liebhaber machen sie sich um schweres Geld streitig. Andererseits beginnt die Kenntnis der klassischen Meisterwerke in die Masse einzubringen. Gerade in diesem Augenblick tritt in Brüssel ein internationaler Kongreß für öffentliche Kunstpflege zusammen. Man wird auf demselben außer der Gesetzgebung über die im Dienste der Öffentlichkeit stehenden Kunst und der staatlichen Objsorge für dieselbe ihre Mission vom sozialen Standpunkt aus in den Kreis der Erörterungen ziehen. Es sind das Symptome, über deren Bedeutung man sich keiner Täuschung hingeben darf.

Trotz aller für seine Minderwertigkeit sprechenden Ursachen, und trotzdem es sich immer mehr auf die drei großen Künste, Architektur, Skulptur und Malerei, eingeschränkt hat, hat das 19. Jahrhundert — wer wollte es leugnen! — den von der Vergangenheit hinterlassenen Schatz um Meisterwerke, und nicht in geringer Anzahl, bereichert. Hätte es nichts weiter als die Schule Barbizons entstehen lassen, so würde seine Rolle keine unerpriessliche gewesen sein! Andererseits sind einige Kunstzweige unbestreitbar im Fortschritt begriffen: die derzeitigen französischen Bildhauer, ein Mercié, ein Falguière, ein Paul Dubois, ein Barrias, ein Frémiet, ein Buech — von den kürzlich verstorbenen, wie Chapu, gar nicht zu reden —, ragen in jeder Hinsicht über ihre Vorgänger David d'Angers, Simart, Pradier e tutti quanti heraus. Werfe man doch nur einen Blick auf die vor vierzig bis fünfzig Jahren ausgeführten Statuen der Königinnen und berühmten Frauen im Garten des Luxembourg; zum größten Teil sind sie philisterhaft; eine Ausnahme machen vielleicht nur die von Rude, dem genialen Bildhauer, herrührenden.

Als wie eitel haben sich seit jener Zeit, von dem Augenblick an, daß die Skulptur ihren Fortschritt begann, die Voraussagungen der Aesthetiker bewiesen, Victor Cousins, der erklärte, eine moderne Skulptur vertrage sich nicht mit den Tages sitten, und Ernest Renans, der meinte, die Rolle der Skulptur sei von dem Tage an ausgespielt, wo man aufhören werde, halbnaakt zu gehen! Was für ein Aufschwung hat sich ebenso in der Medaillenschneiderei vollzogen! Wir möchten nur auf die Namen Chaplain und Roty verweisen.

Verzweifeln wir daher nicht, und seien wir überzeugt davon, daß der Stil der Zukunft kein Ingenieurstil sein, daß der Nützlichkeitsstandpunkt nicht vorwalten und daß man auf das Feingefühl des Auges Rücksicht nehmen wird. Ob dieser Stil aber malerisch oder plastisch, einfach oder aufgebauert, wagerecht oder senkrecht, ob das Ideal des 20. Jahrhunderts romanisch oder germanisch sein, oder ob die Wage sich bald nach dieser, bald nach jener Seite neigen, ob endlich die Zivilisation eine regere als die unsers alten Europa sein wird, das alles sind Geheimnisse, die es voreilig sein würde, ergründen zu wollen.

Das Wesentlichste besteht vorderhand darin, daß wir nicht plötzlich mit dem Grundlegenden der Lehren brechen, zu deren Aufstellung unsre Alvordern Jahrhunderte gebraucht haben. Der geistvollste und skeptischste der

französischen Kritiker unjrer Zeit, Anatole France, hat es erst kürzlich ausgesprochen: die Toten sind unendlich zahlreicher als die Lebenden; deshalb sind sie stärker, und deshalb werden sie fortfahren, uns lange noch ihre Gedanken und Werke aufzuerlegen.

Treten wir daher dankbaren Herzens eine Erbschaft an, in der es mehr Aktiva als Passiva giebt, und vergessen wir, ohne die Erfordernisse der neuen Kunst aus dem Auge zu verlieren, nicht die Ehrfurcht, die wir der alten schulden.



## Ein Bild des Sonnenballs.

von

A. Schmidt (Stuttgart).

Solgender Apparat mag ein nicht ganz ungeeignetes Lehrmittel bilden zum Nachweis des Berechnungsgesetzes der Optik: Eine goldglänzende Kugel, aufscheinend von 6 Centimeter Durchmesser, bedeckt mit einer Schicht durchsichtigen Glases von anscheinend einem Millimeter Dicke. Die Kugel würde, wenn die Glas-Substanz rot statt farblos wäre, eine Art Sonnenkugel darstellen, eine Nachbildung des Sonnenballs, der bei Finsternissen gleichfalls eine schwachleuchtende karminrote Umrandung zeigt von nur 10 bis 15 Bogensekunden Höhe, während der Durchmesser des hellleuchtenden Balls 32 Minuten beträgt. In der rötlichleuchtenden Randschicht der Sonnenscheibe erkennen wir seit Kirchhoff die Ursache derjenigen Lichtabsorption, durch welche hauptsächlich dem Sonnenspektrum die Fraunhofer'schen Linien eingeprägt werden; man nennt diese gefärbte Schicht die „Chromosphäre“ oder auch die „umkehrende Schicht“, weil sie gerade diejenigen Spektrallinien, in welchen sie selbst am Rande der verfinsterten Sonne erstrahlt, im Spektrum des weißen Sonnenlichtes dunkel erscheinen läßt.

Unre glasumhüllte Goldkugel läßt sich in zwei Halbkugeln zerlegen und zeigt dem überraschten Blick des Laien eine unvermutete innere Beschaffenheit. Die durchsichtige Glas-schicht ist nicht 1, sondern 11 Millimeter dick, man hat zwei Halbkugelschalen aus Glas vor sich, jede von 2 Centimeter innerem und 3,1 Centimeter äußerem Radius, die inneren konvexen Flächen sind vergolddet. Ein physikalisch gebildeter Beobachter, wenn er nur die äußere Umhüllung der Kugel als Glas erkannt hätte, wäre im Stande gewesen, den Sachverhalt zu durchschauen. Da er nämlich weiß, daß die Brechungszahl des Glases gegen Luft 1,5 ist, so erkennt er, daß man eine undurchsichtige Kugel von zwei Längeneinheiten Radius mit Glas überziehen kann, ohne daß man äußerlich die Glas-schicht erkennt, solange die Dicke dieser Schicht nicht eine Längeneinheit übersteigt. Erst bei weiterer Vergrößerung der Schichtdicke erfährt das Bild der inneren Kugel

keine weitere Vergrößerung mehr, es hat bei der 1,5-fachen Vergrößerung sein Bewenden. Auch die Glaskugeln mit eingeschlossnen Tierbildchen, welche unsern Kindern als Spielzeug dienen, zeigen eine einundeinhalbfache Vergrößerung der eingeschlossnen Figürchen, die Quecksilberfäden der Barometer- und Thermometerröhren eine einundeinhalbfache vergrößerte Dicke, während die dickwandigen Biergläser von der Wanddicke gar nichts mehr erkennen lassen.

Es ist kein Zweifel, das Bild unsrer gläsernen Sonnenkugel kommt unter ganz andern Bedingungen zu stande, als das wahre Sonnenbild, und doch ist dasselbe geeignet, uns an eine während langer Zeit versäumte wissenschaftliche Pflicht zu erinnern, deren Verbindlichkeit sich immer noch nicht der allgemeinen Anerkennung erfreut.

Das Erscheinungsbild der Sonne ist ja nicht das eines Balls, sondern das einer Scheibe. Es war außer allgemeinen physikalischen Ueberlegungen erst ein besonderer Grund, nämlich die Entdeckung der Sonnenflecken mit der Sonnenrotation am Anfang des 17. Jahrhunderts, welcher dazu führte, an Stelle des Erscheinungsbildes der Scheibe das Vorstellungsbild der Kugel zu setzen. Bei der Bildung dieses Vorstellungsbildes hat nun aber die Rücksicht auf das Gesetz der Lichtbrechung ebensowenig mitgewirkt, als das Vorstellungsbild eines Kindes, das unsre gläserne Sonnenkugel betrachtet, durch die Rücksicht auf optische Gesetze getrübt wird. Aber vielleicht hat ja das Brechungsgesetz gar keine Berechtigung, in der Erklärung des Sonnenbildes eine wichtige Rolle zu spielen. Bei der ganz außerordentlichen Verdünnung der Sonnenatmosphäre, für welche uns an der Sonne ungestört vorüberziehende Kometen den mechanischen Beweis geliefert haben, ist es wohl ganz unberechtigt, an nennenswerte Wirkungen der Strahlenbrechung, gar an einen Vergleich mit der Brechung des aus einer Glaskugel austretenden Lichtes zu denken.

Indessen sind es neben dem Einflusse der Strahlrichtung zwei Faktoren, welche die Stärke der Ablenkung eines Lichtstrahls aus seiner Richtung bedingen. Der eine Faktor ist der Unterschied der Brechungszahlen zu beiden Seiten der Uebergangsschicht, der andre nicht minder einflussreiche Faktor ist die Länge des in der Uebergangsschicht zurückgelegten Weges. Bei unsrer Glaskugel spielt der erste Faktor die Hauptrolle, bei den Atmosphären der Himmelskörper, vor allem bei der unsers ungeheueren Zentralkörpers, der zweite Faktor.

Die Einfachheit, sagt man ferner, sei der Stempel der Wahrheit, es sei, sagt einer der Verteidiger der hergebrachten Vorstellungen, „eine Forderung der gesunden Kritik, daß wir das, was wir sehen, als etwas Wirkliches annehmen, bis es bewiesen sei, daß eine Täuschung vorliege, daß mithin den Erscheinungen eine andre Erklärung gegeben werden müsse“. Allein Gesetze, wie das der Brechung des Lichtes, sind keine Hypothesen, denen man willkürlich aus dem Wege gehen kann, die man deswegen ignorieren darf, weil sonst, nach dem Ausdruck eines andern Gelehrten, „die Erklärung der Einzelercheinungen gezwungener und komplizierter wird“.

Ist es nicht vielmehr eine Forderung gesunder Kritik, daß jedem Versuche

der Bildung eines Vorstellungsbildes von der Sonne und von den beobachteten Einzelercheinungen auf ihr eine geometrisch-optische Untersuchung vorangehe über die möglichen und über die wahrscheinlichen Wirkungen der Strahlenbrechung bei dem Entstehen des Erscheinungsbildes, daß man nicht eingelebten Vorstellungen zuliebe sich der Mühe und dem Zwang des Eindringens in die wenn auch noch so verwickelten Konsequenzen eines Naturgesetzes entziehe? Es wird nicht ausbleiben, daß die Berücksichtigung des Naturgesetzes zur Einfachheit der Vorstellungen führt, indem sie willkürlichen und überflüssigen Hypothesen ein Ende bereitet.

Das Experiment mit der Glaskugel hat trotz aller Verschiedenheit der Verhältnisse doch eine gewisse Gültigkeit für die Astrophysik. So, wie der Brechungszahl des Glases entsprechend der vom Glase umschlossene Körper eine 1,5-fache Bildvergrößerung erfährt, so muß zum Beispiel unsere Erde, etwa vom Monde aus betrachtet, der Brechungszahl unserer Luft an der Erdoberfläche entsprechend eine Vergrößerung ihres Radius um drei Zehntausendel seines Wertes, also um beinahe zwei Kilometer aufweisen, und ein Astrophysiker auf dem Monde würde die Erdatmosphäre um zwei Kilometer zu nieder bemessen. Ein Irrtum von so kleinem verhältnismäßigem Betrage würde nun freilich für die Sonnenphysik keine große Bedeutung haben, er würde die Höhe der umkehrenden Schicht um ungefähr den vierzigsten Teil ihres Betrages fälschen.

Allein abgesehen davon, daß wir allen Grund haben, in der Stufenfolge der Himmelskörper mit den Massen derselben wachsende Dichten der Atmosphären auf ihnen anzunehmen, so kommt für die Atmosphären großer Himmelskörper noch eine besondere Folge des Brechungsgesetzes in Betracht, eine Erscheinung, welche unsere Glaskugel nicht zeigt, denn zur experimentellen Darstellung müßten wir Mittel haben, die innere, undurchsichtige Kugel mit Schichten von nach außen stetig abnehmender Brechungszahl zu umhüllen, bis zum Uebergang in den Wert der Brechungszahl der Luft. Auch unsere Erde ist zu klein, beziehungsweise ist die Zunahme der Brechungszahl unserer Luft gegen oben zu langsam, um die fragliche Erscheinung als eine regelmäßige zu zeigen. Nur solche örtliche Zustände, welche die Wunder der Luftspiegelung zu Stande kommen lassen, bilden vorübergehende Anläufe zur Ausbildung eines Zustandes, der bei noch größeren Himmelskörpern die Regel bilden muß. In der Regel ist die Krümmung horizontal verlaufender Strahlen an der Erdoberfläche erheblich schwächer als die der Erdoberfläche selbst, wäre aber der Erdradius etwa siebenmal größer oder wäre die Aenderung der Brechungszahl mit der Höhe der Atmosphäre entsprechend rascher, so würden bei uns horizontale Strahlen rings um die Erde umlaufen und wir würden die abenteuerlichsten Wunder der Fernsicht erleben, Wunder wie sie Kummer vor nahezu 40 Jahren für die Atmosphäre des Planeten Jupiter gefolgert hat.

Versuchen wir mit dem Astrophysiker Zöllner uns die Sonne als einen Körper im Zustande des Schmelzflusses vorzustellen und umkleiden wir die weißglühende Oberfläche des metallenen Ozeans mit einer Atmosphäre von Wasser-

stoffgas, die etwa nur die Dichte der Luft an der Erdoberfläche besitzen soll bei einer beispieelsweisen Temperatur von 10000 Grad — eine Annahme, welche allerdings für den Zustand des Schmelzflusses zu hoch erscheint. Die Anwendung des Brechungsgesetzes ergibt, daß die auf der Sonnenoberfläche horizontal gerichteten Strahlen nach unten konvav und stärker gekrümmt sind, als die Oberfläche selbst. Nur solche Strahlen, die unter einem größeren Winkel als  $3\frac{1}{2}$  Grad mit der horizontalen Richtung die Oberfläche verlassen, kehren nicht wieder im Bogen zu derselben zurück. In der Höhe von 350 Kilometer über der Zöllnerschen Oberfläche, wo selbst die Dichte der Atmosphäre nur noch den neunten Teil der unten angenommenen betrüge, würde die Krümmung horizontaler Strahlen immer noch so groß sein, daß solche Strahlen in Kreisen um den Sonnenmittelpunkt verlaufen müßten.

Diese Höhengschicht nun, die kritische Schicht, macht jede Annahme einer Sonnenoberfläche, jede andre Erklärung der scharfen Begrenzung der weißen Scheibe überflüssig. Man denke sich irgend eine Strahlrichtung rückwärts vom Auge des Erdbewohners gegen den Rand der Sonnenscheibe verfolgt. Der Strahl wird entweder die kritische Sphäre durchschneiden und im Bogen in das weißglühende Innere der Sonne eindringen, oder er wird in nur schwach gekrümmtem Bogen an der kritischen Sphäre vorbeigehen und nur das rotleuchtende Gebiet der Chromosphäre durchlaufen.

Das erste und Hauptproblem, welches das Erscheinungsbild der Sonne zur wissenschaftlichen Erklärung darbietet, ist die Licht- und Wärmestrahlung. Die Wärmelehre kommt zum Schluß, daß es sich im Gebiete auch noch der umflehrenden Schicht wahrscheinlich um Temperaturen handelt, welche über dem Siedepunkt des Eisens liegen, in tieferen Gebieten um noch viel höhere Temperaturen. Das zweite Hauptproblem ist die scharfgeschnittene Randlinie der weißleuchtenden Scheibe, eine Linie, welche auch die besten Teleskope nicht in eine Schicht des allmählichen Uebergangs aufzulösen im stande sind.

Dieses letztere Problem in Verbindung mit dem Problem der Sonnenflecken hat die Wilson-Herschelsche Hypothese einer den dunkeln Sonnenkern umgebenden photosphärischen Schicht erzeugt. Gleichsam ein Rest dieser Theorie ist die Annahme einer weißleuchtenden Wolkenhülle, gebildet aus staubartigen Kondensationsprodukten der in der Sonnenhülle enthaltenen Metalldämpfe.

Es mag ein Zufall der persönlichen Vertretung sein, welche die Hypothesen zu erfahren das Glück haben, daß eine andre der Forderung sehr hoher Temperatur besser gerecht werdende Hypothese der Gunst der Astronomen entgangen zu sein scheint. Es ist das eine von Herrn A. Ritter im Jahre 1881 in seinen berühmten Abhandlungen über die Konstitution gasförmiger Weltkörper entwickelte Theorie. Im Gegensatz zur Wolkentheorie erklärt Ritter den Sonnenrand statt durch Kondensation durch einen Prozeß der Dissociation. Die Gasmoleküle, ob die Gase chemisch einfache oder chemisch zusammengesetzte Körper sind, bestehen meist bei niederer Temperatur aus einer größeren Zahl von Atomen als bei hoher, sie zerfallen bei genügend hoher Temperatur wahrscheinlich alle in ein-

atomige Moleküle. So spaltet sich der Wasserdampf bei über 2000 Grad in seine Elemente Wasserstoff und Sauerstoff, er verwandelt sich bei dieser Temperatur in Knallgas, falls der Druck etwa eine Atmosphäre beträgt. Mit steigendem Druck steigt auch die Temperatur des Dissociationspunktes. Ritter stellt nun für das Beispiel der Sonne und für die beispielsweise Annahme, daß deren Atmosphäre aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehe, eine Berechnung an, welche zeigt, daß in dieser Atmosphäre eine dünne, von der Erde aus gesehen nur etwa ein zehntel Sekunde dicke Schicht bestehen würde mit sehr rasch abnehmender Dichte, von dem tieferen Knallgas bis zu dem höheren Wasserdampf ein Gemisch beider Gasarten darstellend, ein Gebiet des abwechselnden Zerfalls der Moleküle und der Vereinigung der Atome, dessen tiefster und dichtester Teil allen Anforderungen an eine Photosphäre mit ihrer reichlichen Ausstrahlung von Licht und Wärme, auch der Erklärung der Unterschiede hellerer und dunklerer Partien, der sogenannten Granulation, der Fackeln und der Flecken genügen könnte. Nichts hindert uns, statt des Wasserdampfes in der Theorie das Wasserstoffgas einzusetzen und in der Dissociationsschicht ein Gemisch des oberen zweiatomigen und des unteren einatomigen Gases anzunehmen.

Es steckt in den theoretischen Untersuchungen Ritters ein gutes Stück Wahrheit, es müssen in den höheren Gebieten der Sonne die Dissociationen eine wichtige Rolle spielen, aber eine Rolle, welche die Ausbildung solcher kritischer Schichten, die eine kreisförmige Strahlenbrechung zur Folge haben, als eine um so wahrscheinlichere und häufigere Erscheinung zu betrachten nötigt. Die Rittersche Dissociationsschicht leistet sehr viel mehr an rascher Veränderlichkeit der Brechungszahl mit der Höhe, als zur Bildung einer kritischen Sphäre der Sonne erfordert wird, eine solche würde schon im höchsten Teile der Dissociationsschicht zu stande kommen.

Der um die Beobachtung des Sonnenrandes hochverdiente Direktor der Sternwarte zu Kalotja, Pater Fényi, obgleich er der Erklärung des Sonnenrandes durch die krummlinige Strahlenbrechung nicht ganz abgeneigt zu sein scheint, unterläßt doch, die weiteren Konsequenzen des Brechungsgesetzes für die unregelmäßigen Phänomene am Sonnenrande zu ziehen. Die große Verdünnung der Gase, welche notwendig am Orte der kritischen Sphäre anzunehmen ist, ist ihm ein Beweis für den Zustand eines absoluten Vakuums in den vorübergehend durch Protuberanzen erleuchteten äußeren Gebieten der Sonne. Er erklärt die aufsteigenden Protuberanzen für Eruptionen mächtiger glühender Wasserstoffmassen, deren höchst aufsteigende mit Geschwindigkeiten in den leeren Raum geschleudert werden, die größer als selbst die Potentialgeschwindigkeit an der Sonnenoberfläche (im Gebiete des Sonnenrandes 610 Kilometer in der Sekunde) seien, so daß ihre Substanz sich im kalten Weltraum zerstreue, woselbst der Schimmer des lichtreflektierenden kosmischen Staubes die Erscheinung der bei totalen Sonnenfinsternissen in mattem weißem Glanze sichtbaren Corona erzeugen.

Noch vor wenigen Jahren hatte Fényi gegen diese ballistische Theorie der Protuberanzen Bedenken erhoben wegen der großen Unregelmäßigkeiten in den

Geschwindigkeiten des Aufstiegs. Statt einer gesetzmäßigen Abnahme zeigen diese Geschwindigkeiten häufig bedeutende Zunahmen, Stillstände, Wiederbeginn des Aufsteigens, Wechsel, die jeder Anwendung der Wurfgesetze spotten, und der Gelehrte verzichtet auch heute noch auf die genauere Erklärung dieser Rätsel.

Denken wir uns mit Fényi eine mit Hunderten von Kilometern Geschwindigkeit in das Vakuum geschleuderte Wasserstoffmasse von einem von ihm beispielsweise angenommenen Volumen größer als unser Erdball. Eine Zeit des Aufstiegs selbst von einer halben Stunde wird, wie Fényi ganz richtig ausführt, nicht genügen, die Temperatur und Dichte der innersten Teile zu verändern, während von der Oberfläche aus der Zerstreungs- und Abkühlungsprozeß gegen Innen fortschreitet. Hier nun, an der Grenze der dichten Masse, wären alle Bedingungen für eine starke Veränderlichkeit der Brechungszahl gegeben, es müßten in weiten Bögen und Kreisen verlaufende Strahlen auftreten, die nicht verfehlen könnten, dem Auge des Erdbewohners ein verzerrtes Bild des Sonnenrandes zu zeigen. Die Protuberanz hätte gar nicht nötig, selbst zu leuchten, sie würde unserm Auge das Licht der Chromosphäre, ja bei dem großen Unterschied der inneren und äußeren Brechungszahl sogar das Licht der weißen Scheibe zuführen. Beim Beginn der Erhebung würde der weiße Sonnenrand sich auszubuchten scheinen, es würde dann eine blutumflössene weiße Bombe in die Höhe steigen, das Bild einer roten Feuerjähle mit pilzartig ausgebreiteten Schirmen über der Chromosphäre erzeugend,<sup>1)</sup> wenn auch die ausgeworfene Masse aus nichtleuchtendem Gase bestünde. Wie kommt es denn, daß das Licht sowohl der ruhenden als auch der eruptiven Protuberanzen übereinstimmt mit dem Lichte der höheren und seltener der tieferen Teile der umkehrenden Schicht, daß diese Massen aus dem Innern der Sonne nicht andern Stoff und andres Licht mitbringen? Wie kommt es, daß man mit dem Spektroskop an den Metalllinien des Sonnenspektrums zwar horizontale Geschwindigkeiten, in einem Fall auch eine absteigende, von Beträgen bis zur Potentialgeschwindigkeit gemessen hat, niemals aber aufsteigende Geschwindigkeiten der Gase von mehr als vierzig Kilometer?

Die Zeit ist vorüber, wo der Wasserstoff als leichtester der Grundstoffe galt. Die Entdeckung eines tausendmal leichteren Elements „Aetherion“ durch Bruhl mag ja gerechte Zweifel erregen, es liegt das in der Natur der Sache. Wir können kaum hoffen, einen solchen Stoff mittels einer Sperrflüssigkeit im Glase einzufangen und nach den exakten Methoden des Laboratoriums der mechanischen, optischen und chemischen Konstantenbestimmung zu unterwerfen. Ein Element mit so dünnem Kopfe würde wohl durch Quecksilber und durch Glas diffundieren, wie die Luft durch eine Thonwand oder durch glühendes Metallblech. Aber die Versuche der Physiker über elektrische Entladungen in hochverdünnten Gasräumen, wie sie Herr E. Riecke den Lesern der „Revue“ vor kurzem geschildert hat, lassen an der Existenz der „strahlenden Materie“, an der Existenz einer

<sup>1)</sup> Vergl. die Abhandlung des Verfassers, Erklärung der Sonnenprotuberanzen als Wirbelungen der Refraktion u. Zeitschr. Sirius Mai 1895.

Substanz, deren molekulare Kleinheit und molekulare Geschwindigkeit diejenige des Wasserstoffs weit übertrifft, nicht mehr zweifeln. Vor allem aber verrät die Spektralanalyse in der Umgebung der Sonne noch in einer Höhe gleich dem vierten Teil des Sonnenradius durch die grüne „Coronalinie“ die Anwesenheit eines viel leichteren Gases, als es der Wasserstoff und das Helium der tieferen Schichten sind. Ob dieses Coronium dasselbe Gas ist, welches neuerdings Herr Rajoni in den Gasen der Solfatare von Puzzuoli spektroskopisch entdeckt hat, mag noch dahingestellt bleiben, Herr N. Lockyer bestreitet die Identität wegen eines kleinen Unterschieds der Wellenlängen, welcher größer sei als der zulässige Beobachtungsfehler. Jedenfalls giebt es keine denkbar günstigeren Bedingungen zur optischen Prüfung solch leichtest flüchtiger Substanzen, als deren Ansammlung an der Oberfläche eines Himmelskörpers, welcher groß genug ist, um vermöge seiner Massenanziehung derartige Atmosphären festzuhalten und welcher unserm Auge gestattet, diese feinsten Stoffe noch bei größter Verdünnung mittels Lichtstrahlen zu prüfen, die auf hundert Millionen Meter langen Wegen ihre Schicht durchdringen haben.

Man hat aus der Thatfache, daß die leichten Kometen bei noch so nahen Vorübergängen an der Sonne nicht die mindeste Störung ihrer Bahnen erkennen lassen, geschlossen, daß schon in kleinster Entfernung vom Orte des sichtbaren Sonnenrandes jedes widerstehende Mittel fehle, daß dort ein absolutes Vakuum bestehen müsse. Der Schluß ist falsch. Er setzt voraus, daß die Geschwindigkeitseinbuße sich gleichmäßig auf die ganze Masse des bewegten Körpers erstrecken müsse, wie wenn derselbe starr wäre. Der Komet wird in der feinen Atmosphäre, die er durchschneidet, nur gewissermaßen einen Schälungsprozeß durchmachen, die ganze Hemmung wird nur seine äußerste Hülle berühren, die er zurückläßt, während der Kern fast ungehemmt seine Bahn verfolgt. Der Schluß leidet noch an einer zweiten Vernachlässigung: Verfasser dieses hat vor Jahren gelegentlich eine Formel für den Widerstand von Gasen gegen starre kugelförmige Körper abgeleitet, welche zeigt, daß im selben Maße, in welchem bei gegebener Gasdichte der Widerstand mit der Geschwindigkeit des bewegten Körpers wächst, im selben Maße dieser Widerstand abnimmt mit derjenigen Geschwindigkeit, mit welcher elastische Wellen im Gase sich fortpflanzen. Wenn nur die Wellengeschwindigkeit groß genug ist, so brauchen wir die Verdünnung nicht ins Unendliche zu steigern, um jede Kleinheit des Widerstandes zu begreifen.

Bei der Temperatur Null Grad haben die Schallwellen unsrer Luft ein Drittel Kilometer Geschwindigkeit, solche in Wasserstoffgas bei der Temperatur 1000 Grad haben schon über 20 Kilometer, und Wellen eines Gases mit beispielsweise 400 mal kleinerem Molekulargewicht als dasjenige des Wasserstoffs würden bei 1000 Grad etwa diejenige Geschwindigkeit von über 400 Kilometer besitzen, welche Fényi am 30. September 1895 an einer eruptiven Protuberanz beobachtete, die sich 11 Bogenminuten über dem Sonnenrand erhob. Es genügt, solchen fortschreitenden Wellen an ihrer vordringenden Fläche in beliebig dünner Schicht eine nicht zu langsame Abnahme der Brechungszahl zuzuschreiben, um die Bildung



auch der höchsten Protuberanzen nach dem Brechungsgesetz zu begreifen. Wir bedürfen nur der Annahme teils ruhender, teils sich fortpflanzender Schlieren in dem Raum der Sonnencorona, um in den lagerhaften und in den eruptiven Protuberanzen verzerrte Bilder des Sonnenrandes zu erkennen. Das Brechungsgesetz läßt uns die verhältnismäßige Geringfügigkeit und Seltenheit weißglänzender Auswüchse, gegenüber der Häufigkeit und Großartigkeit der roten Protuberanzen als eine Wirkung der Schwere, des Unterschieds des molekularen und des spezifischen Gewichtes zwischen den tieferen und den höheren Schichten erkennen. Die Beeinträchtigung der Wellenformen durch gegenseitige Störung und durch mächtige Gasbewegungen, die sich summierenden und potenzierenden Wirkungen mehrfacher Schlieren, deren eine das Licht der andern sendet, lassen alle Unregelmäßigkeiten der Bewegung und Gestalt und die in Ausnahmefällen ganz ungeheuren Aufsteigungsgeschwindigkeiten begreiflich erscheinen.

Wenn wir in Abrede stellen, daß die Protuberanzen in eignem Lichte leuchten, daß derjenige Wasserstoff und diejenigen Leicht- und Schwermetalle, deren Linien sie zeigen, in ihnen als Auswurfprodukte enthalten seien, so können wir andererseits der Vorstellung reeller Stoffbewegung doch eine Einräumung machen. Die Wasserwelle, welche über das Ufer tritt und den Strand überflutet, hört nicht auf, Welle zu sein. Die Welle eines so leichten Gases, dessen Molekülen vielleicht nahe die Potentialgeschwindigkeit der Sonne zugeschrieben werden muß, kann beim Aufsteigen nicht dort Halt machen, wo die Verdünnung die Bezeichnung des Vakuums verdient, sie tritt als strahlende Materie in den freien Aether hinaus, um in ungemessenen Fernen den Raum mit dem Staube ihrer Kondensationsprodukte zu bestreuen, den Raum, der bei denkbar niederstem Druck und niederster Temperatur von ihrem gesättigten Dampfe erfüllt sein muß.

Das Bulletin der Petersburger Akademie der Wissenschaften brachte im Jahr 1897 einige Berichte über die Arbeiten zweier Expeditionen nach Nowaja-Semlja und nach dem Amur, zur Beobachtung der Finsternis vom 9. August 1896, dabei sehr wertvolle Berichte über die Beobachtung der Sonnencorona von den Herren A. Hanzky und A. Belopolsky, welche den innigen Zusammenhang der verschiedenen außerordentlichen Phänomene auf der Sonne, insbesondere der Coronastrahlen und der Protuberanzen beweisen. Der Wechsel derselben folgt dem elfjährigen Wechsel der Fleckenbildung. Gerade die stärksten und längsten der Coronastrahlen gehen aus von den Gebieten der stärksten Sonnenthätigkeit, welche auch die häufigsten und stärksten Protuberanzen aufweisen. Dabei hat Hanzky auf Grund einer außerordentlich sorgfältigen Zusammenstellung der besten bekannten Zeichnungen und Photographien auch früherer Coronabeobachtungen einen neuen charakteristischen Zug der Protuberanzen entdeckt. Ueber und auch neben denselben, in dem in mattem Silberglanz der Corona leuchtenden Gebiete zeichnen sich dunkle Adern ab, Unrundungen der Protuberanzen von unregelmäßiger Gestalt und Breite. Der Forscher vermutet, diese dunkeln Adern rühren her von einer Lichtabsorption, die bewirkt werde durch sich expandierenden sehr kalten Wasserstoff. Indessen ist diese Erklärung aus zwei Gründen unhaltbar.

Wie Fényi den Gesetzen der Wärmelehre entsprechend ganz richtig ausführt, könnte bei so raschem Aufsteigen einer Wasserstoffmasse, bei einem die molekulare Geschwindigkeit des Gases stark übertreffendem Fortschreiten von einer Abkühlung im Innern der Masse durch Expansion keine Rede sein, insbesondere auch kann an eine solche Abkühlung im vorderen Teile nicht gedacht werden. Ferner aber könnte auch der kalte Wasserstoff nicht das von dem Coronastaube zurückgeworfene weiße Sonnenlicht absorbieren, sondern nur denjenigen kleinsten Anteil dieses Lichtes, dessen Wellenlängen den Linien des Wasserstoffspektrums entsprechen.

Die von Hanksly entdeckten dunkeln Adern finden nur durch das Brechungsgesetz ihre sachgemäße Erklärung, sie drücken unsrer ganzen Erklärung des Sonnenrandes den Stempel der Richtigkeit auf. Dieselben Schlieren, welche uns in den Protuberanzen Verzerrungen und Vergrößerungen von Chromosphäreteilen vor Augen führen, sie vergrößern auch die angrenzenden Coronagebiete. Die Verdunklung ist die notwendige Folge der optischen Vergrößerung, die Lichtschwächung ist der Vergrößerung proportional. Höchst wahrscheinlich kommt zu der rein optischen Ursache der dunkeln Adern noch eine reelle Ursache hinzu: die staubförmigen Massen der Corona, ob sie nun Kondensationsprodukte ausgeworfener Gase, ob sie meteoritische Massen sind, finden sehr nahe beim Chromosphäurand keine Möglichkeit der Existenz, sowohl wegen der dort herrschenden, ihre Vergasung bewirkenden Temperatur, als auch wegen des fühlbar werdenden Gaswiderstands. Eine wohl sehr niedere staubfreie Schicht, deren unregelmäßig vergrößerte Bilder die dunkeln Adern darstellen mögen, dürfte die Chromosphäre umgeben. Auch eine zweite Beobachtung Hankslys dürfte durch teilweise Mitwirkung der Strahlenbrechung ihre Erklärung finden: die langen und breiten Strahlenbüschel des Coronalichtes sind in der Mitte ihrer Breite dunkler, wie wenn sie hohl wären. Wenn die Seele dieser Büschel sich im gasigen Aggregatzustand, die sichtbare Umhüllung im Zustande der Kondensation sich befindet, so müssen die Büschel als Röhren erscheinen, deren dunkler Kern durch seine optisch vergrößernde Wirkung noch dunkler erscheint.

\*

Nicht ganz entbehrt die eingangs beschriebene gläserne Hohlkugel <sup>1)</sup> des Rechtes, ein Modell des Sonnenballs darzustellen, sie verfinnlicht das für die Sonnenphysik wichtige allgemeine Gesetz der Brechung und das besondere Gesetz der Sphärenvergrößerung, und sie giebt durch die im Wilde verschwindende Dicke der Glaschicht dem Gedanken Ausdruck, daß der weißleuchtende Kern des Sonnenkörpers noch in bis jetzt unbestimmbarer Tiefe unter der kritischen Sphäre liege, bis zu deren vergrößertem Bildumfang dieser Kern sich auszudehnen scheint. Was unser Modell nicht leisten kann, ist die Erzeugung krummlinig gebrochener Strahlen in einer Substanz von allmählich nach außen abnehmender Dichte, ist die Nachahmung der für die menschliche Vorstellung fast unfassbaren Größe der Verhältnisse, ist das lebendige Spiel wechselnder Verdünnungen und Verdichtungen,

<sup>1)</sup> Verfertiger: F. Wollenkopf, Thorstraße, Stuttgart.

welche auch im Bilde der Scheibe die Granulation und die Fackeln, wohl auch einen Teil des Phänomens der Flecken, in der Randlinie die kleinen Hörner und Buchten erzeugen, die Belege dafür, daß dieser Rand thatsächlich das veränderliche Produkt unendlich vieler sich nach Art des Bildes einer fernen Hügelgruppe überdeckender Partialränder ist.

Wofür ferner die optische Erklärung selbst versagt, das sind die teils endogenen, teils exogenen Ursachen mechanischer, thermischer, magnetischer und vielleicht elektrischer Natur, aus denen wir die Besonderheiten der Sonnenrotation, das geheimnisvolle Wandern der Sonnenthätigkeit von den Polen nach dem Aequator während der elfjährigen Fleckenperiode, den magnetischen Verband des Zentralkörpers mit seinen Planeten, als größtes Problem die Erneuerung der ausgestrahlten Sonnenenergie zu erklären haben. Das letztere Problem hat der Verfasser in dieser Zeitschrift Januar 1894 und neuerdings in Gerlands Beiträgen zur Geophysik IV. 1. 1899 behandelt.



## Das Wehrsystem des tierischen Organismus.

Von

Dr. J. Héricourt.

Die gefährlichsten Feinde der höheren Tiere, diejenigen, die ihnen stets und überall auflauern, sind gerade die kleinsten Formen, unter denen die lebende Materie sich uns enthüllt, die Mikroben. Es hat daher nichts Wunderbares an sich, daß man in dem Organismus der höheren Tiere ein vollständig ausgebildetes und ganz vortreffliches Verteidigungssystem gegen diese feindlichen mikroskopischen Wesen findet, die von allen Seiten zum Angriff gegen sie vorgehen.

Es unterliegt keiner Frage, daß der Organismus mit vorzüglichen Schutzvorrichtungen zur Bekämpfung der Einwirkungen seiner äußeren Umgebung, wie der übermäßigen Hitze und Kälte, versehen ist und er zu diesem Zwecke thermische Regulationsysteme besitzt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Er ist ebenso äußerst wirksam gegen die heftigen mechanischen Einwirkungen geschützt, wie ja jedermann die Eigenschaft des Blutes kennt, zu gerinnen, wodurch übermäßigen Blutverlusten vorgebeugt wird.

Nichts erscheint aber beim Studium der Schutzvorrichtungen des Organismus so wunderbar wie das im Mikroskop in allen seinen Phasen zu beobachtende Schauspiel des Verteidigungskampfes des Organismus gegen die Mikroben, denen es gelungen ist, in ihn einzudringen.

Diesem Eindringen, das im ganzen ein im Leben der Wesen verhältnismäßig seltenes Vorkommnis ist, setzen die äußere Bekleidung, das heißt die Oberhaut und die Ueberkleidung der offenen Höhlen, das heißt die Schleimhäute, ein ununterbrochenes und im Normalzustande undurchdringliches Gewebe entgegen. Aber unter den Einwirkungen von Wundverletzungen und verschiedener Verdauungsstörungen können in einem gegebenen Momente gerade durch den Angriff bestimmter Mikroben, denen gewissermaßen die Aufgabe zugewiesen ist, die Schutzvorrichtungen zu durchbrechen und für andere ungezählte Scharen von Feinden Breishe zu legen, Unterbrechungen im Zusammenhange bewirkt und Thore eröffnet werden, durch welche die eigentlichen Krankheitserregenden Mikroben eindringen, das heißt diejenigen, die in dem Blute, den Geweben und Flüssigkeiten des Organismus einen besonders günstigen Nährboden finden.

Raum ist auf diese Weise das Körperinnere angegriffen, dann beginnen Funktionen sich geltend zu machen, die darauf gerichtet sind, dem Vordringen des Feindes Halt zu gebieten und ihn womöglich an Ort und Stelle zu vernichten.

Der Organismus, der an sich nichts ist als eine wunderbar organisierte und unter sich abgestufte Vergesellschaftung von Zellen, besitzt für diese auf die Abwehr gerichtete oder, wie Duclaux sie neulich genannt hat, „polizeiliche“ Thätigkeit eine Art, oder wenn man will, eine Armee besonderer kleiner Zellen, deren Aufgabe es ist, das Blut und die Gewebe von allen Fremdkörperchen, lebendigen oder toten, die etwa in dieselben eingedrungen sind, zu säubern.

Diese Zellen sind die Leucocyten oder weißen Blutkörperchen, die sich etwa im Verhältnis von 1 zu 300 zu den roten Blutkörperchen im Blute vorfinden.

Die Leucocyten bieten die Eigentümlichkeit dar, daß sie Zellen von veränderlicher Gestalt sind. Ähnlich wie jene einzelligen Wesen, die Infusorien, die man in allem, an organischen Stoffen reichen Wasser findet, bewegen sie sich frei im Blute und der Lymphe, nach allen Richtungen hin Verlängerungen ausstreckend, die es ihnen ermöglichen, die ihnen begegnenden Partikelchen an sich zu ziehen und sie in sich aufzunehmen, um sie dann in die lymphatischen Ganglien überzuführen und so der Zirkulation zu entziehen, oder sie, indem sie sie mit einer Säureausscheidung angreifen, durch einen chemischen Vorgang, der eine richtige Verdauung ist, aufzulösen.

Aus diesem Grunde hat Mentchitow den gedachten Zellen den allgemeinen Namen der „Phagocyten“ oder der verzehrenden Zellen beigelegt. Sie sind übrigens von verschiedener Art, je nach der Anzahl ihrer Kerne und auch ihren Dimensionen; wahrscheinlich haben die verschiedenen Arten nicht alle dieselbe Aufgabe. Man weiß aber noch nicht ganz genau, welches die besondere Rolle einer jeden von ihnen ist, doch müssen wir uns darauf beschränken, sie hier in ihrer allgemeinen Funktion der Mikrobenvernichtung zu betrachten.

Im normalen Zustande leben diese Zellen demnach wie richtige Parasiten innerhalb des Blutes, in dem sie sich durch ihr selbständiges Verhalten bemerkbar machen. Sie sind indes einer äußerst strengen Disciplin unterworfen, von deren

ganz eigenartigen Wirkungen man sich überzeugen kann, wenn der Organismus, zu dessen Schutz sie berufen sind, Anspruch auf ihre Dienstleistung erhebt.

Sobald ein Einbruch stattgefunden hat und durch eine gelegentlich geöffnete Pforte der Mikrobenfeind in den Ort eingebracht ist, lassen höhere Nervenzentren, die durch die besondere Spannungsempfindlichkeit Nachricht erhalten haben, Befehle ergehen, denen durch die „Mobilisierung“ der Leucocyten und ihre Konzentration nach dem bedrohten Punkte entsprochen wird.

Ist der Feind kein sonderlich gefährlicher — ein einfacher Fremdkörper oder eine gewöhnliche Mikrobe —, so kennzeichnet sich die Thätigkeit der Schutztruppe äußerlich durch eine kleine Schwellung und Rötung der angegriffenen Stelle, Symptome, wie sie durch das Zufließen der weißen Blutkörperchen bedingt werden, die in diesem Falle mit dem Eindringling bald aufgeräumt haben. Ist aber der Feind eine eine Krankheit erregende Mikrobe, das heißt, hat er das Bestreben, sich in dem Organismus zu vermehren, einen Massenangriff gegen denselben zu unternehmen, und ist er im Besitze von wirksamen Angriffsmitteln gegen die lebenden Zellen, dann entwickelt der Kampf sich in aller Form und nimmt in dem Mikrotosmos des Organismus wirklich großartige Verhältnisse an.

Es können dann zwei Fälle eintreten: der Kampf kann erfolgreich enden und der Organismus von der Armee der Phagocyten gerettet werden, oder der Kampf ist nutzlos, die Phagocyten werden besiegt und müssen es geschehen lassen, daß der Feind sich des Organismus bemächtigt.

In dem ersteren Falle werden die Phagocyten, die zunächst mit dem Feinde in Berührung kommen, gewöhnlich ein Opfer desselben, und erst die Reserven können zum Sieg gelangen. Auch in diesem Falle geben sich die beiden Phasen, soweit sich bei dem angegriffenen Organismus Symptome beobachten lassen, durch die Bildung eines Abscesses zu erkennen.

Ein Absceß ist in der That nichts anderes als eine Ansammlung abgestorbener Leucocyten — man nennt in diesem Falle die gedachten Zellen „Eiter“ —; denn wenn man diese Zellen näher untersucht, findet man, daß die Ursache ihres Absterbens in einer Anfüllung mit Mikroben zu suchen ist. Sie haben wohl die Kraft gehabt, diese Mikroben in sich aufzunehmen, aber nicht das Vermögen, vielleicht auch nicht die Zeit, sie zu verdauen.

Die Phagocyten fahren aber fort, nach dem Kampfplatz zu strömen und nehmen schließlich an dem Feuer teil. In gedrängter Reihe um das Gefechtsfeld geschart, beschützen sie die gesund gebliebenen Stellen und bewirken die Abtrennung der angegriffenen Gewebe, die mit der Masse der abgestorbenen Phagocyten eben die eiterige Flüssigkeit bilden; diese ist mehr oder minder reich an Zellen, die nur evakuiert zu werden brauchen, damit die Heilung eintrete.

Alsdann erscheint die Höhlung des Abscesses von jenem eiterbildenden Häutchen ausgekleidet, das in seiner Wandung die siegreichen und wachsamten Scharen der Leucocyten birgt, unter deren Hut sich die Wiederherstellung der Gewebe vollzieht.

So ist der Absceß ein Zeichen des von dem Organismus über die Mikroben

errungenen Sieges, und es ist das so unbestritten, daß die Impfung mit sehr kräftigem Pockengift, wenn sie bei Tieren vorgenommen wird, die dagegen vorgeimpft oder durch irgend ein Verfahren immunisiert sind, zur Bildung eines Abscesses führt, während ganz die gleiche Impfung nur eine unbedeutende kleine entzündliche Verletzung hervorruft, wenn die Tiere nicht geimpft sind; sie müssen dann die Wirkung des Giftstoffes über sich ergehen lassen.

Wenn die Krankheit erregenden Mikroben vollkräftig sind, so daß der Organismus kein Schutzmittel gegen sie besitzt, dann geht thatsächlich folgendes vor.

Sobald das Körperinnere angegriffen ist, beginnen die Phagocyten sich nach der kranken Stelle zu begeben. Einzelne können kaum dazu gelangen, mit dem Feinde Fühlung zu gewinnen, die meisten halten sich in einer gewissen Entfernung, unfähig weiter vorzudringen, an der Fortbewegung verhindert und wie festgebannt.

Es rührt das daher, daß die Mikroben, um die es sich handelt, thatsächlich wirksame Angriffsmittel besitzen, die in der Absonderung tonischer, gerade auf die Verteidiger des Organismus, ihre gefürchteten Feinde, lähmend wirkender Produkte bestehen. Alsdann kommt es zu keinem Abscess. Im Falle der Impfung kann man eine Zerstörung der Gewebe in Gestalt einer brandigen Entzündung oder eines fauligen Abscesses beobachten, aber man findet nicht den gutartigen Abscess, nicht den „gesunden Eiter“ der Chirurgen, das Symptom des schwindenden Uebels und den Vorboten der künftigen Heilung.

Um dieses verschiedenartige Verhalten der Phagocyten hinsichtlich gewisser Stoffe und gewisser Mikroben zu erklären, von denen einige sie anziehen und andere ihnen widerstreben, hat man gesagt, es sei das die Wirkung einer „chemiotaktischen“ Eigenschaft, einer Sensibilität von besonderer chemischer Art, die bewirke, daß die Phagocyten infolge einer eigenartigen Wahlverwandtschaft von den wechselnden Absonderungen der Mikroorganismen angezogen oder abgestoßen würden.

In Wirklichkeit sind die Phagocyten teils im stande die tonischen Produkte der Mikroben zu neutralisieren, teils sind sie es nicht.

Wenn diese Produkte nicht tonisch sind, wie es bei den nicht pathogenen Mikroben der Fall ist, oder wenn ihre tonische Wirkung keine absolute ist, wie es bei den weniger starken Giftstoffen der Fall ist, gelingt es den Phagocyten, das Gegengift herzustellen oder, wenn man will, die Desinfektion des Schlachtfeldes zu bewirken, und, ihre Thätigkeit fortsetzend, stürzen sie sich dann auf den Feind. Es ist das die positive Chemiotaxis. Wenn die mikrobischen Produkte stark tonisch sind, werden die Phagocyten vergiftet, sobald sie mit den Mikroben in Berührung kommen; sie bleiben wie angewurzelt stehen, oder, wenn ihnen noch etwas Kraft gelassen wird, benützen sie dieselbe, um sich so rasch wie möglich aus der gefährlichen Zone zurückzuziehen; es ist das die negative Chemiotaxis.

Aber die Phagocyten sind der Fortbildung, der „Erziehung“ fähig und

vermögen ihre schützende Gewalt den Umständen anzupassen und anwachsen zu lassen. Wenn sie sich zum ersten Male den Mikroben der gefährlichen Art gegenüber befinden, diese Mikroben aber krank und kaum im Stande sind, ihren gewöhnlichen Giftstoff abzusondern, mit einem Wort, wenn sie sich in einem abgeschwächten Zustande befinden, lassen sie es zu dem Kampfe kommen und können siegreich aus demselben hervorgehen.

Es vollzieht sich alsdann die Impfung des Organismus.

In diesem Nahkampfe mit dem geschwächten Feinde haben die Phagozyten es thatsächlich gelernt, ihn in seiner Natur zu erkennen und ihn zu besiegen. Sie haben die Formel für das ihrem Gegner gemäße Gegengift gefunden, und wenn es später wieder erforderlich wird, sich mit den Mikroben derselben Art zu messen, die sich diesmal aber in vollkräftigem Zustande befinden, entscheidet der Kampf sich zu ihren Gunsten, und zwar ganz und gar.

Das räthelhafte Widerstandsvermögen des geimpften Organismus erklärt sich daher im Grunde aus der Weiterbildung oder Schulung seiner Verteidiger und aus deren Fähigkeit, die Natur ihrer Absonderungen zu verändern und sie wirksam den verschiedenen, von den gegnerischen Mikroben abgesonderten Giftstoffen entgegenzusetzen.

Diese Eigenschaften der weißen Blutkörperchen, die Rolle, die sie bei der Verteidigung des Organismus spielen, die Kraftvermehrung, deren sie fähig sind und die es ermöglicht, zu einer bestimmten Vorstellung von dem zu gelangen, was die Impfung ist, eine Erscheinung, die in ihrem Dasein bis auf die allerletzte Zeit räthelhaft geblieben war, alle diese Thatsachen sind an und für sich von einem geradezu fesselnden Interesse.

Aber ihre Erkenntnis gewinnt eine überwältigende Bedeutung im Hinblick auf die praktische Anwendung, auf die Thatsache der Entdeckung der Serumtherapie.

In der That beruht die Wirksamkeit der therapeutischen Serumarten gerade auf den weißen Zellen, von denen wir soeben gesprochen haben, auf den Phagozyten, und sie besteht darin, daß man ihr Lebensvermögen anregt und ihre Kraft in dem Kampfe stärkt, den sie gegen die Mikroben zu bestehen haben.

Ganz gewiß haben die ersten Erfahrungen, von denen die Methode der Serumtherapie ausgegangen ist, nicht diese Art der Thätigkeit enthüllt, die erst durch spätere Untersuchungen festgestellt worden ist, und man hat sogar geglaubt, die Behauptung aufstellen zu können, daß die Serumarten wirken, weil sie Gegengifte seien, weil sie in den vergifteten Organismus die spezifischen Gegengiftstoffe einführen, die geeignet seien, ihn zu befreien.

Wenn aber die Gegengiftwirkung auch vorhanden ist, muß man jetzt doch zugeben, daß sie nicht direkt eintritt, und daß sie sich zunächst bei den Phagozyten dadurch bemerkbar macht, daß sie dieselben mit neuem Leben erfüllt und ihnen gestattet, den Kampf mit den Mikroben wieder aufzunehmen und weiterzuführen.

Es ist möglich, daß diese Erregung einfach in der Neutralisation der mikro-

bischen Gifte besteht, welche die genannten Zellen in ihrer Thätigkeit gelähmt hatten; allein diese Gegengiftwirkung würde an und für sich nicht im Stande sein, den Organismus von den Mikroben zu befreien, die sich seiner bemächtigt haben, und diesen würde schließlich doch die Oberhand verbleiben, wenn die Phagocyten sie nicht vernichteten.

Die Serumtherapie erscheint demnach heute als eine absolut physiologisch-therapeutische Methode, und die dreifache Erkenntnis der Rolle der Mikrobe bei dem Zustandekommen der Krankheit, der des Phagocyten bei der Verteidigung des Organismus gegen die Mikrobe und derjenigen der therapeutischen Serumarten als dynamogener (krafterzeugenden) Substanzen, soweit die Phagocyten dabei in Betracht kommen, diese dreifache Erkenntnis, sagen wir, bildet eine vollständige Doktrin, bezüglich der die experimentalen Thatfachen die Lösung aller dunkeln Probleme erbringen, um welche die Medizin sich noch vor wenigen Jahren vergeblich abmühte.

Ein wichtiger Punkt, der nicht übersehen werden darf, ist der große Unterschied, der zwischen der serotherapeutischen Wirkung und der Impfung zu machen ist.

Wenn auch die Heilung von der einen wie der andern ausgehen kann und es sich dabei um ein ganz ähnliches Phänomen zu handeln scheint, ist doch der Unterschied ein gründlicher.

Dieser Unterschied besteht zunächst darin, daß die serotherapeutische Wirkung zeitweilig und vorübergehend ist, während der Einfluß der Impfung, wenn nicht beständig und definitiv, so doch von sehr langer Dauer ist.

Dieser gründliche Unterschied bezüglich der besondern Art der Wirkung der Phagocyten aber ermöglicht es, eine Anzahl interessanter Thatfachen zu erklären, auf die man absolut näher eingehen muß, wenn man darlegen will, was man von der Serumtherapie erwarten kann, von der man nicht mehr verlangen darf, als sie zu leisten vermag.

Nehmen wir ein Beispiel: Da haben wir den Milzbrandbazillus, dessen Uebertragung in gewöhnlich virulentem Zustand auf ein nicht mit Schutzimpfung versehenes Tier tödliche Ansteckung herbeiführt.

Nun kommt aber dieser Bazillus in zweifachem Zustande vor. Er kann Sporen enthalten oder nicht. Man weiß, daß die Sporen bei dem Bazillus die widerstandsfähige Form ausmachen, unter der er gegen die gewöhnlichen Zerstörungsurtsachen, seien sie chemischer, physischer oder biologischer Natur, ankämpfen kann.

Impft man nun einem Tier sporenlose Milzbrandbazillen ein und behandelt es dann mit Antimilzbrandserum, so wird das Tier wieder gesund, weil das Serum seinen Phagocyten die Kraft verliehen hat, die Milzbrandbazillen zu vernichten.

Impft man dagegen einem Tier der gleichen Art mit Sporen versehenen Milzbrandbazillen ein, so vermag die Behandlung mit Serum es nicht zu retten. Und doch würde das Tier, wenn man es vorher mit Schutzimpfung versehen



hätte, gefahrlos die Ausbreitung Sporen enthaltender Milzbrandbazillen überstanden haben.

Das Mikroskop zeigt uns, weshalb sich das so verhält.

Wir wollen einmal unter die Haut eines nicht geimpften Tieres Milzbrandbazillen ohne Sporen einspritzen und von Zeit zu Zeit einen Tropfen der Flüssigkeit, die sich an der Impfstelle angesammelt hat, entnehmen, um zu sehen, wie sich die mit der Verteidigung der angegriffenen Stelle beschäftigten Phagocyten verhalten.

In einem gegebenen Augenblick gewahren wir alsdann, daß die Phagocyten, die von den in den Tierleib eingeführten Milzbrandbazillen vernichtet worden sind, keinen Ersatz mehr durch neue Verteidiger erhalten. Die Mikroben beginnen sich jetzt zu vermehren, und der Organismus wird von ihnen ergriffen.

Wenn wir jetzt eine Einspritzung mit Antimilzbrandserum machen, sehen wir neue Scharen von Phagocyten auf dem Schlachtfelde anlangen und sich bis zur letzten der Mikroben bemächtigen, deren Vertilgung ihnen schließlich auch gelingt, indem sie sie zerstückeln und verdauen.

Hat man aber statt der sporenlosen Milzbrandbazillen mit Sporen versehene eingespritzt, dann erweist sich der zweite, von dem Serum veranlaßte Angriff der Phagocyten als unwirksam, weil die von den Zellen eingeführten Sporen ihrer zerstörenden Wirksamkeit widerstehen und sich zu Bazillen entwickeln, während die Zellen, ermüdet und nicht mehr fähig, sich von den weiteren Serumeinspritzungen wieder anregen zu lassen, zur Unthätigkeit verurteilt werden.

Bei dem mit Schutzimpfung versehenen Tier dagegen folgen sich die Angriffe der Phagocyten auf die Mikroben ohne Unterlaß bis zur vollständigen Vernichtung des Feindes. Der Kampf kann ziemlich lange dauern, wenn die Sporen Zeit gewinnen, sich zu ausgewachsenen Bazillen zu entwickeln, doch werden diese schließlich von den zuletzt aufgebotenen Reservebataillonen der Phagocyten verschlungen und verdaut.

Das ist der Grund, weshalb die Impfung ein Tier vor den mit Sporen versehenen Milzbrandbazillen retten kann, während die Behandlung mit Serum sich hierzu unwirksam erweist.

Diese Thatsache genügt an sich schon, die offenbare Unzuverlässigkeit der Serumtherapie zu erklären, die sich gegen gewisse Krankheiten wie Diphtheritis, Cholera und Pest wirksam erweist, andern gegenüber aber nichts ausrichtet, namentlich chronischen Krankheiten gegenüber, wie der Tuberkulose und dem Krebs.

Indes ist der Vorgang in allen Fällen der gleiche. Bei gewissen Krankheiten jedoch handelt es sich für die Phagocyten nur darum, im ganzen sehr wenig widerstandsfähige Mikroben zu vernichten, und der Kräftezuwachs, den ihnen die verschiedenen immunisierenden Serumarten zuführen, reicht zu diesem Zwecke vollständig aus.

Bei den chronischen Krankheiten handelt es sich dagegen ohne jede Frage um widerstandsfähige Mikrobenformen, gegen welche schließlich die Kräfte der

Phagocyten nicht standhalten, auch wenn sie von Zeit zu Zeit durch die Serumtherapie aufgefrischt werden.

Doch erweist sich der Einfluß der Serumtherapie stets, auch in den letzteren Fällen, als wohlthätig und führt schließlich eine Wendung zum Besseren herbei. Nur ist diese Besserung vorübergehend, sie hört auf und kann nicht bis zur Wiedergenesung durchgeführt werden.

Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß die akuten Krankheiten ein natürliches Bestreben zur Heilung haben, gerade weil sie im Organismus die Impfreaktion hervorrufen. Darum hat in den schweren Fällen, in denen ein tödlicher Verlauf nicht ausgeschlossen ist, Fällen, die verhältnismäßig selten vorkommen, der Organismus wahrscheinlich nur eine kleine Hilfe nötig, um zum Siege zu gelangen. Und zu dieser Hilfeleistung reicht die Serumtherapie aus wegen der belebenden Wirkung, die sie auf die schlaff werdenden Phagocyten ausübt.

Wie es aber mit allen Reizmitteln ergeht, so gewöhnen die schützenden Zellen sich rasch an den geschilderten Einfluß. Sie impfen sich selbst und verschaffen sich Immunität gegen die erregenden Eigenschaften des Serums und verfallen einem Feinde gegenüber, der von einer Wassenstreckung nichts kennt, schließlich in Ohnmacht, und das in bleibender Weise.

Unser Ansicht nach zeigen die obigen Darlegungen zur Genüge, worin der Mechanismus der Serumtherapie besteht. Die Wirkung der Serumtherapie ist der Ausgangspunkt, der erste Grad der eigentlichen Impfung oder Vaccination. Sie erschöpft sich rasch und erweist sich aus diesem Grunde unwirksam gegen die chronischen Ansteckungskrankheiten, gegen die Mikroben, welche als dauerhafte Arten auftreten, als Arten, die in dem ergriffenen Organismus Widerstandsfähigkeit entwickeln.

Allein diesen Schattenseiten der Serumtherapie steht eine erfreuliche Lichtseite gegenüber. Sie besteht in der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung, während die Vaccination stets eine ziemlich lange Zeit zu ihrer Durchführung bedarf.

Daraus ergibt sich, daß die Serumtherapie ein therapeutisches Verfahren ist, das zur Anwendung kommen muß, wenn es sich darum handelt, keine Zeit zu verlieren und den in Schwach gehaltenen Verteidigern des Organismus so rasch wie möglich zu Hilfe zu kommen.

Dagegen kann nur in sehr seltenen Fällen, wie zum Beispiel bei der Tollwut die Vaccination nach der Ansteckung mit Erfolg als Behandlungsmethode zur Anwendung gebracht werden. Meist ist sie nur von Vorteil, wenn die Zeit nicht drängt. Sie ist eine prophylaktische Methode, die zu ihrer Wirkung eine längere Dauer beansprucht.

Auf diesen besondern Umstand muß man die Entscheidung basieren, ob man in einem gegebenen Augenblick zur Serumtherapie oder zur Vaccination greifen soll.

Was soll der Arzt thun, wenn er an einen Ort kommt, wo eine Epidemie, Diphtheritis, Cholera oder Pest, in vollem Ausbruch begriffen ist? Er wird

zur Serumtherapie greifen und sie als Heil- und Vorbeugeverfahren zur Anwendung bringen, denn es handelt sich darum, sofort eine Heilbehandlung eintreten zu lassen und für die Zukunft vorzusorgen. Er weiß aber, daß als Impfstoff das immunisierende Serum höchstens auf etwa vierzehn Tage Schutz gewährt, und daß seine Dosen bei den gefährdeten Personen erneuert werden müssen, wenn die Seuche binnen dieser Frist nicht erloschen ist.

In Friedenszeiten dagegen, sofern dieser Ausdruck gestattet ist, wenn der Feind nicht vor den Thoren steht, muß man von der Serumtherapie abstecken und womöglich zur Vaccination greifen, die zu ihrer Wirksamkeit allerdings etwa vierzehn Tage bedarf, dann aber von Dauer ist.

Alles das, wovon wir gesprochen haben, findet allerdings nur erst auf einige Krankheiten Anwendung, denn wir sind noch lange nicht so weit, daß wir bei allen durch Mikroben hervorgerufenen Ansteckungen die Wahl zwischen der Serumtherapie und der Impfung hätten.

Die Fortschritte jedoch, die man in den jüngst verflossenen Jahren gemacht hat, sind derart, daß wir wohl hoffen dürfen, daß die noch etwas schismatischen Ansichten, die wir geäußert haben, in nicht allzu ferner Zeit ihre Bestätigung finden werden.

Wir haben die Grundlagen der gegenwärtigen physiologischen Heilkunde dargelegt. Sie erscheinen uns stark genug, um das große Gebäude zu tragen, das wir in seinen Hauptlinien angedeutet haben.



## Schlaf und Ermüdung.

Von

Paul Schulz (Berlin).

Willingsbrüder nannte Homer Schlaf und Tod, und als solche, als zwei jugendjöhne Genien, stellten sie in der Folge alle Künstler des Altertums dar, „da die sinnliche Vorstellung, welche ein idealisches Wesen einmal erhielt, getreulich beibehalten wurde“. Diese Thatfache hatte sich Lessing, als er den dritten Teil seiner antiquarischen Briefe vorbereitete, aufgedrängt, und er wies in einer besonderen Abhandlung mit Nachdruck darauf hin. Nicht ohne Erfolg! Der historisch-philologische Wert jener Untersuchung tritt ganz zurück hinter die künstlerische Bedeutung, die sie erlangte. Wie groß diese schon zu seiner Zeit war, wissen wir aus Goethes eiguem Munde. In der That hat sich dann auch, ganz wie Lessing es wollte, jene Vorstellung der Alten in die neuere Kunst, in die bildende und in die dichtende, Eingang verschafft.

Die Naturwissenschaft ist dieser künstlerischen Auffassung freilich niemals gefolgt. Schon die einfachste Beobachtung mußte lehren, daß im Schlaf die bedeutungsvollsten Zeichen des Lebens: Atmung, Herzschlag und Körperwärme, fortbestehen, während gerade an das Erlöschen jener Funktionen der Eintritt des Todes geknüpft wird, mit dem der Leib sich auflöst. Wo daher in den ältesten Naturvorstellungen zwischen Körper und Seele unterschieden wird, erscheinen im Schlaf beide, wie im Wachen, miteinander verbunden, mit dem Eintritt des Todes aber verläßt alljünglich die unsterbliche Seele den zerfallenden Körper. Damit waren schon beide Zustände ihrem Wesen nach scharf voneinander getrennt, und zugleich lag darin begründet, daß nicht der Tod, sondern der Schlaf als eine Erscheinung des Lebens, wie dieses überhaupt, das eigentlich Räthelhafte und Geheimnißvolle war. Dem ersten Versuch einer naturwissenschaftlichen Erklärung begegnen wir schon sehr frühe. Er rührt von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Altmäon, her, den man auch, da er vergleichende Anatomie getrieben zu haben scheint, den ersten Anatomen genannt hat. Nach ihm entsteht der Schlaf, wenn das Blut in die großen Gefäße zurücktritt; wird es wieder zerstreut, so erwacht man; tritt es vollständig zurück, so stirbt der Mensch. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß hier eine Beobachtung ausgedrückt ist, die für die damalige Zeit unsre Bewunderung verdient. Diese nämlich, daß, während im Tode der Blutumlauf stillsteht, im Schlaf im Gegensatz zum Wachen die Thätigkeit des Herzens und der Gefäße nachläßt, daher Herz- und Pulsschlag langsamer und schwächer werden. Seit Altmäon sind nun eine Unzahl von Theorien, darunter recht abenteuerliche, über die Natur des Schlafes aufgestellt worden, ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß es kein Kapitel der Physiologie giebt, über das so viel und mit so wenig Erfolg geschrieben worden ist. Dies gilt auch für die neueste Zeit. Selbst auf ihrer gegenwärtigen Höhe muß die Physiologie gestehen, daß die nächsten Ursachen des Schlafes ihr noch unbekannt sind. Zwar wissen wir wohl, daß er eine unmittelbare Wirkung von Vorgängen im Gehirn ist. Welcher Art aber diese sind, eben dies ist das Problem.

Die bislang geltende Annahme, daß der Schlaf eine Ermüdung des Gehirnes sei, oder, um nicht eine unbekanntere Größe durch eine andre zu ersetzen, die Annahme, daß der durch die Thätigkeit hervorgerufene Verbrauch der im Gehirn angehäuften Spannkraft den Schlaf herbeiführe, damit durch ihn eine Wiederherstellung derselben erfolge, kann, abgesehen davon, daß sie keine Erklärung ist, auch nicht mehr aufrecht erhalten werden. Denn dann müßte, je länger, wie Joh. Müller sich noch ausdrückte, „die Thätigkeit der Seele“ dauert, das Gehirn um so unfähiger werden, diese Thätigkeit zu unterhalten, und die Seele eine um so größere Hemmung erfahren. Wir wissen aber, daß häufig sehr hohe Grade von geistiger und ebenso körperlicher Anstrengung den Eintritt des Schlafes gerade verhindern, ja mit den Anzeichen einer schweren allgemeinen Vergiftung wie Uebelkeit, Erbrechen, Fieber einhergehen und sogar zum Tode führen können. Diese Erfahrungen haben dann eine chemische Theorie des Schlafes gezeitigt, die in ihm lediglich eine Wirkung von Stoffen sieht, die sich

infolge der Thätigkeit gebildet und im Gehirn angehäuft haben. Aber auch dabei bleibt eine Thatsache ganz unberücksichtigt. Tiere und Menschen können selbst ohne vorhergehende Anstrengung dadurch mit Sicherheit in Schlaf versetzt werden, daß man die gewohnten Sinnesindrücke von ihnen fernhält. Auch Joh. Müller erzählt, daß „er sich, wenn er wolle, schlafen machen könne, wenn er sich gedankenruhig hinlege“. Auf der andern Seite ist bekannt, daß derselbe gleichmäßig sich wiederholende Sinnesreiz, wie der monotone Vortrag eines Redners, das Rauschen des Wasserfalls oder des Windes in den Bäumen, das Betrachten des erleuchteten ebenen Wasserspiegels auf Seereisen, einschläfernd wirkt.

In allen diesen Fällen scheint die Entspannung der Aufmerksamkeit, die Verminderung der intellektuellen Thätigkeit eine wesentliche Ursache zu sein. Betrachtet man nun die Reize, welche diese unterhalten, als äußere, als fremde, so kann man den sonderbaren Ausspruch Burdachs begreifen, daß der Schlaf der ursprüngliche Zustand ist. „Darauf muß uns die slichte Bemerkung leiten,“ sagt der gelehrte Verfasser der nun vergessenen „Physiologie als Erfahrungswissenschaft“ vom Jahre 1832, „daß der Mensch erst nach der Geburt erwacht und nur allmählich immer mehr wach wird; es würde daher widersinnig sein, den Schlaf aus dem später erst eintretenden Wachen zu erklären.“ Damit wäre denn freilich die bisherige Betrachtungsweise der Physiologie gerade auf den Kopf gestellt. Der Schlafzustand wird durch den wachen unterbrochen, und nicht umgekehrt. Der Schlaf, so können wir uns danach denken, stellt einen Gleichgewichtszustand des Gehirns dar. Die Sinnesindrücke und die darauf erfolgenden Bewegungsäußerungen beseitigen ihn, die Thätigkeit der Gehirnssubstanz bringt Veränderungen hervor, die in jenen ursprünglichen Zustand zurückzuführen streben. Werden die Sinnesreize fern gehalten, so treten keine Veränderungen auf. Haben sie aber einmal stattgefunden, so suchen sie sich, wenn sie eine bestimmte Größe erreicht haben, also in gewissen Perioden, auszugleichen. Wird diese Größe überschritten, so tritt eine Schädigung der Gehirnssubstanz ein, so daß sie nicht sogleich oder überhaupt nicht mehr in den Gleichgewichtszustand zurückkehren kann.

Diese ganze Betrachtungsweise scheint auf einmal ein aufhellendes Licht auf dieses bis dahin so dunkle Gebiet zu werfen. Ja, sie erhebt sich über den Wert einer bloßen Meinung, sie wird streng wissenschaftlich ausgebaut und vertieft durch gewisse bedeutame Erörterungen, die Hering neuerdings in die Physiologie eingeführt, oder jagen wir richtiger, einzuführen versucht hat. Zur Begründung ihrer Aufstellung hebt er dabei hervor, daß die Physiologie, was infolge der Entdeckungen E. Du Bois-Reymonds leicht begreiflich erscheint, völlig einseitig zu werden droht. Indem sie die physikalischen Begleiterscheinungen in den Vordergrund stellt, ja sogar für das wesentliche ansieht, vergißt sie, daß der Lebensvorgang selbst ein chemisches Geschehen ist, und daß in das Wesen derselben uns jene physikalischen Vorgänge keine Einsicht zu verschaffen vermögen. Diesen Worten — die beiläufige Bemerkung sei hier gestattet — kann ich nicht ganz beistimmen. Zunächst nicht in Bezug auf die gegenwärtige Richtung der Physiologie. Hering schrieb jene Worte freilich im Jahre 1888. Heut nach

zehn Jahren haben sich die Dinge aber vollständig zu Gunsten der Chemie geändert. Ja, das Gravitieren der Bestrebungen nach dieser Seite mag schon manchem Physiologen bedenklich erscheinen. Sodann nicht in Bezug auf den Wert der physikalischen Erscheinungen überhaupt. Diese sind auch für die reine Chemie das unerläßliche, das wesentliche Erkenntnißmittel. Auch sie mikroskopiert, analysiert im Spektrum, polarisiert, elektrolysiert, prüft die thermischen und elektrischen Begleitphänomene. Ja, wir erleben es gerade gegenwärtig, daß sich als ganz neue Disciplin die physikalische Chemie erhebt und alle Anstrengung macht, es der älteren Schwester gleichzuthun. Wenn ich nun auf die lichtvollen Ausführungen Hering's selbst eingehe, so kann ich hier nur das Hauptsächliche herausrücken. Dabei ist eins vorauszuschicken. Die Vorgänge selbst, von denen dabei die Rede ist, bleiben ihrer Natur nach zunächst unbekannt. Wir bekommen darüber keine Erklärung, wohl aber über ihre Bedeutung für die Lebensvorgänge eine um so wertvollere Aufklärung.

Was als Wesenseigentümlichkeit allein die lebende Substanz von der toten, die Zelle vom Krystall unterscheidet, ist ihr Stoffwechsel. Darunter wird verstanden, daß im Innern der Zelle, solange sie lebt, chemische Vorgänge stattfinden, durch welche von außen aufgenommene Stoffe in die Substanz ihres Leibes umgewandelt werden, und daß daneben gleichzeitig andre als überschüssige oder ihr körperfremde oder für sie unbrauchbar gewordene abgegeben werden. Jene Vorgänge hat man Assimilation genannt, diese nannte Hering Dissimilation. Es ist aber zu beachten, daß beide Vorgänge wohl begrifflich, wie im folgenden geschehen soll, zu trennen sind, nicht aber in Wirklichkeit. Es sind also nicht zwei völlig getrennte, parallel nebeneinander hergehende, sondern innig miteinander verbundene Prozesse. Nehmen wir zum Ausgangspunkt unsrer Betrachtung den Zustand, wo die entwickelte und ausgebildete Substanz unbeeinflusst von äußeren Reizen völlig in sich ruht und, die notwendigen äußeren Bedingungen dazu vorausgesetzt, sich auf diesem Zustand, dem des autonomen Gleichgewichts, erhält. Dann sind Assimilation und Dissimilation einander gleich und heißen in diesem Fall, da sie nur aus dem inneren Vermögen der Substanz erfolgen, autonom. Die Gleichheit sagt aber über die Größe im einzelnen Falle nichts aus; und so kann auch das Gleichgewicht bestehen bei sehr verschiedener Intensität der einander gleichen Prozesse. Die Physiologie läßt gegenwärtig diesen Punkt noch fast unberücksichtigt. Sie spricht in allen diesen Fällen davon, daß die Substanz sich in Ruhe befindet, worunter sie übrigens, wie wir noch sehen werden, diesen Vorgang nicht allein begreift. Streng genommen paßt diese Bezeichnung schon auf ihn nicht, da es sich doch immer um chemische Thätigkeiten, um Umsetzungen in der Zelle handelt. Ruhe würde man streng genommen vielmehr nur den Zustand nennen können, wo Dissimilation und Assimilation unendlich klein sind, ohne doch ganz aufzuhören, was wir gegenwärtig als scheinot bezeichnen.

Trifft nun ein äußerer, fremder, ein allonomer Reiz die Substanz, so wird das bisher bestehende autonome Gleichgewicht gestört. Nehmen wir zunächst

an, daß der Reiz dissimilationsfördernd, ein Dissimilationsreiz ist, so daß eine stärkere, über die bisherige hinausgehende Dissimilation stattfindet, so tritt eine allonome absteigende Veränderung der Substanz ein, sie wird unterwertig. In dem Maße aber, wie unter der Fortdauer des Reizes die Dissimilation fortschreitet, vermindert sich die Möglichkeit und Fähigkeit der Substanz dazu, da ja, ohne sie zu zerstören, eine gewisse Grenze nicht überschritten werden kann. Zu gleicher Zeit wächst das der Substanz innewohnende, ihr eigentümliche Streben, in den früheren Gleichgewichtszustand zurückzukehren. Mit andern Worten, die autonome Assimilationsfähigkeit nimmt zu im gleichen Maße, wie die allonome Dissimilationsfähigkeit abnimmt, ähnlich wie bei einer Feder mit fortgesetzter Spannung die Fähigkeit weiterer Spannung abnimmt, das Streben nach dem Gleichgewichtszustand aber zunimmt. Hört jetzt der Reiz auf, so kehrt die Substanz durch das ihr innewohnende Streben, durch eine aufsteigende autonome Veränderung in den früheren autonomen Gleichgewichtszustand zurück. Dauert dagegen der Reiz fort, so kann die allonome Dissimilation der autonomen Assimilation die Wage halten, beide werden gleich groß, und ein neuer, ein absteigender allonomer Gleichgewichtszustand stellt sich her. Wenn dieser sich erhält, wenn also die gelegentlich wirkende Ursache in eine dauernde Bedingung übergeht, so kann er für eine neue, von hier ausgehende Betrachtung als ein autonomer Gleichgewichtszustand erscheinen.

Daselbe gilt mutatis mutandis für einen assimilationsfördernden, für einen Assimilationsreiz. Durch ihn wird die Substanz aufsteigend verändert, sie wird überwertig. Indem die autonome Dissimilation entgegen wirkt, kann bei Aufhören des Reizes durch eine absteigende autonome Veränderung der frühere Zustand wieder erreicht werden, oder es bildet sich unter der Fortdauer des Reizes ein neues aufsteigendes allonomes Gleichgewicht aus. So haben wir zu unterscheiden zwischen drei Zuständen des Gleichgewichts: dem autonomen, in welchem Assimilation und Dissimilation in gleicher Stärke aus dem eignen Vermögen der Substanz erfolgen; dem allonomen aufsteigenden, wobei eine auf äußeren Reiz erfolgende allonome Assimilation ausgeglichen wird durch die autonome Dissimilation; dem allonomen absteigenden, darin eine durch äußeren Reiz bewirkte allonome Dissimilation und die autonome Assimilation sich die Wage halten.

Wohl zu beachten ist aber hierbei dieses. Assimilation ist nicht gleich nur dem Aufbau, der Vermehrung der sonst unveränderten Substanz, also dem Wachstum; und Dissimilation nicht gleich nur dem Abbau, der Verminderung, also dem Schwund. Es handelt sich hier nicht bloß um quantitative Aenderungen. Sondern wir hatten angenommen, daß die Substanz bereits das volle Ausmaß ihrer Entwicklungsmöglichkeit erreicht haben soll. Es bewirken also jene Prozesse, jeder schon für sich allein, auch wirkliche qualitative Aenderungen. Die chemische Zusammensetzung ist während und nach der Assimilation beziehungsweise der Dissimilation eine andre als im Zustand des vorausgegangenen Gleichgewichts.

Diesen beiden Gruppen von Reizen, die nur die Assimilation oder nur die Dissimilation betreffen, den einsinnigen, stehen gegenüber die doppel sinnigen, die zugleich beide Prozesse beeinflussen. Auch hier können wir zwei Gruppen unterscheiden. Die eine, wo derselbe Reiz zugleich den einen Vorgang steigert, den andern mindert; je nach dem Prozeß, der die Steigerung erfährt, können wir sie als Dissimilations- oder Assimilationsreiz bezeichnen. Die andre Gruppe umfaßt die Fälle, wo von demselben Reiz gleichzeitig die Assimilation und die Dissimilation gefördert beziehungsweise gemindert werden.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als seien die vorstehenden Erörterungen nichts als ein leeres Spiel mit Begriffen und Formeln. Nichts wäre unberichtigter als diese Auffassung. Dagegen könnte genügen darauf hinzuweisen, daß der Urheber diese Sätze erst abgezogen hat aus wirklichen Beobachtungen und Erfahrungen des physiologischen Lebens, insbesondere der Sinnesphysiologie. Aber noch eine andre Bemerkung sei gestattet. Wie schon erwähnt, bezeichnet die heutige Physiologie als Ruhe alle Zustände des autonomen Gleichgewichts, ohne zu beachten, wie verschieden dieselben sein können je nach der Intensität der Assimilation und Dissimilation. Sie bezeichnet aber auch mit demselben Namen den davon ganz zu trennenden Zustand der aufsteigenden autonomen Veränderung. Obwohl sie ihn zwar im besonderen als Restitution oder Erholung charakterisiert, rechnet sie ihn doch zur Unthätigkeit. Der heutige Begriff der Thätigkeit umfaßt nur den Zustand, welcher oben als absteigende allonome Veränderung benannt wurde. Das Problem der aufsteigenden allonomen Assimilation, der Kraftansammlung und Aufspeicherung, wohl zu unterscheiden von der Restitution, ist heut noch kaum in Angriff genommen oder auch aufgeworfen. Schon hieraus geht hervor, daß die obigen Sätze, indem sie eine Auflösung und reinliche Scheidung in einfache Vorgänge ermöglichen, nicht bloß die Uebersicht erleichtern, sondern auch, indem sie zugleich neue Gesichtspunkte eröffnen, von hohem heuristischem Wert sind.

Die Anwendung auf unsern Gegenstand liegt nahe. Aber es leuchtet auch sofort ein, wie schwierig die Durchführung im einzelnen ist. Zunächst ist klar, daß Schlaf nicht bloß eintritt, wenn die Gehirns substanz eine aufsteigende autonome Veränderung erfährt; das würde sich mit der älteren Auffassung decken, die im Schlaf lediglich eine Ermüdungs- und Erholungserscheinung sah. Er besteht vielmehr auch, wenn die Sinnesindrücke, die allonomen Reize, fernbleiben, also die Gehirns substanz sich im autonomen Gleichgewichtszustand befindet. Wirt nur ein Reiz, eine Sinneserregung dauernd und gleichmäßig fort, so können wir uns vorstellen, daß dadurch ein neuer allonomer absteigender Gleichgewichtszustand herbeigeführt wird, und wiederum würde damit Schlaf verbunden sein. Die Möglichkeit seines Eintritts ist ferner zu erwägen bei mangelhafter Assimilation, sei dieselbe Folge eines dissimilationsfördernden und assimilationsmindernden Reizes, oder beruhe sie auf mangelhafter Zufuhr geeigneten Assimilationsmaterials. Dies liegt um so näher, als wir ja wissen, daß schwächliche und bleichsüchtige Personen ein großes Schlafbedürfnis haben, und daß Konvales-



centen nach einer schweren Krankheit sich, wie man sagt, gesund schlafen. Vielleicht gehören hierher auch die Fälle von krankhaften Schlafzuständen, wie sie wiederholt beobachtet sind, die sich über Wochen und Monate erstrecken. Ebenso ist denkbar, daß Anhäufung von Dissimilationsprodukten, sei sie direkte Folge eines starken Reizes oder indirekt eines gehemmten Abflusses, schlafmachend wirken. Dies würde mit der oben angeführten chemischen Theorie des Schlafes zusammenfallen.

Aus alledem ist ersichtlich, daß hiermit ein einheitlicher Gesichtspunkt für die Erklärung des Schlafes gewonnen ist, dem alle bisherigen Thatsachen sich überraschend leicht fügen, und der auch die früheren Aufstellungen in gewissem Sinne vereinigt. Zugleich wird nun erst klar, und auch das ist Gewinn, wie kompliziert das Problem ist. Sicher ist, daß der Schlaf nicht ein rein passiver oder negativer Zustand des Gehirns ist, auch nicht immer nur ein Pausieren der darin vor sich gehenden Prozesse. In Bezug hierauf ist es nicht ohne Interesse, zu erinnern, daß der genialste Philosoph unseres Jahrhunderts und nächst Kant, wie ihn seine Anhänger nennen, daß Schopenhauer schon den positiven Charakter des Schlafes betont hat, und daß er geistvoll, wie er immer ist, was ihm auch seine Nichtanhänger und selbst seine Gegner zugestehen müssen, dabei auf den lateinischen Ausdruck *somnum capere* hinweist.

Derjenige Teil der Gehirnssubstanz, in der sich die oben mehrfach genannten Prozesse, sofern sie Wachen und Schlaf herbeiführen, abspielen, ist höchstwahrscheinlich die graue Rinde, ein 2—3 Millimeter dicker Ueberzug der äußeren Großhirnfläche, welcher vorwiegend aus großen pyramidenförmigen Nervenzellen besteht. Hier nämlich haben alle die von den Sinnesorganen kommenden und zu den Bewegungsorganen ziehenden Nervenbahnen ihre letzte Station, hier treten sie in vielfältige Verbindung unter- und miteinander und stellen so gleichsam die höchsten übergeordneten Reflexbögen dar. Hier gehen daher auch diejenigen Veränderungen vor sich, an welche wir uns die seelischen, insbesondere die Bewußtseinsvorgänge geknüpft denken. Außerdem zeigen sich im Schlafe Erscheinungen, die darauf hinweisen, daß auch das ganze übrige Nervensystem beeinflusst wird. Wir sehen eine Verminderung der Thätigkeit aller Organe, insbesondere des Herzens und der Atmungswerkzeuge. Ferner sind die kleinsten Hirngefäße verengt, wovon eine relative Anämie des Gehirns die Folge ist. Dies ist insofern von Interesse, als auch Verminderung oder Absperrung der Blutzufuhr zum Gehirn zu Ohnmacht und Bewußtlosigkeit führt. Die Reflex-erregbarkeit ist herabgesetzt, äußere Reize von mäßiger Stärke werden nicht mehr wahrgenommen. Die Augenlider sind geschlossen, wahrscheinlich infolge Erschlaffung des Lidhebermuskels, die Augensterne, wie schon der Dichter jagt, sind nach innen und oben gewendet, die Pupillen verengt. Die Tiefe des Schlafes ist bald nach seinem Eintritt am größten; so verharrt sie meist nur kurze Zeit, um anfangs schnell, darauf langsamer bis zum Erwachen abzunehmen. Daß wir uns gewöhnt haben, des Nachts zu schlafen, beruht darauf, daß dann die Reize, insbesondere das Licht, am wenigsten wirksam, die Bedingungen also für

den Eintritt des Schlafes am günstigsten sind. Das ist auch der Sinn der alten Rede, daß der Schlaf vor Mitternacht am gesündesten sei. Man könnte sich natürlich ebensogut daran gewöhnen, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht zu machen; viele Berufsarten sind ja heut sogar dazu gezwungen.

Im allgemeinen bedarf ein erwachsener arbeitender Mann während vier- undzwanzig Stunden eines mindestens sechsstündigen Schlafes. Geistige Arbeit erfordert einen längeren Schlaf als körperliche. Montaigne war, wie er von sich selbst berichtet, stets ein Langschläfer, einen großen Teil seines Lebens verschief er und noch im höheren Alter vermochte er acht bis neun Stunden in einem Zug zu schlafen. Auch von Descartes erzählt Baillet, daß er viel geschlafen habe. Kant ging mit der regelmäßigen Pünktlichkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, um zehn Uhr zu Bett und stand, obwohl es ihm so schwer fiel, daß er sich gewaltsam von seinem Diener wecken lassen mußte, sommers und winters um fünf Uhr auf. Schopenhauer schlief regelmäßig acht Stunden. Charles Darwin pflegte um halb elf Uhr sich zur Ruhe zu begeben und gegen sieben Uhr sich zu erheben. E. Du Bois-Reymond, wie er mir selbst mitteilte, brauchte ebenfalls acht Stunden Schlaf, und ein Gleiches wußte er von Helmholz zu sagen.

\*

Ganz die nämlichen Vorgänge, welche wir in der grauen Rinde des Gehirns als die möglichen Ursachen des Schlafes kennen gelernt haben, finden in jeder lebenden Substanz statt. Jeder Organismus, auch der einfachste, ja jedes Organ besitzt daher die Möglichkeit und zu gewissen Zeiten das Bedürfnis zu schlafen. Während ganz in diesem Sinne der gewöhnliche Sprachgebrauch vom Einschlafen eines Gliedes spricht für einen Zustand freilich, der damit nichts zu thun hat, wendet die Physiologie eine andre Bezeichnung an und macht hierbei zugleich eine Unterscheidung. Von dem sinnfälligsten Merkmal des tierischen Lebens ausgehend, der Thätigkeit, trennt sie Unthätigkeit, Ruhe von der Ermüdung. Das eigentümliche der letzteren findet sie darin, daß die Erregbarkeit der Substanz abnimmt, das heißt, daß der nämliche Reiz eine immer geringere Thätigkeit zur Folge hat. Diesem letzteren Problem hat man in der neueren Zeit erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet.

Da hat sich dem zunächst die merkwürdige Thatsache ergeben, daß die Nervenstränge selbst, ganz ungleich den Zellen, mit denen sie zusammenhängen, und von denen die graue Rinde des Gehirns eine mächtige Anhäufung darstellt, unermüdbar scheinen. Die meisten haben wohl dafür schon eine eindringliche Lehre erhalten durch die Zahnschmerzen, die mit unverminderter Stärke stunden-, ja sogar tagelang anhalten können. Auch im Versuch bei künstlicher stärkter anhaltender Reizung, sofern nur damit keine Schädigung der Substanz verbunden ist, behalten die Nervenfasern ihre Erregbarkeit ungeschwächt bei. Freilich sind bisher auch in ihnen keine Stoffwechselvorgänge nachgewiesen worden. Hier hat man nun, wie dies leider in Naturwissenschaften noch recht häufig geschieht, von dem non esse auf das non posse geschlossen. Nur das aber dürfen wir mit

Zug und Recht schließen, daß unsre gegenwärtigen Hilfsmittel noch nicht fein genug sind für die Beobachtung der hier in Betracht kommenden Prozesse. Wir kennen übrigens auch einen Muskel, der das ganze Leben hindurch keine Abnahme seiner Leistung zeigt, obgleich er beständig, ja schon lange vor der Geburt thätig ist, den Herzmuskel. Hier erfolgen die physiologischen Reize, welche ihn zur Zusammenziehung bringen, in solchen Zwischenräumen, daß er immer wieder Zeit findet, die eingetretenen Veränderungen auszugleichen und zum Gleichgewichtszustand zurückzukehren. Die Kontraktion der Herzkammer, die Systole, dauert 0,4 Sekunden und ebensolange die Erschlaffung, die Diastole. Es folgen die Reize häufiger oder stärker als gewöhnlich, wie es bei gewissen Krankheiten vorkommt, dann findet auch hier Ermüdung statt, die nur nicht sofort, sondern erst nach längerer Zeit in die äußere Erscheinung tritt und schließlich zum Stillstand, zum Herzschlag, führen kann.

Gegenüber dem schwer ermüdbaren Herzmuskel treten bei den Skelettmuskeln die Ermüdungserscheinungen viel schneller ein und lassen sich auch künstlich leicht herbeiführen. Darum sind sie auch hier am frühesten und am eingehendsten studiert worden. Schon Helmholtz, der zuerst die Zusammenziehung des Frochmuskels sich selbst verzeichnen ließ, und damit ihre mathematisch-mechanische Analyse ermöglichte, hatte Reihen von einanderfolgenden Zuckungskurven aufgeschrieben, um die bei anhaltender Thätigkeit eintretenden Abweichungen kennen zu lernen. In der Folge wichen aber die Mehrzahl der Forscher bei der Untersuchung über die Ermüdung von diesem Verfahren ab. Sie schrieben nicht die ganze Zuckungskurve auf, sondern sie begnügten sich damit, die erreichten Höhen, die Hubhöhen, in senkrechten Ordinaten aufzuzeichnen. Damit war, wie erst jüngst der ausgezeichnete Grazer Physiologe Kollett dargethan hat, der ganzen Betrachtung eine fehlerhafte Richtung gegeben. Denn gar nicht berücksichtigt wird dabei die Frage, mit welcher Geschwindigkeit erreicht der Muskel diese Höhe, und mit welcher Geschwindigkeit kehrt er wieder zu seiner Ruhe zurück. In den an die experimentellen Ergebnisse anknüpfenden theoretischen Betrachtungen hat Kollett die oben erwähnten Ausführungen Hering's zu Grunde gelegt. Gerade dabei zeigt sich, wie fruchtbar dieselben werden können. Denn auch das ist eine Frucht, gereift an dem Baume der Wahrheit, daß wir einen klaren Einblick in die sich erhebenden Schwierigkeiten erhalten, und erkennen, wie sehr wir noch am Anfange unsers Wissens stehen. Kollett hat seine Versuche, wie die meisten Bearbeiter dieses Gegenstandes, an Muskeln von Fröschen und Kröten angestellt; neuerdings hat man solche auch am lebenden Menschen vorgenommen.

Zu diesem Zweck hat der belauute italienische Physiologe Moiso in Turin einen sinnreichen Apparat konstruirt, den Ergographen. Der verzeichnet auf einer vorbeigeführten beruhten Platte, freilich ebenfalls nur in senkrechten Ordinaten, die Größe der Beugebewegung des mit einem Gewicht belasteten Mittelfingers unter Fixierung der übrigen Finger, der Hand und des Vorderarmes.

Werden die betreffenden Muskeln physiologisch durch den Impuls des

Willens oder künstlich durch den elektrischen Strom zur Zusammenziehung gebracht, der Finger gebeugt, so sieht man bald an der Abnahme der verzeichneten Höhen die eingetretene Ermüdung. Sie findet ihren direkten Ausdruck in der Kurve, welche die Gipfelpunkte der Ordinatenhöhen verbindet. Die Ergebnisse, die Mosso aus solchen Untersuchungen gewonnen, hat er, dem großen Publikum zugänglich, in einem geistvoll und fesselnd geschriebenen Buche „Die Ermüdung“ niedergelegt, das auch in das Deutsche übersetzt ist. Hier finden sich viele theils bekannte, theils neue Beobachtungen über die allgemeinen Erscheinungen der Ermüdung bei Tieren und Menschen zusammengestellt.

Aus der täglichen Erfahrung wissen wir, wie verschieden leicht die Menschen ermüden, sowohl bei geistigen wie bei körperlichen Arbeiten. Was dem einen keine Schwierigkeit bietet, ist dem andern eine große Last. Es giebt muskelstarke Menschen, die, nur an körperliche Arbeit gewöhnt, schon durch geringe geistige Anstrengung, wie Brieffschreiben, Zeitungslesen, sich abgespannt und erschläfft fühlen. „Mac Cauley erzählt, daß einige Indianer aus Florida, die er eindringlich mit Fragen überhäuft hatte, davon wie gelähmt wurden, weil sich die Kraft ihres Gehirnes infolge der Anspannung schnell erschöpfte. Einer derselben sagte ihm, er möge nicht so viele Fragen an ihn richten, ohne ihm Zeit zu lassen, sie in Ruhe zu verstehen; und dann bat er ihn, doch im nächsten Jahre wiederzukommen, um Fragen an ihn zu richten, er werde während der Zeit suchen, zur Schule zu gehen, worauf er ihm gewiß besser würde antworten können, ohne sich dabei so sehr zu ermüden.“ Ebenso werden Personen, die infolge ihrer geistigen Thätigkeit körperlichen Anstrengungen entwöhnt sind, durch ein größeres Maß derselben schnell erschöpft und fast in einen krankhaften Zustand versetzt. Das „Turnfieber“ ist wohl den meisten aus eigener Erfahrung bekannt. Gewohnheit und Übung können freilich hier von großem Einfluß werden. Alles dies zeigt auch der Ergograph. Jedes Individuum hat eine von dem andern verschiedene, ihm eigne Ermüdungskurve. Aber auch dieser Typus ist nicht absolut feststehend; er zeigt Schwankungen, die durch das Lebensalter, durch vorangegangene Übung, durch die Jahres- und Tageszeit bedingt sind. Kurz die wechselnden Einflüsse, denen der Körper ausgesetzt ist, finden auch in der Ermüdungskurve ihren Ausdruck. Denn im Organismus ist jeder Teil durch die andern bedingt und wirkt darauf zurück, alle seine Teile sind wechselseitig Zwecke und Mittel. Raut hatte bekanntlich gerade darin die Wesenseigentümlichkeit des Organischen erblickt. Wahrscheinlich hat er niemals eine zusammengesetzte Maschine zu Gesicht bekommen, sonst wäre ihm aufgegangen, daß jene Definition auch auf sie paßt.

Wie schon erwähnt, greifen übermäßige Muskelanstrengungen den ganzen Körper an. Dafür ist in neuerer Zeit ein direkter experimenteller Beweis gebracht worden. Reizt man nämlich die Muskeln eines Tieres nur einige Minuten hindurch mit starken elektrischen Strömen, so daß sie heftige Zusammenziehungen machen, und bringt dann das Blut des Tieres einem andern bei, so zeigt dieses vermehrte Atem- und Herzfrequenz, kurz alle Zeichen einer allgemeinen

beträchtlichen Ermüdung. Ebenso wirkt auch angestrengte Geistesarbeit auf die Muskeln zurück. Denn die Leistung derselben, zum Beispiel das Heben eines Gewichtes, setzt sich zusammen aus zwei Komponenten, aus einer peripherischen, der Verkürzung des Muskels, und einer zentralen, dem physiologischen Nervenimpuls. Jede dieser Komponenten unterliegt für sich der Ermüdung, jede wirkt aber auch auf die andre zurück. Man hat daher in dem Ergographen, der zunächst nur die Ermüdung der Muskeln zu verzeichnen scheint, doch einen Apparat, indirekt auch die geistige Ermüdung studieren zu können. Dies ist denn auch in umfassender Weise geschehen. Mosso selbst hat schon in seinem genannten Buche eine Anzahl von Kurven abgebildet, welche die an den Muskeln sich kundgebenden Folgen geistiger Anstrengung veranschaulichen. Neuerdings hat man denselben Apparat auch angewendet, um die Ermüdung der Schüler durch den Unterricht und damit die Ueberbürdungsfrage zu studieren. Diese steht bei Schulmännern und Ärzten noch immer im Vordergrund des Interesses. Der oft gehörte Einwand gegen ihre Bedeutung, daß wir selbst und unsre Vorfahren doch auch dieselben Anstrengungen durchgemacht, dasselbe Pensum und noch viel mehr bewältigt haben, ohne uns Schaden zu thun, ist ein sehr oberflächlicher. Es wird dabei ganz vergessen, daß die gegenwärtige Ueberanstrengung und Ueberhastung in allen Berufszweigen im Gegensatz zu früher, die doch keiner leugnet, nicht bloß den Mann und die Frau, sondern auch den Vater und die Mutter schädigt, das will sagen, daß unsre Kinder in Vergleichung zu uns und zu unsern Vorfahren in nervöser Beziehung schon belastet, schon degeneriert zu betrachten sind; daher ihre Anstrengungen mit anderem Maß gemessen werden müssen als unsre. Außerdem empfängt die heutige Jugend ein ungeheures Mehr von sinnlichen Eindrücken als die frühere, und diese wirken als Assimilationsreize doch auf das sich erst entwickelnde Gehirn.

Neuerdings hat man den Ergographen auch benützt, um die Wirkung gewisser Nahrungsmittel auf die Körperarbeit zu untersuchen. Ein interessantes Ergebnis dieser Versuche ist, daß der Zucker nicht bloß auf reflektorischem Wege durch Reizung der Geschmacksnerven, sondern auch direkt als leicht resorbierbares Kohlehydrat die Leistungsfähigkeit erhöht, und damit die Ermüdung hintanhält. Erfahrene Touristen wissen längst, daß das beste Erfrischungs- und Stärkungsmittel auf Märschen Schokolade ist. Durch diese Versuche ist nun festgestellt, daß der darin enthaltene Zucker das wesentliche dabei ist. Dies kann, wie sofort ersichtlich, von großer praktischer Bedeutung sein. Man hat Versuche an marschierenden Soldaten angestellt und gefunden, daß sie eine erhöhte Ausdauer und Widerstandsfähigkeit zeigen, wenn man sie kleine Portionen Zucker genießen läßt. So bewahrheitet sich wieder die zu oft vergessene Bemerkung, daß nicht selten die scheinbar abstraktesten wissenschaftlichen Untersuchungen einmal eine unmittelbare praktische Wertung zur Folge haben.

Sollte meinen Lesern ein Ergograph zur Verfügung stehen, mit dieser Bitte will ich schließen, so mögen Sie nach der Lektüre dieses Aufsatzes eine Kurve damit aufnehmen und sie mir zusenden, damit ich erkennen kann, ob man über

die Ermüdung vortragen kann ohne zu ermüden. Würde übrigens dies Verfahren allgemein eingeführt, so ließen sich gewiß manche Schriftsteller, wenn sie nun den ermüdenden Einfluß ihrer Produkte so deutlich vor sich sähen, sich abhalten, zwar nicht so viel zu schreiben, das ist nicht zu erhoffen, aber doch so viel drucken zu lassen. Und welcher ein Segen wäre das für die gegenwärtig darunter so leidende Menschheit!



## Die Sendung des Fürsten Habsfeld nach Paris Januar—März 1813.

Urkundliche Mitteilungen

von

Wilhelm Onden.

(Fortsetzung.)

Hier halten wir inne, um eine Zwischenbemerkung zu machen, die nicht unterbleiben darf. Die hier erwähnten Weisungen, welche dem Grafen Bubna bei seiner außerordentlichen Sendung nach Paris am 20. Dezember 1812 zu Wien erteilt worden sind, habe ich im Kaiserlich Königlich Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien aufgefunden und im Jahre 1876 ihrem Wortlaut nach veröffentlicht.<sup>1)</sup> Sie besagten kurz und gut: Oesterreich verweigert die ihm angebotene Verdoppelung seines Hilfscorps und möchte am liebsten auch sein bisheriges Hilfscorps zurück haben, um in voller Unabhängigkeit sich dem Amte des Friedensvermittlers zu widmen. Wenn Fürst Habsfeld diese Weisungen vor seiner Abreise gelesen und dabei erwogen hätte, welches ein Vertrauensverhältnis zum preussischen Hofe auf seiten des österreichischen dazu gehörte, um die Mittheilung solcher Weisungen rein als Thatsache zu erklären, dann hätte er durchschaut, daß zwischen beiden Mächten etwas im Werke war, das einer Verschwörung gegen Napoleon zum Verwechseln ähnlich sah, und, dies einmal entdeckt, hätte er entweder die Sendung nach Paris gar nicht angenommen, weil er sich schlechterdings dazu für den richtigen Mann nicht halten konnte, oder er hätte wenigstens das gute Gewissen nicht gehabt, die Meisterrede vom 29. Januar zu halten. Eine Rede solcherart aber mußte gehalten werden vor dem Bruch, und zwar durch einen Redner, der Vertrauen erweckte, den Bruch nicht selber beschleunigte, denn was Friedrich Wilhelm vorhatte, war ein Vertragsbruch, notgedrungen allerdings, gerechtfertigt durch Frevel und Ruchlosigkeit aller Art, die der andre Teil begangen hatte, aber doch eben ein Vertragsbruch, der auch öffentlich als ein gerechtfertigter erscheinen mußte und nur dann erscheinen konnte, wenn

<sup>1)</sup> Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg. I, 57—60.

Napoleon offenkundig ins Unrecht gesetzt und der hartnäckigen Treulosigkeit unwidersprechlich überführt war. Diese Ueberführung zu stande zu bringen, wurde Fürst Hatzfeld nach Paris geschickt; daß er irgend etwas andres, zum Beispiel Geldzahlungen erreichen werde, hat in Berlin und Breslau ganz bestimmt kein Mensch geglaubt; ihm selbst aber durfte dieser Glaube nicht genommen werden durch Einweihung in das „wahre System“, sonst erreichte er nicht einmal das, was allerdings erreicht worden ist und auch aus dem äußeren Grunde nicht entbehrt werden konnte, weil die notwendige Frist bis zur Vollendung der militärischen und diplomatischen Vorbereitung zum Krieg, ohne Fortspinnen einer Scheinverhandlung mit Napoleon nicht ausgefüllt werden konnte. Nicht ihn zu tranken durch Mißtrauen, nicht ihn bloßzustellen vor Freund und Feind war die Absicht, sondern dem König den Entschluß zum Bruche zu erleichtern und ihn wie sein Land vor neuen Gewaltthaten Napoleons zu bewahren, die nicht anzublieben, wenn vor der Zeit die Maske fiel.

Wir kehren zur Erzählung des Fürsten zurück:

„Nachdem mein Argwohn einmal geweckt war, wollte ich wissen, ob vielleicht der General Krusemark, mit dem ich doch zum Vorteil des Dienstes in vollkommenem Einklang bleiben mußte, mit den Anträgen des Grafen Narbonne bekannt gemacht worden war, trotz der Versicherung des Gegenteils, die mir der Staatskanzler gegeben hatte, als er mir einschärzte, ihm hierüber mit der besondern Zifferschrift des Herrn v. Weguelin zu schreiben. Ich fragte ihn also, ob er etwas wisse von der Verhandlung des Grafen Narbonne und meinen Aufträgen in diesem Betrach; er antwortete mir, der Staatskanzler habe ihm darüber nicht allein gesprochen bei seiner Abreise, sondern ihn auch bestimmen wollen, auf der Durchreise durch Potsdam darüber mit Ew. Majestät zu reden, was er jedoch nicht gethan habe, weil Ew. Majestät nicht geeignet gefunden habe, mit ihm darüber zu sprechen.

„Ich zerbreche mir noch den Kopf darüber, aus welchem Grunde mich der Staatskanzler mit dem General Krusemark überwerfen wollte, wie das unfehlbar geschehen sein würde, wenn ich mich mit ihm nicht ausgesprochen hätte über die Sache.

„In der Geldverhandlung, der einzigen, mit welcher Herr v. Weguelin betraut war, war bei meiner Ankunft noch nichts geschehen. Hier habe ich all meine Mühen und all meinen Eifer eingesetzt. Ew. Majestät weiß aus meinen Berichten, mit welcher Wärme ich diese Sache betrieben habe. Ich hatte Gelegenheit, darüber jeden Tag zu sprechen, meine Vertrauensstellung zum Herzog von Vassano gab mir dazu alle Mittel. Herr v. Weguelin dagegen sah keinen Menschen und amüsierte sich, da plötzlich — vorwärts gestoßen wahrscheinlich durch Herrn v. La Rivallière, der mich nur durch einige Bücklinge kannte, die er mir in Berlin gemacht, und der die Unverschämtheit gehabt hatte, mir eines Tages in Paris mit seinen Ratschlägen aufzuwarten — legte er mir eine Note vor, von der ich unter Nummer 1 eine Abschrift beilege, die er unverzüglich dem Herzog von Vassano übergeben wollte.

„Diese Note war in einem Stil geschrieben, der nach meiner Auffassung mit der Würde Ew. Majestät nicht vereinbar war, und da ich das Unheil voraussah, daß sie anrichten mußte in einem Augenblick, da meine Aufträge für die Verhandlung noch nicht geändert waren, und ich noch einige Hoffnung auf Gelingen hatte, so sagte ich ihm frei heraus, ich glaube nicht, daß dieser Gedanke von ihm käme, ich erkannte vielmehr darin die Sprache des Herrn v. La Rivallière,<sup>1)</sup> der aus demselben Anlaß bei mir gewesen sei; er möge sich in acht nehmen vor all diesen Franzosen, die zu ihm kämen, um zu schreiben gegen ihre Regierung, denn es könne sein, daß das nur ein Mittel sei, um unsre Geheimnisse zu erforschen und sie zur Kenntniß der Polizei zu bringen; und ich könne zur Einreichung dieser Note meine Einwilligung nicht geben, denn selbst wenn sie notwendig würde, könnte sie nach diplomatischem Brauche doch nur durch den General v. Krusernark in seiner Eigenschaft als bevollmächtigter Minister am französischen Hofe übergeben werden.

„Dabei beruhte die Sache einige Zeit. Unter dem Datum des 3. Februar schrieb mir Herr v. Beguelin den Brief Nummer 2, und da die Lage der Dinge dieselbe blieb und Ew. Majestät mir noch nicht befohlen hatte, die Verhandlung abzubrechen, so gab ich ihm die Antwort Nummer 3, die diesem Plane ein Ende machte, und erstattete meinen Bericht an Ew. Majestät.“

Die Abschrift der Note, die hier erwähnt ist, hat der Fürst mit dem Vermerk versehen: „Note, welche Herr Staatsrat v. Beguelin übergeben wollte und deren Uebergabe an den Herzog von Vassano ich verhindert habe.

v. Hatzfeld.“

Der Text der Note soll hier stehen als ein Notizrei aus Preußens ärgster Drangzeit, bezeichnend nicht bloß für den Verfasser, sondern auch für die wahre Gesinnung des Königs, der die Nichtübergabe derselben tadelte, während Fürst Hatzfeld, der diese wahre Gesinnung eben nicht kannte, den Augenblick für solch eine einem Ultimatum ähnliche Sprache noch nicht gekommen glaubte. Gegen die Gesinnung, die sie atmete, hat auch er keine Einwendung gemacht. Die Note lautete:

„In der gefährvollen Lage, in welcher sich mein Souverän und mein Vaterland befinden, beginge ich ein Verbrechen, wenn ich, beauftragt wie ich bin, zuletzt noch durch Kabinettsbefehl des Königs von Preußen vom 31. Dezember 1812, die Rückzahlung der an Frankreich gemachten Vorschüsse zu verlangen, mich nicht, auf die Gefahr, zudringlich zu werden, an Ew. Excellenz wendete, um sie zu bitten, sie anzusehen, nicht uns eine Gnade zu erweisen, sondern uns unser Recht widerfahren zu lassen durch Zahlung dessen, was wir mit so gutem Grunde fordern. Mein Souverän verlangt nichts, als was ihm geschuldet wird gemäß der Ab-

<sup>1)</sup> Ueber diese ziemlich zweideutige Persönlichkeit vergl. die Bemerkungen von Amalie v. Beguelin in der schon angeführten Schrift von A. Ernst: *Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie v. Beguelin*. Berlin 1892, S. 224 ff.



kunft vom 24. Februar 1812, die ich die Ehre gehabt habe, mit Ew. Excellenz zu unterzeichnen, und die Se. Majestät der Kaiser genehmigt hat; man hat versprochen, alle drei Monate die Rechnungen zu prüfen und festzustellen; vergebens haben wir die Prüfung der Rechnungen, die wir vorgelegt hatten, gefordert; man hat nicht einmal geruht, uns zu antworten. In diesem Augenblick ist nicht bloß der Rest der Kriegsschätzung getilgt, durch unerhörte Anstrengungen haben wir es sogar auf Vorschüsse bis zum Belauf von 94 Millionen gebracht. Unser Souverän hat sie gemacht auf Kosten des Glücks, der Wohlfahrt, der Ruhe seiner Unterthanen, die, nunmehr zu Grunde gerichtet durch diese Opfer, mit lauter Stimme Entschädigung verlangen.

„Gnädiger Herr, ich schwöre Ihnen bei allem, was heilig ist, wir sind keine Engländer und keine Russen; ich lege Berufung ein an die französischen Generale, die bezeugen werden, mit welcher Menschenliebe die Preußen Hilfe und Pflege den Franzosen gewährt haben, die sie eben noch beim Durchmarsch so hart behandelt hatten. Wir sind ergeben unserm Souverän, den wir anbeten, und unserm Vaterland, wir wollen nichts als den Spuren folgen, die dieser Souverän uns vorzeichnet; aber die zahllosen Opfer, die man fordert von der Nation, und die steigende Sorge, daß all diese Opfer umsonst sein werden, haben den entscheidenden Augenblick herbeigeführt, wo der Wunsch der Nation sich entgegenstellt dem des Souveräns. In diesem Augenblick hängt es von Sr. Majestät dem Kaiser ab, ob er uns den Frieden und die Ruhe im Innern wieder geben will, indem er uns eine Abschlagszahlung von 40 Millionen bewilligt auf die 94, die wir zu fordern haben, indem er einen Generalintendanten ernennt, der der Abkunft gemäß alle Rechnungen prüft, und Se. Majestät der König von Preußen wird, stark durch den Nachweis, daß das Bündnis mit Frankreich das Glück seines Volkes sichert, unbedingt über das Volk verfügen können nach dem Belieben Seines erhabenen Verbündeten. Aber, ich wiederhole, was ich die Ehre hatte, in Wilna Ew. Excellenz zu sagen, wenn man uns nicht Hoffnungen für die Zukunft macht, die sich gründen auf Thaten des Augenblicks, so sehe ich entsetzliche Katastrophen kommen!

„Schließlich bitte ich Ew. Excellenz flehentlich, mir eine entschiedene Antwort geben zu wollen; die gegenwärtige Lage der Dinge zwingt mich, unverzüglich nach Berlin zurückzukehren, und ich will meinem Souverän und meiner Nation lieber eine Antwort mitbringen, die ihnen jede Hoffnung raubt, als sie noch länger in einer Ungewißheit lassen, die grausamer ist als jede andre Lage. Denn wir sind in dem Fall, daß nur die Wirklichkeit uns retten kann, jede ausweichende Antwort aber und jede nur verheißene Hilfe einer Ablehnung gleichgeachtet werden muß.“

Ein Vertreter Preußens, der in solchem Augenblick eine so schandige Schlußforderung an den Minister des Kaisers zu richten wagte, beging entweder eine unerhörte Eigenmacht, von der er um jeden Preis zurückgehalten werden mußte, oder er hatte Weisungen ganz besonderen Inhalts, die mit denen des Fürsten Hatzfeld nicht die mindeste Verwandtschaft hatten, und schöpfe daraus eine Zuversicht, die durch die Vorstellungen des letzteren nicht erschüttert wurde.

Daß das letztere der Fall sein müsse, ergab sich aus dem Schreiben, welches Bequelin am 3. Februar an den Fürsten Hatzfeld richtete, nachdem er eben die vorstehende Note mit ihm besprochen hatte.

Dies Schreiben lautete:

„Gnädiger Herr!

„Gestatten Sie mir, daß ich in Folge der Unterredung, die Ew. Durchlaucht mir heute bewilligt hat, noch folgende Ideen hinzuzufügen wage:

„Aus Achtung vor der Meinung Ew. Durchlaucht habe ich mit dem Schritte zurückgehalten, den ich vorhatte, nämlich den Herzog v. Vassano zu bitten, vom Kaiser eine Abschlagszahlung für Preußen zu begehren, indem ich erklärte, daß jede ausweichende Antwort oder jede nur verheißene Hilfe als eine Ablehnung aufgefaßt werden, und ich in diesem Falle unverweilt zurückkehren würde, um der preussischen Regierung zu beweisen, daß sie von Frankreich nichts zu erwarten habe.“

„Ich bin keineswegs überzeugt, daß dieser Schritt ein glückliches Ergebnis haben wird, aber ich glaube fest, jeder andre wird eben gar nichts zur Folge haben. Hier verrinnt die Zeit, und in Preußen wächst die Aufregung, die Verlegenheit des Königs steigt, und seine Mittel versiegen. Zahlt Frankreich nicht, so kommt die Revolution unfehlbar zum Ausbruch, und die Nation wird den König zwingen, eine andre Partei zu ergreifen; ich glaube daher, daß es die höchste Zeit ist, wenn man das Geld nicht bekommen kann, wenigstens ganz bestimmt zu wissen, woran man ist. Wenn der Kaiser in diesem schrecklichen Augenblick unsre Angelegenheit in die Länge zieht, so ist klar, daß er uns nichts geben will, und in diesem Falle, scheint mir, müssen wir den König warnen, damit er nicht, durch leere Hoffnungen hingehalten, die Mittel sich entgleiten läßt, die es vielleicht noch giebt, den Sturm zu beschwören.“

„Ich fürchte, daß, bevor der Bote, den Ew. Durchlaucht abgesendet hat, zurückkehrt, in Preußen ein Unglück geschehen ist, und in diesem Fall muß ich Vorwürfe fürchten, die mir der König machen könnte, die Sache nicht mit dem Nachdruck, den seine Befehle forderten, betrieben zu haben. Gleichermassen hätte ich, wenn ich nicht den Weisungen Ew. Durchlaucht folgte, falls mein Schritt mißlang, fürchten müssen, daß man mir vorwarf, ich hätte den glücklichen Gang verdorben (entravé), den die Sache unter Leitung Ew. Durchlaucht hätte nehmen können.“

„Ich bitte deshalb Ew. Durchlaucht, in Ihrer Weisheit erwägen zu wollen, ob es nicht vorteilhaft wäre, wenn Ew. Durchlaucht selber in diesem höchst kritischen Augenblick solch eine Erklärung abgeben wollten, welche, mit Rücksicht auf den Rang und den Charakter Ew. Durchlaucht, noch einen ganz andern Eindruck machen würde, als wenn sie von mir käme. Wäre auch dieser Schritt erfolglos, so brauchte man nur dem König jede Hoffnung nach dieser Seite zu nehmen und würde dadurch dem Vorwurf der Nation begegnen, als habe man den König irreführt, indem man eine Unterhandlung in die Länge ziehen ließ,

bei der es sich doch nur um Zusage oder Absage handeln konnte, eine Sache, die in einer Viertelstunde abgemacht sein konnte. Ew. Durchlaucht weiß, daß ich Ihnen ganz einfach meine Gedanken unterbreite, indem ich mich völlig Ihrer Einsicht füge, aber gleichzeitig wünsche ich nicht, mich der Gefahr auszusetzen, daß ich verantwortlich werde für Unglücksfälle, die ich nicht verhüten kann.

„Eben habe ich Berliner Briefe vom 26. gelesen, die Zeugnis geben von der Erregung der Nation; ich weiß, daß man oft übertreibt, aber wenn die Nation einmal anfängt sich auszusprechen, so genügt ein Funke, um den Brand zu entfachen, um so mehr als die Brandstifter (boute-feux) eifriger an der Arbeit sind als je und nur die schnelle Ankunft der Gelder ihren Plan vereiteln und das Volk beruhigen könnte.

„Geruhen Ew. Durchlaucht, den Ausdruck der vollkommenen Hochachtung zu genehmigen, womit ich bin

Ew. Durchlaucht  
sehr ergebener und gehorjamer Diener

Paris, 3. Februar 1813.

Beguelin.“

Fürst Hagfeld hatte recht. Die Note Beguelins bedeutete den Bruch. Er selber war nicht beauftragt, einen solchen anzudrohen oder gar zu vollziehen; andererseits mußte er, da Hardenberg seinem mündlichen Vorbehalt darüber am 10. Januar augenscheinlich nicht widersprochen hat, annehmen, er sei der Vorgesetzte Beguelins und habe das Recht, ihm solches Vorgehen in solcher Sache zu unterlagen, und so griff er ein in der Weise, wie wir ihn das selber haben erzählen und begründen lassen.

Beguelin fügte sich mit der Erklärung, die wir eben gelesen haben. Er opferte dem Fürsten die That, nicht die Meinung, drückte diese vielmehr in dem Wunsch aus, der Fürst möge selbst statt seiner die Drohung mit der Abreise als letzten Druck gebrauchen, um entweder Geld oder Gewißheit zu erhalten. In der Sache waren sie ja einverstanden. Die Rede vom 29. Januar war als Rede vielleicht noch schneidiger als die Note von 3. Februar. Aber hier lag eben einer der vielen Fälle vor, in denen sich zeigt, daß die vollständigste Sinnes-einheit über das Was? nicht schützt vor völligem Meinungsgegensatz in der Frage des Wie? und des Wann? und daß gerade dieser Gegensatz stets die Ursache ist, wenn in einem Kreise von lauter Einverständenen am letzten Ende eben nichts geschieht.

Die Vermutung Beguelins aber, daß in dem fernen Breslau das „Unglück“ schon geschehen sein werde, bevor der Bote des Fürsten zurück sein könne, ging in Erfüllung. Die preussische Politik ging in Breslau mit einem andern Wellenschlag als in Berlin. In Paris ahnte niemand, auch der Kaiser nicht, was die Reise nach Breslau eigentlich bedeutete. Kein Mensch, auch die drei Preußen nicht, hatte eine richtige Vorstellung von der Massenbewegung und dem Massen-zorn, den der Kaiser selbst entfesselte, als er bei Preußen auf schnelle Neu-rüstung für sein Hilfscorps drang, und nun der König am 8. Februar den am

3. unterschriebenen Freiwilligenaufruf erscheinen ließ, mit dem für sein Volk die Erhebung zum heiligen Krieg begann. Wer aber von den Geheimnissen der preussischen Politik in jenen Breslauer Tagen weiß, was wir heute darüber aus den Akten kennen, der weiß auch, daß die unwiderrufliche Entscheidung für den Krieg gefallen ist, als am 9. Februar der König einen neuen Rüstungsbefehl unterzeichnete, der alle bisherigen Befreiungen von der Dienstpflicht aufhob, und an demselben 9. Februar der Oberst Knesebek am hellen lichten Tage abreiste, um ins Hauptquartier der Russen zu gehen und dort eine Unterhandlung zu beginnen, gegen die der Graf St. Marjan feierlich Verwahrung eingelegt, und die der Kaiser Napoleon ausdrücklich verboten hatte.<sup>1)</sup>

Von dieser Wendung ging den drei Preußen in Paris erst am 24. Februar durch Depeschen, die am 14. in Breslau ausgefertigt worden waren, und die der Hauptmann Goshizky als Kurier überbrachte, die erste amtliche Nachricht zu.

In einem Privatbrief schrieb der Staatskanzler unter dem 14. Februar dem Fürsten Hatzfeld:

„Ihr Bericht, mein sehr werter Fürst, ist unendlich interessant, aber Ihre Erfolge haben unjeren berechtigten Erwartungen nicht entsprochen. Ich hoffe, daß das noch kommen wird. Sie haben ganz ausgezeichnet (parfaitement bien) geredet — besser zu reden war gar nicht möglich — aber wir brauchen wirkliche Werte (des réalités). Seit Ihrer Abreise ist die Lage viel schlimmer geworden. Wie wirksam in der Folge die Geldhilfen des Kaisers sein könnten: wir können augenblicklich nicht darauf rechnen, und wenn der Landeseinbruch der Russen, wie sehr wahrscheinlich, stattfände, so wäre der König gezwungen, sein Land und seine Unterthanen zu verlassen — mit einem Wort, auszuwandern. Deshalb ist die erste unsrer Pflichten, zu waffnen, unsre Neutralität aufrecht zu halten und dadurch auch zu verhindern, daß wir durch das Volk zu Maßregeln gezwungen werden, die nur vom Souverän ausgehen dürfen. Der König verlöbre schlechtthin jede Achtung und jedes Vertrauen, wenn er anders verführe. Der Kaiser wird das selber einsehen, wenn ihm die Sache nur richtig vorgestellt wird — und das ist eben Ihre Sache und die Krusjemark's. Der König zählt auf Ihren Eifer. Krusjemark wird Ihnen die Depesche Sr. Majestät mitteilen, die Ihnen als Richtschnur dienen wird. Ich füge deshalb nichts hinzu und beziehe mich darauf. Kaum kam ich die Feder noch in der Hand halten, soviel habe ich geschrieben. Ihre Ankaufsangelegenheit werde ich nicht vergessen und mich ohne Unterlaß damit beschäftigen. Sie empfangen auch ein amtliches Schreiben von mir. Ich bitte Sie, wohl überzeugt zu sein von meiner Anhänglichkeit und meiner größten Hochachtung.

Breslau, den 14. Februar 1813.

Hardenberg.“

<sup>1)</sup> Duden, „Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege“ II, S. 370 ff.

Das hier erwähnte amtliche Schreiben des Staatskanzlers lautete wie folgt:

„Mein Fürst! Ich habe nichts Eiligeres zu thun gehabt, als Ihren durch den Feldjäger Richter überbrachten Bericht vom 29. Januar dem König vorzulegen. Ew. Durchlaucht wird mir gestatten, mich hinsichtlich der Willensmeinung des Königs über seinen Inhalt auf die Depesche zu berufen, welche ich in Seinem Namen durch den gegenwärtigen Boten an Herrn v. Krusemark richte, die er beauftragt ist, Ihnen, mein Fürst, zu übermitteln, und die auch Ihnen zur Anweisung dienen wird. Ich habe nichts weiter hinzuzufügen, als daß ich deren Inhalt und besonders den Antrag am Schluß der vorzeigbaren Depesche Ihrem Eifer für den Dienst des Königs und Ihrer ausdauerndsten Thätigkeit empfehle. Was Ew. Durchlaucht Sr. Majestät dem Kaiser gesagt hat über die Gefahr der Verzweiflung der Völker und der Bewegungen, welche als deren Folge auf die Länge unfehlbar ausbrechen müssen, das ist ebenso wahr als bewunderungswürdig ausgedrückt, und ich wünsche sehr, daß diese Ausführung all die Aufmerksamkeit finden möchte, die sie verdient. Was die Geldangelegenheiten angeht, die übrigens in der Depesche an Herrn v. Krusemark erschöpft sind, so will ich mir nur noch die Bemerkung gestatten, daß die Maßregel der Ausgabe von Schatzscheinen mit Zwangskurs, weit davon entfernt, unjern Rückzahlungsforderungen schaden zu können, vielmehr als der beste Beweis dafür erscheint, wie dringend unser Bedürfnis ist in Anbetracht der gänzlichen Erschöpfung unrer Mittel.

„Ich ergreife, mein Fürst, mit Wärme die Gelegenheit, Ew. Durchlaucht die Versicherung meiner Anhänglichkeit und meiner größten Hochachtung zu erneuern.

Breslau, den 14. Februar 1813.

Hardenberg.“

Die „Depesche für den General von Krusemark und den Fürsten Hatzfeld“ ist, wie alle Schreiben, die hier in Frage stehen, im französischen Sprache abgefaßt und lautet auf deutsch wie folgt:

„Der Feldjäger Richter hat Mir Ihre Depesche Nummer 4 vom 29. Januar überbracht ebenso wie die des Fürsten Hatzfeld vom selben Tage. Ich will Ihnen Meine Willensmeinung über die wichtigen Gegenstände zu erkennen geben, die sie enthalten. Der Staatskanzler hat sich darüber in demselben Sinn gegen den Grafen St. Marjan in einem vertraulichen Brief geäußert, und Ich beauftrage Sie, von der gegenwärtigen Depesche dem Herzog von Vassano Mitteilung zu machen und diesen Minister zu bitten, darüber an Se. Majestät den Kaiser, seinen erhabenen Herrn, zu berichten, indem er, wie Wir von seinen freundschaftlichen und wohlwollenden Gesinnungen zu erwarten wagen, die Betrachtungen, die sie enthält, unterstützt.

„Mit der lebhaftesten Genugthuung habe Ich in den obenerwähnten Berichten die erneuten Versicherungen seiner Freundschaft für Mich und seiner guten Gesinnungen gegen Preußen gefunden, welche Se. Kaiserliche Majestät dem Fürsten Hatzfeld hat geben wollen, wie er es gegen Sie in Ihrer Audienz gethan hat;

auf der andern Seite aber habe Ich nur einen um so tieferen Schmerz darüber empfinden können, daß Meine Hoffnungen auf Rückerstattung der für Meinen erhabenen Verbündeten gemachten beträchtlichen Vorschüsse immer wieder getäuscht worden sind. Ich erkenne darum nicht minder den Gerechtigkeitsfönn Sr. Kaiserlichen Majestät an, der in dem Versprechen liegt, in Preußen keine Beitreibungen mehr machen zu wollen. Ich möchte wünschen, diese Entschließung könnte genügen, um den dringenden Bedürfnissen Meines Staates und Meines Volkes zu Hilfe zu kommen, die bis heute keinerlei Opfer für die kaiserlichen Armeen geschont haben, aber diese Opfer sind so ungeheuer, die Entblößung, die sie verursacht haben, ist so groß, so unbedingt, daß Ich Mir schmeicheln mußte, eine erhebliche Abschlagszahlung wenigstens würde auf eben diese Vorschüsse bewilligt und ohne Verzug ausbezahlt werden.

„Möge Se. Kaiserliche Majestät doch geruhen, zu erwägen, daß Ich Mich eines großen Teils Meiner Provinzen und ihrer Erträge beraubt sehe, daß diese Erträge nur sehr schwach fließen in den Provinzen, die Mir bleiben, daß alle gelitten haben und noch leiden unter dem Durchmarsch der Truppen und den Folgen des Kriegs, daß alle noch die Uebel der Kriegszeit von 1806 und 1807 und der Stockung des Handels fühlen, daß die Zahlung der Kriegsschätzung Auflagen nötig gemacht hat, die außer jedem Verhältnis stehen zu der Zahlungsfähigkeit der Steuerpflichtigen, deren Lasten Ich Mich genötigt sehe, in erschrecklicher Weise zu erhöhen, und Sie wird sich leicht überzeugen, daß nur durch ausreichende und sofortige Gelbhilfe der Verzweiflung des Volkes und ihren unjelligen Folgen vorgebeugt werden kann.

„Unsre Verträge bestimmen, daß die Rechnungen alle drei Monate geregelt werden sollen, sie versprechen die Rückzahlung der durch die französische Armee verursachten Kosten für das Ende des Feldzugs. Sie wissen es: trotz der dringendsten und beharrlichsten wiederholten Bestürmungen (sollicitations) ist es Uns nicht einmal gelungen, die Bestimmung des Preises der Lebensmittel zu erlangen.

„Die Lebensmittelversorgung Glogauß sollte auf Kosten Sr. Majestät des Kaisers erfolgen, sobald der Bündnisvertrag gezeichnet war; sie ist stets zu Lasten Preußens geblieben. Dasselbe sollte bei Stettin und Küstrin der Fall sein, sobald die Kriegsschätzungen abgetragen wären. Das letztere ist geschehen, aber diese Festungen mit Lebensmitteln zu versorgen, war und ist bis zur Stunde Sache Preußens geblieben. Während des Aufenthalts in Dresden hatte Se. Kaiserliche Majestät Preußen eine Aushilfe durch Lizenzen versprechen lassen, die ihm ausgestellt werden sollten. Sie hätten Uns von großem Nutzen sein können, wenn sie Uns pünktlich gegeben worden wären und ohne Bedingungen, welche den Vorteil wieder aufhoben. Trotz wiederholter inständiger Bitten haben Wir sie überhaupt nicht bekommen. Der ungemein übertriebene Ertrag der Einziehung von Kolonialwaren in Unjern Häfen ist ausschließlich für den Dienst der französischen Armeen verwendet worden, dem ohne diese außerordentliche Einnahme gar nicht hätte genügt werden können.

„Die Vorschüsse Preußens belaufen sich bis Ende des Jahres 1812 auf die ungeheure Summe von vierundneunzig Millionen. Man wird sagen: Die Rechnungen sind nicht geregelt, die Summe ist nicht nachgewiesen, nicht anerkannt; aber wäre es denn zu viel verlangt, für den Augenblick wenigstens die Hälfte zu fordern unter gleichzeitiger Niederlegung einer Kommission, um sie zu prüfen? Es ist unmöglich, daß der Rechtsinn Sr. Kaiserlichen Majestät sich einer so billigen Forderung versagen sollte, es ist ebenso unmöglich, daß Sie nicht anerkennen sollte, daß jede Zögerung die unglücklichsten Folgen haben muß, zumal in dem Augenblick, da die russischen Armeen unserm Lande näher und näher kommen.

„Das Edikt, durch welches den Schatzscheinen Zwangskurs gegeben worden ist — eine Maßregel, die ohne Zweifel schädlich ist und nur durch die zwingendste Nothwendigkeit diktiert werden konnte — zeigt hinlänglich, in welchem Zustand die Finanzen Preußens sich befinden.

„Nach allem, was Ich auseinandergesetzt habe, kann Ich Ihnen, sowie dem Fürsten Hatzfeld und dem Staatsrat v. Beuelin nur auftragen, Ihre Vorstellungen und Bitten mit Bezug auf die erbetenen Zahlungen in der dringendsten Weise zu erneuern.

„Noch über einen andern Gegenstand sollen Sie sich in Meinem Namen ausdrücken mit dem Freimuth, der in Meinem Charakter liegt, und der dem Kaiser nicht mißfallen kann: das ist die Weigerung dieses Monarchen, zuzulassen, daß Ich mit dem Kaiser Alexander verhandle über die Neutralität eines Theils von Schlesiens, der in dem Bündnisvertrag ausgemacht ist. Das muß Mich in die grausamste Verlegenheit setzen. Will Mich denn Se. Kaiserliche Majestät wirklich eines ganz wesentlichen Vorteils berauben, der eine der Bedingungen des Bündnisses bildet? Schon vor Beginn des Krieges ließ Ich beim Kaiser Alexander anpochen wegen dieser Neutralität bei Gelegenheit der Sendung des Obersten v. Kneisebeck, und die persönliche Freundschaft dieses Souveräns gab Mir die gegründetste Hoffnung, daß er sie anerkennen würde. Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn Ich Mich ihrer versichern wollte. Die französischen und die verbündeten Truppen fahren fort, sich auf die Ober- und die Grenzen Schlesiens zurückzuziehen, die Russen folgen ihnen auf dem Fuße, Herren von Warschau sind sie schon. Unter diesen Umständen habe Ich geglaubt, nicht zögern zu dürfen, diesen selbst Oberst v. Kneisebeck in dieser Angelegenheit zum Kaiser Alexander zu schicken, und er war schon abgereist, als Ihre letzten Berichte ankamen.

„Aber es gab noch einen andern äußerst dringlichen Beweggrund für diese Sendung. Bei jedem Schritt, den die Russen vorwärts thun, bearbeiten und gewinnen sie die Meinung. Sie stellen sich dar als die Befreier der Völker, die schon lange seufzen unter dem Joch der Leiden des Krieges. Aufrührerische Bewegungen können nicht ausbleiben, wenn der Kaiser Alexander nicht durch Erwägungen, die ihm seine Freundschaft für Mich und die Gefahr solchen Beispiels nahelegt, dahingebracht wird, solche Bewegungen selber hintanzuhalten. Diese

Gefahr und diejenige, daß mit jedem Schritte, den die Russen vorwärts thun, das Uebel wie ein reißender Strom sich ausbreitet bis in Meine Provinzen diesseits der Oder und weiterhin im Norden Deutschlands, ist ein starker Grund mehr, um diese Neutralität zu behaupten, von der Ich gesprochen habe und um in dieser Absicht zu rüsten durch den Antrieb des Souveräns selbst.

„Vor dem Kriege hat Se. Kaiserliche Majestät nicht gewollt, daß ich Meine Armee vermehrte, was sich doch sehr nützlich erwiesen hätte unter den Umständen, die am Ende des Krieges eingetreten sind. Diese Umstände haben Preußen für den Augenblick der Hilfe Frankreichs beraubt, und wie gewaltig diese Hilfe auch in der Folge werden kann, sie könnte Meine Staaten nicht schützen vor einer Invasion, die Mich vielleicht zwingen würde, Mein Reich zu verlassen und Meine treuen Unterthanen preiszugeben, wenn Ich Mich nicht nach Kräften mit Verteidigungsmitteln versähe. Augenblicklich auf Mich selbst allein angewiesen, muß Ich Mir von der heiligsten Fürstenpflicht, von derjenigen, der jede andre Erwägung weichen muß, das Geßetz erteilen lassen. Ich kann Mich deshalb nicht davon entbinden, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände gebieten. Ich bin zu eifersüchtig auf die Liebe und das Vertrauen Meines Volkes, auf ihre Achtung und die Europas, ja auf die Ev. Kaiserlichen Majestät selbst ganz insbesondre, um anders zu handeln.

„Was das Hilfs-corps angeht, so wird es in kürzester Frist neu aufgestellt sein. Man ist damit unaufhörlich beschäftigt in Pommern wie in Schlesien. Ich werde die Regimenter und Bataillone bestimmen, die es bilden werden, aber in der Lage, in welcher die Geschäfte sich befinden, werde Ich Meine Maßregeln so treffen, daß das Corps auf alle Fälle, mögen nun die Truppen aus Pommern oder aus Schlesien gezogen werden, das Corps verfügbar ist, da, wo man seiner bedarf, sowie seine Aufstellung vollendet ist.

„Ich muß bemerken, daß Ich überrascht gewesen bin, zu erfahren, daß durch einen Brief vom 4. Februar, den im Namen des Fürsten von Neuenburg der General Monthion an den General Bülow in Neu-Stettin gerichtet hat, das Corps, das dieser befehligt, unter den Oberbefehl des Marschalls Herzog von Belluno gestellt worden ist, ohne daß Ich davon unterrichtet worden bin und ohne daß Ich meine Zustimmung dazu gegeben habe. Das fragliche Corps ist in der Bildung begriffen, es ist noch nicht im stande, auszurücken, und auch nicht so zusammengesetzt, daß es die Bestimmung des Hilfs-corps ausfüllen könnte. Dies letztere wird, wie Mir Se. Majestät der Kaiser selbst geschrieben hat, künftighin nur durch einen preussischen General befehligt werden. Ich überrede Mich deshalb, daß es nur ein Mißverständnis ist, wenn der General Monthion in seinem Briefe sagt, diese Verfügung rühre von Sr. Kaiserlichen Majestät selber her, und habe dem General von Bülow nur einschärfen können, ihm keine Folge zu geben.

„Schließlich habe Ich Ihnen von einem dritten Gegenstand von äußerster Wichtigkeit zu reden. Mit unendlicher Venußthung habe Ich erfahren, daß der



Kaiser nicht völlig verworfen hat die heilvollen Absichten des Hofes zu Wien für die Wiederherstellung des Friedens. Wenn Se. Kaiserliche Majestät ihn Europa wiedergäbe, so würde Sie sich mit dem schönsten und gediegensten Ruhm bedecken. Ich würde Mich auf dem Gipfel des Glückes befinden, wenn Ich dazu beitragen könnte. Der Gedanke ist Mir gekommen, daß nichts geeigneter wäre, dieses große Werk zu fördern, als ein Waffenstillstand, nach welchem die französischen und russischen Armeen sich beiderseits auf eine bestimmte Entfernung zurückziehen und, unter Freilassung eines Zwischenlandes in der Mitte, Abgrenzungslinien aufrichten würden (établiraient des lignes de démarcation en laissant un pays intermédiaire entre elles).

„Ich möchte wissen, ob Se. Kaiserliche Majestät geneigt wäre, auf solch ein Abkommen einzugehen? Würde sie damit einverstanden sein, die Bewachung der Oberfestungen, Pillaus und des Places Danzig, letzteren gemeinsam mit sächsischen Truppen, gemäß dem Vertrag von Tilsit, Meinen Truppen zu überlassen und die eigne Armee hinter die Elbe zurückzuziehen, während der Kaiser Alexander alle seine Truppen hinter die Weichsel zurückzöge?

„Sie werden, ebenso wie Fürst Haxfeld, beauftragt, hierüber die Willensmeinung Sr. Kaiserlichen Majestät zu erbitten. Ich lasse gleicherweise den Kaiser Alexander hierüber erforschen, als eine Idee, die von Mir ganz allein herstammt. Diese Forderung kann also in keiner Weise der Entschliebung vorgreifen, welche Se. Majestät der Kaiser Napoleon wird fassen wollen. Nach ihr werde Ich Meine ferneren Schritte einrichten.<sup>1)</sup>

Breslau, den 14. Februar 1813.

gez. Friedrich Wilhelm.  
gez. Hardenberg.“

Die vorstehende Depesche ist unverkürzt wiedergegeben worden, weil sie eine Lücke ausfüllt in den uns bisher bekannten Akten aus den Vortagen des Befreiungskriegs. Bringt man sie in Verbindung mit einer zweiten, gleichfalls noch ungedruckten Depesche vom 27. Februar, so schaut man mitten hinein in die Werkstätte, aus welcher die Kriegserklärung hervorgegangen ist. Auf diese kommen wir weiter unten.

Außer den drei Schriftstücken, die eben mitgeteilt worden sind, hatte der Hauptmann Goshizky noch einen besondern Erlaß an den Geheimen Staatsrat v. Weguelin mitgebracht, worin er getabelt wurde darüber, daß er sich von seinem besondern Auftrag entfernt habe, indem er die Note nicht abgab, die wir oben kennen gelernt haben, und somit das Eingreifen des Fürsten Haxfeld

<sup>1)</sup> Diese beiden letzten Absätze der Depesche sind schon von Fain, Manuscrit de 1813 I. 237 abgedruckt und von mir besprochen in „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“ I. 237/38.

mißbilligt ward. Mit Bezug hierauf schrieb der Fürst Hatzfeld am 2. März an Bequelin:

„Mein Herr! Sie haben mit soviel Freimut mich mit den verschiedenen Gegenständen bekannt gemacht, mit denen Sie hier betraut waren, ich selbst habe Ihnen so offenherzig von denen gesprochen, die mir oblagen, daß ich wage, von Ihrer Gefälligkeit Antwort auf die beiden folgenden Fragen zu erwarten:

„Hat der Staatskanzler, Baron Hardenberg, Ihnen bei Ihrer Abreise von Berlin den Befehl erteilt, mich von den Schritten zu unterrichten, welche Sie geeignet finden würden, in Sachen der Verhandlung über die Summen, welche die französische Regierung Sr. Majestät dem König schuldet, und war Ihnen eingeschärft worden, keinen Schritt ohne mich zu thun?

„Als Sie, mein Herr, während meines hiesigen Aufenthaltes mich bestimmen wollten, der Regierung eine bündige Note (une note péremptoire) zu übergeben, deren Entwurf Sie mir mittheilten, hatten Sie da ausdrückliche Befehle oder schrieben Ihre Weisungen Ihnen vor, eine Note dieser Art abzugeben?

„Sie sind selbst Geschäftsmann; mein Herr, Sie haben gethan, was Sie mußten, um gegen jeden Vorwurf gedeckt zu sein, und Sie werden ganz natürlich finden, daß auch ich mich in die Lage versetze, das Verfahren zu rechtfertigen, daß ich bei dieser Gelegenheit beobachten zu müssen glaubte.

Ich habe die Ehre zu sein mit der größten Hochachtung

der Fürst Hatzfeld.“

Auf diese Fragen schickte Bequelin nicht bloß eine Antwort, sondern auch drei amtliche Schriftstücke, die sich auf seinen Auftrag und auf die Note vom 3. Februar bezogen.

Die Antwort lautete:

„Gnädiger Herr! Ich eile, so wie Ev. Durchlaucht es fordert, schriftlich zu antworten auf die Fragen, welche Sie mir die Ehre erwiesen haben, an mich zu richten.

„Auf die erste Frage: Ob der Staatskanzler Herr Baron von Hardenberg mir einen Befehl hat zugehen lassen, dahin, daß ich Ev. Durchlaucht von den Schritten unterrichten sollte, die ich in Bezug auf unsere Geldverhandlung thun würde und keinen thun sollte, ohne Ihr Wissen, mein Fürst — antworte ich, daß mir ein solcher Befehl nicht zugegangen ist.

„Auf die zweite Frage: Ob ich, als ich Ev. Durchlaucht bestimmen wollte, eine bündige Note abzugeben, ausdrückliche Befehle hatte oder ob mir meine Anweisung vorschrieb, eine solche Note zu übergeben, antworte ich, daß meine Anweisung lautete, alles auf der Welt zu thun, um Geld zu bekommen. Da ich nun mehr als überzeugt war, daß eine bündige Note der einzige Weg sei, um eine beträchtliche Abschlagszahlung oder eine Ablehnung oder eine ihr gleichwertige ausweichende Antwort zu erhalten, so habe ich dies Mittel ergriffen, als das einzige, um ans Ziel zu kommen.

„Schließlich, gnädiger Herr, bitte ich Ev. Durchlaucht, zu beachten, daß,

obgleich ich keinerlei Befehl erhalten hatte, Ihre Aeußerung, der Wille Sr. Majestät sei, daß ich nichts thäte ohne Wissen Ew. Durchlaucht, ausgereicht hat, mich danach zu richten, und daß ich mich benommen habe, als ob mir solch ein Befehl unmittelbar zugegangen wäre. Geruhen Sie, die Huldigung der verehrungsvollen Hochachtung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe zu sein, gnädiger Herr,

Ew. Durchlaucht sehr ergebener und gehorjamer Diener  
 Bequelin.

Paris, den 2. März 1813.“

Als Belegurkunden fügte Bequelin drei Schriftstücke hinzu. Zunächst die Anweisung, welche Bequelin unter dem Datum des 31. Dezember 1812 erhalten hatte und die lautete:

„Es ist notwendig, daß Sie sich unverzüglich nach Paris begeben, um die Unterhandlung fortzusetzen, mit der Sie beauftragt sind, und so schnell als möglich die wenigstens teilweise Rückzahlung der großen für Frankreich gemachten Vorschüsse durchzusetzen. Sie sind unterrichtet von der Lage der Dinge, und Ich rechne auf Ihren Eifer und Ihre Thätigkeit, um so vollständig als möglich den wichtigen Zweck Ihrer Sendung zu erreichen. Falls man Ihnen aber zumuten sollte, eine Abkunft zu zeichnen oder in Meinem Namen irgend eine Verpflichtung einzugehen, so werden Sie Mangel an Weisung und Vollmacht einwenden und Mir Ihren Bericht erstatten.

Charlottenburg, den 31. Dezember 1812.

gez. Friedrich Wilhelm.“

An den Geh. Staatsrat  
 v. Bequelin.

Dieser Anweisung hatte Hardenberg ein Schreiben hinzugefügt, welches bejagte:

„Nachdem Sie der König durch seinen Kabinettsbefehl vom 31. vorigen Monats beauftragt hat, unverzüglich nach Paris zu reisen, um dort die Unterhandlungen fortzusetzen, für die Sie nach Wilna gegangen waren, und namentlich, um so schnell als möglich die Rückzahlung der von Preußen für Frankreich gemachten Vorschüsse zu erlangen, empfangen Sie hier beigeflossen den letzten Bericht des Chefs des Verpflegungsamtes mit einer Denkschrift und Tafeln, die ich von ihm verlangt hatte für den Fall, daß es möglich gewesen wäre, mit dem Herzog von Vassano auf seiner Durchreise in Berlin hierüber zu verhandeln. Das ist nicht thunlich gewesen, doch hat der Minister mir versprochen, sich gleich nach seiner Rückkehr nach Paris damit zu beschäftigen.

„Sie wissen, daß wir in nichts einen Schritt vorwärts gekommen sind, daß von all den Punkten, die vertragsmäßig ausgemacht oder bei Ihrem Aufenthalt in Dresden im Mai vorigen Jahres versprochen worden sind, kein einziger erfüllt worden ist. Sie kennen die unendlich schädlichen Folgen, die das für das Land, die Finanzen, den Kredit des Staates gehabt hat; Sie wissen, daß diese mit jedem

Tage längerer Verzuges schlimmer und schlimmer werden müssen. Also habe ich nicht nötig, Ihnen zu empfehlen, mit all Ihrer Kraft auf Entschließungen der französischen Regierung über unsre verschiedenen Beschwerden zu dringen. Sie können nicht wieder vertagt werden, sie können nur günstig sein, wenn man nur Gehör hat für die Stimme der Gerechtigkeit, wenn man nur überhaupt die Absicht hat, uns in einem Zustande zu erhalten, in dem wir der Sache Frankreichs nützen können, wenn man schließlich weiter nichts vorhat, als daß wir dem Unglück nicht verfallen, das die Verzweiflung erzeugen könnte.

„Sie fühlen, daß es sich nicht um eine genaue Abrechnung in Paris handeln kann.

„Es scheint, daß diese nirgends besser als hier stattfinden kann; es wird also genügen, wenn Sie das durchsetzen, daß man in Bezug hierauf die nötigen Befehle erteilt, einstweilen aber uns eine beträchtliche Abschlagszahlung auf unsre gerechten Forderungen macht.

„Sie wollen mir alle acht Tage berichten über alle Gegenstände Ihres Auftrags, die ich hier nicht zu wiederholen brauche, wenn die Umstände nicht außerordentliche Befehle erheischen, und beigezschlossen finden Sie noch eine Zifferschrift für den Fall, daß Sie dieselbe nötig zu haben glauben.

Berlin, den 2. Januar 1813.

gez. Hardenberg.“

An den Herrn Geh. Staatsrat  
v. Bequelin.

Der Erlaß aber, der die Streitfrage zwischen Hatzfeld und Bequelin über die Note vom 3. Februar entschied, lautete folgendermaßen:

„Der Staatskanzler hat Mir Ihre letzten Berichte vom 30. vorigen Monats unterbreitet. Ich billige durchaus die Schritte, die Sie sich vornahmen, zu thun, um endlich eine positive Erklärung des Herzogs von Vassano zu erlangen über die Geldforderungen, die Sie an ihn zu richten beauftragt sind. Da Sie aber den Zweck Ihrer Sendung nach Paris kennen und sogar eine besondere Anweisung erhalten haben, so hätten Sie sich nicht davon entfernen und mit Uebergabe Ihrer Denkschrift nicht innehalten sollen in einem Augenblick, da jeder, auch der geringste Verzug die ungemeine Bedrängnis Unsrer Lage erhöht. Es kommt Mir unendlich viel darauf an, in aller kürzester Frist zu wissen, ob der Kaiser, getreu seinen Versprechungen, wenigstens einen Teil seiner Schuld an Preußen abtragen will. Ich befehle Ihnen demgemäß, Ihre Denkschrift, die hier mit zeitgemäßen Abänderungen wieder beiliegt, dem Herzog von Vassano sogleich zu übergeben. Sie werden Sorge tragen, Mir seine Antwort zu schicken, sobald Sie sie erhalten können, und werden dann Meine fernere Entscheidung erwarten.

„Hinsichtlich der Lage Unsrer allgemeinen Angelegenheiten verweise Ich Sie auf die Anweisungen, welche Ich dem General Krusemark eben habe geben lassen. Ich habe ihm eingeschärft, Sie von allem in Kenntnis zu setzen, was sich auf diesen Gegenstand bezieht.

Ein anderer Gegenstand, den Ich Ihnen empfehle, ist der, daß Sie sich die Akten über die Gewährleistung der Stände für die Abzahlung der Kriegsschätzung wieder geben lassen, welche sich noch in den Händen der französischen Regierung befinden, und die Ihnen in keinem Fall verjagt werden können, weil an der vollständigen Tilgung der Kriegsschätzung gar kein Zweifel mehr sein kann.

Breslau, den 2) Februar 1813.

gez. Friedrich Wilhelm.

gez. Hardenberg.“

Unter den Nachrichten, welche den drei Preußen durch die Depesche vom 14. Februar mitgeteilt wurden, war die wichtigste unstreitig die, daß der Oberst Knejebeck die Reise zum Kaiser Alexander angetreten hatte, 2) obgleich der Graf St. Marsan auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers höchst entschiedene Verwahrung eingelegt „gegen jede Art von Verhandlung mit Kaiser Alexander, selbst über die Neutralität eines Theils von Schlesien“.

So hatte Hardenberg schon am 4. Februar an den Rand einer Denkschrift von Ancillon geschrieben, 3) als er von der höchst entschiedenen Aeußerung, welche, wie wir wissen, am 29. Januar der Kaiser gegen den Fürsten Hatzfeld in demselben Sinne gethan, noch keine Kunde hatte, da zu jener Zeit ein Kurier nicht vor Ablauf von zehn bis elf Tagen von Paris nach Berlin kommen konnte. Wenn zu dieser tropigen Ankündigung nun noch die Note Bequelin's vom 3. Februar hinzukam, so war das in seiner Gesamtheit ein Vorgehen, wie es nur einer zum Bruch fest entschlossenen Regierung in den Sinn kommen konnte, wenn auch das Wort „Bruch“ gewissenhaft vermieden ward.

---

1) An dieser offenbar nur aus Flüchtigkeit leer gebliebenen Stelle ist ohne Zweifel die Ziffer 14 zu ergänzen. Denn am 14. Februar ist die Depesche an Hatzfeld und Krusemark samt Beilagen ausgefertigt worden, auf welche dieser Erlaß Bezug nimmt.

2) Mit dem auch hier offen eingestandenen Zweck, über die Neutralität Schlesiens zu verhandeln.

3) Mr de St.-Marsan — rejette absolument tout pourparler avec la Russie de la part du Roi, même sur la neutralité d'une partie de la Silésie et ceci par ordre exprès de l'Empereur qui lui enjoint de s'y opposer fortement. „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“. I, S. 189 Anm.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Politik des Deutschen Reichs und die Agrarier.

von

M. v. Brandt.

Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten haben sich im Laufe der letzten Monate in erfreulicher Weise gebessert, und wenn es sich dabei auch mehr um die allgemeinen Beziehungen zwischen Presse und Presse und öffentlicher Meinung und Gefühl auf beiden Seiten des Ozeans gehandelt hat, der amtliche Verkehr zwischen beiden Regierungen ist stets ein korrekter und freundlicher gewesen, so kann doch der erfolgte Umschwung nicht warm genug begrüßt werden. Es hieße den Einfluß, den der Kaiser auf die äußere Politik des Reichs ausübt, zu gering veranschlagen, wenn nicht ihm in erster Linie das Verdienst dieser Aenderung zugeschrieben würde, aber auch der Anteil des verantwortlichen Leiters des Auswärtigen Amts an der Wendung zum Bessern ist kein geringer. Die inneren Zustände in den Vereinigten Staaten, der Streit zwischen den politischen Parteien, der Einfluß, den die Salons in Washington, der Kongreß, die öffentliche Meinung und die Presse dort aufeinander ausüben, und die Verheßungen der gelben — Jingo und Imperialistischen — Veröffentlichungen, die seit dem Beginn der amerikanisch-spanischen Schwierigkeiten bemüht gewesen waren, die Vereinigten Staaten und Deutschland zu Gunsten gewisser englischen Aspirationen miteinander zu verfeinden, waren Elemente, die eine ganz besonders leichte und geschickte Hand notwendig machten, um ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen; und daß es gelungen, dies zu erreichen, spricht, wenn auch nichts anderes vorläge, für die Meisterhaft der Behandlung. Im letzten Augenblick, als der Erfolg gesichert schien, drohte der Samoazwischenfall wieder alles in Frage zu stellen; die Lage war eine um so kritischere, als einerseits das lokale Zusammengehen amerikanischer und englischer Streitkräfte die Hoffnungen der Jingos auf ein offensives Bündnis der angelsächsischen Staaten und die darauf hinizielenden Bestrebungen neu belebte und andererseits die deutsche öffentliche Meinung über die Vorgänge in Apia nicht unberechtigter Weise tief erregt war; es muß daher als ein erfreuliches Ergebnis der bereits erzielten Besserung der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten und als ein Erfolg der gleich kühlen und entschlossenen deutschen Politik angesehen werden, wenn es gelang, nicht allein jede Beeinträchtigung dieser Beziehungen zu vermeiden, sondern auch zu einem Abkommen zu gelangen, das, wenn es auch nicht eine alle Ansprüche und Wünsche ganz befriedigende Lösung der Frage so doch die Herstellung eines möglichen Modus vivendi in Aussicht stellt. Auch die Art und Weise, in welcher die Erwerbung der Carolinen von der amerikanischen öffentlichen Meinung aufgenommen worden ist, liefert einen Beweis für die wichtige und erfolgreiche Behandlung derselben seitens des Auswärtigen Amts; noch vor wenigen Monaten hätte ein solcher Erfolg

Deutschlands einen Entrüstungsturm in den Vereinigten Staaten hervorgerufen, während er jetzt dort allgemein sympathisch beurteilt und begrüßt worden ist. Unter diesen Umständen ist es doppelt zu beklagen, daß die Leitung der deutschen Politik gerade in ihren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten und in der Samoafrage Angriffen ausgesetzt ist, die, wenn sie auch in Deutschland selbst wenig ernst genommen werden, doch im Ausland Mißtrauen in die Aufrichtigkeit und Kontinuität der deutschen Politik zu erwecken geeignet sind. Der Ausfall der im Reichstage stattgehabten Interpellation über die Samoafrage, bei der die Vertreter aller Parteien sich beilieten, die Verantwortlichkeit für die Art und Weise der Begründung derselben von sich abzuschütteln, sollte doch wahrlich den Heißspornen des Bundes der Landwirte und des Alldeutschen Vereins, wenn die beiden Bezeichnungen nicht etwa überhaupt dasselbe bedeuten, bewiesen haben, daß eine Mehrheit für ihre Bestrebungen weder im deutschen Volk noch in der Vertretung desselben zu finden ist. Mit wie leichter Mühe hätte die Gelegenheit zu einer imposanten Kundgebung verwertet werden können, statt daß so die ungeschickte Begründung der Interpellation im Reichstage selbst der Sache die Spitze abbrach und damit der fremden Presse ein willkommenes Vorwand für Hohn und Spott gegeben wurde. Wenn uns irgend etwas über das bei dieser Gelegenheit bewiesene Ungeschick trösten kann, so muß es die daraus auch für andre gewonnene Ueberzeugung sein, daß wir noch zu ehrlich sind, um die Vorteile einer Wache anzunutzen, die andre Nationen sich nicht entgehen lassen haben würden. Aber unsre Agrarier scheint der Mißerfolg eines der ihrigen, der, wie man nur hoffen kann, unberechtigterweise die Farben der nationalliberalen Partei zur Schau trägt, nicht bekehrt zu haben; die Angriffe gegen die den Vereinigten Staaten gegenüber und in der Samoafrage beobachtete Politik nehmen vielmehr in dem Maße an Heftigkeit zu, wie die Minderzahl der sich an ihnen Beteiligenden deutlich hervortritt. Selbst der Schatten des Fürsten Bismarck wird heraufbeschworen, um zu beweisen, daß im Jahre 1899 unpatriotisch und schwach sei, was im Jahre 1889 mit Recht als weise Mäßigung gepriesen wurde. Was that denn Fürst Bismarck, als 1888 die Samoaner unter Führung eines Amerikaners eine gegen sie ausgesandte Strafexpedition von Mannschaften eines deutschen Kriegsschiffes in einen Hinterhalt lockten und derselben erhebliche Verluste zufügten und dann die Vereinigten Staaten keinen Zweifel darüber aufkommen ließen, daß sie nicht gesonnen seien, eine ausschließlich deutsche Schutzherrschaft über Samoa zuzulassen? Damals suchte der Fürst die Lösung der Schwierigkeit in Verhandlungen mit den andern an der Frage interessierten Mächten, und wenn Deutschland heute seine Forderungen auf die Aufrechterhaltung der Samoaaakte von 1889 beschränkt, so folgt es dabei nur dem Beispiel desjenigen, dem dieselbe ihren Ursprung mitverdankt.

Wohin würden wir kommen, wenn die Wünsche der Agrarier für den Gang der deutschen Politik maßgebend würden? Wir würden uns mit Oesterreich-Ungarn verfeinden, an dessen innern Wirren die zu dessen Bewohnern gehörigen Deutschen, wie Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ sehr richtig

bemerkt, einen großen Teil der Schuld tragen und dessen Erhaltung, welches immer die Schwankungen und Fehler seiner leitenden Staatsmänner sein mögen, eine Hauptaufgabe unserer Politik ist und bleiben muß; wir würden mit Rußland, mit den Vereinigten Staaten und mit England in einen wirtschaftlichen Kampf gedrängt werden, der trotz aller Friedenskonferenzen leicht nur das Vorbild zu ernstern blutigen Zwistigkeiten werden könnte. Einer Partei aber, der in so hohem Maße das Verständnis für die politischen Bedürfnisse des Deutschen Reichs fehlt, kann und darf ein Einfluß auf dieselben nicht eingeräumt werden, ohne die Zukunft Deutschlands in Frage zu stellen.

Eine eigentümliche Folgeerscheinung der Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist die sich in den letzteren bemerkbar machende Bewegung der Amerikaner deutschen Ursprungs gegen den Abschluß einer gegen Deutschland gerichteten anglo-amerikanischen Verständigung und die imperialistischen Tendenzen, die man als eine Frucht derselben kennzeichnet und fürchtet. Die Erscheinung ist eine um so auffallendere, als bisher seitens der Deutsch-Amerikaner nie versucht worden ist, als solche einen politischen Einfluß zu gewinnen und, wo in einigen Städten ihre Anzahl an sich ihnen einen durchschlagenden Einfluß in kommunalen Fragen zu sichern schien, sie denselben meistens nur dazu benützt haben, um sich in Schul- und ähnlichen Fragen eine Berücksichtigung mäßiger Ansprüche zu sichern. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß man in den Vereinigten Staaten verlernt hat, mit ihrer Wahlstimme zu rechnen; wo Deutsche bei politischen Fragen als Wortführer in den Vordergrund getreten sind, haben sie sich als Vertreter ideeller Auffassungen und Anschauungen gezeigt, die sich selbst und andre über die Bedeutung der von ihnen behandelten Fragen täuschten, brave Leute aber schlechte Musikanten. Man braucht nur an die Rolle zu denken, die Karl Schurz, der bedeutendste Vertreter dieses ideellen Standpunkts bei dem Beginn der amerikanisch-spanischen Verwicklungen gespielt hat, um zu verstehen, einen wie geringen Wert der amerikanische Politiker der deutschen Wahlstimme beilegte. Und doch hätte es nur von den Deutschen abgehungen, sich auch in dieser Beziehung Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Als der Schreiber dieser Zeilen 1871 in Washington war, sagte ihm einer der hervorragendsten amerikanischen Staatsmänner, daß die Zahl, die Einigkeit und die Stimmung der Deutschen bei den Festlichkeiten zu Ehren des Friedens von Versailles ihm und andern zuerst einen richtigen Begriff von dem Wert und der Bedeutung des Deutschtums in Amerika gegeben hätten, und daß man hoffe und wünsche, in demselben ein Gegengewicht gegen andre politische Parteien zu finden. Diese Ansicht dürfte auch noch eine vielfach maßgebende sein, wenngleich die Verhältnisse sich in den seitdem vergangenen achtundzwanzig Jahren wesentlich verändert haben. Die Zahl der als Deutsch-Amerikaner Anzusehenden ist im Verhältnis zu den Anglo-Amerikanern gegen früher nicht unerheblich zurückgegangen, und vor allem haben die sozialistischen Tendenzen der deutschen Arbeiterbevölkerung in den Vereinigten Staaten mit vielen Sympathien aufgeräumt und viel Argwohn und Unzufriedenheit erregt.



Es sind das Umstände, mit denen die Deutsch-Amerikaner zu rechnen haben werden; vor allen Dingen aber werden sie sich, wenn sie überhaupt einen dauernden Erfolg erzielen wollen, darüber klar sein müssen, daß sie nicht nur einer sehr engen und festen Organisation bedürfen werden, um das Versäumte nachzuholen und in Zukunft bei den Entscheidungen der amerikanischen Politik im Innern wie im Außern die Rolle zu spielen, zu der sie durch ihre Zahl wie durch ihren Fleiß und ihre Intelligenz berechtigt sind, sondern daß sie auch alles vermeiden müssen, was bei der großen Masse der Bevölkerung den Glauben hervorrufen könnte, als wenn es sich bei dieser Organisation um die Errichtung oder Erhaltung einer besondern Gemeinde im Staat, um ein imperium in imperio handle. Man ist in den Vereinigten Staaten in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten sehr feinfühlig geworden, und nicht mit Unrecht. Wenn auch von einem territorialen Besitz fremder sich den Bedürfnissen des Reiches als solchen nicht einfügenden und unterordnenden Massen in den Vereinigten Staaten nicht die Rede sein kann, so haben doch das Schauspiel, welches Europa bietet, und mehr noch die bei der Emanzipation der Neger gemachten Erfahrungen das Gefühl gekräftigt, daß Nordamerika nur den Amerikanern, das heißt der aus den Einwanderern verschiedener Stämme und Rassen hervorgegangenen Mischrasse, die bereits ihre bestimmten ethnologischen Eigenschaften und Zeichen angenommen hat, gehören dürfe, und daß alle zentrifugalen Bewegungen und Ansprüche als reichsfeindlich und schädlich zu verurteilen und zu bekämpfen seien. Die Amerikaner deutschen Stammes werden wohlthun, bei ihrer Organisation und ihren Bestrebungen diese für die Einheit des Reiches maßgebende und durchaus berechnete Auffassung nicht aus den Augen zu lassen und nur als Amerikaner zu sprechen und zu handeln. Ihr Erfolg wird darum kein weniger sicherer sein; denn gerade als Bürger der Vereinigten Staaten haben sie das Recht, auf die Dienste hinzuweisen, die Deutschland bei mehr als einer Gelegenheit dem Lande ihrer Wahl nach jeder Richtung hin erwiesen hat und das zu Zeiten, als die sich jetzt vordrängenden englischen Brüder offene Feinde oder sehr zweifelhafte Freunde waren.

Die Aufgaben, deren Lösung der Regierung des Reiches in der nächsten Zeit auf wirtschaftlichem und anderm Gebiet zufallen werden, sind so ernste und in ihren Folgen schwerwiegende, daß sie verdienen, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise in unserm Vaterlande auf sich zu ziehen und zu fesseln.

Kein Geschrei und keine Schmähungen werden, dürfen im Stande sein, die Thatfache zu verdunkeln, daß bei den Veränderungen, welche das ablaufende Jahrhundert mit seinen Erfindungen und Fortschritten auf allen Gebieten im Verkehr der Völker untereinander hervorgebracht hat, die künstliche Erhöhung des Preises der Lebensmittel über den Wert derselben auf dem Weltmarkt hinaus, zur Unmöglichkeit geworden ist, und daß jeder Versuch kleiner, auch noch so mächtiger Interessentengruppen, trotzdem zu einem solchen Ergebnis zu gelangen, von schweren Gefahren für die Bevölkerung, für die Regierung, für das Reich selbst verbunden sein würde. Die amtlichen Zahlen für den Wert der Einfuhr

1897, 527 Millionen für Getreide, 265 Millionen für Holz, 151 Millionen für Vieh, 67 Millionen für Eier und 60 Millionen für Hanf und Flachs (ohne von 57 Millionen für Fische zu sprechen) beweisen, daß die Produktion im Inlande nicht für die Bedürfnisse desselben genügt, daß aber bei verständiger Ausnützung des Bodens und Begräumung der Urjachen, welche heute auf dem einzelnen Landwirt, nicht auf der Landwirtschaft lasten, auch im Deutschen Reiche genügende Gelegenheit für eine gesunde Entwicklung der Feld- und Forstkultur, der Vieh- und Geflügelzucht gegeben ist, und daß es dafür viel weniger der Schutzzölle nach außen als einer Umkehr im Innern bedarf. Dafür einzutreten ist aber eine Pflicht, die niemand versäumen dürfte.



## Gespräche mit Cecil Rhodes.

Von

Gustav Krause (London).

Es war bei einem Diner und einer darauffolgenden musikalischen Abendunterhaltung beim Freiherrn v. Eckardstein, wo sich mir die Gelegenheit bot, unter den anwesenden Gästen, zu denen britische und fremdländische Staatsmänner gehörten, Cecil Rhodes, in der Unterhaltung mit dem Kolonialminister Chamberlain begriffen, zum ersten Male zu beobachten.

Die massive Gestalt, das gebräunte Gesicht, die stahlblauen, zeitweis träumerisch dreinblickenden Augen, die linkschen, edigen Bewegungen, die unlenksame Stimme, die die meist kurz abgerissenen Sätze ungesfügt herauspoltert und gelegentlich in grelle Obertöne überspringt, — das sind die äußeren Eigentümlichkeiten, die dem Beobachter an dieser merkwürdigen Persönlichkeit zunächst auffallen. Für den Salon geht ihm die äußere Gewandtheit und Bornehmheit der Erscheinung ab. Europens übertünchte Höflichkeit ist ihm fremd, und man könnte ihn auf einen oberflächlichen Blick hin für einen kernigen, jovialen Farmer halten, wenn nicht doch das Auge sofort die geistige Ueberlegenheit bekundete.

In der Unterhaltung zeigt er nicht die geringste Neigung, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen und das Wort für sich allein in Anspruch zu nehmen; im Gegenteil, es scheint ihm mehr daran gelegen zu sein, zu empfangen, als zu geben. Ich habe mich bei einer Gelegenheit fast eine Stunde mit ihm über China unterhalten, wo er fortwährend nur Fragen stellte, um sich über die verwickelten Interessentkonflikte der Mächte, mit denen er sich natürlich weniger beschäftigt hatte, zu unterrichten. In seiner Kenntnis aller afrikanischen Verhältnisse verfügt er dagegen über eine geradezu erstaunliche Fülle von Einzelheiten, zu denen er überdies die Zahlenbelege sozusagen aus den Ärmeln schüttelt.

Er spricht ohne Umschweife, und wer ihm frisch von der Leber weg redet, ist ihm zweifellos am willkommensten.

Als ich ihm vorgestellt wurde, sprach er sofort vom Kaiser, von seiner Einsicht, seinem Geschäftsgeist und seiner Promptheit im Handeln, die es ihm ermöglicht habe, innerhalb drei Tagen einen wichtigen Vertrag mit der deutschen Regierung abzuschließen. Darauf bemerkte ich dann:

„Ich muß Ihnen Glück dazu wünschen, daß Sie den deutschen Kaiser so schnell von der Durchführbarkeit Ihrer Pläne überzeugt haben, aber das deutsche Volk scheint mit Ihnen immer noch nicht recht versöhnt zu sein.“ Er wollte nun wissen, wie denn meine Landsleute „mit einer korrupten Oligarchie sympathisieren könnten, die zweihundert Jahre hinter der Kultur zurück sei.“ Ich entledigte mich meiner Aufgabe, die Gesichtspunkte des deutschen Volkes kurz darzulegen, so gut das unter den Klängen einer musikalischen Abendunterhaltung eben gehen wollte.

„Nun wohl,“ erwiderte er darauf, „dieses Kapitel der Geschichte ist geschlossen. Wir haben jetzt ein Abkommen mit Deutschland in Südafrika, das beiden Teilen wesentliche Vorteile gewährleistet, und unsere ganze afrikanische Politik gründet sich darauf, in Zukunft im Einverständnis mit Deutschland zu handeln.“

Ich warf ein, daß eine derartige Verständigung schon längst möglich gewesen wäre, wenn man hierzulande eher von dem Gedanken abgelassen hätte, daß die ganze Welt privilegiertes britisches Eigentum sei.

„Da haben Sie allerdings nicht unrecht,“ erwiderte er lächelnd.

„Werden Sie dann nicht auch zugeben,“ fuhr ich fort, „daß gerade die von Deutschland auf Initiative des Kaisers eingenommene Haltung es war, die England und Sie persönlich zu dem Schluß drängte, daß Sie ohne eine Verständigung mit Berlin nicht gut in Südafrika fertig werden könnten und daß die „Hände weg“-Politik durch eine rückhaltlose *Do ut des*-Politik ersetzt werden müßte?“

Der kleine Ausfall berührte ihn nichts weniger als unangenehm, und in launigem Tone gab er zur Antwort:

„Well, well, I confess, there is something in that.“ (Nun ja, ich muß bekennen, es ist etwas Wahres daran.)

Hier wurde die Unterhaltung durch das Hinzutreten anderer Gäste unterbrochen.

Als ich Herrn Rhodes drei Tage später (das heißt am 30. März) im Burlington Hotel besuchte, waren gerade die ersten, Aufsehen erregenden Nachrichten aus Samoa über das kriegerische Einschreiten der Engländer und Amerikaner und über das feindselige Verhalten derselben gegen die Deutschen eingetroffen. Das erste was ich ihm sagte, war: „Die Ereignisse in Samoa werden die öffentliche Meinung in Deutschland von neuem sehr heftig gegen England aufbringen, und man wird wieder argwöhnisch gegen Sie und Ihre Eisenbahnpläne werden und denselben widerstreben.“

Er sah mich etwas erstaunt an. Er hatte die in den Morgenblättern enthaltenen Berichte nur oberflächlich gelesen und ihnen keine große Bedeutung beigemessen, „die Samoa-Angelegenheit,“ sagte er ruhig, „wird keinen Einfluß auf

die englisch-deutschen Beziehungen in Afrika haben. Mit Bezug auf die Telegraphenlinie habe ich ein schriftliches Abkommen, und betreffs der Eisenbahnen bin ich in vollem Einverständnis mit dem Kaiser und seiner Regierung."

Die öffentliche Meinung in Deutschland schien er, wie Engländer das nicht selten thun, als *quantité négligeable* anzusehen, und erst, als ich ihn darauf hinwies, daß der Kaiser von den Reichstagsabgeordneten nie eine Bürgschaft für die Eisenbahn verlangen würde, wenn die Stimmung der Wähler dagegen sei, fing er an, die neuen samoanischen Verwickelungen in etwas ernsterem Lichte zu betrachten. Daß Lord Salisbury „die Suppe eingebrockt“ habe, glaubte er indes nicht zugeben zu können:

„Sie dürfen nicht vergessen, daß England in Südafrika mit Deutschland ein Abkommen hat, und Sie können doch nicht annehmen, daß Lord Salisbury mit Deutschland in Afrika einen freundschaftlichen Vertrag schließen würde, um ihm dann in Samoa rücklings einen Stoß zu versetzen.“

„Ein derartiges diplomatisches Doppelspiel,“ bemerkte ich, „wäre an sich nichts Unmögliches. Die deutsche Freundschaft hat vielleicht vorläufig ihren Zweck erfüllt, indem sie in Südafrika für England die Lage vereinfacht und erleichtert hat. Daß dem Premierminister mehr an der amerikanischen Freundschaft als an der deutschen gelegen ist, dafür sind alle Anzeichen vorhanden, und mit dem Augenblick, wo er der amerikanischen Freundschaft und Unterstützung völlig sicher wäre, würde er Deutschland fallen lassen, und das englisch-deutsche Abkommen würde nicht das Papier wert sein, auf dem es geschrieben steht.“

„Sie sehen zu schwarz,“ erwiderte er. „Warten wir nur erst ab, ob die Regierungen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten das Verhalten ihrer Agenten, die wahrscheinlich in der Erregung übereilt gehandelt und ihre Instruktionen überschritten haben, gutheißen werden. Lord Salisbury ist an der Riviera. Wir müssen Geduld haben. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß der Samoastreit die deutsch-englischen Beziehungen, namentlich mit Bezug auf Südafrika, schließlich nicht trüben wird. Sollte das trotzdem der Fall sein, so würde ich es aufrichtig bedauern.“ Er wiederholte dies nochmals: „Ja, ich würde es sehr bedauern, denn ich habe mir viel Mühe gegeben, mein Abkommen mit Deutschland zu stande zu bringen.“

Seine verhältnismäßig optimistische Auffassung über die mögliche Wirkung der samoanischen Ereignisse war nicht von langer Dauer. Die nachfolgenden Zeitungsberichte überzeugten ihn, daß die Sache in Deutschland große Entrüstung erregte, und von gewichtiger Seite war ihm bestätigt worden, daß eine Brüskierung Deutschlands in Samoa die deutsch-englischen Beziehungen sowie vielleicht die ganze Konstellation der Mächte sehr ernstlich beeinflussen müßte.

Als ich ihn zehn Tage später wieder sah, sprach er über die Angelegenheit in einem ganz andern Tone.

„Diese Samoageschichte,“ sagte er mit einiger Erregung, bei der seine Stimme wiederholt in die schrille Oberlage umschlug, „übersteigt alles, was der gewöhnliche Menschenverstand begreifen kann. Hier sehen wir drei Großmächte vor uns,

die auf freundschaftlichem Fuße miteinander stehen, und von denen zwei einen Kooperations- und Teilungsvertrag betreffs Südafrikas abgeschlossen haben. Plötzlich geraten diese drei Mächte in Streit über einige öde kleine Inseln im Stillen Meere, von denen die meisten Menschen nicht einmal die Namen kennen. Da liegen sie sich nun in den Haaren. Das Bild ist erstaunlich. Wenn man die Geschichte in einem Buche läse, so würde man sie nicht für wahr halten. Ich glaube, es ist zum großen Teil Englands Schuld. Die Sache ist widerwärtig. Ich dachte, ich hätte alles ins rechte Geleise gebracht, damit Engländer und Deutsche zu ihrem beiderseitigen Vorteil in Afrika gemeinsam arbeiten könnten, und nun zanken sich diese drei Großmächte um drei verdammte winzige Inseln herum.“

Der Ton, den er in die three damned little islands legte, war ganz unbeschreiblich verächtlich.

Nachdem er nun aber einmal die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Samoastreit seine afrikanischen Pläne gefährden konnte, begnügte er sich nicht damit, über das Auswärtige Amt und die Yantees seinen Mißmut auszusprechen, sondern er machte sich sofort daran, mit allem Nachdruck zu befürworten, daß den überwiegenden deutschen Ansprüchen auf Samoa Rechnung getragen würde. In diesem Sinne wirkte er auf die ihm zugethanen Presseorgane ein und machte in Regierungskreisen seinen ganzen Einfluß geltend. Um die Sache in ihren Einzelheiten argumentieren zu können, hatte er sich, wie ich zu meiner Ueberzeugung bemerkte, sogar die Namen der three damned little islands seinem Gedächtnis eingeprägt. Dem leitenden Beamten des Auswärtigen Amtes — Lord Salisbury war noch nicht von den Osterferien zurückgekehrt — hielt er eine gewaltige Philippika, die mit einigen sehr drastischen Strafausdrücken geendigt haben soll. Mir persönlich äußerte er, als ich auf die Angelegenheit Bezug nahm, nur: „Ich habe auf dem Auswärtigen Amt mein möglichstes gethan. Ich habe zu Gunsten der von Deutschland verlangten Einstimmigkeit der Kommissionsbeschlüsse, sowie früher auch für die deutschen Teilungsvorschläge, gesprochen, und ich habe den Beamten des langen und breiten auseinandergesetzt, daß sie in Afrika alles verderben würden. Hierauf habe ich soviel Nachdruck wie nur möglich gelegt.“

Die britische Regierung wollte ja anfangs von dem Einstimmigkeitsgrundsatz mit Bezug auf die Beschlüsse der Samoakommission nichts wissen, und es ist in nicht geringem Maße dem Drängen Rhodes', der dabei, wie versichert wird, von Chamberlain unterstützt wurde, zuzuschreiben, daß die britische Regierung schließlich den deutschen Vorschlag annahm.

Selbstverständlich soll nicht behauptet werden, daß Rhodes sich diese Mühe aus besonderer Bewunderung für die schönen Augen der Germania gab. Als Realpolitiker treibt er Interessenpolitik. Sein ganzes Interesse konzentriert sich auf Afrika, und alle sonstigen internationalen Angelegenheiten betrachtet er fast ausschließlich von dem Gesichtspunkte aus, wie sie wohl auf seine eignen weitgehenden afrikanischen Pläne einwirken können. Ihm ist also daran gelegen, nicht allein Deutschland in Südafrika nicht wieder zum Feinde zu haben, sondern

sich auch die zahlreichen in Südafrika ansässigen Deutschen zu Freunden zu machen. Mit Bezug auf diesen letzteren Punkt ist von Interesse, was er mit ungefährr vier Wochen nach Ausbruch des Streits in den Südsee-Inseln erzählte:

„Die Samoa-Angelegenheit hat auf die Stimmung der Deutschen in Südafrika einen starken Einfluß ausgeübt. Unmittelbar nach meiner Berliner Reise wurde mir von dortigen Deutschen der Ausdruck der Zustimmung zu dem, was ich in Deutschland erzielt hatte, übermittelt, und es wurde eine größere Bereitwilligkeit bekundet, mit den Engländern gemeinsam zu arbeiten. Seit Ausbruch des Samoastreits ist aber die Stimmung der Deutschen wieder umgeschlagen. Sie ist wieder unfreundlicher geworden.“

Er war augenscheinlich sehr unangenehm davon berührt. Es hatten gerade die Wahlen zum Kapparlament stattgefunden, die ja zu Gunsten der Afrikanderpartei ausgefallen waren, und er schien anzunehmen, daß die Deutschen nicht im britisch-freundlichen Sinne gestimmt hatten.

Es lagen also sehr praktische Gründe dafür vor, daß er auf das Auswärtige Amt und die Yantees ärgerlich war.

Außer Kautz, den er sehr brüsst fand, tadelte er auch den Präsidenten Mc Kinley, weil dieser den Kapitän Coghlan nach dessen indistrekter Rede in demonstrativer Weise durch einen Besuch auf dem Kriegsschiff „Raleigh“ ausgezeichnet hatte:

„Mc Kinleys Verhalten mit Bezug auf Kapitän Coghlan ist allermindestens auffallend. Sich an Bord des ‚Raleigh‘ zu begeben, nachdem Kapitän Coghlan in so ungehöriger Weise über eine befreundete Macht und deren Herrscher gesprochen hatte, war gegen alle Regeln internationaler Etikette. Aber zugleich muß freilich festgestellt werden, daß der Präsident im Grunde keine Beleidigung beabsichtigte. Ihm ist um seine Wiederwahl bange, und so ließ er sich zu einer Kniebeugung vor der öffentlichen Meinung herbei. Der deutsche Kaiser schätzte den Akt nach seinem richtigen Werte ein, er nahm keine Notiz davon und setzte mit dem Präsidenten den Austausch freundlicher Mitteilungen fort, gerade als ob nichts geschehen wäre. Das war sehr staatsmännisch gehandelt.“

„Die Amerikaner,“ fügte ich hier ein, „haben sich allerdings sehr brüsst gezeigt, aber was den eigentlichen Inhalt des gegenwärtigen Streits betrifft, so steht England im Wege. Durch ein klein wenig Entgegenkommen hätte es sehr leicht die öffentliche Meinung in Deutschland für sich gewinnen können. Aber England, das große England mit dem gewaltigen Kolonialreich handelt, wie Sie zugestehen werden, kleinlich, — kleinlich betreffs Samoas wie auch in andern Dingen, so zum Beispiel auch mit Bezug auf Walfischbai, das für englische Zwecke wenig Wert hat.“

Bei der Nennung des Namens Walfischbai nahm sein Gesicht einen ernsteren Ausdruck an.

„Walfischbai,“ sagte er gemessen, „mag für uns nicht von großer Bedeutung sein, aber wir haben die Stimmung in den Kolonien zu berücksichtigen (we have to consider colonial feeling.) Inbessern“ — hier schwand der bedenkliche Ge-

sichtsausdruck wieder — „die Frage wird auch schon in Ordnung kommen, wenn wir uns daran machen, das Land weiter aufzuteilen.“

„Aber was Samoa anbetrifft,“ so fuhr er dann fort, „so bin ich durchaus für den deutschen Teilungsvorschlag, mit Upolu für Deutschland, und habe auch dafür gesprochen. Ein Kondominium ist eine Unmöglichkeit. Jede dualistische Regierungsform muß schließlich in die Brüche gehen. Man kann nicht einmal einen Haushalt aufrecht erhalten, wo zwei befehlen wollen. Noch viel weniger geht das in einer Regierung. Nach dieser Ueberzeugung habe ich stets zu handeln gesucht. Nehmen Sie zum Beispiel Aegypten. Hier war keine Entwicklung des Landes möglich, ehe nicht die Franzosen heraus waren. Und nun gar eine Regierung zu dreien, wie in Samoa! Das ist geradezu ein Unding. Es wird über Samoa kein Friede kommen, ehe nicht die Inseln unter die Mächte verteilt sind. Derselbe Grundsatz gilt mit Bezug auf China. Lord Charles Beresford ist auf dem Holzwege, wenn er denkt, den chinesischen Wagen mit einem Biergespann fahren zu können. Es ist besser, das Land in Einflußgebiete einzuteilen und in jedem Gebiet nur einen Willen zu haben, der über die Mittel bestimmt, die zur Kulturarbeit in dem betreffenden Teile die geeignetsten sind. Ebenso glaube ich auch nicht an sogenannte Pufferstaaten, wie wir zum Beispiel in Afghanistan einen haben. Es ist einfacher und besser, wenn die Gebiete großer Mächte unmittelbar aneinander grenzen. Es wird ihnen von vornherein die Mühe erspart, sich — was ja in einem Pufferstaat unvermeidlich ist — auf ein gegenseitiges Ränkepiel einlassen zu müssen und Ränke durch Gegenränke zu vereiteln.“

Da in einzelnen Preßorganen der Verdacht ausgesprochen worden war, daß er die britische Regierung zu Gewaltmaßregeln gegen die Transvaalrepublik zu treiben suche, so nahm ich Gelegenheit, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu lenken. Er erwiderte sofort, indem er mich unverwandt dabei anjah:

„Ich habe einmal einen Fehler gemacht, das ist genug für mich. Twice hit, twice shy (Gebrannt Kind scheut das Feuer). Ich halte mich von der Transvaalkrise ganz fern, damit man, wenn irgend etwas schief geht, nicht sagen kann: Das hat Rhodes wieder gethan. Meine Aufmerksamkeit ist durch ganz andre Dinge in Anspruch genommen. Ich habe genug mit meinen Eisenbahnen und Telegraphen, mit der kommerziellen Entwicklung und der Neuordnung der Verwaltung Rhodesiens zu thun. Diese Angelegenheiten werden mich viele Monate, vielleicht Jahre lang beschäftigen. Was Transvaal betrifft, so mögen andre jetzt Fehler machen oder das Rechte thun. Die südafrikanische Liga betreibt nur eine konstitutionelle Agitation, und ich persönlich überlasse es ganz und gar der Regierung, mit dem schlaunen alten Krüger fertig zu werden und einen Ausweg aus den Schwierigkeiten zu finden. Sie verstehen?“

Aus dem „You understand?“ klang ein ganz kleines Stückchen Genugthuung heraus, — eine Genugthuung, die er wohl darüber empfand, daß die Regierung, die ihm mit Bezug auf seine eignen Pläne nicht das gewünschte

Entgegenkommen zeigte, nun das Vergnügen hatte, sich mit dem wily old Krüger, wie er ihn nennt, allein herumzuschlagen.

Im ganzen Ministerium ist ihm, glaube ich, Lord Salisbury, der Vertreter der „alten Diplomatie“, am unsympathischsten. Auf einige scharfe Bemerkungen, die ich in Anknüpfung an die Samoafrage über die saumselige und unzuverlässige Politik des Premierministers machte, erwiderte er zwar nur: „Ach, ich weiß schon, Sie haben kein Vertrauen zu Lord Salisbury“. Aber um seinen Mund spielte ein ironischer Zug, dessen Bedeutung sich unschwer erraten ließ. „Ich kann mich auch gerade nicht für ihn begeistern,“ — wollte er jedenfalls jagen. Daß es wesentlich an Lord Salisbury und Sir Michael Hicks-Beach lag, daß eine Regierungsgarantie für die Rhodes'schen Eisenbahnpläne nicht gewährt wurde, ist ja bekannt.

Als ich Herrn Rhodes einen Tag nach der Entdeckung der sogenannten Johannesburger Verschwörung wieder sah und im Laufe des Gesprächs erwähnte, daß nun einige Blätter trotz alledem bemerkt hätten: „Da steckt wahrscheinlich Rhodes wieder dahinter,“ — machte er eine sehr ärgerliche Bewegung und sagte in gereiztem Tone: „Es ist albern. Warum kann man mich nicht in Ruhe lassen! Ich wünschte, alle Zeitungen wären auf dem Grund des Meeres begraben!“

Dieser augenblickliche Ausbruch des Unmuts gegen die Zeitungen ist allerdings nicht allzu ernst zu nehmen, denn Rhodes weiß ja sonst die Macht der Presse sehr wohl zu schätzen.

Uebrigens giebt es auch wohl noch einen andern Grund, als die bereits oben angegebene, warum Rhodes sich nicht an einem gewaltsamen Vorgehen gegen die südafrikanische Republik beteiligen würde. Er hob geprüchelsweise mehrmals hervor, daß er auf ein Einverständnis mit Deutschland großes Gewicht lege, und er weiß, daß alles, was über die Forderung von Reformen hinausgeht, das heißt eine absolute Vergewaltigung der Buren, ihm in unerwünschter Weise die Deutschen verfeinden würde. Daher er die Verantwortung mit Bezug auf Transvaal auch sehr gern der Regierung überläßt.

Auf ein Einverständnis mit Rhodes blickt man allerdings in Deutschland vielfach mit argwöhnischen Augen, indem man an seiner Aufrichtigkeit zweifelt. Ich habe, gleich vielen andern, Rhodes mit Bezug auf seine frühere Transvaalpolitik seinerzeit sehr heftig angegriffen, und habe ihm gar kein Hehl daraus gemacht. Wenn aber jemand die Frage an mich richtete, ob ich Rhodes für aufrichtig halte, so würde ich auf Grund persönlicher Beobachtungen und unter Inbetrachtung der allgemeinen Sachlage und Begleitumständen antworten: Rhodes ist ebenso aufrichtig oder unaufrichtig wie jeder andre Politiker; die Politik macht unaufrichtig, darüber läßt sich nicht hinauskommen; aber ich bin überzeugt, daß Rhodes, der dem politischen Gegner gegenüber in der Wahl der Waffen vielleicht nicht allzu bedenklich ist, doch demjenigen, mit dem er einen freundschaftlichen Pakt geschlossen hat, ehrlich Wort hält.

Im übrigen ist er weder Politiker noch Staatsmann im europäischen Sinne



des Wortes. Dazu ist er bei aller Gewiegtheit von zu urwüchsigem Wesen, dazu hat er zu wenig Anpassungsvermögen an hergebrachte Begriffe und eine zu intensive Verachtung für die konventionellen Formen einer sich drehenden und windenden Diplomatie. Seine Stärke liegt vielmehr in einem riesenhaften Organisationstalent, das in seinem ehernen Willen einen mächtigen Bundesgenossen hat. Die eigentliche Triebkraft seiner Thätigkeit aber ist in seiner großartigen konstruktiven Phantasie zu suchen, die ihn Pläne von fabelhaftem Umfange entwerfen läßt, die ihn in Rhodesien das Barbarentum durch ein geordnetes Staatswesen ersetzen und einen ganzen Erdteil mit Eisenbahn und Telegraphen umspannen heißt. Er ist ein sonderbares Gemisch von einem Geschäftsmann und einem Träumer, — er ist ein eminent praktischer Träumer. Er gehört zu jener Klasse von rastlos arbeitenden Menschen, die vielleicht weniger dem Ehrgeiz, als dem unwiderstehlichen Drange, zu schaffen und sich zu bethätigen, gehorchen. Auf meine Bemerkung, er dürfe stolz darauf sein, daß er mit seinen kommerziellen Unternehmungen zugleich die Kultur in die Wildnis trage und eine zivilisatorische Aufgabe erfülle, erwiderte er ablehnend: „Nein, das ist kein Verdienst, so ist es nicht“ — und dann fügte er langsam hinzu: „Alles das giebt mir Beschäftigung, jeder Mensch muß sich mit etwas beschäftigen.“ Die Worte klingen einfach, aber sie liefern einen Schlüssel zu dem inneren Menschen.

Es dürfte kaum richtig sein, wenn man Rhodes allzusehr mit dem britischen „Imperialismus“ — dem britischen Weltreichsgedanken — identifiziert. Er ist in seinem politischen Bewußtsein weniger Imperialist als Kolonist. Er befindet sich thatsächlich in der Lage, daß er überhaupt von Großbritannien ganz unabhängig ist, wie er das neuerdings auch erst wieder dadurch bewiesen hat, daß er das für seine afrikanischen Eisenbahnunternehmungen nötige Geld auch ohne die Garantie der britischen Regierung aufzunehmen im stande war. In Rhodesien, dem er jetzt eine geordnete Staatsverwaltung zu geben bemüht ist, ist er gewissermaßen unumschränkter Herrscher, und wenn Lord Salisbury sich ihm noch weiter unbequem erweise, so würde er eventuell wahrscheinlich nicht zögern, seine Unabhängigkeit auch äußerlich zu bethätigen. Das ist wenigstens ein persönlicher Eindruck, den ich gewonnen habe.

Die deutsche Regierung hat jedenfalls sehr weise daran gehandelt, das Vergangene vergangen sein zu lassen und Rhodes als einen wichtigen und mächtigen Faktor in der afrikanischen Politik anzuerkennen und insoweit auf seine Pläne einzugehen, als sie für die deutschen Interessen in jenem Erdteil förderlich und von Nutzen sind.

London, Anfang Juni 1899.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Geographie.

#### Die Karolineninseln.

Wenn man von einem unbekanntem Lande spricht, so scheint der Gegenstand seiner Natur nach in drei Teile zu zerfallen, nämlich: Kenntnis des Terrains, Kenntnis der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner und Kenntnis der Veränderungen, denen es unterworfen gewesen. Dieser sich aufdrängenden Einteilung werden auch wir folgen und demgemäß anfangen mit der

Geographie. — Die vierte Unterabteilung Ozeaniens, die man Mikronesien nennt, besteht aus einer großen Anzahl kleinerer und größerer Inseln und bildet eine Kette, die fast parallel mit der von den Melanesischen gebildeten, verläuft, und welche sich mit Palaos der Philippinengruppe nähert und sich auf der andern Seite bis zu den Gilbertinseln erstreckt. Im Süden erreicht dieselbe den Äquator, während ihr nördlichster Punkt in den Marianen liegt, die bis in die Nähe des Magalhãesarchipels verstreut sind. Zu dieser Unterabteilung gehören die Karolinen, und zwar teilt man Mikronesien in West- (Palaos, Mittel- (die spanischen Carolinas) und Ostmikronesien (die Marshall- und Gilbertarchipels).

Ihre Lage ist die folgende:

Westmikronesien	140° 28' und 120° 55'	östliche Länge	—	6° 57' und 7° 46'	nördliche Breite.
Mittelmikronesien	144° 0' und 169° 17'	" "	—	3° 50' und 10° 6'	" "
Ostmikronesien	171° 38' und 178° 46'	" "	—	4° 45' und 11° 43'	" "

Die Inseln, um deren Erwerbung es sich heut handelt, sind die, welche zwischen den im deutsch-spanischen Vertrag vom September 1885 bezeichneten Grenzen liegen, nämlich: dem Äquator und dem Parallellkreis 11° nördlicher Breite und den Meridianen 139° 12' und 170° 12' 24" östlicher Länge von San Fernando.

Innerhalb dieser so ausgedehnten Zone und nahe dem Äquator liegen vier kleine Inselgruppen: die Ösgüedes, Koroo, Pescadores und Uca.

Die Karolinen bilden mit der sie umgebenden Wasseroberfläche spanischer Herrschaft einen sehr ausgedehnten Gürtel von 3100 Kilometer Länge und 1100 Kilometer Breite, in dessen Umkreis sich 652 Inseln eingeschlossen finden, deren größte noch nicht 30 Kilometer Durchmesser erreicht.

Dieser Archipel wird von 36 Gruppen gebildet, von denen folgende die wichtigsten sind: Palau, Yap, Ulukji, Ulin, Ramonuito, Hogolu, Mortkof, Seniavin und Ualan oder Strong.

Die spanische Regierung hat diese Gruppen in zwei politisch-militärische Bezirke geteilt: den der Westkarolinen mit der Hauptstadt Yap und den der Ostkarolinen, Hauptstadt Ponapé, unter dem Befehl von Fregattenkapitänen, mit einem Sekretär aus gelehrten Bürgerkreisen, so daß eine eigentliche Garnison nur in den beiden Residenzstädten besteht, wo selbst sie von zwei Kanonenbooten unterstützt wird. Das unverhältnismäßig große und unverständlich veranschlagte Budget lastete bisher auf den Philippinen. Es können darin erhebliche Beschränkungen getroffen werden, indem man es einzig auf die Erhaltung des Residenten reduziert.

Laßt uns sehen, wie hoch es Spanien zu stehen kommt:

Kriegsabteilung — militärische Streitkräfte auf den Inseln . . . . .	64 000	Piaster.
Dreiwilige Gerichtsgebühren und Justiz — Amtsgelalt der beiden Gouverneure . . . . .	3 000	„
Kultus und Klerus — Personal und Material für die Mission	20 000	„
Verwaltung — Personal, Gratifikationen, Bureaukosten . . . . .	11 200	„
Zuschuß für 6 jährliche Posten, ab Manila . . . . .	12 000	„
Transport von Missionären, Beamten und all- jährlich ausgehoben Truppen . . . . .	10 000	„
Marine — Personal, Gratifikation und Kanonenboote . . . . .	20 000	„
Periodische Reisen der Panzerschiffe . . . . .	10 000	„
Summa	170 000	Piaster.

Die Gruppe der Palauinseln setzt sich aus 200 Inseln und Inselchen zusammen, von denen sechs sich durch ihren größeren Umfang auszeichnen und von Norden nach Süden gehend folgendermaßen geordnet sind: Babelduap, die größte, welche ein Areal aufweist wie alle übrigen zusammengenommen; Korror, Urukupel, Eil Mall, Fililu und Angaur. Letztere sehr wenig bevölkert; die Zahl ihrer Einwohner, die von lichterer Farbe sind als die von Yap, erreicht kaum 1200. Doch sind sie reinlicher, weniger träge, gelehriger und gastfreier.

Die Yapgruppe besteht aus der Insel gleichen Namens nebst den beiden kleinen Kumée, die als die Fortsetzung der ersteren erscheinen, da sie von ihr nur durch einen engen Kanal getrennt werden, den man bei niederm Wasserstand durchwatzen kann, sowie ferner den Inseln Kap, Tapelan, Engnotch, Lawang, Ohi, Imupel, deren etwa 1000 Einwohner in hohem Grade lasterhaft und träge sind, wie auch dem Alkofol übermäßig zugethan. Die andern Gruppen sind noch wenig erforscht, mit Ausnahme von Seniavin, deren Hauptstadt Ponapé der meist besuchte und best gekannte Punkt in den Karolinen ist, so daß das, was von dieser Insel bekannt ist, für den ganzen übrigen Archipel als maßgebend betrachtet werden kann.

Die hauptsächlichste Insel dieser Gruppe ist die unter den Namen Ponapi, Bonebey, Puinipet, Bonabei und Ponape oder Ascension aufgeführte. Basaltisch und von kreisähnlicher Gestalt, mißt sie ungefähr 20 Kilometer im Durchmesser. Ein etwa 30 Kilometer breiter Gürtel von Sternkorallenriffen, der sich in einer Länge von ca. 100 Kilometern entrollt, umgibt sie, und in dieser kreisrunden Einfriedigung erhebt sich das feste Land von Ponape, das etwa 400 Kilometer Oberfläche hat. Außerst gebirgig besteht es aus einer Reihe kegelförmiger Berge, die durch steil abfallende Schluchten getrennt sind, in deren Tiefe die Gewässer verschiedener Ströme rinnen. Die üppigste Tropenvegetation bedeckt die Insel vom Rande ab, wo sie undurchdringliche Wälder von Leuchterbäumen aufweist, die sich bis ins Meer hinein fortsetzen, bis zu den höchsten Gipfeln der Basaltkegel, welche von Kokospalmen gekrönt werden. Im Dickicht versteckt, finden sich hier, wie in den übrigen Inseln, stets an Flußufeln und am Meeresesaum angelegt, fast nie dagegen im Innern, die Hütten der Bewohner, die es fast unmöglich ist, auf den ersten Blick zu entdecken.

Zwischen den Riffen und der Küste der Hauptinsel gewahrt man isolierte Basaltkegel, mit Baumwuchs bedeckt, die wahrhafte kleine Inseln bilden. Es sind ihrer etwa 33, von denen ich hier nur Langar von ca. 40 Meter Höhe und annähernd 1600 Meter Umkreis am Meerespiegel erwähnen will. Sie ist Eigentum der Hamburger Saluitgesellschaft, die hier eine Fabrik hat; ferner die Insel Lamuan, die bemerkenswert ist wegen der darauf gefundenen Reste alter Bauten aus großen Steinen, ähnlich denen, welche auf andern Inseln, besonders den polynesischen, gefunden worden sind. Die Bevölkerung dieser Inseln besteht aus etwa 5000 Seelen.

Die Fauna der Karolineninseln besitzt nur eine einzige Art Säugetiere: den *Pteropus edulis*, und wenige Vogelarten, während die Rassen des Pferdes, Schafes und Rindes unbekannt sind. Eigentümlich ist, daß sich von Reptilien nur eine Eidechse und die durch das intensive Blau ihres Schwanzes ausgezeichnete Mauereidechse vorfindet.

It schon die Fauna arm, so ist's die Flora nicht minder, denn wenigleich der Allgemeineindruck der Vegetation der einer dichtbelaubten, buschigen ist, so entdekt man doch bei näherer Prüfung, daß sie weniger reich ist, als sie auf den ersten Blick erscheint. In ganz Mikronesien sieht man keine Bäume, welche die sogenannten edeln Nughölzer hervorbringen; auch würden sie den Einwohnern zu nichts dienen. Dagegen bemerkt man Pflanzen, die ihnen nützlich sind, die keine sorgfältige Kultur verlangen, ihnen hingegen Nahrung, Kleidung und Baumaterial für ihre Fahrzeuge und Hütten liefern. Unter diesen Pflanzen ist die bemerkenswerteste und von ihnen meist geschätzte der *Ortocarpus inciso*, der Baum nämlich, dessen Holz die Grundlage bildet für die Ernährung der Einwohner.

Meteorologische Beobachtungen sind fast unbekannt. Dr. Gutil giebt uns folgende Notizen, die er als seinen täglichen, einen Zeitraum von drei Jahren (1853—1855) umfassenden Wetterbeobachtungen entnommen bezeichnet:

	Mittlere Temperatur.	Maximum.	Minimum.	Differenz.
Bei Tagesanbruch . . . . .	25° 7	31° 7	21° 0	10° 7
Um Mittag . . . . .	28° 4			
Bei Sonnenuntergang . . . . .	26° 2.			

Diese Angaben differieren ein wenig mit den von den spanischen Schiffen „Manila“ (Transportschiff) und der „Maria de Molina“ (Pontonschiff) gemachten, welche sich auf das Jahr 1890 beziehen.

Die Beobachtungen genannter Fahrzeuge über die Temperaturhöhe sind folgende:

Monat.	Maximum.	Minimum.	Mittel.
Februar	28° 6	27° 6	28° 3
März	29° 1	27° 3	28° 2
April	29° 5	28° 0	28° 7
Mai	29° 6	28° 1	28° 8
Juni	29° 6	28° 0	28° 8
Juli	29° 3	27° 8	28° 5
August	28° 8	27° 8	28° 3
September	29° 0	27° 5	28° 2
Oktober	30° 2	28° 3	29° 2
November	30° 4	28° 8	29° 4
Dezember	30° 4	28° 4	29° 4

Mittlere Jahrestemperatur 28° 7.

Regentage: 230 pr. a.

Aus den einen und andern Daten geht hervor, daß das Klima äußerst feucht ist und die mittlere Jahrestemperatur diese Insel in die Zone der hyperthermischen Klimate versetzt, die man als zwischen den Isothermen + 25° liegend versteht, und damit unter die von der weißen Rasse nicht dauernd bewohnbaren Gegenden.

Nachdem wir nunmehr die Inseln kennen gelernt haben, wenden wir uns ihren Bewohnern zu. Die verschiedensten Rassen, lauter Mischlinge, bevölkern heut die ausgedehnte Region Ozeaniens. Nur vereinzelt trifft man noch Reste von denen an, die der Reinheit ihrer Züge und des markierten Unterschieds von andern Rassen wegen, Ureinwohner zu sein scheinen.

Wir können hier nicht den Ursprung dieser Rassen erörtern, sondern müssen uns darauf beschränken, einige Meinungen über die gegenwärtig Mikronesien und also auch die

Karolinen Bewohnenden anzuführen. Dr. Chamisso sagt, es seien Zweige eines und desselben Stammes und gehörten somit zu denselben malaischen Volksstämmen, welche Polynesien bevölkern. Quatrefages hält sie für das Produkt einer Vermischung taufaischer, negroidischer und mongolischer Elemente. Virchow behauptet, die Bevölkerung Mikronesiens sei eine der komplizirtesten, denn es bestehe neben dem Negerelement unbestreitbar eines mit lichter Hautfarbe und schlichten Haaren. Foster und Pechel bezeichnen unter Beweisen großer Wahrscheinlichkeit die Mikronesier als Mischung von Polynesiern und Papuanegeren, und selbst die unwahrscheinliche Annahme, daß sie ursprünglich aus America stammten, hat ihre Vertreter gefunden.

Ohne uns in einer so verwickelten Streitfrage und bei so ungenügenden Beobachtungen für die eine oder andre Ansicht entscheiden zu können, würden wir uns doch am meisten der von Dr. Cabeza in seinen kranometrischen Studien dargelegten zuneigen. Er beschreibt die physischen Merkmale folgendermaßen: Es ist auffallend, daß man unter jenen Bewohnern zwei völlig entgegengesetzte Typen antrifft, die vielmehr Vertreter verschiedener Rassen scheinen als Zweige desselben Stammes. So haben die einen das Wangenbein nach vorn vorstehend, was dem Gesicht einen eiförmigen, langen Schnitt giebt, während die andern nach den Seiten vorstehende Wadentnochen haben, was je nach der Größe derselben das Gesicht breiter und abgeplatteter gestaltet. Die Hautfarbe wechselt außerordentlich: hellere oder dunklere Bronzefarbe bei den einen, ins Gelbliche spielende Kupferfarbe bei den andern. bei vielen ein Gemisch von Olivengrün und Kastanienbraun oder einem grünlichen Gelb. Die Breitgesichter sind von einem ausgeprochenen Schwarzbraun, das stellenweise die Nummer 29 nach Broca erreicht. Das durchweg schwarze, dicke, starke und üppige Haar ist bei vielen mehr oder weniger glatt, kraus bei andern und stellenweis wollig. Der Bartwuchs ist durchweg spärlich, und die paar Haare, welche ihnen wachsen, reißen sie sich noch aus. Die Augen sind groß, geschlipt, schwarz und horizontal. Die in abgeplatteten Gesichtern aufgeworfenen Lippen sind feiner bei den andern. Die Stirn ist oft niedrig, wohlgebaut und gewölbt in den Breitgesichtern, und hoch, nach den Seiten hin vorstehend und nach oben und hinten zu leicht geneigt in den Vertretern des andern Typus. Die Nase ist manchmal groß, stumpf, unten breit und in der Wurzel abgeplattet, wenn auch gemeiniglich nicht so stark wie bei den Malaien; in den Schmalgesichtern ist sie dagegen gerade, öfters gebogen und giebt so der Physiognomie zum Teil ein jüdisches oder europäisches Gepräge. Die Glieder sind proportioniert und kräftig. Im allgemeinen fehlt es diesen Individuen nicht an Schlankheit, die bei ihnen größer ist als bei den grobtknochigeren Malaien; ihre entwickeltere Brust ist nicht so flach wie bei jenen, und ihre, dem Körperbau entsprechenden Kräfte erreichen nicht die eines Europäers.

Große Mannigfaltigkeit bietet die Körperhöhe dar, die zwischen 1,500 und 1,800<sup>1)</sup> schwankt; die Mittelhöhe ist etwa 1,600; bemerkenswert ist, daß die Höchsigewachsenen die Vertreter der dunkeln Hautfarbe und des wolligen Haares sind. Bei den Frauen variiert der Wuchs zwischen 1,495 und 1,600.

Charakter, moralische Vorzüge und Fehler; Fähigkeiten. Unter allen Naturvölkern bilden die Bewohner von Ponape und vielleicht die von ganz Mikronesien das, welches die meisten Gegenstände aufweist, was die mannigfaltigen Urtheile, welche sich über sie gebildet haben, erklärt. Der Charakter der Eingeborenen ist von sämtlichen Forschern, welche denselben mehr oder weniger eingehend behandelt haben, sehr verschieden geschildert worden. Alle stimmen dagegen darin überein, daß sie mit einem höchst veränderlichen Charakter behaftet sind und es rätlich sei, eine gewisse Vorsicht im Verkehr mit ihnen zu beobachten. Schon Lütt schildert ihren Charakter als launenhaft, grausam, mißtraulich und jormnützig.

<sup>1)</sup> Bei diesen Angaben ist vom Verfasser das Maß — wohl Meter — ausgelassen.

Ebenso wie die Malaien, die träge und jeden Gefühls für Ehre, Anstand und Würde bar sind, zeigen sie auch bessere Eigenschaften. Sie sind heitern, lebhaften und lebenslustigen Temperaments, Freunden gegenüber sehr liebevoll, aber naturgemäß mißtrauisch und äußerst zurückhaltend gegen Fremde. Im Verkehr mit ihnen sind sie falsch und hinterlistig und wissen ihre wahren Gefinnungen mit großer Schlaueit und Arglist zu verbergen. Sie haben die höchst üble Eigenschaft, undankbar zu sein, sie betrachten Wohlthaten nicht als solche, halten es vielmehr für ihr gutes Recht, daß man ihnen solche gewähre. Je großmüthiger man sie behandelt, um so anspruchsvoller werden sie.

**H a n d e l.** Eine der Nationen, welche diese Inseln ausbeuten, ist die der Vereinigten Staaten, und zwar durch ihre Missionare, welche über ein herrliches Schiff, den „Morning Star“ verfügen, das die Karolinen anläuft und diejenigen Erzeugnisse aufnimmt, welche von den Missionaren gratis oder durch Abgaben, die ihnen vor der spanischen Besitznahme auferlegt worden, zu erlangen sind. Den Walfischfahrern verkaufen sie das Holz des Leuchterbaums und andre Landeserzeugnisse, wie Schildpatt, Muscheln, Schwämme, Kopraz (Fleisch der Kotosnuß), den eßbaren Zoophyt (Holothuria Ara) und das vegetabilische Elfenbein (*Phytelephas macrocarpa*), wohingegen sie Leinwand, Waffen, Munition, bewegliches Gut, fertige Kleidungsstücke, Fußzeug, Tabak und alkoholische Getränke (wie u. a. Genever) erstehen.

Vor 1890 lag der Handel in den Händen einer Gesellschaft von San Francisco in Kalifornien, einer andern von Neu Island und der Amerikanischen Pacificgesellschaft. Alle diese Gesellschaften traten gegen Entschädigung ihre Rechte an die schon vor ihnen auf der Insel eingeseßene deutsche Gesellschaft ab, die heutzutage ziemlich die einzige ist, welche in jenen Meeren Handel treibt. Sie nennt sich Herstein & Co. von Hamburg und besitzt Faktoreien in Ponape und Yap, wie sie auch Besitzungen auf den Inseln Onoune, Yen, Stan, Mortlot, Lulan, Langor Ruck, Lutunor, Goffeman, Lonajap und Lopore haben sollen. Diese mächtige Gesellschaft zählt etwa 20 Gaffelschoner ihr eigen, von 20 bis 200 Tonnen Gehalt, die ihren Handel über ganz Ozeanien bis zum zehnten Grad südlicher Breite ausdehnen, mit Ausnahme der Insel Samoa, für welche sie besondere Fahrzeuge benutzen.

Es laufen in Ponape regelmäßig folgende Schiffe an: „Mint“ 170 Tonnen, „Nester“ 80 Tonnen, „Mikronefia“ 40 Tonnen und „Ehulai“ 30 Tonnen. Außerdem werden europäische Produkte von Fahrzeugen mit 800 bis 1000 Tonnen Gehalt, welche von der Gesellschaft befrachtet werden, eingeführt. Alle Fahrzeuge kleinen Tonnengehalts überführen die eingenommenen Produkte den größern nach einem festgesetzten Punkte, welche ihrerseits dieselben nach Lissabon bringen. Hier verständigen sie sich telegraphisch mit der Leitung der Firma und erhalten von derselben Befehl, die Waren zu verteilen, und zwar gewöhnlich so, daß die Kopraz nach Marseille, Muscheln, Schildpatt und andre Erzeugnisse nach Hamburg verkauft werden.

Neuerdings beabsichtigen sich weitere zwei Gesellschaften dort niederzulassen, eine deutsche und eine japanische.

Ende November pflegen die nordischen Walfischfahrer anzufangen, die Insel Ponape anzulaufen, was von etwa 60 bis 80 alljährlich geschieht.



## Litterarische Berichte.

**Die Ethik des Judentums.** Von M. Lazarus. Frankfurt a. M. 1899, J. Kaufmann.

Obwohl das Buch sichtlich als eine Nationalethik gedacht ist, vermeidet es jede die jüdische Anschauung mit den Auffassungen anderer Völker kontrastierende Definition und geht auch innerhalb des Judentums nicht allzu ausgiebig auf das Verhältnis von Lehre und Leben, von Dogma und Volkstum ein. Aus dieser Beschränkung ergibt sich vielmehr ein System der Moralphilosophie, eine Geschichte der Moralbegriffe, wie sie sich den maßgebenden jüdischen Denkern von alters her dargestellt haben, als jenes Bild der Wechselwirkung von Priester-, Gelehrten- und Volksmoral, welches man vorzugsweise erwartet hätte. Als umfassende Darstellung der jüdischen Abstraktion auf ethischem Gebiet ist es indes das Orientierendste, was deutschen Lesern bisher geboten wurde, und bei der nur allzu lebendigen Aktualität des uralten Gegenstandes eine ungemein dankenswerte Gabe. England hat für den biblischen Teil des Stoffes die wertvollen Schriften Matthew Arnolds, welche die wesentliche Identität der jüdischen und christlichen Moral darlegend, zuerst von den Predikern acceptiert und im Fortschritt der historischen Auffassung allmählich ein Standardbuch denkend-religiöser Familien in Großbritannien geworden sind; für Bibel, Talmud und klassische rabbinische Litteratur zusammen, wie Lazarus sein Thema beherrscht und behandelt, fehlt jedoch auch dort eine ähnliche Schrift.

Da die jüdische Ethik sich durchaus als Gottesgesetz giebt, Gott also als Inbegriff aller Tugend erkannt wird, so steht am Anfang der Untersuchung die Frage, ob der Gedanke des weltumspannenden Guten aus dem Gedanken einer einheitlichen Omnipotenz hervorgegangen ist, oder ob die Entwicklung eine umgekehrte war, oder vielleicht in zeitweis wechselnden Verhältnissen aus diesen beiden Grundstämmen der Religion schließlich ein gewaltiger Stamm zusammengewachsen ist. Es ist unschwer zu erkennen, daß von den drei möglichen Fällen der zweite den wesentlichsten Einfluß auf den Gang der Entwicklung gehabt haben muß. Im Kampf der verschiedenen Naturkräfte, der eine einheitliche Auffassung ihres Durcheinanderspiels erst im Lichte der modernsten Forschung zugelassen hat, konnte man unmöglich eine einzige Macht als die Bewegerin aller erblicken, solange die aus dem Streit resultierende gegenseitige Erhaltung aller mangels

der Mittel exakter Beobachtung nicht einmal zu ahnen war. Vorans folgt, daß, wenn trotzdem die Einheit Gottes in Judäa begriffen und als eine gütige begriffen wurde, diese Offenbarung der geistigen Sphäre entnommen, das Vorwiegen des Guten über die ihm widerstehenden Kräfte mithin schon von alters her als so überwältigend gegolten haben muß, daß es als die wesentlich eine allmächtige Essenz des Weltalls durchschlug. Die Einheit Gottes ist also aus der Ueberzeugung von der einheitlichen Güte seiner Schöpfung gefolgert, nicht ein vorher fertiger Mächtebegriff nachmals mit der Moral bekleidet worden. Mit andern Worten, die Einheit Gottes ist aus dem Gewissen unendlich früher erkannt worden, als sie aus Vernunft und Wissenschaft erschlossen zu werden vermochte. Was der begabteste Heide, der Grieche, mit seiner glänzend beginnenden Analyse der Welt nur in den besten Köpfen zu erzeugen vermochte, die Gewißheit einer zusammenhängenden Organisation des Alls nach wohlwollendem Plan, bot sich dem im Altertum sehr wenig wissenschaftlichen Juden an, der sittlichen Sicherheit der Seele dar, daß der nach dem Guten ringende Mensch nur eine gütige Obgewalt über sich haben könne, die Macht des Bösen also untergeordnet sei und die Einheitlichkeit des Ganzen dadurch nicht gestört werde. Wo die Ethik aus solcher Quelle stieß, läßt sich verstehen, daß in ihr von vornherein barmherzige, schonende und fördernde Liebe den selbstjüchtigeren Ansprüchen des Individuums gegenüber sich zur Geltung brachte.

Was auf diesem Grunde sich gebildet, zergliedert der berühmte Psychologe, dem wir das Werk verdanken, mit jener Mischung von Schärfe und Feinheit, die seinen Schriften schon lange ihre hohe Stellung verliehen. Welch ein Gegensatz zum römischen Ins, das nachmals in scheinbar unnatürlicher und — wie die menschlichen Dinge liegen — doch nur allzu natürlicher Verbindung mit der jüdisch-christlichen Moral Europa beherrschen sollte! Da Christus zu ewigen irdischen Birten auferstanden ist, wird er folgerecht alle Tage von Pontius Pilatus aufs neue gekreuzigt. A.

**Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse.** Von James Mark Baldwin. Berlin, Reuther & Reichard, 1898.

Dies von Ortman verdentschte und von Ziehen bevorwortete Werk ist den deutschen Sachmännern aus einer der drei seit 1895

erschienenen amerikanischen Ausgaben bereits vorteilhaft bekannt gewesen. Um so erfreulicher ist es, daß nunmehr eine lesbare Uebersetzung vorliegt; es ist zu erwarten, daß jetzt auch weitere Kreise sich für das Buch interessieren werden. Sein Inhalt läßt sich — in Anlehnung an des Verfassers eigne Worte — folgendermaßen skizzieren. Nach den einleitenden Kapiteln, die von der Kindes- und Rassenentwicklung handeln und ein neues Untersuchungsverfahren auseinandersetzen, werden im ersten Teil Thatsachen aus dem Kindesleben berichtet und die Gesetze, nach denen sie sich richten, abgeleitet; hierbei spricht Baldwin auch über Rechthändigheit und Entstehung der Handschrift. Dann folgt eine Theorie der Anpassung und Vererbung, und an diese „biologische Entwicklung“ schließt sich die „psychologische Entwicklung“, eine ins Einzelne dringende Erörterung über den Fortschritt der Geistesentwicklung. Der letzte Teil enthält eine „allgemeine Synthese“ nebst einigen Gedanken über „sozialen Fortschritt“.

M. D.

**Un officier de l'ancienne France. — Les personnages originaux de la „Fille naturelle“.** Deux études sur Goethe, par Michel Bréal. Paris, 1898. Hachette & Cie.

Der Verfasser, der nicht ohne Ironie von der Goethe-Philologie spricht, liefert hier selbst zwei wertvolle Beiträge zu dieser Wissenschaft. Er schildert an der Hand der von Martin Schubart entdeckten Memoiren des Grafen von Thoranc — Goethe schreibt irrtümlicherweise Thoranc — Leben und Charakter dieses geistig bedeutenden Mannes, der eine so wichtige Rolle in „Dichtung und Wahrheit“ spielt und von dem Bréal mit Recht urteilt, daß er der alten französischen Armee Ehre mache. Für die Literaturgeschichte noch wertvoller ist die zweite Studie, in der der Verfasser die Quelle zu Goethes Drama „Die natürliche Tochter“, die Memoiren der Gräfin von Mont-Cair-Zain, bespricht und die historischen Namen, Ortschaften und Daten von Goethes Dichtung feststellt. Das Verständnis dieser wird durch Bréals Untersuchung wesentlich erleichtert und gefördert; so haben wir Deutschen alle Ursache, dem französischen Gelehrten für sein gründlich geschriebenes Buch, das sich außerdem durch sehr gewandte Darstellung auszeichnet, dankbar zu sein.

Br.

**Forschungen zur Schwäbischen Geschichte.** Von Dr. Franz Ludwig Baumann, k. bayr. Reichsarchivar. Kempten, J. Köfelsche Buchhandlung 1898. 625 Seiten.

Der um die Erforschung der schwäbischen Geschichte wohlverdiente Verfasser bietet hier eine in verschiedenen Zeit- und Vereins-

schriften zerstreuten Aufsätze gesammelt dar. Diese Arbeiten sind größtenteils schon vor längerer Zeit erschienen. Für den Neudruck hat sie Dr. Baumann, den neueren Forschungen und Quelleneditionen entsprechend, und zwar zum großen Teil eingehend umgearbeitet. Die Sammlung enthält Aufsätze über die Geschichte des Altgäus, Beiträge zur Geschichte Oberschwabens und des badischen Schwabens, endlich Arbeiten, die Gesamtschwaben betreffen. Ein ausführliches Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert die Brauchbarkeit des Werkes, das wir allen Freunden der schwäbischen Geschichte bestens empfehlen.

Mr.

**Kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft.** Von Wilhelm Stern. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlag 1897.

Der Verfasser, ein philosophisch vortrefflich geschulter Arzt, hat sich die Aufgabe gestellt, die Ethik als eine von allen religiösen und metaphysischen Voraussetzungen unabhängige Wissenschaft zu begründen. Sein Verfahren ist entwicklungs geschichtlich: er zeigt, daß in der Urzeit die Menschen unzählige Male gemeinschaftlich sich gegen schädliche Eingriffe der Außenwelt wehren mußten, und vermutet, daß hieraus ein Trieb zur Erhaltung des Physischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen entstanden ist. Dieser Trieb gilt ihm als das Wesen der Sittlichkeit, die also Abwehr oder Reaktion ist. Von hier aus werden nun sowohl die ethische Vorschrift, das heißt der kurz gefaßte Inhalt dessen, was auf ethischem Gebiet geschehen soll, als auch die Moral im engeren Sinne und die Grundzüge der allgemeinen Rechts- und Staatslehre abgeleitet. — Zu diesem Gedanken treten historische Nebenuntersuchungen und weiterführende Reflexionen, die beide zeigen, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Verfasser gearbeitet hat. Leider ist das Buch etwas umfangreich und nicht gegliedert, so daß die (durchaus lohnende) Lektüre gewisse Schwierigkeiten zu überwinden hat.

M. D.

**Monographien der bairischen Königschlosser.** Von Louise v. Kobell. Heft 1, 2, enthaltend die Königlich bairischen Schlösser Linderhof und Herrenchiemsee. München 1898. J. J. Albert, Kunstverlag.

Die beiden Hefte, welche Teile eines größeren Ganzen bilden und daher ohne Inhaltsverzeichnis und Register gelassen sind, haben einen hochbedeutenden Wert durch ihren reichen Schatz an außerordentlich gut gewählten und scharf und sehr deutlich wiedergegebenen Bildern. Der Text enthält eine ziemlich nüchterne Beschreibung, untermischt mit einzelnen Angaben über die Entstehung



einzelner Werke und mit Anekdoten über König Ludwig, die neben einigen höfischen Verbeugungen doch durchweg eine gewisse Nichtachtung zur Schau tragen und auch zur Erklärung des Charakters des unglücklichen Monarchen nur herzlich wenig beitragen. Auf die einzelnen Bilder wird im Text kein Bezug genommen. Ein Text, der Anspruch auf Wert macht, dürfte es an einer Erläuterung der einzelnen Bilder nicht fehlen lassen und müßte auch wenigstens den Versuch machen, die Lage und Bedeutung der Zimmer, womöglich unter Beigabe von Bauplänen, klarzustellen. Denn wie die Verfasserin gelegentlich mit Recht erwähnt, sind die Schlösser als Vorlagen für das Kunstgewerbe von nicht zu unterschätzender Bedeutung, so betrübend es auch im übrigen ist, daß die unendlichen Geldmittel, die sie gefloßt haben, nicht dazu verwandt sind, um neue Gedanken und Ideen der Kunst zu verwirklichen, sondern nur, um Vorhandenes und Gegebenes

in abhängiger Weise nachzuahmen und nachzuempfinden.  
K. F.

### Die Moral im öffentlichen und privaten Leben. Aus dem Französischen. Leipzig, Th. Thomas, 1897.

„Diese Schrift handelt im besonderen von der Erziehung, von den Frauen und vom häuslichen Glück und vom Glück des einzelnen.“ So lautet der Vordruck. Dann folgt ein Vorwort des Uebersetzers, mit einem unleserlichen Faksimile unterzeichnet, worin nichts über den Ursprung des Büchleins gesagt, sondern nur im Sinne Dührings gegen die Verderbtheit dieses lügenden, betrübenden und heuchelnden Jahrhunderts gewütet wird. Von der eigentlichen Abhandlung hat der Berichterstatter nur die beiden ersten Seiten gelesen, denn sie sind in einem so jammervollen Deutsch abgefaßt, daß der Referent sich nicht entschließen konnte, weiter zu lesen.  
M. D.



## Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

**Aus Natur und Geisteswelt.** Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 6. Bändchen: Palästina und seine Geschichte. Sechs vollständige Vorträge von Prof. Dr. G. v. Soden. Leipzig, G. O. Teubner. Gebunden M. 1.15.

**Biebermann, Dr. Karl,** Zeit- und Lebensrisen aus dem Gebiete der Moral. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von E. Schöllaender. M. 1.50.

**Bloch, Johann v.,** Der Krieg. Uebersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Band II: Der Landkrieg (M. 8.—); Band IV: Die ökonomischen Erschütterungen und materiellen Verluste des Zukunftskrieges (M. 8.—). Vollständig in 6 Bänden; jeder Band einzeln käuflich. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

**Chalkous, Dr. H.,** Das Lied vom Schlangentöter und die Egenadien. Zwei neugefundene Epen in altgriechischer Sprache. Hagen i. W., Karl Stracke. 50 Pf.

**Chamberlain, Houston Stewart,** Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts. Zweite Lieferung. (Vollständig in drei Lieferungen à M. 6.—.) München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann.

**Dekorative Kunst.** Zeitschrift für angewandte Kunst. II. Jahrgang. Heft 9. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Hef. M. 3.75 pro Quartal.

**Deutsche Juristen-Zeitung.** Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 10—11. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

**Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.** Herausgegeben von Prof. Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. I. Band. (Vollständig in 3 Bänden, gebunden M. 57.—.) Bern, Schmid & Franke.

**Die Waffen nieder!** Monatschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. VIII. Jahrgang, Mai 1899, Nr. 5. Dresden, G. Pierros Verlag. M. 1.50 vierteljährlich.

**Eisler, Dr. Rud.,** Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Dritte Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—

**Samaritz, Friedrich v.,** Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfelde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 1.20

**Fleischer, Paul,** Abfärd und Heilose. Eine Liebestragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, G. W. Theodor Dieter. M. 3.—

**Frei, Leonore,** Lebensknot. Gedichte. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. M. 1.50.

**Fuchs, Georg,** Till Eulenspiegel. Komödie in fünf Aufzügen. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 3.—

**Geffcken, Prof. Dr. Heinr.,** Fehde und Duell. Vortrag gehalten in der Aula der Universität Rostock

- am 13. Februar 1899. Leipzig, Veit & Comp. 80 Pf.
- Goethes Werke.** Herausgegeben von Heinrich Dinger. Billigste einbändige Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 4.—
- Grävell, A.,** Zum Kampfe gegen die Warenhäuser. Eine Zeit- und Streiffrage. Dresden, Steinfopf & Springer. R. 1.50.
- Graphologische Monatshefte.** Organ der Deutschen graphologischen Gesellschaft. III. Jahrgang. Nr. 4 (April) und Nr. 5 (Mai). München, Karl Schüller. (Jährlich 12 Nummern N. 8.—).
- Hartmann, Sadakichi, Buddha.** A drama in twelve scenes. New York, Authors Edition. Shill 2.—
- Hebin, Sven,** Durch Asien's Wästen. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Zwei Bände, mit Tafeln, Karten und Abbildungen. Leipzig, F. A. Brodhaus. Gebunden R. 20.—. (Auch in 36 Lieferungen à 50 Pf.)
- Heinemann, Karl, Goethe.** Zweite, verbesserte Auflage. Mit 277 Abbildungen. Leipzig, G. A. Seeemann. R. 10.—
- Hermann, Dr. Jos.,** Rückblicke und offene Worte über die Errungenschaften der Medizin im 19. Jahrhundert. Teschen, Ed. Feitzinger. M. 1.—
- Histoire des variations de l'Etat-Major.** I. Dreyfus. Paris, Georges Bellais. Fr. 1.—
- Jerusalem, Prof. Dr. W.,** Einleitung in die Philosophie. Wien und Leipzig, W. Braumüller. fl. 1.80 = M. 3.—
- Jugend.** Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 21 bis 23. München und Leipzig, G. Hirth's Verlag.
- Knortz, Karl, Walt Whitman.** Der Dichter der Demokratie. 2. Auflage. Leipzig, Friedr. Fleischer. M. 1.20.
- Lichtenberger, Henri, Prof.,** Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Antorsierte Übersetzung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden, Karl Reissner.
- Liebmann, Otto, Gedanken und Thatfachen.** Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Heft II (R. 3.50) und III (R. 3.—). Strassburg, R. J. Trübner.
- Mercier, A.,** Communications avec Mars. Orléans, Imprimerie Orléanaise. Fr. 1.—
- Meysenbug, Malwida v.,** Memoiren einer Idealistin. Drei Bände. Vierte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.
- Morburger, Karl, Wie sie sind...** Ein Wiener Skizzenbuch. Leipzig, Gröbel & Sommerlatte. R. 1.50.
- Muckenbach, Ernst, Die Siebolds von Ostfriesland.** Ein altfriesischer Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 4.—
- Neera, Lydia.** Roman. Autorisierte Uebersetzung von Marijka Müller. Berlin, Schuster & Loeffler.
- Neue Nieder fürs Volk.** Zusammengefasst von Dr. Ludw. Jacobowski. Berlin, W. Siemann. 10 Pf.
- Open Court, The.** A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 5.) May. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually \$ 1.—
- Revue de Paris, La.** 6<sup>e</sup> Année. N. 10. 15 Mai 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.
- Römer, Alexander, Am Ziel.** Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 4.—
- Rudelli, Ed.,** Miserere domine. Eine Spielergeschichte. Bonn, A. Falkenroth. R. 4.—
- Rudelli, Ed.,** Auf brauner, dürrer Erde. Eine Erzählung aus alter Zeit. Bonn, A. Falkenroth. R. 4.50.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Birkow. Neue Folge. Heft 315: Die Gefangenennahme des Landgrafen Philipps von Hessen (1547). Von Prof. Dr. E. Jähle. 316: Die Augen der Tiere. Von Dr. med. C. Thilo. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). à 75 Pf.
- Sonden, Hans Freiherr v.,** Brot und Salz. Roman. Dresden, Karl Reissner.
- Schaufal, Richard, Trifina.** Neue Gedichte aus den Jahren 1897—1898. Leipzig, G. F. Ziefenbach. R. 2.—
- Schroeter, Dr. Albert, Josef Vauff.** Ein litterarisches Zeitbild. Wiesbaden, R. Bechtold & Comp. Gebunden R. 3.—
- Schwabe, Rud.,** Oberleutnant. Mit Schwert und Pfing in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wandersjahre. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. Berlin, G. S. Mittler & Sohn. R. 10.—
- Strindberg, August, Legenden.** Uebersetzt von Elsbeth und Emil Schering. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—
- Vaihinger, H.,** Eine französische Kontroverse über Kants Ansicht vom Kriege. Auch ein Wort zur Friedenskonferenz. Sonderabdruck aus „Kantstudien“. Berlin, Reuther & Reichard.
- Widenhagen, Dr. Ernst, Kurzgefasste Geschichte der Kunst** (Baukunst, Bilderei, Malerei, Musik.) Mit 287 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Reiß Verlag. Gebunden R. 5.—
- Wolgast, Heinrich, Das Elend unserer Jugendlitteratur.** 2. Auflage. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Hamburg, im Selbstverlag des Verfassers. M. 2.—
- Zenger, Prof. K.,** Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1889, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1899. Prag, Fr. Rirnac. Fl. 1.—
- Zobellih, Feder v.,** Aus tiefem Schacht. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 4.—

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereicher Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

**Psyche, Character,**  
 die feinst. u. intimsten Züge etc.  
 analysirt auf Grund einzusend.  
 Handschriften: des Entdecker u.  
 Meister d. wissensch. Psychog-  
 raphologie P. F. Liebe, P. F.,  
 Augsburg l. Birte, Beding-  
 auch Brosch. (96 S.) kostensfr. zu  
 verl., da vorherig. Honorar u.  
 Retourport. i. viel. vorn. Ausüb.  
 m. Praxis deplac. Nobl. oblige.

**Diätetische Heilanstalt**  
 Dresden-N., Niederwaldstr. 8.

Beste Heilerfolge. b. all. chronisch. inner. u. Hautkrankh.  
 Frauenleib. (Maligne), Nervenkrankheiten (Opuscoli). Ganzes  
 Jahr geöffnet. Angenehm. Aufenthalt. Mäßige Preise.  
 Pro-belle frei.

Dirig. Arzt Dr. Erwin Elber.



**NUR das denkbar Beste**  
 in Schusswaffen aller Art  
 liefert zu concurrenz billigen Preisen die  
 Waffenfabrik von H. Burgsmüller, Krefenzen Nr. 116.  
 Harz L. u. Catal. mit hochref. Referenzen grat. u. frs.

**Dr. Ritscher's Heilanstalt**  
 für Nerven-, Frauen- und chronische  
 innere Kranke  
**Lauterberg (Harz).**  
 Das ganze Jahr besucht. Prospekte.  
 Dr. Otto Dettmar.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

**Das litterarische Echo**

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde.

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger.

Sammel-Organ für alle litterarischen Interessen.

Essais, Biographien, Kritiken aus angesehensten Federn. • Litteraturbriefe  
 aus allen Kulturländern. • Gedrängte Revue der in- und ausländischen  
 Zeitschriften. • Vollständige Bibliographie. • Porträts. • Proben aus neu  
 erscheinenden Werken. • Nachrichten.

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische  
 Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will.

Preis vierteljährlich Mark 2.—

Probenummern kostenfrei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

**Bad Wildungen.**

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und  
**Helene-Quelle** sind seit lange bekannt durch un-  
 übertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- und**  
**Steinleiden, Magen- u. Darmkatarrhen, so-**  
**wie Störungen der Blutmischung, als Blutarmut,**  
**Niacktsucht u. s. w.** Verland 1898 974,200 Flaschen.  
 Aus feiner der Quellen werden Salze gewonnen;  
 die in Handel vorkommende ausgebildete Bildung Salz ist ein künstliches, zum Teil unedliches Fabrikat, Schriften  
 gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogeihause und Europäischen Hof** erwidert:  
 Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen **Actien-Gesellschaft.**

das im Handel vorkommende ausgebildete Bildung Salz ist ein künstliches, zum Teil unedliches Fabrikat, Schriften  
 gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im Badelogeihause und Europäischen Hof erwidert:

**Dr. Emmerich's Heilanstalt**  
 für **Nerven- und Morphium- und Kranke**  
 dergl.

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

**Baden-Baden**

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und  
 Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.  
 Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte.

**Die Waffen nieder!"**

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von  
 Bertha von Suttner. 8. Jahrgang. M. 1,50 pro Quart., durch die Post  
 Buchhandlung u. E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!  
 Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völker-**  
**Völkerrecht!**



**ESIS TWEL TBEK  
ANN T'DASSD ERC  
ACA OSUC HARDS  
EI NERV OR ZÜGL  
ICH KEITU NDS EI  
NESK ÖST LICH E  
NA ROMA SWEG  
ENS ICH ZUN EH  
MEN DERB ELIEB  
THEI TERFRE UT.**

Wer diesen Ausspruch über „Cacno Suchard“ nicht versteht, findet Aufklärung  
im nächsten Heft.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reij in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. P.

== Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagshandlung von Schmidt & Günther  
beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird. ==

Digitized by Google



# Deutsche Revue

## Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

### Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Petropolitans . . . . .	129
Dora Dunder . . . . .	133
O. Karatieri . . . . .	147
Bertha v. Suttner . . . . .	155
Ottomar Beta . . . . .	166
Prof. Dr. K. Börslein in Berlin: Ueber Böden und Gewitter . . . . .	179
Bermione v. Preußen . . . . .	188
Dr. Max Nordau . . . . .	208
Spiridion Goplevic . . . . .	213
Dr. L. Lindemann . . . . .	220
Wilhelm Enden . . . . .	229
M. zur Megebe . . . . .	243
Berichte aus allen Wissenschaften	246
Kriegsgeschichte: Die Kämpfe um Adua.	
Litterarische Berichte . . . . .	250
Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Von Arthur Freiherrn v. Firds. — Das deutsche Volkstum. Herausgegeben von Dr. Hans Meyer. — Die Lösung der sozialen Frage. Von Hugo Schüller. — Friedrich Riechke. Ein Lebensbild von Hans Gollwig. — Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. — Meyers Kleines Konversationslexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. — Neue Dichtungen. Oswald und Klara. (Ein Stück Ewigkeitsleben). Herbstblumen. Von Christian Wagner. — Unser Tebaldo. Drama in drei Akten von Philipp Langmann. — I feudi e i casali di Vitalba. Von Gufino Fortunato. — Weltwanderung. Gedichte von Otto Liebmann. — Les origines de la Compagnie de Jésus. Ignace et Lainez. Par Hermann Müller. — Die Siebolds von Psstirhen. Ein alt kölnischer Roman von Ernst Mueltenbach.	
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	255

Die zweispaltige Nonpareille-Zeile  
aber deren Raum kostet 40 Pfennig.  
— Bei Wiederholungen einer Anzeige  
entsprechender Rabatt.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebersichtkunft.

# Anzeigen.

Anzeigen-Nachnahme bei allen Annoncen-  
Erpeditionen und bei der Deutschen  
Verlags-Anstalt, Abtheilung für Anzeigen  
in Stuttgart, Redaction Nr. 121 23.  
nach Uebersichtkunft.

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.

## Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik

VON  
**A. Freiherr von Fiereks,**  
Geheimer Regierungsrat, Mitglied des kgl. preuss. statist. Bureau's zu Berlin.  
81 Bogen. Preis M. 13 50/—  
in elegantem Halbfranz-Einband M. 15.50.

### „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche v. 1/4 L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. —

Zu eigener Lektüre und zu Geschenken seien empfohlen:

**Erlachhof.** Roman von **Ostf. Schubin.** 2 Bände. 3. Auflage. In 1 Band fein geb. M. 9.—  
Die Handlung spannend und effektvoll, die Schilderungen sind natürlich und lebenswahr, und den einzelnen Hauptabschnitten des Erzählers immer einen stimmungsvollen, meist von süßer Wehmut getragenen Abschluss zu geben, der von nachhaltiger Wirkung ist. Allgemeine Mode-Zeitung, Leipzig.



Ostf. Schubin (Eola Kirchner.)

**Gebrochene Flügel.** Roman von **Ostf. Schubin.** 3. Auflage. Fein gebunden M. 7.—

Die Dichterin hat dieses Werk für ihr bestes erklärt, und wir können ihrem Urteil nur beistimmen. Sie schreibt aus innerster Seele heraus, und man empfindet, je weiter man liest, wie die eigene Theilnahme, die sie dem Stoff entgegenbringt, sie unbenutzt mit fortzieht. Boffische Zeitung, Berlin.

**Ein müdes Herz.** Erzählung von **Ostf. Schubin.** 4. Auflage. Fein gebunden M. 3.50.

Eine Künstlerfeste mit all ihrem Feuerwerk und all ihrer Leidenschaft, daneben ein Naturstud, das nichts behält als seine begauerte Jugendschönheit, das sind im wesentlichen die schlichten Ingredienzien, aus denen sich der Grundstoff zu dieser Erzählung zusammensetzt. Hannoverscher Courier.

**Maximum.** Roman aus Monte Carlo. 2. Aufl. Fein geb. M. 7.—  
Die Verfasserin gibt in der Gestalt des Felden ein Meisterstück erschütternder Seelenmalerei, in welcher seine Probationsgabe, intime Kenntnis der menschlichen Herzen und vornehme Gesinnung sich zu vollendeter Charakterzeichnung erheben. Bazar, Berlin.

**„O du mein Oesterreich!“** Roman. 3 Bde. 3. Auflage. Fein gebunden M. 13.—

Wie die Mehrzahl der Schubin'schen Romane eine österreichische Aristokratengeschichte, in welcher das Leben und Treiben in diesen der Verfasserin so vertrauten Kreisen mit allen ihren Schwächen und Vorzügen geschildert wird. Breslauer Zeitung.

**Wenn's nur schon Winter wär'!** Roman von **Ostf. Schubin.** 4. Aufl. Fein geb. M. 7.—  
Nicht nur Lente der Sehnsucht, der Wehmut schließt Ostf. Schubin in diesem glatt durchgeführten Werke an, es ist auch Kraft darin, die sich, wohl manchmal etwas herb und brutal, in leidenschaftlichen Szenen und in der scharfen Charakterisierung der Gestalten ausdrückt. Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

**Ringende Seele.** Auch eine Liebesgeschichte von **Bernhardine Schulze-Smidt.** 2. Auflage. Elegant gebunden M. 4.—

Im Mittelpunkt der Geschehnisse steht eine Mädchennatur, die, hochbeanlagt, aber in ihrer geistigen Erziehung vernachlässigt, im Lebenskampfe zu erliegen droht, bis der bessere Trieb in ihr erwacht und sie sich siegreich zum inneren Frieden durchringt. Die Schilderung der seelischen Zustände, um die es sich dabei handelt, in der Erzählerin mit besonderer Meisterhaftigkeit gelungen. Trotzdem die Handlung fast ganz in das Gemüthsleben verlegt ist, folgt der Leser ihrer Entwicklung mit derselben Spannung, als ob es sich um die aufregendsten Ereignisse handelte.

**Pave, der Sünder.** Roman von **Bernhardine Schulze-Smidt.** Elegant gebunden M. 6.—

Spielt in Dalmatien, und es handelt sich um die Schicksale eines trotigen jungen Slaven, den ein Gelübde der Mutter ins Kloster bannt. Seine Seelenkämpfe sind mit gewaltiger Kraft geschildert. Tageim, Leipzig.

**So wachsen deiner Seele Flügel.** Roman von **Bernhardine Schulze-Smidt.** 2. Auflage. 2 Bände. Elegant gebunden M. 8.—

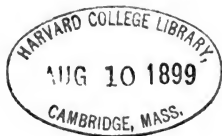
Trefflich hat die Verfasserin es verstanden, wirksame Naturtreue mit edler Idealität zu verbinden. Auf Paves führt sie uns das Leben und Treiben des österreichischen Adels und Volkes am Strand der Adria vor Augen. äußere Gestalt der beiden Bände ist überaus würdig und geschmackvoll gehalten. Röhlers

Litterar. Weihnacht-Kataloog

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Bernhardine Schulze-Smidt.



## Fürst Bismarck über St. Petersburg.

Von

Petropolitanus.

Dem zehnten Kapitel des ersten Bandes der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ vermag auch das schärfste Auge nicht anzusehen, daß dasselbe sich auf den wichtigsten Abschnitt neuerer russischer Geschichte bezieht. In das Triennium, welches der große Staatsmann als preußischer Gesandter in St. Petersburg zubrachte (April 1859 bis Frühjahr 1862), fielen die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Neubesetzungen der Ministerien des Krieges, des Innern, des öffentlichen Unterrichts und der Domänen, weiter der Beginn der Verhandlungen über die Umgestaltung der Verwaltung Polens, der Ausbruch der folgenreichen St. Petersburger Studentenunruhen und ein Aufschwung der liberalen und radikalen Presse, wie er niemals früher und niemals später in Rußland erlebt worden ist. Keines dieser folgenreichen Vorgänge geschieht in den Bismarckschen Aufzeichnungen Erwähnung, keine der Personen, welche Träger derselben waren, wird genannt und charakterisiert. Von den fünf Unterabschnitten, in welche das zwanzig Seiten umfassende Kapitel „St. Petersburg“ zerfällt, läßt sich überhaupt nur einer (der erste) auf Erörterungen politischer Menschen und Zustände ein, — der Rest handelt von Hoferelebnissen des Verfassers, von einem (ziemlich gleichgültig gebliebenen) Aufenthalt in Moskau und von einer Krankheitsgeschichte, bei deren Darstellung ein nachweisbarer Irrtum unterläuft. Der ungeheute Arzt, der das kranke Knie des preußischen Gesandten mißhandelte, ist weder Dirigent der sämtlichen Kinderhospitäler St. Petersburgs noch überhaupt ein Mann in hervorragender Stellung, sondern (allem Anschein nach) ein Hilfsarzt gewesen, der von den Beratern Bismarcks versehentlich aus seiner Unbedeutendheit hervorgezogen worden war. In dem St. Petersburg der damaligen Zeit gab es überhaupt nur ein Kinderhospital, standen an der Spitze dieser und der ihr verwandten Krankenanstalten durchweg Aerzte von anerkannter Tüchtigkeit und konnte ein Ausländer, „der als Student nicht gearbeitet und keine Prüfung bestanden hatte“, wenn überhaupt, so nur in völlig untergeordneter Stellung Verwendung gefunden haben. Wer zu jener Zeit an der Neva gelebt hat, weiß, daß die ärztlichen Verhältnisse der Residenzstadt dank der großen Zahl hervorragender, zumeist deutscher Vertreter der Medizin durchaus günstige

waren und daß Fürst Bismarck falsch informiert, beziehungsweise absichtlich getäuscht worden sein muß, wenn er sich einen Schwindler als ärztliche Autorität in angesehenener Stellung aufbinden ließ.

Einer gewissen Zurechtshiebung bedürfen aber auch andre Ausführungen des aus St. Petersburg bezüglichen Kapitels der „Gedanken und Erinnerungen“. Daß die Charakteristik der drei Generationen vornehmer Russen, die der berühmte Staatsmann in St. Petersburg kennen lernte, in der Summe höchst zutreffend ist, schließt nicht aus, daß sie im einzelnen zu wünschen übrig läßt. Alexander Herzens berühmte Schilderung der Zeitgenossenschaften Alexanders I. und Nikolaus' I. ist dem Fürsten wahrscheinlich ebenso unbekannt geblieben wie die Mehrzahl anderer auf diesen Gegenstand bezüglicher Erzeugnisse der russischen Litteratur. In dem Bismarckschen Buche werden als Vertreter der älteren Generation und der dieser eigentümlichen hohen und ausgezeichneten Bildung neben dem Kanzler Nesselrode und dem Fürsten Woronzow Fürst Mentischitow, Graf Bludow und der „durch seine übertriebene Eitelkeit herabgedrückte“ Gortschakow genannt. Zu den „jungen Herren, die meist weniger Höflichkeit, mitunter schlechte Manieren und in der Regel stärkere Abneigung gegen das deutsche, insbesondere preussische Element zeigten“, haben diese älteren Männer allerdings im Gegensatz gestanden, untereinander aber waren sie so verschieden, wie überhaupt möglich. Von Mentischitow ist bekannt, daß er der prononcierteste Altrusse der Hofgesellschaft, dabei Verächter alles deutschen Wesens, entschiedener Feind des Europäers Nesselrode und mindestens in diesem Stück Tonangeber für die jüngere Generation war. Bludow zeichnete sich allerdings durch eine für Ort und Zeit überraschend tüchtige Bildung aus, stand indessen schon damals mit den Moskauer Nationalfanatikern in Beziehung und hatte den Verfasser der schändlichen „Russie envahie par les Allemands“, Herrn Philipp Wigel, zu seinen Hausfreunden und Tischgenossen gezählt. Seine Tochter, die Gräfin Antoinette, hatte der alte Herr zur vielvermögenden Gönnerin der Moskauer Panlawisten und Slavophilen werden lassen und mit angesehen, daß diese Dame eben damals den (im November 1861 in St. Petersburg eingetroffenen) Marquis Wielopolski für eine antideutsche und großslawische Partei anzuwerben suchte. Auch den Fürsten Gortschakow rechnete die jüngere antideutsche Generation in gewissem Sinne zu den Ihrigen. Die „übertriebene Eitelkeit“ des damaligen Vizekanzlers war vornehmlich auf den Beifall der im Aufstreben begriffenen Nationalpartei gerichtet, der zuliebe der Fürst seine Abneigung gegen Oesterreich geflüßentlich zur Schau trug und den Gönner der nationalen Litteratur spielte.

Von den Vertretern der zweiten Generation, „die mit dem Kaiser Nikolaus gleichaltrig war oder doch seinen Stempel trug“, werden neben den beiden Grafen Schuwalow der alte Fürst Orlow, „hervorragend an Charakter, Höflichkeit, Zuverlässigkeit für uns“, und der jüngere Adlerberg ausdrücklich namhaft gemacht.

Es darf als Beweis für die ungeheure geistige und menschliche Ueberlegenheit Bismarcks angesehen werden, daß er den hochfahrendsten und rückwärts-



lofsten Russen der fünfziger und sechziger Jahre — den Mann, der noch im Frühjahr 1856 den Berliner Hof zu ignorieren versucht hatte —, allezeit „höflich“ befunden und in einer „Zuverlässigkeit gegen uns“ erhalten hat, die dem verhassten und gefürchteten, wenig später in Wahnsinn verfallenen Reichsratspräsidenten sonst nicht nachgerühmt zu werden pflegte. — Mindestens für die russischen Leser der „Gedanken und Erinnerungen“ ist es von noch größerem Interesse gewesen, daß der scharfsichtigste und rücksichtsloseste Menschenbeurtheiler seiner Zeit den jüngeren Adlerberg als „einsichtigsten Kopf, mit dem er dort in Verührung gekommen,“ bezeichnet und neben Peter Schuwalow nennt. Daß dem nachherigen Hofminister (nicht Hofmeister, wie es an andern Ort, Seite 219, heißt) „nur Arbeitsamkeit fehlte, um eine leitende Rolle zu spielen“, klinge unglaublich, wenn es nicht eben Bismarck gesagt hätte, dem Ueberschätzung der Fähigkeiten andrer Leute niemals hat zum Vorwurf gemacht werden können. — Die Vorliebe, mit welcher ein andres Mitglied des nämlichen Kreises, der ehemalige russische Gesandte in Berlin, Baron Peter Meyendorff, behandelt wird, darf auf Rechnung der engen Beziehungen gesetzt werden, in welchen dieser Staatsmann alter Schule seinerzeit zu der Kreuzzeitungspartei und deren russenfreundlichen Tonangebern gestanden hatte. Zur Zeit von Bismarcks Ministerschaft wäre der russische Gesandte der Jahre 1839 bis 1850 schwerlich in die Lage gekommen, in Berlin den politischen Wettermacher und Inspirator einer frondierenden Partei spielen zu können. — Beiläufig bemerkt, widerlegen unsers Verfassers Ausführungen über Frau v. Meyendorffs Verhältnis zu ihrem Bruder, dem Grafen Buol, die viele Jahre lang weit verbreitet gewesene Meinung, daß Meyendorff während des Jahres 1849/50 stiller Verbündeter der österreichischen Politik gewesen sei.

Lesern unsrer Tage muß von besonderer Wichtigkeit sein, was der große deutsche Staatsmann über die — inzwischen zu ihren Jahren gelangte — jüngere Generation der russischen vornehmen Welt von damals sagt. Bedauerlicherweise lassen die „Gedanken und Erinnerungen“ es bei einer flüchtigen Bemerkung über die schlechten Manieren dieser Leute bewenden, „die, wenn man sie deutsch anredete, geneigt waren, ihre Kenntnis dieser Sprache zu verleugnen, unfreundlich oder gar nicht zu antworten und Zivilisten gegenüber unter das Maß von Höflichkeit herabzugehen, welches sie in den Uniform und Orden tragenden Kreisen untereinander beobachteten“. Offenbar um politischen Erörterungen aus dem Wege zu gehen, unterläßt der Verfasser unsers Buchs jede Hinweisung darauf, daß die russische vornehme Jugend der in Rede stehenden Periode zum einen Teil von radikalen und zum andern von national-russischen Strömungen — vielfach auch von beiden zugleich — beeinflusst war, und daß ihr Herrn v. Bismarck bewiesenes Uebelwollen ebenso gegen den Deutschen wie gegen den Kreuzzeitungsmanu gerichtet war. Galt doch während der auf den Krimkrieg folgenden Jahre bei der vermeintlich vorgeschrittenen St. Petersburger Jugend das Gegenteil von alledem, was unter dem alten Regime maßgebend gewesen war, und gehörte es doch zum guten Ton, einerseits diejenigen Mächte zu preisen, welche zum Sturz dieses Regimes beigetragen hatten, und andererseits auf

die Berliner Verbündeten des verstorbenen Kaisers überlegen hinabzusehen. Zur Verdeutlichung dieser Verteilung der Rollen und der Farben hätte es einer Schilderung des Hintergrundes bedurft, der denselben Ton und Bedeutung verlieh: des tiefgehenden Zwiespalts zwischen Freunden und Gegnern der Bauernemanzipation, des wunderlichen Umstandes, daß der entschiedenste Anwalt dieser Maßregel, des Kaisers eigener Bruder Großfürst Konstantin, im Herbst 1859 auf Reisen geschickt worden war, — der Thatsache, daß sechs kaiserliche Minister auf der Seite der russischen Adelsopposition standen und daß der (von Lord Raper und dem französischen Botschafter Journier begünstigte) Vertreter des polnisch-russischen Ausöhnungsprojekts, Marquis Wielopolski, seit dem November 1861 eine umfassende, von zahlreichen liberalen Russen unterstützte politische Thätigkeit zu entwickeln begann. Zur Signatur damaliger Zustände und Stimmungen gehörte endlich, daß das von Alexander Herzen herausgegebene revolutionäre Blatt „Kolokol“ 1860 und 1861 auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand und daß der gefürchtete Londoner Publizist mit seinen gegen die Deutschen des In- und Auslandes gerichteten Diatriben (Oktober und November 1859) auch bei Gegnern seines Standpunktes Beifall eingeerntet hatte.

Von dem allem hat Fürst Bismarck offenbar nicht reden wollen und aus diesem Grunde die Charakteristik der „Zungen“ seiner Petersburger Zeit auf die Erwähnung von Neußerlichkeiten beschränkt, die für die Beurteilung der damaligen Lage höchstens beiläufig in Betracht kamen. Mehr wie irgend ein anderer Abschnitt der „Gedanken und Erinnerungen“ wird darum das zehnte Kapitel des ersten Bandes der Vervollständigung durch die amtlichen Berichte bedürfen, die der preussische Gesandte der Jahre 1859 bis 1862 seinem Hofe erstattete. An eine Veröffentlichung derselben ist in abschbarer Zeit nicht zu denken. Vorausichtlich wird erst späteren Geschlechtern die Gelegenheit geboten werden, Bismarcks eigentliche Anschauungen über das damalige Rußland und über diejenigen Elemente des russischen Volkstums kennen zu lernen, die zwanzig Jahre später den großen Rechner um die Früchte seiner Kongreßarbeit brachten und zum Abschluß des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn bestimmten. Möglich, daß diese Elemente von vornherein nicht diejenige Würdigung des unvergleichlichen Diplomaten gefunden hatten, die sie verdienten, die sich zur Zeit seiner St. Petersburger Thätigkeit aber allerdings nur bei eingehender Beschäftigung mit der außerhöflichen und außeramtlichen Sphäre hätte aufbringen lassen. Zwei Worte über diesen Punkt wären wichtiger gewesen als die dem Fürsten Obolevski gewidmeten zwei Seiten und als die in Rußland für unverbürgt angesehene Anekdote Friedrich Wilhelms IV. von den beiden preussischen Unteroffizieren, die dem Kaiser Nikolaus für zuverlässiger gegolten haben sollen als seine sämtlichen Russen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die Geschichte von dem Posten zur Bewachung eines unter Katharina II. aufgeblühten Schneeglöckchens (Seite 227) ist um Jahrzehnte älter als der St. Petersburger Aufenthalt Bismarcks.

Von sich selbst redet Fürst Bismarck bekanntlich immer nur im Zusammenhang mit den politischen Dingen, an denen er thätig gewesen. Auch da zumist unter Zurückstellung des Anteils, welchen seine Persönlichkeit an den ihm beschiedenen Erfolgen gehabt hat. Von den Eindrücken, welche diese Persönlichkeit in St. Petersburg hinterlassen hatte, ist mit keiner Silbe die Rede, ob dieselben gleich ein ganzes Kapitel verdient hätten. Seit den Tagen Steins ist Bismarck der erste Deutsche, insbesondere der erste Preuße gewesen, der der leichtlebigen St. Petersburger Gesellschaft wahrhaft imponiert hatte und auf den man sich noch nach Jahr und Tag genau besann. Ein lebenswürdiger, ungezwungener Deutscher, mit dem sich vertraulich plaudern und scherzen ließ und dem dennoch auf der Stirn geschrieben stand, daß er in gewissen Dingen nicht den geringsten Scherz verstand, — ein Lebemann, der seine Würde scheinbar beiseite stellte und doch immerdar im Vollbesitz derselben blieb, — ein kosmopolitisch aussehender Herr, der nichtsdestoweniger jeder Zoll Deutscher und Preuße blieb, — einen so gearteten Mann hatte man in St. Petersburg noch nicht zu sehen bekommen! Dieser Mann warf alle hergebrachten Vorstellungen von deutscher Ecktigkeit und Schwerfälligkeit über den Haufen, brachte alle Spötter über Kleinstädtereie, schlechten Ton und Philistrität des Berlinertums zum Schweigen und war dabei ein Gesellschafter, dessen gewinnende Eigenschaften jede Vergleichung mit seinen Kollegen ausschloß, ein Hausherr, dessen bescheidener Salon sehr viel größere Anziehungskraft ausübte, als es die fürstlichen Palais der Fr. Thun und Rapier zu thun vermochten, und dabei ein Diplomat, dem der Kaiser ein Vertrauen bewies, das bei der zurückhaltenden Art dieses Monarchen doppelt bemerkenswert erschien. Lange bevor er zur europäischen Berühmtheit geworden, gehörte Herr v. Bismarck zu den Leuten, welche die russische Schnelligkeit in keiner der landesüblichen Kategorien unterzubringen vermochte. Er war schon damals „er selbst allein“.



## Sein Modell.

Skizze

von

Dora Dunker.

Wer kennt es nicht, das alte einstöckige Haus in der Tiergartenstraße, mit seinem verwitterten gelblichen Anstrich, seinem altmodischen Uhrwert und dem steiflinigen Balkongeländer des Oberstoßs, den breiten Platanen und grünen Rajenflächen zwischen der weit zurückliegenden Hausfront und der Straßbreite, dem alten, halb verwilderten Park dahinter, der sich bis zum Landwehrkanal hinüberzieht und ungezählte laujüige, verwachsene Plätzchen, weidenumschattete

Teiche, alte, von Epheu überwucherte Urnen und Vasen birgt, von denen heut kein Mensch mehr weiß, zu wessen Erinnerung sie einst errichtet wurden.

Zahrzehntelang hatten zwei alte Paare in dem alten Hause gewohnt. Die Männer waren einst Geschäftscompagnons gewesen, dann hatten sie ihren Lebensabend dort draußen, damals weit entfernt von der Stadt, in friedlichem Behagen genossen. Hochbetagt waren die vier alten Leuten kurz nacheinander gestorben. Lange Zeit war das Haus leer geblieben, bis man plötzlich an einem Januar-morgen dieses Jahres wieder Gardinen an den Fenstern sah. Kommerzienrat Feiler, der älteste Enkel des ursprünglichen Besitzers, nun auch schon ein Mann in den Fünfzigern, hatte das Grundstück mit dem gesamten Inventar übernommen und, ohne viel daran zu ändern und zu modeln, es mit seiner einzigen Tochter und einer ziemlich zahlreichen Dienerschaft bezogen. Nach langen, langen Jahren war wieder Leben in das alte stille Haus gekommen.

Ein ungewöhnlich warmes Frühjahr begünstigte den regen Verkehr munterer Jugend in den langen Baumalleen, zwischen den weidenunständenen Teichen, in den ältesten, verwildertsten Partien des Parks, zwischen denen die jungen Mädchen in ihren hellen, luftigen Frühjahrskleidern mit Vorliebe umhertollten wie bunte Falter über morastigen dunkeln Grund.

Heut, an einem sommerwarmen Maitag, der schon in den Abend zu sinken begann, hatte sich die Jugend vorn auf dem großen Rasenplatz zwischen den Platanen zum Lawn Tennis versammelt, während in den hinteren, einsamen Parkpartien die älteren Herrschaften lustwandelten. Es war die erste größere Gesellschaft, die Herr Feiler in seiner neuen Behausung gab, und zu der feierlich geladen worden war.

Die rostigen Zeiger der alten Uhr zeigten auf zehn Minuten vor acht, als der Kommerzienrat durch den buchsbaumgefaßten Gang, der den Hintergarten mit dem Vordergarten verband, auf seine Tochter zutrat. Das junge Mädchen, das heut nicht so eifrig als sonst wohl am Spiel teilgenommen hatte, blickte mit einem seltsam gespannten Blick über die Köpfe der Spielenden fort auf die Straße hinaus.

„Hedda, aber Hedda!“

Der Kommerzienrat mußte seine Tochter zweimal anrufen. Dann fuhr sie erschreckt herum.

„Was ist denn, Papa?“

„Nichts zum Erschrecken, Kind. Wer wird gleich so nervös sein! Du sollst aufhören lassen. Wir wollen zu Tisch gehen!“

„Schon, Papa? Es ist kaum acht Uhr!“ Etwas wie Enttäuschung stieg in dem feinen, bläulichen Gesichtchen auf.

„Hat die Franke dir zu sagen vergessen, daß um acht gegessen werden soll? Du weißt doch, Kindchen, ich liebe die späten Stunden nicht.“

„Ach ja!“ seufzte Hedda resigniert.

Der Kommerzienrat lächelte.

„Ja, ja, meine altmodischen Ansichten sind dir ein Dorn im Auge, mein Kind, aber du mußt deinen Vater nun einmal verbrauchen, wie er ist.“

Hedda wurde rot.

„Ach, so meinte ich's ja gar nicht, Papa.“

„Na, laß gut sein und Sorge, daß die jungen Leute“ — er warf einen Blick auf die alte Uhr — „in fünf Minuten im Gartensaal sind.“

Hedda nickte stumm und richtete dabei einen neuen langen, gespannten Blick auf die Straße hinaus. Dann löste sie die Partie auf und bat die jungen Damen und Herren, ihr in den Gartensaal zu folgen, der einfach und ländlich ausgestattet, dafür aber mit einer Fülle seltener Blumen geschmückt war.

Die vorher festgesetzte Tischordnung machte das Arrangement leicht. Binnen weniger Augenblicke hatte die ziemlich zahlreiche Gesellschaft ihre Plätze eingenommen. Der Sitz zur Linken Heddas war leer geblieben.

„Eine verspätete Abgabe“, meinte sie verlegen. Allein die Thatsachen strafte ihre Worte Lügen. Die mit einer kräftigen Bouillon gefüllten Empiretafeln waren noch nicht ausgetrunken, als ein junger, schlanker Mensch, etwa um Anfang dreißig, nach einer flüchtigen Begrüßung und Entschuldigung bei dem Kommerzienrat, den leeren Sitz neben Hedda einnahm. —

Der junge Mann, obwohl in der Deffentlichkeit schon eine ziemlich bekannte Persönlichkeit, war unter den Gästen des Feilerischen Hauses gänzlich fremd. Da Hedda in ihrer Verlegenheit keine Anstalten machte, ihn vorzustellen, übernahm er selbst diese Aufgabe und verbeugte sich gegen seine nächste Umgebung, indem er seinen Namen, Fritz Halden, nannte.

„Der Maler Halden?“

„Dawohl.“

„Ich habe die Ehre gehabt, die Herrschaften im Sommer im Gebirge kennen zu lernen. Den Winter über war ich in Capri, habe daher erst selten den Vorzug genossen, in diesem Hause zu verkehren.“

Das Kennen seines Namens hatte Aufsehen erregt.

„Halden? Ist das nicht der Halden, der voriges Jahr die kleine goldene Medaille bekommen hat?“

„Natürlich ist er das. Sehr interessant.“

„Gehört ja wohl zu den Allermodernsten?“

„Ich glaube, ja. Impressionist oder Sezessionist?“

„Wenn ich nicht irre, gehört er zu den Elfern.“

„Hübscher, patenter Kerl.“

So ging es im Kreise herum bis zu dem Kommerzienrat.

„Ein angenehmer, feiner Mensch. Mir zu modern freilich, aber sonst nichts auszuweisen. Er ist aus einer guten Münchener Familie, sonst hätte ich ihm mein Haus nicht geöffnet. Dunkle Künstlerexistenzen sind nicht mein Fall. Haus reinhalten ist stets mein vornehmster Grundsatz gewesen. Mag heut altmodisch klingen, aber wenn man eine hübsche junge Tochter und einen guten alten Namen zu hüten hat, *conditio sine qua non*.“

Der Kommerzienrat stieß mit seiner Nachbarin, einer behäbigen Dame aus einer guten alten Berliner Bürgerfamilie an und brach das Gespräch ab, während es in unmittelbarer Nähe des Malers noch immer ziemlich ungeniert fortgeführt wurde.

Halben selbst hörte nichts davon. Er hatte sich mit Hedda in eine halb geflüsterte Unterhaltung vertieft, die gerade kein heiteres Thema zu behandeln schien, denn die beiden jungen Leute machten sehr ernsthafte Gesichter, und Hedda war noch um einen Schatten bleicher geworden, als sie zuvor schon gewesen.

Das junge Mädchen bemerkte zuerst die aufmerksamer werdenden Blicke ihrer nächsten Umgebung und fing sogleich lauter, von gleichgültigen Dingen zu sprechen an, die zunächst Sitzenden in das Gespräch hineinziehend.

Als man sich um zehn Uhr gesegnete Mahlzeit wünschte, flüsterte der Maler Hedda zu, daß er die unterbrochene Unterhaltung durchaus noch fortsetzen müsse.

„Es soll noch eine Bowle im Garten getrunken werden,“ gab sie zaghaft zurück. „Da findet sich wohl Gelegenheit.“

Anfangs schien es, als wolle diese Behauptung Hedda Feilers durchaus keine Bestätigung finden. Nach und nach aber löste die Gesellschaft sich in kleineren Gruppen auf, und ohne sonderlich aufzufallen, konnte Halben mit dem jungen Mädchen ein paarmal zwischen den Platanen auf und nieder gehen. Eine ganze Weile lief er ingrimmig und ratlos neben ihr her. Dann stieß er hervor:

„Nichts, gar nichts. Ausichtslos. Ich werde mit dem Wilde niemals fertig werden und mit leeren Händen dastehen, während die andern in Paris mit der deutschen Kunst Siege feiern.“

Dabei warf er einen wilden, vorwurfsvollen Blick auf die reizende, elegante Gestalt, auf das fein geschnittene, pikante Köpfschen und das schwarze, wundervolle, leicht gewellte Haar des neben ihm schreitenden Mädchens.

Hedda hatte seinen Blick nicht gesehen oder nicht sehen wollen. Nach einer kurzen, schwülen Stille fragte sie, immer noch stockend:

„War's im Apollotheater auch wieder nichts?“

Er lachte beinah höhniisch auf.

„Lächerlich. Grobsinnliche, geistlose Züge, plumpe Formen. Sind das Modelle für eine Pariser Demi-mondaine? Sie wissen ja ganz gut, was ich suche, Fräulein Hedda.“

Er sah sie wieder vorwurfsvoll von der Seite an.

Sie aber ging mit tief gesenktem Haupte neben ihm, als ob seine Worte sie nicht nur moralisch, sondern auch körperlich zu Boden drückten.

Nach einer langen Weile erst sagte sie:

„Und morgen? Sie sprachen vorher von morgen?“

„Morgen geht die alte Geschichte von vorn an. Zuerst kommt die kleine französische Lehrerin, die ein Kollege mir empfohlen hat. Daß sie nicht zu brauchen ist, weiß ich von vornherein. Höchstens für die eine unbehandelsuchte Hand etwa. Dann werd' ich in den Wintergarten auf die Probe fahren. Große

Dinge hat man mir da verheißen —“ er lachte wieder auf — „nichts wird es sein, wie alles nichts war und ist, bis auf — Ach was — lassen wir die dumme Geschichte! Am Ende ist es ja auch ganz gleichgültig, ob das Bild gemalt wird oder nicht.“

Sie wollte jedenfalls etwas Tröstliches sagen, aber er ließ sie nicht dazu kommen.

„Sie sehen blaß aus, Fräulein Hedda. Fehlt Ihnen etwas?“ Es kam nicht sehr theilnehmend heraus, mehr wie eine höfliche Redensart, die auf ein andres Gebiet überleiten sollte.

Sie verneinte lebhaft.

„So gut wie im Gebirge sieht man ja hier niemals aus.“

Er seufzte ungeduldig.

„Ja, das Gebirg'! Da ist's gut sein!“ Und bei sich dachte er: „Hätte ich die schöne Zeit nur besser ausgenutzt. Da oben war der Alte nicht so philisterhaft ängstlich, und dies feine Geschöpfchen nicht so scheu und mit Vorurteilen vollgepfropft, hätte ich nur eine Skizze mitgebracht —“

„Gehen Sie dies Jahr wieder ins Gebirge?“ fragte sie leise, nur um etwas zu sagen.

„Nicht eine Stunde. Ich male den ganzen Sommer im Atelier. Finde ich kein Modell für den ‚Korso‘, will ich wenigstens versuchen, eine alte Skizze auszuführen, ein Motiv aus Capri. Freuen thut mich's nicht, und Hoffnungen setze ich auch nicht drauf, aber immerhin, man kommt nicht mit ganz leeren Händen, ist nicht ganz ausgestoßen aus der Gemeinschaft.“

Hedda wollte noch etwas erwidern, als sie ihren Vater von der Terrasse her rufen hörte. Ein Teil der Gesellschaft war im Aufbruch begriffen, andre folgten nach, so war sie den Rest des Abends über in Anspruch genommen.

Halden verließ als einer der letzten mit mehreren jungen Leuten zugleich den Garten. Als er Hedda die Hand zum Abschied reichte, sagte er in förmlichem Ton: „Ihr Herr Vater, gnädiges Fräulein, hat mich ersucht, dieser Tage wegen der Restaurierung der alten Bilder im Eßsaal vorzusprechen. Ich werde mir die Ehre geben.“

Sie nickte nur stumm mit dem Kopf. Gern hätte sie ihm noch ein gutes Wort für den kommenden Tag mit auf den Weg gegeben, aber er sah so steif und unzufrieden aus, daß sie es nicht wagte und scheu das Wort von den Lippen drängte.

Am nächsten Sonntag gegen Abend; es war zufällig kein Besuch anwesend, wurde Herr Halden gemeldet.

Der Kommerzienrat empfing den Maler mit lebhafter Freude, denn, trotzdem er im allgemeinen nicht viel Kunstverständnis besaß, lag ihm die Restaurierung des Eßsaals wirklich am Herzen.

Wenn auch Herr Halden den alten, verblichenen Landschaften aus der Düsseldorf'schen Schule schwerlich selbst ein neues Gesicht würde geben wollen, so konnte er doch Rat erteilen, was damit geschehen sollte.

Hedda wurde aus dem Garten herbeigerufen; gerade wollte man zusammen den Saal aufsuchen, als dem Kommerzienrat ein Telegramm überbracht wurde.

„Doch nichts Unangenehmes, Papa?“

Herr Zeiler schmunzelte. —

„Ganz im Gegenteil. Dr. Eberhard ist für ein paar Stunden auf der Durchreise in Berlin und bittet mich, ihn im Klub zu treffen, wohin er auch seine übrigen alten Freunde geladen hat. Da werden Sie mich schon entschuldigen müssen, lieber Halben, wenn es heut mit der Besichtigung nichts wird. Dr. Eberhard ist einer meiner ältesten Jugendfreunde und ein seltener Gast.“

„Aber ich bitte, Herr Kommerzienrat.“ Halben machte ein verstimmtes Gesicht und nahm seinen Hut.

„In diesen Tagen gebe ich Ihnen wieder Nachricht, lieber Halben. Also bis bald.“

Nachdem Halben gegangen war, küßte der Kommerzienrat seine Tochter flüchtig auf die Stirn.

„Laß dir die Zeit nicht lang werden, Herzchen. Vielleicht kommt noch eine deiner Freundinnen. Für mich wird es wohl eine lange Sitzung werden.“

„Viel Vergnügen, Papa.“

Hedda sah ihrem Vater zerstreut und augenscheinlich mit ganz andern Dingen beschäftigt nach. Dann nahm sie ein Buch und schritt auf den einsamen Platz im Park zurück, an dem sie geessen hatte, als der Diener sie ins Haus gerufen. Aber sie fing nicht wieder zu lesen an, sondern hielt die Hände müßig im Schoß gefaltet, während das geschlossene Buch neben ihr auf der alten Steinbank lag. Welch ein unglückseliger Zufall, daß ihr Vater gerade heut abberufen werden mußte! Es würde sich doch vielleicht im Lauf des Abends Gelegenheit zu einem Wort zwischen Halben und ihr gefunden haben, das sie längst gern ausgesprochen hätte und das widrige Zwischenfälle oder ihre eigne Scheu immer wieder zurückgedrängt hatten. Heut, als sie von seinem Kommen hörte, hatte sie sich fest vorgesetzt zu sprechen. Er durfte nicht wieder so vorwurfsvoll und verstimmt von ihr gehen wie das letzte Mal. Und nun sollte es wieder nicht zu einer Aussprache kommen, wieder sollte sie ihm nicht sagen dürfen, daß sie selbst ja gern seinen Wunsch erfüllt hätte, wenn nur nicht gerade das Bild, für das er ihren Kopf brauchen wollte. — Glutröte übergoß ihr feines Gesichtchen. Nein, es ging nicht, es war unmöglich — für solch ein Geschöpf! — Sie verbarg das Gesicht in beiden Händen. Sie schämte sich für sich und glaubte, sich — für ihn mit schämen zu müssen. — Lange saß sie so, grübelnd, sinnend. Sie sah, wie er litt und kämpfte, wie schwer es ihm ankam, dies Bild, an dem seine ganze Seele hing, vielleicht unvollendet lassen zu müssen, — sie hätte ihm gern Trost und Hilfe gebracht, aber durfte, konnte sie es? Selbst wenn sie sich so weit überwand, hinter dem Rücken ihres Vaters zu handeln, würde sie die Scham jemals überwinden, daß ihre Züge, ihre Gestalt als — eine solche im Wilde festgehalten würden für alle Zeit? Ein Schauer überflog sie, als ob sie friere an dem warmen Maiabend. Sie hielt die Augen zu Boden gesenkt, die Hände



krampfhaft ineinandergeschlungen, als ob sie sich etwas abringen wollte, was über das Maß ihrer Kräfte ging. — Langsam fing es zu dunkeln an, und noch immer saß sie so. Ein Schritt wurde auf einem der Wege in ihrer Nähe laut. Sie schreckte auf. Es durfte niemand sie so sehen.

„Fräulein Hedda!“

„Um Gott — Herr Halven —“

„Erschrecken Sie doch nicht so. Ich bin zurückgekommen, ja, das ist doch kein Verbrechen!“

„Wenn Papa —“

Er seufzte ungeduldig auf.

„Er wird es nicht erfahren, ich habe dafür gesorgt.“

Sie rückte ein wenig zur Seite, aber er setzte sich nicht, sondern lief unruhig vor der Bank auf und ab. Eine ganze Weile sprach er kein Wort, dann jagte er heftig:

„Wieder nichts, nichts. Ich muß verzichten, wenn nicht —“ Jetzt war er vor ihr stehen geblieben und starrte ihr ins Gesicht, und obwohl sie die Augen nicht zu ihm aufhob, fühlte sie doch, daß der Ausdruck seiner Züge immer finsterner wurde.

„Lockern Sie das Haar ein wenig und streichen Sie es über die Ohren,“ jagte er dann plötzlich schroff. „Ich bat Sie schon so oft darum. Wie kann man eine so spießbürgerliche Frisur tragen, wenn man einen so wunderbaren Haaranjaz hat.“

Sie gehorchte stumm. Dann sah sie mit einem halben Lächeln durch die mehr und mehr zunehmende Dunkelheit zu ihm auf.

„Ist es gut so?“

Er seufzte.

„Sehr gut.“

Er zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche und zeichnete mit dem silbernen Bleistift, den er an der Uhr trug, ein paar Striche hin. Dann schüttelte er unmutig den Kopf, steckte das Büchelchen wieder zu sich und setzte sich neben sie.

„Sagen Sie, Fräulein Hedda, wäre es nicht möglich, da drin bei Lampenlicht eine ganz kleine Skizze zu machen? Ich bin durch Ihren fortgesetzten Widerstand schon so heruntergekommen, daß ich mit dem Geringsten zufrieden bin. Sie haben gerade heut einen Ausdruck — dazu das so geordnete Haar — wenn ich eine kleine Bleistiftskizze von Ihnen hätte, und dann fände sich ein Modell, das nur einigermaßen möglich wäre — vielleicht könnte ich's dann doch noch durchführen.“

Hedda war aufgestanden und schritt stumm neben ihm her dem Hause zu. Nach einer kleinen Weile fragte sie bellommen:

„Man wird es nicht erkennen, bestimmt nicht? Nicht wahr, nein?“

„Wenn Sie es nicht wünschen, gewiß nicht.“ Er sagte es ganz ruhig und höflich, um sie nicht wieder zu verscheuchen. Innerlich aber dachte er: „Der Teufel hole die bürgerliche Philisterei!“

Hedda ließ im Speisesaal Licht machen und setzte sich Halben an dem großen runden Eßtisch gegenüber.

Er zog Skizzenbuch und Stifte aus der Tasche und fing eifrig zu zeichnen an. Sobald er bei der Arbeit war, wurde er ein ganz anderer. Er begann lebhaft über die Motive und die künstlerischen Absichten seines Bildes zu sprechen. Er schilderte Hedda das schon vollendete, die Wagen, Pferde und Kutscher, die Blumenfülle in und um die eleganten Equipagen, vor allem die weißen Lilien, mit denen der Wagen der Demi-mondaine geschmückt war. Augeniert, als ob er einen guten Kameraden vor sich habe, erzählte er von dem Leben, das diese „Damen“ in Paris führen und welche Rolle sie in der Gesellschaft spielen, bis Heddas nach und nach mit immer dunklerer Blut übergossenes Gesichtchen ihn daran mahnte, wer seine Zuhörerin sei. Ungemach ließ seine gute Laune wieder nach. Er warf das Buch auf den Tisch, sprang auf, nahm es wieder zur Hand, verglich die Zeichnung mit dem Original und warf sie wieder fort.

„Nein, so geht's nicht — die Farbe fehlt, das Licht, die Stimmung. Aber ich danke Ihnen doch, Fräulein Hedda; ich weiß, Sie haben mir schon damit ein großes Opfer gebracht.“ Er reichte ihr beide Hände und hielt die ihren einen Augenblick in den seinen fest. „Sehen Sie, so, so möcht' ich Sie haben: Mit diesem schwermütigen Blick, dem nur noch etwas Wärme fehlt, das pitante Gesichtchen, mit seinem Farbenschmelz, die seine Gestalt —“

Er feierte mit Blicken und Worten ganz ungeniert ihre gesamte Persönlichkeit, ohne zu ahnen, wie peinlich das scheue Geschöpf, vor dem niemand sonst sich auch nur bis zu einem banalen Kompliment wagte, davon berührt werden mußte. Dann plötzlich, für Hedda ganz unmotiviert, slog etwas wie ein Lächeln über seine Züge.

„Diese nonnenhafte Kleidung, Fräulein Hedda, paßt freilich nicht zu dem Bilde, das mir vorschwebt. Ich dachte mir ein leichtes Flortkleid, ultramarinblau, am Hals ein wenig geöffnet, überall lose, weiche, weite Falten, nirgend etwas Steifes, in konventionelle Formen Gepreßtes. Das ganze Weib muß etwas unendlich Weiches, Fließendes, Hingebendes haben.“

Er wartete einen Augenblick auf eine Antwort. Da sie nicht kam, ließ er ihre Hände aus den seinen, packte seine wenigen Gerätschaften zusammen und schickte sich an zu gehen.

„Gute Nacht, Fräulein Hedda, und nochmals besten Dank.“

Sie holte tief Atem, als ob sie nach einem besonderen Wort oder Ausdruck ränge, aber sie kam nicht weiter als bis zu einem scheuen, gedrückten Gute Nacht.

Hedda konnte in dieser Nacht kein Auge schließen. Alles, was ihr schon vor Halbens Rückkehr auf der einsamen Gartenbank Kopf und Herz bewegt hatte, drang jetzt mit verstärkter Gewalt auf sie ein. Gewöhnung und Erziehung, ein ganzes Leben, in den Grenzen bürgerlichen Herkommens verbracht, schien in seinen Grundfesten erschüttert werden zu sollen. In der selbstverständlichsten Weise wurde plötzlich von Dingen vor ihr gesprochen, die ihr bisher sorgjam

fern gehalten worden waren, und von denen sie nur dunkel geahnt hatte, daß sie da seien und einen starken Anteil haben mußten an dem, was das Leben hieß. Wie der Sturmwind über einen eng umhegten, still blühenden Garten war Haldens sorgloser Egoismus über ihr junges Dasein hergefahren, zerstörend und vernichtend, zugleich aber neue, fruchtbringende Saat herbeitragend. Vom ersten Tage an hatte sie gefühlt, daß ihr Leben bisher leer wie ein unbeschriebenes Blatt, jetzt erst seinen Inhalt erhalten habe, hatte sie gefühlt, daß mit seinem Kommen sich ein unbestimmtes Sehnen erfüllt habe, das das Leben erst wert mache, gelebt zu sein. Aber keine Stunde des Glückes hatte ihr dies erfüllte Sehnen bisher gebracht, nichts als Bedenken und Kämpfe, ein fortwährendes Hinausgestoßenwerden aus der Gewöhnung des Daseins. Haldens Eigenart, sein ungebärdiges Künstlerblut, sein glühender Ehrgeiz fesselten und hielten sie in ihrem Bann, gleichzeitig aber schreckten seine, ihr brutal erscheinenden Forderungen sie zurück und machten sie so scheu, daß sie sich mit ihrer eignen, unbewußt starken Persönlichkeit bis in den tiefsten Winkel ihres Herzens vor ihm vertrösch.

Nach diesem letzten Abend aber hatte sich doch eine starke Wandlung in ihr vollzogen.

Wieder war etwas Neues an sie herangetreten, das sie bisher nur unklar empfunden, das Gefühl, daß auf ihre Schultern etwas Besonderes und Schweres gelegt sei: die Verantwortung für einen großen Gewinn oder erheblichen Verlust an einer Künstlerschaft. Diese Erkenntnis stand heute, losgelöst von allem Persönlichen, zum erstenmal klar vor ihren Augen. Heut erst empfand sie auch, daß Haldens Begehren an sie mit den Gunstbezeugungen, die sonst ein Mann wohl von einem Mädchen verlangt, nicht das geringste zu schaffen haben, und daß seiner Forderung, die ihr bisher so brutal erschienen war, kein Gran kindischen Trostes, Verjagtes zu erreichen, beigemischt war. Es war ihm mit heiligem Ernst um ihre Person für sein Kunstwerk zu thun, das mit ihrem Willen entstehen konnte, ohne denselben vergehen mußte. Von dieser Ueberzeugung ganz durchdrungen, kämpfte sie Tage und Nächte hindurch. Der Umstand, daß sie hinter dem Rücken des Vaters würde handeln müssen, der sie vordem erschreckt, war völlig in den Hintergrund getreten. Es handelte sich nur noch darum, was stärker in ihr war, die Abneigung, ihm ihre Person hinzugeben als Vorbild für ein Geschöpf, das ihr einen beinahe körperlichen Widerwillen einflößte, oder der heiße Wunsch, seiner Kunst einen werththätigen Dienst zu erweisen. —

So rang und schwankte sie noch, als nach einer Woche etwa ein Brief Haldens an ihren Vater eintraf, die Antwort auf die Aufforderung des Kommerzienrats, ihn dieser Tage wieder aufzusuchen, um die kürzlich versäumte Rücksprache nachzuholen.

Haldens Brief war kurz und steif gefaßt. Er kündete den Besuch eines Kollegen statt seiner an, der befähigt sei, die Restaurierung gleich selbst vorzunehmen. Er selbst müsse jeder Ablentung aus dem Wege gehen. Da er seinen „Korso“ aus Mangel an einem passenden Modell nicht vollenden könne, habe

er ein altes Motiv wieder aufgenommen, in das er sich erst mühsam hineinleben müsse. Bis dahin sei er gezwungen, jede Zerstreuung zu vermeiden.

Der Kommerzienrat war über diesen Brief augenscheinlich sehr verstimmt. Er brummte etwas von Künstlermarotten und Künstlerempfindlichkeiten, und es verbesserte seine Laune keineswegs, daß seine Tochter an diesem Tage nicht bei Tisch erschien, sondern sich mit heftigen Kopfschmerzen entschuldigen ließ. Hätte er Hedda während dieser Stunden zu sehen Gelegenheit gehabt, der Aerger über den Maler würde vor der Sorge um sein Kind bald verflogen sein. Bläß bis in die Lippen, mit großen, starren, übernächtigen Augen saß sie da, reglos durch Stunden. Dann erhob sie sich, schüttelte sich, als ob sie etwas körperlich Schweres von sich abwälzen wollte, strich das Haar aus der Stirn, stürzte ein Glas Wasser hinunter und klingelte nach ihrer Jungfer. Das Mädchen, eine diskrete und anständige Person, die schon jahrelang im Hause war, erhielt die Anweisung, Heddas Schneiderin aufzuzuchen und ihr den Auftrag zu überbringen, heute abend noch mit blauen Florproben zu ihr zu kommen. Nachdem das Mädchen gegangen war, kleidete Hedda sich um und ging zu ihrem Vater hinunter, der mit der „Wossischen Zeitung“ auf der Gartenterrasse saß. Der Kommerzienrat schien den Aerger über Haldens Ablehnung noch nicht verwunden zu haben. Er fing gleich wieder von dem Brief zu sprechen an und teilte Hedda seinen Entschluß mit, den von Halden empfohlenen Maler abzulehnen.

„Ich will keine fremden Leute im Hause haben. Wer weiß, was das für ein Windhund ist. Kommt er nicht selbst, um mir Genaueres über den Empfohlenen zu sagen, mögen die Bilder bleiben wie sie sind.“

Hedda sagte nichts dafür und nichts dagegen. Bei sich aber dachte sie mit einem Gefühl schmerzlich-süßer Erleichterung: „Er wird wohl selbst kommen und meinen Wunsch befriedigen.“

Das blaue Florkleid war bestellt. Als Hedda es zum erstenmal anlegte, ganz so, wie Halden es ihr geschildert, am Hals ein wenig geöffnet, in weichen, weiten, losen Falten, dazu das Haar, so wie er es angeordnet, in lockeren Wellen über dem Ohr, fuhr sie erschreckt vor ihrem eignen Spiegelbild zurück. War sie das wirklich, sie, Hedda Feiler?

Sie kannte sich selbst kaum mehr. Etwas Fremdes sah sie aus dem Bilde an, etwas, das sie ihm, dem fremden Manne, immer näher rückte und sie selbst immer weiter von sich entfernte.

Sie ließ eine geschlossene Droschke rufen, gab der Jungfer Befehl, sie zu begleiten, und stieg, in einen weiten Mantel gehüllt, hinunter, um ihrem Vater zu sagen, daß sie der Einladung einer Freundin für den Nachmittag folge. Sie, die niemals den Schatten einer Unwahrheit über die Lippen gebracht hatte, errödete nicht einmal bei dieser ersten bewußten Lüge ihres Lebens. So ungeheuerlich dünkte ihr, was sie vorhatte, so ganz durchdrungen war sie von der Mission, der sie das Zarteste und Keuscheste in sich zum Opfer brachte, daß diese vorbereitende Unwahrheit ihr kaum bemerkenswert erschien.

Eine Viertelstunde später hielt die Droschke in einer Privatstraße vor dem

Hause, in dem Halben sein Atelier hatte. Unterwegs hatte sie der Jungfer mitgeteilt, daß Herr Halben sie zur Ueberraschung für ihren Vater male, und ihr strenge Verschwiegenheit anbefohlen.

Sie hatte Halben seit jenem Abend, an dem er die kleine Bleistiftskizze von ihr gemacht hatte, nicht wiedergeesehen. Kein schriftliches Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, auch von dem, wozu sie sich durchgerungen, hatte sie ihm keine Mitteilung gemacht. Sie hatte gefürchtet, daß irgend etwas sie wieder von ihrem Entschluß zurückschrecken würde, wenn sie ihm vorher davon sprach. Was dies Etwas sein würde, wußte sie nicht, aber sie fühlte, daß ihr Vorhaben keine vorbereitenden Erörterungen vertrug. Es mußte ausgeführt werden, rasch und impulsiv, ohne Rückschau oder Vorschau, sollte es überhaupt dazu kommen. Daß sich irgend ein störender Umstand zwischen Absicht und Ausführung würde stellen können, wenn sie, ohne daß er es ahnte, zu ihm kam, daran dachte sie nicht einmal, so völlig war sie hingenommen von dem, was der Entschluß innerlich für sie bedeutete.

So war sie völlig sprach- und fassungslös, als der öffnende Diener die Antwort gab, daß Herr Halben nicht zu Hause sei, auch nicht gejagt habe, wann er zurückkomme. Sobald Marie, die Jungfer, diese Fassungslösigkeit ihrer Herrin bemerkte, bemächtigte sie sich gutmütig der Situation.

„Wir sind herbestellt, der Herr Halben will ein Bild von dem Fräulein machen. Er wird sicher gleich wieder kommen.“

Der Diener warf einen vielsagenden schmunzelnden Blick auf das pikante Köpfchen Heddas, auf ihre unter dem Mantel hervorsehende leichte Gewandung und öffnete die Thür zum Atelier. Während das Fräulein voranschritt, flüsterte er der Jungfer zu:

„Sie, das hätten Sie doch gleich sagen können, daß es ein Modell ist. Warum haben Sie denn so ekelig vornehm gethan?“

Marie zuckte die Achseln, sie begriff kein Wort von dem, was der junge Mensch flüsterte und ging ihrer Herrin nach, die mitten in dem mäßig geräumigen, hellen und luftigen Raum stand und sich mit großen fragenden Augen umjah, wie in einer fremden, nie gekannten Welt.

Wirklich hatte Hedda Feiler nie vordem den Fuß in eine Künstlerwertstatt gesetzt. So benommen war sie von diesem Fremden und Unerwarteten, daß sie Marie, die sich ihr näherte, winkte zurückzubleiben, um allein und ungestört sich ganz den Eindrücken hinzugeben, die auf sie einbrangen. Ohne daß sie es merkte, war ihr der Mantel von den Schultern geglitten. Marie hob ihn auf und legte ihn in eine Ecke auf eine alte Truhe. Dann schlich sie sich selbst zu dem Diener hinaus.

Das ganze Treiben ihres Fräuleins war ihr unheimlich geworden. Vielleicht konnte der junge Mensch da draußen Aufklärung geben.

Erst als Hedda mehr fühlte als sah, daß sie allein gelassen war, rührte sie sich vom Fleck und trat langsam und scheu vor die Staffelei, die dicht an das einzige große Fenster gerückt stand.

Die Arbeit an dem Bilde schien erst kürzlich unterbrochen worden zu sein,

die Farben auf der Palette sowohl als auf der Leinwand waren noch feucht. Der Malstock lehnte, wie eben aus der Hand gestellt, gegen den Rand des Bildes, Farbentuben und Lackfläschchen lagen und standen auf den vorspringenden Leisten der Staffelei umher.

Hedda erkannte auf den ersten Blick, daß das Bild das Motiv aus Capri vorstellte, von dem Halben ihr gesagt, daß er es ohne Lust und Freudigkeit statt des „Korso“ schaffen würde, nur um nicht mit ganz leeren Händen zu kommen. Diese Unlust an dem Wert schien keine leere Redensart gewesen zu sein. Wirklich sah sie etwas Trauriges, Zerfahrenes, Unfrohes aus dem Bilde an, etwas, das ganz und gar nicht zu dem blauen südlichen Himmel passen wollte. Wieder legte sich das Gefühl einer schweren Last der Verantwortung auf Heddas Brust und wich erst von ihr, als sie sich wieder bewußt wurde, zu welchem Zweck sie hergekommen sei. Weiter schweiften ihre Blicke von dem unfrohen Bilde fort, durch den Raum, der mit seiner scheinbar schlichten Einrichtung in englischem Stil einen überaus harmonischen Eindruck machte. Driiben an der Wand lehnte, in verhüllende Tücher eingeschlagen, eine große längliche Leinwand. Nach dem Format und der Größe zu urteilen, zweifellos das zurückgestellte Bild des „Korso“. Ein leichter Schauer überslog Hedda, als sie davor hintrat. Es war ihr plötzlich vor diesem, in graue Tücher gewickelten Kunstwerk, als ob ein Totes sie anstarrte. Würde er es auferwecken können zu neuem Leben, oder hatte sie zu lange gezögert? Waren ihm Stimmung und die rechte Freudigkeit dafür in dem langen Kampf verloren gegangen? Müde von all den gegeneinander anstürmenden Empfindungen, die während der letzten Tage auf sie eingedrungen waren, ermattet von der Wucht des Entschlusses, zu dem sie sich aufgestachelt hatte, sank sie in einen Stuhl und schloß auf Minuten die Augen. Eine unfägliche Erschlaffung hatte sich ihrer bemächtigt. Wie losgelöst vom Körper hingen ihr die Glieder schwer herab, und ihre Gedanken umkreisten träge nur noch den einen Punkt: „Würde dies nun endlich den Frieden bringen?“

Die Thür ihr gegenüber öffnete sich geräuschvoll. Sie hatte nicht die Kraft, sich zu rühren. Unbeweglich blieb sie in dem Sessel sitzen, nur ihre Augen gingen mit ernster eindringlicher Frage zu dem Eintretenden hin. Friß Halben stand auf der Schwelle. Regungs- und bewegungslos wie sie. Wie ein vom Himmel herabgefallenes Wunder starrte er das schlanke, schwarzhaarige Weib mit den müden, melancholischen Augen, in dem blauen, fließenden Gewande an. Dann stieß er einen leisen, unartikulierten Schrei aus und stürzte auf Hedda zu. Er beugte sich über die bleichen Hände der still Daisenden und bedeckte sie mit heißen Küffen. „Dank, Dank,“ murmelte er kaum hörbar.

Sie entzog ihm die Hände und fragte mit leiser, müder Stimme:

„Ist es gut so?“

Er nickte stumm und verschlang das Bild, das er so lange geträumt, und das er nun leibhaftig vor sich sah, mit seinen Blicken.

Eine Weile hielt sie abwechselnd errötend und erbleichend seinen Blicken stand. Dann bat sie flüsternd:

„Bitte, malen Sie nun gleich. Ich darf nicht zu lange ausbleiben.“

Er bewegte kaum merklich verneinend den Kopf. Nach und nach ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Aus der feurigen, naiven Begehrlichkeit des Künstlers, der endlich gefunden, wonach er lange hoffnungslos gesucht und in dem Gefundenen jubelnd ein Stück hellgewordener Zukunft begrüßt, wurde eine große, selbstqualerische Frage, und aus der Frage eine herbe, vorwurfsvolle Selbstanklage. Jetzt, nachdem sie endlich zu ihm gekommen war, nachdem sie sich zu dem Entschluß durchgerungen, ihm zu Willen zu sein, fühlte er erst, was er von diesem feinen, sensibeln Geschöpf eigentlich verlangt hatte, und wie brutal seine Forderung einer solchen Weibnatur gegenüber gewesen war. Ihre müde Haltung, ihre traurigen Augen, sprachen beredter von dem, was er ihr angethan, als ihre Lippen es je vermocht. Gleichzeitig aber kam ihm die beglückende Erkenntnis, welche eine Fülle von Verständnis und aufopfernder Zuneigung dazu gehört haben mußte, dies junge Weib zu vermögen, ihm ihre Scheue, zarte, duftige Eigenart für ein Motiv zu bieten, das sie verabscheuen mußte. Zu Boden gedrückt von diesen beiden zugleich auf ihn einstürmenden, machtvollen Empfindungen stürzte er vor ihr nieder, stammelnd und bittend, ihre Verzeihung für die Qual zu erflehen, die er ihr auferlegt, Anklage auf Anklage gegen sich häufend. Sie wehrte der Festigkeit seiner Vorwürfe, sie versuchte ihn zu beruhigen und bat ihn flehentlich, an die Arbeit zu gehen. Sollte das, was er selbst ein Opfer nannte, vergebens gewesen sein?

Halben aber schüttelte heftig verneinend das Haupt, und sich wieder aufrichtend, hob er sie selbst sanft aus dem Sessel auf. Sie bei beiden Händen haltend, sah er ihr tief in die Augen, die scheu fragend in den seinen ruhten.

„Erst, Hedda, sagen Sie mir, daß Sie meine Brutalität verzeihen können, die niemals bedacht, was sie verlangte, sondern nur immer rücksichtslos das eigne Ziel im Auge hatte. Wenn Sie mir das gesagt haben, dann will ich Sie etwas andres fragen, und von Ihrer Antwort wird es abhängen, ob mein Bild da drüben lebenslang in seinen Leichentüchern stecken bleiben wird, oder ob es durch Sie Leben erhalten darf!“

Fester preßte er ihre Hände zwischen den seinen, da sie nicht sprach.

„Hedda!“

Sie senkte die Augen, aber sie ließ die Hände in den seinen ruhen.

„Sie wissen ja, daß ich Ihnen verzeihe. Wäre ich sonst gekommen?“ Und sich aufraffend aus der weichen hingebenden Stimmung, die sie überkommen hatte, fügte sie, ihm ihre Hände entziehend und sich zum Scherz zwingend hinzu: „Und nun malen Sie, malen Sie, Sie kommen sonst mit leeren Händen nach Paris!“

Er sah ihr lange und ernst in die Augen mit einem Blick, den sie nie zuvor in den seinen gesehen.

„Nein, Hedda, ich nehme das Opfer nicht an, es sei denn, Sie gäben mir ein Recht dazu, das kein Wägen und Feilschen kennt, das alles nehmen darf, weil es alles giebt, — das Recht der Liebe.“

Sie war ein paar Schritte weit vor ihm zurückgewichen und hielt sich mit bebenden Fingern an der Stuhllehne fest, in der sie zuvor gesessen. Ein Schleier zerriß vor ihren Blicken, eine Binde fiel von ihren Augen, die sie selbst künstlich darum gelegt.

Wäre sie denn überhaupt im Stande gewesen, sich ihm darzubieten für seine Kunst, wenn sie ihn nicht geliebt hätte, fast vom ersten Augenblick an, da sie sich gezeigten?

Die Hände waren ihr von der Lehne gesunken. Schlaff und weich hingen sie an dem blauen Gewand herab. Ihre Lippen bewegten sich kaum, aber ihre Augen sprachen eine Sprache, die nicht mißzuverstehen war.

Halben stürzte auf sie zu und schloß sie in seine Arme, und das schöne, scheue Geschöpf wehrte ihm nicht, als er diese stummen Lippen wieder und wieder küßte und ihren durch den leichten Flor weiß leuchtenden Körper so fest in seinen Armen hielt, als ob er ihn nie wieder lassen wollte.

Die Liebe hatte den Riegel, der ihre ganze Wesenheit verschlossen gehalten hatte, gesprengt, und Liebe und wieder Liebe nahmen und gaben diese jungfräulichen Lippen.

Die Dämmerung sank herein, als sie den stillen alten Park betraten. Wie verschlafen lag das gelbliche verwitterte Haus, nur die Zeiger der alten Uhr zwischen den steiflinigen Gitterstäben tickten rastlos fort.

Der Kommerzienrat war noch nicht aus der Stadt zurück. In wortlosem Glück traten die beiden auf die Gartenterrasse hinaus. Lautlos standen die Zweige der alten Baumriesen. Nur hinten, von den weidenumstandenen Teichen her wurde ab und zu eine halbverschlafene Tierstimme laut.

Eng aneinander gelehnt standen die beiden Glücklichen und blickten in die Stille. Sie hatten sich wenig gesagt bisher, nur ihre Augen und ihre Hände hatten stumm berebete Zwiesprache geführt. Jetzt fragte sie, sich an ihn drückend mit ihrer leisen Stimme:

„Wann wirst du mich malen, Fritz?“

„Wenn du mein Weib bist,“ flüsterte er zurück, „und begriffen und verziehen haben wirst.“

Er küßte sie heiß und lange, aber sie floh nicht vor ihm zurück. Sie fühlte, daß die Liebe, die sie gab und empfing, so groß und rein war, daß die Lösung des dunkeln Lebensrätsels durch diesen Mann sie nicht verletzen würde.





## Garibaldis Landung in Marsala.

### Persönliche Erinnerungen.

Von

D. Baratieri.

Der Tag des 11. Mai 1860 bricht an.<sup>1)</sup>

Im Osten lagert sich eine purpur- und goldfarbene Binde über das sizilische Meer und überflutet nach und nach das ganze Gesichtsfeld; unten unterbricht ein schwarzer Strich die Binde. An Bord der „Piemonte“ muntern die Freiwilligen sich auf. Die Nacht war unruhig gewesen: zunächst hatte uns die Gefahr eines Angriffs von dem bourbonischen Geschwader gedroht, dann die eines Zusammenstoßes mit dem „Lombardo“. Nun zieht sich der „Lombardo“ in kurzem Abstand von uns durch die ruhigen, dunkeln und Funken sprühenden Fluten südwärts zurück.

„Was ist jener dunkle Streif?“

„Es ist das Kap San Vito,“ entgegnet ein Sizilianer. „Dahinter liegt die Bucht von Castellammare. Dort die schwarzen Punkte bugwärts vor uns sind die Negatischen Inseln. Hat man sie hinter sich, so kommt man nach Trapani und Marsala. Vor Mittag werden wir an Land sein.“

Die Brücke des Dampfers ist so voll Menschen, daß die Seelente kaum passieren können. Alle versuchen ihre Glieder auszurecken und sich von der nächtlichen Störung zu erholen. Wir bilden am Bug eine kleine Gruppe von Studenten und unterhalten uns lebhaft über das in der vergangenen Nacht Vorgefallene. Plötzlich fahren alle zusammen und bleiben regungslos stehen. Garibaldi kommt auf uns zugechritten, während der Dampfer sich dem Straude nähert und die Sonne hinter der Insel Favignana mit dem ganzen Glanze der sizilianischen Sonne emporsteigt. Garibaldi, der Begründer der Völkerfreiheit und der italienischen Unabhängigkeit! Wir alle fühlen, daß wir unter seinem Panne stehen. Ich betrachte ihn schweigend und bebend, mit der ganzen Begeisterung meiner achtzehn Jahre, mit meiner für die Erhebung des Vaterlandes erglühenden Seele und mit meinem unerschütterlichen Glauben an die

<sup>1)</sup> Am 5. Mai 1860 verließ General Garibaldi mit wenig mehr als 1000 Freiwilligen, die sich auf den beiden Handelsdampfern „Lombardo“ und „Piemont“ eingeschifft hatten, Quarto bei Genua in der Absicht, die sizilianische Erhebung gegen die Bourbonen von Neapel zu unterstützen. An Bord enthüllte er das dreifarbige Banner und stellte als Programm den Wahlspruch auf: „Italien und Victor Emanuel.“ Am 11. Mai landete er in Marsala; am 15. errang er den Sieg bei Calatafimi; am 30. zog er in Palermo ein, und so sicherte die Abseugung der Bourbonen die Herstellung der Einheit Italiens.

Anmerkung der Redaktion.

bevorstehende Befreiung Siziliens und die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel. Der „General“ ist wie gewöhnlich ernst und ruhig; die aufgehende Sonne wirft ihren Schein auf seinen goldgelben Bart und läßt seine männliche Gestalt doppelt wirksam hervortreten. Das Dampfschiff geht unterdes immer langsamer und bleibt stehen, und es steigt ein sizilianischer Fischer an Bord, klein, sehnig, schwarz, mit blihenden Augen — ein Typus, ganz von Kraft und Feuer erfüllt, den ich seither häufig bei den sizilianischen Soldaten angetroffen habe.

Garibaldi redet ihn mit wenigen und bestimmten Worten und mit seinem ausgeprägt gemessenen Accente an; der Fischer antwortet, allein ich verstehe seinen eigentümlichen Dialekt nicht.

Garibaldi fährt sich mit der Hand über die Stirn, streckt dann seinen Arm nach Südost aus und giebt mit seiner klangvollen und gebieterischen Stimme die Weisung: „Auf nach Marjala!“ Darauf begiebt er sich mit seinem breitspürigen Gange, den er vom Seemann und dem Maune, der sich viel zu Pferde bewegt hat, an sich hat, nach der Brücke.

Wir wenden uns dem Werke des bevorstehenden Tages zu.

Mit andern Studenten der Universität Pavia hatte mich der Oberst Orsini genommen, um unsre Geschütze zu bedienen. Es befanden sich an Bord: ein altes, schadhafteß Feldgeschütz, zwei sechszöllige Kanonen aus Bronze ohne Lafette und eine kleine vierzöllige Kanone gleichfalls aus Bronze. Die beiden Kanonen hießen „Arbitro“ und „Giocondo“, und die Namen wurden als Zeichen von guter Vorbedeutung genommen. Es handelte sich jetzt darum, die Ladung für die Kartätschen herzustellen, das Material, das wir in Talamone an Bord genommen hatten, in Ordnung zu bringen und die Orsinibomben an die Freiwilligen zu verteilen, da wir uns eines Angriffs von seiten des neapolitanischen Kriegsgeschwaders, das die sizilianischen Gewässer bewachte, zu versehen hatten.

Die vorhergehende Nacht hatten die bourbonischen Schiffe sich unsrer vergewissert; aber Garibaldi hatte (wie man sagte) eine weite Schwenkung ausgeführt und war dann unversehens in den Negatischen Archipel eingedrungen. Hätte das neapolitanische Geschwader uns dort ausgekundschaftet, so wäre uns nur ein Rettungsweg übrig geblieben — der Enterkampf —, weil wir nur zwei kleine und langsame Haubeldänpfer hatten, an deren Bord die „Tausend“ sich in sehr ungünstiger Lage befanden. Waren wir einmal entdeckt, dann war Flucht unmöglich; an einen Kampf gegen Schiffe mit schweren Geschützen war nicht zu denken — darum hätte unser einziges Heil in dem Entern bestanden.

Wir sprachen darum von dem Kampfe Bord an Bord und riefen uns das klassische Beispiel von Rom und Karthago, dessen Schauplatz gerade diese Gewässer gebildet hatten, ins Gedächtnis zurück, und der Schatten des Duilius, der nicht weit von hier die erste römische Flotte in einen Enterkampf verstrickt und ihr dadurch zum Sieg verholfen hatte, nahm in der Gestalt Garibaldi's wahrnehmbar Fleisch und Leben an. Die mir angeborene Liebe zum Vaterland und zur Freiheit hatte sich gerade beim Studieren des klassischen Altertums

entwickelt, und ich hatte unter meinen bescheidenen Gepäckstücken eine Taschenansgabe des Sallust und des Tacitus bei mir.

In dem Gewässer von Megusa (der Favignanischen Insel) hatte Lutatius Catulus die gesamte von Hanno befehligte Flotte Karthagos vernichtet. Alles verriet uns in Begeisterung, der azurblaue Himmel, das aufleuchtende Meer, die Erinnerung an die Vergangenheit und die ruhige Gestalt des „Generals“.

Uns schien der Entertkampf das einfachste und am raschesten zum Ziele führende Kriegsmanöver zu sein. Wir würden uns mit vollem Dampf auf den Feind stürzen, wir würden unsre Bomben schleudern und uns, die entstehende Verwirrung zu nuße machend, an Bord schwingen; einige der Offiziere und Mannschaften der neapolitanischen Kriegsschiffe würden für die Einheit Italiens eintreten und sich auf unsre Seite schlagen. Gewiß würden viele von uns ins Meer fallen; viele würden von Geschossen zerrissen, den Tod finden; aber was für ein schöner Tod, was für ein herrliches Grab würde das sein . . . auf dem Meeresboden zwischen Europa und Afrika, während sich die Felsriffe der Megatischen Inseln als ein unvergängliches Denkmal erheben und unser Tod ganz Italien zur Rache, zur Auferstehung und endgültigen Befreiung aufrufen würden!

Da taucht Capo Boca (Lilybaum), da Marsala auf! Im Hafen liegen zwei Schiffe; nichts wahrscheinlicher, als daß es zwei bourbonische Kriegsschiffe sind, die uns im Augenblicke, da wir das Ziel erreichen sollen, in die größte Verlegenheit bringen werden! Das Herz pocht uns; wir warten auf Befehle, aber keiner wird erteilt. Ich ordne die Bomben, deren sich Orsini zu seinem Animate auf Napoleon III. bedient hat, und die für mich eine fürchterliche Waffe darstellen, in einer Reihe an; ich sehe nach Garibaldi, der ruhig und heiter, ein Fernglas in der Hand, bei Oberst Orsini auf der Brücke steht. Inzwischen kommt ein Fahrzeug an uns vorüber, das auf Ausrufen des Kapitäns Castiglia, des Befehlshabers der „Piemonte“, meldet, daß vor Marsala zwei englische Kriegsschiffe vor Anker liegen.

„England,“ so sagten wir uns, „steht der italienischen Erhebung freundlich gegenüber. Mazzini hat genugsam gearbeitet, und die öffentliche Meinung ist durchaus für uns. Gladstone hat die bourbonische Regierung eifrig bekämpft und sie eine Verleugnung Gottes genannt; sie mußte unter unsern Streichen zu Grunde gehen.“

Wie armselig waren diese Streiche! Wir waren, glaube ich, 1086 Mann, schlecht bewaffnet, ohne sonderliche Ausrüstung, nicht alle in der Waffenführung geübt, von jedem Alter, von 18 bis 60 Jahren, von jedem Stande, von jeder Sorte . . . aber alle einig in dem glühenden Gedanken, Sizilien zu befreien, und zusammengehalten von dem moralischen Uebergewichte und der Energie Garibaldis. Zum Teil waren es alte neapolitanische und sizilianische Patrioten, die nach der Revolution von 1848 und 1849 dem Kerker und dem Galgen entflohen und ausgewandert waren, Staatsbeamte und Militärs, ehemalige adlige Grundbesitzer und schlichte Leute aus dem Volke; zum Teil waren es alte Waffengefährten Garibaldis, die mit ihm in Amerika und später in Rom im Jahre 1849 gegen

Frankreich und 1859 gegen Oesterreich gekämpft hatten; es waren Genuesen von der republikanischen Partei, stolz und unverföhnlich, die unter dem Befehle des Hauptmanns Mosto sich rühmten, die Kerntruppe des „Generals“ auszumachen; es waren junge Leute aus der Lombardei, meist aus der Gegend von Bergamo, aus jeder gesellschaftlichen Stellung, angeworben von Kapitän Nullo, einer der charakteristischsten Typen der Garibaldianischen Zeit; es waren Studenten, hauptsächlich von den Universitäten Pavia und Padua. Der größere Teil der jungen Leute hatte den Feldzug des Jahres 1859 mitgemacht, und es waren unter anderm reichlich die Verteidiger von Venedig und Rom und die Ueberbleibsel aus den Aufständen und den Guerillakriegen der Jahre 1848 und 1849 vertreten.

Die schönsten Typen und die schönsten Charaktergestalten sind heute verschwunden. Giuseppe Sirtori, der Generalstabschef, eine stramme Soldatengestalt und zugleich ein für die Menschheit schwärmender Idealist, wegen der Einheit Italiens aus einem glühenden Republikaner allmählich zum monarchistischen Glauben bekehrt. Nino Bixio, der aufbrauende Achill des Zuges der „Tausend“, später General im italienischen Heere, gestorben, während er versuchte, dem italienischen Ausdehnungsgelüste die Wege nach dem Orient zu erschließen. Benedetto Cairoli, ein mildes, freundliches Gemüt, ein verföhnlicher Geist, der später das Mißgeschick hatte, mit allzu ehrlicher und allzu liberaler Gesinnung an der Spitze der italienischen Regierung zu stehen. Giacinto Carini, das schöne Musterbild eines ritterlichen Kriegers und eines eleganten sizilianischen Revolutionärs. Domenico Mauro, bereits Führer des kalabrischen Aufstandes in den Jahren 1848 und 1849, ein Poet und Schriftsteller von einem derartigen Idealismus, daß er sich in den Kämpfen von Calatafimi und Corleone in der vordersten Reihe unbewaffnet darstellte, weil er den Sieg der Revolution ohne Blutvergießen herbeiführen wollte. Oberst Orsini, früher neapolitanischer Offizier und Kriegsminister der Insurrektion von 1848, dann Kommandant in einem Arsenal zu Konstantinopel, ein bescheidener und stiller Mann, der ungenannt und unbekannt blieb, während andre zu den höchsten Stellen emporstiegen.

Sie sind alle tot; und tot sind auch fast alle meine Freunde aus jener Zeit, da wir, in einer der kühnsten Unternehmungen um die Wette unsern Eifer für die Verwirklichung unsrer politischen Ideale entfaltend, samt und sonders in uns den Keim zu Wert und Tüchtigkeit sich entwickeln fühlten. Unter den Lebenden muß ich Stefano Türri hervorheben, den Generalstabsoffizier Garibaldi's, den Vorkämpfer in dem Streite für die Unabhängigkeit Ungarns, der später die Schranken der Völkerzwietracht niederriß und nunmehr der Friedensherold für den unbegrenzten Fortschritt der Menschheit ist.

Niemals haben in der Geschichte Leute von so entgegengesetzter Art, die ihrer Bildung, ihrem Stande, ihrem Alter, ihrem Gefühl, ihrer Geschmacksrichtung und ihrer politischen Parteilstellung und Tendenz nach so verschieden voneinander waren, sich freiwillig so um einen einzigen Mann geschart und in kraftvoller Führung sich zu einem Unternehmen leiten lassen, das in militärischer wie

politischer Hinsicht so sehr auf die Macht und Ueberlegenheit eines einzigen Willens gestellt war.

So verschieden wie die Leute waren auch Kleidung und Bewaffnung. Meist gingen wir in Zivil, doch bunt und phantastisch herausgeputzt; einige trugen das rote Hemd, eine Erinnerung an Garibaldis Kriegszüge in Amerika und darum ein flammendes Symbol des ganzen südlichen Feldzugs; andre hatten die piemontesische Uniform beibehalten, und wieder andre hatten sich nach ihrem Belieben eine Uniform zurechtgemacht. An Gewehren war ein solcher Mangel, daß man sie uns genommen hatte, weil wir in der schlecht ausgerüsteten Artillerie dienten. Einzelne besaßen aus eignen Mitteln einen Revolver, andre ein Gewehr, und die Genueser Carabinieri hatten ihre guten Schützenkarabiner. Die Munition war unzureichend, da die Ladung ausgeblieben war, die in den Gewässern von Livorno hätte eingenommen werden sollen.

In unsern Gesprächen war die Rede davon, daß der sizilianische Aufstand gegen die Dynastie der Bourbonen bereits niedergeschlagen sei und nach den Megeleien von Palermo in Sizilien Ruhe herrsche; andre sagten, der Aufstand habe sich in Sizilien kräftiger als je entfaltet und Piemont und England werden uns zu Hilfe kommen — „Vittor Emanuel steht in vollem Einverständnisse mit Garibaldi“ —, und man wollte wissen, der künftige König von Italien habe Garibaldi einen Säbel mit der Inschrift „Es lebe die Republik“ verehrt, da er erklärt habe, er sei Republikaner, sobald es zur Wiebergeburt Italiens gekommen sei. Was mich anbelangt, so hatte ich — ohne daß ich eine ausgesprochene politische Meinung gehabt hätte — mit großem Beifall das Programm begrüßt, das an seiner Spitze die Worte „Italien und Vittor Emanuel“ trug, und betrachtete mit Freude das dreifarbige Banner, das über dem warmen und aufschäumenden Blau des Meeres flatterte.

Aber das republikanische Element war — trotz des durch den Krieg von 1859 erzeugten Umschwungs und trotz des überwiegenden Einflusses, den Garibaldi ausübte — der Zahl nach das stärkere. Viele unter den Tausend waren von Mißtrauen gegen Piemont erfüllt und namentlich gegen den Grafen Cavour, dem man vorwarf, er wolle die Revolution benützen, um sie zu bändigen und im Einverständnisse mit Napoleon III. Piemont zu vergrößern. Die Abtretung Nizzas, der Heimat Garibaldis, an Frankreich war in aller Munde. Es war natürlich, daß bei diesen Leuten, die zum Teil in geheimen Gesellschaften herangebildet und aus den republikanischen Selten während jenes erbitterten Kampfes gegen alle konstituierte Gewalt und unter stetem Gedenken an die Vergangenheit und Gegenwart Venedigs, Rom's und Genuas hervorgegangen waren, bei diesen Schülern Mazzinis und jungen Studenten — es war natürlich, sage ich, daß bei diesen Leuten der republikanische Gedanke das Uebergewicht hatte. Es kam das alles aber thatsächlich nicht in Betracht gegenüber dem Willen Garibaldis. Und andererseits gewann die Ausgestaltung des Gedankens eines einigen Italiens mit Vittor Emanuel an der Spitze immer mehr Boden, weil wir glaubten, die Republikaner seien unter sich zu sehr uneins und gespalten und um so leiden-

schastlicher, je mehr dem Sektentwejen verfallen, weil wir wußten, daß Mazzini mit Garibaldi nicht übereinstimmte, weil wir das Gefühl hatten, daß sich mit den Republikanern kein einiges und starkes Italien herstellen lasse, und weil die Republikaner uns für die Gegenwart keinen Stützpunkt und für die Zukunft keine organisatorische Macht darboten.

\*

Die beiden Dampfer hielten gleichmäßig den Kurs ostwärts nach dem Hafen von Marsala ein; auf einem der Radkasten sitzend, wandte ich mein Auge von Zeit zu Zeit dem „General“ zu und vergegenwärtigte mir in Gedanken sein abenteuerliches Leben, seine so beschwerlichen Reisen, seine Kämpfe in Amerita, seine Kriegslisten, seine Siege, seine Rückzüge, seine Verteidigung Roms und seinen heldenmütigen, mit zwei Jägerregimentern ausgeführten Vorstoß nach dem Süden der Lombardei im vorigen Jahre . . . und ich erkannte ihm jede Tugend und jeden Heldenpreis zu.

Garibaldi ist stets ruhig, bestimmt und ernst; beim Sprechen entfaltet er die *imperatoria brevitatis*, die seiner Geschmacksrichtung entspricht. Ich habe niemals bemerkt, daß irgendwelche unserer Führer mit ihm auf vertrautem Fuße gestanden hätten; eher verkehrte er in dieser Weise mit Leuten gewöhnlichen Schlags, die ihm jahrelang als Aufwärter dienten. Was meine persönliche Erfahrung anlangt, so habe ich, damals und später, Generale und Staatsmänner, starre Republikaner und stolze Monarchisten sich ihm stets zurückhaltend und gewissermaßen schüchtern nahen gesehen; er hat sie, wenn sie aufgefordert wurden, ihm ihre Meinung vorzutragen, mit mehr oder minder Freimut angehört, stets aber mit Blicken, wie das Bewußtsein höchster Machtvollkommenheit sie verleiht.

Das Meer erglänzt in seinem unermesslichen Blau, und im Osten dehnt ein langer weißer Streifen sich am Horizont aus; ein rötlicher und dunkler Strich, unterbrochen von glänzenden Punkten und den Unregelmäßigkeiten und Vorsprüngen der Küste, hinter der die Berge von Salemi sich erheben. Bei Punta Voca oder dem Kap Lilybäum zeigen sich die beiden Fahrzeuge, die uns schon als englische bezeichnet worden sind; aber rings ist alles still, und alles deutet auf eine ruhige Landung hin: die Natur und der Verlauf der Dinge sind unserm Unternehmen günstig.

Lilybäum war anfangs die Hauptstütze der karthaginienischen Herrschaft auf Sizilien; die Einnahme von Lilybäum wurde für die Römer der Ausgangspunkt für die Unterwerfung der Insel. Von Lilybäum aus unternahm Cäsar die Eroberung Afrikas. Gerade vor achthundert Jahren landete der Normanne Ruggiero mit derselben Anzahl von Leuten, als jetzt die Garibaldianer zählen, bei Lilybäum, um die Moslemin aus Sizilien zu verjagen.

Der Aufruf Garibaldis an die Sizilianer besagte unter anderm: — „Auf denn zu den Waffen! Wer nicht zu einer Waffe greift, ist ein Feigling oder ein Verräter am Vaterland. Der Vorwand, daß es an Waffen fehle, darf nicht

geltend gemacht werden. Wir werden Gewehre bekommen; aber für den Augenblick genügt jede Waffe, welche es auch sei, die von der Hand eines wackeren Mannes ergriffen wird. Die Ortsbehörden werden für die Frauen, Kinder und zurüchbleibenden Greise sorgen. — Zu den Waffen denn alle! Sizilien wird wieder einmal zeigen, wie sich ein Land von seinen Unterdrückern durch den starken Willen eines geeinigten Volkes befreit.“ —

Unterdes langen wir im Hafen an. Die Garibaldianer stürzen voll Ungeduld auf das Verdeck; aber sofort herrscht Ruhe, und es lassen sich die Stimmen der Befehlshaber vernehmen, welche die Compagnien zusammenrufen, und diese bilden sich in ordnungsmäßiger Weise. Der Name des Kommandierenden und der Ernst des Augenblicks stellen die militärische Disziplin her. Es ist kurz nach Mittag: die „Piemonte“ passiert die Spitze des Hafendammes, unmittelbar gefolgt von dem „Lombardo“, während die bourbonischen Schiffe mit vollem Dampf einsetzen, um uns zu verfolgen. Einige Barken nähern sich den Dampfern und legen sich diesen zur Seite. Einige der unsrigen springen hinein und fahren ans Ufer, um weitere Barken für die Bewerftellung der Landung heranzuholen.

Es verbreitete sich alsdann die Kunde, kein bourbonischer Soldat befinde sich in Marfala; die sizilianische Revolution habe sich auf das gebirgige Gebiet zurückgezogen; niemand erwarte uns hier, aber in Trapani befinde sich eine starke bourbonische Besatzung. Die Ausschiffung, mit der sofort begonnen worden war, wird mit großer Eile fortgesetzt. Wir mit den Geschützen müssen mit dem Landen bis zuletzt warten.

Ich betrachte das bezaubernde und mir ganz neue Schauspiel, fest auf den guten Ausgang des Unternehmens vertrauend; und meine Gedanken eilen weit, weit zurück, nach meinen Bergen des Trentino und nach meinem Gardasee, und doch voller Freude, das Element einer Unternehmung zu sein, die auf den Sturz eines Königreichs ausgeht, unter einem derartigen Führer und unter so günstigen Anzeichen für die Wiedergeburt Italiens. Doch ein dunkler Punkt stört mir die Freude: das Bewußtsein, weniger kräftig, weniger geschickt in der Waffenführung und weniger kampftüchtig zu sein als meine Gefährten, die erprobter sind, weil sie den Feldzug des Jahres 1859 mitgemacht haben.

Die Ausschiffung ist nahezu beendet, als plötzlich Kanonendonner meine Betrachtungen unterbricht. Es werden fort und fort Artilleriefalven gegen uns abgegeben, jedoch ohne uns etwas anzuhaben. Die Schüsse gehen entweder zu hoch und treffen die Küste, ohne unsre gelandeten Gefährten zu erreichen, oder zu tief und berühren nur das Wasser. An Bord empfangen wir die Feuertausche und begrüße mit meinen Kameraden die feindlichen Schüsse mit dem Rufe: „Es lebe Italien!“

Später erfuhr ich, die bourbonischen Schiffe seien die Fregatte „Stromboli“ und die „Partenope“ unter dem Befehle des Kommandanten Acton gewesen, der später Marineminister des Königreichs Italien wurde.

Es ist mehrfach geschrieben worden, Acton — der von italienischer Gesinnung und, wie ein großer Teil der Marineoffiziere, ein Gegner der bourbonischen

Regierung war — habe das Feuer gegen uns spät und schlecht eröffnet, um die Landung geschehen zu lassen. Man hat auch behauptet, die beiden englischen Schiffe (der „Intrepid“ und der „Angus“) hätten uns durch ihre Anwesenheit gedeckt oder wenigstens den Kommandanten der neapolitanischen Schiffe einen Zeitverlust verursacht. Mir aber will weder die eine noch die andre Behauptung wahrscheinlich vorkommen. Ich habe den Admiral Acton ziemlich gut aus persönlichem Umgang gekannt; ich habe mit ihm über die Landung gesprochen; allein er hat niemals auch nur mit einem einzigen Worte in mir den Verdacht aufkommen lassen, daß er im Augenblicke der Aktion gegen die ihm als Soldat und Kommandant aufliegende ernste Pflicht gehandelt habe. Was die englischen Schiffe anlangt, so konnten sie uns in keiner Weise Deckung gewähren, weil sie zu weit ablagen. Die spätere Behauptung, die englische Schiffe hätten uns gerettet, ist im englischen Parlament auf das entschiedenste in Abrede gestellt worden. Gewiß ist, daß sowohl der englische wie der neapolitanische Kommandant erstaunt über das plötzliche Erscheinen der Garibaldischen Schiffe wie über die Geschwindigkeit der Landung waren.

Es sind schon einige Stunden nach Mittag, als endlich auch wir ausgeschifft werden. Das Ufer des Hafens, das vor der Stadt liegt, ist fast ganz leer. Sämtliche Garibaldianer sind in die Stadt gedrungen, teils um sich vor unnötigen Verlusten zu bewahren, teils um sich vor den Entbehrungen zu erholen, die sie während der sechs Tage an Bord durchgemacht haben, in engstem Raum bei wenig Wasser und dürftiger Nahrung.

Ich halte es für meine Pflicht, bei dem Geschützmaterial zu bleiben, das allmählich an Land geschafft wird, teils um einer eingebildeten Pflicht nachzukommen, die mir nicht gestatte, den Gegenstand meines Stolzes zu verlassen, teils aus Neugierde oder vielmehr der sich gebietend in mir geltend machenden Notwendigkeit, mich an das Feuer zu gewöhnen, um darin meinen Waffengefährten gleich zu werden.

Ich saß gerade am Ufer auf einer kleinen Kanone vor einem großen Gefäß voll Wasser, ohne mir erklären zu können, weshalb die Schüsse der Schiffe so wirkungslos seien, und spürte nun auch das Bedürfnis nach Nahrung, das mich in die Stadt trieb, als sich Garibaldi mit kleinem Gefolge nahte. Ich sprang auf und stelle mich in militärische Postur.

„Nun, junger Mann, was macht Ihr da?“

„Ich bewache das Geschütz.“

„Die Kanonen werden nicht davonlaufen. Doch es ist wacker so. Wie heißen Sie? Woher sind Sie?“

Auf meine Antworten bemerkte er:

„Die Trentiner Freiwilligen sind vortrefflich! Tüchtige und disciplinierte Soldaten und warme Patrioten. Denken Sie an Bronzetti.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Narciso Bronzetti, ein Trentiner, fand den Helbentod im Jahre zuvor im Kriege gegen die Oesterreicher bei Brescia.



Und sich an Oberst Orsini wendend, sagte er zu diesem, es sei eine gute Idee von ihm gewesen, Studenten für die Artillerie zu wählen, und bedeutete ihn, in der nächsten Beförderungsliste meinen Namen nicht zu übergehen. Dann befahl er, die Kanonen nach der Stadt zu schaffen; das thaten wir sofort, und die kleinen Geschütze hinter uns herschleppend, zogen wir jubelnd die Straße am Strand entlang, während es schien, als ob die bourbonischen Kanonen Festschüsse abgeben wollten, um unsern Erfolg zu begrüßen.

Ich habe in meinem langen Dasein sehr glückliche Augenblicke gehabt und mich häufig über Erwarten entschädigt gefunden. Ich wurde dreimal wegen kriegerischer Verdienste befördert; ich habe als Oberbefehlshaber den Rausch des Sieges kennen gelernt; Nation und König haben mir die höchsten Ehren zuerkannt; ich bin im Parlamente mit begeistertem Beifall aufgenommen worden; ich habe meinen alten Vater vor Stolz und Glückseligkeit Thränen vergießen sehen. Aber niemals ist mein Herz von so hoher Freude erfüllt gewesen wie an jenem Tage, bei jenem einfachen Lobe Garibaldis im Hafen von Marjala; und die Erinnerung an diesen Augenblick berührt mich jetzt noch wie ein tröstender Sonnenstrahl.

Am Abende war ich Korporal. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich an diesem Abende des 11. Mai 1860 meine neuen Korporalstreifen tüchtig mit Wein begossen und mit meinen Kameraden bei dem vortrefflichen und feurigen Wein von Marjala Italien und Garibaldi habe leben lassen.



## Weltfrieden.

Von

Bertha v. Suttner.

Ich bin aufgefordert worden, unter obigem Titel einen Beitrag für diese Blätter zu schreiben. Das Thema „Weltfrieden“ füllt so sehr mein ganzes Denken und Wirken aus, daß ich mich gerne bereit fand, den Wunsch der Redaktion zu erfüllen, obwohl ich sicher einen andern Titel gewählt hätte. Denn so selbstverständlich es auch ist, daß alles, was eine Frau schreibt, vom Standpunkte einer Frau geschrieben sein muß, so trifft es in meinem Falle nicht zu, daß ich das Problem von Krieg und Frieden ausschließlich oder auch nur vorzüglich in seinen Beziehungen zu den Gefühlen und zu dem Leben der Frau behandelt hätte. Es giebt solche Beziehungen allerdings, und es wird für den Fortschritt der Friedensbewegung von großem Nutzen sein, wenn die Frauen als solche die von den Müttern gehaßte Institution bekämpfen, und wenn die Frauen-

vereine, wie dies täglich häufiger geschieht, in ihren Versammlungen die Friedens- und Schiedsgerichtsfrage auf die Tagesordnung setzen. Aber ich denke, es werden auch immer mehr Frauen bei Betrachtung und Verfechtung dieses Gegenstandes den spezifisch weiblichen Standpunkt verlassen, um die so eminent allgemeine Menschheitsfrage unter allgemeinerem Gesichtspunkt zu beurteilen.

Daß die Frauen den Krieg, der ihnen die Stütze und die Freuden ihres Lebens raubt, hassen müssen, ist nur zu natürlich, und eben darum hat bis heute dieser Haß zur Bekämpfung des Krieges nichts beigetragen; im Gegenteil, nur diejenigen Frauen, die sich über ihre natürlichen Abscheugefühle erheben konnten, die, von ihrem eignen Schmerze abstrahierend, zum Kriege anzufeuern verstanden oder gar selber kriegerische Thaten vollbrachten, nur diese Frauen wurden von der Geschichte hervorgehoben, nur diese wurden gepriesen, daß sie in Ueberwindung ihres Egoismus mehr als in Vollbringung mutiger Opferthat ihre Pflicht erfüllten.

Frauen, welche jammernd rufen: „Der Krieg soll aufhören, weil wir darunter leiden, weil wir unser Liebstes dabei verlieren können!“ sie standen (solange der Krieg als etwas Notwendiges und Kulturförderndes galt) sicherlich bedeutend tiefer als jene, welche sagten: „Was liegt an unserm Elend, das Wohl der Allgemeinheit geht voraus!“ oder als jene, die ihren Söhnen zuriefen: „Entweder kehre heim als Sieger oder tot!“ Jede aus abgeordneten Interessen — sei es nun das Interesse eines Standes, einer Klasse oder eines Geschlechtes — entstehende Gegnerschaft entbehrt der ethischen Begründung und hat daher auch keine ethische Wirkungskraft. Der große Einfluß, den heute die Frauen auf soziale Fortschrittsfragen zu nehmen beginnen, kommt eben daher, daß sie aus ihrer begrenzten Geschlechtsphäre herausgetreten sind und die Fragen in ihrer Bedeutung für die Gesamt Menschheit zu beurteilen gelernt haben. Die Frau, welche fähig war, sich für den Krieg zu begeistern und ihm freudig den Ernährer ihres Hauses und die geliebten Söhne zu opfern, stand jedenfalls höher als diejenige, die solche Opferfähigkeit entbehrte; aber um eine weitere Stufe höher steht die Frau, die sich gegen den Krieg aufbäumt, nicht weil er ihr Haus bedroht, sondern weil sie begriffen hat, daß er ein Uebel für die ganze Menschheit ist. Nicht weil sie Töchter, Gattinnen und Mütter sind, wollen die modernen Frauen an der Institution „Krieg“ rütteln, sondern sie thun es, weil sie die vernünftigste Hälfte einer vernünftig gewordenen Menschheit geworden sind und einsehen, daß der Krieg ein Hemmnis der Kulturentwicklung darstellt und daß er von jedem Standpunkte — dem moralischen wie dem ökonomischen, dem religiösen wie dem philosophischen — aus schädlich und verwerflich ist.

Erst die „neue Frau“ wird zu der Beseitigung des Krieges, zu der Anfeuerung zum Frieden erfolgreich wirken; trotz einzelner Klagen that sie bisher das Gegenteil: sie feuerte stillschweigend oder auch laut zum Kriege an. Stillschweigend durch die Bewunderung, die sie für Kriegshelden hegt, und durch den Gefallen, den sie an den Uniformen findet; laut durch direktes Ermutigen zum Dreinschlagen.

Jemand erzählte mir folgende Episode: Es war vor der polnischen Insurrektion, im Jahre 1863. In dem Hause einer Aristokratin waren die Spitzen der Warschauer Gesellschaft zum Diner geladen. Nach dem Essen, im Rauchzimmer, sprachen die versammelten Herren von der politischen Lage. Die Führer der nachmaligen Insurrektion befanden sich unter den Anwesenden. Die Frage, ob es möglich sei, mit Aussicht auf Erfolg eine insurrektionelle Aktion einzugehen, wurde zuerst erörtert. Man kam dabei zum Ergebnis, daß eine solche Aktion unter den bestehenden Umständen aussichtslos wäre und dem Vaterlande, statt Rettung, nur blutiges Gemetzel und verschärften Druck brächte, und die anwesenden Männer kamen überein, daß von den Aufstandsplänen — vorläufig wenigstens — abgesehen werden müsse. Nur solle man ja nichts, wenn man in den Salon zurückkehrte, den Damen von diesem Beschluß mitteilen, denn dadurch würde man sich ihren Tadel zuziehen. Diesem Vorsatz aber blieb einer der Herren nicht treu, er plauderte die Sache aus: „Wie! Was! Nicht möglich!“ ertönte es im Chor der Frauen, „das kann nur ein Scherz sein — solcher Feigheit ist kein Pole fähig. Wer könnte so Schmachvolles vorschlagen!“ „Natürlich war es nur ein Scherz,“ gaben die andern zu, denen die Verachtung der Frauen unerträglich gewesen wäre; und tags darauf ward die Revolution, die für Polen so unglücklich verlief, von denselben Männern angezettelt, die unter sich den Entschluß gefaßt hatten, keine Revolution zu machen, die es aber nicht ertrugen, ihren Frauen zu mißfallen.

Man kann wohl voraussetzen, daß zu den vielen Motiven, die in Zukunft gegen Militarismus und Krieg in Wirksamkeit treten werden, sich auch dieses machtvolle Motiv gesellen wird: die Veränderung der Frauengunst. Wenn einmal den Männern höherer Liebeslohn für die Heldenthaten des Friedens als für die des Krieges winken wird, wenn sie wissen, daß sie sich die Bewunderung der Besten unter den Frauen nur erringen, wenn sie für die neuen Ideale der Gerechtigkeit eintreten, und umgekehrt, den Abscheu edler Frauen erwecken, wenn sie das Gewaltssystem unterstützen, dann wird eines der stärksten Motive wegfallen, das jetzt die Jünglinge zum Kriegerstande treibt.

Der wahre und wichtigste Zusammenhang zwischen der Frauen- und der Friedensfrage ist der: Die Verwirklichung der Friedensideale setzt voraus, daß die Gesamtmenschheit auf eine höhere moralische Stufe sich erhebe, als die, auf der sie in ihrer überwiegenden Mehrheit heute noch steht. Damit das Element „Gewalt und Unterdrückung“, das in der Vergangenheit und in der Gegenwart die Geschichte der Gesellschaft beherrscht, dem Element „Recht und Freiheit“ weiche, muß sich ein neuer Typus Mensch entwickeln. Dieser Entwicklung wohnen wir jetzt bei. Sie offenbart sich aber nicht nur auf einem Gebiet, sondern gleichzeitig auf vielen, und darunter ganz besonders kräftig auf dem Gebiet der Frauenbewegung. Zur Erreichung des Ideals, dem die modernen Bestrebungen zusteuern, ist die ungehinderteste Entfaltung aller in der gesamten Menschheit vorhandenen Geisteskeime nötig. Keine der unter allen verteilten Anlagen darf mehr wegen vermeintlicher Untauglichkeit der Rasse oder des Standes oder gar

des Geschlechts unterdrückt werden; und die Tugenden, deren größere Verbreitung den neuen Typus charakterisieren soll, dürfen nicht mehr in zwei Hälften geschieden sein, Milde und Mäßigkeit auf der weiblichen, Mut und Denkfähigkeit auf der männlichen Seite.

Nein, diese Tugenden wird jeder aufweisen müssen, gleichviel welchem Geschlechte er angehöre. So wie es schon heute manche gemeinschaftliche Eigenschaften giebt, ohne welche weder Frau noch Mann Anspruch auf Achtung haben, als Redlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl, so fordert das neue Vollkommenheitsideal alle menschlichen Tugenden von allen Menschen zugleich. Mit Abschaffung sonstiger Privilegien müssen auch die Lastervorrechte verschwinden, und kein Mann soll mehr stolz auf seine Ausschweifungen sein. Der Mut, diese Mustertugend zuerst des Löwen, dann des Wilden, dann des Helden, schließlich des stets schlachtbereiten Soldaten, verliert von seinem Nimbus und muß nicht mehr von Männern allein bis zur Betrachtung des Lebens getrieben werden, sondern werde in Stunden der Gefahr, in schweren Lebenslagen in gleichem Maße von dem vollmenschlichen Weibe gefordert. Die Menschheit sei nicht mehr allein in des Weibes Hut gelegt, sondern jeder vollkommene Mensch muß es verschmähen, der Sinnenlust ohne Liebe oder in verräterischem Treubruch zu frönen. So wird es geschehen, daß durch die fallenden Fesseln, welche das eine Geschlecht so lange getragen hat, nicht nur dieses, sondern auch das andre zu höherer Menschenwürde emporsteigt. Ganz das Gegenteil von dem, was die Feinde der Frauenemanzipation befürchten, kann eintreten: Nicht rohe männliche Fehler nimmt das Weib an, nicht in weiblicher Weiblichkeit versinkt der Mann, sondern beide vereint, — unter ihnen die Besten, Stärksten, Talent- und Verstandreichsten — bilden sich zu Mustern einer höheren Gattung heran.

Daß eine höher entwickelte Kulturmenschenheit, in der die beiden Geschlechter im Rate der Gesellschaft gleichberechtigt, mit thätig sind, noch die Institution Krieg aufrecht erhalten könnte, ist undenkbar. Ein gewisses Quantum von Barmherzigkeit, von zartgesinntem Abscheu gegen alles Härte und Grausame, von edler Menschlichkeit mit einem Wort, muß in der Kulturgemeinschaft vorgehanden sein.

Die Männer beruhigen sich bei dem Gedanken, daß diese zum Bestande und zur Würde der Gesellschaft notwendigen Elemente von der weiblichen Hälfte geliefert werden, und sie selber wahren sich das Recht der Härte und der Roheit, ein Recht, das sich am freiesten im Kriege bethätigt. Wenn nun aber die Frau zur Gleichberechtigung sich aufschwingt, soll sie da auch Soldat werden und soll sie jene Tugenden ablegen, die sich mit dem Kriegshandwerk nicht vertragen, soll alle Milde aus der Welt verschwinden? Das geht nicht. Also muß die Frau auf Gleichberechtigung verzichten. Das wird sie nimmermehr thun: viel einfacher ist, es verzichte der Mann auf das Kriegshandwerk. Die ganze Häßlichkeit ungezügelter, rohen Treibens, welches bei dem männlichen Geschlechte als erlaubt und mitunter als ganz liebenswürdig gilt — Trunksucht, Rauflust, Ausschweifung

— die ganze Häßlichkeit dieses Treibens tritt deutlich hervor, wenn man sich eine solchem Treiben ergebene Frau vorstellt. Dafür gelten manche Charakterchwächen als verächtlich bei den Männern und entschuldbar, wenn nicht reizend, bei den Frauen: Mutlosigkeit, Willenlosigkeit, Gedankenlosigkeit. Da wo die Frau diese „lieblichen“ Fehler ablegen will, wo sie Thatkraft und Selbstvertrauen zeigt, preisen sie wohl einige um ihres männlichen Charakters, andre aber lassen gleich die Befürchtung laut werden, daß mit Ablegung der weiblichen Untugenden auch die weiblichen Tugenden in die Brüche gehen müssen. Das ist aber nicht der Fall. Beide Geschlechter haben jene Laster abzulegen, welche die Menschheit schänden und jene Tugenden zu üben, die die Menschheit veredeln.

Und nun, nachdem ich mich dagegen verwahrte, daß meine Ansichten vom spezifischen weiblichen Standpunkte ausgehen, will ich sagen, was ich über den Weltfrieden denke; zuerst möchte ich aber ein Bild geben von dem Weltkrieg, wie ich ihn sehe, von dem so lange prophezeiten und so großartig vorbereiteten Zukunftskrieg.

Ein Krieg, an welchem die großen Militärstaaten Europas beteiligt wären, würde an gegenseitigem Schrecken alle bisher stattgehabten Greuel in demselben Maße übertreffen, als die vorhandenen und noch zu erfindenden Zerstörungswerkzeuge die Keule übertreffen, mit welcher Kain seinen Bruder erschlagen haben mochte. In einem solchen Krieg kann das gleiche Quantum von Tötung und Verwüstung und Verwilderung aufgehäuft werden, wie solche in hundert Schlachten des Altertums nicht enthalten waren. Der zurückgelegte Fortschritt hat nicht nur die Zerstörungsmacht vertausendfacht, es ist auch das zu Zerstörende tausendmal wertvoller geworden, daher auch der Schaden ebenso viel größer. Die beschleunigte, unabsehbare Verbesserung und Verstärkung, die in Riesendimensionen sich bethätigende technische Entwicklung, welche auf das Ziel der Güter- und Glücksvermehrung gerichtet, zu so märchenhaften Erfolgen führt, wie muß die, auf das Prinzip der Zerstörung von Gut, Glück und Leben angewendet, zu eben solchen Riesenresultaten des Jammers führen!

Millionen Streiter gehen auseinander los, und auf weite, immer weitere Entfernung beginnt schon der Kampf. Statt des Speeres, der eine kleine Strecke weit flog, statt der späteren Flintenkugel, die auf einige hundert Schritte den Gegner traf, sausen jetzt die todbringenden Bomben in Meilenweite durch den Raum; noch lange ehe die beiden Gegner sich sehen können, bedeckt die Vorhut schon das Feld. Wann und wie soll die Entscheidung eintreten? „Bis der eine oder der andre Teil so geschwächt ist, daß er den Kampf aufgibt.“ Das war in früherer Zeit die Antwort auf obige Frage. Jetzt wird von beiden Seiten gleich mächtig gewirkt. Die Schwächung hält gleichen Schritt. Hunderttausende sind gefallen, aber neue Hunderttausende rücken nach, und man ist der Entscheidung noch keinen Schritt näher. Ein geschlagenes, fliehendes Heer? Das giebt es nicht mehr; denn es sind ja keine Berufsarmeen, die ausgeschiedt werden, es sind ja die Völker, die ganzen Völker selbst. Um eines Streifen

Landes willen sind sie gegeneinander gezogen; dabei wird aber das ganze Land verwüstet, auf beiden Seiten entvölkert und verheert. Alle Saaten zerstampft, alle häuslichen Herde umgeworfen, nur ein Schrei des Schmerzes von Grenze zu Grenze, und noch immer keine Entscheidung. Jedes Dorf eine Brandstätte, jedes Feld ein Leichenfeld, und noch immer tobt der Kampf; unter den Meereswellen schießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen; in die Wolken steigen bewaffnete und bemannte Luftschiffe einer zweiten aeronautischen Truppe entgegen, und aus tausend Meter Höhe schneien verstümmelte Krieger als blutende Flocken herab; Minen werden angezündet und Brücken samt ihrer Menschen-, Pferde- und Wagenfracht stürzen in die Fluten, Pulvermagazine fliegen in die Luft, lange Waggonzüge entgleisen, Lazarette brennen lichterloh, und immer noch ist es nicht entschieden . . . Heer, Reserve, Landsturm — die Greise, die Kinder, die Weiber — eines nach dem andern ist hingemordet; was noch lebt, das wird der Hungersnot, der unausbleiblichen Seuche zur Beute, und der Krieg ist aus — entschieden ist er aber nicht.

Die ungeheuerliche Größe des bevorstehenden Kampfes — eine Größe, die sich auf Grund der vorhandenen und in stetem Wachsen begriffenen Kämpferzahl und Waffentechnik mit mathematischer Sicherheit bestimmen läßt, könnte eine große Bewunderung und Genugthuung einlösen, wenn die Kampflust und die Kampfwut ebenso gestiegen wären, wie die Kampfmittel; wenn der Wert des Menschenlebens in der Schätzung der Einzelnen ebenso abgenommen hätte, wie in den Materialberechnungen der Heeresverwaltungen; wenn endlich der zu erlangende Kriegsgewinn ebenso angewachsen wäre wie die entgegenzusetzenden Verluste. Von alledem ist aber das Gegenteil der Fall. Haß und Kampflust weichen der stetig sich verbreitenden und milder werdenden Gesittung. Der Wert des Lebens steigt mit der Verschönerung und Erleichterung, welche ihm durch die täglich sich vollziehenden Fortschritte geboten werden; und was schließlich die Vorteile des eventuellen Sieges betrifft: ein Stückchen Territorium oder ein Haufen Festungssteine oder der ganz und gar illusorische „Ruhm“ — so geraten diese an Bereicherungs- und Beglückungsgewalt nicht zunahmefähigen Dinge in immer größeren Abstand zu den bis zur äußersten Grenze anschwellenden Opfern, welche sie erheischen.

Soviel über den kommenden oder hoffentlich nicht kommenden Weltkrieg. Was nun den Weltfrieden betrifft, der sich zum Kommen anschiebt, da ja gegenwärtig in seinem Namen eine von dem mächtigsten Kriegsherrn der Welt einberufene Konferenz tagt, so ist sich die Mitwelt über dessen Begründung und Ziele noch wenig klar. Die meisten glauben, daß die Mitglieder von Friedensgesellschaften sich unter Weltfrieden nur einen Zustand allgemeiner Uebereinstimmung vorstellen, eine Welt ohne Kampf und Zwietracht mit für alle Zeiten feststehenden, unbestrittenen Grenzen und bewohnt von sanften, von Liebe überfließenden Halbgeltn. Es ist ja eine alte Gewohnheit bei den Feinden einer Bewegung, diese im falschen Licht darzustellen, ihr Absurditäten, die sie niemals behauptet hat, anzudichten und dagegen dann mit billigem Spott und einleuch-

tenden Widerlegungen vorzugehen. So auch hier. Die Friedensfreunde wollen ihr Reich nicht auf Unmögliches aufbauen, nicht auf Zustände, die vielleicht erst in Tausenden von Jahren herrschen könnten, sondern auf die lebendige Gegenwart und auf die lebende Menschheit. Nicht Aufhebung jeden Streites wird verlangt — denn das ist unmöglich —, sondern daß der Streit, statt wie bisher durch die Gewalt, fortan durch Rechtspruch ausgetragen werde. Zwischen den Individuen geordneter Staaten ist diese Kulturstufe schon erreicht; daß sie fortan auch von den Staaten selber — in ihren Beziehungen zu einander — erreicht werde, das ist der ganzen Friedensbewegung Sinn und Ziel. Allerdings ein Recht ginge dabei verloren, welches, obwohl es den stolzen Namen Souveränität trägt, ein großes Unrecht ist: das Recht des einen Staates, über den andern herzufallen. Doch wenn zehn Personen untereinander darauf verzichten, sich gegenseitig anzugreifen, so tauscht jede gegen ein Zehntel verlorene Aktions-, — Raubaktions- — freiheit neun Zehntel gewonnene Sicherheit ein.

Ebenjowenig wie Streitlosigkeit wird Unwandelbarkeit der bestehenden Landesgrenzen und Gesellschaftsordnungen verlangt. Denn auch das wäre unmöglich. Die Starrheit — sie führt den stolzen Namen „Konserwatismus“ — die sich den natürlichen Verschiebungen und Aenderungen widersetzt, ist ja an aller gewalttätigen Empörung schuld. Genau so wie im Privatleben: der Besitz des Einzelnen wird in einem gesitteten Gemeinwesen vor Raub geschützt, nicht aber dem Besitzer für ewige Zeiten garantiert, und dem Armen wird es nicht verwehrt, sich Besitz zu erwerben. Arme wie reiche Familien wachsen oder sterben aus, nehmen an Besitz zu oder ab; neue Gruppen, in Wahlverwandtschaft aneinandergezogen, bilden sich; eine wachsende Bevölkerung muß sich über die Grenzen ergießen; in der Kultur zurückbleibende Staatengebilde müssen nicht durch Krieg, aber durch die Ueberlegenheit kulturell Fortgeschrittener verdrängt werden. Elastizität ist die einzige Eigenschaft, die den ungewalttätigen Bestand oder den schmerzlosen, unmerklichen Uebergang aus einer Form in die andre sichert. Dessen muß die Welt eingedenk bleiben, seitdem sie das Entwicklungsgesetz kennen gelernt und weiß, daß alles Leben und Entfalten das Werk der Anpassung ist.

Allgemeine Betrachtungen aber über Krieg und Frieden anzustellen, das haben seit ältesten Zeiten die Philosophen und Politiker gethan. Pläne und Vorschläge auszuarbeiten, wie der herrschende Kriegszustand durch einzuführende Völkerjustiz abgelöst werden könnte, das ist eine Aufgabe, die seit ungefähr zehn Jahren von den verschiedenen Gruppen der Friedensliga und von der interparlamentarischen Union ganz systematisch geleistet worden ist. Es besteht darüber schon eine ganze Litteratur, und wenn man Dr. Evans Darbys „International Tribunal“ (London, Peace Society, 47 New Broad Street), und Dr. Benj. Trubloods eben erschienenes „The Federation of the World“ (Boston und New York, Houghton, Mifflin & Co., 1899) zu Rate zieht, so kann man sich über die idealen und praktischen Ziele, sowie über die bereits gewonnenen Ergebnisse der Bewegung vollständig unterrichten.

Jetzt, im gegenwärtigen Augenblick aber, wo im Haag das Friedenswert in die Hände einer intergouvernementalen Konferenz gelegt wurde, die mit Vollmacht versehen ist, die gefaßten Resolutionen zu verwirklichen, jetzt ist es nicht mehr am Platze, Theorien über den abstrakten Begriff „Weltfrieden“ zu entwickeln, jetzt drängt es jeden, der sich für die große Sache interessiert, und namentlich jeden, der in der unmittelbaren Nähe der Konferenz weilt, auf diese die ganze Teilnahme zu lenken. Und darum will ich vorliegende Zeilen mit einigen Gedanken beschließen, welche, ganz absehend vom „Standpunkt der Frau“, mit dem Titel überschrieben sein könnten: „Der Weltfrieden und die Konferenz im Haag“. Es will mir scheinen, daß man bei Beurteilung und Besprechung dieser einzigen Erscheinung, dieses präcedenzlosen geschichtlichen Ereignisses, zu sehr die Bedeutung vergißt, die darin liegt, daß eine solche Konferenz tagt. Man verliert sich entweder in die Frage: „Was wird da verhandelt?“ und unterzieht alle Einzelheiten des Programms einer möglichst technischen Kritik; oder man fragt: „Was wird dabei herauskommen?“ und ergeht sich in mehr oder minder hoffnungsvollen, mehr oder minder skeptischen Mutmaßungen und Prophezeiungen. Man vergißt, die überwältigende Thatsache zu betrachten, daß eine solche Konferenz — offiziell „Friedenskonferenz“ benannt — in unsrer waffenstarrten Zeit von einem Autokraten einberufen und von allen Regierungen beschickt worden ist. Abgesehen von allem, was dort an Reden, Anträgen und Beschlüssen zu stande kommen wird, die Bedeutung und die Wirkung des Ereignisses selber muß von der höchsten Tragweite sein, und die erste offizielle Friedenskonferenz steht da wie ein Wunder der Weltgeschichte.

Unter den vielen Argumenten, die von seiten der Zweifler gegen die Friedensbewegung erhoben werden, pflegte das kräftigste dieses zu sein: „Was helfen die Bestrebungen der Privatleute? Niemals werden Machthaber sich dazu hergeben, den Militarismus, der ja die Stütze des Thrones ist, einzuschränken, oder gar den Krieg wegzuschaffen, der eigentlich ‚la raison d'être‘ des Militarismus ist. Namentlich das autokratische Rußland stellt ja die ärgste Kriegsdrohung dar, — versuchen Sie einmal,“ setzte man spöttisch hinzu, „den Zar auf die Liste Ihrer Gesellschaften zu bringen, dann ließe sich reden.“ Nun steht der Zar an der Spitze aller Friedensgesellschaften; die Gegner aber gehen über den Umstand hinweg, daß von ihren zehn landläufigen Argumenten das einleuchtendste weggeräumt ist, und wenden unverdrossen ihre neun andern gegen den Zar selber an.

Nicht nur vergißt man die Großartigkeit des Ereignisses zu betrachten, daß eine intergouvernementale Konferenz zusammengetreten, man vergißt auch, indem man die Verhandlungsgegenstände bespricht, sich deren Wichtigkeit vor Augen zu führen. Man weiß, worum es sich handelt, aber man erfährt es nicht. Wie ein Musikunkundiger vor einer Beethoven'schen Symphonie, wie ein dreijähriges Kind vor einem Raffaelschen Gemälde, so stehen die Leute vor dem Programm der Konferenz. Sie hören, sie sehen, aber der Schauer des Verständnisses durchrieselt sie nicht. „Weltfrieden!“ — Wie wenige begreifen die Harmonie und



Pracht, die in diesem Worte liegen. Wie wenige bedenken, indem sie über die der Konferenz vorliegenden Aufgaben hin und her reden, was da eigentlich auf dem Spiel steht: ihr und ihrer Kinder Glück oder Untergang! Denn daß das Regime der Völkerjustiz eine ungeahnte Fülle von moralischen und materiellen Gütern auf die zivilisierte Welt ergießen würde, und umgekehrt: daß die fortgesetzten Rüstungen und die einstige Anwendung der immer mächtigeren Mordwerkzeuge zu Ruin und Vernichtung führen müssen, das kann doch niemand leugnen. Es ist also wirklich nichts Geringeres als höchstes Glück oder tiefstes Unglück, worüber in dem „Haus im Busch“ verhandelt werden soll. Die Welt sieht aber zu, als handle es sich um irgend eine Vereinbarung über Zolltarife oder Metermaß; viele brüsten sich, der Sache „kühl gegenüberzutreten“; sie glauben dadurch ihre Ueberlegenheit zu beweisen und beweisen nur, daß sie die Sache nicht verstehen. Nicht nur außerhalb, auch innerhalb der Konferenz giebt es eine Mehrzahl, welche „nicht versteht“. Von den Männern, die zur Konferenz entsendet wurden, sowie von den Regierungen, die sie entsendet haben, stehen die meisten dem Begriff „Weltfrieden“ ebenso kühl, mitunter ebenso feindlich, im ganzen ebenso verständnislos gegenüber wie das große Publikum. Doch das thut nichts; Thatsache ist, im Namen dieses Begriffes ist jetzt ein internationales Parlament versammelt; der Geist, der dem Begriff selber innewohnt und der den Einberufer sowie eine Anzahl der Delegierten besetzt, der wird über die Gleichgültigen, die Gegnerischen und die Verständnislosen seine Kraft entfalten und die Welt durchdringen.

Die wahre Bedeutung der Konferenz wurde in folgende Worte eingeschlossen, welche der Vorsitzende, Herr v. Staal, zur Eröffnung der ersten Arbeitssitzung im „Haus im Busch“ an die Delegierten gerichtet hat:

„Die wirksamsten Mittel zu suchen, allen Völkern die Wohlthaten eines wirklichen und dauernden Friedens zu sichern: das ist — nach dem Text des Rundschreibens vom 24. August — der Hauptzweck unsrer Verhandlungen.

„Der Name ‚Friedenskonferenz‘, welchen der Instinkt der Völker, die Entscheidung der Regierungen vorwegnehmend, unsrer Versammlung gegeben hat, dieser Name bezeichnet gar wohl den hauptsächlichsten Gegenstand unsrer Arbeiten; die ‚Friedenskonferenz‘ darf der Mission, die ihr auferlegt ist, nicht untreu werden, sie muß aus diesen Verhandlungen ein greifbares Resultat hervorbringen, welches die ganze Menschheit vertrauensvoll erwartet.“

Die ganze Menschheit? Heute noch nicht. Ein großer Teil derselben, der Teil, der an der vieltausendjährigen Institution Krieg, sei es durch persönliche Interessen, sei es durch die Macht der anerzogenen Vorurteile, noch festhält, erhofft von der Konferenz, daß sie nichts zu stande bringe, was den Krieg gefährde; ein noch größerer Teil, die trägen Massen, erwarten gar nichts. Aber jener Teil, der wirklich Vertrauen in den Fortschritt der Kultur hat, der — übereinstimmend mit dem Einberufer der Konferenz und dessen aufrichtigen Mitarbeitern — von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß das jetzige, untergangdrohende System einem andern Platz machen muß, dieser Teil der Menschheit wird sich jene Worte

des Konferenzpräsidenten merken und wird, falls jetzt eine Enttäuschung käme, falls die Konferenz „ihrer Mission untreu würde,“ die Forderung nach Erfüllung so laut und so unablässig erheben, daß endlich die ganze Menschheit mitgerissen würde.

Aber solche Enttäuschung wird nicht kommen. Das kann man heute kühn voraussagen. Die Vorschläge, die schon auf den Tisch gelegt wurden, bürgen für den Ernst und für die Aufrichtigkeit der unternommenen Arbeit. Sie sind ein Beweis dafür, daß auch folgender Satz aus Staals Rede nicht Phrase, sondern der Ausdruck edler Entschlossenheit ist:

„Die Diplomatie, einem allgemeinen Gesetz folgend, ist nicht mehr eine Kunst, in der die persönliche Geschicklichkeit die Hauptrolle spielt, sondern sie strebt eine Wissenschaft zu werden, die ihre fixen Regeln zur Schlichtung internationaler Konflikte besitzen muß. Das ist heute das ideale Ziel, das sie vor Augen haben muß, und unstreitig wird ein großer Fortschritt erlangt sein, wenn es der Diplomatie gelingt, schon einige jener Regeln hier festzustellen. Auch werden wir uns auf ganz spezielle Weise bemühen, die Praxis des Schiedsgerichts und der Mediation zu kodifizieren. Diese Ideen bilden sozusagen das Wesen unsrer Aufgabe, das Hauptziel unsrer Anstrengungen, nämlich: „den Konflikten durch friedliche Mittel vorzubeugen.“

Deutlich geben diese Worte die Instruktionen wieder, welche der Abgesandte des Zaren von diesem auf den Weg bekommen hat. Und schon nach den ersten Tagen ist in der angegebenen Richtung Hervorragendes geleistet worden. Es zeigt sich, daß andre Mächte mit ebenso weit, vielleicht noch weiter gehenden Plänen zur Konferenz gekommen waren, und das Thema „Internationales, permanentes Schiedsgerichtstribunal“ — dieser wildeste Traum der Utopisten — ist schon zur Verhandlung und in manchen Punkten sogar zur einstimmigen Annahme gelangt.

Aus den Blättern sind ja die Vorschläge bekannt, welche die Vertreter Rußlands, Englands, Italiens und der Vereinigten Staaten mitgebracht haben. Für die Feinde der Friedensbewegung, die in letzter Zeit mit besonderer Genugthuung darauf hinweisen, daß Amerika, diese Hochburg der Friedensbestrebungen, gegenwärtig in kriegerisches Fahrwasser geraten ist, für diese wird der von der amerikanischen Regierung geschickte Plan besonders verblüffend gewirkt haben. Mit diesen Vorschlägen, mit dieser energischen und offenen Mitarbeit am Friedenswerk wird der Amerikaner wieder jenen Posten in der Kulturgeschichte einnehmen, den ihm die Friedensfreunde der ganzen Welt stets zugetraut haben: Pionier der Freiheit und des Friedens.

Aus der Konferenz wird ein greifbares Resultat hervorgehen, etwas Neugeschaffenes, Konstituiertes, Permanentes, das sich entfalten und entwickeln kann. Und neben diesem direkten Ergebnis, wie viele indirekte? Die ganze Welt muß sich nun mit der Frage beschäftigen, und die verschiedenen Zweige des gesellschaftlichen Organismus: Kirche, Kunst, Litteratur, Presse, werden in den Dienst der Propaganda gezogen. Genialen Menschen, wie Stead und Moch, die gegen-

wärtig im Haag weilen, ist Gelegenheit geboten, ihre Arbeit weithin zur Geltung zu bringen. Stead hat die Spalten einer holländischen, täglich erscheinenden Zeitung gewonnen, um hier eine Art „War against War“ herauszugeben, welche für die Konferenz dieselbe Rolle spielt, wie das genannte Wochenblatt für die englische Crusade of Peace. Bloch veranstaltet hier Vorlesungen mit Projektionsbildern, die ein Resumé von dem großen, sechsbandigen Werke geben, mit dem er, auf Daten und Thatfachen gestützt, den Beweis liefert, daß der Zukunftskrieg eine technische Unmöglichkeit, eine „Utopie“ geworden ist.

Wenn auch die große Allgemeinheit die wundervolle Bedeutung vom Zusammentritt der Konferenz nicht verstanden hat — vielleicht wird sie die Bedeutung der positiven Ergebnisse zu fassen wissen. Thatfachen und Erfolge sind ja stets mächtiger als die herrlichsten, noch so widerspruchsfreien Theorien. Und die positiven Ergebnisse dürften vielfacher Art sein. Eines zieht das andre nach sich. Die Frage der Neutralisierung der Staaten, die Frage der Koalition der Neutralen und schließlich die Frage der Abrüstung — obwohl die beiden ersten nicht auf dem Programm stehen und die dritte momentan beiseite geschoben scheint — werden auch an die Oberfläche gelangen. Abrüstung, Innehalten im Rüstungswettbewerb, das waren ja die Hauptmotive des Zarenmanifestes. Den Ruin, das Unglück abzuwenden, die der „bewaffnete Frieden“ den Völkern auferlegt, das war ja als der Zweck genannt, zu welchem man die Mittel finden soll. Sind einmal diese Mittel gefunden — internationale Justiz und so weiter — dann kann man dem Zweck nicht mehr ausweichen. Ich glaube, daß der Schluß der Konferenz auch über das Kapitel „Abrüstung“ noch einen überraschenden Beschluß oder doch eine zukunftsbindende Prinzipienklärung bringen wird. Man braucht sich nicht zu fürchten, beschämt zu werden, wenn man Günstiges und Ueberraschendes prophezeit. Durch die Konferenz ist die offizielle politische Welt in ein so neues Geleise getreten — ein Geleise, das man nie mehr verlassen kann, weil viele sehen, daß es in ein gelobtes Land führt —, es ist jetzt im Geschichtsbuche eine so neue Seite aufgeschlagen worden, daß das Neue nun in allen Richtungen hervorsproßt und aufwachsen wird.

Es ist bei allen Leuten, die für „praktisch“ gelten wollen, Sitte geworden, recht kleinmütig von den Dingen zu reden, die von der Friedensbewegung — selbst seitdem sie von den Machthabern aufgenommen worden — zu erhoffen sind. Man hebt die Schwierigkeiten und Hindernisse hervor, man verschiebt die Verwirklichung auf ein paar hundert oder ein paar tausend Jahre hinaus. Nun, was die Hindernisse betrifft, so sind sie da, um genommen zu werden, und die Länge der Zeit — — —, wer hätte vor einem Jahre gesagt, daß es nur mehr ein Jahr dauern wird, bis das geschehen, dessen Zeuge wir heute sind?

Wahrlich, ich wage mit Zuversicht zu behaupten: Der Weg, der vom ersten der vergangenen acht Friedenskongresse von 1889 bis zum Haager Kongreß von 1899 führte, ist ein bedeutend schwierigerer und längerer gewesen als derjenige, der von dieser Konferenz zu einer vollständigen Erreichung des Zieles — das heißt zur prinzipiellen Abschaffung der Kriegsinstitution — führen wird. Mitten

in die Bestrebungen der Friedensfreunde fiel die Initiative des Zars als eine Ueberraschungsbombe nieder. Jetzt aber, und wäre es in sehr naher Zukunft, würde die Einsetzung des gesetzlich gesicherten Friedens für die Kundigen nicht mehr als Ueberraschung erscheinen, sondern als Erfüllung.

Zm Haag, 3. Juni 1899.



## Neue Gespräche mit A. v. Menzel.

Von

Ottomar Beta.

Es war ein wunderschöner Märznachmittag, als ich wieder einmal bei dem inzwischen geadelten und zum Ritter des Schwarzen Adlerordens erhobenen Altmeister vorsprach. Er ließ mich drei-, viermal klingeln und empfing mich wenig gnädig.

„Man hält Sie für einen Menschenfeind, Excellenz,“ sagte ich, „und ich bin nicht erstaunt darüber, daß ich meinen Teil dieser Antipathie abbekomme.“

„Nein, der bin ich nicht, das war ich mal,“ sagte er im Nu gut gelaunt.

„Sie halten die Menschheit nicht für wert, daß man sie haßt oder auch nur verachtet — aber wir Kunstschreiber — besonders ein solcher ‚wider Willen‘, sind Ausnahmen.“

„Sie ist sehr störend, die liebe Menschheit,“ meinte der Altmeister, „sobald sie aus der Rolle heraustritt, in der ich sie allein brauchen kann, als Objekt für Pinsel und Stift. Sie glauben nicht, lieber Herr, wie fürchterlich ich überflutet werde mit Zuschriften, Prospekten, Bettelbriefen, Zumutungen, insbesondere von seiten der Bazare, die doch nun schon auch nicht mehr ziehen. Da ist denn eine neue Variante entstanden. Jetzt framt man die Ateliers aus. Kein Buch bleibt undurchschnüffelt“ — er wies auf riesige alte Folianten, die umherlagen — „man rückt mir mit photographischen Apparaten auf den Leib, die Post ist für mich eine Pandorabüchse. Namentlich die Schreiben von Damenhand — o du lieber Gott — es ist unmöglich, sie auch nur durchzulesen. Ich hätte nur für sie zu arbeiten, wenn ich es durchsetzen könnte, all diesen Anforderungen zu entsprechen. Wenn ich hier an diesem Pult stehe und arbeite, mich vertiefen möchte, so ist's mir immer, als ob mich etwas am Rockzipfel zupfte. Und dabei jammert es einen, all das Elend, das einem so beweglich geschildert wird. Aber, bitte, jagen Sie's niemand. Der will eine Stellung außerhalb antreten, fehlt nur das Reißgeld; jener wird exmittiert, liegt auf der Straße, will seine Frau begraben — so geht's Tag für Tag.“

Wie wir sonst auf den lieben Gott zu sprechen kamen, weiß ich nicht

mehr. Diesmal ergab es sich von selbst und führte uns ins Reich der Philosophie.

„Die Welt ist nun einmal so, Excellenz, der liebe Gott hat sie so gemacht.“

„Ich möchte keinen Streit mit der hohen Geistlichkeit,“ sagte der Altmeister ingrinnig lächelnd und ergriff einen langen alten Korporalstock mit bronzener Krücke in Form eines Drachen — ein „Objekt“ — und zog damit von oben herab ein paarmal durch die Luft. „Wenn er sie nochmal machte, würde er vieles anders machen, so wie ich es mir auf einem andern jüngeren Planeten denke, auf dem Mars etwa.“

„Wer weiß,“ meinte ich, „denn die neueren Philosophen sind der Ansicht, daß Gott die Schöpfung auf sich selbst gestellt hat. Was sich erhalten will, sorge, daß es den göttlichen Geboten entspreche, da das minder Vollkommene stets dem Vollkommeneren den Platz räumen muß.“

Er lachte. „Das ist wohl richtig! Aber in welchen Zeiträumen? In Milliarden von Jahren!“

Ich erlaubte mir ein leichtes Achselzucken.

„Zeit giebt es für den lieben Gott nicht; für uns ist sie alles, ebenso wie der Raum für die bildende Kunst; aber für Gott — ist das, was uns nach Kant und Reichmüller für eine Kategorie der Anschauung gilt — nichts.“

Excellenz machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Heute war ein Maler bei mir, dem es sehr schlecht geht. Seine Frau ist schwindfüchtig. Er selbst kann nichts mehr schaffen, und was er bisher geschaffen hat — hm — es ist nicht viel wert. Da dachte ich auch an die Philosophie. Der Mann hätte diese ergreifen sollen, nicht die arme maltrairierte bildende Kunst, worin er sich nicht zurechtfindet, da ihm die Kategorien der Anschauung, jedenfalls die des Raumes so sehr verkümmert ist.“

„Es wird immer Hilfsbedürftige unter euch geben,“ sagt schon der Prophet,“ erwiderte ich. „Wenn dem nicht so wäre, würde uns der Instinkt des Wohlthuns verkümmern. Die andern Arten der Weltverbesserung hat der liebe Gott, wie es scheint, sich selbst vorbehalten.“

Ich habe schon erwähnt, daß Menzel sich eine gewisse Einseitigkeit zur Last legt; es ist die Einseitigkeit des Genies, die Selbstbeschränkung des wahren Meisters. Sein ungemein praktischer Sinn, den er mit den langschädlichen Engländern gemein hat (auch er ist dem Anschein nach ein Langschädel), hinderte ihn, sich der Musik in die Arme zu werfen, obgleich er sie sehr liebt und häufig die Konzerte besucht. Und sein Sprach- sowie Sprechtalent, insbesondere seine Art zu betonen und zu accentuieren, sind eminent; jedes linguistische Problem interessiert ihn und bildet einen beliebten Gegenstand der Unterhaltung; aber er hat auch darin mit Zeit und Kraft geheizt. Er liebt es, seine Rede mit drastischer Geste und Miene zu begleiten, gleichsam um sie abzukürzen.

Wieder zog er mit dem Stock durch Luft.

„Sehen Sie, das thut der liebe Gott! Er schlägt drein, er vernichtet alle Tage den unnötigen Plunder, der sich breit machen will. Und daran erkennen

Sie sein Wirken. Es thäte sehr Noth, daß er mal wieder recht tüchtig dreinschläge — so — so — so! Denn fast scheint's, als hätte er das Chiragra im Säbel. Aber kein Wort von alledem."

"Nun, nur einiges," meinte ich.

"Ich desavouiere alles," sagte er lachend.

Ich weiß nicht, ob der Altmeister an den Grafen Pückler-Klein-Tschirne dachte, der in jenen Tagen seine Drescherrede gehalten hatte<sup>1)</sup> oder nur an die Kapuzinade aus Schillers "Wallensteins Lager". Jedenfalls ist der kleine gewaltige Herr ein Mann der That. Auch in Bezug auf die Hilfsbereitschaft. Er tritt für alles Gute ein wie ein Löwe. In jenen Tagen sammelte gerade Paul Meyerheim die künstlerischen Reliquie des schon im 33. Lebensjahre, 1863 zu Wien, verstorbenen Tiermalers Lentwart Schmitson. Sie bilden jetzt eine great attraction der diesjährigen "Großen Berliner Ausstellung". Seine Naturauffassung und künstlerische Handhabung wird vielfach der Menzels gleichgestellt. "Er war ein Bahnbrecher," sagte der Meister, "und galt Ende der fünfziger Jahre in Berlin für einen Schüler von mir. Ich habe ihn gut gekannt. Er war keineswegs ein sogenanntes verkommenees Genie. Im Gegentheil, fleißig, gewissenhaft. Er war ein Frankfurter, ein gerollter Kiesel, lange in Paris gewesen und in Italien, wo er gegen die "Heterärenmalerei" einen Abscheu empfing. Das sprach er aus und stieß den Klassikern vor den Kopf; er wurde von den Handhabern der Schablone angefeindet, und ich habe viel Mühe gehabt, seinen Werken die Zulassung zu unsern Ausstellungen zu erkämpfen, am meisten zuletzt, als es ihm schon schlecht ging. Sein letztes Werk, 'Die durchgehenden Dachsen' wollte die Jury in die Rumpelkammer stellen. Vielmehr, es war schon geschehen, und ich entdeckte das Bild durch Zufall unter den Zurückgewiesenen. Ich bäumte mich auf. 'Was soll man von uns denken?' rief ich. Ich wurde grob. Das eine Mal half's — später nicht mehr. Man sagte später: 'Wir kennen diese Nuance schon'. Es gelang mir, das Werk zu retten, leider nicht auch dessen armen Schöpfer."

Menzels Atelier ist genugsam mit Pferdegestizzen ausgestattet, welche nicht an die Jugendzeit erinnern, wie bei manchen "Meistern", die, obwohl früh sich krummend, über das Stadium des Wiegenpferdes nicht weit hinauskommen. Die Schablone ist unausrottbar, und solche Männer wie Menzel und Schmitson sind jederzeit von nöten.

Die Märzforme durchleuchtete das ganze, mit so vielen seltjamen Dingen angefüllte Atelier und ließ mich eine Landschaft erkennen, die mir sonst im Dunkel der hintersten obersten Ecke, trotz ihrer respektabeln Größe nicht sehr in die Augen gefallen wäre.

"Excellenz!" rief ich, "das ist ja wie eine neue Erscheinung! Eine Landschaft, ganz Dachau und noch viel mehr!"

<sup>1)</sup> "Und driischt und driischt und driischt." Der Berliner Volkswitz fügt hinzu: "Aber 'raus kommt dabei nischt."

„Dachau!“ rief er und gab mit dem Fuß einen gewaltigen Tritt nach hinten.  
„Da liegt Dachau!“

„Ich sage, viel mehr als Dachau sich je träumen ließ.“

„Auch eine Jugendarbeit!“ sagte er, da ich nun, meine Entdeckung bewundernd, näher trat, „der Kreuzberg vor sechzig Jahren. Ja, lieber Herr, für jene Landschaft sind mir schon große Summen geboten worden — oft — sehr oft. Wenn ein französischer Meister dieses Werk geschaffen hätte, es hinge nicht acht Tage in seinem Atelier, so hat man mir gesagt. Der Kreuzberg — gerade die Ecke, wo jetzt die Viktoriafälle sind, denke ich mir, aber ich bin schon seit vierzig Jahren nicht mehr dorthin gekommen. Ich weiß nur, das ist ein Wirtshaus von, glaub' ich, Fingeradi, wo damals noch die besten Bürger verkehrten. Der Bach vorn rechts und die Weiden sind freie Erfindung, sie wirken als Repoussur. Vor allem, es fehlt die Staffage. Links der Plan pflegte von Kindermädchen und ihrem militärischen Gefolge bunt genug auszuweisen.“

Er selbst betrachtete es liebevoll.

„Jener Ort ist mir lieb und wert. Ich habe dort meine Modelle, die großen Kerle in den alten unbegreiflichen Uniformen in den Sandgruben aufgestellt und zum Hochkirchbilde skizziert.“

Während ich dies schreibe, habe ich nur noch einen subjektiven Eindruck von jenem Gemälde, einen durch Erinnerung und Phantasie verklärten. Es ist nach heutigen Begriffen genügend ausgeführt. Die Weiden stehen flimmernd in ruhigem Silberton, während der Mittelgrund, die roten Dächer und Giebel, der Bergesabhang, die Waldbüchse, die weite Luft darüber mit weißen Kumuluswolken einen grandiosen Eindruck von Raum und Freiheit gewähren, das ganze ist ein chef d'œuvre, noch unentdeckt und unbesprochen, trotz seiner Wichtigkeit als Beispiel Menzelscher Landschaftsmalerei und als ein historisches Denkmal aus einer versunkenen Zeit.

„Das modernste Bild, was ich je gesehen, Excellenz. Damit schießen Sie unter den Elfen den Vogel ab. Es gehört in die Ausstellung der Sezession am Theater des Westens.“

„Vertreten bin ich ja dort auch,<sup>1)</sup> aber nicht mit solchen Privatstudien,“ meinte Menzel. „Man stellt heutzutage ja auch so etwas aus, aber es geschähe besser nicht.“

„Man täuscht sich, Excellenz, über die eignen Kinder am ehesten. Denn selten weiß der Mensch, was er gethan, und was er thut, weiß er fast nicht zu schätzen,“ sagt Goethe. Sie erleben dasselbe mit Ihrer ‚Botenfrau‘ auf der heurigen ‚Großen‘. Das von Ihnen verachtete alte Bild ist die Perle derselben.“

<sup>1)</sup> Durch das Gouachebild „Hochaltar in Innsbruck“ aus dem Besitz des Banquier Arnold, die „Veststudie eines alten Juden“, die beim „Umbau des alten Museums“ gefertigte, sehr wirksame Skizze einer Gruppe durcheinander stehender Statuen, und eine Anzahl von Zeichnungen, die Lichtwirkungen auf Zaumzeug :c. ganz impressionistisch belauschend, alle aus den vierziger und fünfziger Jahren.

„Ich habe das Bild nicht verachtet,“ erwiderte der Meister, „im Gegenteil. Nur die linke Hand, auf dem Henkel des Korbes ruhend, bedurfte der Durchbildung. Und ich bin seit fünfzig Jahren nicht dazu gekommen, diese Arbeit vorzunehmen. Deshalb habe ich gegen alle, die da kamen, um das Bild zu kaufen, mich ablehnend verhalten, besonders gegen den Banquier Goldschmidt, der es durchaus nach Brüssel mitnehmen wollte, auf Wunsch seiner Frau und auf eignen. Es ist übrigens eine Torsträgerin, nicht eine Zeitungsfrau.“

„Mit seltener Liebe durchgearbeitet. Sie versteckt keine ihrer Reize hinter einem Tischtuch wie die Königin Augusta —“

Unsre Unterhaltungen sollten sich auf einige technische Gesichtspunkte konzentrieren. Excellenz wollte meinen Aufsatz über „Ton“ in der Malerei (erschien in „Ueber Land und Meer“) mit mir durchgehen. „Wenn die Tage erst länger werden,“ meinte er, „soll das gründlich geschehn.“

„Zur Erholung von der einseitigeren Beschäftigung der Malerei?“ fragte ich auf gut Glück, eine etwas verstimmte Taste anschlagend.

„Die Malerei ist keine einseitige Beschäftigung,“ monierte Menzel ruhig, aber bestimmt.

„Wie Excellenz diese Kunst betreiben, wo sie den ganzen Geist beansprucht, ist sie freilich nicht einseitig, aber so, wie zum Beispiel ich sie betreibe, zur Erholung vom Schreiben, Lesen, Studieren, darf ich sie wohl so nennen.“

„Da sind Sie glücklich zu preisen, wenn Sie diese Retraite haben, anstatt wie andre ins Wirtshaus gehen und Billard spielen zu müssen,“ sagte er, „und für mich sind es die Bücher, auf die ich mich zurückziehe und aus denen ich Anregungen mit hinübernehme in die bildenden Künste.“

„Ob's immer die besten Anregungen sind?“

„Ah — Sie sind ein Verdorbener!“ lachte er, „jedenfalls geht's nicht ohne. Im Geiste verborgen befinden sich die Quellen des Lebens, ohne sie wächst kein Blatt am Baum, keine Blüte sproßt, keine Frucht wird angefüllt, wenigstens keine, die wert und fähig wäre, an der Sonne zu reifen.“

Dann fuhr er fort:

„Und was nun den Ton anbetrißt, das ist solch ein Modewort. Die Kunst der Malerei gleicht darin der der Bekleidungskünstler; bald wird dieser, bald wird jener edle Körperteil accentuiert, bald giebt's Puffen und kleine Hüte, bald ganz eng anliegende Roben und Riesenkopfaufbau, so wie zurzeit. In der Malerei sind bald die Valeurs oben, die Kraus feinerzeit in die Mode brachte, bald die Stimmung. Nun malt man mit Weiß und nun mit Schwarz, bald satt, bald matt. Gebrochene Farben nennt man das. Als ob es andre gäbe. Je nach der Umgebung und Beleuchtung wird jede Farbe eine Umwandlung erfahren, über die man nicht Herr ist, deshalb sollte man auf sie auch nicht das Hauptgewicht, den Accent legen und das Wichtige, Richtige und Wahrheit, darüber vergessen. Nun wissen Sie, warum ich kein Sezessionist bin. Die Mehrzahl der Herren, die sich so nennen, sind es aus ganz andern Gründen. Das habe ich schon in München empfunden, und bei uns ist's



ebenjo. Man thut den Schlagwörtern, Impressionismus und so weiter, hinter denen sich viel Unfähigkeit, Anmaßung und Selbstbetrug verbirgt, zu viel Ehre an. Ehrliche Kunst ist die beste Kunst."

„L'art c'est le courage.“

„Behalten Sie Ihre Fremdworte in der Tasche. Ich habe manche Zeit damit verloren, sie zu erlernen, aber meine Kunst ist Augenkunst und keine Ehrentkunst. Im übrigen auch zur ehrlichen Kunst gehört hentzutage schon Courage. Aber bitte, seien Sie diskret. Wenn man erfährt, daß ich solche Anschauungen ausspreche, wird man mich für anmaßend halten. Auch bitte ich, mich nicht fortwährend Altmeister zu nennen. Als sie mein siebzigstes (Jubiläum) feierten, noch in der Kommandantenstraße, wurde so viel ‚gealtmeistert‘, daß ich endlich aufstand und um der guten Stimmung wegen mir das Herumreiten auf diesem Worte verbat. Es waren noch eine Menge Redner vorgezeichnet, die alle sehr stark ‚altmeistern‘ wollten. Mir schräg vis-a-vis saß Löwenstein vom ‚Kladderadatsch‘, der die Toaste auf die Frauen monopolisiert hatte, wie jetzt Alexander Meyer. Er erhob sich — und ich meinen Zeigefinger, so daß er, der das Wort ‚Altmeister‘ buzendfach im Konzept hatte, es nun jedesmal hörbar verschlucken mußte. Er ist fast an dem Wort erstickt — und die Hörer vor Lachen.“

Excellenz kann unmenschlich ironisch sein.

Einst brachte ich ihm eine Skizze, die ich am Stettiner Dampfschiffbollwerk von der Baumbriücke gemacht. Als Staffage diente zum Teil das Begräbniß des seinerzeit an der ganzen Waterkant populären Restaurateurs Albert Timm.

„Aha, da haben Sie dabei geweint,“ jagte Excellenz, „vor Thränen nicht sehen können. Und hinten der Rauch —?“

„Das ist eine Dampfkramme —“

„Sehr gut, dieser Rauch; er hat Ihnen in die Augen gebissen, und da sind Ihnen die Linien durcheinandergeraten.“

„Stettin ist nicht nach dem Lineal gebaut, Excellenz, am wenigsten die Lastadie.“

„Nein, es mag da toll aussehn,“ lachte der — Altmeister (Pardon!). Und nun zeigte er seine Vorliebe für Details.

Ein Rollwagen und die Pferde mit ihren Kumpfen riefen seine Bewunderung hervor.

„Solche Lust malen viele,“ jagte er, „und solche Staffage nur sehr wenige. Beides ist ein großes Lob. Damit würden Sie mehr verdienen, als mit Ihren Büchern über die Bodenfrage.“ (Er hatte auf mein noch nicht gedrucktes Buch dieser Art: „Deutschlands Verjüngung“, auch „Bodenwucher und Realkredit“ inskribiert).

Einige Exkurse auf das Gebiet der Politik, die sich daran schlossen, übergehe ich.

Er sagte: „Nun lassen Sie uns über diese Dinge nicht mehr sprechen. Genug! Nie wieder!“ Entschiedene, aber sehr würdige Gesten begleiteten solche Worte. Und doch überschritt er selber ab und zu die Demarkationslinie:

„Ein ordentlicher Hausvater bekümmert sich um den Haushalt, ein ordentlicher Staatsbürger um den des Staats — aber nur soweit es nötig und möglich ist. Es muß auch solche geben, die sich ganz auf ihr eignes Schaffen konzentrieren, nicht rechts, nicht links sehen und die Leute wählen lassen, wen sie wollen. Schließlich kommt es ja doch auf dasselbe heraus, bei uns wenigstens. Es ist mit der Politik wie mit der Ehe. Da sagt man, wenn jeder so dächte wie Sie, lieber Herr, und alter Junggeselle bliebe, dann würde die Welt aussterben. Diese Gefahr ist aber gar nicht vorhanden. Und es ist eine trügerische Nebenart, daß jeder so viel Politik treiben müßte, wie nur irgend möglich. Wenn man darum sich ängstigen wollte, verlöre man sehr viel Zeit für Besseres, vielleicht Unerseßliches, was kein anderer machen kann. Kinder, die nur dem Pflichtgefühl ihre Existenz verdanken, gedeihen nicht, sagte schon Friedrich der Große. Es waren keine Marionetten, mit denen er seine Schlachten schlug, sondern Partisane, Anhänger seiner Weltanschauung.“

Auch das große Bild „Friedrich und die Seinen vor der Schlacht bei Leuthen“ leuchtete an diesem sonnigen, krystallklaren Nachmittage in von mir bisher noch ungeahnter Kraft; es erfüllte eigentlich, eine ganze Wand einnehmend, den großen Raum des Ateliers. Das brachte uns noch einmal auf Menzels wiederholte Weigerung, das mühevoll so weit Geförderte zu vollenden, und die ausgepartete Stelle durch die Hauptfigur, der des Meisters der schrägen Schlachtordnung, auszufüllen, welche „schräge“ gerade bei Leuthen zur Perfektion geriet.

Das eine Thema „Friedrich der Große“ beherrscht Menzel, wie man sich denken kann, mit der Genauigkeit eines Forschers und Gelehrten. Alle Namen und Figuren dieser Zeit sind mit ehernen Lettern seinem noch heute unfehlbaren Gedächtnisse eingeprägt. Wir haben einmal vier Stunden, von halb fünf Uhr bis neun Uhr abends, fast ganz diesem Thema und Carlyle gewidmet, in der That so lange, bis ein Verwandter des Meisters aus der Wohnung heraufkam und ins Atelier hineinrief: „Aber Onkel, hast du denn gar keine Ahnung, wie spät es ist!“ Alle Schlachten wurden durchgenommen. Menzel kennt genau die menschlichen Schwächen seines Helden, er verzeiht ihm nach den Erfahrungen mit Voltaire seinen Eynismus und seine Menschenverachtung. „Zawohl, mein lieber Sulzer, die Menschen sind Hundsfötter!“, auch die Algarotti vielleicht.“ Aber daß der große König nach den Erfahrungen der schlesischen Kriege in den sogenannten siebenjährigen hineinzog, mit all dem unpraktischen Plunder, überschweren Helmen, Gamaschen, Bopß und Rasierzeug, weiß er sich nicht anders zu erklären, als daß er doch eigentlich keinen rechten militärischen Geist gehabt habe. Denn welche Zeit und Mühe kostete seinen Soldaten dieser tägliche Aufpuß, der schon um drei Uhr in der Früh begann. Dessen Verbeibehaltung war zum Teil an den späteren Niederlagen schuld. Die Strategie Friedrichs wird abermals die der Zukunft sein. Und deshalb, weil sie bei Leuthen ihren größten Sieg feierte, schätzt Menzel sein großes Bild „Friedrich und die Seinen“ als sein durchgeistigtestes.

„Man hat nicht verstanden, was ich wollte,“ sagte er gutlaunig, „weder

der König noch die Herren von der Nationalgalerie, denen ich es angeboten. Sie ließen mich ohne Antwort. Jetzt lasse ich ein Gesicht nach dem andern heruntertragen. Nur die links sollen einst davon zeugen, was ich eigentlich beabsichtigte."

"Bei alledem ist Ihnen in jenen Artikeln ein Versehen passiert — oder mir. Es war nicht das Flötenkonzert auf Sanssouci, welches über Jahr und Tag bei Geheimrat Olfers vergessen stand, sondern das Witzschriftenbild. Und das hätte ich sehr bald an den Mann bringen können; aber dieser Mann, ein Hofmann der guten alten Zeit, verlangte, daß ich den Weg, den der König entlang reitet, gleichsam planieren und säubern sollte. Er schien ihm nicht couragig. Aber das — sehen Sie, lieber Herr, — konnte ich nicht erfüllen; ich habe es vorgezogen, ein Jahr zu darben."

"Im übrigen, diese elenden Anekdoten!" rief der Meister. „Es wimmelt jetzt wieder davon in den stoffhungrigen, am kleinlichen Kribstrabs haftenden Zeitungen. Es ist unmöglich, sich dagegen zu verwahren, als ob es sich jedesmal um eine Haupt- und Staatsaktion handelte. So ist nun wieder die Legende aufgetommen, ich hätte aus Ranküne gegen König Wilhelm das Bild so gelassen, wie es da hängt. Sie wissen ja warum, und haben es den Leuten in geehrten früheren Artikeln in der Deutschen Revue mitgeteilt. Das sollte doch genügen. Aber wo irgend ein Widerspruch gegen den Willen und Wunsch eines Monarchen sich verspüren läßt, da wird das gleich als große Mannesthat gepriesen. Ich danke für dieses Lob, diese Bewunderung von Kindern und von Affen. Weiß ich doch, worauf ich sie zurückführen muß. Es fehlt mir an Worten, zu sagen, wie tief durchdrungen ich bin von Dankesgefühlen gegen unsre Hohenzollernkönige, für all die Förderung, die die Kunst und ich durch sie genossen und immer wieder genieße. Und diese Gefühle sind durch die neueren Ereignisse und die beispiellose Ehrung, die ich erfahren habe, wahrlich nicht vermindert worden. Gerade heute erhielt ich eine neue Bekundung, ein Symbol der kaiserlichen Gnade, eine Statuette in Bronze, Reproduktion der Uphueschen Statue Friedrichs des Großen, welche in der Siegesallee zur Aufstellung gelangt. Man hat behauptet, ich wäre darüber ägriert gewesen, daß König Wilhelm I. sich meinem Krönungsbilde gegenüber so wenig anerkennend verhalten habe, und daß er auch diesem Leuten-Entwurf kein Verständnis entgegenbrachte. Da soll man nun dementieren, etwa wie ein Offiziosus, der womöglich, wenn es gerade gewünscht wird, das Blaue am Himmel leugnet und Sonne, Mond und Sterne! Das Schlimme ist, daß das Dementi gewisser Einschränkungen unterliegen müßte. Wo man Rauch spürt, muß es brennen. Und auch wenn man dementiert, semper aliquid haeret. Aber das Aufbauschen ist Lataienarbeit. Irgend eine allerhöchste flüchtige Bemerkung, ein allergnädigstes Achselzucken, gleichviel welcher Art, und aus welchem Anlaß, wird einem in übertriebener Weise als äußerste und letzte Willensmeinung von den Achselträgern aufgetischt, wenn es diesen in den Kram paßt, und man geht betrübt oder wohl gar entrüstet von dannen. Nachher stellt es sich heraus, daß die einem gegebene Interpretation gar nicht gewollt war, daß sie womöglich ins

gerade Gegenteil übersezt werden muß. So war's in diesem Fall, und so ist es mir nicht einmal, sondern öfters passiert. Das hat mich gelehrt, nur den eignen Augen und Ohren zu trauen. Fürsten sind Menschen, und Menschen sind Launen unterworfen, Launen aber sind flüchtige Anwandlungen, die man möglichst ignorieren muß, wo es sich um an sich oder auch nur einem selbst persönlich wichtige Beschlüsse und Entscheidungen handelt. Man sollte auf lichte Momente warten, selbst dann, wenn sie die Ausnahme bilden. Bei dem verstorbenen großen König brauchte man dazu nicht lange Zeit; denn die böse Laune war bei ihm nicht nur flüchtig, sondern auch selten. Der alte König hatte die ganze Bonhomie des Militärs, das noblesse oblige des allerhöchsten Standes. Mit Engagementsgeduld hat er vier Jahre auf sein Krönungsbild gewartet und mir minutenlang das Schwert gehalten mit zitternder Hand. Ja, das können Sie jedem sagen, ich war's, der ihm das Schwert aufnötigte, denn in der That war es das Zepter gewesen, das er hielt. Ich bat ihn dringend, mich ihn mit erhobenem Schwerte malen zu lassen, und es gelang mir, ihn hierfür zu gewinnen. So ist das Bild zu einer Art von Prophetie geworden. Aber alles dies dürfen Sie nicht etwa schreiben. Ich werde alt und verschwäge mich. Bitte, lassen Sie alles Persönliche beiseite."

"Sie haben jahrzehntelang Ihre Persönlichkeit der Welt unterzogen, Excellenz, so gut es ging, aber sehn Sie, wir Deutschen hängen nun einmal an der Persönlichkeit, nicht allein aus Liebe, sondern es wirkt da noch etwas andres mit. Wir verlassen uns in allen Dingen auf Persönlichkeiten, zum Teil aus Bequemlichkeit, indem wir große Aufgaben, die alle angehen, am liebsten auf den einen abwälzen, nach dem Refrain: 'O Hannemann, gang du voran, du hast die großen Stiebel an.' Aber so ist's einmal, und das ist der Grund, warum ich nicht bloß über Ihre abstrakten Kunstgedanken berichte, sondern auch andre Dinge, die Euer Excellenz Persönlichkeit betreffen. Honni soit qui mal y pense!"

"Ich liebe keine Reklame oder Devotionsbekundungen."

"Eure Excellenz sind vor dem Verdacht gefeit, und es wäre ein bißchen spät am Tage, damit anzufangen."

Es ist ein ewig Weh und Ach aller großen Leute, daß ihre kleinen Schwächen denen, die nach Pitanterien schmachten, zur Unterlage von Geschichtchen dienen müssen, welche nicht gar selten die Geschichte selbst verdunkeln. Altmeister Menzel teilt hierin das Geschick seines Helden, des großen Friedrich. Sein Scherz, seine Ironie werden als Bosheit und Verbitterung gedeutet. Ein besonderes Kapitel bilden Menzel und die Frauen. Auf dem Ende-Festmahl im Künstlerhaufe erzählte Professor Paul Meyerheim in launiger Nachtschrede, Menzel habe darüber geklagt, daß man „jede Dame“, die ins Atelier schwebt, wie eine Art höheres Wesen behandeln müsse. Er habe gefragt: „Sehen Sie denn ein weibliches Krokodil mit andern Augen an als ein männliches?“

Es schmerzt Menzel, daß man ihn, wie er sich ausdrückt, zu einem „brutalen Weiberfeind“ machen möchte. Er hat so viele Beweise vom Gegenteil gegeben und stets mit Vorliebe weibliche Wesen gemalt.

Der Altmeister ist nicht nur meist sehr galant, sondern auch sehr nachsichtig gegen die Frauen. Er verwies mir gradezu einen Ausfall gegen die freien Akademien, in welchen die Ausbildung der Damen in den bildenden Künsten zur Spezialität geworden ist. Du lieber Gott, ein Mann von so durchdringendem Verstande und klarem Geiste sollte die Thatsache ignorieren, daß die größere Hälfte der Menschheit dem ewig Weiblichen angehört, das uns „hinanzieht“ und als die bessere allgemeine Bewunderung, Liebe und Achtung genießt! Ein solcher Verehrer der Dichtkunst sollte die Muse nicht lieben, die den Dichter anregt, die Hände zu heben und in die Laute zu greifen? Wenn der betagte Meister kurz, knapp, sarkastisch ist, so ist er es, weil sein Fleiß, seine Konzentration, sein Bedürfnis steten künstlerischen Schaffens jede Störung übel empfindet, und die „bessere“ Hälfte bekommt dann eben auch ihren Teil der Ungnade ab, wenn sie diese Kreise stört. In solchen Fällen mag es ihm ziemlich gleichgültig sein, ob er, seine Zeit, sein Schaffen, bildlich gesprochen, von einem männlichen oder einem weiblichen Krotodil „gefressen“ wird. Der Unterschied ist nur, daß die Damen in solchen Fällen nicht einmal eine von den berühmten Krotodilstränen für ihr Opfer übrig haben. Sie nehmen jedes Opfer als ihrem Geschlecht unverdient zukommend hin, und es erscheint ihnen um so weniger erheblich, da ja auch jede andre Dame mit gleicher und selbstverständlicher Galanterie aufgenommen worden sein würde.

Das Wort Goethes:

„Bist du genau erfahren, was sich ziemt,

So frage nur bei edlen Frauen an“

ist ewig schön und wahr, es bezieht sich aber nur auf die edlen Frauen. Deshalb trachte ein jeder nach Vereblung des Weibes, und Schmach dem, der zur Entwürdigung desselben beiträgt.

Ein anderer delikater Punkt ist die Geldfrage. Ich habe den Altmeister bereits gegen die vielfach vorhandene Annahme verteidigt, daß er das Wort Geld verdienen ähnlich groß schreibt wie manche andre Leute. Um seiner künstlerischen Gewissenhaftigkeit oder Idiosynkrasien wegen hat er auf große Summen verzichtet, die jeder andre ohne Strupel frohgemut eingestrichen haben würde. Die beiden Bilder, die ich oben erwähnte, die er oft gegen enorme Angebote verteidigte, legen dafür umständliches Zeugnis ab. Und es giebt keinen „billigeren“ Künstler als Menzel, sobald es sich um ein öffentliches oder auch nur scheinbar öffentliches Interesse handelt. Kommt da noch jüngst ein unternehmender Verleger zu ihm, der eine Titelbignette braucht, welche einem „Prachtwerke“ als besondere Empfehlung dienen soll. Der Altmeister erkundigt sich genau nach dem guten Zweck des Unternehmens. Die relative Mittellosigkeit des Unternehmers schreckt ihn nicht ab. Er quält sich vierzehn Tage lang mit Entwurf und Ausführung und giebt das kostbare Blatt für achtzig Mark hin. Andre nicht zu nennende Zeichner hatten für dieselbe Arbeit das Fünffache verlangt.

„Ja, lieber Herr, es ist für die deutsche — Industrie.“

Man wird zugeben, daß ein bißchen mehr Empfindung für den Zusammen-

hang der Kunst mit dem öffentlichen Leben unsrer jüngeren Generation wohl anstünde und daß sie hierin von den Männern der alten Schule noch einiges lernen könnte. Bei Menzel ist diese Empfindung in ganz außerordentlichem Maße entwickelt und ein Baustein zu den Fundamenten seiner Größe.

Ich war 1897 in Griechenland und 1898 in Aegypten und Palästina gewesen, und das gab Anlaß zu manchen Bemerkungen.

„Humann hat mich durchaus nach Smyrna haben wollen, ebenso wie Schlözer nach Rom. Beide Male sind ganze Programme für mich ausgearbeitet worden, aber über \* \* \* \* und die \* \* \* \* (zwei vom Meister für seine oft einzige sehr späte Mahlzeit beliebte Lokale) bin ich nicht hinaus gekommen. Und selbst diese unerläßlichen Ausflüge werden mir vielfach verleidet durch Leute, welche glauben, mich dort unterhalten und amüsieren zu sollen. Das habe ich nicht nötig, habe mich noch nie in meiner eignen Gesellschaft gelangweilt. Das ist auch der Grund, warum ich das Reisen nicht unerläßlich finde. Immer fesselt mich irgend eine Arbeit an das Atelier, irgend etwas, was der Vollendung entgegenreift. Und so ist es gekommen, daß ich das Leben eines Murmeltieres führen mußte.“

„Ach, unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,  
Sie hemmen unsres Lebens Gang.“

fuhr er fort: „Aber obwohl ich meine Modelle vielfach in Museen und Kabinetten habe suchen, gleichsam aus dem Staube habe ausgraben müssen, habe ich doch auch ein Stück Welt gesehen, und daß ich das lebende Modell nicht verschmähe, wie so viele meiner größeren Zeitgenossen in artibus symbolicis, das haben Sie ja beaugenscheinigt. Mit dem deutschen Gemüt malt man keine Bilder. Ein Böcklin kann das. Er malt Wesen, für die es keine Modelle giebt. Aber Hunderte, die ihm nachstreben oder auf divergen Pfaden von ihm ausgehen, können es nicht. Sie emanzipieren sich vom Modell, ehe sie gelernt haben, es richtig zu benutzen. Ich habe auf allen Wegen und Stegen nach der Natur, nach dem Leben gemalt, und auf dieser Suche nach der Wahrheit bin ich ziemlich weit herumgekommen. Ueber meine Reisen bitte ich, nichts in die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich war hier und dort, sogar im Lande, wo die Zitronen blühen (Veronabild); aber sobald die Leute erfahren, wo ich irgendwann mal gewesen bin, werde ich von den lokalen Geistern heimgejucht. Da soll ich kund thun, wie das Bier vor fünfzig Jahren in Stettin gewesen ist. Hat mich doch sogar der diesjährige Kongreß der Gastwirte in Breslau, obwohl ich mich mit Händen und Füßen gegen diese lächerliche Vornehmung sträubte, zum Ehrenmitglied oder Ehrengast erhoben. Ich würde den Herren so manches erzählen, wie es in ihren Hotels hergeht. Doch über das, was ich beurteilen könnte, will niemand etwas wissen.“

Dennoch kam er wieder auf Stettin zu sprechen. Meine Skizze hatte alte Erinnerungen erweckt.

„Ich war nur kurze Zeit dort, vor fünfzig Jahren. Die Statue Friedrichs des Großen von Schadow beim Königsthür rief mein Entzücken hervor. Ja,

das ist er, wie er lebte und lebte. Und die Behandlung des Stofflichen — denken Sie an die Seide und den Sammet des Krönungsmantels! Vor diesem Monument habe ich lange gestanden. Dieses Bildwerk allein ist eine Reise dorthin wert. Auch der Springbrunnen, die „Wasserkunst“, auf dem Roßmarkt hat mich sehr gefesselt. Das Werk ist auf Kosten König Friedrich Wilhelms I. errichtet. Und das spricht sehr dafür, daß jener König denn doch nicht gar so knauserig gewesen sein kann, wie man immer wissen will. Er war sparsam, freilich, sehr sparsam, und könnte hierin unsrer Zeit als Vorbild dienen, aber wo es galt, da kannte er keine finanziellen Bedenken. Auch die prächtige Potsdamer Garnisonkirche mit dem Glockenspiel ist ein Beweis seiner Opulenz. Unfre Geschichtsschreiber lassen sich oft mehr von Legenden leiten als von Thatfachen. Selbst Carlyle ist nicht frei davon. Ja, ich weiß, daß dieser zu seinem Friedrich-Werke sehr eifrige Studien gemacht hat, aber als Fremder im Lande hat er sich vielfach falsch berichten lassen. Leider habe ich ihn nicht kennen gelernt. Es war abgeredet worden durch Magnus, daß er mich besuchen oder daß ich ihn treffen sollte; aber ich war verreist. Schade — sehr schade. Ich hätte mich über vieles mit ihm unterhalten können, denn er sprach gut deutsch. Ich hätte ihm manches sagen können, was ihm entgangen ist, oder was er aus Abneigung gegen Dry-as-Dust falsch dargestellt hat. Dieser oft Genannte ist unser Preuß, und seine Geschichte unsers Helden ist vielleicht keine Heldengeschichte, sie ist gelehrt und bureaukratisch, aber korrekt. Und Carlyle als Fremder und Poet hat viel gesehen, visionenhaft, was nicht da war. Er würde wahrscheinlich, von Neußerlichkeiten abgesehen, noch sehr vieles andre verfehlt haben, wenn er Preuß nicht als sicheren Führer gehabt hätte. Deshalb ist sein ewiges Herumreiten auf Dry-as-Dust (Troden wie Staub) ein wenig undankbar. Die seltene Tugend der Fähigkeit anzuerkennen soll auch bei den Schotten nicht in Abundanz vorkommen. Darum schimpft jeder Schotte so gern auf England. Carlyle war aber wenigstens ein Heroenanbeter, Preuß nicht. Für mich bleibt der große König ein Held und Heroe auch ohne Aureole. Ich sehe ihn, wie er war, mit samt seinem plundrigen Rock und seiner mit Siegellack eigenhändig gestickten Degenscheide, den großen Geist in der sterblichen Hülle. Aber Carlyle stellt ihn gleichsam gereinigt und frisch gefirnigt ins Schaufenster. Es ist schön, daß wir den großen und einzigen König auch in dieser Auffassung besitzen, aber mein Stil ist es nicht. Er hat ihn verwunderlicht, ihn, der ein Kind seiner Zeit war.“

„Die er aber nicht erkannte,“ meinte ich, „ebensowenig wie Voltaire es that, denn obwohl nur ein Jahrzehnt sie von dem Zusammenbruch des ancien régime trennte, haben sie davon nichts vorausgeahnt.“

„Es ist mit den Uebeln unsrer Zeit wie mit dem Weibsvolk,“ sagte der Altmeister lachend und citierte Goethes: „Das Weibervolk taugt aus dem Grunde nichts, man sieht's, man hört's, man kann es greifen — und dennoch tanzt man mit.“

„Es giebt kaum einen besseren Vergleich.“

„Man soll nicht alles jagen, was wahr ist. Die ‚Lebenslüge‘ findet in der ‚Wildente‘ ihre Befürwortung, und Hamlet beanstandet es, daß man alte Männer wegen ihrer grauen Bärte aufzieht, obwohl sie unzweifelhaft solche haben. Was ernten Sie mit Ihren Wahrheiten als den Spott. Selbst Ihre Freunde nennen Sie einen Anglomanen.“

„Der englische Staat gleicht einem gut in Stand gehaltenen Hause, das Deutsche Reich ist noch im Rohbau. Es ist noch kein Stuhl da, nicht mal die Tapete. Siehe Inschrift überm Portal des Reichstags.“

Excellenz lachten. „Also England als Vorbild.“

Menzel ist selbst ein wenig Angloman, der „Punch“, den er in ganzen Stapeln besitzt, sein Leib- und Magenblatt. Cruikshank, Leech, selbst Du Maurier der seinen Figuren nicht acht, sondern achtzehn Kopflängen giebt, sind ihm vertraute Hausgenossen.

Ich konnte mich also darauf zurückziehen.

„Ich habe in englischen Schulen gelernt, daß es kein Redaktionsfehler vom lieben Gott ist, wenn er das neunte und zehnte Gebot trennt. Jedes bezieht sich auf ein andres Rechtsgebiet, die man bei uns durcheinander geworfen hat. Unterscheidung aber ist der Anfang alles Wissens. Darum berufe ich mich auf England als Vergleichsobjekt, als tertium comparationis.“

„Und wie denken Sie über den englischen Sonntag?“ fragte der Altmeister mit arger List.

„Laßt jedes Volk seinen Sonntag nach seiner Art feiern, und laßt uns die zehn Gebote halten, vielleicht noch einiges drüber, Excellenz. Die Niedersächsen und nordischen Leute haben nun einmal etwas Puritanisches und sind religiös aus Bedürfnis sowohl wie aus der Erwägung, daß die Frömmigkeit eine gute Gerberlohe für das soziale Leder abgiebt. Auch bei uns will man des wegen dem Volke die Religion erhalten — aber sie ist auch danach.“

„Nun ja, sie erschöpft ihre Kraft in Neußerlichkeiten. Von diesen halte ich nichts. Mir ist meine Arbeit auch Gottesdienst. Wenn die Woche neun Tage hätte, so arbeitete ich alle neun! Wenn ich hier an meinem Pulte stehe und die Sonntagsglockenschläge schallen feierlich herein, fühle ich mich bei der Arbeit doppelt wohl und gehoben. Daß ein Packknecht oder Steinträger nicht dasselbe Gefühl haben würde, wenn er des Sonntags seiner Arbeit nachginge anstatt zu ruhen, das muß ich allerdings wohl zugeben, denn es ist ein Unterschied zwischen schaffender Kunst und körperlicher Placerei. Indessen schon der Landmann, der des Sonntags seine Ernte vor dem Verderben sichert, wird so fühlen können wie ich. Er vollführt eine rettende That, er erhält sich den Segen Gottes. Und nun gar eine Inspiration, die vielleicht nie wieder kommt und die kein anderer an unsrer Statt vielleicht je wieder haben wird, kein anderer so ausführen kann, wie ich sie mir denke. Eine gute künstlerische Schöpfung ist wie eine erbauliche Predigt und deshalb ist für mich die Sonntagсарbeit die schönste Arbeit.“

Die in solchen Worten kundgethane Auffassung Menzels von seiner Arbeit



bestätigt, was ich wiederholt darlegte, daß ihm beim Schaffen jeder Gedanken an den dafür einzuheimjenden goldenen Gewinn völlig abgeht. Herr Pächter hob dies als für Menzel besonders charakteristisch hervor. Und man muß es dafür gelten lassen. Denn obwohl es ein Attribut aller echten Kunst ist, daß sie aus einer Inspiration hervorgeht, die mit Eigennuß und Erwerbssucht kaum in Fühlung steht, so giebt es doch daneben einen künstlerischen Ehrgeiz. Und diejer ist bei unserm Altmeister stärker mitthätig, als bei irgend einem Künstler, den ich kenne, insofern diejer Trieb als künstlerische Gewissenhaftigkeit und Freudigkeit sich manifestiert.

Ihm unter und über allen ist die Kunst Religion und die Religion Kunst geworden. Er selbst schätzt, glaub' ich, sein Bild „Gottesdienst im Buchenwalde“ mehr als irgend ein andres. Ich thu's und sagte es ihm, und es leuchtete mir aus seinen Augen, diesen lustig-listigen Kinderaugen, etwas entgegen, was ich als eine hundertfache Bejahung annehmen konnte. Und so blieb manches unausgesprochen, was mir noch wertvoller scheint als manches Gesagte, nur daß ich es dem Leser — selbst vielleicht gegen den Wunsch des Altmeisters — nicht unterschlagen wollte.



## Ueber Böen und Gewitter.

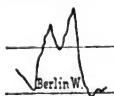
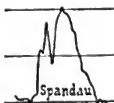
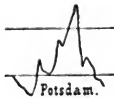
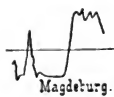
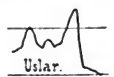
Von

Prof. Dr. R. Börnstein in Berlin.

Siehe, da breitete Zeus ein düsterblaues Gewölk aus  
 Ueber das räumige Schiff; und es dunkelte drunter die Meerflut.  
 Jeho lief nicht lange das Schiff mehr; denn unverlehen's kam  
 Laut anbrausend der West, in gewaltiger Rut des Orkanes.  
 Aber des Raßbaumes Taue zerbrach der gewirbelte Windstoß  
 Beide zugleich, daß er krachend zurücksank, und die Gerätschaft  
 All' in den Raum sich ergoß — — —  
 Hoch nun donnerte Zeus und schlug in das Schiff mit dem  
 Glutstrahl;  
 Und es erschütterte ganz vor dem schmetternden Strahle Kronions.

So schildert der alte Dichter das Ausbrechen jenes Sturmes, durch welchen der „göttliche Dolder“ gestraft werden sollte, als seine Gefährten freventlich die Kinder des Sonnengottes geschlachtet hatten. Indem Vater Homer hier wie immer sich als genauen Beobachter der Wirklichkeit zeigt, umfaßt seine Schilderung nahezu alle Kenntniss, welche man noch vor wenigen Jahrzehnten vom Ausbruch eines Sturmes hatte. Das Heranziehen der Wolkentank, welche bei noch ruhiger Luft die Sonne verdeckt, der plötzlich ausbrechende, in Stößen wehende Wind und bald danach das Gewitter: diese Gruppe zusammengehöriger

Erscheinungen ist ja bekannt genug. Für unsre Gegenden wäre noch der die Windstöße begleitende Platzregen oder Hagelschauer hinzuzufügen, ferner die plötzliche Abkühlung, und als Ergebnis neuerer Studien die rasche Steigerung des vorher langsam gesunkenen Luftdrucks. Im wesentlichen aber enthalten jene Verse bereits diejenigen Vorgänge, welche der einzelne Beobachter eines Sturmes wahrzunehmen pflegt. Es mag auffällig scheinen, daß die Kenntnis einer so eindringlichen und der menschlichen Wahrnehmung so leicht zugänglichen Erscheinung im Laufe von Jahrtausenden kaum gewachsen ist, indessen kann man leicht die erklärenden Thatsachen angeben, denn wenn wir heute etwas mehr über die Mechanik der Stürme auszusagen vermögen, so ist dieser Fortschritt an zwei technische Erfindungen geknüpft, die erst in unserm Jahrhundert zur Entfaltung kamen: die selbstregistrierenden Apparate und die elektrische Telegraphie.



Figur 1.  
Barogramme vom  
22. Juni 1898.

Unter Registrierapparaten sind Vorrichtungen zu verstehen, welche den Verlauf atmosphärischer Zustände (Temperatur, Luftdruck, Windgeschwindigkeit, Luftfeuchtigkeit und so weiter) selbstthätig und dauernd aufzeichnen. Ein durch Uhrwerk gleichmäßig bewegtes Papier schreitet zum Beispiel in horizontaler Richtung an einem Schreibstift vorüber, dessen Höhe durch den jeweiligen Wert des aufzuzeichnenden Elementes (Temperatur *z.*) bestimmt wird und sich mit diesem ändert. Dadurch wird eine Linie gewonnen, welche den zeitlichen Gang jenes Elementes mit allen Veränderungen erkennen läßt. Enthält das verwendete Papier eine vorgedruckte Zeiteinteilung, entsprechend seiner Bewegungsgeschwindigkeit, so ist auch für jeden beliebigen Zeitpunkt der zugehörige Wert des aufgezeichneten Witterungselementes leicht aus dem Bilde zu entnehmen. Dergleichen selbstthätig arbeitende Instrumente sind in ihrer Wichtigkeit für das Verständnis atmosphärischer Gesetze längst erkannt, und man verwendet sie an zahlreichen Beobachtungsstationen. Als ein Beispiel seien die in Figur 1 abgebildeten Luftdruckkurven erwähnt, von welchen weiter unten die Rede ist.

Wenn ferner der elektrischen Telegraphie eine wesentliche Vermehrung unsrer meteorologischen Kenntnisse zuzuschreiben ist, so beruht dies auf der durch jene Erfindung erst gewonnenen Möglichkeit, Nachrichten über die gleichzeitige Witterung eines ganzen Erdteils so rasch zu erlangen, daß sie für die Voraussagung des kommenden Wetters noch Anwendung finden können. Da man nun aus dem gegenwärtigen Wetter das bevorstehende nur für eine Dauer von 24 bis höchstens 36 Stunden mit einiger Wahrscheinlichkeit (etwa vier Fünftel) vorherzusagen vermag, so ist für derartige Bestrebungen die rascheste Mitteilung des gegenwärtigen Wetters unumgängliche Vorbedingung. Demnach konnte an solche

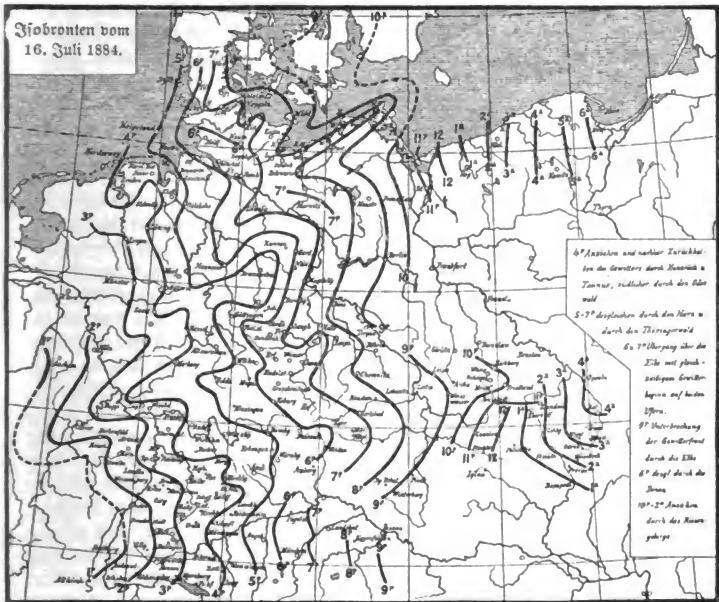
praktische Ausnutzung der Wetterkunde erst gedacht werden, als die Telegraphie eine entsprechende Verbreitung gefunden hatte. Den äußeren Anstoß zur Einrichtung einer Wettertelegraphie gab das unter dem Namen „Sturm von Balaflawa“ bekannte Unwetter, welches auf dem Schauplatz des Krimkrieges am 14. November 1854 große Verheerungen im Lager und in der Flotte der Allirten anrichtete. Der hierdurch erregten Aufmerksamkeit ist es wohl zuzuschreiben, wenn durch nachträgliche Untersuchung festgestellt wurde, daß jener Sturm von Westen her durch ganz Europa fortschreitend an vielen Stellen beobachtet worden war, und es lag nun der Gedanke nahe genug, daß es möglich gewesen wäre, mittelst eine dem Sturm vorausseilende telegraphischer Warnung das auf dem Kriegsschauplatz drohende Unheil bedeutend zu verringern, und daß man für die Folge derartige Warnungen anstreben müsse. Aus solchen Erwägungen entstand die Einrichtung regelmäßiger telegraphischer Berichterstattung der meteorologischen Stationen an die Hauptstellen der einzelnen Länder und internationaler Austausch der Beobachtungsergebnisse, gleichfalls auf telegraphischem Wege. Man gewöhnte sich an die Darstellung des ganzen Materials durch Wetterkarten, welche als Augenblicksbilder die Witterung von ganz Europa in einem einzelnen Zeitpunkt erkennen lassen, und die weite Verbreitung dieser für praktische Zwecke bestimmten Darstellungen führte naturgemäß dazu, auch bei wissenschaftlichen Untersuchungen das gleiche, als zweckmäßig anerkannte Verfahren zu verwenden.

Wie nun diese Forschungsmittel, nämlich die Registrirapparate und die Wetterkarten zum Studium der in der Ueberschrift genannten Erscheinungen dienen, und welcherlei Ergebnisse sie lieferten, soll im folgenden gezeigt werden.

Vorerst sei die Bedeutung des Wortes Böe erörtert. Ursprünglich wird darunter ein heftiger Windstoß verstanden, dann aber zugleich auch die Summe der Erscheinungen, welche den Windstoß zu begleiten pflegen und mit ihm in ursächlichem Zusammenhang stehen. Dahin gehört also zuerst die dunkle Wolkenmasse, welche durch ihr Heraufziehen die Annäherung des Unwetters verkündet und zugleich erkennen läßt, bis zu welcher Höhe der ganze Vorgang reicht. Der Wind, welcher vorher in geringer Stärke und zuweilen wechselnder Richtung wehte, hört für kurze Zeit völlig auf, um dann plötzlich, in gleicher Richtung wie die Böenwolke, mit unvermittelt einfallender Stärke heranzufahren, angekündigt durch das seinen Weg begleitende Geräusch, und unmittelbar gefolgt von einem Regen- oder Hagelschauer aus der nun im Zenit stehenden Wolke, sowie von plötzlicher Abkühlung. Unsere Registrirapparate bestätigen durch ihre Aufzeichnungen diese Vorgänge, fügen aber dem Bilde noch eine sehr wesentliche Ergänzung hinzu, nämlich das bei Eintreten des Windstoßes erfolgende Emporschnellen des Luftdruckes, welcher vorher im langsamen Sinken gewesen war und nach Vorübergang der Böe auch wieder ungefähr auf den vorigen Stand herabgeht. Diese für unsere direkte Sinneswahrnehmung gar nicht erkennbare Druckschwankung ist ein so überaus charakteristisches Kennzeichen der Böen, daß man mit voller Sicherheit aus dem Barogramm (das heißt der Aufzeichnung des

registrierenden Barometers) auf den geschehenen Vorübergang einer Böe schließen kann, während deren übrige Begleiterscheinungen einzeln auch sonst noch vorkommen. Zuweilen, aber keineswegs immer, ist die Böe von Gewitter begleitet, während umgekehrt ein jedes Gewitter an das Auftreten einer oder mehrerer Böen gebunden ist. So ist es zu erklären, wenn man diese charakteristische Druckschwankung mit dem Namen „Gewitternase“ zu bezeichnen pflegt, da das Gewitter sich der Wahrnehmung und Erinnerung deutlicher einprägt, als die bloße Böe. Es kommt diese Bezeichnung vom Aussehen der während einer Böe gezeichneten Luftdruckkurve her, welche einer im Profil gesehenen Nase ungefähr gleicht. Als Beispiel mögen uns die vom 22. Juni 1898 an sechs verschiedenen Stellen Norddeutschlands gewonnenen Barogramme dienen, welche in Figur 1 wiedergegeben sind. (Die Zeit ist darin von links nach rechts fortschreitend zu denken, der Abstand der horizontalen Linien bezeichnet 1 Millimeter Quecksilberdruck.) Die Kurven lassen sämtlich das Auftreten zweier getrennter Böen erkennen, daneben auch einige kleinere Druckschwankungen, und es ist die Ueber-einstimmung der verschiedenen Barogramme groß genug, um die Vermutung zu begründen, sie seien das Ergebnis einer und derselben Böengruppe gewesen, welche über die sämtlichen Beobachtungsorte fortgeschritten ist. Die zwischen den einzelnen Kurven stattfindenden Abweichungen brauchen nicht notwendig als Aenderungen der fortschreitenden Erscheinung aufgefaßt zu werden, sondern man kann vielmehr annehmen, daß die Böen sich mit breiter Front bewegten, und daß sie an den verschiedenen Stellen dieser Front auch etwas verschiedene „Nasen“ zeichneten. Da die Barogramme der einzelnen Stationen aber an verschiedenen Stellen der Front erzeugt wurden, konnten kleine Unterschiede dabei wohl entstehen.

Als Beweis für das Fortschreiten der Böen mit breiter Front seien die Feststellungen erwähnt, welche man in betreff der Fortpflanzung von Gewittern machen konnte. Seit einer Reihe von Jahren besteht in den meisten Ländern Europas ein dichtes Netz von Gewittermeldestationen, das heißt, es ist dafür gesorgt, das an zahlreichen Orten sich Leute befinden, die von jedem wahrgenommenen Gewitter sogleich mittels vorgedruckter Postkarten eine Meldung an die meteorologische Zentralstelle des Landes senden. Insbesondere wird die Anfangszeit des Gewitters, nämlich der Augenblick des ersten Donners, genau angegeben. Auf Grund dieser Meldungen entwirft man alsdann eine kartographische Darstellung, indem diejenigen Orte, an welchen das Gewitter gleichzeitig begann, durch „Linien gleichen ersten Donners“, sogenannte Isofronten, verbunden, und solche Linien für jede volle Stunde gezogen werden. Die Isofronte eines gewissen Zeitpunktes bezeichnet demnach die vordere Grenze des Gewitters in jenem Augenblick. Aus den Angaben der Beobachter über die Dauer des Gewitters kann man auch die rückseitige Grenze für jeden Augenblick feststellen, und aus den in dieser Weise zahlreich durchgeführten Untersuchungen hat sich ergeben, daß die Gewitter meistens einen streifenförmigen Grundriß haben, dessen Längenerstreckung senkrecht zur Fortschreitungsrichtung steht, das heißt also Fortschreiten



Figur 2.

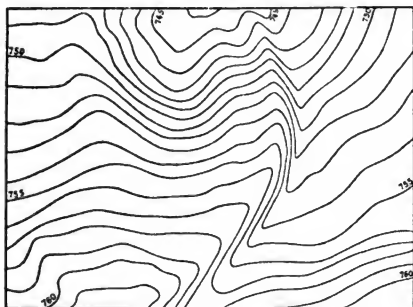
der Gewitter mit breiter Front und geringer Tiefe. Ein Beispiel hierfür ist in Figur 2 gegeben, nämlich die Darstellung der Isobronten eines Gewitters, welches am 16. Juli 1884 in der Richtung von West nach Ost über einen großen Teil von Deutschland zog. Seine Front reichte um 4 Uhr nachmittags von Helgoland bis zum Bodensee, und aus der Lage und Form der Isobronten ist leicht zu erkennen, wie das Fortschreiten des Gewitters durch mancherlei Wirkungen im einzelnen verändert wurde. Es wurden zum Beispiel die Isobronten vom Harzgebirge angezogen und, solange dieses vor der Front lag, nach vorn (Osten) gekrümmt, während nach dem Vorübergang die gleiche Anziehung eine zurückhaltende Wirkung übte. Die bekannte Eigenschaft der Flüsse, Gewitter im Fortschreiten zu hindern, zeigt sich an der Donau (6 Uhr) und an der oberen Elbe (9 Uhr), indem von beiden Stellen die Isobronten unterbrochen wurden. An der unteren Elbe dagegen war das Gewitter so stark, daß es den Fluß überschreiten konnte, dabei aber doch etwas aufgehalten wurde und dann an beiden Flußufern zugleich (6 Uhr) ausbrach.

Darf hiernach das Fortschreiten der Böen in breiter Front als Regel an-

gesehen werden, so ist es gewiß von Interesse, dies Fortschreiten nun auch an derjenigen Erscheinung zu verfolgen, welche mehr noch als das Gewitter charakteristisch für die Böe ist, nämlich an der Luftdruckschwankung, und hierzu bieten die „Gewitternasen“ ein gutes Mittel. Wir wenden uns daher nochmals dem schon erwähnten Unwetter vom 22. Juni 1898 zu, dessen Barogramm in Uslar am Solling, in Magdeburg, in Potsdam, in Spandau und an zwei Stellen Berlins aufgezeichnet sind, und suchen aus der Form dieser Kurven, sowie aus den zugehörigen Zeitangaben die Frage zu beantworten, in welcher Richtung und mit welcher Geschwindigkeit die Druckschwankung fortgeschritten sei. Insbesondere soll, damit wir genaue Werte erhalten, die Untersuchung sich auf die zweite Gewitternase, und zwar auf deren höchsten Punkt, beziehen, also auf eine einzige und ganz bestimmte Böe, und es soll vorausgesetzt werden, daß diese mit unveränderter Frontrichtung und Geschwindigkeit ihren ganzen Weg zurückgelegt habe und dabei senkrecht zur Frontrichtung fortgeschritten sei. Die Aufgabe ist zunächst eine rein mathematische, denn es sollen zwei unbekannte Größen, Richtung und Geschwindigkeit der Böe, gefunden werden aus den Angaben über die geographische Lage der sechs Beobachtungsorte und über die Eintrittszeit der Böe an jedem der Orte. Offenbar würden diese Angaben aus nur drei Orten schon genügen, um jene beiden Größen zu berechnen, und wenn wir in verschiedenen Kombinationen je drei Beobachtungsorte auswählen, so erhalten wir für diese jedesmal ein Wertepaar von Richtung und Geschwindigkeit; diese Werte müßten für jede Kombination dreier Beobachtungsorte die gleichen sein, wenn die Böe sich völlig gleichmäßig bewegt hätte. Da aber diese Voraussetzung nicht genau, sondern nur ungefähr zutrifft, so muß ein zwischen den verschiedenen Wertepaaren liegendes Paar von Zahlen bestimmt werden, welches besser als jedes andre Paar mit den Angaben aller sechs Barogramme übereinstimmt, oder insgesamt die geringsten Abweichungen von den der Untersuchung zu Grunde liegenden Zahlen hat. Diese Rechnung ist für jene Böe durchgeführt und ergab, daß sie ungefähr gegen Nordosten und mit einer mittleren Geschwindigkeit von beinahe 16 Meter in der Sekunde fortgeschritten ist. Wird die gleiche Rechnung zur Kontrolle auch noch für einzelne Teile der Bahn wiederholt, so ergibt sich, daß die Böe nicht eine völlig gleichmäßige Richtung eingehalten, sondern hinter Magdeburg etwas nach rechts und hinter Potsdam ganz wenig nach links geschwenkt hat. Die Frontlänge kann auf mindestens 70 Kilometer berechnet werden, und der Teil des Böenweges, welchen wir auf Grund der Barogramme zu verfolgen vermochten, mißt etwa 260 Kilometer.

Haben wir so den Weg der Böe festgestellt und die Möglichkeit gewonnen, ihre Lage für jeden beliebigen Augenblick anzugeben, so kann nun für einen bestimmten einzelnen Augenblick der atmosphärische Zustand vollständiger zur Darstellung gebracht werden. Solche Augenblicksbilder sind unsre Wetterkarten, von denen oben die Rede war. Wir wählen dafür als Gegenstand der Darstellung den Luftdruck, über dessen Verhalten unsre Barogramme Auskunft geben, und als darzustellenden Augenblick einen solchen, in welchem die meteorologischen

Stationen ihre regelmäßigen Beobachtungen aufstellen, weil wir auf diese Art für die sämtlichen Orte jener Stationen die gleichzeitig abgelesenen Werte des Luftdrucks erhalten können. Nun nehmen wir eine Landkarte, auf welcher alle in Betracht kommenden Beobachtungsstationen verzeichnet sind, schreiben an jeden einzelnen Ort den Wert des daselbst im darzustellenden Augenblick beobachteten Luftdrucks und verbinden hierauf durch eine Linie alle diejenigen Orte, welche den Barometerstand von 760 Millimeter hatten, durch eine zweite Linie die Orte mit 759 Millimeter Druck und so weiter. Die so entstandenen „Linien gleichen Luftdrucks“, die sogenannten Isobaren, geben die Möglichkeit, mit einem Blick die Verteilung des Luftdrucks in dem dargestellten Gebiet zu überschauen. Stehen uns außer den gewöhnlichen Stationsbeobachtungen auch noch Barogramme zur Verfügung, so gewinnen wir damit eine wesentliche Bereicherung des für die Wetterkarte zu verwendenden Materials. Denn es ergeben sich aus den Kurven

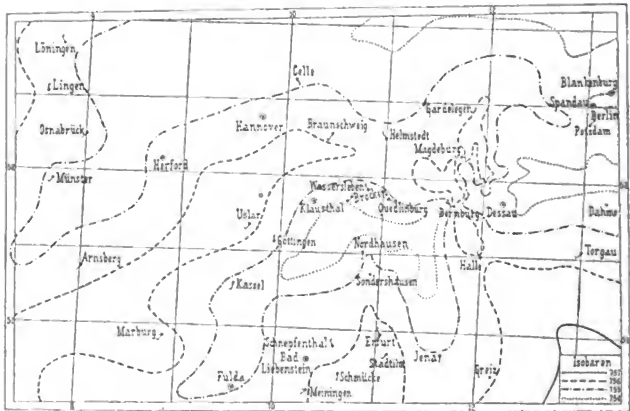


Figur 3. Isobaren vom 27. August 1890.

die Luftdruckwerte nicht nur für die Orte, an welchen sie aufgezeichnet wurden, sondern, da wir den Weg der Böe ja kennen, auch für diejenigen Punkte, welche vor und nach dem Stationsorte von der gleichen Stelle der Böe berührt wurden. Da wir nämlich die Geschwindigkeit und Richtung ihres Fortschreitens festgestellt haben, und da wir annehmen dürfen, daß die Luftdruckverteilung, welche die Böe umgiebt, mit dieser ohne wesentliche Aenderung fortschritt, so ist es leicht, für die einzelnen Druckwerte, die in und an der „Gewitternahe“ vorkommen, diejenigen Orte anzugeben, an welchen jene Druckwerte im dargestellten Augenblick stattfanden, und wir erlangen dadurch die Möglichkeit, vor und hinter den mit barometrischen Registrierapparaten ausgerüsteten Orten je eine Reihe von Luftdruckwerten in die Karte einzuzichnen. Umgekehrt muß es natürlich auch nach Vollendung der Isobarenkarte möglich sein, die Probe auf richtige Darstellung zu machen, indem man die durch die Isobaren gegebene Druckverteilung nach der für die Böe berechneten Richtung fortgeschoben denkt und zusieht, welcherlei Druckänderungen dabei für ein an seinem Platze verbleibendes Barometer entstehen würden. Dann muß die Form der thatsächlich aufgezeichneten Barogramme

wieder herauskommen. Für eine einfache Gewitternase, das heißt eine einmalige Druckschwankung, wäre eine einmalige Einknickung der Isobaren charakteristisch. Wenn, wie es sehr häufig eintritt, die Isobaren etwa von West nach Ost gerichtet sind und der Luftdruck von Nord nach Süd wächst, und wenn die Böe gegen Osten fortschreitet, so können wir als Böenfront eine Linie von Nord nach Süd ziehen, und auf dieser Linie müssen sämtliche Isobaren eine gegen Süd gerichtete Einknickung haben, welche auf der östlichen (vordern) Seite sanft, auf der westlichen (hintern) Seite steil gegen die Isobare geneigt und westlich von einer geringeren gegen Norden gerichteten Einknickung gefolgt ist. Schiebt sich diese Druckverteilung ostwärts über einen Ort hin, so beobachtet man dajelbst langsames Sinken, plötzliches und rasches Steigen und zuletzt wieder langsames Sinken des Luftdrucks auf den Anfangswert. In Figur 3 ist ein solcher Fall abgebildet, nämlich die von Herrn Durand-Gréville gezeichneten Isobaren eines Unwetters vom 27. August 1890.

Besteht das Unwetter aus mehreren einander folgenden Böen, so enthält das Barogramm mehrere „Nasen“, und die Isobarenkarte ist minder einfach. Ein solcher Fall lag bei dem schon mehrfach erwähnten Gewitter vom 22. Juni 1898 vor. Es wurde die Isobarenkarte jenes Tages für 9 Uhr abends gezeichnet (Figur 4), und sie liefert ein Bild desjenigen Augenblicks, in welchem das Gewitter bei Magdeburg lag und dieser Ort sich zeitlich gerade zwischen den beiden in Figur 1 dargestellten Gewitternasen befand. Im Nordosten und Südwesten von Magdeburg liegen zwei Inseln höheren Druckes (über 756 Millimeter), welche als Orte der Gewitternasen anzusehen sind. Indem diese sich mit der übrigen Druckverteilung gegen Nordosten bewegen, bringen sie auf ihrem



Figur 4. Luftdruck vom 22. Juni 1898, 9 p.



ganzen Wege diejenigen Druckschwankungen hervor, welche wir in den Barogrammen erkennen. Je nachdem der einzelne Ort durch eine schmale oder breite Stelle solcher Insel hohen Drucks hindurchgeht, zeichnet das Registrierbarometer dort eine spitze oder stumpfe „Nase“. Und hiernach dürfte es auch leicht zu verstehen sein, daß die Barogramme der verschiedenen Stationen nicht genau gleich geformt sein können.

Haben wir im Vorstehenden eine Reihe von Einzelheiten kennen gelernt, die bei Böen und Gewittern thatsächlich beobachtet sind, so sei nun zum Schluß der ursächliche Zusammenhang jener Erscheinungen erörtert. Freilich sind es nur Vermutungen, die wir hier vorführen können, Hypothesen, die noch an der Hand weiterer Erfahrung geprüft und nach Bedarf berichtigt werden müssen. Es erscheint zweckmäßig, dabei von der Verteilung des Luftdrucks auszugehen, weil die besprochenen Witterungsvorgänge in Begleitung barometrischer Minima (Depressionen) aufzutreten pflegen, das heißt solcher Gegenden, deren Luftdruck unter demjenigen der Umgebung liegt. Da eine derartige Druckverteilung als Gleichgewichtsstörung der Atmosphäre wirkt, so erzeugt sie das Streben nach Ausgleich der Störung und nach Herstellung des Gleichgewichtes, und hieraus ergibt sich ein Herbeiströmen der Luft von allen Seiten gegen das Minimum. Wenn aber die Entstehungsurache des niederen Drucks (zum Beispiel lokale Erwärmung) noch weiter besteht und wirkt, so ergibt sich über dem Kern des Minimum ein aufsteigender Luftstrom, der die herangewehten Massen größeren Höhen zuführt, von wo aus sie dann wieder in die Umgebung strömen. Die am Boden dem Minimum zufließenden Massen werden durch die Erddrehung derartig in ihrer Richtung beeinflusst, daß sie nicht geradlinig zur Mitte streben, sondern auf spiralförmig gekrümmten Bahnen, und zwar auf der nördlichen Halbkugel entgegen der Richtung des Uhrzeigers. Völlig ausgebildet kann man diese Einzelheiten an den in den täglichen Wetterkarten oftmals sichtbaren großen Depressionen erkennen, welche als Wirbel mit aufrechtstehender Achse vielfach die Fläche eines halben oder ganzen Erdteils bedecken. In der Umgebung solcher Minima und mit der Winddrehung um deren Achse fortschreitend findet man oftmals kleinere Gebilde, die gleichfalls um einen aufsteigenden Luftstrom gruppiert sind, aber wegen der geringen Ausdehnung und der Kürze der Luftwege nicht die Ablenkung durch Erddrehung erkennen lassen. Sie bedecken einen schmalen und langen Bodenstreifen, über welchem die Luft emporsteigt, während von beiden Seiten her der Wind Ersatz für die aufgestiegenen Luftmassen heranschafft. In der Höhe fließt die emporgestiegene Luft nach beiden Seiten fort und dann wieder herab, so daß zwei Wirbel mit horizontaler Achse und entgegengesetzter Drehungsrichtung nebeneinander liegen. Dieser Streifen pflegt mit seiner Längsrichtung gegen den Kern einer größeren Depression zu zeigen und sich um diesen, also senkrecht gegen die eigne Richtung, zu bewegen. Hierbei fließt unten auf der Vorderseite die Luft entgegengesetzt der Fortbewegung des ganzen Gebildes, an der Rückseite dagegen im gleichen Sinne. Die wirkliche Bewegung der Luft gegen den ruhenden Boden, das heißt der Wind, muß demnach eine Geschwindigkeit

haben, welche auf der Vorderseite der Differenz, auf der Rückseite der Summe jener beiden Geschwindigkeiten entspricht. Es führt also von jenen beiden horizontalen Wirbeln der vorausgehende nur geringen, der nachfolgende dagegen um so stärkeren Wind mit sich, und dieser hinter dem aufsteigenden Luftstrom einherziehende Wirbel ist es, welchen man vielleicht als eigentlichen Sitz der Böe betrachten darf. Der aufsteigende Strom bezeichnet den niedrigsten Stand des beim Heranziehen gesunkenen Luftdrucks, er bewirkt wie in jeder Depression das Entstehen der Wolke, den Platzregen, und durch diesen die Abkühlung, sowie die kurze Windstille, weil wir ja die aufsteigende Bewegung nicht als Wind empfinden. Der nachfolgende horizontale Wirbel bringt dann am Boden den starken und plötzlich eintretenden Wind mit sich, sowie auch die rasche Steigerung des Luftdrucks, welche aus der gewaltsamen Bewegung der Luft resultiert. Je höher hinauf die ganze Erscheinung sich erstreckt, um so längere Zeit braucht der Regen oder Hagel zum Herabfallen, und um so später tritt auch, falls dies überhaupt geschieht, das Gewitter ein. Wissen wir auch bisher nur sehr wenig über die Entstehung desselben, so ist doch erfahrungsgemäß das Gewitter an rasche Kondensation, das heißt Bildung von Regen oder Hagel gebunden, und diese Voraussetzung ist in der Böe ja regelmäßig erfüllt.

Durch die vorstehende Schilderung hoffen wir gezeigt zu haben, daß diese atmosphärische Vorgänge interessant genug sind, um zu weiterer Untersuchung und zur Ausfüllung der in unsrer Erkenntnis noch vorhandenen Lücken anzuregen.



## Erinnerungen an Theodor Storm.

Von

Hermione von Preußen.

Das war in der Rosenzeit des Jahres und in der Rosenzeit — nein Knospenzeit meines Lebens, mir fehlten noch ein paar Wochen an sechzehn Jahr, als ich, von „glühender Begeisterung“ getrieben, mit einer gleich enthusiastischen Freundin an Theodor Storm geschrieben — den Dichter der „Rosenzeit“ und all der wehmütigen, verschleierte Stimmungsbilder, die von totem Glück und toter Liebe reden — „weit, weit dahinten in Urgroßmutter's Garten.“ Wir erhielten sofort eine Antwort, die uns nur allzu glücklich machte, so wenig Positives sie uns auch gab.

Hier ist sie — sie ward die Stammutter einer Korrespondenz und einer Freundschaft, die meine Jugend durchleuchtet.

Husum, 3. August 1873.

Nehmen Sie, liebe junge deutsche Mädchen, meinen herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Gruß, und lassen Sie ihn immerhin als einen Gruß der Jugend gelten; ich wüßte nicht, von wo mir etwas Besseres kommen könnte.

Daß ich in den nächsten Jahren einmal durch Ihr Hessenland reiste, wäre wohl möglich, und ich werde Sie dann gewiß besuchen; es wenigstens versuchen; denn, wie auch Ihnen vielleicht schon bekannt ist, — sechzehnjährige Mädchen pflegen ja nicht am Platz zu bleiben.

Mittlerweile sollen Sie eine Photographie von mir erhalten; aber die letzte Platte hat der Photograph an den Buchhändler Westermann abgegeben, der danach die Porträts für die Gesamtausgabe meiner Schriften abziehen läßt; ich muß mich daher erst photographieren lassen.

Trauen Sie mir nun hinlänglich, um mir à conto Ihre beiden Bilder zuzukommen zu lassen?

Mit freundlichem Gruß

Th. Storm.

Wir schrieben (diesmal noch in corpore) eine glückstrahlende Antwort und wurden durch den zweiten Brief abermals beseligt und gehoben, der allerdings schon fast ausschließlich mir galt und mir Antwort gab auf allerlei Fragen, die damals mein junges Herz beschäftigten.

Husum, 26. October 1873.

Meine lieben jungen Freundinnen!

Sie werden mich schon der Untreue beschuldigt haben, aber es lag an der Photographie; und was jetzt zu stande gekommen, vermag ich Ihnen auch nur mit Unterdrückung meiner ganzen Eitelkeit zu senden. Aber auch Sie sind in dieser Beziehung in Rückstand, und ich bin schon auf den schrecklichen Gedanken gekommen, daß ich über — einen, jener gewissen andern, ganz in Vergessenheit geraten sei; ich vergaß selber ganz dabei, daß ich es ja schwarz auf weiß habe, daß so etwas nie passieren kann.

Daß Novellenschreiben halte ich für eine ziemlich schwierige Sache, was mir nicht allzu oft gelingen will. Die Verleger sind meist recht wunderliche Leute. Aber schreiben Sie nur ihre „Rosenzeit“ und „Spielmanns Lied“. — Es ist viel, wenn man schon den Titel hat — und schicken Sie mir die Sachen. Nur eine Bedingung mache ich: in vierzig, höchstens fünfzig Seiten von Ihrer gewöhnlichen Brieffchrift muß jede Novelle fertig sein; enthalten Sie sich selbst aller Reflexionen, und erzählen Sie knapp und auf das Notwendigste beschränkt, was die Leute thun und reden, schildern Sie nicht die Gefühle, sondern lassen Sie diese aus dem Reden und Thun derselben dem Leser deutlich werden.

Ihr Brief — ich sollte Ihnen das ja sagen — macht auf mich den Eindruck der Jugend, und ich sagte Ihnen schon, wie ich diese schätze.

Vertrauen Sie mir getrost Ihre jungen Wünsche; ich werde auch schon antworten, wenn's auch einmal etwas länger damit aussteht.

In Westermanns Monatsheften wird Ihnen voraussichtlich vor Februar kommenden Jahrs eine Novelle, „Viola tricolor“, von mir begegnen.

Lesen Sie dieselbe und schreiben Sie mir darüber. Sie wird Ihnen vielleicht ein Maßstab für die Novelle überhaupt an die Hand geben.

Und nun grüße ich Sie beide freundlich; der Winter klopft an die Thür; ich habe meinen Gesangverein wieder in Gang gebracht (16 Sopran, 12 Alt, 8 Tenor und 8 Baß), und wir singen mit großem Vergnügen oder üben vielmehr die „Liebeslieder“ von Johannes Brahms und das Finale aus dem 1. Akt von Mendelssohns „Loreley“; und Sie, meine jungen Freundinnen, Sie werden tanzen. Hüten Sie sich nur; durch die Ballsäle schleicht jener kleine Lauge-nichts, der Flügel an den Schultern hat.

Ich grüße Sie freundlich

Th. Storm.

Darauf hatte ich viel zu entgegnen und zu fragen, und meine Freundin unterzeichnete sich mit mir nur noch pro forma.

Vor allen Dingen wollte ich wissen, wie Th. Storm über den Künstlerberuf der Frauen dächte — Künstlerin zu werden, schien mir damals noch ein leuchtender, lockender Zukunftstern.

Und der Poet enttäuschte mich sehr durch seine Antwort, die mir damals unendlich philisterhaft vorkam. Damals — ein klein wenig freilich auch heute noch, wo ich mir doch sagen muß — im großen und ganzen hat er ja recht. Nur daß er dem „Genie“ einer Frau doch entsetzlich wenig zutraut, wenn er meint, „die wirtschaftlichste Tüchtigkeit im hausbackensten Sinne sei das Fundament der weiblichen Bildung, und sie sei so schwer und zeitraubend und könne nicht „nebenbei“ betrieben werden. Dieses „Nebenbei“ ärgerte mich so nachhaltig, daß es mir zu meiner ersten Novelle verhalf: „Die Frau“, die ich Storm mit andern poetischen Versuchen als Antwort auf den hier folgenden Brief sandte.

Hufum, 16. December 1873.

Also, meine junge Freundin, ich soll den Pädagogen spielen? Das steht ja eigentlich dem Poeten übel an. Aber, da Sie es wünschen, so mag's drum sein!

Ich sehe als guter Deutscher die wirtschaftliche Tüchtigkeit, und zwar im hausbackensten Sinn, als das Fundament der weiblichen Bildung an; geist- und kunstreich darf mir eine Frau nur sein, wenn mir, sowie ich ihre Schwelle betrete, überall der Geist der Ordnung und der Sauberkeit — und zwar in dem unerbittlichen schleswig-holsteinischen Sinne — entgegenatmet. Von einer Frau, wie ich sie wünsche, verlange ich freilich, daß sie nicht nur dies bewältige, sondern sich auch die geistigen Interessen des Lebens aneigne. Aber das erste ist schwer und zeitraubend, wenn es perfekt geleistet sein soll; nebenbei kann das nicht betrieben werden. Soweit es damit vereinbar ist, bin ich natürlich dafür, daß auch die Frauen jedes Talent, das sie besitzen, möglichst ausbilden. Ist das

Talent hervorragend, so ist natürlich auch die Ausnahme berechtigt, und die Frau mag dann alles andre beiseite lassen; sie mag dann auch sehen, wie sie mit dem dadurch entstehenden Zwiespalt fertig wird.

Zeichnen und malen Sie nur tüchtig drauf los, und daß sie über das Dilettantengepinself hinaus wollen, ist ganz recht. Aber dann lassen Sie das Novellenschreiben; ich meine, die Zeit verwenden Sie besser auf Stift und Pinsel. Doch schicken Sie immerhin Ihre Skizze; ich werde ja dann sehen. Und eine Zeichnung von Ihnen auf meinen Weihnachtstisch — das wäre sehr nett.

Nicht war, der Poet hat heute viel von seiner Poesie bei Ihnen verloren? Aber glauben Sie mir, meine junge Freundin, wer durch die gewissenhafte Erfüllung der kleinen trockenen und hausbackenen Pflichten die Poesie des Lebens einbüßt, der hat niemals etwas der Rede werthes davon bejessen.

Für die Photographie meinen Dank; aber bei diesen à la Rembrandt forcierten Photographien bekommt man zwar ein Bild, aber kein Porträt; ich weiß danach noch immer nicht, wie Sie eigentlich ansahen. Giebt's von Ihnen denn keine andre Photographie, wo Sie auch hübsch gerade aus dem Bilde heraus schauen?

Frohe Weihnachten!

Th. Storm.

Darauf kam eine mich hoch beglückende Antwort, die, man könnte sagen, noch heut allgemein gültige Bemerkungen über das Wesen der Novelle enthält, und die ich seither immer zu beherzigen suchte.

Husum, 1. Februar 1874.

Meine liebe junge Freundin!

Bis zum 30. v. M. bin ich in einer solchen Arbeitspresse gewesen, daß ich andres weder habe lesen noch schreiben können.

Zunächst nun Dank für Ihre Weihnachtsgabe. Es macht mir gewiß Freude, wenn namentlich die Jugend meiner fremdlich gedenkt. — Heute habe ich nun außer Ihren Gedichten auch „Versunkene Welten“ und „Eine Frau“ gelesen. Wenn ich Ihre Proben in beiden Künsten vergleiche, so scheint Ihr Talent zu poetischer Produktion mir ihr Zeichnen- und Malertalent zu überwiegen; doch sehen wir erst das Delbildchen, das Sie mir freundlich in Aussicht gestellt haben! Die beiden Prosafachen haben, aufrichtig gesagt, meine Erwartungen übertroffen; ich möchte Sie fast bitten, ein paar Jahre nichts zu schreiben, damit Sie sich nicht ausgeben, bevor Sie den Stoff noch völliger beherrschen. Sie besitzen schon eine ziemliche Herrschaft über den Ausdruck, es fehlt ihnen auch nicht an Gedanken und poetischer Kombinationsgabe; dennoch möchte ich die Sachen nicht für völlig druckreif erklären. So kommt zum Beispiel die Scene in der Menagerie nicht ordentlich heraus; das muß noch anders angebahnt sein; bei der psychologischen Entwicklung kann ich wohl mitgehen, aber das Ende ist wieder etwas schwächlich; auch fehlt doch dazu in der Mitte die genügende Motivierung; das heißt für den Dichter.

„Die Frau“ ist sehr flott geschrieben und hat mir beim Lesen viel Spaß

gemacht; da haben Sie mich tüchtig gezaust; aber der Professor ist doch ein hölzerner Kerl, daß er die Frau, die mit solcher Anlage zu harmonischer Verbindung der praktischen und idealen Seite des Lebens ausgestattet ist, und so jung zu ihm gekommen, so ganz von der vernünftigen Straße abkommen ließ.

Ernst gesprochen — das ist allerdings die Gefahr; man muß sie eben vermeiden; jede Tugend hat ihre Grenze, über die hinaus sie ins Gegenteil schlägt; das ist bekannt genug. Meine „saubere Hausfrau“, wie sie von Freund Groth gern genannt wird, die selten Zeit hat und in ihrer Wirtschaftlichkeit sehr auf die scharfe Kante geht, ist gleichwohl mein poetisches Gewissen, und es geht nichts in die Presse, was nicht mit ihr abgestimmt ist.

Sie denken, der arme Mann, er kämpft für Herd und Heimat!

Lassen Sie aber nur erst — denn Sie werden ja doch heiraten — ein Rudel Kinder um Sie her sein, so werden Sie die arme Marie doch etwas anders ansehen. Schade, daß sie einen Mann bekam, der sie so schlecht verstand.

Uebrigens haben Sie die kleine Skizze rund und hübsch geschrieben; es kommt die Kehrseite der Sache recht kräftig zur Erscheinung. Ich habe es mit großem Behagen gelesen und es bringend meiner Frau empfohlen, die es — als heute am Sonntagnachmittage — sich zur Nachmittagslektüre spendieren wird.

Nur möchte ich Sie bitten, weniger Fremdwörter zu gebrauchen und weniger Verse zu citieren. Beides ist nicht schön; und es bedarf dessen nicht, wo die Arbeit selbst ohne Lücken ist.

Ich glaube nun allerdings, daß Sie einmal werden drucken lassen können; wir müssen dann aber sehen, die Sache zuerst in Journalen unterzubringen. Ich werde nun erst noch das übrige lesen.

Wie leicht wäre alles, wenn ich es mündlich mit Ihnen besprechen könnte! In Hamburg, wohin ich alle Sommer komme, haben Sie wohl keine Beziehungen, oder in Berlin, wohin es auch einmal gelingen könnte!

Ihr alter Freund

Ch. Storm.

Giebt es in Darmstadt keine schwarze Tinte? Ein mit blasser Tinte geschriebenes Manuscript ist ein sehr schlimmes Ding!

„Die Frau“ bekommen Sie demnächst mit Bleistiftnoten wieder.

Nun schossen meine Novellen wie Pilze aus der Erde, und ich überschwemnte damit meinen armen „väterlichen Freund“ so sehr damit, daß er sich kaum davor retten konnte.

Indessen habe ich später keine jener „Jugendünden“ zum Druck gegeben. — Erst viele, viele Jahre später erschienen meine Novellen „Lollkaut“, und Storm enttäuschte meine hochgespannten Druckerwartungen, trotz aller rückhaltlosen Anerkennung meines Talents.

Husum, 31. März 1874.

Ich kann Ihnen, meine liebe junge Freundin, den ersetzten Trost nicht geben. Ihre Sachen, so sehr sie mich glauben lassen, daß Sie bei fortschreitender

Entwicklung sich, wie schon andre Frauen, in gewisser Weise an der Novellistik werden beteiligen können, sind jetzt doch noch nicht reif genug, daß ich sie einer mir bekannten Redaktion empfehlen, resp. einschicken könnte, oder daß, nach meiner Erfahrung, eine mir bekannte Redaktion sie aufnehmen würde.

Trotz der blassen Tinte, die meine Dual ist, will ich indes gern Ihre noch übrigen Sachen durchsehen; wenn Sie sich nur im voraus keine bestimmten Hoffnungen machen wollen.

Wünschen möchte ich Ihnen auch, daß Ihre krankhafte Reiselust gestillt würde; Sie werden dann hoffentlich erfahren, daß man die Welt, in der man lebt, im wesentlichen in sich selber trägt.

Ich habe eben noch Ihre „Versunkene Welten“ wieder durchgelesen; es hat mich auch jetzt wieder manches überrascht, daß Sie schon so scharf den Regungen der Seele folgen können. Aber das Ganze ist noch nicht so, daß es druckfähig wäre.

Ich meine auch, Sie würden vielleicht noch mehr von einer Reise haben, wenn Sie ein paar Jahre damit warteten. Indes setzen Sie die 200 Gulden auf Zinsen und es findet sich indes wohl das Fehlende; vielleicht giebt's auch bis dahin noch ein druckfähiges Stückchen.

Ja, ich weiß wohl, das alles sind schlechte Trostgründe; und ein wenig jornig werden Sie mir auch sein, daß ich nichts Besseres bringe.

Indes

wie immer

Ihr alter Freund

Th. Storm.

Noch ein! Teilen Sie Noquette einmal die „Versunkenen Welten“ mit — grüßen Sie ihn, wir sind persönliche Bekannte — es wäre vielleicht möglich, wenn er Ihnen bei der Durcharbeitung und Sichtung behilflich wäre, daß etwas herauskäme, was von einer Zeitschrift acceptiert würde. Von hier aus kann ich das nicht; dazu gehört mehrfaches persönliches Besprechen u.

Versuchen Sie es! Der Lebensgang der Klara ist im ganzen nicht übel angelegt, und teilweise schon nicht übel ausgeführt.

Also!

Durch wie viele von Storms Briefen übrigens geht die Klage über meine blasse Tinte. Erst jetzt kann ich ihm seine Dual hierüber voll nachempfinden. Immer mehr ward der große, alternde Poet der Vertraute des sich in glühendem Sehnen und Streben verzehrenden jungen Mädchens. Wie nachdentlich machte mich seine Bemerkung über die Leidenschaft.

Giüsum, 8. Januar 1875.

Meine liebe junge Freundin!

Dank für den Neujahrsgruß und herzliche Erwiderung. Senden Sie mir nur Ihre Novellen, namentlich, wenn es in Darmstadt endlich einmal schwarze

Linte geben sollte. Bezeichnen Sie mir aber, bitte, die, welche am reflexionsfreiesten ist, damit ich sie gleich lese.

Mit Philosophie würde ich mich in Ihrer Stelle nicht beschäftigen; nicht weil ich den Frauen hier eine Grenze ziehen will, sondern weil dazu eine volle Lebensreise gehört, wenn es nicht verwirrend wirken soll. In Ihrem Alter muß man positive Kenntnisse einsammeln und nicht andern in ihren Gedankengängen nachtreten. Was Schoppenhauer von der Jugend sagt, entspricht nicht meiner Erfahrung. Danach kennt die Jugend nur Träume, und nur das reifere Alter die Leidenschaft. Doch mag das bei Verschiedenen verschieden sein.

Ob ich Sie für kalt halte? — Ihr Blut halte ich für heiß genug; vielleicht haben Sie aber ein kaltes Herz.

Ich arbeite augenblicklich an einer Novelle, die dem W. W.<sup>1)</sup> sehr unähnlich ist; weiß auch noch nicht, ob's etwas taugen wird.

Sie fragten mich einmal nach Noquette. Ich weiß nur, daß er vor Zeiten, ich meine, jahrelang verlobt war und daß die Verlobung aufgelöst wurde. Das wird aber doch schwerlich jetzt noch weh thun. Lassen Sie mich doch gelegentlich wissen, welche Stellung er dort bekleidet und ob er verheiratet ist. Vielleicht plagt ihn die Einsamkeit.

Nächstens mehr!

Ihr

Th. Storm.

Inzwischen wandelte sich mein äußeres Geschick. Ich hatte es bei meinen Eltern mit Bitten und Thränen und heißen Kämpfen endlich durchgesetzt, daß sie mich, „für ein paar Monate“, wie sie in ihrer Unschuld glaubten, nach Karlsruhe zur malerischen Ausbildung ziehen ließen.

Gusum, 12. Februar 1875.

Meine liebe junge Freundin!

Hoffentlich erreicht Sie noch diese Sendung, wenn auch der Koffer nach Karlsruhe schon gepackt steht, wohin meine wärmsten Wünsche Sie geleiten.

Novellen und Gedichte folgen zurück. Aber mehr wie die früheren fast sind das nur Tagebuchblätter eines jungen, heißblütigen Mädchens. Diese stammelnden, jehnsüchtigen, unreifen Gedanken sind gewiß süß für den zu lesen, dem sie gelten und der sie hervorgerufen; aber sie gehören dem Leben und nicht der Kunst.

Ihre übrigen Fragen beantworte ich Ihnen, sobald ich Ihre Karlsruher Adresse habe. Aber bitte, lassen Sie mich ein en face-Bild, womöglich in halber Figur, von Ihnen erhalten; das erste Bild hat keine Augen und der Schattenriß ist eben nur ein Schatten.

Meine Novelle, von der ich Ihnen sprach, heißt „Ein stiller Musikant“ und ist dieser Tage an „Westermanns Monatshefte“ abgegangen. Sie behandelt

1) „Waldbüchel“.



den Konflikt des Wissens (Verstehens) und Nichtkönnens. Sie wird Ihnen kaum gefallen; denn sie trägt dem, wonach Ihr Herz sich sehnt, der Leidenschaft, keine Rechnung. Vielleicht das nächstemal schreib' ich wiederum für Sie!

Ihr

Th. Storm.

Welch warmen Freundesanteil nimmt der Dichter an meinem Ergehen im neuen „milieu“!

Husum, 15. Februar 1875.

Arme, liebe Hermine!

Das ist freilich ein wenig arg; hoffentlich aber haben Sie dieser Tante, wenigstens für die Zeit Ihres Krankseins, ein warmes Zimmer abgetropft, und hoffentlich steckt nichts Lebengefährdendes hinter Ihrem Halsübel. Ich bitte Sie herzlich, mich doch gleich durch ein paar Zeilen zu benachrichtigen, wenn die Krankheit sich gehoben hat, oder wenn Sie entsprechend untergebracht sind. Wären Sie gesund, so würde ich sagen: das alles ist zwar wenig behaglich, aber eine Leidenschaft zur Kunst muß mehr als das ertragen können. Hoffentlich haben Sie gleich zum Arzt geschickt, bei der jetzt vielfach auftretenden Diphtheritis ist damit nicht zu spielen.

Geschrieben habe ich Ihnen nach Darmstadt — von wo Sie am 16. d. M. abreisen wollten, und zwar früh genug, daß, nach Ihrer Angabe, mein Brief Sie dort noch hätte erreichen müssen.

Sie werden ihn jetzt schon in Händen haben.

Werden Sie nun nur erst wieder gesund, und dann lassen Sie sich hübsch für mich photographieren, wie ich gebeten habe.

Ich verspreche dann auch einen ganz auf Ihre Fragen eingehenden Brief.

Mit herzlichem Gruß

Th. Storm.

Danach entstand eine mehr als halbjährige Pause. Trotzdem kam ich mit all meinen Kümmernissen zu dem mir innerlich doch so nahegetretenen Dichter. War ich doch so stolz darauf, daß er meine sechzehn, nein, nun schon siebenzehn Jahre stets ernst genommen.

Endlich kam die ersehnte Antwort.

Husum, 3. Oktober 1871.

Meine liebe junge Freundin!

Ich habe Sie keineswegs vergessen, vielmehr oft an Sie und Ihr Ergehen dort gedacht. Aber es lag den Sommer über ein schweres, spannendes Lebensinteresse auf mir; auch dachte ich, Sie hätten dort allmählich eine Welt gefunden, die einen Zuspruch aus der Ferne überflüssig machte. — Daß Sie nun dort sich eingelebt und desungeachtet meiner so herzlich gedenken, freut mich um so mehr. Eine Arbeit, die uns Befriedigung gewährt, ist gewiß das beste und solideste Glück; möge Ihnen diese Erkenntnis oder — besser noch — diese Empfindung nie untreu werden!

Wollen Sie etwas Neues von mir lesen, so finden Sie im Augustheft der „Westerm. Monatshefte“ „Ein stiller Musikant“, im Oktoberheft „Im Nachbarhause links“, im Oktoberheft der „Rundschau“ eine „Psyche“.

Wenn Ihr großes Bild fertig ist, erhalte ich wohl eine Photographie davon! Ich muß doch wenigstens sehen, wie Sie komponieren.

Und nun — schreiben Sie mir offen, wie Sie sonst gethan; wenn Sie mit wenigem zufrieden sein wollen, soll die Antwort nicht fehlen.

Mit freundlichem Gruß

Theodor Storm.

Und dann konnte ich ihm berichten, daß meine Studienzeit sich immer mehr verlängern dürfte, dank meiner Aufnahme im gastfreien Hause des Dichters Gustav zu Putlig, dem ich, bei mehrjährigem Verweilen, eine Fülle künstlerischer und literarischer Anregungen verdanken sollte und die Gelegenheit, mit zahllosen „berühmten“ Dichtern und Künstlern in persönlichen Verkehr zu treten.

Jusum, 3. Januar 1876.

Meine liebe junge Freundin!

Ueber Ihren Brief habe ich mich diesmal in jeder Beziehung gefreut; sowohl weil sie jetzt heiter und mutig auf ein bestimmtes Ziel losgehen, als auch weil Ihnen wieder eine Frist zur Erreichung desselben gewährt ist.

Dem Herrn des gastfreien Hauses, das Sie aufgenommen, bin ich nur einmal flüchtig begegnet; vor über zwanzig Jahren war's, daß wir im Geschäftslokal unsers gemeinsamen Verlegers A. Dunder in Berlin ein paar Worte miteinander sprachen. In den letzten Jahren habe ich seine „Theatererinnerungen“ und insbesondere seine lebenswürdige „Nachtigall“ mit Vergnügen gelesen. Vielleicht bringen Sie mich freundlich in Erinnerung!

Auf die selbststheigene Radierung (meine spezielle Liebhaberei) Ihres Bildes bin ich sehr gespannt; vergessen Sie Ihr Versprechen nur nicht!

Ihr „Krapplack und Cadmium“ las ich einem künstlerischen Freunde vor; der meinte, es sei ganz schön, besser aber noch, wenn Sie es gar nicht gebrauchten! Ich selbst verstehe, leider, nichts von Farben; sonst würde auch ich Ihnen vielleicht Gelegenheit geben, die Festigkeit Ihrer Malergrundsätze zu erproben. Im übrigen meine ich, man soll sich nicht auf etwas steifen, sondern ruhig nach rechts und links hören und daraus und der eignen Erfahrung allmählich ein ruhig Urtheil zu gewinnen suchen. Das ist freilich nicht leicht, und wenige erreichen es.

Von meinen Sachen lege ich Ihnen das „Nachbarhaus“ bei, an dem übrigens Ihre Jugend kaum Geschmack finden dürfte. Wenn ausgelesen, bitte ich, es ebenso an Professor Emil Kuh in Meran zu schicken; weiterer Adreßbedarf es nicht. Von der „Psyche“ habe ich keinen Abdruck; kann ich demnächst noch den Korrekturbogen erwischen, so schicke ich Ihnen den.

Ihr alter Freund

Theodor Storm.

Und dann wieder eine lange Pause.

Darauf meine erste größere Reise nach Norddeutschland — und die von Storm selber seinerzeit beregte Anfrage, ob wir uns nicht in Hamburg persönlich begegnen könnten.

Dann schrieb er folgende, mich hocheufreunde Einladung, und es ward mir also vergönnt, dem Dichter zum erstenmal persönlich gegenüber zu treten.

Husum, 20. September 1877.

Meine liebe junge Freundin!

Ein Haufen Sorgen und eine Arbeit, die notwendig fertig werden mußte — die Novelle „Carsten Curator“, nächstens in „Westermanns Monatsheften“ —, hatte mich die Beantwortung von Freundesbriefen bis zu oder nach den Ferien zurücklegen lassen; auch Sie würden jetzt Antwort auf Ihren ersten, mir sehr lieben Brief erhalten haben. Ihr zweiter, der hoffentlich zu persönlicher Bekanntschaft führen wird, veranlaßt mich, Sie, was ich noch nicht gethan, etwas in meine Familie einzuführen; Sie werden daran zugleich erkennen, wie viel das Leben von mir fordert. Außer einer siebzehnjährigen, in Pension befindlichen Tochter, Lucie, habe ich augenblicklich meine sieben andern Kinder zu Hause: den ältesten Sohn Hans, examinirten Mediziner, der mir allerlei Sorge gemacht, jetzt aber von hier aus eine Stellung sucht, die — ich denke — auch bald gefunden ist, Ernst, Referendar, der hier seine vorgeschriebene Zeit beim Rechtsanwalt arbeitet, ein mir innerlich sehr ähnlicher Mensch, Karl (er war in Stuttgart), der „stille Musikant“, der nun, sich weiter als Gefanglehrer auszubilden, Anfang Oktober nach Berlin geht, Lisbeth, meine zweiundzwanzigjährige Tochter, die Ihnen gefallen muß, der ich leichtsinnigerweise erlaubt habe, ein paar Jahre aufs Stuttgarter Konservatorium zu gehen, und die auch Anfang (6. oder 7.) Oktober abreißt, — alle diese großgewachsenen Menschen, mir über den Kopf gewachsen, dann meine träumerische vierzehnjährige Ebbe (Elisabe), eine zwölfjährige Gertrud (genannt Dette) und Friederike (genannt Dodo), neun Jahre alt. Die ersten sieben Kinder der Frau, die ich ein Jahr nach Rückkehr in die Heimat verlieren mußte; Dodo das einzige Kind meiner jetzigen „Frau Dö“. Sie und ich stehen also inmitten dieses großen Kreises.

Nicht allein weil ich erst drei Wochen fort gewesen, sondern auch der vielen Dinge, die für die abgehenden Kinder jetzt zu bedenken und zu beschaffen sind, kann ich jetzt von hier nicht fortgehen. Aber wollen Sie Ihren alten Freund persönlich kennen lernen, so kommen Sie am Sonnabend Abend, 30. d. M., nach Husum und bleiben Sonntag — wo ich ja den ganzen Tag frei hätte, auch ruht der große Ausrüstungsstrubel an dem Tage — über. Wenn Sie Montag Morgen 9 Uhr von hier fahren, sind Sie 3 Uhr nachmittags wieder in Hamburg. Von dort würden Sie Sonnabend Mittag 1 oder 2 Uhr abfahren müssen; Sie sind dann abends 7 Uhr hier. Bei unserm besetzten Hause würde ich Sie und Ihre Freundin freilich bitten müssen, im Hotel Thomas Nachtquartier zu nehmen; im übrigen aber würden Sie unsre Gäste sein.

Ihr Bild, für das ich herzlich danke, hat mich fast verwirrt; ich kann es mir gar nicht denken, daß der etwas männliche Kopf des ersten Bildes derselben Frau gehört. Dies zweite ist das Bild eines Weibes, dem ich gern das Haar aus der Stirn streichen würde, um ihr zu sagen: „Hermine, ja, du hast ein Herz.“ Und bei diesem jungen Weibe soll ich unglücklicher Verfasser von „Aquis Submersus“ die Schattenrolle des väterlichen Freundes übernehmen; sie wird mir ruhig lächelnd in die Hand gedrückt, denn solche alte Schatten haben ja kein Blut mehr in den Adern, oder dürfen es wenigstens nicht mehr haben.

Nehmen Sie dies für Poesie, liebe Freundin Hermine; aber es ist ein Unglück der Poeten, daß Herz und Phantasie so spät bei ihnen altern.

Nun aber — kommen Sie; ich fürchte nicht, daß es nicht auch Ihnen, wie schon so vielen Menschen, bei uns gefallen wird. Sie sprechen in Ihrem Briefe über das, was Sie etwa vom Leben verlangen können. Verlangen Sie recht viel; aber vergessen Sie dabei nicht, daß das, was wir in dieser Hinsicht das Leben nennen, zum allergrößten Teile wir selber sind.

Mit diesem schönen Weisheitsprüche schließe ich für heute und bitte nochmals: kommen Sie und zeigen Sie es uns möglichst bald an.

Nicht zu vergessen, meine noch recht jugendliche Mutter, die das alte Familienhaus bewohnt, würden Sie hier auch kennen lernen.

Ihr alter Freund

Theodor Storm.

Die Tage in der „grauen Stadt“ am Meere wurden mir zu einer der eigenartigsten Erinnerungen meiner frühen Jugendjahre. Jetzt erst lernte ich den vollen Zauber, die eigenartige Totalstimmung der Stormischen Muße verstehen. Den Dichter selbst hatte ich mir nach seinem letzten Brief jugendfreischer und männlicher gedacht. Ich war ja ein thörichtes Kind, das sich von dem roten gestrickten Shawl, den er sich immerfort um den Hals wickelte und der immerfort sich wieder löste, ernüchternd berührt ward.

Aber die treuen, seelenvollen Augen, in deren Tiefen es noch immer wetterleuchten konnte, ließen mich bald all die „Altersgebresten“ vergessen, und ich stand ganz im Bann dieser großen Persönlichkeit, die so völlig, fast geheimnisvoll verwoben war mit ihrer heimatlichen Scholle. Wie glücklich war dies Familienleben, dessen Seele die gute „Frau Dö“, der freilich keiner den großen Altersunterschied von ihrem Manne anmerken konnte, so ganz hatten sich ihre Seelen ineinander eingelebt.

Wir streiften, bei herrlichem Wetter, den ganzen Tag draußen herum. Jedes Haus von Husum hatte seine Geschichte, die mir Storm mit seiner leisen, eindringlichen Stimme erzählte. Dort am Markt, das war Bulemanns Haus, und draußen, hinter dem „Heck“, lag der Staatshof. — Dort wohnte der „Herr Etatsrat“, und in jenem gelben Erker Frau Martha. Drüben war die Brauerei, mit dem schrecklichen Finger — und draußen, zwischen Wiesen und Wald, lag die

„Wald- und Wasserfreude“. — Durchs Dunkel schritten wir „am Wattenmeer“ und über unsern Häuptern zog „die Wandergans mit hartem Schrei“, und wir sahen, im Herbstnebel verdämmernd, die graue Stadt am Meer.

Und da konnte der Dichter nicht müde werden, von seiner ersten Gattin, „Konstanz“, die der Tod ihm früh entriß, zu erzählen. „Sie war schön wie ein Märchen („sie hat die goldnen Augen der Waldestkönigin“), wie ein Mantel floß ihr das aufgelöste Haar bis herunter zu den Füßen.“

„Viola tricolor“ war ihm ein Erlebnis. —

Doch die schöne Zeit verstrich allzu schnell. Aber Storm schickte mir nach Karlsruhe die Beruhigung, daß ich ihm und den Seinen keine Enttäuschung gebracht.

Husum, 5. November 1877.

Meine liebe junge Freundin!

Endlich scheint es sich etwas um mich zu lichten, und so komme ich denn auch einmal wieder ans Schreiben. Mein Sohn, der Medikus, hat sich in einer kleineren holsteinischen Stadt niedergelassen als zweiter Arzt, wo er vom Magistrat ein Fixum von 600 Mark pro Jahr, für dies erste Jahr von 1000 Mark bezieht, und wo wir hoffen wollen, daß er seine Sachen gut macht. Karl ist von Stockhausen in Berlin glücklich als Schüler acceptiert und ganz entzückt von dem Unterricht seines neuen Meisters (freilich ein sehr teures Vergnügen), und Lisbeth, der ich, wenn Sie und Ihre Eltern sie haben wollen, geru den Weihnachtsbesuch in Darmstadt gestatte, schreibt heitere Briefe aus Stuttgart, wo sie übrigens schon tüchtig daran muß.

Und nun will ich Ihnen zunächst die feierliche Versicherung geben, daß wir hier im Hause alle Sie in der kurzen Zeit recht liebgewonnen haben, und daß ich Ihrem jungen Herzen ganz vertraue.

Und dann zweitens will ich Sie ausschelten, daß Sie, die Sie schon Mücken genug unter Ihren Simpelbräusen haben, in die Irrenhäuser laufen und hinterher noch schlechte Verse darüber machen. Im Irrenhause haben wir nicht die Studien für unsre Kunst zu machen; die Region wollen wir den Ärzten überlassen.

Mich anlangend, so treibe ich allerlei Querleserei in Chroniken von Husum und Umgegend; es will etwas in mir Gestalt gewinnen, das sich notwendig hier herum, so Anno 1700—1717, zugetragen haben muß. Möge es gedeihen, was ebenso viel heißt, als möge es leidlich mit mir gehen!

Leid thut es mir, daß Sie bei uns gerade eine Zeit treffen mußten, wo so manches auf uns drückte; meine Frau haben Sie darüber gar nicht gesehen, wie sie wirklich ist. Wenn Sie nur jetzt hier wären! Nun, wir leben wohl noch einige Jahre mitjammen in dieser wunderlichen Welt.

Und dann noch eins! Falls es Ihnen einmal einfallen sollte, mich mit Rosen zu erfreuen, dann packen Sie sie, bitte, so, daß keine Blätter an dem Ritzendeckel hängen bleiben.

Und nun — wie der Eichsfelder sagt — machen Sie's gut!

Ihr alter Freund

Theodor Storm.

Und dann ließ er mich wieder lange auf Nachricht warten, die ich endlich ziemlich ungestüm verlangte.

Husum, 26. Mai 1878.

Um des Himmels willen, liebe Hermine, — da bin ich schon und freue mich, daß Sie nicht allein sich selber, sondern auch mir noch immer so getreu sind. Was ich nicht begreife, ist, daß Sie nicht in der künstlerischen Arbeit selbst Ihr Glück finden; das könnte mich an Ihrem inneren Beruf zur Malerei irre machen. Ihr Zeitungsrühmchen ist nicht zu mir gedrungen, aber es freut mich, und ist ja gut, die prima inter pares zu sein. Wenn ich Ihnen etwas fortwünschen möchte, so wäre es diese Reiseum. Es kommt nicht viel dabei heraus. Vielleicht werden Sie noch zur rechten Zeit einmal satt davon. Sie fragen: wo ist das Glück? Ich weiß es nicht, es ist nie lang bei mir auf Besuch gewesen; ich glaube, es guckt überall nur flüchtig in die Thür, so flüchtig, daß niemand es recht gesehen und recht beschreiben kann. Aber das Glück ist auch zum Menschenleben durchaus nicht nötig; nur die treuere Schwester desselben, die Hoffnung, können wir nicht entbehren. Im Leben nicht und nicht in der Kunst. An ihrer gänzlichen Abwesenheit krankt meine Novelle „Carsten Curator“ (Westermanns Aprilheft d. J.), von der Ihr neuer Freund Jensen Ihnen vielleicht gesprochen hat. Lesen Sie sie aber doch; es ist sonst ein tüchtig Stück Arbeit.

Sie fragen, was ich Neues begonnen? Ich bin eigentlich müde und möchte immer lieber ruhen als schaffen; aber so leis angefangen ist doch etwas. Auf einer Landtour, die ich mit Ernst machte, sah ich ein halberwachsenes, eigentümliches Mädchen, „das reine Tengel-Mädchen!“ warf ich hin. „Ja,“ meinte E., „und sie hat auch die schwermütigen Bagabundenaugen!“ Das that's. Aber ob's was wird? — Sollte ich Ihre „Rosen“ wohl noch zu sehen bekommen? Lenau sagt: „Denn die Rosen eilen“; aber mir ist oft, als eilte ich, oder als eilte es mit mir.

Zur Theerstunde heut nachmittag war ich bei meiner alten Mama, der ich neben Familienbriefen auch aus Ihrem Briefe vorlas. Von dort, wie aus meinem Hause, werden Ihnen freundliche Grüße zugesandt.

Mit der Bitte, mich Herrn v. Putlitz und gänzlich unbekannterweise auch seiner Frau Gemahlin zu empfehlen,

Ihr alter Freund

Theodor Storm.

Und dann kam eine Pause von  $1\frac{3}{4}$  Jahren, in denen ich nichts von meinem alten Freunde hörte. Das Leben hatte mich in seine Wirbel gerissen, das stille Husum war zurückgetreten, die Gegenwart, der Kampf mit dem Leben verlangten gebieterisch ihr Recht.

Doch dann, in einer stillen Stunde, kam mir auch gebieterisch die Sehnsucht nach dem alten, treuen Freund.

Und seine ausführliche Antwort kam, mit der Beschreibung seines neuen Lebensprogramms. —

Wir schien es damals eine Anomalie — Theodor Storm, sich von Husum trennend.

Aber die Zukunft hat ihm recht gegeben. Sein Lebensabend verlangte nach weiteren Horizonten.

Husum, 26. Februar 1880.

Liebe Hermine!

Sie werden mich in Gedanken ohne Zweifel einen Ungetreuen oder, nach Mädchenart, ein Scheusal oder ein Greuel nennen, so wie ich Sie in aller Liebe und Zuneigung in Gedanken zuweilen mit harten Worten angehe, weil ja nun alle Aussicht vorhanden ist, daß die bewußten Rosen nicht einmal — meine letzte Hoffnung — nicht einmal mehr auf mein Grab gelangen werden; — aber, einesteils, nach Italien, vielleicht einen Moment zu spät, habe ich mit der Bitte um die nächste feste Adresse Ihnen geschrieben, ohne allerdings hierauf eine Antwort erhalten zu haben. Andererseits — das letzte Vierteljahr habe ich mich in jener dumpfen Stimmung befunden, wo man die besten Freunde an die Thür klopfen läßt, ohne „Herein!“ zu rufen. Einesteils wuchsen meine Pflichten über meine Kräfte hinaus, die neuen Justizgesetze, die Vorbereitungen zu meiner Pensionierung (die hoffentlich zum 1. April erfolgt), der Verkauf meines Hauses hier, die Vorbereitungen zum Verlassen Husums und zum Bau eines neuen Hauses im neuen Wohnorte, dazu einige recht einschneidende Sorgen, wesentlich jetzt gelöst; ich fühlte mit Angst die alte Elasticität meines Geistes mich verlassen; die Furcht kam hinzu, daß es auch mit dem Poeten zu Ende gehen könne. Das, liebe Hermine, war es, daß ich so ungebührlich schwieg; ich denke und traue Ihnen zu, daß Sie es verstehen und Ihren alten Freund entschuldigen. Gern dagegen habe ich in Ihren Briefen und auch durch W. Jensen von Ihrem Ergehen und Ihren Erfolgen gehört; und das wird niemals anders werden.

Uns anlangend, so geht es der Frau Pastorin Lisbeth in Heiligenhafen nach Wunsch; ihr liebenswürdiger Mann besuchte uns neulich von Rendsburg aus, wo er sich als Synodalmitglied aufhielt. Wir andern ziehen denn im April nach Hademarschen, (5 Meilen von hier), wohnen dort ein Jahr auf einer Etage von sechs Stuben, sehen dem Bau unsrer in einem großen Garten liegenden oder zu liegen kommenden Altersruhe zu und beziehen das Haus, welches unten drei geräumige Wohnzimmer nebst Veranda, oben mein Zimmer, vier Schlafstuben nebst Mädchenkammer enthalten wird, hoffentlich im Frühjahr 1881. Es liegt etwa sechs Minuten nach einer Seite entfernt von dem hübschen in Bäumen begrabenen Orte Hanerau und nach der andern Seite von dem ebenso hübschen Kirchdorfe Hademarschen. Menschen zum Verkehr sind auch da; nur freilich werde ich meinen jüngsten Bruder und trefflichen Arzt in beiden Qualitäten und unsre außerdem liebsten Freunde, Graf Reventlow und Frau, sehr, vielleicht zu sehr vermissen; sonst aber wird es hoffentlich gut sein. Da die Eisenbahnstation nahe vor meiner Thür ist, so ist auch die Verbindung mit der Welt nicht abgebrochen, im Gegenteile werde ich dann Kiel und Hamburg erheblich näher sein als hier . . .

— — Liebe Hermine, Sie sehen, ich habe von dem ersten Bogen, was ich weiter darauf geschrieben hatte, abgeschnitten. Hier ist es:

— — Mein liebes aufgeregtes Kind, erst jetzt, nachdem ich das Vorstehende vom Herzen losgeworden, habe ich Ihren Brief gelesen; denn ich wollte es mit einigermaßen beruhigtem Gewissen thun. Hätte ich Ihren Brief vorher gelesen, würde ich meinen etwas ernster angefangen haben; denn das wußte ich nicht, daß Sie mit so heftiger Herzlichkeit an mir hängen. Nun thut es mir leid, daß ich Ihnen weh gethan, und doch wohl, daß es so und nicht anders ist. An Agnes Peller, die Großnichte von Friedrich Peller, die mir in Bevey abends vor meiner Abreise einen Rosenstrauß in mein Hotelzimmer hatte setzen lassen, schrieb ich:

Die Tage sind gezählt; vorüber bald  
Ist alles, was das Leben einst verfüßt;  
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn  
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt.

Und solche Rosen finde ich auch in Ihrem Briefe, ich habe darin meine Rosen von Ihnen empfangen und quittiere hiermit feierlich dafür.

Bin ich nur erst fort von hier, so werden Sie hoffentlich nicht mehr auf eine Antwort von mir zu warten brauchen. Im Frühling 1881, wenn wir leben und sonst kein Blitz herniederfährt, ziehen wir in unsre kleine Villa ein, und dann kommen auch Sie, mein liebes heftiges Kind, einmal auf einige stille Sommertage zu uns; da kann ich, durch Wald und Wiesen mit Ihnen gehend, vielleicht Ihr unruhiges Herz ein wenig zur Ruhe sprechen, wenn es auch, wie ich wohl weiß, nicht lange vorhalten wird.

Ihr alter Freund

Ih. Storm.

Ich hatte ungefähr das, was auf diesem Bogen steht, darauf geschrieben, bevor ich Ihren letzten Brief gelesen, und dann noch weiteres, nachdem ich ihn gelesen. Mich hatte die innige und heftige Anhänglichkeit ergriffen, die aus Ihrem Briefe spricht, und da ließ ich denn mein Herz laufen.

Nachdem ich es aber geschrieben, fiel es mir plötzlich ein, — wenn das, was sie da geschrieben, nicht ein bloßes Federlaufen ist, wie war es denn möglich, daß sie in der langen, langen Zeit sich nicht einmal dazu aufschwingen konnte, nicht ein oder zwei Tage opfern konnte, um dem, auf dessen Freundschaft und Theilnahme sie so großen Wert zu legen erklärt, die kleine, längst verheißene Rosenfreude zu bereiten? — Ja, liebe Hermine, und als mir der Gedanke gekommen war, da wollte das, was ich geschrieben hatte, nicht mehr passen.

Es ist nicht der künstlerische Wert, den Ihre Rosen ja gewiß haben würden, sondern es ist der Wert Ihrer Liebe zu mir — das Wort ist ja auch in diesem Sinne gerechtfertigt —, der für mich in diesen Rosen steckt.

Ihr

Ih. Storm.



Und endlich schickte ich ihm die Rosen, wenn auch sein Wunsch nach schwarzer Tinte noch immer unberücksichtigt blieb. Aber die eine war halb entblättert — und stimmte ihn nur traurig.

Sademarßen bei Hanerau in Schleswig-Holstein  
(mein jetziger Wohnort), 30. Juni 1880.

Liebe Hermine!

Ich wollte Ihnen einen längeren Brief schreiben; aber mein zerbrochener Kopf duldet's nicht. Also, freundlichen Dank für Ihre Gabe, die mir, diesmal gut gepackt, hierher gefolgt ist. Wenn ich im nächsten Frühjahr mein neues Haus beziehe — von W. Jensen, der neulich bei uns war, können Sie sich berichten lassen —, so soll der hübsche Kunstspiegel als der einzige in meinem Zimmer hängen. Als ich die Kiste aufmachte, wußte ich erst nicht recht, was ich daraus machen sollte.

Zerflatternde Rosen, wer kennt sie nicht!

Dazu aus dem Spiegel mein alternd Gesicht!

Sehr wunderbar! Endlich fand ich mit Hilfe Ihrer Verse die richtige Deutung: die alte gelbe Theerose, an der nur noch ein Blatt hängt, das bin ich; die fleischfarbene, das ist meine vor unbestimmtem Sehnen entblätternde junge Freundin Hermine, und damit diese melancholische Geschichte noch etwas trauriger wird, muß ich, wenn ich unsre beiden Lebensrosen ansehe, mein altes Gesicht auch noch dazu im Spiegel sehen.

Es ist sehr traurig, liebe Hermine, aber hübsch ist es, und einen hübschen Platz an der Wand oder auf einem Schrank soll es auch bekommen. Und also drückte ich Ihre junge Künstlerhand. Im Vorbeigehen — hüten Sie sich vor Effektmalerei; ich glaube fast, es schlägt ein Aderchen dafür in Ihnen.

Den Effenhof und die Fingergeschichte, beides gute Arbeiten, lege ich Ihnen bei; die W.-W.-Freude taugt nicht viel, trotz einzelner guter Scenen; es ist ein zwiespältig Ding.

Ihr alter Freund

Th. Storm.

NB. Gut, daß wir auf dem Spiegel so dicht beisammen sind, liebe Hermine; sonst würde mir mit meinem letzten Blatte etwas bange werden.

Dann wieder über ein Jahr Pause. Dann verlobte ich mich mit meinem ersten Gatten und glaubte noch an das Glück meiner Zukunft. Und Storm glaubte auch daran — in seinen beiden nächsten Briefen.

Sademarßen, 7. September 1881.

Liebe Hermine!

Also nächstens, liebe Frau Doktor, quod Deus bene vertat! Heyse ist auf Sylt, befindet sich dort nach Umständen wohl und wird Mitte Monat hierherkommen, wo wir dann den Fall besprechen werden. Im Ernste nun, ich freue mich herzlich für Sie und hoffe, daß Ihnen nun alle Unruhe zur glücklichen Ruhe geworden ist. Grüßen Sie Ihren Bräutigam freundlichst von mir.

Also, Sie entbehren meine Briefe? Das zu hören, thut einem alten Menschen ja ganz wohl; aber Sie bedürfen meiner ja längst nicht mehr; und nun vor allem. Wie würde es sich ziemen, wenn ich jetzt Ihnen sagte, Sie müssen so affektiert Ida Hahn-Hahn'sche Redensarten, wie „fascinierte“, nicht gebrauchen! oder: Hüten Sie sich vor dem Malen auf Effekt! oder: Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie schön seien? Ich habe Sie hübsch gefunden; aber Sie brauchen das ja auch nicht, es wäre ja umbillig von Mutter Natur, wenn sie Sie zu allem andern auch noch gar schön gemacht hätte; es kommt ja auch darauf gar nicht an, für Leben und Liebe!

Sehen Sie, so etwas schrieb ich Ihnen früher, das geht nun doch nicht mehr. —

Leben Sie wohl!

Ihr alter

Lh. Storm.

\*

Hademarschen, 21. September 1881.

Liebe Hermine!

Ich hatte meinen Brief vor vierzehn Tagen fertig; aber dann sah ich, daß er noch an das junge Mädchen geschrieben war, der ich mitunter weiße Lehren geben durfte, und sagte mir, einer Braut gegenüber zieme sich das nicht mehr, und legte das Papier zurück; dann kam zu meinem Geburtstag mein alter lieber Paolo und blieb drei Tage, währenddes er mir viel Gutes und Liebes von Ihrem Bräutigam (gewiß, auch von Ihnen) erzählte, und dann wurde ich krank und kam recht von den Beinen, so daß ich noch mit zitternder Hand schreibe. Mögen Sie denn nun Ihre Ehe ebenso glücklich zu gestalten wissen, wie es Ihnen im übrigen mit Ihrem Leben jetzt gelungen ist. Freilich, wie ich neulich einer zierlichen Braut schrieb:

Die Liebe  
Ist ein gar lieblicher Dunst;  
Doch in der Ehe  
Da steckt die Kunst.

Ich bin etwas neugierig, ob für Sie eine Zeit kommen wird, wo Sie den Pinsel fortlegen und Ihre Kunstübung sich auf das Singen gewisser kleiner, mitunter wortloser Lieberchen beschränken werde. Vorläufig alle guten Wünsche mit auf Ihre Hochzeitsfahrt nach Italien!

Ich mache eine Vatersfahrt, das heißt zum erstenmal in Lisbeth's Pfarrhaus nach Heiligenhafen, wobei ich Dodo mitnehme; dann nehme ich auch Ihren Verlobungsbrief mit, und wenn Sie, liebe Hermine, eine so glückliche Frau werden wie Lisbeth, dann kann ich über euch beide beruhigt sein. Quod Deus bene vertat!

Poetisch-novellistisch habe ich seit Februar, wo ich den herben „Etatkrat“ (Westermann, im letzten oder vorletzten Heft) beendete, keine Feder angefaßt; mein neues Heim, mit den weiten Fernsichten, die Pflege des neuen, nicht kleinen Gartens, unablässiger Besuch — hinderten mich, von dem um mich herum ab-

zukommen. Vielleicht, wenn wir erst eingeschnitten sind! Ich bedarf äußerlich der Enge, um innerlich ins Weite zu gehen.

Aber — meine Schreibkraft geht zu Ende.

Ihr alter Freund

\*

Th. Storm.

Hademarschen-Hanerau, 31. Januar 1882.

Es war nicht das, liebe Hermine; der Grund von solchen Nachlässigkeiten liegt darin, daß meine Kräfte nicht mehr so frisch sind, und daß bei der sich mehrenden Briefflut mitunter die Korrespondenz mit Freunden vor gleichgültigen Briefen darüber wohl ins Hintertreffen kommt. Ihren ersten Brief empfing ich im Heiligenhafener Pfarrhaus bei Lisbeth wo ich zum erstenmal, und zwar mit meiner Nینگten, einkehrte und vierzehn Tage (September—Oktober) Posto saßte. Sie werden diese kleine, eigentümliche Dstjeestadt demnächst in einer Novelle kennen lernen, wozu ich dort durch Lisbeths Mann den Stoff gefunden habe. Es ist gut sein im Heiligenhafener Pfarrhaus, denn es wohnt ein Ehepaar darin, das eine gute Ehe führt, ein Priester mit einem tüchtigen Stück unbefangenen Menschentums und eine tüchtige Hausfrau. Etwas wenig Umgang ist dort.

Ich bekam Ihren Brief, als wir eben von hier abreisen wollten, meinte dann, ihn mitgenommen zu haben, und fand ihn erst hier an sorgjam ausgejuchtem Plage wieder.

Unser Sommer war recht bunt, auch Hejse war vom 13. bis 16. September, also auch zu meinem Geburtstag, hier, erfuhr auch erst hier Ihre Verlobung, auf die er keineswegs vorbereitet war.

Aber weshalb heiraten Sie nicht, was wollen Sie denn noch erst in der Welt herumlaufen? Sind das äußere Gründe? Innere würde ich in Ihres Liebsten Stelle nicht gelten lassen.

Allenfalls einmal ein paar Tage in Hademarschen würde ich Ihnen gestatten; aber damit basta.

Das Brieffragment habe ich glücklich wiedergefunden, und da Sie keine Heimlichkeiten zwischen uns leiden können, so lege ich es bei.

Empfehlen Sie mich, bitte, Ihren Gassifreunden und jagen Herrn v. Putliß, daß ich an seiner Novelle, wo das alte Fräulein nicht von ihrem Altenteil herunter will, ein ganz besonderes Behagen gefunden hätte. Trefflicher Stoff und dito Ausführung.

Malen Sie — wenn's sein muß, und — nun die übrigen Beschäftigungen werden sich ja finden. Aber lassen Sie das, Wasser durch ein Sieb zu gießen.

Kommen Sie selber nur einmal, bevor nur der Wind weht, wo einmal der Th. St. gewesen.

Und nun grüßen Sie Ihren Schatz!

Ihr alter Freund

Th. Storm.

Zu Ihrem nächsten Briefe erwarte ich nun eine Verteidigung Ihrer Schönheit.

Und dann geriet die Korrespondenz ins Stocken. Nachdem ich noch drei- viertel Jahre in Frankreich und Süds Spanien verbracht, was der „alte Freund“ nicht begreifen wollte, verheiratete ich mich, und wir gingen nach Italien. Ich konnte nicht mehr an Storm schreiben, denn ich, die ich in meinen Briefen an ihn stets die Wahrhaftigkeit selber war, wollte und konnte ihm nicht sagen: „es war eine Erdentäuschung, ich bin grenzenlos unglücklich.“

Aber das Schicksal führte uns dennoch wieder zusammen, wenige Jahre später, in Hamburg, wohin der Auftrag zur Ausschmückung eines Treppenhauses mich gerufen, und wo Storm gerade weilte. Doch ich war noch das alte „Kind“ geblieben. Er besuchte mich öfter, wir gingen zusammen durch die Straßen — und der alte rote „Paladin“ störte die junge Frau, wie er den Backfisch gestört. — Er selber war auch noch der alte gegen mich, voll warmer Herzlichkeit.

Zwei Jahre später sollte ich für drei Monate nach Sylt.

Und da machte ich den längstgeplanten Besuch in der neuen Heimat des Dichters und verlebte in dem grünen Idyll, in der gesegneten Marschengegend, sehr stimmungsvoll freundliche Tage. Wie er im ganzen Haus mit dem „entblättern Rosen“-Spiegel herumzog, bis er den passendsten Platz dafür, hoch droben auf seinem Bücherschrank, gefunden! Welch gemüthliche Stunden erlebten wir in dem lauschigen Garten, wenn der Dichter mit seiner leisen Stimme allerhand „selbsterlebte“ Sputgeschichten erzählte. Denn er glaubte fest an das Hereinragen einer andern Welt in die unsre. Oder wenn er aus Lilientrons „Adjutantenritten“ vorlas, von dem er als Dichter sehr viel hielt, während er als Mensch bedenklich den Kopf über ihn schüttelte. Am liebsten hörte ich ihn seine eignen Gedichte lesen:

„Noch einmal fiel in meinen Schoß  
Die rote Rose Leidenschaft.“

Oder:

„Und war es auch ein großer Schmerz,  
Und war's vielleicht gar eine Sünde —  
Wenn es noch einmal vor dir stünde,  
Du thätest's noch einmal, mein Herz.“

Es war der Kummer seines Lebens, daß, bei aller vielseitigen Anerkennung seiner Novellen, seine Lyrik im Volke so gut wie unbekannt geblieben.

Und dann sagte er mir genau dasselbe, was er schon, zu dessen grenzenlosem Staunen ob der seelischen Rückhaltlosigkeit, vor Jahren dem jungen Mädchen gesagt: „Ich weiß es, ich bin der größte lebende Lyriker — und meine Gedichte werden noch bleiben und immer mehr sich Bahn brechen, wenn meine Novellen längst vergessen sind.“

Wie sich die schmächliche Gestalt dabei aufrichtete — wie seine Augen blitzten. Aber der Rausch verflog immer bald, und dann glaubte er selber nicht mehr daran und klagte über sein Verkanntsein, so bitter, wie ein Künstler hierüber nur klagen kann. Ja, auch Theodor Storm, der tiefe, festumfriedete, er trug am gleichen Weh jedes echten Künstlers — er fühlte, daß er Herzblut gab — und

der Menge das ganz gleichgültig blieb — sie auch mit Seifenblasen zu befriedigen gewesen wäre. Wie ich ihn verstand!

Dann schlenderten wir in den herrlichen herrschaftlichen Park von Hanerau, mit tiefgeheimen Gründen à la Eichendorff, und er erzählte wieder mit seiner verschleierten Stimme von allen Träumen seines scheinbar so ruhig nüchtern dahinfließenden Lebens.

Und dann wies er mir die Stelle auf dem Dorfkirchhof, hoch auf einem Graswege, unter schattigen Bäumen, wo er einstens ruhen wollte — einst.

Abends zeigte er dann seine Geschicklichkeit im Abschälen der kleinen See-krabben oder Puren, die sich, dank seiner Fixigkeit, auf meinem Teller zu kleinen Bergen häuften.

Später wurde musiziert, die Töchter sangen, er selbst war ein tüchtiger Violinpieler — und dann, droben in seinem Arbeitszimmer, las er zum Schluß wieder von seinen Gedichten vor, an denen ich mich nicht satt hören konnte.

„Geh nicht hinein — dort hinterm Wandschirm liegt etwas —  
Du kannst nicht leben, wenn du es geschaut.“

Beim Abschied sagte er mir: „Liebes, wildes Kind, nun kann ich's Ihnen ja sagen, Sie haben sich in jeder Beziehung prächtig entwickelt. Ach, ich hatte zu Zeiten rechte Angst um Sie.“ —

Er hielt mich für glücklich und befriedigt „dans l'ombre d'un ménage“ meiner ersten Ehe.

Ich sollte ihn nicht wiedersehen — zwei Jahre darauf ist er gestorben.

In seinen Fieberphantasien einer Krankheit, von der er aber wieder genas, um bald darnach zu den Schatten gerufen zu werden, gingen immerzu die Berge über seine Lippen:

„Nun löscht der Tod die Lichter aus —  
Hier stand vordem ein Schauspielhaus.“

Dann verwunderte er sich noch über „Mors Imperator“, den er mir „nimmer zugetraut“, und dann wollte ich meinen ersten Gedichtband „Regina vitae“ herausgeben und frug ihn, ob ich ihn dem alten Freunde widmen dürfe. Freudig jagte er zu, aber — nachdem ich ihm das Büchlein geandt, empörte er sich darüber.

Meine liebe, böje, junge Freundin!

Sie haben mir mit Ihren Gedichten einen großen Schmerz verursacht. Hätte ich die Gedichte vorher gekannt, ich hätte die Widmung nimmer angenommen. Das sind ja keine abgerundeten, harmonischen kleinen Kunstwerke — jedes Lied darin ist ein ungebändigter, verwerflicher Naturschrei, und ich bin tief darüber erschrocken.

Wie können Sie diese Ausbrüche elementarer Leidenschaft mir, dem abgeklärten Lyriker, widmen?

Gewiß, Ihr Talent ist ein großes, gewaltiges — es berechtigt eben darum zu den höchsten Anforderungen.

Das ist das Stammeln wilder Leidenschaft, in abgerissenen Tagebuchblättern, nimmermehr aber vollendete, abgeklärte Kunst.

Ja, liebe Hermine, Ihr alter Freund ist tieftraurig über Sie.

So leid mir's that, ich konnte ihn nicht davon überzeugen, daß ich meiner Eigenart nach nun einmal so und nicht anders dichten müßte.

Vielleicht hätte ihn „Via passionis“ zu mir herübergezwungen; er hat sie ebensowenig erlebt, wie, daß seine „heftige, junge Freundin“ endlich doch noch ein großes Glück gefunden, das sie — ach — nur zu bald wieder durch „Mors Imperator“ verlieren sollte!

Freilich, es hat sie nicht des Pinselfs vergessen lassen, wie er einmal geglaubt. Denke ich an meine erste Jugend zurück, so hat keiner ihr so viel „Prägung“ verliehen, wie mein alter, geliebter Freund — Theodor Storm.

Ich gab ihm manche Ueberraschung — ich bin stolz auf seine Freundschaft. Was ich thun kann, beizutragen, das Gedächtnis des eigenartigen Dichters in Ehren zu halten, das möchte ich thun — bis zum letzten Atemzug.



## Zeitfragen.

Von

Dr. Max Nordau.

### Handbemerkungen zur Friedenskonferenz.

Die Einberufung der Haager Konferenz, die Eröffnung ihrer Sitzungen haben in beiden Welten akademische Erörterungen über alle Fragen hervorgerufen, die mit dem Kriege zusammenhängen. Ist der Krieg sittlich berechtigt? Ist er in der heutigen Verfassung der weißen Menschheit noch eine geschichtliche Notwendigkeit? Ist er überhaupt möglich? Ist er ein reines Uebel ohne jeden erlösenden Zug? Ist er eine Kraft, die Fortschritt wirkt? Diese und ähnliche Rätsel wurden aufgegeben und von tausend klugen Köpfen verschieden gelöst. Die große Mehrheit derjenigen, die in dem Meinungsaustausche das Wort nahmen, sprach sich für die Unjütlichkeit und Unnötigkeit des Krieges aus. Der heute weltbekannte russische Staatsrat Johann v. Bloch suchte in seinem sechs Bände umfassenden Werke „Der Krieg“, einem Denkmal von Sammelfleiß und Genauigkeit im Thatjächlichen und selbst im bloß Vermuteten, den zahlenmäßigen Beweis zu führen, daß ein Krieg zwischen europäischen Großmächten eine sachliche Unmöglichkeit geworden sei. Eine kleine Minderheit knüpfte an die bekannten Aussprüche des Feldmarschalls Grafen Moltke an, daß der Krieg „ein Bestandteil der von Gott gesetzten Weltordnung“ und „der ewige Friede ein Traum,

und nicht einmal ein schöner," sei. Es fanden sich Geschichtsphilosophen, die für die politische und kulturelle Entwicklung der Menschheit überhaupt keine andre Triebkraft anerkennen wollen als den Krieg. Tief grabende Denker ließen den Unterschied, den Gegensatz zwischen Gewalt und Recht nicht gelten, sondern setzten beide Begriffe ohne Vorbehalt gleich. Die Grundlage des Rechtes wäre die Gewalt und jenes nichts andres als das Sinnbild dieser; das Recht wäre potentielle Gewalt und Gewalt aktuell gewordenes Recht; der Starke sei stark durch Naturgesetz, und es wäre eine Anfechtung gegen die Natur und ihre unerkannten Absichten, wenn der Starke sich einem Recht unterwerfen würde, das seinen Bedürfnissen zuwiderläuft; das würde die Weihe der Unkraft bedeuten und zur künstlichen Züchtung der Leiblichen, geistigen und selbst sittlichen Zwerghaftigkeit führen; es sei aber auch ein vergebliches Bemühen, ein Recht im Gegensatz zur Kraft zu konstruieren, denn da die Kraft die einzige wirkliche Rechtsschöpferin sei, so würde sie, zu einem Kampfe mit dem angeblichen Recht gezwungen, die Herausforderung damit beantworten, daß sie nicht nur das abstrakte Recht konkret überwinden, sondern sich selbst zu einem neuen theoretischen Rechte heiligen, also das gegenjähliche Recht auf seinem eignen Gebiete und in seiner eignen Kampfweise schlagen und verdrängen würde.

Diese Betrachtungen sind sehr anregend und die Gedankengänge, die an sie anknüpfen, schier endlos. Man könnte ganze Büchereien über sie schreiben, ohne sie zu erschöpfen. Aber sie lassen einen Punkt unberührt, der denn doch nicht ganz unwichtig ist und auf den hier in Kürze die Aufmerksamkeit gelenkt sei.

Es bleibe dahingestellt, ob der Krieg unbedingt unsittlich oder unter Umständen auch sittlich ist; ob er nur Uebel in sich schließt oder auch Gutes wirken kann; ob er dem Fortschritt schädlich oder vielmehr das unentbehrliche Werkzeug des Fortschrittes ist. Ich möchte darüber keinen Zweifel lassen, daß ich für meine Person im Kriege nur eine Barbarei sehe und ihn in jedem Falle für vermeidlich, unbedingt schädlich und in allen Abschnitten, während der Vorbereitung, bei der Führung und nach der Beendigung, für fortschrittsfeindlich halte. Doch das ist unerheblich. Ich lasse auch unerörtert, ob die Aufstellung des Herrn Johann v. Bloch von der Unmöglichkeit eines Krieges zwischen den europäischen Großmächten zutreffend ist. Mich lassen alle Ziffern des Herrn v. Bloch unglänzig. Wo ein Wille ist, da ist immer auch ein Weg. Die Schrecken des Krieges mögen noch so unerträglich sein, bis zu einem gewissen Maße werden sie trotzdem ertragen. Derjenige Teil, der mit der größeren Zuversicht und dem heißeren Siegesverlangen in den Krieg treten wird, der wird sie etwas länger ertragen als der zaghaftere Teil, und dieses längere Durchhalten nennt man eben den Sieg. Der eine Punkt aber, den man allgemein vernachlässigt, ist dieser: wird der Krieg, nicht in der Theorie, sondern in seiner gewaltigen Wirklichkeit, von jedermann als ein Uebel betrachtet und gefürchtet? Wird der Friede von allen als Segen empfunden? Wer viele Menschen aus verschiedenen Völkern und Berufsclassen kennt, der wird nicht wagen, diese beiden Fragen zu bejahen.

Natürlich denke ich hier nicht an das unleidlich platte Argument, daß der

Krieg zahlreiche Großgewerbe nährt und Hunderttausenden von Arbeitern Brot giebt. Ich möchte mich nicht der Geschmacklosigkeit schuldig machen, eine solche Simpelei zu wiederholen. Die Waffenfabriken, Kriegsschiffswerften und so weiter leben nicht vom Kriege, sondern von der Vorbereitung zum Kriege. Herr Strupp verdient seine Millionen im Frieden. Er bedarf des wirklichen Krieges durchaus nicht. Zum Gedeihen seiner Anstalt genügt es, daß allenthalben mit der Möglichkeit des Krieges gerechnet wird. Nein. Ich denke hier daran, daß es Menschen giebt, denen der Krieg, der thatsächliche Feldzug, Lustgefühle höchster Art gewährt, ganz gleichgültig, warum er geführt wird.

Was wirkt man dem Kriege hauptsächlich vor? Daß er „männermordend“ ist. Die Menschen, die ich im Auge habe, schwelgen im Männermorde. Was preist man am Frieden? Daß er den Bürgern die Sicherheit des Lebens verbürgt. Jene Menschen schätzen diese Sicherheit nicht. Für sie ist das Leben der Güter höchstes nicht. Sie schlagen es gern in die Schanze, wenn sie mit diesem Einsatze das gewinnen können, wonach ihr Sinn steht: Abenteuer, Aufregung, plötzliche Schicksalswenden, äußerste Bethätigung der Persönlichkeit, volle Ungebundenheit des Trieblebens, freies Schalten über Dinge und Menschen bis zur wütendsten Zerstörung. Was liegt daran, wenn sie dabei die eigne Haut gefährden? Den Wert des Lebens bestimmt die Menge von Befriedigungen, die es enthält, und für jene Naturen hat das Leben nur dann einen Wert, wenn es die Befriedigungen in sich schließt, die nur ein glücklicher Feldzug gewähren kann.

Wendet man ein, daß die Menschen, die ich schildere, eigentlich menschenähnliche Raubtiere sind? Ich bin ganz damit einverstanden. Will man sie selbst Verbrecher nennen? Ich habe nichts dagegen. Aber durch eine herabsetzende Bezeichnung schafft man Thatfachen nicht aus der Welt. Sie mögen Verbrecher oder Raubtiere sein, jedenfalls giebt es Menschen, die weder am eignen Leben hängen, noch vor dem des Nebenmenschen Achtung haben, die sich nach der Gefahr sehnen und auf Kampf und Sieg so gierig sind wie Lüstlinge auf Weiber und Trunksüchtige auf Alkohol.

Man beobachte diese Gattung im Frieden. In den Gefängnissen findet man sie nicht häufig. Sie liefert nicht viele Raubmörder und Lotzschläger. Denn man hätte unrecht, sie mit der Abart der „geborenen Verbrecher“ von Lombroso zu verwechseln. Der Verbrecher leidet an moralischem Irrsinn, ist ein Gesellschaftsfeind, steht außerhalb des Ehrbegriffs seines Volkes und seiner Zeit und unterliegt häufig Zwangsantrieben. Der wagemutige, abenteuerlüsterner Kraftmensch dagegen erkennt das Sittengesetz an, hat gut entwickelte gesellschaftliche Triebe, ein feines Ehrgefühl und ist frei von Zwangsantrieben. Aber ohne die Würze der Gefahr scheint ihm das Leben schal, und Selbstzufriedenheit findet er nur in der Ueberwindung andrer Menschen.

Inmitten der heutigen Gesittung kann er seinen Drang ehrenvoll und gesellschaftlich, wie es seiner Neigung entspricht, nur im Zweikampf und im Kriege befriedigen. Er erhält die Sitte oder Unsitte des Duells allen Gesetzen zum Troste und allen Mehrheitswiderständen gegenüber aufrecht, und er sucht den Krieg, oft



in weiter Ferne, eifrig auf, wenn der Krieg ihn nicht auffucht. Er liefert den Typus des modernen Landsknechts, der sich aus allen Völkern rekrutiert, ein Beweis, daß die Gattung durch die ganze weiße Menschheit gleichmäßig verbreitet ist.

Frankreich erfährt einen derartigen Andrang zu seiner Fremdenlegion, daß es deren Bestand erst vor kurzem verdoppeln mußte. Holland hat keine Mühe, sein Söldnerheer auf Java immer in voller Kriegsstärke zu erhalten. Das englische Heer ergänzt sich auch in Zeiten gewerblichen Aufschwunges ohne besondere Schwierigkeit. Alle diese Heere sind keine Paradedruppen, sondern Kriegsgewerke, die fortwährend zu harter Blutarbeit verwendet werden. Die Freiwilligen wissen das, und sie wollen es. Die Löhnung lockt sie nicht. Sie ist überall lächerlich geringfügig. Die Notwendigkeit, sich einem anerkannten Organismus anzugliedern, um Daseinsberechtigung oder Daseinsmöglichkeit zu haben, besteht nur für den Auswurf, der, der landläufigen Annahme entgegen, keineswegs das vorherrschende Element in den Söldnerheeren ist. Was die Freiwilligen anzieht, das ist, daß sie rasch in die Feuerlinie rücken werden, wäre es selbst in Ländern der Pest, der Cholera und des gelben Fiebers. Die allgemeine Wehrpflicht im Frieden mag von manchen, vielleicht allen Völkern als lästig empfunden werden. Für ein wirklich schlagendes Berufsheer würde man immer auch in den geistigsten Ländern mehr Freiwillige finden, als man verwenden könnte.

Alle diese Thatfachen sind feststehend und unbestreitbar. Man hält ihnen vielleicht entgegen, daß die Kriegsknechte, die sich an der Gefahr berauschen, eine Minderheit sind. Das ist richtig. Nur sind sie keine so kleine Minderheit, wie die Bewohner von Wolkenkuckucksheim sich gerne überreden möchten, und ich glaube nicht, daß sie eine Neigung zum Rückgang zeigt. Die Freude am Raufen ist ein menschlicher Urtrieb und den sämstigen Einflüssen der Gesittung nahezu unzugänglich. Zahlenmäßig läßt die Sache sich ja nicht feststellen, aber ich zweifle nicht daran, daß es heute verhältnismäßig nicht weniger Kriegsgurgeln giebt als vor fünfshundert oder tausend Jahren, nur daß sie es etwas mühseliger und umständlicher finden, ihre Neigung zu befriedigen, als in andern Geschichtsepochen.

Die Mehrheit ist sicherlich friedfertig und friedliebend. Sie ist es immer gewesen. Bei ihr ist der Selbsterhaltungstrieb stärker als der Kampf- und Herrschaftstrieb. Ihr fehlt der Sinn für die Wollust des Vernichtens von Lebendigem, verzweifelt Widerstehendem. Aber nicht diese Mehrheit, sondern die angriffslüsterne Minderheit ist bestimmend. Denn jene ist leidend, diese thätig, jene fürchtet und scheut, diese strebt und giert, das Positive aber ist immer unvergleichlich mächtiger als das Negative.

Ich lasse mich nicht darauf ein, zu untersuchen, was aus der Minderheit von menschlichen Raubtieren werden würde, wenn der ewige Friede eine Wahrheit werden sollte; welche Umwandlung ihr Trieb erfahren würde, der sich den unabänderlich gegebenen Bedingungen anpassen mußte. Denn so kann die Frage gar nicht gestellt werden. Wir brauchen gar nicht darum zu sorgen, was die Kraftnaturen mit ihrem überflüssigen Wagemute anfangen sollen, wenn es keinen

Krieg mehr giebt. Es wird eben so lange Kriege geben, wie die Krafnaturen zahlreich genug sein werden, um als Gärungserreger in der ruhigen Menge zu wirken. Die Kriegslüfternen haben ein organisches Bedürfnis zu befriedigen, und sie werden es immer wieder befriedigen, allen Beschlüssen von Friedenskonferenzen zum Troze.

Ist die Haager Konferenz deshalb etwas Ueberflüssiges? Nein. Sie kann Tiger nicht in Lämmer verwandeln, aber sie kann die Daseinsbedingungen im Dschungel verschlechtern und dadurch die Tiger vermindern und schwächen. Jede Einschränkung der Ungebundenheit im Kriege vermindert die Freude der Kriegslüfternen am Kriege, und sie drängen weniger zum Kriege, weil er sie weniger ergötzt. Als die Sieger die Besiegten auftraßen, konnte nichts sie von Kriegszügen abhalten. Noch heute ist es leichter, die menschenfressenden Stämme in Afrika und Australien vollkommen auszurotten, als ihnen friedliche Gesinnung beizubringen. Als die Gefangenen nach der Schlacht von ihren Ueberwindern gemartert und zuletzt abgeschlachtet wurden, war der Krieg unterhaltlicher als später, da diese Sitte abkam. Als die Getöteten ausgezogen, die Besiegten Sklaven wurden oder Lösegeld bezahlen mußten, war der Krieg beliebter als jetzt, wo Gefangene eine Last und kein Gewinn sind. Als bei der Eroberung von Städten die Bewohner geplündert und die Weiber geschändet wurden, waren Belagerungen eine Appetitschärfung und Stürme ein Fest, während jetzt die Einschließung einer Festung nichts Orgiaistisches an sich hat.

Wird dem Krieger auch im Feldzuge, auch auf dem Schlachtfelde die Freiheit des Mordens und Zerstörens genommen, bleibt er dem Gejeze unterworfen, das ihn zur Achtung vor dem fremden Leben, vor dem Rechte der Persönlichkeit selbst des gewaltsam Ueberwindenen zwingt, so verliert der Krieg den Reiz, den er für die sadischen Naturen hat. Von allen Lustgefühlen, die ein wilder, durch keine Völkerrechtsfesslungen bemaulkorbter Krieg gewähren kann, bleibt dann nur die Wonne der Gefahr, für die unvergleichlich weniger Menschen Sinn und Verlangen haben als für die Schwelgerei des übermütigen Befehlens, Raubens und Tötens. Ob Schiedsgerichte den Krieg immer verhindern werden, bleibt zweifelhaft. Ob der Krieg unmöglich geworden ist, das würde erst ein Versuch lehren. Aber es ist möglich, daß man auch der kriegslüfternen Minderheit den Krieg verwehrt, wenn man ihn seiner Anziehungen für sie beraubt.

Paris, Anfang Juni.



## Erinnerungen an Castelar.

Von

Spiridion Gopčević.

Wieder ist einer der edeln Menschen ins Grab gesunken, einer jener wenigen Staatsmänner, welche sich in erster Linie von Gefühlen leiten lassen (was, um das bekannte polnische Sprichwort umzukehren, „zwar ehrenvoll aber nicht gesund“ ist), ein Idealist voll Gedanken von Menschenliebe und Weltbeglückung vom Schlage der Garibaldi und Gladstone — Emilio Castelar.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie sich seine gemüthlichen Züge im Affekte der Begeisterung verklären und wie seinen Lippen dann berauschte Phrasen entströmen, denen man um so entzückter lauscht, als in ihnen die wundervollen Klänge der Sprache Calderons und Cervantes in seltener Reinheit und Schönheit ertönen. Denn Castelar war bekanntlich der größte Redner, den Spanien hervorgebracht. Dann stört weder das öftere Aufsetzen und Herabfallenlassen des Zwickers, noch die Kahlköpfigkeit des Redners, ja nicht einmal die mächtige Warze zwischen Lippe und Kinn, welche Castelars Gesicht sonst entstellte.

Es war im Jahre 1883, gelegentlich meines dritten Aufenthaltes in Spanien, als ich Castelar persönlich kennen lernte. Ein teurer, nun ebenfalls schon seit vierzehn Jahren verblichener Freund — edler Idealist gleich Castelar selbst —, Baron Carlos de Gagern, damals mexikanischer Oberst und Militärattaché in Berlin, bekannt auch als Schriftsteller,<sup>1)</sup> hatte mir an Castelar einen Empfehlungsbrief mitgegeben, den ich ihm von Coimbra aus nach Madrid sandte, mir die Antwort nach Porto erbittend. Dort fand ich folgendes Schreiben vor, das Castelar in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Ueberschwenglichkeit charakterisiert und deshalb vollinhaltlich mitgeteilt werden möge:

Madrid, 4. Mai 1883.

Mein geliebter Freund!

Sie erlauben mir, daß ich Ihnen einen so süßen Namen gebe, nachdem jedes Wort Ihres geschätzten Briefes eine große Freundschaft enthüllt. Ich habe mit großem Interesse die Anstrengungen Ihres Vaterlandes, sich vom mohamedanischen Joche loszumachen, verfolgt und habe seine Unglücksfälle und seine Siege stets wie meine eignen betrachtet, nachdem die Idee des Rechts ohne Zweifel alle Menschen in geistiger Gemeinschaft eint („pues la idea del derecho une, sin duda, an espiritual comunión a todos los humanos“). Es freut mich ungemein, Sie bald in Spanien begrüßen zu können. Obgleich der Brief einer

<sup>1)</sup> Sein ausgezeichnetes, so anziehend geschriebenes Werk „Lebende und Tote“ (zwei Bände, der dritte leider durch seinen Tod vereitelt), gehört zu den besten Memoirenwerken der deutschen Litteratur und verdiente der Vergessenheit entrissen zu werden.

für mich so geliebten Person, wie Don Carlos Gagern, selbstverständlich eine hinreichende Empfehlung wäre, so hätte doch Ihre Visitenkarte allein schon genügt, Ihnen meine Thüre weit zu öffnen und Ihnen meine Freundschaft anzubieten, weil mir Ihr Name nicht unbekannt ist. Schreiben Sie mir nur einige Zeilen, damit ich sicher zu Hause bleibe.

Ich bleibe für immer Ihr wohlgenegter Freund

Emilio Castelar.

Ebenso liebenswürdig wie dieser Brief war der Empfang, den mir Castelar bald darauf in Madrid bereitete. Die ganze Ueberschwenglichkeit, welche bekanntlich auch Castelars Reden auszeichnet, zeigte sich ebenso wie seine Schwärmerei und seine unfruchtbaren politischen Ansichten.

Zunächst kam natürlich meine Reise zur Sprache, wobei sich Castelar namentlich für meine in Portugal gewonnenen Eindrücke interessierte. Daß ich infolge einer Empfehlung des portugiesischen Gesandten an Machado in Lissabon einen so außerordentlichen Empfang gefunden hatte, machte ihn lebhaft bedauern, daß ich aus Zeitmangel ein ähnliches Festbankett seiner politischen Freunde ausschlagen mußte. Zu meinem Erstaunen war er auch vorurteilsfrei genug, die Ueberlegenheit des portugiesischen Volkes über das spanische in so vielen Dingen zuzugeben. Trotzdem konnte er es sich nicht versagen, über die Großmannsjucht der Portugiesen zu spotten, welche er unter anderem damit persiflierte, daß er behauptete, die Portugiesen zählten ihre Reiterei nicht nach Pferden oder Säbeln, sondern nach — Pferdefüßen, „weil 4000 Pferdefüße mehr aussieht als 1000 Säbel“.

Nachdem ich Castelar über die Orientfrage verschiedene Auskunft gegeben hatte, kam er auf seine Lieblingsidee, die Verbrüderung aller romanischen Völker zu sprechen, auf die er fest hoffte.

Ich verhielt mich skeptisch und meinte, daß bisher nicht einmal die iberische Union durchführbar gewesen wäre; ganz abgesehen vom Hass zwischen Italien und Frankreich.

„In Portugal,“ sagte ich beiläufig, „habe ich niemand gefunden, welcher für dieselbe geschwärmt hätte; und so verwandt Spanier und Portugiesen auch sind, halte ich die Verschiedenheit ihrer Sprache, sowie ihrer Anschauungen, namentlich aber ihres Nationalcharakters für unübersteigliche Hindernisse.“

„Was, Verschiedenheit der Sprache!“ fiel Castelar hier lebhaft ein. „Auch in Spanien selbst hindern die Verschiedenheit der baslischen Sprache und die Abweichungen des katalonischen und galegischen Dialektes nicht den Bestand eines einigen Reiches.“

„Scheinbar einig!“ versetzte ich freimütig; „aber wie es in Wirklichkeit damit beschaffen ist, lehren die Karlistenauflände und die Erhebungen in Cataluña, Cartagena und Andalusien.“

„Da irren Sie sich!“ versicherte Castelar eifrig. „In Cataluña sind es hauptsächlich die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der monarchischen Institution

und die Sozialisten, in Andalusien der Räuberbund ‚La mano negra‘ und in Cartagena waren es etliche Communards, welche die Aufstände hervorriefen. Die einzelnen Provinzen denken nicht daran, sich von Spanien, das ihnen Kraft gibt, loszulösen. Selbst die Basken wollen nur ihre Fueros wieder erlangen und nichts weiter. Ihr Eintreten für Don Carlos beruht in erster Linie darauf, daß letzterer ihnen die Wiederherstellung ihrer Vorrechte verspricht, auf die sie in einem Staate, wo gleiches Recht für alle gilt, keinen Anspruch erheben können. Außerdem natürlich schürt der Klerus.“

„Ja, diese Pfaffenherrschaft ist überhaupt das Unglück Ihres Landes,“ erwiderte ich. „Wenn man sich erinnert, auf welcher Höhe Spanien zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts stand und wie es durch die Inquisition, Unduldsamkeit und Verpflanzung herabkam, so kann man sich eines tiefen Mitgeföhls für das unglückliche Land nicht entschlagen.“

„Und dabei ist obendrein bei uns seit Verjagung der Doña Isabel vieles besser geworden!“ fiel Castelar ein. „Vor hundert Jahren aber, da war es gar schlimm — von früheren Jahrhunderten gar nicht zu reden. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß zum Beispiel am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Bevölkerung Spaniens fast zwei Millionen weniger betrug, als sie am Ende des fünfzehnten betragen hatte; daß damals unter 8 Millionen Einwohnern 750 Bischöfe und 400 000 Geistliche waren und 12 000 Klöster bestanden; daß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Bevölkerung Spaniens nur noch  $5\frac{2}{3}$  Millionen betrug; daß fünfzig Jahre später noch 180 000 Geistliche ein Jahreseinkommen von 359 Millionen Realen besaßen, denen Staatseinkünfte von nur 211 Millionen gegenüberstanden; daß zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Defizit in zwei Jahren 2000 Millionen betrug, von denen der Hof allein zur Zeit der Hungersnot und Pest 105 Millionen für sich in Anspruch nahm; daß im Jahre 1820, als der drohende Staatsbankrott zur Besteuerung der bis dahin steuerfrei gewesenen Geistlichkeit zwang, der Censur eine Viertelmillion Mönche und Nonnen ergab, deren Besitz sich auf 18 750 Millionen belief!“

„Entsetzlich!“ rief ich empört; „warum haben aber Sie nicht, als Sie Diktator der spanischen Republik waren, mit der Pfaffenherrschaft gründlich ausgeräumt?“

Diese Frage schien Castelar etwas in Verlegenheit zu setzen.

„Erstens währte meine Diktatur nicht lange genug,“ sagte er dann; „derartige Umwälzungen erfordern jahrelange Vorbereitung. Dann hatte ich mit der Niederwerfung der Karlisten im Norden und der Föderalisten im Süden, sowie mit der Festigung der Heeresmannszucht alle Hände voll zu thun. Ich trat übrigens ohnehin für Religionsfreiheit ein. Leider mußte ich aber mit dem Fanatismus des unwissenden, von den Geistlichen geleiteten Volkes rechnen. Die Pfarrer haben dasselbe ganz in der Hand; sie hätten den Unwissenden vorgegeschwindelt, daß die katholische Religion bedroht sei, — diese Unglücklichen hätten in ihrem Fanatismus zu den Waffen gegriffen, der Republik ein

Ende gemacht, und der Rest wäre eine ärgere Wirtschaft gewesen, als zur Zeit der braven Doña Isabel II.“

„Und wenn Sie alle Kirchengüter eingezogen, alle Klöster aufgehoben, alle Mönche und Nonnen bis zur Wahl eines Berufes auf fünf Jahre pensioniert und alle Pfarrer mit erhöhtem festem Gehalt als Staatsbeamte angestellt hätten, was dann?“

„Dann wäre gleichfalls Revolution ausgebrochen. Für derlei Maßregeln, wie sie vor hundert Jahren der Marquez de Pomal und Kaiser Joseph II. teilweise anwendeten, fehlt in Spanien ganz der Boden. Dieses ist ein eminent katholisches Land, dessen Bevölkerung die Religion in den Knochen steckt — nämlich was sie für Religion hält: Außerlichkeiten, Formdienst, Verehrung der — meist unwürdigen — Geistlichkeit.“

„Dann ist Ihrem Laude allerdings nicht zu helfen, und seine Zukunft sehe ich sehr düster. Schon die Finanzwirtschaft kann zu keinem guten Ende führen. Endlich ist auch der Militarismus Ihr Ruin.“

„Leider! Aber was läßt sich machen?“

„Nun, ich denke, es könnte doch nicht so schwer fallen, die lächerlich hohe Zahl von Generalen, die ohnehin nur aus Langeweile und Ehrgeiz an Staatsstreiche denken, entsprechend herabzusetzen, eventuell auch das stehende Heer.“

„Das brauchen wir aber zur Erhaltung unsrer Kolonien!“

„Da kommen wir jetzt zu einem Punkt, über den ich gerne Ihre Ansicht hören möchte. Ich bin in Asturien mit einem Cubaner gereist, der mir gedruckte Kriegslieder seiner Landsleute zeigte, die mich ganz eigentümlich berührten, weil darin in spanischer Sprache alles Spanische verwünscht wurde. Dieser Cubaner erzählte mir, daß seine Landsleute alles Spanische glühend hassen und mit ihren Aufständen nicht eher aufhören würden, als bis Cuba eine freie Republik geworden sein würde. Wenn also Cuba eine solche Abneigung gegen das Mutterland hat und diesem durch seine Aufstände nicht nur Hunderte von Millionen kostet, sondern es auch zum beständigen Unterhalt eines starken Heeres zwingt, weshalb verkaufen Sie nicht Cuba an die Vereinigten Staaten? Soviel ich weiß, haben diese schon in den fünfziger Jahren, oder noch früher, für Cuba bis zu 100 oder gar 200 Millionen Dollars angeboten, heute könnte also Spanien gewiß 1500 oder vielleicht selbst 2000 Millionen Pesetas für seine westindischen Besitzungen erhalten und was ließe sich alles mit einer solchen Summe anfangen! Heute beträgt Ihre Staatsschuld 9600 Millionen Pesetas, welche jährlich über 100 Millionen an Zinsen verschlingt. Es könnten also die Steuern herabgesetzt, Schulen errichtet, Wege, Bahnen, Asylhäuser, Spitäler u. erbaut, Bodentreditanstalten eingeführt, kurz die Volksbildung ebenso gut als Handel, Verkehr und Industrie gehoben werden. Ueberdies entfielen durch die Veräußerung der Kolonien auch die Notwendigkeit der Erhaltung einer starken Land- und Seemacht, so daß Sie Ihr gegenwärtig über 160 Millionen betragendes Kriegsbudget auf mindestens die Hälfte herabsetzen könnten. Also eine weitere Ersparnis von jährlich 80 bis 100 Millionen, welche zur Hebung

des Landes verwendet werden könnten. Obendrein würden England oder Frankreich sicherlich auch vielleicht 1000 Millionen Pesetas für die Philippinen und Ihre afrikanischen Besitzungen zahlen, so daß durch Veräußerung der Kolonien Spanien wiedergeboren und bald die ihm seiner Größe und Vergangenheit nach gebührende Stellung in Europa wiedererlangen würde."

"Was Sie da sagen ist ganz richtig," versetzte Castelar, der meinen Ausführungen mit sichtlichem Interesse gefolgt war. „Sie kennen aber doch noch unsern Charakter zu wenig. . . Bitte, ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie haben Spanien sehr eingehend bereist, sprechen unsre Sprache wie ein Castilianer, haben überall mit dem Volke verkehrt — pues bien! Trotzdem kennen Sie uns Spanier nicht, wenn Sie Ihren Plan für durchführbar halten. Nehmen Sie auf Geratewohl aus allen Gegenden Spaniens ein paar hundert Leute aller Berufsclassen und legen Sie jedem allein Ihren Plan vor, und ich will nicht Castelar heißen, wenn auch nur einer darauf etwas andres antwortet als die spanische Ehre erlaubt es nicht, so ruhmvoll erworbene Besitzungen um schnödes Geld zu verschachern! Und eine Regierung, welche den Cortes mit solchen Anträgen käme, würde unter dem Gepeise ihrer eignen Anhänger die Tribüne verlassen müssen und vom Unwillen des Volkes hinweggefegt werden!"

„Aber das ist ja eine unglaubliche Kurzsichtigkeit!" fiel ich verblüfft ein.

„Nicht Kurzsichtigkeit! Ich, so gut wie Sie und wahrscheinlich auch andre vorurteilsfrei denkende Staatsmänner oder Politiker können uns dem praktischen Nutzen Ihres Planes nicht verschließen; aber das Volk ist einmal so, und sein Charakter wird sich nicht ändern. Man muß mit letzterem rechnen."

„Aber dann läßt sich ja voraussehen, daß Spanien über kurz oder lang seine Kolonien an die Vereinigten Staaten oder eine andre Macht verlieren wird!"

„Diese Nothwendigkeit sehe ich nicht ein."

„Aber sie wird sich doch einmal einstellen! Denken Sie nur an die heftigen Aufstände in den Kolonien, an deren Haß gegen das Mutterland, an die offenkundige Begehrlichkeit, mit der die Union auf Cuba sieht, — wenn ich mich nicht täusche, hat ja der Präsident Buchanan nach Ablehnung des letzten Kaufantrags offen erklärt, daß nun die Union berechtigt sei, Cuba gelegentlich zu annektieren! — an den ungeheuern Unterschied zwischen den Hilfsmitteln der Union und Spaniens, und sagen Sie dann selbst, ob nicht der Verlust Cubas an die Union nur eine Frage der Zeit ist!"

„Das glaube ich nicht. Wir beide wenigstens werden es sicherlich nicht erleben. Ueberdies, wie sollte die Union jemals Cuba erobern können? Die Amerikaner haben keine Hochseeflotte, wir dagegen fünf Hochseepanzerfahrzeuge; die See wird also von uns beherrscht, und selbst wenn es der Union gelingen sollte, durch irgend einen Zufall Truppen zu landen, so würden diese zusammengelesenen Freiwilligen von unsern disziplinierten Linientruppen mit leichter Mühe ins Meer geworfen werden. Nein, nein, mit Gewalt kann uns niemand Cuba nehmen!"

„Sie vergessen aber, daß die Union über ungeheure Reichthümer verfügt. Denken Sie nur an den Bürgerkrieg, während dessen die Nordstaaten allein über 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Soldaten aus dem Boden gestampft und 700 Schiffe, darunter gegen 100 Panzerschiffe, theils gekauft, theils gebaut haben. Was kann das arme Spanien derartigen Anstrengungen entgegenstellen?“

„Die Begeisterung, welche während des Bürgerkrieges in Amerika herrschte, würde bei einem Kriege um Cuba sicherlich fehlen. Auch vergessen Sie, daß die europäischen Mächte, namentlich England und Frankreich, gewiß nicht zulassen würden, daß sich die Union in Westindien so breit macht. Und wie gesagt, vorläufig ist die amerikanische Seemacht so elend, daß sie der unsrigen nicht gewachsen ist.“<sup>1)</sup>

„Das kann sich von heute auf morgen ändern,“ wandte ich ein. „Ich fürchte, es wird Ihnen schließlich gerade so gehen, wie Oesterreich mit Venetien. Kaiser Franz Joseph war zu stolz, ein Land zu ‚verschachern‘, das von Oesterreich nichts wissen wollte, und so wie er vor 1859 Napoleons Anerbieten, Lombardo-Venetien gegen Rumänien zu vertauschen, abgelehnt hat, so auch im Jahre 1866 Italiens Antrag, Venetien für 400 Millionen Lire zu verkaufen,

<sup>1)</sup> Da ich bis zum Jahre 1890 auch Marine-Fachschriftsteller war, kannte ich die damalige Ohnmacht der nordamerikanischen Flotte natürlich recht gut. Bald nach meiner Rückkehr aus Spanien regte mich das obige Gespräch mit Castelar dazu an, in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“ eine Studie über die nordamerikanische Seemacht zu veröffentlichen, in welcher ich den kläglichen Zustand derselben in teilweise humoristischer, jedenfalls aber scharfer Weise beleuchtete. Der Artikel erregte eben solches Aufsehen wie meine früheren Artikel über die deutsche, österreichische (die meisten meiner in der diesbezüglichen Studie [„Deutsche Heereszeitung“] gemachten Vorschläge wurden von dem bald darauf an die Spitze der österreichischen Marine tretenden Baron Sterned verwicklicht), englische, französische und russische Seemacht, und wurde vom amerikanischen „Army and Navy Journal“ reproduziert. Die Folge davon war eine Bewegung im Lande zu Gunsten einer Rekonstruktion der Flotte. Auf einmal hatte man ein Objekt gefunden, für welches man die gefährlichen Ueberschüsse in den Staatskassen verwenden konnte. Die Neugestaltung der Seemacht wurde auch sofort in Angriff genommen. Bezeichnend ist folgender Vorfall. Im Jahre 1887 war ich beim englischen Marineattaché zum Essen geladen, wobei ich zwischen diesem und dem amerikanischen Marineattaché zu sitzen kam. Commandeur Crowe bemerkte scherzhaft, jetzt sei ich wehrlos der Rache Albions und Uncle Sams preisgegeben, nämlich der Rache für das, was ich Schlechtes über die englische und amerikanische Seemacht geschrieben habe. „Hauen wir also Herrn Gopčević!“ schloß der Engländer seine Rede. Der Amerikaner ging auf den Scherz ein und nahm Boxerstellung an, sagte aber dann ernst: „Wir haben im Gegentheil eigentlich alle Ursache, Herrn Gopčević für seine Schriften dankbar zu sein; denn ohne diese wären unsre respectiven Regierungen nicht aus ihrem Schlafe aufgerüttelt worden und weder Ihr „Naval Defence Act“ noch unser Flottenreformplan hätte das Licht der Welt erblickt.“ In der That ist es nur dem letzteren zu danken, wenn Amerika im Vorjahre im Stande war, den Spaniern eine überlegene Flotte entgegenzustellen und Cuba zu erobern. So ist also eigentlich mein harmloses Gespräch mit Castelar die unschuldige Ursache gewesen, daß Spanien seine Kolonien so schimpflich verlor! Man sollte nicht glauben, was für geringfügige Kleinigkeiten oft indirekte Veranlassung zu welterschütternden Ereignissen geben! Man denke zum Beispiel an den Araber, der Napoleon I. bei Suez 1799 durch einen Griff vor dem Ertrinken rettete. Ohne diesen Griff — wie sähe Europa heute aus? . . .



indem er jagte: „Ich verkaufe keine Unterthanen! Ritterlichkeit reimt sich aber nicht mit Politik, und so kostete diese ritterliche Anschauung Oesterreich nicht nur Venetien, sondern auch einen verlustreichen Krieg, die Demütigung vor Preußen, den Verlust der Herrschaft in Deutschland und der Uebermacht gegen Ungarn. Genau so wird es auch Ihnen einmal mit Cuba gehen!“

„Es mag sein, daß Sie Recht behalten, aber wenn Spanien wirklich unterliegen sollte, wird es sicherlich nur mit Ehre und Heroismus sein!“<sup>1)</sup>

„Diese Anschauungen — Sie entschuldigen meine Freimütigkeit — streifen an Donquijoteria! Zu wissen, daß man verliert und trotzdem sich zu weigern, einen vorteilhaften Handel zu schließen — das ist keine Politik!“

„Sie vergessen die Zwangslage: den Druck der öffentlichen Meinung!“

„Und wer macht die öffentliche Meinung? Die Zeitungen! Sie selbst sind ja auch Journalist und haben den ‚Globo‘. Könnten Sie nicht in einer Reihe von Artikeln, an der Hand von Ziffern und mit den überwältigenden Gründen der Logik nachweisen, daß Spanien durch den Verkauf aller seiner Kolonien 3000 Millionen bar und eine jährliche Ersparnis von 100 Millionen erzielen könne?“

Castelar klopfte mir lächelnd auf die Schulter und sagte:

„Und dennoch wiederhole ich: Sie kennen uns Spanier nicht! Was Sie vorschlagen, ist unmöglich! Der erste derartige Artikel würde das Todesurteil unserer ganzen Partei sein!“

Wir sprachen noch viel über spanische Zustände — vielleicht vier Stunden lang — und es ließe sich, wenn es der Raum gestattete, noch manche interessante Aeußerung über den Militarismus, die Cortes, die Parteien, die Königin (für welche Castelar aufrichtige Sympathie und Hochachtung ausdrückte, trotzdem er seine republikanischen Gesinnungen nicht verleugnete), die Gegensätze in den einzelnen Provinzen, den Republikanismus, allgemeine Menschenliebe, Litteratur zc. anführen.

Beim Abschied händigte mir Castelar sein großes Porträt ein, auf welches er geschrieben: „Dem montenegrinischen Schriftsteller Spiridion Gopčević, sein Freund und Kollege, als Zeichen der Verehrung. Emilio Castelar.“ Auch sprach er seine Hoffnung aus, mit mir im Briefwechsel zu bleiben.

Letzteres geschah auch, doch sind seine Briefe in ihrer Vollständigkeit nicht von allgemeinem Interesse, weshalb ich mich auf die Wiedergabe einzelner Stellen aus denselben beschränke.

„Sie beklagen sich über Widerspruch und Irrtum? Thun Sie das nicht! Wenn Sie mit allen Finsternissen der Seele aufräumen, werden Sie nicht die richtigen Ideen wahrnehmen, gleichwie Sie, wenn Sie die nächtliche Finsternis entfernen, die unzähligen Sterne nicht werden sehen können.“

„Wer die Zufriedenheit des Herzens und das Lebensglück in großem Ehr-

<sup>1)</sup> Die täuschte sich Castelar mit dieser Hoffnung! Erbärmlicher und schmachvoller hätte Spanien unmöglich seine Kolonien verlieren können!

geize und lärmendem Ruhme sucht, und nicht in einfachen, süßen und zarten Gefühlen, der gleicht jemand, welcher seinen Durst nicht in dem köstlichen Naß einer bescheidenen klaren Quelle, sondern in den aufgetürmten Wogen des unendlichen Ozeans löschen möchte.“

„Wenn Sie auf einem der südlichen Bäume die Orangenblüte sehen, welche duftet, die Frucht, welche glänzt, das Nest der Nachtigall, welche schlägt, und das Blätterwerk, welches mit seinem Sauerstoff die Luft erneuert, dann werden Sie vielleicht nicht an den Dünger denken, welcher am Fuße des Stammes liegt und in dessen Wärme, absorbiert durch die Molekeln des Vegetabilen, der Pflanzensaft sich belebt und entflammt, ähnlich unserm Blute. Nun gut! Gerade so wie dieser Baum ohne den Dünger in seinen Wurzeln nicht gedeihen könnte, so würden auch wir Menschen niemals wachsen, bis wir mit der Stirn bis dorthin ins Unendliche reichen, wenn wir nicht unter unsern Füßen das Grab hätten.“

„In den alten Kathedralen giebt es ohne Zweifel einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen dem mit farbigen Gläsern versehenen Bogensfenster und der in die Kälte und Feuchtigkeit des Fußbodens verjenten Grabesplatte. Aus dem Tode und dessen furchtbarer Verwesung erhebt sich, ach, das Ideal, beladen mit seiner Blüte, welche die Kunst ist, und mit seinen Früchten, welche immer die Religion und die Wissenschaft sein werden.“

Ich denke diese Proben werden genügen, um Castelar's Stil zu charakterisieren, der immer poetisch war, aber sich stellenweise ins Phrasenhafte und selbst Schwülstige verlor. Dasselbe gilt auch von seinen öffentlichen Reden. Wenn man aber seine persönliche Lauterkeit, das Edle aller seiner Beweggründe und das Ideale seiner Gesinnung erwägt, so kann man auf ihn das Wort anwenden:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!“



## Einfluß des Meeres und der Seeluft auf die Gesundheit.

Von

Dr. G. Lindemann.

Die Thatsache, daß das Meerwasser eine heilkräftigende Eigenschaft besitzt und Seebäder gesund sind, war schon im Altertum bekannt. So lesen wir, Ezechiel Kap. 16 B. 4: „Die Kinder Israels badeten in Seewasser“, und der bekannte griechische Arzt Hippokrates (456—366 v. Chr.) empfiehlt Waschungen mit Seewasser, sowie kalte und warme Seebäder; ebenso gab Galen (165 u. Chr.) dem Seewasser den Vorzug vor Süßwasser bezüglich ihres Heilwertes bei Krank-

heiten. Bei „Hoyer, Nat.-Cur“ (1737) werden Beobachtungen erwähnt, welche Unsenius 1688 machte, als ein bössartiges Fieber auf der englischen Flotte ausgebrochen war. „Diejenigen von ihnen genasen, welche sich in ihren Kasernen ins Meer stürzten oder später eingetaucht wurden.“

Seebäder zum längeren Aufenthalt der Gesundheit wegen wurden in der neueren Zeit zuerst von England, das an Seebädern so reich ist, empfohlen, und es bediente sich schon Mitte vorigen Jahrhunderts die englische Königsfamilie Georgs II. derselben, und im Jahre 1776 „wurde zu Dieppe unter dem Namen eines Gesundheitshauses ein öffentliches Gebäude errichtet zum nützlichen Gebrauche des Seebades.“ — Bald fand dann auch in Preußen das Interesse an Seebädern Eingang, und der Prediger Janus machte 1783 Friedrich dem Großen Vorschläge zur Errichtung von Nordseebädern; indessen gebührt der Ostsee der Ruhm, das erste deutsche Seebad eröffnet zu haben, denn 1793 wurde auf Anregung Meyers und Geheimrats v. Vogel in Heiligendamm bei Döberau die erste Seebadanstalt angelegt, und dort ist auch vor sechs Jahren das hundertjährige Jubiläum des Bestehens von Heiligendamm als Badeort unter Vorsitz des verstorbenen Großherzogs Franz von Mecklenburg feierlich begangen worden. Bald folgte die Eröffnung weiterer Seebäder. So wurde 1797 in London ein Seebad eingerichtet, wozu man das Wasser durch besonders dazu eingerichtete Schiffe aus der Mitte des französischen Kanals holen ließ. Die erste Badeanstalt an der Nordsee ist ebenfalls 1797 in Norderney eingerichtet; dann folgte 1800 Travemünde, 1802 Kolberg, 1813 Apenrade, 1816 Kuxhafen, desgleichen Putbus auf Rügen, 1819 Wangeroog und Wyl auf Föhr, 1821 Joppot bei Danzig, 1822 Kiel, 1826 Helgoland und so weiter, so daß jetzt sowohl an der Nord- wie namentlich auch an der Ostsee fast ein jeder größere Ort in der Nähe des Strandes sich „Seebad“ zu nennen beliebt, auch wenn ihm bessere Einrichtungen dazu wie zum Beispiel für warme Seebäder und so weiter noch fehlen; allerdings ist auch der „Zug an die See“ im Sommer ein fast allgemeiner geworden, und viele Tausende suchen und finden jährlich dort Erholung von angestrenzter Berufsthätigkeit und sonstigen Strapazen im Winter sowie Belebung und Erfrischung des angespannten Körpers in der köstlich schäumigen Salzluft und der salzig gewürzten Luft am Strande und in der Nähe des Meeres.

Unter den Faktoren, welche das „Klima“ eines Ortes, hier speziell das „Seeklima“ bilden, ist die Atmosphäre das wichtigste Element, teils ihrer Zusammensetzung wegen, teils deshalb, weil sie die Trägerin aller andern klimatischen Elemente ist. Bis vor kurzem begnügte man sich mit der Annahme, daß die Luft im Freien überall dieselbe Zusammensetzung habe, nämlich — nach Bunsen, Frankland, Angus Smith und anderen — Sauerstoff 20,96, Stickstoff 79 und Kohlenäure 0,04 Volumen in 100 Teilen guter Luft. Indessen ist schon in der Mitte dieses Jahrhunderts von Levy, welcher im Auftrage der Pariser Akademie die Nordseeluft untersuchte, eine geringe Vermehrung des Sauerstoffes in der Seeluft gefunden worden. So beziffert auch Angus

Smith am Seeufer den Sauerstoffgehalt mit 20,999 % gegen 20,86 im dichtbewohnten Osten Londons. Außerdem wurde von Thorpe eine geringe Verminderung der Kohlensäure in der Luft über dem Meere nachgewiesen, nämlich 3 ‰ (gegen 4 ‰ sonst), wofür als Grund zunächst die größere Absorption der Kohlensäure durch das Wasser, andererseits aber die Thatsache, daß an der See die Erzeugungsherde für Kohlensäure wie animale Luft, Wald und dergleichen fehlen, anzusehen ist. Derselbe Forscher bemerkte auch in der Seeluft keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, während sonst der Kohlensäuregehalt, wie Saussure in Genf nachgewiesen hat, bei Tage und im Winter geringer ist als bei Nacht und im Sommer. Im Innern der Städte, auf rauchüberfüllten Plätzen, nimmt der Kohlensäuregehalt erheblich zu (5–6 ‰), und in schlecht ventilirten Wohnräumen kann er auf 20, ja 50 ‰ steigen nach Pettencofers Untersuchungen, so daß dann allerdings ein großer Unterschied zwischen dem bis jetzt gefundenen Minimalwert am Meere (3 ‰) zu verzeichnen ist.

Dieser — anscheinend geringe — Unterschied im Kohlensäure- und Sauerstoffgehalt der Seeluft fällt in seiner physiologisch günstigen Wirkung auf den Organismus noch mehr in die Augen, wenn man bedenkt, wie große Luftmengen der Mensch einatmet, besonders an der See, wo in der durch den stärkeren Luftdruck verdichteten Luft an sich schon in demselben Volumen mehr Sauerstoff enthalten ist als zum Beispiel in der dünneren Atmosphäre der Gebirge. Wenn man bedenkt, wie belebend und kräftigend der Sauerstoff, wie schädlich, ja giftig die Kohlensäure auf den Organismus wirkt, besonders auf einen Asthmastiker, so kann man schon aus der wenn auch nur geringen Veränderung in den Bestandteilen der Seeluft den wohlthätigen Einfluß der letzteren auf den Organismus verstehen.

Es ist anzunehmen, daß der größere Sauerstoffreichtum der Seeluft bedingt ist durch den hohen Gehalt derselben an „aktivem Sauerstoff“, dem sogenannten „Ozon“. Derselbe äußert sich bei den Untersuchungen darin, daß in der Seeluft frei aufgehängtes Tetramethylparaphenylpapier, welches eine weiße Farbe hat, sich je nach dem Gehalt der Luft an Ozon mehr und mehr bläut und schließlich eine tief dunkelblaue, fast schwarze Farbe annimmt, wie ich es auf Helgoland bei meinen Ozonuntersuchungen als Zeichen des hohen Ozongehaltes mehrfach beobachtet habe. Der erfrischende Eindruck der Luft auf das Allgemeingefühl hängt vielleicht von dem vermehrten Ozongehalt in Verbindung mit der starken Luftbewegung und Verdunstung ab. Die Ursachen des Ozonreichtums der Seeluft sind noch nicht völlig aufgeklärt. Zum Teil tragen die zuletzt genannten Momente, vielleicht auch eine höhere Spannung derselben an atmosphärischer Elektrizität dazu bei. Es ist nämlich von Lenard an der Hand des Exnerschen Elektrostops beobachtet, daß „der Fall von Wassertropfen auf Wasserflächen oder von Wasser benetzten Gegenständen eine Quelle negativer Elektrizität für die verspritzenden Teilchen ist, und zwar eine um so kräftiger fließende, je heftiger das Auffallen der Teilchen und demnach ihr Zerstreuen ist.“

Daß diese auf Grund von Laboratoriumsversuchen gewonnenen Ergeb-

nisse auch in der Natur sich bewahrheiten, ist durch mehrfache Beobachtungen bestätigt, und genannte Forscher (Lenard, Exner, Hoppe, Elster und Geitel) haben in der Nähe des Lauterbrunner Staubbaches, der Wasserfälle am Fuß des Sonnenblicks, an den unterirdischen Fällen der Neta in den Höhlen von St. Canzian bei Triest hochgespannte negative Electricität mittelst des Exnerschen Elektrostops nachgewiesen. Da dieselbe ebenfalls am Strande von Ceylon sowie am Lido von Venedig beobachtet ist, so muß auch in der Nähe der zum Beispiel am Nordseegejstade stark brandenden Meereswogen sich negative Electricität entwickeln, welche ihrerseits, wie wir es von der Influenzmaschine kennen, zur Bildung von Ozon in der Luft führen könnte. Jedenfalls würde das erfrischende Gefühl am Meeresstrande auf diese atmosphärische Electricität ebenso zurückgeführt werden können, wie wir sie nach jedem Regenfall empfinden, denn auch hierbei wurde die Erzeugung negativer Electricität in der Luft beobachtet und berechnet, daß „für einen mittleren Landregen mit durchschnittlichem Tropfendurchmesser von 2 mm auf 5 mm stündliche Niederschlagshöhe die in einer Stunde erzeugte elektrische Menge ein negatives Potentialgefälle von 11000 Voltmeter erzeugt.“<sup>1)</sup> Außerdem bewirkt der Regen noch dadurch eine Reinigung der Luft, daß er in mechanischer Weise Staub, organische und andre Beimengungen derselben mit zu Boden reißt. Es ist deshalb die Thatsache, daß an der See ein hoher Feuchtigkeitsgehalt der Luft besteht (sowohl absoluter wie relativer), vom sanitären Standpunkt nicht als schädlich anzusehen.

Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft beeinflusst direkt die Wärmeleitfähigkeit der Luft und bedingt den Grad der Wasserverdunstung von der Körperoberfläche respektive von den Lungen. Die Wärmeleitfähigkeit der Luft steht in Beziehung zu der absoluten Feuchtigkeit, das heißt sie nimmt mit größerer Feuchtigkeit zu, so daß an der See der Körper seine Wärme leichter an die Luft abgibt. Die Wasserverdunstung steht dagegen im umgekehrten Verhältnis zur Größe der relativen Feuchtigkeit der Luft. Haut und Lungen geben also an der See, wo die Luft ziemlich mit Wasserdampf gesättigt ist, weniger Feuchtigkeit ab, als auf dem Festlande, indessen aus derselben Ursache (hohe relative Feuchtigkeit) mehr Kohlenäure.

Der Feuchtigkeitsgehalt (absoluter wie relativer) hängt nun unmittelbar mit den Temperaturverhältnissen des betreffenden Klimas zusammen. Wie sehr dies der Fall ist, geht aus beifolgender Vergleichstabelle hervor, welche zugleich zeigt, daß die absolute und relative Feuchtigkeit an der See (Helgoland, Kiel) höher ist und geringere Schwankungen zeigt als auf dem Festland.

Bekanntlich nimmt die absolute Feuchtigkeit, das heißt die Feuchtigkeitsmenge eines bestimmten Luftvolumens (Kubikmeter) — auf der Tabelle in Millimeter Quecksilber (Hg) angegeben — mit höherer und geringerer Temperatur zu und ab, ist also im Sommer beträchtlicher als im Winter und am Meere im Winter wegen der höheren Luftwärme wieder beträchtlicher als auf dem Festland.

1) Siehe „Meteorologische Zeitschrift“, Oktober 1892.

Tabelle I. (Feuchtigkeitstabelle.)  
 Feuchtigkeitmittel aus dem Decennium 1878/89.<sup>1)</sup>

Monate	Absolute Feuchtigkeit in mm Hg.				Relative Feuchtigkeit in %				Mittlere Temperatur (1877/86)				
	Helgoland	Kiel	Berlin	Salle	Helgoland	Kiel	Berlin	Salle	Helgoland	Kiel	Berlin	Salle	
Januar . . .	4,6	4,3	3,9	3,9	88	86	84	84	1,7	0,6	-0,1	-0,6	
Februar . . .	4,5	4,1	4,1	4,1	88	84	80	81	2,2	1,8	1,6	1,7	
März . . .	4,6	4,7	4,5	4,3	85	82	76	78	2,6	2,5	3,0	3,1	
April . . .	5,4	5,8	5,7	5,8	81	79	69	71	6,0	6,5	8,1	8,2	
Mai . . .	7,0	7,4	7,2	7,5	78	74	65	68	9,8	10,9	13,1	12,8	
Juni . . .	9,5	9,9	9,6	10,0	80	77	66	70	13,7	15,0	17,4	16,8	
Juli . . .	11,0	11,0	10,7	11,2	82	78	67	71	15,9	16,8	19,0	18,2	
August . . .	11,2	11,1	10,5	10,8	81	79	69	72	16,4	16,2	17,8	17,3	
September . . .	9,8	9,8	8,9	9,1	80	82	73	75	14,6	13,6	14,8	14,3	
Oktober . . .	7,5	7,6	7,2	7,1	80	85	79	81	10,3	8,9	8,7	8,7	
November . . .	5,8	5,4	5,0	5,1	82	86	83	85	6,4	4,8	4,4	4,2	
Dezember . . .	4,9	4,7	4,2	4,1	85	86	84	85	3,3	1,7	1,1	0,7	
Jahr	Mittel	7,2	7,2	6,6	6,9	82	82	75	77	8,6	8,3	9,1	8,8
	Schwankung	6,7	6,8	6,8	7,3	10	12	19	17	42,2)	47,3	53,7	57,6

Mit der relativen Feuchtigkeit — dem Verhältnis des absoluten Feuchtigkeitsgehaltes zur vollen Sättigung des betreffenden Luftvolumens, deshalb in Prozenten angegeben — verhält es sich umgekehrt. In kalter Luft, welche weniger Feuchtigkeit aufnehmen kann, ist der Sättigungsgrad leichter erreicht; wir finden daher im Winter höhere Prozentzahlen als im Sommer, wo die Luft wegen höherer Wärme mehr Feuchtigkeit aufnehmen kann. Immerhin sind an der See aus obenerwähnten Gründen auch im relativen Feuchtigkeitsgehalt die Schwankungen viel geringer als auf dem Kontinent (siehe die Tabelle).

Ganz besonders zeichnet sich das Seeklima vor dem Festlandsklima durch größere Gleichmäßigkeit und geringere Schwankungen in den Temperaturverhältnissen der Seeluft aus. Da die spezifische Wärme des Wassers höher ist als die der festen Erdrinde (Verhältnis 4:2), so nimmt das Wasser die Sonnenwärme langsamer auf, hält sie aber auch länger zurück. Als ein schlechter Wärmeleiter läßt es die Wärme langsamer in die Atmosphäre ausstrahlen als das Festland. Hieraus folgt, da die Luftwärme zum großen Teil durch Leitung und Rückstrahlung der Sonnenwärme von der Erde respektive

<sup>1)</sup> Siehe Krenser: „Das Seeklima Helgoland“. Seite 15.

<sup>2)</sup> Differenz der höchsten und niedrigsten Temperatur 1877/86. Siehe aus Lindemann: „Nordseeinsel Helgoland“.

vom Meer verursacht wird, für das Seeklima ein kühler Frühling und Sommer, aber ein warmer Herbst und Winter; denn langsam nimmt das Meer im Frühjahr die erhaltene Sonnenwärme auf und läßt sie langsam im Herbst wieder entströmen. Dasselbe Verhältnis finden wir in den Tag- und Nachtschwankungen wieder, welche daher an der See nur sehr gering sind, so daß abends auch im Herbst und Winter kein so erheblicher Gegensatz gegen die Tageswärme zu bemerken ist. Man kann sich also abends an der See länger im Freien aufhalten, ohne sich einer Erkältungsgefahr auszusetzen.

Wie groß der Unterschied in der Luftwärme zwischen See- und Festlandsplätzen ist, ergibt sich aus einer Zusammenstellung von monatlichen Durchschnittstemperaturen, welche ich aus den amtlichen meteorologischen Beobachtungsjournalen von 40 Orten Deutschlands für das Decennium 1877/86 zusammengestellt habe mit besonderer Berücksichtigung von Nord- und Ostseeplätzen. Hieraus geht hervor, daß zum Beispiel Helgoland, welches in vieler Beziehung wegen seiner weit ins Nordseebecken vorgeschobenen insulären Lage als Repräsentant des Nordseeklimas gelten kann, im Sommer der kühlfte, im Spätherbst — Oktober bis Januar — weitaus der wärmste Ort ist, und in diesen Monaten selbst höhere Durchschnittstemperaturen besitzt wie — Bozen, Meran, Montreux, Lugano.

Auch die geringe Differenz der Maximum- und Minimumtemperaturen, wie sie in der Seeluft gegenüber dem Festlande beobachtet wird, deutet auf ein gleichmäßiges, weiches und mildes Klima mit geringen Temperaturschwankungen hin. Ein solches aber ist für manche chronische Krankheiten, namentlich der Respirationewege, Grundbedingung zur Heilung. Im übrigen ist von den physiologischen Wirkungen der Luftwärme bekannt, daß hohe Wärme einen deprimierenden, erschlaffenden Einfluß auf das Nervensystem ausübt, während kühlere Luft (wie im Sommer an der See) durch Hautreiz und Wärmeverlust Vermehrung des Stoffwechsels, der Circulation, der Nahrungsaufnahme und Blutbildung, sowie größere Energie in den Funktionen des Nerven- und Muskelsystems zur Folge hat.

Dieser wärmeentziehende Hautreiz kommt als solcher in der Seeluft besonders zur Wirkung durch die dort herrschende starke Luftströmung, welche ihrerseits wiederum auf Temperaturschwankungen zurückzuführen ist. Bekanntlich werden infolge der stärkeren Erwärmung der Erde durch die Sonne während des Tags die Luftschichten über der Erde mehr erwärmt, ausgedehnt und dadurch leichter. Infolgedessen entweichen sie nach oben, und die kältere, also schwerere Seeluft fließt in den luftverdünnten Raum, wodurch Veranlassung zu dem von dem Meere her wehenden sogenannten „Seewind“ gegeben wird. Da indes während der Nacht infolge der langsamen Abkühlung des Meerwassers die Luftschichten über demselben eine höhere Temperatur als auf dem Lande besitzen, werden sie nun dort ausgedehnt, verdünnt und tritt eine Umkehr der Verhältnisse ein; deshalb weht früh am Morgen der vom Festland kommende „Landwind“. Dieser fast regelmäßige Wechsel zwischen Land- und Seewind zeigt sich in den meisten Seebädern, welche — weil unmittelbar am Festlande oder in der Nähe

gelegen — Küstentlima haben, bei welchem der Landwind — auf den Nordseeinseln als Ostwind — von den Kurgästen auch unangenehm empfunden wird. Auf isolierten kleinen Inseln wie zum Beispiel Helgoland, wo, wie folgende Tabelle zeigt, nur „Seewind“ vorherrscht, finden wir daher das eigentliche Seeklima auch in ausgeprägteste Weise vor und atmet hier der Fremde bei jeder Windrichtung reinste Seeluft ein.

Tabelle II. (Windtabelle).<sup>1)</sup>  
Verhältnis von Seewind zum Landwind.

1. Nordsee:

in	Mai	Juni	Juli	August	September
Helgoland . . . . .	10:0	10:0	10:0	10:0	10:0
Sylt . . . . .	6:0	5:1	6:0	6:0	6:0
Borkum . . . . .	4:0	7:0	5:0	6:1	5:1
Wahlbörner . . . . .			8,8:3,5	6,1:5,0	6,2:4,3

2. Ostsee:

in	Mai	Juni	Juli	August	September
Colberg . . . . .		7:3	6:4,3	7,5:8	4:6
Wismar . . . . .		6:4	2,7:7,6	3:7	6:3
Lohme/Rügen . . . . .	6:4	7:3	7:3	9:1	5:5
Barnemünde . . . . .	7:3	6:4	1:9	2:8	0:10
Travemünde . . . . .	3:7	1:9	0:10	1:9	0:10
Friedrichsort . . . . .	4:6	3:7	1:9	2:8	2:8

Die abhärtende Wirkung, welche die Seeluft — besonders bei längerem Aufenthalt — auf den Körper ausübt, ist hauptsächlich der starken Luftströmung und dem Seewind, welcher als milder Hautreiz stets auf den Menschen einwirkt, zuzuschreiben. Daß der Aufenthalt in der Seeluft einen Wärmeverlust mit sich bringt, hat zuerst der durch seine wissenschaftlichen Seebadeschriften hochverdiente Professor Beneke durch ein einfaches Experiment nachgewiesen. Er fand nämlich, daß die Luft in einer Flasche in derselben Zeit am Meeresstrand (Norderney) schneller die Zimmerwärme verliert und sich abkühlt als auf dem Festlande (Marburg) und im Gebirge (Rigi-Scheideck), selbst bei gleicher Intensität der Luftströmungen und trotz niederer Lufttemperatur. Hieraus schloß er: „Der Wärmeabfluß von einem erwärmten Körper unmittelbar am Nordseestrand erfolgt bei weitem rascher als auf den Gebirgshöhen (3—6000 Fuß), und dies hat auch für die Haut des lebenden Menschen Geltung trotz aller regulatorischen Einrichtungen.“

Daß letzteres wirklich der Fall ist, habe ich durch entsprechende Untersuchungen (Bestimmungen von Puls, Respiration, Hauttemperatur vor und nach

<sup>1)</sup> Siehe Giller: „Wirkungsweise der Seebäder“.



einem längeren Spaziergang am Helgoländer Strand und auf dem Festland) nachweisen können.<sup>1)</sup> Aus denselben ging hervor, daß die Hauttemperatur nach dem Spaziergang an der See auch bei gleicher Lufttemperatur und Windstärke längere Zeit hindurch erniedrigt bleibt als nach dem Spaziergang auf dem Festlande, dann aber an der See höher ansteigt. Gleichzeitig ließen diese wie zahlreiche andre Vergleichsuntersuchungen, welche ich an Fremden vor und nach einem Aufenthalt auf Helgoland vorgenommen habe, erkennen, daß die Atmung und der Puls an der See wesentlich verlangsam, also günstig beeinflusst wird.

Der günstige Einfluß der Seeluft auf die Atmungsorgane beruht hauptsächlich auf ihrer „Reinheit“, und zwar Freiheit von Staub und Bakterien. Nach Fischer's<sup>2)</sup> Untersuchungen ist die Seeluft bei einer Entfernung von 30 Seemeilen (circa 8 geographischen Meilen) vom Lande ziemlich keimfrei, das heißt auf 10 Liter Luft ein Keim, bei 130 Seemeilen (circa 30 geographischen) „ganz keimfrei“, das heißt auf 1500 Liter ein Keim. Es leuchtet ein, daß in dieser Beziehung die „Inselbäder“, welche wie Helgoland stets „Seewind“ haben, vor den „Küstenbädern“ bezüglich der absoluten Reinheit der Seeluft einen Vorzug besitzen, und daß es bei letzteren einen großen Unterschied macht, ob der Wind von der See oder vom Lande weht. Für Lungenkranke ist die Reinheit der Luft bekanntlich die Hauptbedingung zur Heilung. Von besonderem Wert ist in dieser Beziehung der Aufenthalt in der reinen Seeluft auch für die sogenannten „Heu-Asthmatiker“, welche im Mai beim Blühen der Gräser oft von sehr schweren Asthma-Anfällen auf dem Festlande befallen werden, die ich aber auf Helgoland, wohin der Heudunst nicht dringen kann, in jedem Fall sehr bald verschwinden sah.

Im allgemeinen gilt der Salzgehalt der Seeluft als die Hauptwirkung dieser, und er wird auch durch den salzigen Geschmack auf den Lippen, durch das Beschlagen zum Beispiel der Brillen mit Seewasser dem Fremden zuerst fühlbar gemacht. Der Seeluft selbst mischt sich der Salzgehalt — etwa wie die zu Anfang genannten Bestandteile derselben — nicht bei, und verschiedene Forscher wie Dr. Knuth und andre haben bei Untersuchung der angesogenen Seeluft keinen Salzgehalt chemisch nachweisen können. So habe ich vor zehn Jahren am Helgoländer Strand in einer Tonne 700 Liter Luft ansaugen und durch Watte durchstreichen lassen, ohne daß dieselbe, nachher mit Höllenstein behandelt, die für Salzgehalt so charakteristische milchweiße Färbung gegeben hätte. Es handelt sich also um eine „mechanische Beimengung“ der Seeluft mit Salzkristallen, und diese kann man unschwer an den Fenstern des hohen Leuchtturms und auch an sich selbst in oben angegebener Weise bemerken. Dieselbe macht sich in unmittelbarer Nähe des Strandes und auf Segelpartien am meisten bemerkbar und wirkt durch die milde schleimhautreizende

1) Siehe Lindemann, Seeklima und Seebad, Seite 6.

2) Fischer, Bakteriologische Untersuchungen auf einer Reise nach Westindien, Zeitschrift für Hygiene, 1886, Bd. 7, Seite 431.

Wirkung wohlthätig auf manche chronische Nasen-, Rachen-, Kehlkopfkatarrhe und dergleichen.

Aus Vorstehendem ersieht man, wie vielseitig und verschiedenartig die Faktoren des Seeklimas sind. Ebenso kompliziert gestaltet sich auch ihre Wirkungsweise auf den Menschen, gesunden wie kranken. Dieselbe läßt sich, den einzelnen Organen nach, etwa folgendermaßen zusammenfassen:

#### Wirkungsweise der Seeluft

1. auf die Haut: reizend und anregend durch den Salzgehalt und die Luftströmung, welche bei Hautschwäche und chronischen Hautkrankheiten zu einer Verbesserung der Hautfunktion führt;

2. auf die Blutcirculation: kräftigend, besonders auch auf die Herztätigkeit, so daß der Aufenthalt in der Seeluft bei blutarmen Individuen, wenn sie widerstandsfähig genug sind, oft nutzbringend ist;

3. auf die Respiration: diese wird tiefer, langsamer und ausgiebiger und bewirkt Steigerung der Lungenventilation, unterstützt durch hohen Luftdruck, geringe Wasserverdunstung durch Lungen und Haut wegen des starken Feuchtigkeitsgehaltes in der Seeluft; wirkt daher oft bei chronischen Lungentrakten, besonders im Anfangsstadium, heilbringend;

4. auf die Magen-Darmthätigkeit: an dieselbe werden durch den oft vermehrten Appetit große Anforderungen gestellt, weshalb ein guter, leistungsfähiger Magen für einen gedeihlichen Aufenthalt an der See sehr erwünscht ist. Nervöse Magendarmtrakte bessern sich besonders durch denselben;

5. auf das Nervensystem: Kräftigung desselben und zwar allmählich, weil indirekt, infolge von Belebung der Circulation, des Appetits und des Stoffwechsels;

6. auf den Stoffwechsel: derselbe wird — nach exakten Untersuchungen Professor Benedes — im ganzen belebt, vermehrt und gekräftigt, weshalb der Aufenthalt bei der Strofuloze der Kinder vorzügliche Heilerfolge liefert.

Wenn sich nun zu der Heilwirkung der Seeluft und des Seeklimas noch diejenige der kalten Seebäder, in richtiger und vorsichtiger Weise genommen, hinzugesellt, welche durch den Reiz der Kälte, des Salzgehaltes und des Wellenschlages belebend, erfrischend und kräftigend auf den Körper einwirken, so ist es verständlich, wie reich und ergiebig ein mehrwöchentlicher Aufenthalt an der See, wofür die Monate Juli bis September die geeignetsten sind, das Allgemeinbefinden des Menschen zu bessern im stande ist.



## Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813

Urkundliche Mitteilungen

von

Wilhelm Onden.

(Fortsetzung.)

### III. Die Entscheidung der Märtztage 1813.

Das Ereignis, durch welches über die ganze Mission des Fürsten Hatzfeld entschieden ward, war die Sendung des Hauptmanns Goshigky, von dessen Depeschen wir bereits Kenntniß haben. Als dieser am 14. Februar in Breslau abgefertigt ward, hatte hier die Ausführung des seit lange gefaßten Kriegszentschlusses ihren Anfang genommen, und als er am 24. Februar in Paris seine Depeschen übergab, ward den drei Preußen, die hier thätig waren, alles klar, was bisher unklar gewesen war.

Fürst Hatzfeld erzählt in seinem Schlußbericht: „Als Hauptmann Goshigky uns die Befehle vom 14. Februar überbrachte, gab er dem Geheimen Staatsrat v. Beguelin einen besonderen Befehl, durch den er getabelt ward, weil er sich von seinem Sonderauftrage dadurch entfernt habe, daß er die Note nicht abgab, die er hatte einreichen wollen, und mein Verfahren ward mißbilligt. Nach diesem Erlaß, den mir Herr v. Beguelin auf mein Verlangen zeigte, mußte ich annehmen, daß er bei seiner Abreise aus Berlin viel genauere und völlig anders lautende Weisungen erhalten haben mußte als ich; es kam mir darauf an, Gewißheit darüber zu haben, und ich schrieb ihm den Brief Nr. 4, von dem ich Abschrift beilege, und empfieng die Antwort Nr. 5. <sup>1)</sup> Zu gleicher Zeit schickte er mir die Abschriften seiner Anweisung und des Befehls, den er eben erhalten hatte, Stücke, von denen die Abschriften unter Nr. 6 und 7 beigelegt sind.

„Aus diesen verschiedenen Urkunden, Sire, ergiebt sich zweifellos, daß trotz der Befehle Ew. Majestät, trotz der positiven Zusagen des Staatskanzlers, Herr v. Beguelin den Befehl nicht erhalten hatte, in der Geldverhandlung keinen Schritt ohne mein Vorwissen zu thun. Es ergiebt sich ferner, daß Herr v. Beguelin nach seinen Weisungen keineswegs ermächtigt war, peremptorische Noten zu übergeben, weil sie ihm lediglich den Weg einfacher Unterhandlung vorschrieben und daß folglich die Befehle, die er unter dem 14. Februar empfieng, auf falsche Voraussetzungen begründet waren.

„Der Staatskanzler wollte uns eine tiefe Kränkung (mortification) zufügen, indem er dem Herrn v. Beguelin befehlen ließ, die Note abzugeben gegen unjern Rat, und Ew. Majestät ward bloßgestellt.

„Ich füge keinerlei Betrachtungen hinzu; sie werden sich übrigens im Verfolg dieser Ausführung von selber finden.

<sup>1)</sup> Die hier gemeinten Schriftstücke sind auf S. 104 ff. des Juliheftes der „Deutschen Revue“ abgedruckt.

„Seit lange wußte ich, daß Herr v. Beguelin über nichts Geheimniß beobachten kann, ich rufe darüber das Zeugniß des General's Krusemark und der Gesandtschaftssekretäre Teschke und Greuhm an; ich wußte auch, daß er in ganz regelmäßigem Briefwechsel mit dem Staatskanzler stand, und schloß daraus, daß er vielleicht Neuigkeiten erfahren habe, die man uns nicht hatte mitteilen wollen; so fragte ich ihn, ob er nicht durch die Ankunft des Hauptmanns Goshisky allerlei besondere Nachrichten empfangen habe, die er uns wissen lassen könne. Mit großem Freimuth sagte er mir, Herr v. Goshisky habe eine geheime Sendung nach Koburg gehabt, die seine Ankunft verzögert habe; der Staatskanzler habe ihm geschrieben, dieser Offizier werde ihn unterrichten von dem, was vor sich gehe, und von diesem habe er dann erfahren, daß Ew. Majestät Ihren Entschluß gefaßt habe und daß das Bündniß mit Rußland geschlossen werden würde, wenn er bis zu einem bestimmten Tage, den er nannte, nicht zurück sei. Ich bemerkte Herrn v. Beguelin, es komme mir unwahrscheinlich vor, daß der Staatskanzler sich über die Entschlüsse Ew. Majestät einem jungen Mann, der einfacher Depešenträger sei, sollte anvertraut haben, aber Herr v. Beguelin antwortete mir, seine Frau habe ihm durch denselben Boten geschrieben, Herr v. Goshisky stehe im vertrautesten Einvernehmen mit dem Staatskanzler, er sei von allem unterrichtet, aber sie rate ihm, sich vor ihm in acht zu nehmen, denn er sei unvorsichtig und falsch.

„Die Befehle, welche Ew. Majestät durch denselben Offizier uns hatte zugehen lassen, malten mit viel Kraft und Wahrheit die Lage der Dinge, aber sie enthielten nichts, was uns glauben ließ, daß das System schon endgiltig gewechselt sei, noch daß der Weg der Unterhandlungen zu Paris aufgegeben werden sollte. Hierüber beunruhigt und besorgt, die Interessen Ew. Majestät zu gefährden, wenn ich fortführe zu unterhandeln und vielleicht mit Erfolg, drang ich in Herrn v. Beguelin, sich über die Anvertrauungen des Herrn v. Goshisky genauer zu verlässigen. Ich schrieb ihm den Brief Nr. 7 und erhielt die Antwort Nr. 8.“

Der Brief an Beguelin lautete:

„Ew. Hochwohlgeboren bitte ich recht sehr, mir mit ein paar Worten zu sagen: ob die bewußte Sache, von welcher Sie mir leztthin zu sprechen die Güte hatten, und welche wirklich für mich und den Dienst des Königs in diesem Augenblick von der äußersten Wichtigkeit ist, von demjenigen, den Sie mir in unsrer lezten Unterredung genannt haben, in dieser Art bekräftigt worden ist?

„Ich erwarre darüber ein paar Worte zur Nichtsichnung meines Benchmens.  
Ich habe die Ehre

Paris, 5. März 1813.

v. Hayfeld.“

Beguelin's Antwort lautete:

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht

beehre ich mich ganz gehorjamst anzuzeigen, daß ich gestern die Gelegenheit gehabt habe, mich zu überzeugen, daß der Herr v. Goshisky keine Gewißheit, sondern

bloße Vermutungen hat; ja, was noch mehr ist, daß bis zur Ankunft des Couriers kein entscheidender Schritt unternommen werden sollte. Dagegen scheint letzteres unvermeidlich zu sein, wenn der Courier keine günstige Antwort bringt, oder zu lange ausbliebe.

v. Beguelin.“

Fürst Hatzfeld fährt fort:

„Die Folge hat uns bewiesen, daß Herr und Frau v. Beguelin gut unterrichtet waren. Die treue Darstellung dessen, was geschehen ist und was Herr v. Beguelin nicht wagen wird abzuleugnen, wird Ew. Majestät zeigen, in welchen Händen die Geheimnisse des Staates sich befinden. Ein Umstand, den ich nicht vergessen darf, ist der, daß wir im Augenblick, da wir Herrn v. Goshitsky zurücksenden wollten, nötig gefunden haben, ihm den Rückweg, den er nehmen sollte, vorzuschreiben; da gestand er dem Herrn v. Beguelin ein, er sei in großer Verlegenheit, weil er durchaus über Koburg gehen müsse, was er uns aber nicht zu sagen wagte, und auch das erfuhren wir wieder durch Herrn v. Beguelin. Ew. Majestät wird geruhen zu bemerken, daß der Staatskanzler ausdrücklich versprochen hatte, mich über alles, was vorgehe, auf dem Laufenden zu halten. Ohne Eitelkeit konnte ich glauben, da ich diene, wie ich es thue, ohne Ehrgeiz, ohne Entgelt, aus reiner Hingebung an Ew. Majestät, man könne mir wenigstens das anvertrauen, was für Herrn v. Beguelin kein Geheimnis sei. Ich dachte, daß nach den hervorragenden Diensten, die ich geleistet hatte, nach dem schmeichelhaften Zeugnis, das Ew. Majestät selbst die Gnade hatte, mir auszustellen, man meine Aufopferung wenigstens mit Vertrauen belohnen würde, daß man meinen Charakter hinlänglich hochachten würde, um zu glauben, daß, welcher Art das politische System Ew. Majestät auch sein könnte (*quelque puisse être le système politique de V. M.*), mein Eifer, Ihr zu dienen, allzeit derselbe sein würde, weil ich niemals irgend einer Sekte angehört und ich in einer Monarchie nie etwas anderes als den Willen des Souveräns gekannt habe (*que dans une monarchie je n'ai jamais connu que la volonté du souverain*). Mit Schmerz habe ich mich überzeugt, Eure, daß ich mich getäuscht, daß ich zwei Jahre meines Lebens umsonst geopfert habe, und daß all meine Opfer vergessen sind. Nicht über Ew. Majestät kann ich mich beklagen. Sie hat mich stets huldvoll behandelt, und dafür werde ich Ihr ewig ergeben und dankbar bleiben. Aber ich sehe mich gezwungen, endlich den bitteren Ausdruck tiefer Empörung zu Ihren Füßen niederzulegen, und Ew. Majestät kann die Art nicht billigen, wie ich behandelt worden bin. Ich hätte ganz natürlich gefunden, wenn man mich gar nicht verwendet hätte; da man das aber nun einmal nötig fand, wurde der Mangel an Vertrauen in meiner Stellung zu einer Ehrentränkung (*offense*). Ich war kein gewöhnlicher Diener; ich hatte das bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen, und nicht so durfte ich von denen behandelt werden, die im Dienste Ew. Majestät verwendet werden.

„Der Staatskanzler hatte mir versprochen, falls die Stadt Berlin während

meiner Abwesenheit gefährdet würde, werde er dafür Sorge tragen, daß meine Frau und meine Kinder für ihre Sicherheit nichts zu fürchten hätten. Der Augenblick kam, als <sup>1)</sup> einige Leute einen Mordversuch auf die Person Ew. Majestät erträumten (*rèvérent un projet d'attentat*), der, ich kann daran nicht zweifeln, lediglich in ihren hirnerbrannten Köpfen bestanden hat. Der Angstlärm verbreitete sich damals nicht nur in Potsdam, sondern auch in Berlin; meine Frau erfuhr, daß die Abreise Ew. Majestät entschieden sei; sie dachte immer, der Staatskanzler werde sich ihrer erinnern; als sie endlich hörte, daß seine Abreise unmittelbar bevorstände, schrieb sie ihm ein Billet, um seinen Besuch und seinen Rat zu erbitten. Seine Antwort kam im Augenblick, da er in den Wagen steigen wollte; er schrieb meiner Frau, er glaube, sie könne ganz ruhig in Berlin bleiben. Meine Frau schickte mir dies Billet nach Paris, und wenig Tage danach kam Herr v. Beguelin, der ohne Zweifel nicht wußte, wie sehr ich Ursache hatte, mich zu beklagen, eines Morgens zu mir, um mir einige Sätze aus einem Briefe seiner Frau Gemahlin vorzulesen, in dem sie ihm sagte, sie sei im Augenblick der Abreise Ew. Majestät in Berlin in große Gefahr geraten, der Pöbel habe ihr Haus stürmen wollen wegen der Dienste, die er, Herr v. Beguelin, der französischen Sache geleistet habe, der Staatskanzler habe gewollt, daß sie sogleich nach ihm abreisen sollte, und sie habe unrecht gehabt, als sie diesem Rat nicht folgte, aber da er ihr für eine Wohnung in Breslau gesorgt hatte, so werde sie sich unverzüglich dorthin begeben und sich so vor dergleichen Verfolgungen schützen. Gleichzeitig schrieb der Staatskanzler an Herrn v. Beguelin, er rate ihm, bei seiner Rückkehr nicht über Berlin und gleich ihm nach Breslau zu gehen, wo alles für seinen Empfang bereit sei. Für Herrn und Frau v. Beguelin war also gesorgt, meine arme, hochschwangere Frau aber blieb allein ohne Rat in dem Getümmel zurück und hat sich in sehr kritischen Lagen befunden, ohne daß der Staatskanzler sich auch nur ihres Daseins erinnerte. Ew. Majestät hat geruht, sie über die Gefahren zu beruhigen, die ich in Paris laufen könnte, als Sie das letzte Mal hier (d. h. in Berlin) war, und Sie wird mir gestatten, Ihr den Ausdruck meiner ganzen Dankbarkeit zu Füßen zu legen.“

Lange bevor auf die am 24. angekommenen Depeschen vom 14. Februar irgendwelche Antwort aus Paris eingehen konnte, sandte Hardenberg am 27. Februar neue Depeschen nach Paris, deren Datum zeigt, daß die Entscheidung schon gefallen war, während der Inhalt im Zusammenhang mit denen vom 14. Februar erkennen läßt, daß Friedrich Wilhelm auf irgend ein Nachgeben des Kaisers von Anfang an gar nicht gerechnet und den Bruch nur so lange hinausgezögert hat, bis einerseits Napoleon selber sein Bündnis mit Preußen offen gebrochen, andererseits der Kaiser Alexander sein Bündnis mit Preußen geschlossen, Scharnhorst aber die Waffenrüstung zum Kampf bis ans Messer in vollen Gang gebracht hatte.

1) Am 22. Januar. Es war ein blinder Lärm, der angezettelt worden war, um die Abreise des Königs zu maskieren.

Am 26. Februar unterschrieb Hardenberg in Breslau den Schutz- und Trugbündnisentwurf, den der russische Staatsrat v. Anstett am 25. aus Kalisch herübergebracht hatte,<sup>1)</sup> und am 27. fertigte er die Depeschen aus, in denen er nachwies, daß Napoleon die Verträge vom 24. Februar 1812 nicht mehr bloß durch Nichterfüllung seiner klaren und unbestreitbaren Verpflichtungen, sondern diese auch durch brutale Gewalt offen gebrochen und damit den Kriegszustand eröffnet habe, der nun auch Preußen jeglicher Vertragspflicht gegen ihn entbinde.

Dem Fürsten Hatzfeld schrieb Hardenberg unter dem 27. Februar:

„Ew. Durchlaucht wird aus den Depeschen, welche ich heute an Herrn v. Krusjemark richte, den Beweggrund der Absendung des gegenwärtigen Boten entnehmen. Der König hatte seinen Bericht vom 5. seinerzeit richtig empfangen, und da die unmittelbaren Befehle, welche am 14. abgesendet wurden, alles erschöpften, was Se. Majestät damals nach Paris zu schreiben hatte, so hat man gezögert, mein Fürst, Ihnen das anzuzeigen in Erwartung neuer Depeschen von Ihrer Seite.

„Aus Ihrem Schweigen, wie aus dem der Herren v. Krusjemark und v. Beguelin seit dem 5. geht nur zu klar hervor, daß von dem, was der König berechtigt war zu erwarten, noch nichts hat durchgesetzt werden können, und daß der König je länger je mehr sich sagen muß, daß er in gar keiner Hinsicht mehr auf Erfüllung der Verpflichtungen hoffen darf, welche Frankreich ihm schuldet. Ich nehme im übrigen an, daß wir alsbald Berichte erhalten werden über Ausführung und Erfolg der oben erwähnten Befehle vom 14.

„Genehmigen Sie, mein Fürst, die wiederholte und herzlichste Versicherung meiner größten Hochachtung und meiner aufrichtigen Anhänglichkeit.

Breslau, den 27. Februar 1813.

Hardenberg.“

Eine Nachschrift fügte hinzu:

„Durch gegenwärtigen Boten von heute habe ich Herrn General v. Krusjemark beauftragt, an den Herrn Herzog v. Bassano eine Note zu richten über mehrere Beschwerden, die wir in diesem Augenblick gegen die französischen Herren Generale und Gouverneure zu erheben haben. Der König ist tief verletzt (vivement blessé) durch die unerhörten Uebergriffe, welche die französischen Militärbehörden sich in seinen eignen Staaten gestatten. Ew. Durchlaucht wird ohne Zweifel ebenso überrascht sein beim Lesen der Stücke, die ich dem General v. Krusjemark zugesandt habe. Ich habe dem letzteren geschrieben, sie Ew. Durchlaucht mitzuteilen, und ich bitte Sie, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um Ihrerseits die nachdrücklichen Vorstellungen zu unterstützen, welche der General an den Herrn Herzog v. Bassano richten wird.“

Unter demselben Datum schrieb der Staatskanzler dem Gesandten, General v. Krusjemark:

<sup>1)</sup> Onden: Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege I. 252 vergl. II. 167 ff.

„Aus der beiliegenden Note, welche ich eben an den Grafen St. Marjan gerichtet habe, werden Sie sehen, zu welchen Ausschreitungen die französischen Generale in den Oberfestungen und den Staaten Sr. Majestät sich vergreifen. Der König beauftragt Sie, dem Herrn Herzog v. Bassano die ernstlichsten Vorstellungen darüber zu machen in einer amtlichen Note, die Sie diesem Minister ohne Verzug überreichen werden.

„Der Herr Generalintendant hatte infolge der wohlwollenden Eröffnungen Sr. Kaiserlichen und Königlichen Majestät sehr beträchtliche Käufe abgeschlossen, um auf Kosten Frankreichs für die Bedürfnisse der französischen Truppen aufzutommen. Aber statt die heilsamen Wirkungen dieser Vorkehrung zu sehen, haben wir mit der größten Ueberraschung vernommen, daß die Herren Gouverneure von Stettin, Küstrin und Glogau mit Waffengewalt in ihrem Umkreis Vortreibungen<sup>1)</sup> aller Art gemacht und das Eigentum der unglücklichen Einwohner ohne irgendwelchen Unterschied weggenommen haben. Im ersten Augenblick haben wir gemeint, ein so unerhörtes Vorgehen sei nicht durch Befehle des Oberkommandos der Armeen des Kaisers veranlaßt;<sup>2)</sup> aber das in Abschrift beiliegende Aktenstück läßt uns daran keinen Zweifel mehr, und wir müssen uns mehr und mehr davon überzeugen, daß die Absicht Frankreichs ist, mit uns zu spielen unter Nichtachtung aller Verträge und aller Versprechungen. Nur um so mehr müssen wir der französischen Regierung die stärksten und dringendsten Vorstellungen machen und bei einem Anlaß, bei dem das heiligste Recht für uns spricht, die Sprache reden, die einer mit Füßen getretenen Macht (à une puissance outragée) geziemt. Diese Sprache ist namentlich angezeigt bei Auseinandersetzung der zweiten Beschwerde, die in der vorerwähnten Note enthalten ist. Der König kann nicht zulassen, daß die französischen Generale versuchen, in seinen eignen Staaten eine Gewalt aufzurichten, die über der seinigen stünde, und es hieße sich selbst erniedrigen, wollte man nicht<sup>3)</sup> bei diesem Anlaß einer gerechten Empörung Ausdruck geben.

„Sie werden, Herr General, Sorge tragen, dem Herrn Herzog v. Bassano die Wichtigkeit dieser Betrachtungen bemerklich zu machen, und aus der Note des Grafen St. Marjan werden Sie die Angaben schöpfen, welche die Ihrige fordert. Ich beschränke mich heute darauf, den Fürsten Haysfeld und den Geheimrat Bequelin auf die Aufschlüsse zu verweisen, die Sie ihnen geben wollen über die

<sup>1)</sup> Gemäß den Befehlen des Kaisers vom 15. und 27. Februar, die in der „Correspondance de Napoléon I<sup>er</sup>“, Bd. 24, S. 525/26 und 557, abgedruckt sind. Siehe Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, I, S. 247/48.

<sup>2)</sup> „n'avoit été motivé que par les ordres du commandant en chef des armées de l'Empereur“ steht im Text, ist aber offenbar verzeichnet statt: „n'avoit été motivé pas par les ordres etc.“

<sup>3)</sup> Im Text steht: „ce serait s'avilir que de marquer dans cette occasion un juste ressentiment.“ Offenbar muß es statt dessen heißen: „que de ne marquer pas — un juste ressentiment.“ Der Brief ist, wie diese zwei Beispiele zeigen, in solcher Eile niedergeschrieben, daß der Verfasser seinen Text nicht einmal mehr durchlas, bevor er ihn abhandte.



Gründe, welche die Absendung des gegenwärtigen Voten veranlaßt haben, und über die Befehle, mit denen Sie betraut worden sind.

Breslau, 27. Februar 1813.

Hardenberg.“

Die geharnischte Note, von welcher hier die Rede ist, war unter demselben 27. Februar an den Grafen St. Marsan gerichtet worden und lautete auf deutsch folgendermaßen:

„Ew. Excellenz zeigt mir in Ihrer Note vom 25. dieses Monats an, daß Sie dem Majorgeneral die Beschwerden übermittelt hat, welche ich am 20. und 24. zu Ihrer Kenntnis zu bringen die Ehre gehabt habe, betreffend die gewaltfamen Beitreibungen, die von den Herren Gouverneuren der drei Plätze Stettin, Küstrin und Glogau vorgenommen sind. Sie fügen Erläuterungen hinzu, welche sie entschuldigen und beweisen sollen, daß diese Schritte durch die Gewalt der Umstände gerechtfertigt seien und lediglich auf älteren Verpflichtungen ruhen sollen, welche durch Preußen eingegangen wären.

„Sie nehmen an, Herr Graf, daß die Dshen, welche eben weggenommen worden sind, bestimmt waren, den Belagerungsbedarf dieser drei Plätze zu bilden, daß sie bezeichnet und sichergestellt waren bei den Eigentümern und die letzteren gehalten waren, sie bei der ersten Aufforderung vorzuführen, daß somit die fraglichen Dshen ein bereits seit vier Jahren für die Versorgung dieser Plätze erworbenes Eigentum gewesen wären.

„Ich muß Ew. Excellenz bemerken, daß diese Annahme, selbst wenn sie richtig wäre, in keiner Weise die Gewaltthaten rechtfertigen würde, welche von den Herren Gouverneuren gegen die Unterthanen Sr. Majestät begangen worden sind. Hätten sie sich an die preußischen Behörden gewendet, wie es nach den Verträgen ihre Pflicht war, so wären diese Beitreibungen wenigstens in den Formen des Gesetzes ausgeführt worden, und wir hätten nicht sehen müssen, wie durch die französischen Bajonette das Eigentum einer befreundeten und verbündeten Nation mit Gewalt geraubt ward. Aber was mehr als alles andre bei der Ausführung dieser Maßregel das Vaterherz Sr. Majestät hat entsetzen müssen (effrayer), das ist die tiefe Ueberzeugung, daß Frankreich keinen Schatten von Recht besaß, um diese Versorgung für den Belagerungsfall zu fordern.

„Frankreich verpflichtet sich feierlich nach dem Artikel<sup>1)</sup> der Abkunft vom 24. Februar 1812, vom Tage der Unterzeichnung an, die Garnison von Glogau auf eigne Kosten zu unterhalten. Es übernimmt nach Artikel<sup>2)</sup> dieselbe Ver-

<sup>1)</sup> Es ist der Artikel XIV der ersten convention spéciale vom 24. Februar 1812, abgedruckt bei Martens, „Nouveau recueil des traités etc.“, I. (1817), S. 420.

<sup>2)</sup> Gleichfalls der XIV. Artikel. Hardenberg hat in der Eile des Schreibens das Nachschlagen unterlassen und aus dem Gedächtnis angeführt. In der uns vorliegenden Handschrift steht keine Ziffer. Der Artikel XIV selbst lautet im Druck: „Quant aux places de Glogau, de Custrin et de Stettin, maintenant occupées par les troupes françaises, les frais d'entretien de leurs garnisons et pour les approvisionnements de siège etc. seront, à dater du jour de la signature de la présente convention pour la place de Glogau et du jour, où Sa

pflichtung in Bezug auf die beiden andern Festungen, sobald die rückständigen Kriegsschätzungen abgetragen sind. Diese Bedingungen sind vollständig erfüllt von seiten Preußens, sie sind es nicht von seiten Frankreichs. Preußen hat noch mehr gethan; es hat bis Ende Dezember vorigen Jahres für Frankreich Vorschüsse gemacht im Betrag von 94 Millionen und trotz der wiederholten und dringendsten Vorstellungen noch nicht die mindeste Abschlagszahlung erhalten.

„Ich bitte Ew. Excellenz, selber zu urtheilen, ob in dieser Lage der Dinge der König voraussetzen konnte, daß die französischen Behörden auf Grund eines völlig hinfälligen Anspruchs sich ein in der Sache und in der Form so unerhörtes Vorgehen gestatten würden; ob wir uns dessen versehen durften nach den wohlwollenden Zusagen, die uns der Kaiser gegeben hatte, er wolle für den Unterhalt seiner Truppen künftig auf eigne Kosten sorgen und endlich, ob solche Beschwerden nicht geeignet sind, unmittelbar den Augen Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät vorgelegt zu werden?

„Demgemäß werde ich noch heute am Tage dem General Krusjemart einen Boten schicken, damit er unverzüglich bei dem Herrn Herzog v. Bassano die nötigen Schritte thue und diejenigen unterstütze, welche Ew. Excellenz die Güte gehabt, bei diesem Minister zu thun.

„Die Abwendung dieses Boten ist noch durch eine andre Beschwerde veranlaßt, die nicht weniger gewichtig ist als die erste, und von der ich noch nicht die Ehre gehabt habe, Ew. Excellenz zu unterhalten. Unmittelbar nach dem Rückzug der französischen und dem Einmarsch der russischen Armeen in Preußen hat der König die Nothwendigkeit empfunden, seine Truppen zu vermehren, um die Unabhängigkeit seiner Staaten aufrecht zu erhalten und sein Hilfscorps wieder aufzustellen. Diese Maßregel konnte in so schwierigen Zeiten nicht auf gewöhnlichem Wege ausgeführt werden. Se. Majestät hat eine allgemeine Rüstung in all seinen Provinzen angeordnet und verschiedene Edikte ergehen lassen für die Ankunft der Ausgehobenen. In diesen Anordnungen lag nichts, was die französische Regierung verstimmen konnte. Der König übte lediglich die unbestreitbaren Rechte seiner Landeshoheit aus, und die Aufstellung dieser Verstärkungen im neutralen Teile Schlesiens war nur eine natürliche Folge der Stellung der kriegführenden Armeen.

„Trotzdem hat der Herr Marschall Herzog von Castiglione auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen-Bizetönigs geglaubt, den preußischen Behörden befehlen zu können, die erwähnte Aushebung im Umkreise des von

---

Majesté le roi de Prusse aura rempli les engagements contractés par la convention sur l'acquittement de la contribution, signés simultanément avec la présente pour les places de Stettin et de Custrin, à la charge de Sa Majesté l'Empereur.“

In dem Artikel VI eben dieser première convention spéciale stehen mit Bezug auf die Neutralität Schlesiens die Worte: „Les troupes françaises ou alliées pourront traverser et occuper les provinces prussiennes à l'exception de la Haute-Silésie, du comté de Glatz et des principautés de Breslau, d'Oels et de Brieg. Elles n'entreront ni dans cette partie de la Silésie, ni dans les pays qui ne feront pas partie des lignes d'opération.“

den französischen Armeen besetzten Gebietes sogleich einzustellen, indem er der Oberregierungscommission in Berlin vor schrieb, den Ausbruch der eben vorher gemusterten Leute zu verhindern, und einen Tagesbefehl erließ, den ich mich gleichfalls beeile, Ew. Excellenz vorzulegen.

„Ich kann Ihnen nicht bergen, Herr Graf, daß der König das lebhafteste Mißvergnügen empfunden hat, als er vernahm, daß die Herren französischen Generale sich unter Nichtachtung seiner Autorität und seiner heiligsten Souveränitätsrechte erlauben, Befehle zu durchkreuzen und zu widerrufen, deren schleunigste Ausführung durch die Umstände geboten ist.

„Dies Verfahren ist zu unerhört auf Seiten einer befreundeten und verbündeten Macht; es verletzt zu sehr das Völkerrecht und die Souveränität des Königs in der Sache wie in der Form, die man ihr gegeben hat, als daß Se. Majestät es auf Seine Kaiserliche und Königliche Majestät selber zurückführen könnte, die bis jetzt nicht aufgehört hat, wohlwollende und freundschaftliche Gesinnungen gegen ihn kundzugeben, obwohl Preußen — auf sich selbst allein angewiesen, nachdem es ungeheure Opfer für Frankreich gebracht, nachdem es all seinen Verpflichtungen gewissenhaft nachgekommen und noch darüber hinausgegangen ist — noch immer vergebens von der Gerechtigkeit des Kaisers hofft auf die Erfüllung der Verträge und auf die Hilfe, die es sich vertrauensvoll glaubt versprechen zu können.

„Der König hat mich beauftragt, hierüber die entschiedensten Vorstellungen in Paris zu erheben und zu erklären, daß er niemals dulden wird, daß seine Landesherrnrechte derart verletzt werden. Zugleich hat Se. Majestät der Oberregierungscommission befohlen, dem Herrn Marschall zu antworten, daß sie den obenerwähnten Befehl und alle etwa weiter folgenden als gänzlich rechtsungiltig (incompétent) betrachte. Der König besteht darauf, daß man der Ausübung seiner Hoheitsrechte nichts in dem Weg lege, weder mit Bezug auf irgend eine Maßregel, die er in Gemäßheit dieser Rechte passend finden könnte, noch mit Bezug auf die fragliche Aushebung im besonderen.

„Ich schmeichle mir, Herr Graf, daß Sie, indem Sie diese Eröffnungen an Ihren erhabenen Souverän gelangen lassen, dieselben mit den Betrachtungen begleiten möchten, welche am geeignetsten sind, Se. Kaiserliche und Königliche Majestät von der Begründung der Beschwerden zu überzeugen, welche ich die Ehre gehabt habe, an Sie zu richten, und bitte Sie, zugleich zu genehmigen

Breslau, den 27. Februar 1813.

Hardeberg.“

Was sich inzwischen in Paris zugetragen hatte, erfahren wir aus einem ausführlichen Bericht, welchen Fürst Haxfeld am 4. März an den König erstattet hat und den wir der Wichtigkeit seines Inhalts wegen gleichfalls vollständig wiedergeben. Er lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

„Paris, 4. März 1813.

„Der General Krusemark hat mir auf der Stelle die Befehle Ew. Majestät vom 14. Februar mitgeteilt, welche am 24. Februar morgens durch den Hauptmann Goschitzky hierher gebracht worden sind, und da ihr Inhalt nicht bloß uns beiden, sondern auch dem Geh. Staatsrat v. Beguelin zur Richtschnur unsres Verhaltens dienen sollte, so haben wir sogleich eine amtliche Konferenz für den nächsten Morgen beantragt und erhalten; da aber über diese der General Krusemark genauen Bericht erstattet, so wird es für mich überflüssig, das zu wiederholen. Ich beschränkte mich darauf, Ew. Majestät zu versichern, daß in dieser Konferenz nichts vergessen worden ist, um in der erreichbar kürzesten Frist die Entschließungen zu erzielen, die Sie uns befiehlt zu fordern, und daß, trotzdem ich seit beiläufig fünf Wochen hier ohne alle bestimmten Weisungen bin über die Leitgedanken, welche durch die Umstände nötig werden könnten, ich doch nichts verabsäumt habe, was geeignet war, sie zu beschleunigen, wie meine verschiedenen Berichte Ew. Majestät bewiesen haben werden, zu glücklich, wenn der Eifer, den ich eingesetzt habe, um Ihr bei allen Gelegenheiten zu dienen, wo meine Umgebung Ihren Interessen nützlich sein konnte, mich bei dieser hinreichend glücklich geleitet hat, um die Absichten Ew. Majestät richtig getroffen zu haben.

„Da meine Stellung und das Vertrauen, das mir hier fortdauernd bewiesen wird, mich in die Lage setzen, von dem Herzog v. Passano vertrauliche Unterredungen zu fordern, um ohne amtliche Form zu vernehmen, was er dem General Krusemark nicht sagen will noch sagen kann, habe ich mich mit ihm am Abend desselben Tages (am 25. Februar) ausgesprochen, worauf ich um so größeren Wert legte, als der General Krusemark und ich ihn schon ganz unterrichtet fanden durch einen Bericht des Grafen St. Marjan, der gerade in der Nacht angekommen war; nachdem er jedoch mir an demselben Tage, an dem der Bote Ew. Majestät angekommen und wir für den nächsten Tag eine Zusammenkunft verlangt hatten, gejagt hatte, der Graf St. Marjan habe ihm einfach geschrieben, sein Bote werde unverzüglich mit der Note abreisen, welche der Baron Hardenberg ihm zu geben versprochen habe, und er vermute, man habe diesen Boten zurückgehalten, um dem unsrigen einen Vorsprung zu lassen.

„In dieser vertraulichen Unterredung fand ich den Herzog sehr ruhig; die Schritte, welche Ew. Majestät gethan, um die Neutralität Schlesiens gegenüber Rußland in demselben Sinne festzulegen, wie es in dem Bündnisvertrag mit Frankreich gesehen ist, erschienen ihm nicht geeignet, einen allzu ungünstigen Eindruck zu machen, in Erwägung, daß die Lage der Dinge seit der Audienz, die ich bei meiner Ankunft gehabt, <sup>1)</sup> sich sehr geändert hätte; er schien mir auch nicht zu verwerfen den von Ew. Majestät gestellten Antrag auf einen Waffenstillstand, der zur Einleitung eines allgemeinen Friedens dienen könnte. Er fragte mich zu wiederholten Malen, ob ich glaube, daß Rußland auf solchen

1) Am 29. Januar. Siehe „Deutsche Revue“, Juniheft S. 342 ff.

Antrag eingehen würde? — fügte jedoch immer hinzu, solange er die Sache dem Kaiser nicht unterbreitet habe, könne er keine Ansicht haben, werde aber alles thun, um die Entschließungen des Kaisers zu beschleunigen, da er einsehe, wie peinlich unsre Lage und wie groß unsre Verantwortlichkeit sei, wenn unser Bericht an Ew. Majestät sich allzusehr verzögere. Ich füge keine der Betrachtungen und Erwägungen bei, die ich von neuem bei dem Herzog geltend gemacht habe; seit lange habe ich hierüber meine ganze Rhetorik erschöpft. Ich habe viele Sachen sagen dürfen, die kein anderer an meiner Stelle sagen konnte; ich habe den General Krusemark, der Ew. Majestät mit demselben Eifer dient wie ich, mit allem bekannt gemacht, was ich in dieser Sache hier gethan habe, und er wird mir das Zeugniß geben können, daß ich außer stande war, mehr Thätigkeit, mehr Eifer, mehr Festigkeit aufzubieten, als ich das gethan habe. Ew. Majestät kann darauf rechnen, daß ich den Auftrag, den Sie mir zu erteilen geruht, mit dem hingebendsten Eifer ausrichten werde; in dieser Beziehung glaube ich meine Proben seit lange bestanden zu haben, und manchmal wage ich mir mit Stolz zu sagen, daß Ew. Majestät mir jederzeit hat Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Herr v. Béguelin hat uns den Befehl mitgeteilt, den er von Ew. Majestät für sein persönliches Verhalten empfangen hat; er hat mich um meine Ansicht über die Frage gebeten, ob ich in der Lage, in der wir uns augenblicklich befinden, glaubte, daß die Note, die er hier abgeben sollte, den Hoffnungen auf Gelingen Schaden könnte, die ich vielleicht noch hegen möchte. Ich habe mich darauf beschränkt zu antworten, da Ew. Majestät ihn getadelt habe darüber, daß er sich durch eine Meinung habe irre führen lassen, die ich ihm nach meiner Ueberzeugung glaubte auszusprechen zu müssen, und ihm ausdrücklich eingeschärft habe, die Note, so wie sie seinen Befehlen beiliege, abzugeben, so könne von irgend einer Raterteilung gar nicht mehr die Rede sein, und bei ausdrücklichen Befehlen gebe es gar keinen andern Entschluß, als sie auszuführen, pünktlich bis auf den Buchstaben.

Der General Krusemark wird Ew. Majestät in seinem Bericht wahrscheinlich sagen, welche Schwierigkeiten sich gegen die Annahme dieser Note erhoben haben. Ich werde daran keine Betrachtung knüpfen, sondern nur sagen, daß, als General Krusemark sich in großer Verlegenheit befand und meine Meinung hören wollte über die Entschließung, die er geglaubt hat, fassen zu müssen, ich um so weniger mit der Antwort glaubte zögern zu dürfen; ich erachte seinen Entschluß durchaus den Umständen angemessen; nach einer vertraulichen Unterredung, die ich am Tage nach Uebergabe der Note mit dem Herzog hatte, könne ich kaum einen Zweifel mehr daran haben, daß sie vorgezeigt worden sei, daß folglich der Eindruck, der gemacht werden sollte, gemacht sei, und daß mir schlechterdings daran gar kein Zweifel bleiben könne, daß diese Note, wenn sie amtlich wieder vorgelegt werde, ohne irgend eine Aenderung in den Worten und in den Formen, sie betrachtet werden würde als ein Bruch (comme une rupture).

„Wie schmerzlich es mir übrigens gewesen ist, Eure, aus dem au Herrn v. Bequelin unmittelbar gerichteten Befehl zu sehen, daß Ew. Majestät das Verfahren mißbilligt hat, das ich in diesem Fall glaubte innehalten zu müssen, so werde ich heute doch kein einziges Wort zu meiner Rechtfertigung hinzufügen. Die persönliche Empfänglichkeit muß schweigen, wo die großen Interessen des Staates in Frage stehen; ich fühle in diesem Augenblick nichts als die Güte, die Ew. Majestät geruht hat, mir zu erweisen, indem Sie von dieser Unzufriedenheit nichts gesagt hat in den zu unsrer Anweisung gesandten Befehlen. Aber bei meiner Rückkehr werde ich Ew. Majestät alles unterbreiten, was sich zugetragen hat, und Ew. Majestät selbst wird richten über uns.

„Ich kann Ew. Majestät schließlich nicht vorenthalten, daß mir der Herzog in einer der vertraulichen Unterredungen, die ich dieser Tage mit ihm gehabt habe, und die ich glaube, mit ihm fortsetzen zu müssen, gesagt hat, er habe ziemlich sichere Anhaltspunkte dafür, daß der General Scharnhorst wieder das ganze Vertrauen Ew. Majestät besitze, was nach den Angaben, die man seit lange über diesen General besitze, nur sehr ungünstig auf den Geist des Kaisers einwirken könne. Er hat mir auch gesagt, er wisse bestimmt, daß der Oberst Prinz Vicron zu dem russischen General Miloradowitsch geschickt worden sei, daß die Rüstungen Ew. Majestät einen sehr beträchtlichen Umfang angenommen hätten, und daß ich, da mir ja die Stimmung der Nation, die sich dabei mit Stärke kundgebe, bekannt sei, auch einsehen müsse, daß das alles nicht geeignet sei, um das Vertrauen zu vermehren.

„Ich habe geantwortet, über diese Neuigkeiten hätte ich keinerlei Nachricht, aber ich müsse mich darauf beschränken, ihm zu wiederholen, daß nach meiner Meinung der Kaiser selber ganz ebensoviel Interesse daran habe, daß Rußland die Neutralität Schlesiens zugestehet, als Ew. Majestät, und daß, wenn Ew. Majestät hierüber durch Offiziere oder andre Leute unterhandeln lasse, die Ergebnisse nur vorteilhaft sein könnten für Frankreich; es sei ganz natürlich, daß Ew. Majestät Ihre eignen Streitkräfte so sehr als möglich zu verstärken suche, da der Kaiser, wenigstens augenblicklich, nicht mehr im stande sei, ihm zu gewährleisten, was Ihr von Ihren Staaten noch geblieben sei, und im übrigen habe die öffentliche Meinung nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Deutschland sich gegen die Franzosen so entschieden ausgesprochen, daß Ew. Majestät ihnen vielleicht den allergrößten Dienst geleistet habe, als er diese Rüstung vornahm, indem er wenigstens die Meinung verhinderte, eine andre Richtung zu nehmen als Ew. Majestät wolle, und Ihren Interessen künftig für nützlich erachte; ich hätte keinerlei Angabe darüber, wie General Scharnhorst eben verwendet werde, könne aber nicht umhin zu bemerken, daß die Art, wie man gegen Ew. Majestät verfare, bei den gerechtesten Beschwerden und nach den ungeheuren Opfern, die Ew. Majestät Frankreich gebracht, man sich nicht wundern könne, wenn man auch bei uns endlich aufjinge, jener Freundschaft zu mißtrauen, auf die wir so fest gerechnet hatten, und daß ohne irgend eine amtliche Kunde meine persönliche Ueberzeugung dahin gehe, daß der Augenblick

gekommen sei, wo dieser Zustand der Dinge endlich zur Entscheidung kommen müsse.

„In allem dem wird Ew. Majestät niemals bloßgestellt, denn diese Unterredungen sind nur vertraulicher Art, und niemals kommt bei solchen Gelegenheiten der offizielle Mann (l'homme officiel) zum Wort.

„Marboune, der morgen nach Wien abreißt, hat mir gesagt, eines der Dinge, die hier am meisten mißfallen hätten, sei, daß Ew. Majestät dem General v. Bülow verboten hätte, die preußischen Truppen dem Befehl des Bizkönigs zu unterstellen, in einem Augenblick, da das, wie sie hier behaupten, die Kosaken verhindert haben würde, bis vor die Thore von Berlin vorzustoßen, aber ich habe Marboune das Gewicht der Gründe, welche dafür in den letzten Befehlen Ew. Majestät angeführt waren, mit solchem Nachdruck geltend gemacht, daß er gezwungen war, selber zuzugeben, er wisse darauf keine Erwiderung.

„Es ist kein Zweifel, Sire, daß der Kaiser in diesem Augenblick gegen uns äußerst verstimmt ist. Der General Krusiemart wird darüber wahrscheinlich noch Bestimmteres jagen.

„In einer Unterredung, welche ich mit dem Herzog gestern abend gehabt habe, hat er mir seine Berliner Neuigkeiten mitgeteilt, und da ich solche gleichfalls alle Tage bekomme, so ist es ihm unmöglich, mir aus der Lage der Dinge ein Geheimnis zu machen, und er schenkt mir das Vertrauen, mir öfters zu lesen zu geben, was Lesèbvre<sup>1)</sup> ihm meldet. Gestern abend habe ich ihn gefragt, ganz im Vertrauen, ob er glaube, daß man die Oder halten würde; er hofft es und glaubt es. Doch ist hier die allgemeine Meinung, daß man bald hinter der Elbe sein wird, und was mich in dieser Meinung bestärkt, ist das, daß ich bestimmt weiß: der Herr v. Senfft<sup>2)</sup> in Dresden, der ziemlich eingeweiht ist, glaubt es auch.

„Der Baron v. Just, der vorläufige Minister Sachsens hier, den ich seit lange kenne und dessen Vertrauen ich dadurch gewonnen habe, daß ich ihm gelegentlich kleine Anvertrauungen mache, die nicht schaden können, hat mich eben fast den ganzen Inhalt der Dresdener Depeschen lesen lassen, in welchen Herr v. Senfft ihm sagt, daß die Königin und die Prinzessinnen nach Leipzig abgereist sind und der König ihnen folgen wird, sobald die Umstände dringender werden sollten, und er fürchtet, daß das bald der Fall sein und Dresden besetzt werden wird. Er sagt auch zu Herru v. Just, der Prinz Biron sei von Ew. Majestät zum General Miloradowitsch gesendet worden, um ihn zu bestimmen, die Neutralität Schlesiens zu achten, und dieser soll geantwortet haben, er werde sie achten, wenn er nicht ausdrückliche Gegenbefehle erhalte. Er teilt Herrn v. Just auch die Antwort mit, welche der Oberst Zietzen auf Befehl

<sup>1)</sup> Seit Sommer 1811 Legationssekretär bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin. Ein Bericht von ihm vom 31. August 1811 bei Alfred Stern: Abhandlungen und Mittheilungen 1807—1815 (Leipzig 1885) S. 335 ff.

<sup>2)</sup> Ueber diesen königlich sächsischen Minister s. Unden: „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“ II. 229 ff.

Erw. Majestät dem sächsischen General gegeben hat, welcher, von den Russen gedrängt, den Durchmarsch durch Schlesien verlangt hat. Der Baron Senff fñgt hinzu, der König könne mit dem Verfahren Erw. Majestät nur höchlich zufrieden sein, und ich weiß, daß Herr v. Just darüber hier Mitteilung machen wird.

„Der Graf Daru ist immer der Mann, der unsre Lage am richtigsten beurteilt. Gestern abend war ich sehr lange bei ihm. Ich habe ihm alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Er hat mir gesagt, er werde noch darüber reden und ich solle nur die Hoffnung und den Mut nicht verlieren, er glaube, schließlich werde man doch noch zufrieden sein mit den Entschlüssen, die man hier am Ende fassen werde.

„Da mir der Herzog von Bassano gestern gesagt hat, wahrscheinlich werde er uns heute nach seiner Arbeit mit dem Kaiser eine Entscheidung mitteilen können, so lassen wir den Hauptmann Gochisky noch bis heute abend warten, bevor wir ihn abfertigen. Wenn sie bis zum Abend nicht kommt, so wird er in der Nacht abreisen und wir lassen ihm den Feldjäger auf dem Fuße folgen, wenn die Entscheidung uns zugeht.

„Ich stehe Erw. Majestät auf so lange zu Diensten, als Erw. Majestät meine Gegenwart hier noch nötig erachtet. Ich erwarte darüber Ihre bestimmten Befehle. Erw. Majestät weiß, daß ich mich Ihren Interessen niemals nur halb geopfert habe und trotz der gefährdeten Lage, in der sich vielleicht im Augenblick meine Frau, meine Kinder, mein Vermögen befinden, tritt diese Rücksicht für mich in den Hintergrund, solange ich noch etwas leisten kann für das Heil Erw. Majestät und des Staats.“

Aus einem weiteren Bericht des Fürsten vom 8. März ist eine Stelle der Mitteilung wert, welche vom Grafen Marbonne handelt. Dieser war an Stelle des Grafen Otto nach Wien versetzt und machte dem Fürsten Haszfeld noch seinen Besuch, bevor er am Abend des 6. auf die Reise ging. Bei dieser Gelegenheit teilte er diesem unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, in der letzten Audienz, die er beim Kaiser gehabt, habe er bei diesem viel Mißtrauen und Gereiztheit gegen Preußen beobachtet, über den Fürsten Haszfeld aber habe er gesagt: Er ist ein braver Mann, bei dieser Gelegenheit aber complètement dupe. Dieser Mitteilung fñgt der Fürst hinzu: Welchen Entschluß Erw. Majestät fassen werden und nach welcher Seite er fallen mag, es muß ein ganzer Entschluß sein — er muß ohne Aufschub und mit Aufgebot aller Kräfte ergriffen werden (— toute entiere — sans delai — et avec les moyens les plus entiers).

Am Tag darauf, den 9. März, machte er Mitteilung über eine neue Unterredung, die er am Abend des 8. mit dem Herzog von Bassano gehabt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte der Herzog dem Fürsten aus dem neuesten Bericht des Grafen St. Marsan äußerst beruhigende Mitteilungen vorgelesen und dabei bemerkt: „Sie wissen, wie sehr der Graf St. Marsan, obwohl den Interessen des Kaisers ganz ergeben, es liebt, alles geltend zu machen, was Preußen nützen



tamt.“ Von den Rüstungen wußte dieser getreue Berichterstatter zu melden, sie seien gar nicht so gefährlich, wie sie dargestellt würden; viele Leute hätte der König allerdings versammelt, aber militärische Bewegungen fänden in den Corps gar nicht statt, und das Ganze habe sich bisher darauf beschränkt, daß einige Truppen und einige Kanonen an die Grenzen des Herzogtums Warschau geschickt worden wären. Im übrigen fahre der König fort, den Grafen sogar vor der Öffentlichkeit mit ausgesuchten Aufmerksamkeiten zu überhäufen; dem Leichenbegängnis eines in Breslau verstorbenen französischen Offiziers hätten auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät die preussischen Offiziere beigewohnt, und die Fürsorge und Pflege, die überall den französischen Kranken und Verwundeten zu teil werde, sei über alles Lob erhaben; der General Scharnhorst könne den ausgedehnten Einfluß gar nicht haben, den man ihm zutraue, und bei dem Staatskanzler genieße Graf St. Marjan noch daselbe Vertrauen wie bisher. „Uebrigens glaube ich,“ sagte der Herzog, „Ihnen eine Freude zu machen, wenn ich versichere, daß der Kaiser nicht im mindesten zweifelt an der persönlichen Loyalität des Königs, obgleich man genau die Leute kennt, welche bei Ihnen das Spiel zu verderben suchen. Der Kaiser von Rußland hat einen Herrn v. Anstett <sup>1)</sup> nach Breslau geschickt, der früher in seinem auswärtigen Amt beschäftigt war, aber es scheint, daß seine Verhandlung sich nur um die Neutralität Schlesiens dreht.“ (Schluß folgt.)



## Litterarische Revue.

Von

### M. zur Megele.

Wilhelm Jensen: „Luv und Lee“. — Marie Janitschek: „Kreuzfahrer“. — Kainer Marie Rille: „Am Leben hin“. — Marco Brociner: „Der neue Glaube“. — Luise Schenk: „Moderne Romfahrt“. — Baron Torresani: „Steirische Schlösser“. — Richard Bredenbrüder: „Kein Sommer ohne Wetter“. — Baron v. Roberts: Nachgelassene Novellen.

Wilhelm Jensens poetische Kunst, Stimmungsbilder zu schaffen, vermag auch in seinem Roman „Luv und Lee“ (Karl Reihner, Leipzig) nicht. Es ist hier vor allem die See, die er zu malen, zu beleuchten und zu beleben versteht, mit einem Märchenzauber, dem der empfindende Leser unbedingt verfällt. In dieser Scenerie treten Menschen auf, die gleich-

<sup>1)</sup> Unter dem 26. Februar hat St. Marjan gemeldet, am Tag vorher, also am 25., seien Anstett und der „berühmte Stein“ als russische Bevollmächtigte in Breslau angekommen. Von dem letzteren hieß es: „Il n'est pas sorti de l'auberge où il est tombé malade. On voudrait cacher sa venue, mais je crois en être sûr.“ — Die Nachricht war in der That buchstäblich richtig (siehe Duden, „Oesterreich und Preußen“, I., Seite 253). Ein äußerst abfälligcs Urtheil über Preußens Heeresaufgebot hat St. Marjan in seinem Bericht vom 4. März niedergelegt, siehe Stern, „Abhandlungen und Altensprüche“, Seite 404—406.

falls echt menschliche Figuren sind: ein wenig altmodisch, ein wenig phantastisch, immer aber Persönlichkeiten und, trotz Fehler und Sünden, Träger hoher Ideen! In „Luv und Lee“ ist der Held ein junger Mann, dem sein Vormund und Onkel von Jugend an volle Freiheit des Willens und der That gelassen hat, und der diese Freiheit niemals mißbrauchte, bis an der Schwelle des Mannesalters ein junges Weib, kalt an Herz, heiß an Sinnen und berückend an Schönheit, in sein Leben tritt. Sie überredet ihn zur Flucht, und die beiden führen unter heißer Tropensonne bald ein elendes Leben. Sie hintergeht ihn und läßt ihn für sich ein Vermögen an Gold und edeln Steinen mit schwerer Arbeit erwerben. Er vermag sich aus dem Bann, in den ihre wunderschöne Körperlichkeit ihn geschlagen hat, trotz der vollen Erkenntnis ihres Unwertes, nicht zu lösen. Am Ende greift ein dritter, ein halbwahnsinniger Spanier, in beider Schicksal ein. Auch er hat einst unter dem bösen Zauber eines Weibes gestanden, das ihn bis zum Verbrechen trieb. Und so erlöst er sich selbst und seinen Leidensgenossen, indem er die „Guaguara“, die Pantherfelle, die Alf Overbel ins Verderben stürzen wird, wie ihn selbst einst eine andre der gleichen Rasse ins Verderben gestürzt hat, mit sich hinunterreißt vom sturmgerüttelten Schiff in ein wildwogendes, tobbringendes Meer! Der Held kehrt heim, müde, gebrochen, hoffnungslos, unfähig, ein Glück zu erfassen, das ihm die reinen Hände und die ehrlichen Augen seiner Pflegegeschwister Madlene darbieten. Er will fliehen, aber das „Glück“ eilt ihm nach und führt Alf Overbel zu einem Leben in Frieden und Ruhe zurück!

Jensen der Dichter war immer größer als Jensen der Schriftsteller! Wo er aber, wie in „Luv und Lee“, die Last mit strenger Selbstdisziplin auf beider Schultern verteilt, dürfen wir uns eines Werkes freuen, das dem alten, wohlverdienten Ruhme ebenso verdienten neuen hinzufügt.

Wie mit übergroßen, feherischen Vornenaugen blickt Marie Janitschel in ihren Novellen „Kreuzfahrer“ in Welt und Leben. (Kreuzfahrende Ringe, Leipzig.) Kreuzfahrer sind wir alle, heißt es da, denn wir haben am Ende alle ein heiliges Grab, zu dem wir wallen und von dem unsre Trauer und unsre Erbauung ausgeht. Aber über diesen „Kreuzfahrern“ liegt ein Hauch von Unheimlichkeit, von Spul- und Geisterhaftem, was uns mit einem leichten Grauen erfüllt und einen vollen oder gar freudigen Genuß ausschließt. Ueberall Symbolik, Mythik, Ungewöhnliches an Charakteren, Situationen, Gefühlen, Gedanken! Und dabei unbestreitbar ein hoher Sinn, ein tiefer Ernst und eine bedeutsame Kunst, mit kurzen, scharfen Strichen fest und markig zu zeichnen. Nur daß es vielleicht etwas zu ausschließlich Grundstriche sind und daß jene feinen Linien fehlen, die den harten Schattenriß in ein Spiegelbild des Lebens mit seinen zarten Abtönungen und verschwimmenden Uebergängen wandeln. Eine große, gleichsam unentrinnbare Traurigkeit geht von den „Kreuzfahrern“ aus und legt sich uns aufs Herz. Graue Abenddämmerung und kaltes, grelles Mondlicht, nirgends aber ein freundlicher Sonnenstrahl, der lächelt, indem er sein Licht spendet.

Einen etwas beklemmenden Eindruck hinterlassen auch die in einem kleinen Bändchen zusammengefaßten Novellen und Skizzen „Am Leben hin!“ von Rainer Marie Rilke (Adolf Bonz & Co., Stuttgart). Nur daß sie sich weniger phantastisch ausnehmen und im That-sächlichen wenigstens auf der Wirklichkeit und im modernen Leben fußen. Es sind Menschen der verschiedensten Gesellschaftsklassen, Männer, Frauen, Kinder, Alte, Junge, Gesunde, Kranke, poetische und unpoetische Leute, die alle, von irgend einem Phantom genarrt, „am Leben hin gehen“, die sterben ohne jemals gelebt zu haben. Der Verfasser weiß sie selbst und die Umgebung, der sie entstammen, oder in der sie verflümmern, mit feinen, klaren und geistvollen Linien auf das Papier zu bannen. Mit Absicht ist die Beleuchtung grau und frostig gewählt. Und pridelnd, wie dichter Hagelschauer, rieseln aus den aufziehenden Wolken die scharfen Körner einer bitteren Ironie.

Auf den weltbedeutenden Brettern in der Welt des Scheines und schnell vergänglichen Ruhmes bewegen sich die Hauptpersonen von Marco Brociners Roman „Der neue Glaube“ (Adolf Bonz & Co., Stuttgart). Fast alle haben dem alten Glauben an die Liebe, an die Ideale,

an das Glück, das nicht von dieser Welt ist, abgeschworen oder sind in ihm wandelnd gemacht worden. Aber während sie nun den Geboten des neuen Glaubens folgen und die Jagd nach dem Erfolge, dem Reichtum, dem Genuße aufnehmen, verlieren sie den klaren Blick, die richtige Schätzung für Weg und Ziel und rasen in wilder Hast dem Phantome nach, das schon jenseits des Abgrundes schwebt, in dem sie zerschellen müssen. Friß Kronen, der Romancier und Dramatiker, folgt dem Beispiel seiner Genossen. Von seiner ersten Braut um eines Perlenhalsbandes willen verlassen, wählt er zu ihrer Nachfolgerin ein schönes, reiches Mädchen, obwohl er ahnt, daß nur sein Ruhm als Schriftsteller sie anlockt und festhält. An der Seite dieser Frau wird auch er zum Lebenskünstler, der den Genuß über die Arbeit, den äußeren Erfolg über den inneren Frieden stellt. Er hört auf, zu streben, seine Werke verfluchen, und am Ende lehnt die Kritik seine Romane ab wie das Publikum seine Dramen. Und mit dem Ruhme bricht auch die Liebe seiner Frau zusammen, sie verläßt ihn mit einem routinierten Verführer, dem Baron Wildberg, bis auch sie von der Nemesis in der Doppelgestalt des Verrates und der Armut, ereilt wird. Haltlos, wie sie ist, findet sie keinen andern Ausweg als durch die Pforte des Todes, durch die ihr der eigne Vater, ein betrügerischer, gewissenloser Geldmann, eben vorangegangen ist. Ueber Kronen aber erbarmen sich die guten Geister der Liebe und des Mitleidens. Er erkennt die lange mißachtete Zärtlichkeit eines edeln Mädchens, der bescheidenen Pupp doktorin Lina, und kehrt an ihrer Seite zu einem neuen Leben im alten Glauben zurück.

Brociners Romanvortrag ist nicht neu. Er geht auch, was die Charakteristik der handelnden Personen und die Verschlingung und Lösung des Knotens betrifft, auf etwas ausgetretenen Pfaden. Die Darstellung aber ist lebhaft, die Handlung spannend, und der sittliche Ernst giebt ein annehmbares Aequivalent für den Mangel an Originalität in Erfindung und Ausführung.

Seit Goethe seine italienische Reise geschrieben hat, sind gar viele Fahrten durch das Land der Sonne und der Kunst, mit mehr oder weniger glücklichem Griffel, geschildert worden. Auch Luise Schenk kann es nicht über sich gewinnen, uns einen Teil ihrer Eindrücke wenigstens vorzuenthalten. In ihrer „Modernen Romfahrt“ (Pierzon, Leipzig) mischen sich Roman und Schilderung. Leider sind beide ein wenig mager und blaß: der Roman nur Kontur, die ewige Stadt draußen und drinnen ohne jene Leuchtkraft der Farben, die den Zauber Italiens ausmachen. Von den Gaben der Verfasserin scheint die Charakteristik der Menschen die stärkste zu sein. Sie wird aber wie ihr Humor — absichtlich oder unabsichtlich — hier unter zu scharfer Schere gehalten. Die Personen im Pensionat der Casa Malfetti sind nun einmal auf die Komik gestellt und hätten nach dieser Richtung einen etwas härteren Accent vertragen können.

In ernsterem Tone, als wir es sonst an ihm gewöhnt sind, redet Baron Karl Torreiani in seinem: „Steirische Schlösser“ (F. Fontane & Co., Berlin). Es handelt sich um den Existenzkampf eines verarmten Edelmannes gegen einen echten Parvenu, den ehemaligen Seidenfabrikanten Kolbe. Dieser Kolbe hat bei der Erwerbung seiner Reichthümer immer nur ein Ziel gehabt, nämlich sich einen Lebensabend zu sichern, an dem zugleich sein Ehrgeiz und seine Genußsucht ihre Früchte pflücken dürfen. Der „Klaß“, die Burg der Hohers, erregt sein Gefallen und seine Wünsche, mit allen Mitteln sucht er sie in seinen Besitz zu bringen. Vergeblich strebt Franz v. Hoher, ihr augenblicklicher Herr, sie ihm vorzuenthalten; Kolbe bietet alles auf, um sein Ziel zu erreichen, und ohne Geraldine, die Pflegegeschwester des Franz, die Tochter des Abenteurers Hamilton, würde ihm sein so hartnäckig verfolgter Plan auch gelingen. Geraldine ist eine Idealgestalt, die aber trotzdem mit beiden Füßen auf fester Erde steht und nirgends einen Zweifel an der Möglichkeit ihrer Existenz aufgenommen läßt. Auch die übrigen Personen sind von Fleisch und Blut und gewinnen schnell das Interesse und die Sympathie des Lesers. Das Lokalkolorit der Steiermark scheint wohlgetroffen. Die Darstellung ist anfangs etwas reichlich breit. Langsam schreitet die Handlung vorwärts, um dem Ende zu ein überflürend hastiges Tempo anzunehmen.

Dennoch lesen sich die „Steirischen Schlösser“, die in dem bekannten frischen und flotten Tone Torrejanis geschrieben sind, sehr gut und angenehm.

Der liebenswürdigste Humor lacht aus Richard Breidenbrüders Novellen: „Kein Sommer ohne Wetter“ und „Warum der Hanser der Waebi nimmer zugeht!“ (Schall & Grund, Berlin.) Es sind Dialektgeschichten, der Schauplatz die Tirolerberge, die auftretenden Personen prächtige Typen eines eigenartigen Volksstammes voll Gesundheit und Kraft, und so in blühendes Leben und strahlende Frische getaucht, daß man sie zu sehen, zu hören und ihren Herzschlag zu spüren vermeint. Breidenbrüder nimmt seinen Pinsel voll und mischt die Farben bunt und leuchtend. Das Lachen steht ihm vor allem zu Gesichte. Und wo er einmal einen weichen und rührenden Ton anschlägt, da thut er's ohne alle Sentimentalität und doch mit voller Sicherheit eines Gleichklanges im Gemüthe des Lesers.

In „Kein Sommer ohne Wetter“ ist die alte achtzigjährige Mutter, „oane aus'm Johrgang 1801“, die köstlichste Figur. Wie sie mit Söhnen und Schwiegerstöckern, mit dem alten Dobler, der ihrem Liebling Engelwert die Tochter nicht geben will, ja wie sie mit ihrem Herrgott im Gebet umgeht, ist einzig in seiner Art. Prächtig ist auch die Scene, in der der kranke Dobler mit seinem Freunde Kosmos verhandelt, sich erst ein wenig dumm machen läßt und dann plötzlich den Spieß umdreht. Breidenbrüder schildert und erklärt nicht allzu viel. In Rede und Gegenrede läßt er seine Leute meist selbst sagen und zeigen, was sie wollen und was sie sind. Die behagliche Breite, die sie lieben, streift nirgends auch nur den Kleiderfaum der Langweile.

In „Warum der Hanser der Waebi nimmer zugeht!“ wird das Lächeln des Lesers nicht selten zum lauten Auflachen. Man muß dem Hanser schon rechtgeben, wenn er, mit Myrtranen gegen die heilige Barbara erfüllt, von seiner Wallfahrt heimkehrt und sich vornimmt, die Laniiger vor dieser unzuverlässigen Heiligen zu warnen. Mit einem Worte, Breidenbrüder kennt Land und Leute, die er schildert, und sein wundervoller Humor wirft einen rosigen Schein auch über ihre Fehler und Schwächen und macht sie dem fremden Auge nicht nur verständlich, sondern manchmal sogar sympathisch.

Durch Humor und Gemüthsiefe, verbunden mit einer bedeutenden Erfindungsgabe und einem glücklichen Erzählertalent, zeichnete sich auch der allzu früh verstorbene Alexander Baron v. Roberts vor vielen seiner berufenen und unberufenen Brüder in Apsoll aus. Die „Nachgelassenen Novellen“ (F. Fontane & Co., Berlin) treten nicht hinter andre Arbeiten des bekannten Autors zurück. Ungleich an Inhalt und Wert, geben sie doch alle ein vollgültiges Zeugniß für die Schwere des Verlustes an, den die deutsche Litteratur durch seinen Tod erlitten hat.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Kriegsgeschichte.

#### Die Kämpfe um Adua.<sup>1)</sup>

Als Italien in den achtziger Jahren nach Afrika ging, dachte es die gewonnene Einheit zur Rebelebung seiner mittelalterlichen Kolonialpolitik zu verwerten, und wiederum durch die Erreichung dieses nationalen Zweckes die Einheit selbst zu stützen, zu erwärmen und zu eifigen. Durch Frankreich von Tunis abgehalten, daß man am liebsten eritreb

<sup>1)</sup> Général O. Baratieri, Mémoires d'Afrique. Paris 1899.

hätte, wandte man sich an das nächstliegende freie Gebiet der abessinischen Küste, wodurch man überdies die guten Beziehungen zu dem ägyptisirenden England, das den Negus und Khalifa gerne in Schach gehalten sah, noch aktueller zu gestalten hoffte. Die Besetzung des erythraischen Gestades und der an das nördliche Tigre grenzenden Region gelang verhältnismäßig leicht. Das Gebiet ist theils eben, theils zugängliches Hügelland und größtentheils von Nomaden nichtabessinischen Blutes besetzt, die, in mancherlei Stämme, Sprachen und Religionen geteilt, wenig widerstandsfähige Atome bilden. Als man nach längerer Festsetzung in diesen Regionen in einige benachbarte abessinische, von Tigre beanspruchte Gebiete einrückte, gewann man nach dem Tode des Kaisers Johannes ohne viel Schwierigkeit die Zustimmung des Fürsten Menelik von Schoa, der, mit dem Fürsten Mangaschia von Tigre um die erledigte Reguswürde kämpfend, diesen den Italienern überließ und für mehrere Millionen Patronen sogar eine Art Anerkennung italienischer Suzeränität über ganz Abessinien zugestand.

Die wechselnden Kämpfe und Friedensschlüsse mit Mangaschia und andern tigrinischen Häuptlingen dauerten noch fort, als General Baratieri im Sommer 1891 zum Vize-Gouverneur und 1892 zum Gouverneur ernannt wurde. General Baratieri blieb im Felde wie im Kate stets siegreich und wurde rasch der gefeiertste Krieger Italiens. Die einzelnen Häuptlinge gegeneinander und die Provinzialfürsten auspielend oder umgekehrt mit diesen gegen ihre widerwärtigen Strafen und Schicksal vorgehend und sich mit Menelik beifällig verhaltend, setzte General Baratieri mit ein paar tausend Italienern, denen meist das Vielfache an eingeborenen Soldaten gestellt war, ungleich größere Massen in Schach, occupierte einen Teil von Tigre, schlug die Derwische, nahm Kassala und zwang den schwankenden Menelik selbst zu reipeltvoller Neutralität.

Seit Anfang 1895 begann sich ein Wandel fühlbar zu machen. Während das italienische Ministerium das ganze Tigre zu erobern hoffte, der vorsichtiger Baratieri aber wiederholt zu starker Defensivde riet, einigten sich Mangaschia und Menelik zu einem gemeinsamen Angriff gegen die Fremden und zogen, nach abessinischer Art bedächtig sondierend und negociierend, die meisten der kleineren Teilfürsten allmählich zu sich herüber. Diese für Abessinien unerhörte Einmütigkeit hatte sich, was General Baratieri in patriotischer Discretion verschweigt, anderweitigen Quellen aber sicher entnommen werden kann, auf der sehr realen Basis von 100000 Hinterladern vollzogen, welche Frankreich, der Gegner Italiens, und Rußland, der Freund Frankreichs und Gegner Englands, mittlerweile ihrem Menelik via Ebot und Djibuti zum Geschenk gemacht. Auch der Abessinier konnte nun schnellfeuern und Lanze und Steinschloß pensionieren. Es lag nahe, daß, also bewaffnet, der Negus Regesti sowohl sämtlichen andern Rajen überlegen wie der Handvoll Italiener gewachsen sein würde. So schlug sich denn fast die gesaunte Fürsichtigkeit des Landes still und sicher zu ihm.

Kleinere Aufstände und andre Symptome wachsam verfolgend, gelangte General Baratieri zur Einsicht in die Zeichen der Zeit, verlangte dringend mehr Mannschaften und Geld, erbat seinen Abschied, als man Inauferte, und eilte schließlich, da man ihm weder Abschied noch Verstärkungen zugestand, auf ministeriellen Befehl nach Rom, um die neue Lage der Dinge persönlich darzulegen. Man versprach ihm um so mehr, was er verlangte, als er, unmittelbaren Krieg voraussehend, nur das Wenige begehrte, was noch rechtzeitig zu beschaffen war, nicht das Ganze, was er, wenn man seine Forderungen vier Monat früher bewilligt hätte, als erforderlich angesehen haben würde. Indes wurden ihm für den Notfall weitere Truppen, Schiffe und Geld in Aussicht gestellt, um theils gar nicht, theils zu wenig und jedenfalls zu spät gesendet zu werden. Das italienische Selbstgefühl wollte sich legitimerweise überseeisch geltend machen, aber die Finanznot hielt das Ministerium in der Furcht des Parlaments und hemmte seine Schritte.

Bei seiner Rückkehr nach Afrika im September 1895 begaunnen alsobald die von General Baratieri vorausgesehenen Kämpfe mit Menelik, Mangaschia und den unter ihren Auspizien

nummehr überwiegend geeinigten andern Regus, Ras und sonstigen Lehnsherrschaften. Es sollte sich sofort zeigen, wie sehr die Situation eine andre geworden. Ein gewaltiges abessinisches Heer stand unter Menelik's eigenem Kommando im Felde und rückte vom schoanischen Süden her langsam nach dem tigrinischen Norden vor. Die trotz General Baratieri's entgegen-gesetztem Befehl von General Arimondi allzu weit vorgeschobene Beobachtungskolonnie von einigen Tausend Mann wurde trotz tapferen Ringens bei Amba Alaghi in Stüde gehauen, die stärkere Garnison des nächsten besetzten Lagers von Makalla vertrieben und die ganze, nach Süden gewendete italienische Armee zu einer abwartenden Stellung in den nordöstlichen Bergen von Tigre gezwungen. Nachdem General Baratieri, der den Befehl nunmehr persönlich übernommen, in diesem Alpenlande sechs Wochen im Lager von Sauria gelegen und damit den weiteren Vormarsch der Abessinier aufgehalten, waren die zwischen Sauria und Massaua hin und hergehenden Proviant-Kamele schließlich von 5000 bis auf 1700 aufgerieben und nur noch für drei Tage Lebensmittel vorhanden. Unkundige Behandlung bei allzu geringer Aufsicht hatte die Tiere übertreiben lassen. Was war zu thun?

General Baratieri, der nur einen Teil der versprochenen Nachschübe und einen noch kleineren der zugesagten Mittel empfangen, hatte dennoch in Sauria gegen 20000 Mann unter sich, die größte in Afrika je versammelte italienische Macht, wovon allerdings nur die Hälfte Weiße. Dem Menelik, der früher über keine 20000 Mann zu verfügen pflegte, hatte der Ruf seiner neuen Gewehre 100000 Mann zusammenbringen geholfen, worunter 80000 Hinterlader, 10000 Lanzen und der Rest Gallas Reiterei und Mitläufer. Zogen die Italiener sich auf dem nächsten, der Küste parallel laufenden Wege zurück, so fiel der geräumte Teil ihres Territoriums dem nachrückenden Feinde in die Hände, während der Rückzug selbst im Hochgebirge, unter Hunger und von einem übermächtigen Gegner bedrängt, unternommen werden mußte. Die Tage, in denen der Italiener die Abessinier 1 gegen 5 zu bekämpfen pflegte, waren der Neubewaffnung der letzteren gegenüber kläglich vorbei. An Todesmut hatte es dem Abyssinier nie gefehlt, und was ihm an Strategie mangelte, ersetzte er durch die gewandteste Benützung der taktischen Vorteile seines Berglands, wie durch eine Mäßigkeit und Fähigkeit, die ihn mit einem Hirsesäckchen am Gürtel weite Expeditionen zu unternehmen gestattete. Mit afrikanischen Heeren, die ihre Basis mit sich führen, ist für europäische Truppen, die sie weit entfernt an der Küste oder in geschützten Etappen lassen müssen, unter allen Umständen schwer fertig zu werden, sobald das Uebergewicht der Waffe aufhört für den Fremden zu sein und die Anpassung des Menschen an das Land für den Eingeborenen ins volle Gewicht fällt. Und nun zumal, wo der Europäer eine so un-gemein begabte Rasse wie die abessinischen Semiten gegen sich sah, die, halb wilde in materieller Kultur, in gescheiter und besonnener Erwägung aller Umstände des Handelns ihren Gegnern in Rat und Kampf reichlich gewachsen waren. Rechnet man ihre nunmehr geeinte ungeheuerliche Uebersahl und das Hochgebirge, das ebenfalls für sie steht, dazu, so konnte es nicht zweifelhaft sein, daß dem italienischen Heerführer die äußerste Vorsicht geboten war. Nur politische und militärische Rivalitäten konnten diejenigen seiner Landsleute anders denken lassen, die vorwärts drängten.

In dem von General Baratieri versammelten Kriegsrat sprachen sich trotzdem sämtliche Generale für den Angriff aus. Auf ihre, im Vergleich zu früheren Kämpfen relativ große Macht von 20000 Mann zählend und die Neubewaffnung des Gegners mit mehr Mut als Ueberlegung ignorierend, glaubten sie in der Nothlage, in der sie sich befanden, den 100000 Mann Menelik's die Stirne bieten zu sollen. General Baratieri allein entschied anders. Wie er vor der Campagne seine Regierung über die völlig geänderte Situation aufklärt und seit Beginn des Feldzugs den Gegner nur durch starke, für die abessinischen Kriegsmittel uneinnehmbare Stellungen aufzuhalten gesucht, so wollte er auch jetzt, wo der Hunger ihn aus dem Lager trieb, eine Schlacht möglichst verhindern. Der Hunger, der eine Folge der mangelnden Kamelreife war, die ihrerseits den dem Finanzminister abgerungenen allzu geringen Mitteln entsprang, sollte den Oberbefehlshaber, wenn er es vermeiden konnte, nicht

in ein unübersehbares Wagnis treiben. Wo der Rückzug fast unthunlich und die Schlacht überaus gefährlich war, bestimmte General Baratieri sich für eine, auf wenige Stunden beschränkte Bewegung in der Richtung des Feindes, die, in eine neue starke Position führend, Menelik der Besorgnis eines Angriffs aussetzen und ihn dadurch, da er seinerseits eine ähnliche Stellung nicht einnehmen konnte, ohne größeren Kampf von dem andern Wege nach der Küste, dem Westwege, abdrängen sollte, auf welchem frische Kamele und Provisionen für die Italiener in Abi Ugri bereit standen. Diese, durch die mitgetheilten schriftlichen Befehle überreich belegte Instruktion wurden durch General Albertoni, dem Führer der linksseitigen Kolonne, der im Kriegsrat hitzig für die direkte Attacke eingetreten war, ebenso eigenmächtig übersritten, wie General Arimondi wenige Wochen vorher den Beobachtungsposten nach Amba Alagbi auf seinen Kopf hin vorgehoben hatte. Das Ergebnis ist bekannt. In Felsensthälern vorrückend, wurde Albertonis Brigade durch Massensalben von oben herunter dezimiert und darauf von dem herabspringenden, überaus zahlreichen Feinde in Front, Flanke und Rücken auf einmal mit Büchse, Schwert und Lanze bearbeitet und schwer geschädigt. Die Mittelkolonne, welche dadurch ihre linke Seitendeckung verlor, hatte ein ähnliches Schicksal, während die rechte unter Dabormida, die der linken zur Deckung nachgesandt wurde und weiter als befohlen avancierte, ebenfalls beträchtlich litt. Die Niederlage war eine schwere und ließ Italien nur das dem Gebirge vorliegende, nicht eigentlich abessinische Küstenland der ursprünglichen erythraischen Kolonie.

In dieser Lage waren diejenigen Minister und Generale, welche die Katastrophe verschuldet hatten, flugs darin einig, den einen Mann, der sie zu vermeiden gesucht und dessen ahnenmäßiger Nachweis sie verderben konnte, mit einer solchen Flut von Unwahrheiten und Beschimpfungen zu übergießen, daß er vor der empört aufstürmenden öffentlichen Meinung zeitweilig allen Kredit verlor. Dabormida selbst hatte das Glück gehabt zu fallen; aber der Premier Crispi, der Auswärtige Minister Baron Blanc, der Kriegsminister Mocenni und andre, die General Baratieri aller militärischen Vernunft zuwider zum Angriff gebrängt, weil sie Eroberungen für die Erhaltung ihrer parlamentarischen Partei, ja (wie sie ihm geradezu telegraphierten) für die Erhaltung der Monarchie zu bedürfen meinten, denunzierten wegen angeblicher Unfähigkeit den durch so viele Siege bewährten berühmten Mann, sobald ihre Pläne, von ihren militärischen Freunden gegen seinen Willen ausgeführt, gescheitert waren. Die eigenwilligen Generale ihrerseits, welche die Abberufung Baratieris wegen seiner in Wahrheit rettenden Unthätigkeit längst vorausgesehen und sich dem Sinkenden gegenüber eine selbständige Stellung zu machen gestrebt, waren doppelt interessiert, die Früchte ihrer unvorsichtigen Forderung dem in die Schuhe zu schieben, der vergeblich die entgegengesetzten Befehle gegeben. Man ging in der Verleumdung der Wahrheit so weit, auszustreuen, Baratieri habe, von seiner bevorstehenden Abberufung unterrichtet, rasch noch einen unmöglichen Sieg ersehnen wollen, um sich einen schönen Abgang zu bereiten, während es doch zu Tage lag, daß er einerseits von seiner sofortigen Entsetzung damals noch nichts wissen konnte und andererseits keine Schlacht, sondern vielmehr zur Vermeidung der Schlacht eine neue feste Stellung befohlen hatte. Man verbunkelte sogar die Thatsache, daß er bis in die letzten Tage vor der von seinen Untergebenen ungehorsam entrierten Schlacht auf der Grundlage mäßiger Konzeßionen mit Menelik unterhandelte, während das Ministerium durch eigne, von Baratieri unabhängige Unterhändler immer neue Abtretungen forderete, die Verwirklichung der bisher nominellen Suzeränität Italiens über ganz Abessinien verfolgte, und dadurch Menelik immer mehr reizte. Man war blind und taub gewesen in der Consulta zu Rom, ja selbst in dem betreffenden Teil der italienischen Generalität, und man hatte, nachdem man sich in diesem krankhaften Zustand auf Abenteuer eingelassen, keine Wahl zu haben geglaubt, als die Folgen entweder dem einzigen Lebenden zuzuschreiben und ihn durch Massengeschrei zu erdrücken, oder sich selbst für schuldig zu bekennen. Das Ende vom Liede war, daß General Baratieri vom Kriegsgericht freigesprochen wurde und in die Reserve übertrat. Eine large Genußthuung, wo er die

höchste Anerkennung und seine Gegner entsprechende Rüge verdient hatten. Von der gegnerischen Unterdrückung einiger wichtiger Papiere und wichtiger Passagen anderer Papiere, auf die wir zunächst nicht eingehen wollen, nicht zu reden.

Nachdem General Baratieri lange geschwiegen, hat er im vorigen Jahre eine eingehende italienische Darstellung dieser Vorgänge veröffentlicht, von der jetzt eine französische Uebersetzung erschienen ist. Das Buch, mit der maßvollen Würde eines in sich beruhenden Geistes geschrieben, läßt seine, seiner Regierung und seiner Generale Befehle für sich selber reden und die Kritik, ohne sie auszusprechen, den Thatsachen entfliehen. Eine mildere Methode der Selbstverteidigung war dem Opfer so schweren Unrechts unmöglich.

Die kriegswissenschaftliche Presse Deutschlands und anderer in militärischen Dingen maßgebender Länder ist General Baratieri längst gerecht geworden. Wann wird Italien es für eine Ehrenpflicht ansehen, das leidenschaftliche Vorurteil eines unglücklichen Augenblicks zurückzunehmen?



## Literarische Berichte.

**Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik.** Von Arthur Freiherrn v. Firds. Leipzig 1898. Verlag von C. L. Hirschfeld.

**Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften.** Begründet von Arno Frankestein, fortgesetzt von Max v. HedeL. Erste Abteilung: Volkswirtschaftslehre. VI. Band.

Der vorliegende Band schließt sich würdig an die schon erschienenen Teile des großen wissenschaftlichen Unternehmens an, das in raschem, erfreulichem Fortschreiten begriffen ist. — Die Bevölkerungswissenschaft ist nicht nur einer der wichtigsten Zweige der gesamten Staats- und Gesellschaftslehre, insofern sie die Grundlagen für alle einschlägigen Untersuchungen liefert und unmittelbar in Finanzpolitik, Handels- und Gewerbepolitik, Sozialpolitik im engeren Sinne und so weiter hinübergreift, besonders aber für zwei der wichtigsten Momente für den Fortbestand der Staaten, die Wehrkraft nach außen und die sozialen Zustände im Innern, ein tieferes Verständnis ermöglicht, sondern berührt darüber hinaus auch anthropologische, physiologische, ethische Fragen von großer Tragweite. Wie alle auf exakter Beobachtung und Zahlenzusammenstellungen beruhenden Wissenschaften ist auch die Bevölkerungswissenschaft eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts und in ihrer gegenwärtigen umfassenden Ausgestaltung erst der letzten Jahrzehnte, da die Statistik, ihre unentbehrliche Grundlage, zunächst in den einzelnen Staaten nach Maßgabe der eignen Bedürfnisse erhoben wurde, so daß die Ver-

gleichung ihrer Ergebnisse für mehrere Länder mit Schwierigkeiten verbunden war. Es ist das Verdienst der durch Luetelet vorgeschlagenen internationalen statistischen Kongresse, deren erster 1853 in Brüssel stattfand, auf größere Einheitslichkeit der dafür aufgestellten Gesichtspunkte hingewirkt zu haben. Freilich ist man noch weit von einer durchgängigen unmittelbaren Vergleichbarkeit der Ergebnisse entfernt, und eine solche ist auch gar nicht möglich, da hier die Verschiedenheit der Gelege, der Volkssitten, die auf den Bevölkerungsstand Einfluß haben und so weiter immer individualisierend wirken wird. Es ist daher für den Statistiker eine umfassende Kenntnis aller dieser in Betracht kommenden Verhältnisse unumgänglich notwendig, will er nicht die größten Irrtümer in der Deutung der einzelnen Zahlengruppen begehen.

Der Verfasser, der Mitglied des königlichen preussischen statistischen Bureaus zu Berlin ist und seinen Namen schon durch eine Anzahl vortrefflicher kleinerer Arbeiten auf dem Gebiete der Bevölkerungswissenschaft bekannt gemacht hat, erfüllt alle Bedingungen, die man an einen Forscher auf diesem schwierigen und vielumstrittenen Gebiete stellen muß: ausgebreitete Kenntnis der in Betracht kommenden Einrichtungen aller Völker der Erde, scharfe Urteilsgabe, die ihn befähigt, aus dem empirischen Zahlenmaterial allgemeine Schlüsse zu ziehen, politisches Verständnis zum Erkennen der Verhältnisse, die sich aus abnormen Zuständen innerhalb der Bevölkerung ergeben, und zur Angabe der erforderlichen Maßregeln dagegen, endlich



— und das ist besonders bei seinem Gegenstande hervorzuheben — die Gabe klarer und lebhafter Darstellung.

Das Werk zerfällt in zwei Teile: 1. Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungslehre, 2. Bevölkerungspolitik. Im ersten werden zunächst die nötigen Definitionen gegeben, dann Inhalt, Aufgabe und Methode der Bevölkerungslehre erörtert. Es wird darauf hingewiesen, daß diese Wissenschaft individualisiert, um zu vergleichen, und eine Bestimmung der Mittel- und Durchschnittswerte, sowie der Grenzen der vorgekommenen Abweichungen gegeben. Die Methode besteht in der Anstellung von exakten Massenbeobachtungen und unterscheidet sich dadurch von der naturwissenschaftlichen, die sich zum großen Teil auf Einzelbeobachtung von beliebig oft zu wiederholenden Experimenten aufbaut und daher einen Grad der Sicherheit und Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse gewinnt, den die Gesellschaftswissenschaften nicht erreichen können. Im zweiten Abschnitt, „Stand der Bevölkerung“, werden dann Volkszahl und Geschlecht, Volkssprache und Abstammung, Staatsangehörigkeit, Religionsbekenntnis und so weiter erörtert, im dritten, „Bewegung der Bevölkerung“, Geburten, Sterbefälle, Aus- und Einwanderung und so weiter.

Der zweite Hauptteil, „Bevölkerungspolitik“, erörtert die positiven und negativen Maßnahmen, die von Seiten der Staaten zu treffen sind, um Uebelständen, deren Erkenntnis durch die Bevölkerungslehre ermöglicht worden ist, abzuhelfen. Die brennendste Frage hier ist die der Ueberbevölkerung, die deswegen auch ausführlich behandelt wird. Im Abschnitt „Belehrhaftigkeit“ wird zunächst das Verhältnis der männlichen zur weiblichen Bevölkerung dargelegt, dann die Frage untersucht, ob durch den Uebergang Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat und das damit verbundene raschere Anwachsen der städtischen als der ländlichen Bevölkerung die Wehrkraft leide, was im Hinblick auf die Unwährscheinlichkeit des Prozesses und die damit verbundene Steigerung des Volkseinkommens verneint wird. Die Polen-, Dänen- und Judenfrage finden endlich unter der Ueberschrift „Schutz des eignen Volkstums“ eine Erörterung, die von dem Standpunkt der energischen Betonung des Deutschtums ausgeht, bei den Juden allerdings anerkennt, daß der Assimilationsprozeß immer weiter fortschreite. — Anhangsweise ist eine von Frankenstein begonnene und von Dr. Lippert fortgesetzte Bibliographie der wichtigsten Erklärungen beigegeben.

Paul Seliger.  
(Leipzig - Ganssch.)

**Das deutsche Volkstum.** Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Professor Dr. Alfred Kirchhoff, Professor Dr. W.

H. Köstlin, Landrichter Dr. Adolf Löbe, Professor Dr. Eugen Wogt, Professor Dr. Karl Sell, Professor Dr. Georg Thode, Professor Dr. Oskar Weise, Professor Dr. Jakob Wychgram. Herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit acht Karten in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1898.

Als die Ausgabe des umfangreichen Bandes bezeichnet die Vorrede, das deutsche Volkstum als Zusammenfassung des deutschen Volkscharakters und seiner Erzeugnisse im Leben und in der Geschichte darzustellen. Die Namen der oben verzeichneten Mitarbeiter für die einzelnen Kapitel verbürgen die fachmännische Beherrschung der verschiedenen Wissensgebiete; für die Einheitlichkeit der Auffassung diene der einleitende Anfsatz zur Richtschnur, der aus der Feder des bekannten Afrikaforschers Dr. Hans Meyer hervorgegangen ist: ein Gesamtbild des deutschen Volkscharakters nach seinen wichtigsten Zügen in Gefühl, Wille und Vorstellung. Was hier in abstracto als Tugenden und Fehler aufgezählt und mehr oder weniger in inneren Zusammenhang gegenseitiger Bedingtheit gesetzt wird, das bildet auch — bald schärfer, bald verschwimmender — die Leitmotive der Einzelbetrachtungen. Am gelungensten erscheint diese Tendenz durchgeführt in den Kapiteln „Das deutsche Christentum“ von Sell und „Die deutsche bildende Kunst“ von Thode; die Frage „Was ist Deutsch?“ erfährt auf diesen Gebieten eine mit aller Unterschiedenheit gegebene Antwort. Wenn diese Antwort in einigen Kapiteln nicht so klipp und klar dem Leser sich darbietet, so erklärt sich das aus den Irrgängen und Unfertigkeiten unserer nationalen Entwicklung und aus den sachlichen Schwierigkeiten, die sich aus dem Problem des Volkscharakters erheben, sobald man versucht, ihn als Maßstab der Geschichte zu gebrauchen. Die Gefahr der Ungleichmäßigkeit ist bei einem derartigen Sammelwerk nicht zu vermeiden, und andererseits entspringt ja daraus der Vorzug der Vielseitigkeit, der reichen Anregung. Das Werk stellt sich nach seiner Ausstattung in die Reihe der populärwissenschaftlichen Handbücher des bekannten Verlages und wird ebenso wie Kappels „Völkertunde“, Hanfkes „Anthropologie“ und so weiter weitesten Kreisen ein willkommenes Hausbuch werden.

—ß.

**Die Lösung der sozialen Frage.** Von Hugo Schöffler. Dresden und Leipzig, E. Pietsch Verlag, 1898. 164 S. Unter den zahlreichen Schriften der Gegenwart, die sich anheischig machen, die soziale Frage zu lösen, zeichnet sich die vorliegende durch Gründlichkeit und gewandte Darstellung aus. Das Wesentliche des nicht durchaus

neuen Reformvorschläges besteht darin, daß Schüler die Produktion zum gemeinsamen Werke aller machen will, so daß der Zukunftsstaat sich in wirtschaftlicher Beziehung als eine Volksproduktivgenossenschaft darstellt. Notwendige Voraussetzung dieser Umwandlung ist die Ueberreignung des Bodens und des Betriebskapitals an die Produzenten. Wie es in derartigen Schriften üblich ist, wird der vom Verfasser aufgestellte Zukunftsstaat mit leuchtendsten Farben geschildert. Indessen entspricht die Beweisraft seiner Gründe nicht immer seiner Begeisterung, die zuweilen zum Schaden der Darstellung einen allzu rhetorischen Ausdruck findet. Trotz dieser Ausstellungen muß das Buch als ein Werk bezeichnet werden, das ernst genommen sein will und von ernst Denkenden gelesen zu werden verdient.

Br.

**Friedrich Niezsche.** Ein Lebensbild von Hans Gallwitz. Dresden, Carl Neißner, 1898.

Zu den besten Schriften über Niezsche gehört das vorliegende Buch. Es enthält eine lesbare Darstellung des Lebenslaufes und der äußeren Verhältnisse, worin sogar gelegentlich neue Mitteilungen aus brieflichen Berichten ehemaliger Schüler sich finden, und eine recht lichtvolle Analyse der verschlungenen Gedankengänge Niezsches. Der Verfasser ist sparsam mit Urteilen und Verurteilungen, giebt aber genug, um den Leser erkennen zu lassen, wie Niezsches Welt- und Lebensauffassung sich zum Christentum verhält. Die andern Beziehungen, z. B. zur Renaissance und zur englischen Philosophie, treten nicht mit gleicher Deutlichkeit hervor. Auch vermiffen wir den Versuch, das Weibende und Wertvolle aus Niezsches Lehren im Zusammenhang und überichtlich darzustellen; ein solcher Versuch aber wäre die vornehmste Aufgabe einer Monographie über Niezsche. Vielleicht nimmt der Verfasser eine zweite Auflage, die nicht ausbleiben wird, zum Anlaß für die angeregte Ergänzung.

M. D.

**Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seecinteressen.** Berlin 1899, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Die günstige Aufnahme, die die früheren, während der parlamentarischen und publizistischen Campagne für das Flottengesetz erschienenen Schriften „Altes und Neues zur Flottenfrage“ und „Neue Beiträge zur Flottenfrage“ gefunden haben, sind Veranlassung gewesen, daß dies „Jahrbuch“ nunmehr auf den Plan tritt. Bearbeitet von verschiedenen Fachmännern, verfolgt es den Zweck, die Anteilnahme an unserer Kriegsmarine, an den deutschen Seecinteressen und der gesamten maritimen Politik in immer weiteren Kreisen

zu erwecken. Hierfür wird in knappster Form eine reiche Fülle von Material beigebracht, das sich trefflich zur Aufklärung, Belehrung und Propaganda eignet. In erster Linie stehen natürlich die Erörterungen über unsere eigne Kriegsslotte; ein Abriss der Geschichte des Flottengesetzes, Darlegungen über den gegenwärtigen Stand unserer Marine, über bedeutame marinetechnische Fragen (Kessel, Torpedo, Minensperren, Schlachtslotte, Schulschiffe etc.), dann die Bemannungsfrage, den Arbeiterschutz in der Marineverwaltung, die Arbeiterinteressen und die Marine führen tief in die Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse ein. Ein Ueberblick über die Aufgaben für die Marine in den verschiedenen Großstaaten zeigt, wie Deutschland selbst nach dem Flottengesetz noch weit hinter den andern Mächten zurückbleibt. Aus dem spanisch-amerikanischen Kriege wird vor allem die wichtige Lehre gezogen, daß die Schlachtschiffe den Kern der Flotte bilden müssen. Einblicke in die englische, französische, russische und japanische Marine zeigen uns, welche Anstrengungen die großen Seemächte machen. Das wirtschaftliche Gebiet berühren die zahlreichen Aufsätze über Deutschlands Abhängigkeit vom Weltmarkt, Auswanderung, die Haupthäfen, vor allen Hamburg, den Kaiser Wilhelm-Kanal, Küstenkiffahrt, Aberei, Schiffbau, Seekiffahrt, Seehandel, Weltverkehrswege und Welt handelsflotte. Auch die überseeischen Kabel, die Kolonien, die in fremden Ländern angelegten deutschen Kapitalien werden besprochen. Die Abhandlungen über Seemacht in der Geschichte und Deutschlands Aufgaben in der Zukunft bilden einen starken Appell an die öffentliche Meinung, auf daß das Verständnis der Notwendigkeit der Seegeltung in unserm Vaterland immer weiter und tiefer dringe. Erwähnt sei zum Schluß, daß auch die wissenschaftlichen Zwecke, die die Marine mittelbar und direkt fördert, nicht vergessen sind (Tiefsee-Expedition, Südpolarerpedition und andre mehr). Das handliche, mit einer Reihe von Abbildungen, Diagrammen und Plänen gezielte Buch wird hoffentlich eine recht große Verbreitung finden. Es ist ein zuverlässiger Berater aller Freunde einer starken deutschen Seemacht und für die Gegner ein überzeugter und überzeugender Lehrer.

E. F.

**Meyers Kleines Konversationslexikon.**

Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 28.—53. Lieferung. (II. Band.) Leipzig und Wien 1899. Bibliographisches Institut.

Mit anerkennenswerter Raschheit hat der Verlag des trefflichen Nachschlagewerks den II. Band der neuen Auflage herausgebracht. Derselbe umfaßt die Stichwörter „Golg“ bis „Peltkora“ und enthält neben den Tausenden von Kurzgefaßten, auf das Wesentliche

beschränkten Artikeln, die die Hauptmasse des Inhalts und den charakteristischsten Vorzug des „Kleinen Mejer“ bilden, auch eine Reihe von ausführlicheren Darlegungen über besonders wichtige, namentlich aktuelle Gegenstände. Wir nennen von diesen eingehender gehaltenen Artikeln, die in der Regel in sehr rationeller Weise als Beilagen, je nach Bedarf mit vorzüglichen graphischen Darstellungen versehen, gegeben sind, die höchst instructive Uebersicht der Kriegsflootten der Erde, die Uebersicht der deutschen Kolonien (mit Karte, auf der wir nur Kiautschou vermissen), den Artikel über die landwirtschaftlichen Maschinen, die Erläuterungen zum Artikel Nahrungsmittel (mit Tafel) und die mühselhaft orientierenden Ausführungen über Kanzerischeffe (mit Tafel). B.

**Fürst Bismarck.** Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich v. Boshinger. Zweiter Band. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1899.

In der fast bis ins Unübersehbare angeschwollenen Bismardlitteratur nehmen die Veröffentlichungen Boshingers einen der ersten Plätze ein. Seine Werte zur Zeitgeschichte: „Freuden im Bundesstag“, „Fürst Bismarck als Volkswirt“, „Altenstüde zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“, „Die wirtschaftlichen Verträge Deutschlands“, „Ein Achtundvierziger“ bieten geradezu entscheidendes Material für die Beurteilung der politischen Thätigkeit des Fürsten. Aber nicht nur sein amtliches Wirken, bei dem der Kanzler stets die Vollkraft seiner gewaltigen Persönlichkeit einsetzte, hat in Boshinger einen verständnisvollen Geschichtsschreiber gefunden, sondern auch die rein menschliche Ergänzung dazu, seine berühmten Tischreden, in denen er die Seiten seines Wesens entfalten konnte, die bei seinem amtlichen Verkehre vor den strengen Anforderungen des Dienstes zurücktreten mußten. Hier verlangte er wie von sich selbst auch von seinen Beamten stets die äußerste Anspannung aller Kräfte und wurde deshalb oft rauh und heftig, ja ungerecht. In seinen zwanglosen Unterhaltungen kam jedoch die ungesuchte Güte, die bei alledem doch auf dem Grunde seines Herzens schlummerte, sein tiefes Familiengefühl, die Gottesgabe des köstlichen, unverwüßlichen Humors, sein lebhaftes Interesse an allen Kulturfragen, die auch nicht unmittelbar die Politik betreffen, voll zur Geltung. Einen wesentlich andern Charakter tragen die „Interviews“. Man kann sie sozusagen als eine Zwischengattung zwischen den amtlichen Aeußerungen und den zwanglosen Unterhaltungen im Familien- und Freundeskreise bezeichnen, da sie weit von Politikern herbeigeführt worden sind, die des Fürsten Ansicht über eine bestimmte Frage hören wollten. Die be-

rühmten Interviews, die, wie Boshinger sich ausdrückt, nach des Fürsten Entlassung zu einer „europäischen Institution“ wurden, hörten allerdings bald auf, da die Berichterstatter sich nicht immer der Zurückhaltung befleißigten, welche der gemeine Kanzler erwarten zu können geglaubt hatte, und er dadurch oft genötigt wurde, selbst einem wahrheitsgetreuen Berichte ein Dementi entgegenzusetzen, was allerdings bei einem alten Diplomaten nicht zu verwundern ist und keine Veranlassung geben kann, von Mangel an Mut und dergleichen zu sprechen.

Der vorliegende Band ist eine Ergänzung zu dem 1895 bei Gelegenheit des 80. Geburtstages des Fürsten erschienenen ersten Bande, sowie zu den früheren Werken Boshingers: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ und „Fürst Bismarcks Ansprachen 1848 bis 1894“; die darin enthaltenen Gespräche umfassen die Zeit vom April 1846 bis zum 1. April 1898; doch gehört selbstverständlich die Mehrzahl der Zeit nach dem 20. März 1890 an, wo der Fürst naturgemäß mehr Bedürfnis zur Aussprache im Freundeskreise hatte als früher. Die Auswahl ist auch hier wiederum mit der größten Sorgfalt getroffen, so daß in diesen zwei stattlichen Bänden alles enthalten sein dürfte, was Fürst Bismarck außeramtlich an bemerkenswerten Aeußerungen gethan hat. Ein ausführliches Personenregister erleichtert den Gebrauch des Werkes, ein Sachregister vermissen wir leider. An geeigneten Stellen sind Anmerkungen beigefügt, die in kurzer Weise die nötigen Andeutungen zum näheren Verständnis des Textes geben. Die Ausstattung ist dem wichtigen Inhalt entsprechend äußerst vornehm und elegant.

Paul Seliger (Leipzig-Gautsch).

**Neue Dichtungen.** Oswald und Klara. (Ein Stück Ewigkeitsleben.) Herbstblumen. Von Christian Wagner. Heilbronn a. N., Schröder & Co. 1897. 182 S. Geb. 3 Mark.

In der Vorrede zu diesen Dichtungen sagt der Verfasser, der schwäbische Bauer in Heilbronn, kaum eines seiner Büchlein sei so aus seinem Innern heraus, gleichsam mit seinem Herzblut geschrieben worden wie dieses. Es enthalte die innere wie äußere Geschichte seiner letzten Jahre: Thörichtes und Nichtthörichtes in buntem Wechsel, so wie sein Leben auch. In der That eine merkwürdig reiche, umfassende Gedichtsammlung! Wir finden darin die humanitären, besonders auf Tier- und Pflanzenzucht gerichteten Bestrebungen des Verfassers und seinen Glauben an eine Seelenwanderung und zugleich an eine ewige Wiedergeburt alles Lebendigen sich widerspiegeln. „Oswald und Klara“ hat den Gedanken, der durch unbegrenzte Zeiträume hindurch sich wiederholenden Neuerbörperung

des Dichters und seiner Geliebten und Frau zum Thema. Die „Herbstblumen“ umfassen Landschafts- und Reisebilder, Lieder der Ruine, Stimmungsbilder, aus dem Tagebuch eines Lebensmüden und so weiter. Die ganze Sammlung verrät einen echten Dichter; das erkennt man leicht, auch wenn man nicht allen Gedanken Wagners, die darin zum Ausdruck kommen, beistimmen kann. Wir wünschen dem Büchlein gerade auch wegen der edeln Bestrebungen seines Verfassers einen recht guten Erfolg. E. M.

**Unser Tebaldo.** Drama in drei Akten von Philipp Langmann. Stuttgart 1899. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Das Stück behandelt ein soziales Thema. Auf Grund der siebenundzwanzigsten Erzählung des Boccaccio wird uns ein junger Hauslehrer vorgeführt, der die Hausfrau gegen den brutalen lieberlichen Hausherrn beschützen und sie heiraten will, aber der Schwäche der Frau — das Geld ist mächtiger als die Liebe — zum Opfer fällt. Die Personen des Stücks sind Romangehalten, ohne festen innerlichen Halt, Erzeugnisse ihres „Milieus“, ohne eignen Willen (vgl. S. 79, 91). Nur einzelne Nebengestalten sind selbständigere Charaktere. Wohl ist das Stück fesselnd, aber es läßt, wie so manche der moderneren Dramen, unbefriedigt. Dieses Eindruck konnten wir uns bei wiederholter Lektüre nicht erwehren. tm.

**I feudi e i casali di Vitalba.** Von Giulio Fortunato. Trani, V. Vecchi 1898. 67 Seiten.

**Santa Maria di Vitalba.** Von demselben Verfasser. Ebenda. 143 Seiten.

Die beiden Bücher, die durchaus sachwissenschaftlichen Charakter tragen, bieten dankenswerthe Beiträge zur Geschichte Süditaliens. Sie haben für den Historiker dadurch einen um so höheren Wert, als zahlreiche Dokumente aus dem Mittelalter beigefügt sind. Den Interessentkreisen eines weiteren — zumal nicht italienischen — Publikums liegen die behandelten Gegenstände zu fern, als daß ein näheres Eingehen hier angebracht erchiene. Es sei nur bemerkt, daß die beiden Schriften eine größere Reihe von Abhandlungen eröffnen, die sich „Notizione storiche della valle di Vitalba“ betitelt. Br.

**Weltwanderung.** Gedichte von Otto Liebmann. Stuttgart 1899. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VIII und 196 Seiten.

Eine Sammlung von tiefem philosophischem Gehalt, wie freilich von dem Verfasser als Professor der Philosophie (in Jena) nicht

anders zu erwarten. Nur selten leidet unter den philosophischen Meditationen seine Poesie, der eine tiefe Empfindung eigen ist. Die Sprache dieser Dichtungen ist einfach und schlicht, aber auch schwungvoll, wenn es der Inhalt erfordert. In der Form ist der Verfasser sehr gewandt, besonders liebt er Sonette. In der Anordnung seiner Gedichte hat er bestimmte Rubriken verfolgt: Vor der Schwelle. Aus alter Zeit, Urgezeiten, Natur, Gut und Böse, Schicksal der Menschheit, Hymnen, Die Konfessionen. Wir wünschen dem Büchlein freundliche Aufnahme. E. M.

**Les origines de la Compagnie de Jésus. Ignace et Lainez.** Par Herrmann Müller. Paris, Librairie Fischbacher, 1898. 329 Seiten.

Der Verfasser hat recht, wenn er die Geschichte der Jesuiten als ein Problem bezeichnet. Es mag wenig Gebiete in der neueren Geschichte geben, die gleich schwer zu lösende Rätsel enthalten. Müllers Buch ist keine Parteiſchrift; es beruht auf weitgehenden Untersuchungen, die, wie der Verfasser versichert, lediglich aus historischem Interesse hervorgingen. Er ist weder ein ergebener Freund, noch ein leidenschaftlicher Gegner der Jesuiten: „Sie sind im ganzen genommen,“ äußert er, „weder Heilige, noch Heuchler, sie sind ganz einfach Menschen wie andre, heldenhafte Tugend fähig, aber auch dem Irrtum und der Schwäche unterworfen.“ Diese „so einfache Wahrheit“ festzustellen, ist sein Ziel. Es ist zu vermuten, daß er, wie es meistens Vermittlern seiner Art geht, in beiden Lagern Unwillen erregen wird. Das vorliegende Werk behandelt in umfassender, zuweilen etwas breiter Darstellung die Geschichte der beiden ersten Ordensmeister, Ignatius von Loyola und Lainez. Man darf der in Aussicht gestellten Fortsetzung mit Interesse entgegensehen. Br.

**Die Siebolds von Nyköpings.** Ein altkölnischer Roman von Ernst Kuellenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser führt uns in diesem seinem jüngsten und wohl dem besten von seinen bisherigen Werken in das Köln des achtzehnten Jahrhunderts ein. Er erzählt uns von den Schicksalen zweier Familien, von denen die eine dem alten patrizischen Stadttadel und die andre dem schlichten Bürgerstande angehört. Während uns dort Verfall und Niedergang entgegentritt, gewahren wir hier frisches aufblühendes Leben. Die Erzählungskunst des Verfassers führt uns Bilder von anheimelnder Lebendigkeit vor, die alte Metropole des Rheinlands in dem letzten Stadium ihrer bürgerlichen Unabhängigkeit mit ihren aus Väter- und Urväterzeit sich herschreibenden Absonderlichkeiten und Eigen-

rümslichkeiten. Zu diesen Eigentümlichkeiten gehören unter anderm die sogenannten „Konvente“, das heißt auf Stiftungen beruhende Zuflucht- und Ruhehäuser für alte, unverschleht gebliebene Personen weiblichen Geschlechts, zumeist solche des dienenden Standes. In einem dieser Konvente spielt ein großer Teil der Handlung des Romans sich ab, und es sind Szenen köstlichen Humors, die gerade hier der Verfasser vor uns auf-

leben läßt. Der Schöpfer des Romans bewährt sich überhaupt in seiner Darstelllung als einen echten und unverfälschten Sohn des lebensfrohen Rheinlands, er faßt das Leben von seiner ernsten Seite ins Auge, ohne sich den Sinnen für die heitere Seite, die es darbietet, verkümmern zu lassen. Die gesunde Luft, die seine Erzählung durchweht, kann seinem schönen Talente nur neue Freunde werben. h.



## Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

**Bacon-Shakespeares Venus und Adonis.** Ein buchstäblich genauer Wiederabdruck der ältesten Originalausgabe vom Jahre 1593, verbunden mit der ersten wort- und sinnetreuen Uebersetzung und Erläuterung. Herausgegeben von Edwin Bormann. Leipzig, im Selbstverlag des Verfassers.

**Bloch, Johann v.,** Der Krieg. Uebersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Band II: Der Landkrieg (M. 8.—); Band V: Die politischen Konfliktursachen und die Folgen der Verluste (M. 6.—). — Die Unmöglichkeit, den Verwundeten auf dem Schlachtfelde Hilfe zu bringen. (80 Pf.) Vollständig in 6 Bänden; jeder Band einzeln käuflich. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

**Blume, General W. v.,** Die Grundlagen unserer Wehrkraft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. R. 3.—

**Deutsche Juristen-Zeitung.** Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 12—13. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

**Doberan in Mecklenburg.** Stahl- und Eisenmoorbad, Luftkurort und Sommerfrische. Herausgegeben von der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Doberan.

**Eisler, Dr. Rud.,** Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Vierte Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—

**Ferrioni, Cav. Lino,** Schlaue und glückliche Verbrecher. Ein Beitrag zur geschichtlichen und gesellschaftlichen Psychologie. Deutsch von A. Ruhemann. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 8.—

**Fortanato, Giustino,** Ronero. Con 26 documenti inediti. Trani, V. Vecchi.

**Fortanato, Giustino,** Santa Maria di Perno. Trani, V. Vecchi.

**Furrer, Dr. theol. Konrad,** Katholizismus und Protestantismus. In acht Vorträgen dargestellt. Dritte Auflage. Zürich, Müller, Winter & Cie. R. 2.—

**Guedel, Prof. Dr. Ernst,** Kunstformen der Natur. Lieferung 2. (Vollständig in 5 Lieferungen à R. 3.—,

enthaltend 50 Illustrations tafeln mit besprechendem Text.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Huberti, Dr. L.,** „Was heisst und zu welchem Ende besucht man die Handelsakademie?“ Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung. Herausgegeben von der Handelsakademie Leipzig. Verlag der Handelsakademie Leipzig. 50 Pf.

**Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.** Herausgegeben von A. Brandl und W. Keller. 35. Jahrgang. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

**Jaurès, Jean,** Action socialiste. Première série: Le Socialisme et l'Enseignement; Le Socialisme et les Peuples. Paris, Georges Bellais.

**Jugend.** Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 24 bis 27. München und Leipzig, G. Hirth's Verlag.

**Kaujung, Heinrich,** Im Wäldchen. Bilder aus der Sabara. IX. Band des „Literarischen Schachschälens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 1.—

**Kipling, Rudyard,** Das Licht erlosch. Roman. Zweite Auflage. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 4.—

**Kobell, Louise v.,** Das königlich bayerische Schloß Hohenschwangau. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Nr. 3 der Monographien der bayerischen Königsschlösser. München, Jos. Albert. R. 2.—

**Kobell, Louise v.,** Das königlich bayerische Schloß Neuschwanstein. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Nr. 4 der Monographien der bayerischen Königsschlösser. München, Jos. Albert. R. 2.50.

**Kißner, Dr. Georg W.,** Die Deutschen im Sprichwort. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. R. 1.20.

**Laforest, Dabut de,** Der Stellvertreter. Erzählung. Deutsch von L. Wechsler. Band 8 der Collection „Brillant“. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1.—

**Lebensheimer Erziehungsverein.** Sendschreiben an die Fürsten und Landesherren Deutschlands. Herausgegeben vom Vorstand des Lebensheimer Erziehungsvereins in Uetersen (Holstein).

**Lollis, Cesare de,** Poeti stranieri: Paul Heyse. Roma, Direzione della Nuova Antologia.

**Mac Donald, Arthur**, Experimental Study of Children and a Bibliography of Child Study. Washington, Government Printing Office.

**Marfels, Karl**, Die Not der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. Heft IV von „Soziale Streitfragen“. Berlin, J. Gortwisch Nachf. 50 Pf.

**Maupassant, Guy de**, Monsieur Perant oder Verworfen. Deutsch von L. Wechsler. Band 2 der Collection „Brillant“. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1.—

**Mertel, Adolf**, Hinterlassene Fragmente und gesammelte Abhandlungen. II. Teil, 1. und 2. Hälfte: Gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiet der allgemeinen Rechtslehre und des Strafrechts. Straßburg i. G., Carl J. Trübner. M. 23.—

**Meyers Hand-Atlas**. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage mit 112 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register. Lieferung 2—8. (Vollständig in 38 Lieferungen à 30 Pf.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Meyers Kleines Konversations-Lexikon**. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. III. (Schluß-)Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. (Vollständig in 3 Bänden à M. 8.— oder 80 Lieferungen à 30 Pf.)

**Meyers Reisebücher**. Ostseebäder und Städte der Ostseeküste. (Gebunden M. 3.—) — Rheinlande. Neunte Auflage. (Gebunden M. 4.50.) — Schwarzwald, Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg. Achte Auflage. (Karton. M. 2.—) — Der Hochtourist in den Ostalpen. 3 Teile. Zweite Auflage. Band I: Bayrische und Nordtiroler Kalkalpen, Nord-Rhätische Alpen, Oetzthaler Alpen, Ortler- und Adamello-Alpen. (Gebunden M. 5.—) Band II: Salzburger und Berchtesgadener Kalkalpen, Oberösterreichische und Steirische Alpen, Zillertalher Alpen, Hohe und Niedere Tauern. (Gebunden M. 4.—) Band III: Dolomitalpen, Karnische Alpen, Südöstliche Kalkalpen. (Gebunden M. 4.—) — Deutsche Alpen. Vierte Auflage. Band III: Wien, Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain, Kroatien und Istrien. (Gebunden M. 4.50.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Mille nuits et une nuit**. Traduction littérale et complète du texte arabe par le Dr. J. C. Mardrus. Tome premier. Paris, Editions de la Revue blanche.

**Nauticus**. Jahrbuch für Deutschlands Seereisende. Berlin 1899, G. S. Rittler & Sohn.

**Paulsen, Friedrich**, Kant der Philosoph des Protestantismus. Berlin, Reuther & Reichard. 60 Pf.

**Reiser, Dr. Karl**, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Wälgau. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Heft 15. Rempten, J. Köfeler Verlag. M. 1.—

**Revue de Paris**, La. 6<sup>e</sup> Année. N. 11. 1<sup>er</sup> Juin;

Nr. 12. 15 Juin 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.

**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**. Herausgegeben von Rud. Birkom. Neue Folge. Heft 317: Machiavelli. Von Dr. Robert Veltj. 318: Die Sprache und Litteratur der Venezianer. Von Louise Hoffmann. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei H.-G. (vorm. J. F. Richter). à 75 Pf.

**Schultz, Karl Alfred**, Bekenntnisse: Vom Drama und von der Musik. Berlin, Charles Palmie. M. 1.50.

**Schultz, Karl Alfred**, Wenckershöhe. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Charles Palmie. M. 2.—

**Schwarzgelbe Krone — Soziale Fragen!** Zweite Auflage. Dresden, G. Petersens Verlag. M. 2.—

**Stave, Ludwig**, Der Schreiber. Eine Geschichte aus Mecklenburg. Band 1 der Collection „Brillant“. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1.—

**Stodton, Frank W.**, Zum Nordpol und Erdlern. Eine Erzählung aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Marie Selter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt Gebunden M. 3.—

**Tetmajer, Kasimir**, Der Todesengel. Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

**Thiel, Peter Joh.**, Ein Tag in Lebensheim. Zweite illustrierte Auflage. Herausgegeben zum Gedächtnis des Waisenhaus' Lebensheim (Hofheim). Oberfeld. Badedersche Buchhandlung. 50 Pf.

**Thossan, O. Eugen**, Wanda. Eine Novelle. Band 3 der Collection „Brillant“. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1.—

**Tudichum, F.**, Rechtgläubigkeit und Aufklärung im 18. Jahrhundert. Sonderabdruck aus der Zeitschrift zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 39 und 40, 1899.

**Wendfstein, Adolph v.**, 19<sup>o</sup>. Die Schaffung und Erhaltung einer deutschen Schlichtstätte. Leipzig, Dunder & Humblot. M. 1.40.

**Wengerow, S. A.**, Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur. Uebersetzt von T. Pech. Berlin, Joh. Rade. M. 1.—

**Wengler, Alfred**, Das Deutsche Gewererecht. Herausgegeben in der „Sammlung kaufmännischer Rechtsbücher“. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. Gebunden M. 2.75.

**Wiehard, Alfred**, Der Kolonialstorch. Ein deutsch-afrikanisches Märchen für grosse Kinder. X. Band des „Literarischen Schatzkästleins“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 1.—

**Wiedelband, Prof. Dr. W.**, Geschichte der Philosophie. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Lieferung 1—3. (Vollständig in 4 Lieferungen à M. 3.—.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

**Zola, Emile**, Die Schultern der Marquise und andre Novellen. Band XIX der „Reinen Bibliothek Langen“. München, Albert Langen. M. 1.—

==== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ====

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

==== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unbenutzter eingereicherter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufordern. ====

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

**Psyche, Character,**  
 die feinst. u. intimsten Züge etc.  
 analysirt auf Grund einzusend.  
 Handschriften: der Entdecker u.  
 Meister d. wiss-nach. Psychog-  
 raphologie P. P. Liebe, P. F.  
 Augsburg l. Bitte, Beding.  
 auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu  
 verl., da vorherig. Honorar u.  
 Retourport. l. viel. vorn. Ausl. b.  
 m. Fraxis deplac. Nobl. oblige.

**Dr. Ritscher's Heilanstalt**  
 für Nerven-, Frauen- und chronische  
 innere Kranke  
**Lauterberg (Harz).**  
 Das ganze Jahr besucht. Prospekte.  
 Dr. Otto Dettmar.

**Diätetische Heilanstalt**

Dresden-N., Niederwaldstr. 8.  
 Beste Heilerfolg. b. all. chronisch. inner. u. Hautkrankh.  
 Frauenleid. (Massage). Nerventrübungen (Hypnose). Ganzes  
 Jahr geöffnet. Angenehm. Aufenthalt. Maßigste Verpf.  
 Prospekte frei.  
 Dirig. Arzt Dr. Edwin Silber.



**Nur das dankbar Beste**  
 in Schusswaffen aller Art  
 liefert zu concurrenzlos billigen Preisen die  
 Waffenfabrik von H. Burgsmüller, Krausungen Nr. 118.  
 (Harz) Ill. Catal. mit hoch. Referenzen grat.u.fro.

Le  
**Monde Moderne**

5, Rue Saint-Benoît — PARIS

est la **REVUE FRANÇAISE**  
**La plus Complète et la plus Illustrée**  
 Pour l'apprécier  
 demander par carte postale un spécimen complet  
 qui sera envoyé **GRATUITEMENT**

**Bad Wildungen.**

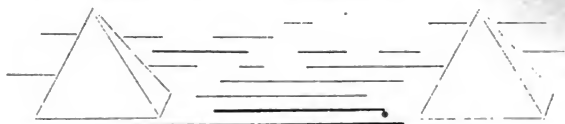
das im Handel vorkommende angebliche Wildunger Salz ist ein künstliches, zum Teil unisöliches Fabrikat. Edriften  
 gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im Badelagihause und Europäischen Hof erwidert.  
 Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Actien-Gesellschaft.

**Dr. Emmerich's Heilanstalt**  
 für **Nerven- und Morphium- und Kranke**  
 Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang  
**Baden-Baden**

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und  
 Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.  
 Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte.

**Die Waffen nieder!**

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von  
 Bertha von Suttner. 8. Jahrgang. M. 1,50 pro Quart., durch die Post,  
 Buchhandlung u. E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!  
 mit Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerrecht!**



**ES IST WELTBE-  
KANNT, DASS DER  
CACAO SUCHARD  
SEINER VORZÜG-  
LICHKEIT UND SEI-  
NES KÖSTLICHEN  
AROMAS WEGEN  
SICH ZUNEHMEN-  
DER BELIEBTHEIT  
ERFREUT.**



# Deutsche Revue



Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



## Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Generalmajor <b>Rudolph R. v. Slatin-Pasha</b> : Ueber den ägyptischen Sudan . . . . .	257
<b>Rudolf Greinz</b> . . . . . Die Furcht vor dem Messer. Skizze . . . . .	272
Von dem königlich italienischen Votschafter <b>Grafen v. Greppi</b> : Erinnerungen eines alten Diplomaten. I. Rom 1841—1842 . . . . .	283
<b>Engen Zabel</b> . . . . . W. W. Wereschtschagin . . . . .	294
<b>O. Langendorff in Kofnod</b> . . . . . Zur Physiologie der Luftschifffahrt und des Alpensports . . . . .	304
<b>Dr. Cabanes</b> . . . . . Sainte Beuve im Privatleben. Nach un veröffentlichten Dokumenten . . . . .	316
<b>Wilhelm Onden</b> . . . . . Die Sendung des Fürsten Hatjfeld nach Paris Januar—März 1813. Urkundliche Mitteilungen (Schluß) . . . . .	336
<b>Sir W. D. Rattigan</b> . . . . . England und Deutschland . . . . .	356
<b>Hans Grunau</b> . . . . . Eine Episode aus der Schlacht bei Gravelotte . . . . .	364
<b>Naturwissenschaftliche Revue</b> . . . . .	365
<b>Berichte aus allen Wissenschaften</b> . . . . .	375
<p><b>Geographie</b>: Hauptmann <b>Butter</b>: Eine spanische Kolonie. Auch ein Beitrag zur Tagesgeschichte aus Chamisso.</p>	
<b>Litterarische Berichte</b> . . . . .	380
<p><b>Johann Wolfgang v. Goethe</b>. Von <b>Julius R. Haarhaus</b>. — Geschichte des Minneangs. Von <b>Dr. Edvard Stilgebauer</b>, Privatdozenten an der Universität Lausanne.</p>	

— \* \* \* —

† Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweispaltige Nonpareille-Spalte  
oder deren Raum kostet 40 Pfennig.  
— Bei Wiederholungen einer Anzeige  
entsprechender Rabatt.  
Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Seiten, nach Uebereinkunft.

# Anzeigen.

Kunzigen-Kannahme bei allen Kunzigen-  
Expeditionen und bei der Deutschen  
Verlags-Anstalt, Abteilung für Kunzigen  
in Stuttgart, Neudr. 121/23.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zu Goethes 150. Geburtstag.

## Goethes Werke.

Mit 1058 Holzschnitt-  
Illustrationen und  
14 Lichtdruckbildern  
nach Originalen erster deutscher Künstler. Nebst Goethes  
Portrait und Lebensabriß. Herausgegeben von Prof.  
Dr. Heinrich Dänker. Vierte Auflage. 5 Bände.  
In Original-Prachtband M. 60. —

Eine prachtvoll ausgestattete und reich illustrierte Aus-  
gabe! Mit Schiller und Shakespeare steht nun Goethe in  
gleich würdigem Gewande an der Spitze der deutschen  
Familienbibliothek. Wiener Fremdenblatt.

## Goethes Werke.

In einer Auswahl  
herausgegeben von  
Heinrich Dänker.

1 Band von 1804 Seiten Lex.-Oktav. Elegant ge-  
bunden M. 4. — Feine Ausgabe auf starkem Papier  
geheftet M. 8. —, in Halbfranz gebunden M. 10. —

Die Hauptwerke des Dichters werden hier in einem  
Bande und zu einem Preise dargeboten, der als geradezu  
exceptionell im deutschen Buchhandel erscheint. Den ganzen  
Goethe in einem, wenn auch noch so starken Bande zu ver-  
einigen, war allerdings nicht möglich, vielmehr mußte eine  
Auswahl getroffen werden, wobei als entbehrlich diejenigen  
Schriften erachtet wurden, die eigentlichen Boden im Volke  
nicht gefunden haben. Dem Bande ist eine warm empfun-  
dene Würdigung von Goethes Leben und Schaffen voraus-  
geschickt, und dem Inhaltsverzeichnis sind Angaben über Art  
und Entstehung der einzelnen Schriften beigefügt.

## Fenz und Goethe.

Mit ungedruckten Briefen von  
Fenz, Gedder, Lavater, Köder-  
rer, Quise König. Von Dr. Joh. Froitzheim. Ge-  
heftet M. 2. 50, elegant gebunden M. 3. 50.

## Goethes Faust.

Mit einem Lichtdruckbild, 74 Text-  
Illustrationen u. 16 Lithbildern.

In Original-Prachtband M. 12. —

Die solide technische Ausstattung in der Ausführung  
der Illustrationen, des schönen Druckes, in dem feinen Pa-  
pier und prächtigen Einband erhöhen den Wert des Buches,  
welches wir als eine der schönsten „Faust“-Ausgaben  
empfehlen. Badische Postpost, Karlsruhe.

## Paralipomena zu Goethes Faust.

Ent-  
würfe,

Stizzen, Vorarbeiten und Fragmente, geordnet und  
erläutert von Fr. Streblke. Geheftet M. 3. —, ele-  
gant gebunden M. 4. 50.

## Wörterbuch zu Goethes Faust.

Von

Fr. Streblke.

Geheftet M. 3. —, elegant gebunden M. 4. 50.

## Zur Goethe-Forschung.

Neue Beiträge von  
Georg Dänker.

Geheftet M. 6. —, elegant gebunden M. 7. 50.

## Ein Goethe-Strauß.

Jugendgedichte Goethes  
nach der Handschrift des

Dichters von 1788, biographisch erläutert von Robert  
Reil. Mit 10 Holzschnitt-Illustrationen und einem  
farbigen Lichtdruck. Geheftet M. 5. —, elegant ge-  
bunden M. 6. —, in Liebhaberband M. 7. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

# Bad Wildungen.

Das im Handel vorkommende angebliche Wildunger Salz ist ein künstliches, zum Teil unheilbares Gabelsalz. Schreibe-  
gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im Badelagerhause und Europäischen Hof ertheilt:  
Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft.

Dr. Emmerich's Heilanstalt  
für Nerven- und Morphium- und Kranke  
dergl.  
Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang  
Baden - Baden

Siehe Dr. E. Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und  
Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.  
Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit  
14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen  
Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung.  
Einzelpreis einer Flasche v. ¼ L. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Co.



## Ueber den ägyptischen Sudan.

Von

Generalmajor Rudolph R. v. Slatin-Pascha.

Seit der Zeit Mohammed Alis, demnach länger als siebenzig Jahre, stand der Sudan unter der ägyptischen Herrschaft und zeigte sich zivilisationsfähig. In den größeren Städten des Landes lebten ägyptische und europäische Kaufleute, fremde Mächte hatten in der Hauptstadt Khartum ihre ständige Konsularvertretung, und Reisende aller Nationen konnten nicht nur ungehindert das Land durchziehen, sondern fanden auch Schutz und Unterstützung. Telegraphenlinien und reguläre Postverbindungen erleichterten den Verkehr mit den entferntesten Gebieten. Moscheen und christliche Kirchen wurden erbaut, und zahlreiche Missionschulen beschäftigten sich mit der religiösen und moralischen Erziehung der Jugend. Da trat Mohammed Achmed auf als Regenerator des angeblich tiefgesunkenen mohammedanischen Glaubens. Als Mahdi (Meister) fand er bald Glauben bei der großen Masse des Volkes, das sich gegen die Regierung empörte; er fesselte den Sieg an seine Fahnen, und mit dem Falle von Khartum war er Anfang des Jahres 1885 Herr des Sudans. Nun durfte es kein Europäer mehr wagen, die Grenze dieses Landes zu überschreiten; von Wadi Halfa, dem Nil entlang, bis nach Nedjaf und von der Küste des Roten Meeres bis in die Nähe von Badai im Westen wäre der kühne Eindringling von aller Verbindung mit der Kultur abgeschnitten gewesen, und der Tod oder lebenslange Gefangenschaft würde die Strafe für ein derart vermessenes Beginnen gewesen sein.

Lange, nur allzu lange sah Europa, durch anderweitige Interessen abgezogen, die greulichen Zustände, die sich nun im Sudan etabliert hatten, ruhig mit an, bis endlich die Stunde der Vergeltung schlug. Die Zeit war gekommen, eine alte Scharte auszuweken, einen unheilvollen Fehler wieder gut zu machen, und so begann England und Aegypten um die Mitte des März 1896 die Campagne zur Wiedereroberung des Sudans, die mit der Einnahme von Omdurman am 2. September 1898 ihr vorläufiges Ende fand.

Nachdem sich nun nach glücklicher Beendigung des Kampfes die berechnete Begeisterung über den militärischen Erfolg gelegt und die Genugthuung Europas

über den neuen Sieg der Zivilisation über die Barbarei ihren erfreulichen Ausdrück gefunden hat, drängt sich zunächst wohl die Frage auf: „Was wird nun die Zukunft des wiedergewonnenen Sudan sein? Was darf man von diesen neuen Gebieten hoffen, und welche Erwartungen werden ihre Verwirklichung finden?“ Um dieser Frage etwas näherzutreten, ist es wohl nötig, einige Worte über Land und Leute zu sagen und einen kurzen Rückblick auf die bisherige, nun abgeschlossene Entwicklungsphase des Sudan zu werfen.

Die Bevölkerung des ägyptischen Sudan zerfällt nach ihrer Lebensweise in zwei große Stämme; in sessende, das heißt Städte und Dörfer bewohnende, und in nomadisierende Araber. Diese letzteren teilen sich wieder in Bezug auf ihre Herden in Kamelzüchter (Siad il Bill) und Rinderbesitzende (Baggara).

Die sesshafte Bevölkerung betreibt hauptsächlich Ackerbau und nebenher etwas Handel, die nomadisierenden Araber leben beinahe ausschließlich von der Viehzucht. Beide Gruppen waren selbstverständlich im wirtschaftlichen Verkehr, um ihre wechselseitigen geringen Bedürfnisse zu befriedigen; die Araber brachten Vieh auf die Märkte der Anrainer, um dafür Getreide einzutauschen, die Landbewohner gingen mit Korn und wenigen Handelsartikeln, die sie führten, bunte, leichte Manchesterwaren, Glasperlen und so weiter, zu den Nomaden, um sich Tiere zu holen.

Der Außenhandel war bei den großen Importschwierigkeiten nach Ägypten in Anbetracht der Ausdehnung des Landes kein sehr lebhafter.

Exportiert wurde: Elfenbein, das, hauptsächlich vom Bahr el Ghazal und Weißen Nil kommend, Monopol der Regierung war und von derselben gewöhnlich partienweise an Kaufleute veräußert wurde; dann kleine Quantitäten von Kautschuk, Straußfedern, getrocknete Rindshäute, von Drogen gab es die Sennemeccapflanze und die Frucht des Tamarindenbaumes. Die Hauptausfuhr bestand aber in Gummi arabicum, aus Süd-Kordofan und von Kargog am Blauen Nil. Soviel ich mich erinnere, mögen 800 000 Meterzentner bis 1 000 000 Meterzentner exportiert worden sein.

Die Haupthandelswege waren: Khartum, Berber-Suakin oder Berber-Abu Hamed-Koroško, oder Khartum, Korti, Debbeh, Wadi Halfa; ein großer Teil des Kordofaner Gummi ging auch direkt von Wara nach Debbeh und Wadi Halfa. Der geringe Handel von Gedaref, Gallabat und Kassala ging direkt nach Suakin und Massawa.

Natürlich mußten die Waren zu wiederholten Malen umgeladen werden, und es kostete stets geraume Zeit in den Verladestationen, bis die nötigen Kamele und Boote zum Weitertransport aufgetrieben waren. Es ist daher auch leicht erklärlich, daß die Kaufleute Monate und Monate brauchten, um mit den eingehandelten Artikeln farbiger Manchesterwaren, Glasperlen, Wohlgerüchen, wie Sandelholz und Del, kupfernen Kochgeschirren und diversen Kleinigkeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren.

Die Sudanbewohner, die teils in Lehmhäusern und Strohhütten, teils in selbst angefertigten Zelten leben, sind ziemlich anspruchslos in ihren Bedürfnissen

und bilden kein konsumfähiges Publikum für den Händler. Da die Frauen, besonders diejenigen der südlichen Distrikte, beinahe nur in Atmosphäre gekleidet, und ihre Männer sozusagen barfuß bis zum Halse einherzugehen gewohnt sind und auch sonst keine hohen Ansprüche an den Komfort des Lebens stellen, so blieb der Import wesentlich hinter dem Export zurück, und das Land wäre wohl in seiner Weise einem gewissen bescheidenen Wohlstande entgegengegangen, wären nicht die Steuern und Abgaben gewesen, welche diese Ueberschüsse der günstigen Handelsbilanz aufzehrten. Bei Eintreibung derselben konnte naturgemäß nicht immer mit Handschuhen angefaßt werden, und so entstanden häufig Differenzen und Reibereien, die allmählich eine tiefgehende Mißstimmung im Lande zur Entwicklung brachten. Diese steigerte sich im Laufe der Zeit zu einer allgemeinen Unzufriedenheit gegen die Regierung und fand immer neue Nahrung vor allem in der Habgucht der Beamten, besonders der einheimischen, sudanesischen, die in letzterer Zeit zu hohen Stellungen gelangt waren und durch Unterdrückung und Gewaltthätigkeit hauptsächlich das eine Ziel anstrebten, sich so schnell als möglich zu bereichern. Eine weitere Quelle der Unzufriedenheit war aber auch in der Unkenntnis des Landes auf Seite der europäischen Verwaltungsorgane gelegen, die oft in der besten Absicht Befehle erteilten und Maßregeln trafen, die, den Traditionen und Anschauungen der Sudanesen geradezu entgegenge setzt, Unwillen erregen mußten und den vorhandenen Gärungsstoff vermehrten.

Mohammed Achmed kannte diese Stimmung im Lande und verstand es, sich dieselbe nutzbar zu machen. Da er sehr wohl wußte, daß nur ein religiöser Faktor die oft in Feindschaft untereinander lebenden Stämme auf die Dauer vereinigen könne, erklärte er sich als der von Gott gesandte Mahdi, fand Glauben und siegte. Sechs Monate aber nach der Einnahme von Khartum starb er, und nach der vorher getroffenen Vereinbarung ging die Herrschaft an seinen Bezir, den Kalifen Abdullahi ebn Seid Mohammed aus dem Stamme der Taascha (Baggara) über.

Dieser, von Jugend an Viehzucht treibend, ging früher auch mit seinen Stammesgenossen auf Sklavenjagden. Er hatte sich die seinem Stamme eigne Energie bewahrt, sein Charakter war dem Mitleide schwer zugänglich, und äußerst selten fand man bei ihm Anwandlungen von Großmut. Obwohl er, oder richtiger, weil er selbst völlig ungebildet war (er kann weder lesen noch schreiben), durfte es niemand wagen, ihm Ratschläge zu erteilen, sein außergewöhnliches Mißtrauen, eine seiner hervorragendsten Charaktereigenschaften, ließ ihn überall Feinde erblicken. Er regierte nur nach eignen Anschauungen und momentanen Eingebungen und sah strengstens auf die sofortige slavische Ausführung aller seiner Befehle.

So glaubte er sich nur auf seine Macht stützen zu sollen und kümmerte sich wenig, ob er durch seine Maßnahmen und Anordnungen im Volke populär oder mißliebig wurde.

Vom westlichen Darfur gekommen, war er ein Fremder im Niltale und blieb es, aber er war klug genug, einzusehen, daß er zur Festigung seiner Herr-

schaft seine eigne Partei, das ist die seiner engeren Stammesgenossen auch der Zahl nach stärken müsse. Er schickte deshalb nach dem bewährten Muster seines Vorgängers Flugchriften an alle Araberstämme des Westens und befahl ihnen, mit Hab' und Gut nach Omdurman zu pilgern. Er versprach ihnen im geheimen durch seine Agenten reiche Ländereien, Einziehung des Vermögens der Flußbewohner und dessen Verteilung unter sie. Um seinen Wünschen, mit deren Erfüllung es doch etwas langsam vor sich ging, den richtigen Nachdruck zu geben, erteilte er seinen Verwandten, die als Heerführer über die Truppen in Kordofan und Darfur kommandierten, schließlich den Befehl, die Stämme, die nicht aus eigner Antriebe die Pilgerfahrt zu ihm unternähmen, mit Gewalt nach Omdurman zu bringen.

Es entstand nun eine förmliche Völkerwanderung von Westen nach Orien. Fortgesetzt strömten in größeren und kleineren Zwischenräumen die neuen Ankömmlinge aus den westlichen Provinzen zu, und bis in die letzte Zeit dauerten diese neuen Zuzüge noch an.

Freilich kamen nicht alle aus freiem Antriebe, sondern viele mußten mit Gewalt aus ihren Wohnsitzen vertrieben und zur Fahrt nach Omdurman gezwungen werden. Natürlicherweise gingen auf dem weiten, beschwerlichen Wege Tausende zu Grunde, während die mit heiler Haut Angekommenen den durch den Klimawechsel verursachten Krankheiten ausgesetzt waren und häufig unterlagen. Dennoch boten die noch immer zahlreichen Ueberlebenden dem Kalifen, ihrem großen Landsmanne, einen genügenden Rückhalt, um die Flußbewohner, die gegen seine Unparteilichkeit und guten Absichten Mißtrauen gefaßt hatten, im Zaume zu halten.

Die vom Westen kommenden Stämme hatten auf ihrer Wanderung ihre Herden, welche ihren ganzen Reichtum bildeten, zum größten Teile eingebüßt und kamen als arme Leute im Niltale an, jedoch beseelt von der Hoffnung, durch den Kalifen wieder zu Wohlstand zu gelangen. Es lag in dessen wohlverstandenen Interesse, seine Parteiangehörigen und Landsleute, die ja als Fremdlinge im Lande einzig und allein auf ihn und den Bestand seiner Herrschaft angewiesen blieben und unter allen Verhältnissen treu zu ihm halten mußten, zu stärken und deshalb auch zu schonen. Er schickte deshalb einen großen Teil der Leute des Gezireh (das ist das Land zwischen dem Blauen und Weißen Nil), sowie der Bewohner des Niltales von Khartum bis Dongola, an die Grenze, gegen Aegypten, Aethiopien, Nedjaf und Darfur, wo sie dann in den verschiedenen Kämpfen umkamen oder den Strapazen und dem Mangel an Nahrungsmitteln erlagen. So bestand zum Beispiel die Armee unter Abdrahman wad e Negumi, der den Befehl hatte, in Aegypten einzudringen, von General Greufell aber Anfangs August 1889 bei Tosli vollkommen vernichtet wurde, beinahe ausschließlich aus den Nilstämmen angehörigen Männern, ebenso die von General Hole Smith im Februar 1891 bei Totar besiegte Mahdistentruppe. Bei beiden Armeen waren die Stämme des Westens nur sehr schwach vertreten gewesen.

Die in ihrer Heimat zurückgebliebenen Flußbewohner wurden im Laufe der Jahre entwaffnet und durch Vermögensentziehung und das ganze Register der Unterdrückungsmaßregeln, an denen der Kalif so erfindereich war, moralisch, physisch und ökonomisch geschwächt. Ländereien und bewegliches Besitztum der im Kampfe Gefallenen wurde oft ganz willkürlich an die Fremdlinge des Westens verteilt, und der Kalif selbst, auch auf die eigne Bereicherung bedacht, konfiszierte unausgezehrt das Vermögen der Unbotmäßigen und Hochverräther, oder richtiger derer, die er dafür erklärte; durch diese Praktiken und von Hungersnot und Krankheit unterstützt, brachte es der Kalif zuwege, daß wenige Jahre, nachdem er vom Sudan Besitz ergriffen hatte, kaum mehr als ein Drittel der ursprünglichen Bevölkerung am Leben war.

Den derart mißhandelten Anhängern des Mahdi wurden durch dieses systematische Vorgehen, man darf sagen, mit Gewalt die Augen geöffnet. Die zu Beginn der Bewegung vom heiligen Wahne befangenen, mit wildem Fanatismus kämpfenden Derwische (wie sie allgemein irrtümlich genannt werden) begannen allmählich zum Bewußtsein zu kommen, daß sie in ihren Erwartungen getäuscht worden waren, daß man sie mißbraucht habe. Hatte man sie früher mit Peitschen geschlagen, so wurden sie jetzt mit Storpionen gezüchtigt; es ward ihnen klar, daß man die Religion nur als Mittel zur Erreichung des Zweckes, als Aushängeschild benutzte; sie selbst hatten die ägyptischen Beamten, unter denen es doch auch manchen gerechten und pflichteifrigen gegeben, hingemordet und verjagt und dafür grausame, hartherzige Baggara eingetauscht, von denen jeder einzelne sich ein Herrscher dünkte. So zur Erkenntnis gelangt, wünschten sich nun viele die Beendigung des Trauerspiels herbei, zu dessen Incenssetzung sie selbst einst eifrig mitgeholfen hatten. So standen die Dinge bei Beginn der Expedition. Dessenungeachtet durften wir uns nicht allzu weitgehenden Illusionen hingeben. Die Verwandten des Kalifen, sein Stamm und der größte Teil der Baggara waren bereit, mit ihrem Herrn zu kämpfen und zu sterben; die Negertuppen, gewohnt in ihm ihr Haupt zu erblicken, waren ihm nach wie vor treu ergeben, und selbst manche der Bewohner des Nilthals, die sich während der unregelmäßigen Verhältnisse seines Regimes Vermögen erworben oder ihn seinerzeit gegen die Regierung kräftig unterstützt hatten und jetzt vor dem Arme der strafenden Gerechtigkeit bangten, fanden ihr Interesse mit dem des Kalifen verknüpft und waren entschlossen, mit den Waffen für dasselbe einzutreten. So, grundsätzlich die Stärke des Feindes lieber überschätzend als in das schon so oft verderbenbringende Gegenteil verfallend, wurden die Vorbereitungen zur Wiedereroberung des Sudan getroffen. Der Verlauf und das Resultat der 2 $\frac{1}{2}$  Jahre dauernden Campagne ist zu bekannt, als daß ich hier darauf des näheren einzugehen Veranlassung hätte.

Die Provinz Dongola wurde im September 1896 den Derwischen entzogen und von uns besetzt, und als Berber — gerade ein Jahr später — genommen ward, da war Dongola, welches unter den Mahdisten kaum genug für den eignen Bedarf produzierte, schon im Stande, uns mit Getreidezufuhren zu unterstützen.

Der Betrieb der Satiëhs (Wasserräder) hatte sich in einem Jahre beinahe verdreifacht, und die Dattelernte war so ergiebig, daß von diesen Früchten, an denen Dongola so reich ist, nicht unbeträchtliche Quantitäten auf der bis Kerma ausgebauten Eisenbahn nach Galsa auf den Markt gebracht werden konnten.

Im Juni 1897 hatten die zwischen Verber und Omdurman wohnenden Galiin (der stärkste und zahlreichste der Stämme des Sudan) unüberlegt und vorzeitig ihre Sympathie für uns bethätigen wollen und sich, wider unsre Absichten, gegen den Kalifen empört.

Dieser sandte seinen Vetter Mahmud mit einer beträchtlichen Truppenmacht — der ganzen Westarmee, die von Darfur nach Omdurman beordert worden war — gegen die Aufrehrer, und diese wurden in ihrem Hauptstize Metemeh, wo sie sich vereinigt hatten, Anfangs Juli angegriffen, besiegt und nahezu gänzlich vernichtet. Tausende von Männern fielen, selbst Weiber und Kinder wurden gemordet, und die, welche dem Gemetzel entgingen, nach Omdurman gebracht und als Sklaven verkauft.

Einem Teil der Bewohner der südlichen Dörfer glückte es aber, sich rechtzeitig zu uns, in die Provinz Dongola zu flüchten. Wir nahmen sie gerne auf, und dank der zunehmenden Prosperität des Landes waren wir im stande, diese hilflosen, dem Hungertode nahen Flüchtlinge zu behalten und zu ernähren. Das Land von Dar el Gimeab bis zum Abbara wurde durch Mahmud vollends verwüstet, und an den Ufern des Nil, wo Tausende von Wasserrädern, durch arbeitssame Menschenhände getrieben, der Erde ihre Produkte abrangten, und wo trotz der drückenden Baggarawirtschaft noch immer ein bescheidener Wohlstand geherrscht hatte, war es totenstille geworden, und auf eine Strecke von mehr als hundert Meilen war kein menschliches Wesen mehr zu finden. Auf unserm Wege nach Omdurman durchzogen wir dieses Land, in welchem nur mehr die Ruinen verbrannter Dörfer verrieten, daß diese Gebiete, einstmals besiedelt, einem schonungslosen Feind zum Opfer gefallen waren.

Am 2. September 1898 ward die Schlacht bei Omdurman geschlagen — und gewonnen, und am Sonntag den 4. September wurde unter dem Donner der Geschütze, auf dem am Blauen Nil gelegenen, von den Derwischen halb zerstörten alten Regierungspalast, den seinerzeit General Gordon bewohnt hatte, die englische und ägyptische Flagge gehißt, zum Wahrzeichen, daß diese beiden Mächte vereint, den Feind besiegt und nun vom Lande Besitz ergriffen hatten.

Ich glaube, ein Gefühl tiefer Befriedigung schwellte die Brust eines jeden, war doch Gordon endlich gerächt und eine alte Schuld gesühnt! Es war etwas geleistet und erreicht worden, und jeder durfte des Bewußtseins froh sein, nach Kräften das Seinige zum Erfolge beigetragen zu haben.

Das Land selbst aber ist durch die beinahe vierzehnjährige sinnlose Willkürherrschaft eines Tyrannen völlig heruntergebracht. Kaum ein Drittel der ursprünglichen Bevölkerung lebt in den Distrikten, die, wenn die nötige Arbeitskraft vorhanden wäre, große Erträgnisse liefern könnten.

Minder geeignet für Kultivation sind die Flußufer von Dongola via Abu



Named-Berber-Khartum, wo nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen fruchtbarer Erde mittels Schöpfrädern nutzbar gemacht werden kann. Anders aber und wesentlich besser steht es mit den Gebieten zwischen dem Weißen und Blauen Nil, Gezirah genannt, wo ungeheure Strecken des kulturfähigen Ackerlandes vollkommen brach liegen. Ein Teil derselben wird wohl während der Regenzeit von der Landbevölkerung bebaut; doch hängt es naturgemäß von der Dauer und Intensität der Regenzeit ab, ob und in welchem Maße man einen Ertrag zu erwarten hat. Bei künstlicher Bewässerung im Wege entsprechender Kanalisierung oder sonstiger geeigneter Anlagen fiel diese Ungewißheit der Ernteausichten selbstverständlich weg. Ob der Ertrag im Einklang mit den Kosten derart zu errichtender Wasserwerke stehen würde, ist allerdings eine Frage, die vor allem dem Techniker zu beantworten zustehen wird, der Laie wird sie jedenfalls mit Beruhigung bejahen zu können glauben, denn der Boden ist für alle Sorten Getreide, Baumwollpflanzen, Zuckerrohr u. als vorzüglich geeignet zu bezeichnen. Gedaref und Gallabat sind fruchtbare Länder, doch weit vom Flusse entfernt und gleichfalls von der Dauer der Regenzeit abhängig, können demnach erst in entfernterer Linie in Betracht kommen. Südlich von Kargog beginnen riesige Wälder mit enormen Mengen von alten Bäumen, die verschiedentlich als Nußholz verwendet werden könnten, unter ihnen auch Mimosenarten (*Acacia Talha*), die einen, wenn auch minderwertigen Gummi *arabicum* liefern, der seinerzeit auf den Markt von Kargog gebracht wurde. In den Bergen von Gule, Kehl, Beniichangol suchen die Eingeborenen nach Gold, welches wohl in zu geringen Mengen vorkommen mag, als daß es sich der Mühe lohnen dürfte, die Ausbeutung rationell mit den Mitteln der modernen Technik zu betreiben. Die dort ansässige Bevölkerung benutzt die ihr vom Ackerbau und sonstigen notwendigeren Beschäftigungen freibleibende Zeit, wäscht, schürft und sucht nach Gold, und wenn es einer Familie nach mehrtägiger Arbeit vielleicht glückt, eine Menge im Werte eines Pfundes (£) zu finden, so ist dies immerhin noch ein Glücksfall und ein Gewinn für dieselbe, da sie ja weder Zeit noch Kraft auf andre Weise zu verwerten in der Lage war. In Kordofan war der Gummi *arabicum* (von der *Acacia Hashaba*) die Grundlage des Wohlstandes, der im Lande herrschte; die Gawama und Gimeh sammelten denselben und verkauften ihn an Handelsleute nach U'beid oder Bara, von wo er durch die Kababijch-Araber nach Khartum oder Debbeh gebracht wurde. Dieser Gummi, in der Form rundlicher, blaßgelber Körner vorkommend, war der beste und von der Industrie gesuchteste, ist aber infolge der langjährigen Unruhen derzeit beinahe ganz aus dem Handel verschwunden. Ueberdies findet man in Kordofan und Darfur auch Eisen minderer Qualität, und im Süden im Hofrat el Nasas existieren Kupfergruben, die von den Eingeborenen mit ihren bescheidenen Hilfsmitteln ausgebeutet werden. Sie formen das gewonnene Metall in Ringe und bringen es so gestaltet in Handel.

Eine Zukunft wird vor allem andern das Bahr el Ghazalgebiet haben wegen des dort häufig vorkommenden Gummi *elasticum*. Dort findet sich *Landolphia florida*, *Carpodinus dulcis* und *Carpodinus acidus*, *fecus elastica* und andre.

Professor Schweinfurth berichtete seinerzeit, daß er wohl mehr als zwanzig verschiedene Feigenbäume gefunden, die alle Gummi elasticum enthalten.

Schon Emin Pajcha, Gessi und Lupton Bey hatten ihr Augenmerk auf dieses Produkt gerichtet und es als die Quelle zukünftigen Reichthums bezeichnet. Heutzutage, in der Aera der Bicycles, Motowagen und Gummiräder, wo sich die Nachfrage in diesem Artikel so wesentlich gesteigert hat, ist wohl anzunehmen, daß die Vorhersehungen der früheren Gouverneure um so mehr ihre Bewirklichung finden werden.

Elfenbein und Straußfedern gehörten seit jeher zu den bekannten Exportartikeln des Landes, und durch vernünftige Jagdvorschriften, die den Abschluß der Tiere regeln und einschränken, wird in diesen Produkten auch für die Zukunft eine dauernde Einnahmsquelle für den Sudan erhalten werden können. Sennemecca und Tamarinden giebt es in Hülle und Fülle. Die Rinder- und Kamelherden, die das Besitztum der nomadisirenden Araber bilden, sind, wie schon oben angedeutet, im Vergleiche zu früher, zu einem Nichts zusammengeschrumpft, so daß der Handel mit den diesfälligen Produkten, insbesondere mit Tierhäuten, wohl für lange hinaus ohne jede Bedeutung sein wird.

Handel und Wohlstand eines Landes hängen wesentlich von der geographischen Lage und der Bodenbeschaffenheit desselben, von den Verkehrsmitteln im Innern und denen, welche es mit den Nachbarstaaten in Verbindung bringen, endlich von der Wichtigkeit und den individuellen Eigenschaften der Bevölkerung und manchen andern wirtschaftlichen Faktoren ab. Lage und Beschaffenheit des Sudan sichern ihm ohne Zweifel eine hoffnungsvolle Zukunft. Fruchtbare Land, von schiffbaren Flüssen durchschnitten, mit wertvollen Naturprodukten, auch an mineralischen Schätzen voraussichtlich nicht arm, läßt es nur Gutes, wenn nicht das Beste erwarten. An Herstellung von Verkehrsmitteln wird mit Fleiß, Geschick und Schnelligkeit gearbeitet. Die Pfeiler der eisernen Brücke über den Atbara sind gesetzt. Die Eisenbahn bis in die Nähe von Shendy ist fertig, so daß die Hoffnung berechtigt erscheint, daß die direkte Verbindung Wadi-Halfa-Khartum noch vor Ende des Jahres hergestellt sein wird. So wird man dann bald in der Lage sein, diese Strecke, zu deren Durchquerung man früher Wochen brauchte und Mühen und Gefahren nicht scheuen durfte (schlecht gebaute Boote auf dem Flusse und Sandstürme und Wassermangel in der Wüste), in zwei bis drei Tagen sicher und bequem zu durchreisen.

Bald wird man wohl auch daran gehen, den „Sett“, die große Pflanzenbarre, die den Dampfschiffsverkehr zwischen Fajshoda und Regjaf hindert, zu durchbrechen, und so eine direkte Verbindung zum oberen Nil zu schaffen. Gelingt es Cecil Rhodes, das Projekt, seine Bahn weiter nach Norden zu führen, zu verwirklichen, so wäre damit schon die direkte Verbindung vom Norden nach dem Süden Afrikas von Alexandrien nach dem Kap hergestellt. Obwohl ein Transithandel in Afrika wohl niemals Platz greifen wird, das heißt Produkte Aegyptens oder über Aegypten nicht nach dem Kap oder umgekehrt solche vom Kap nicht nach oder über Aegypten gebracht werden dürften, so wäre dieje

Kommunikationslinie doch von größter Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung Innerafrikas, denn der größte Teil der Produkte aus den vom Meere entfernt liegenden Gebieten würde längs dieser Linie abgelagert und dann nach Bedarf nach Süden oder Norden weiter transportiert werden. Ich glaube wohl kaum, daß man in nächster Zeit daran denken wird, die Eisenbahn südlich von Khartum weiter zu führen. Ist aber der „Selt“ einmal durchbrochen, so würde eine geregelte Dampfschiffverbindung nicht nur die Wiederbildung der Pflanzenbarre dauernd verhindern, sondern, da der Weiße Nil das ganze Jahr hindurch selbst für größere Dampfboote schiffbar ist, auch genügen, um den Handelsverkehr in zufriedenstellender Weise ohne Unterbrechung zu vermitteln.

Eine direkte Verbindung von Norden nach Süden wäre jedoch selbstverständlich für militärische Zwecke von allergrößter Bedeutung, denn nur so wird man in der Lage sein, Truppenabteilungen schnell und ohne dieselben vorher durch lange Märsche zu ermüden, an den Ort zu bringen, wo man sie braucht. Operationen, zu denen man jetzt Wochen und Monate braucht, und an die man sich heute ohne gründliche Vorbereitung nicht heranwagen darf, würden dann in ebenso vielen Tagen eingeleitet und ausgeführt und so dazu beitragen, Ordnung und Sicherheit in den neu erworbenen Distrikten Afrikas aufrecht zu erhalten.

Was nun die Dichtigkeit der Bevölkerung des Sudan anbelangt, so war sie von jeher im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes eine spärliche, und dank der mörderischen Mahdistenwirtschaft mögen etwa zwei Drittel der Bewohner hingeopfert worden sein. Distrikte, die früher wenigstens eine schütterere Bevölkerung aufzuweisen hatten, sind jetzt beinahe menschenleer und ausgestorben. Weite Länderstrecken, die früher bebaut und kultiviert, wenigstens in bescheidener Blüte standen, liegen jetzt brach und öde da — es fehlt allseits an Menschenhänden, die arbeitsfreudig zu Tage fördern, was der Boden leicht und gerne darbieten würde. Die Bewohner des Sudan, seien es nun die freien Araber oder die die Urbevölkerung bildenden Negerstämme, gehören ihrer natürlichen Anlage nach nicht zu den besonders schaffensfreudigen Menschen. Jeder bestrebt sich zwar in seiner Weise, so viel zu erwerben, als er zur eignen Lebensnotdurft und zum Unterhalte seiner Familie unbedingt notwendig hat, — aber nach einem Mehr strebt er nicht, es müßte ihm denn ganz ohne Schwierigkeit in den Schoß fallen. Der Ackerbau wurde in den Ländern des Nilthales, sowie auch in Kordofan und Darfur, wo er nur mit Unterstützung der Sklaven betrieben, die unter der früheren ägyptischen Regierung im Geheimen, unter den Kalifen selbstverständlich offen im legitimen Handel aus den südlichen Distrikten von Gebel Burum und Gule, Dinka, Schilluk, Gebel Ruba, sowie aus der Bahr el Ghazal- und Bahr el Gebel-Provinz geliefert wurden. Schreckliche Grausamkeiten wurden bei diesen Sklavenjagden verübt — Dörfer verbrannt, Ländereien verwüstet und Menschenleben ohne Zahl hingeopfert. Die Ueberlebenden aber, die es ihrer zäheren Natur verdanken, noch lebend in die nördlicheren Länder zu gelangen, gingen einem wesentlich besseren Schicksale entgegen, als sie es wohl erwartet haben mochten, — denn der Sklave steht im Sudan zu seinem Gebieter

in keinem andern Verhältnisse als der Diener zu seinem Herrn. Der Sklave gilt im allgemeinen als ein nützlicher Luxusartikel, wird als solcher auch behandelt und geschont und als zum Hause gehörig betrachtet. Der nomadisierende Araber benutzte seine Sklaven als Hirten; war er treu und zeigte er sich tapfer, so durfte er seinen Herrn auch auf Raub- und Kriegszügen begleiten und bekam seinen Beuteanteil wie ein anderer. Hatte er Glück und Energie, so konnte er sich nicht selten nach vorhergetroffener Vereinbarung von seinem Herrn loskaufen und dann das Leben eines freien Mannes führen. Die sesshaften Stämme verwendeten ihre Sklaven vorwiegend zur Bebauung ihrer Felder und zu sonstigen Arbeiten, sowie zur Verrichtung häuslicher Dienstleistungen. Junge Sklavinnen wurden zu Konkubinen gemacht (was das mohammedanische Glaubensgesetz als eine legitime Einrichtung gestattet) und durch diese häufige Vermischung der arabischen Rasse mit dem Negerblute ist es allmählich gekommen, daß die freien Stämme arabischer Abstammung heute meist die dunkle Hautfarbe der Neger besitzen und häufig nur durch Einzelheiten in der Gesichtszug- und Körperbildung von den autochthonen Stämmen Afrikas zu unterscheiden sind. — Grausamkeiten der Herren gegen ihre Sklaven kommen äußerst selten vor, und die Kinder der letzteren wurden in der Regel als Hausgenossen zusammen mit den eignen Nachkommen erzogen. Die Sklaven im Sudan wurden nicht wie seinerzeit in Südamerika als ein Kapital betrachtet, aus dem man mit allen Mitteln der Brutalität die höchste Verzinsung herauszuschlagen trachtete, sondern wie oben erwähnt, mehr als ein Gegenstand des Luxus und eine Zierde des Haushaltes, weshalb in den Häusern der wohlhabenden Klasse, bei den Scheichs und Omdas oft eine Uebersahl von Sklaven gehalten wurden, die ihre Tage im Nichtsthun verbrachten und keine andre Lebensaufgabe hatten, als durch ihr Dasein den Reichtum des Hauses zu illustrieren. — Sonst wurde der Sklave von seinem Herrn in der Regel angewiesen, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen, und diesem zum Zeichen seiner Abhängigkeit und Unfreiheit als Tribut einen Teil seines Verdienstes abzugeben: wenn er Acker bebaute in Form von Korn; war er als Arbeiter verdingt worden, einen kleinen Teil seiner Entlohnung.

Es ist selbstverständlich, daß der Sklavenhandel mit allen zu Gebote stehenden Mitteln unterdrückt werden muß und unterdrückt wird, und daß es der Geist moderner Humanität nicht dulden kann, daß das, wenn auch relativ milde, dienbotenähnliche Verhältnis zwischen Sklaven und Herren, als mit Gewalt begründet und durch Zwang aufrecht erhalten, weiter fortbestehe. Frei zu sein und frei zu heißen, wirkte auch verlockend auf den Schwarzen, und so verlassen nun viele Tausende von ihnen ihre Gebieter, um ihre eignen Herren zu werden und das Gefühl der Unabhängigkeit kennen zu lernen. Da sie nun weder Ländereien noch Vieh besitzen, auch nicht das Allernötigste haben, um etwa Handel zu treiben, wird wohl die Regierung Sorge tragen müssen, diese Menge der Befreiten nützlich zu beschäftigen, doch wird es bei der angeborenen Bequemlichkeit der Sudanesen, seien es nun Araber oder autochthone Afrikaner, oft nachdrücklicher und auch handgreiflicher Hilfe und Ermunterung bedürfen, um sie zu veranlassen, die Hände

aus dem Schoße zu nehmen und dem Boden seine Produkte abzurufen. Mit dem Fortschreiten der Kultur wird die Bevölkerung gewiß allmählich neue Bedürfnisse kennen lernen und dann sich nach und nach angeregt und gezwungen sehen, zu arbeiten und zu verdienen, um sich die Möglichkeit zu schaffen, diese zu befriedigen; doch bis dahin wird es wohl einer großen und planmäßigen Energie der Regierungsbeamten bedürfen, um die Indolenz des Sudanesen zu brechen und diesen zu einer nützlichen Thätigkeit heranzubilden. Von einer Industrie des Sudan kann wohl kaum gesprochen werden. Ehemals wurden in den größeren Städten der nördlichen Provinzen hübsche Filigranarbeiten aus Gold und Silber gemacht, die auch nach Aegypten gingen und stets Abnehmer fanden; doch ist diese Produktion aus Mangel an Edelmetallen seit langem fast ganz eingestellt worden, und die wenigen ausgebildeten Arbeiter, die sich damit beschäftigten, dürften zum größten Theile ausgestorben sein. Aus Eisen fertigt man große Lanzen und die kleineren Wurfspieere an, dann Messer, Gebisse für Pferde und Esel und die zur Feldarbeit notwendigen Gerätschaften. — Holz wird zum Bau von Booten, zu Kamel-, Pferde- und Eselsätteln, zu Angarabs (Wettstellen) und verschiedenartigen Hausgeräten verarbeitet. Die Lederindustrie beschränkt sich auf die Verfertigung von Sandalen für Männer und Frauen, der wenig vorkommenden Schuhe, Sättel und des üblichen Riemenzeuges für die verschiedenen Reittiere: auch werden Messer- und Schwerthscheiden, dann die häufig zum Verkaufe gebrachten Amulette aus Leder erzeugt.

Von etwas größerem Belange ist die Baumwollindustrie. Fast jede Frau und jedes Mädchen spinnt entweder für den eignen Bedarf oder zu Verkaufszwecken, und Weber, deren es in jedem Dorfe giebt, verarbeiten dann die Hausgespinnste zu Stoffen, die je nach Feinheit und Stärke zu Kleidern, Turbanen, Schiffsegel und so weiter verwendet werden. Auch beschäftigen sich die Weiber vielfach mit Flechtarbeit und fertigen Matten und Deckel für Hausgeräte aus Palmblattstreifen an. Doch alles, was derart produziert wird, überschreitet, wie aus vorstehendem zu entnehmen ist, nicht den Rahmen der Hausindustrie und dürfte in Ansehung der ökonomischen Weiterentwicklung des Sudan kaum wesentlich in Betracht kommen. Der einzige Beruf sozusagen, zu dem jeder Sudanese sich hingezogen fühlt und dem er mit Lust und wahrer Liebe zur Sache nachkommt, ist der, sich mit Gewalt das Eigentum anderer anzueignen. Der Sudanese ist deswegen im Grunde genommen weder Dieb noch Mörder, und es entspricht durchaus nicht seinen Charaktereigenschaften, etwa kleine Diebstähle auszuführen oder seinen Gegner meuchlings zu überfallen und zu töten; mit den Waffen in der Hand offen auf Beute auszugehen ist vielmehr seine Art und Gewohnheit, und gelingt der Raubzug, so ist das Unternehmen dann nicht nur profitabel, sondern auch ehrenhaft. Nur die seßhaft gewordene Bevölkerung des Nilthales war infolge ihrer Lebensweise, die die rauhen Sitten etwas milderte, und infolge der strengen Aufsicht der früheren ägyptischen Regierung allmählich dazu gelangt, diesen Charakterzug aufzugeben und im großen und ganzen Frieden zu halten, während die Araberstämme sowie die sonstigen Bewohner der west-

lichen Provinzen, von nimmerjatter Beutegier geleitet, ständig in Haber und Kampf gegeneinander lagen.

Es fochten Bisharia gegen Habendowa, Batahin gegen Schuterieh, Kawala gegen Gihena, Selem gegen Gimel, Hawazmah gegen Hommr, Hommr gegen Zajabieh und Kababisch, Rizegat gegen Messerieh, Hommr und Habbanie, Taafcha gegen Benihalba, Birket gegen Vegu und so fort, es gab keinen Stamm, der sich mit seinem Nachbar vertragen hätte und Frieden halten wollte, sie fanden Gefallen an den Razzias, an dem blutigen Spiele, dessen Einfaß das Leben war, das aber dem Gewinner reiche Beute einzutragen pflegte. Mochte auch das Glück der Waffen wechseln, mochte es auch immerhin heißen: heute mir, morgen dir! das focht sie wenig an.

Nach dem Tode des Mahdi, als man nach und nach einzusehen begann, daß die neue Herrschaft nicht in dem wahren Glauben ihre Stütze suchte, wie sie vorgab, hielt es der Kalif für wohlangebracht, die Stämme systematisch gegeneinander zu hegen, wohl wissend, wie sehr er im Interesse der Aufrechterhaltung seiner Macht eine Vereinigung derselben mit allen Mitteln hintanhalten mußte. Die Kampflust der Sudanesen, ihre immer rege Habgier, wo es Ausficht auf Beute gab, kamen ihm bei Ausführung seiner Absichten ganz trefflich zu statten, und so erklärt sich's auch, daß noch wochenlang nach der Einnahme von Omdurman nicht nur Marodeure der verstreuten Derwische im Gezireh, zwischen dem Blauen und Weißen Nil, die Bewohner plünderten und brandschafften, sondern daß auch die Eingeborenen selbst, östlich vom Nil bis Gedaref, westlich bis an die Ostgrenze Darfurs, seit langem an Raub und Gewaltthaten gewöhnt, vielfach die Zeit des Interregnums benutzten, um noch Beute zu machen, wo und solange es nur anging.

Der Kalif befindet sich jetzt in Schertela im südlichen Kordofan, dem früheren Lande der Habbanie des Scheichs wad Abdun.

Er hatte, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Schlacht für ihn verloren sei, das Weite gesucht. Die eilige Flucht des Kalifen, der einst als tapferer Mann galt, bewies, wie er im Laufe der Jahre zum entwerteten Tyrannen herabgesunken, seine Energie verloren hatte und ein Feigling geworden war. Er, der zur Erreichung seiner Zwecke und zur Befestigung seiner Herrschaft die Stämme, die sich nicht fügen wollten, durch seine Anhänger beinahe ausrotten ließ; er, der ohne jede Notwendigkeit, nur um Furcht und Schrecken zu verbreiten, an einem einzigen Tage siebenundsechzig Männer in grausamster Art hatte hinrichten lassen, der seinen eignen Kadi (obersten Richter), eifersüchtig auf dessen Einfluß und Reichthum, dem Hungertode weihte, seinen ersten Feldherrn in einem Anfall von Mißtrauen eumauern und verdursten ließ; er, der Tausende und Tausende, ohne mit der Wimper zu zucken, dahingeopfert hatte, floh nun wie ein geheßtes Wild durch die Wälder seines gefallen Reiches.

Am Tage der Schlacht feuerte er seine Anhänger durch Versprechungen und Prophezeiungen zum Kampfe an; als es aber zur Entscheidung kam, als

es hieß, das eigne Leben einzusetzen, da zog er sich vorsichtig zurück, um in sicherer Entfernung abzuwarten, wie die Würfel fielen.

Als er seine Sache verloren sah, flüchtete er in die Stadt, und als er da sein Haus in Trümmern und statt des Grabmales des Mahdi eine Ruine fand, fuhr ihm der Schreck in die Glieder; zitternd vor Furcht gab er jetzt jeden weiteren Widerstand auf und verließ in eiliger Flucht die Stätte, von der aus er durch beinahe vierzehn Jahre das Land mit Willkür und Grausamkeit beherrscht hatte.

Zu feige, um für seine Ehre, für Weib und Kind zu kämpfen und zu fallen, zu feige auch, um sich dem Gegner zu ergeben und so wenigstens seiner Familie ein günstigeres Schicksal zu sichern, trieb er, nur auf die Erhaltung seines Lebens bedacht, seine Weiber, die nach Hunderten zählten, in wilder Hast und Angst vorwärts, und als er meinte, daß wir ihm schon auf den Fersen seien, ließ er sie hilflos zurück und halb verdurstet und verhungert in die Hände seiner Feinde fallen. Seine Hauptfrau und Cousine Sahra, die Mutter seines ältesten Sohnes Osman, ließ er im Stiche; sie wurde, zum Tode ermattet, von unsern Leuten, unter einem Baume liegend, aufgegriffen. Osman, den er zwang, die Flucht mit ihm fortzusetzen, machte ihm Vorwürfe, daß er die Mutter ihrem Schicksale überließ. „Sie ist ja doch nur ein Weib,“ gab er zur Antwort; worauf ihm jener erwiderte: „Du magst freilich, wenn dir Gott das Leben schenkt, noch andre Weiber finden, ich aber finde keine zweite Mutter.“

Dessenungeachtet floh der Sohn mit dem Vater weiter, das arme Weib ruhig den Händen der Verfolger preisgebend.

Die Frauen, welche meist gezwungen dem Harem des Kalifen einverleibt worden waren, wurden nach Omdurman zurückgebracht und dort gekleidet und ernährt, bis man sie ihren Verwandten übergeben konnte. Viele verheirateten sich mit unsern judanesischen Soldaten und ertrugen die Trennung von ihrem einstigen Herrn und Gebieter allem Anscheine nach recht leichten Herzens.

Der Kalif aber, als er zur Ueberzeugung gekommen war, daß er von uns zurzeit nicht weiter verfolgt werden würde, setzte sich im jüdischen Kordofan fest, um die kommenden Dinge zu erwarten.

Er wäre wohl geraden Weges nach Darfur gegangen und hätte gewiß versucht, in sein Heimatland Dar el Taasha zu gelangen; er hatte aber den schwer verwundeten Kalifen Ali wad Helu mit sich, dessen Stamm, die Deghem-Kraber, sich am rechten Ufer des Weißen Nil im Gezireh befinden, und der sich deshalb mit seinen Begleitern weigerte, weiter nach dem Westen mitzugehen.

Des Kalifen Macht ist im Verhältnisse zur Zahl seiner früheren Streiter eine geringe, jedenfalls zu klein, um noch eine ernste Gefahr zu bedeuten, aber groß genug, um noch manche Unannehmlichkeiten in den kaum gewonnenen Gebieten herbeizuführen. Durch den Stamm des Kalifen Ali wad Helu und dessen Anhänger steht er noch in Verbindung mit denjenigen Theilen des Landes, aus denen er durch uns vertrieben wurde; sein Heer besteht aus Baggara, Gehadia (Negertuppen), die sich mit ihm flüchteten, und Osman Digna mit

wenigen seiner Leute; er ist darauf angewiesen, Razzias gegen die Stämme des nördlichen Kordofan bis zum Weißen Nil, die sich uns unterworfen haben oder uns doch freundlich gesinnt sind, zu unternehmen, um sich und den Seinen Lebensunterhalt zu schaffen, da in dem Distrikte, in dem er sich aufhält, Hungersnot herrscht. Unjern Truppen obliegt nun die Aufgabe, ihn daran zu verhindern und ihm thunlichst jeden Zugang abzuschneiden, denn es mag ja in den unterworfenen Gebieten wohl nicht viele, aber doch manche geben, die aus einer gewissen Anhänglichkeit an den Kalifen oder aber auch vielleicht aus Unzufriedenheit über die Maßnahmen der neuen Regierung ihren Wohnsitz zu verändern wünschen, um sich im fernen Westen eine neue Existenz zu gründen.

Gelingt es, ihn zu isolieren, so werden sich die Ueberreste, die ihm von seiner früheren Macht geblieben sind, durch ihre mißliche Lage gar bald veranlaßt sehen, sich zu zerstreuen, und dann wird es ein leichtes sein, sie habhaft zu werden.

Für die nächste Zeit wird man sich wohl abwartend verhalten und auf die Defensive beschränken müssen, denn in dem Gebiete zwischen dem Weißen Nil und Shertela herrscht den Sommer über stets Wassernot, und das Durchqueren dieser Strecke um diese Zeit wäre mit den größten Gefahren für die Truppen verbunden.

Ist der Kalif im Stande, bis zur Regenzeit, Juli bis Anfang Oktober, seine Position zu halten, so ist dann wohl eine Expedition gegen ihn unvermeidlich, um seinem Treiben ein Ende zu machen, dem, wie oben bemerkt wurde, heute mehr der Charakter einer großen Unannehmlichkeit als der einer ernstlichen Gefahr für den Sudan beizulegen sein dürfte.

Versucht er aber und gelingt es ihm, in die Berge des südlichen Kordofan, wie Gebel Nuba und Tetele, deren Bewohner ihm feindlich gesinnt sind und sich weigern, ihm Zuflucht zu gewähren, mit Gewalt einzudringen und eine neue Position sich zu schaffen, so würde dies die Durchführung einer Expedition ganz wesentlich erschweren.

Durch die größere Entfernung würden nicht nur die Transportschwierigkeiten vermehrt werden, sondern die Ueberwindung mannigfacher Terrainhindernisse während des Marches, sowie der Angriff auf Positionen, die vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit zur Verteidigung äußerst vorteilhaft sind, würde von den Truppen weitaus mehr Anstrengungen und Opfer erfordern, als dies im Flachlande der Fall wäre.

Lord Kitchener selbst, ein Mann von nicht gewöhnlicher Landeskennntnis, hat bewiesen, was er im Stande ist, und weiß wohl auch, was er in Zukunft zu thun hat. Er wird mit Rat und That unterstützt von ausgezeichneten englischen Offizieren, die jetzt ihre langjährigen Erfahrungen, ihre Sprach- und Terraintenntnisse, die sie an der ägyptischen Grenze und während der Sudan-campagne gesammelt haben, praktisch zu verwerten in der Lage sind. Hat ein Feldherr solche Mitarbeiter und solch tapfere, anspruchslose und allen Strapazen gewachsenen Truppen, wie es die ägyptisch-sudanesischen sind, dann kann er und



mit ihm die zivilisierte Welt, auf alle Fälle und unter allen Verhältnissen auf den guten Ausgang eines jeden Unternehmens rechnen.

Einen maßgebenden, für die Regierung etwa beunruhigenden Einfluß auf die Stämme des Niltalles hat der Kalif nicht mehr. Finden auch manche der allgemeinen Anordnungen und Einrichtungen, wie allgemeine Freigebung der Sklaven, Steuerbemessung, Ausübung strenger Polizeigewalt und dergleichen, begreiflicherweise nicht überall dankbare Anerkennung, sondern im Gegenteil vielleicht sogar manchmal Unwillen und Widerstand, so ist doch das jetzige Regime, das Leben und Eigentum jedes einzelnen zu schützen sich zur Aufgabe macht, von Anbeginn an ein wohlwollendes und gerechtes, was auch dankend anerkannt wird.

Die Bevölkerung im Gezireh, der eigentlichen Kornkammer des Sudan, vermochte im letztverflossenen Jahre während der Dauer der Campagne, durch des Kalifen Befehle verhindert, das Land nicht ausreichend zu bebauen und war auch infolge der Unsicherheit, die bis in den Monat Oktober hinein andauerte, nicht im Stande, den ohnehin geringen Betrag der Ernte in Sicherheit zu bringen. Demzufolge herrscht jetzt Mangel an Getreide im Lande, durch welchen die Bevölkerung insbesondere am Weißen Nil schwer in Mitleidenschaft gezogen wird.

Mit Hilfe der Regierung wird hoffentlich auch diese böje Zeit glücklich überwunden werden und dann der schwergeprüfte Sudan endlich einer erfreulichen Zukunft entgegen gehen.

Dadurch, daß England für Aegypten unumschränkter Herrscher im Niltale geworden ist, hat es, was es wollte und brauchte, erreicht. Eine direkte Verbindung von Osten nach Westen wäre für England kaum von sekundärer Bedeutung gewesen. Anders für Frankreich. Eine Verbindung von Westen nach Osten würde den direkten Verkehrsweg Alexandrien-Kap unterbrochen und Frankreich in die Lage gesetzt haben, bei Inangriffnahme einer solchen Kommunikationslinie, seine Bedingungen zu diktieren und naturgemäß jedes andre Interesse seinem Vorteile nachzustellen. Die Festsetzung dieser Macht im Niltale hätte Komplikationen ohne Ende zwischen Frankreich und England zur unausbleiblichen Folge gehabt und Gefahren heraufbeschworen, deren Konsequenzen gar nicht abzusehen waren und deren Beseitigung, abgesehen von allen andern, schon im Interesse des Prestiges der weißen Klasse in Afrika auf das freudigste begrüßt werden mußte. Mit Recht durfte daher die Nachgiebigkeit Frankreichs und seine Bereitwilligkeit, Faschoda zu verlassen, von allen Mächten dankend anerkannt werden.

Nachdem durch die jüngst abgeschlossene anglo-französische Grenzkonvention die Interessentollision zwischen diesen beiden Nationen als dermalen beseitigt gelten kann, steht dem zivilisatorischen Wettstreit aller an Afrika interessierten Mächte nun kein Hindernis weiter im Wege.

Schon jetzt fliegen Projekte zur Bildung von Gesellschaften zur Nutzbarmachung und Ausbeutung des Sudan nach allen Richtungen der Welt, und

mancher Phantast sieht die Quelle baldiger Reichtümer in der Erschließung des Landes, das, mag es auch von mancher Seite überschätzt werden, sicherlich doch alle Bedingungen einer verheißungsvollen Zukunft in sich vereinigt.

Und so schließe ich diese Zeilen mit dem ehrlichen Wunsche, daß es einem der vielen, die an der Kulturarbeit im Sudan mitzuwirken berufen sein werden, in nicht zu ferner Zeit möglich werde, ein Pendant zu meinem Buche „Feuer und Schwert im Sudan“ zu schreiben unter dem berechtigten Titel: „Friede und Wohlfahrt im Sudan“.



## Die Furcht vor dem Messer.

Stizze

von

Rudolf Greinz.

Sorrent.

Ein warmer Frühlingsabend. Das Meer weit hinaus ruhig unter den Purpurgluten des versinkenden Sonnenballs. Kaum daß ein leichter Wind die Wellen rührt. Nur wo sich die unendliche Flut an den jähren, steil abstürzenden Felsen Sorrents bricht, energisichere Bewegung in den Wassern.

Rasche Dämmerung zieht herauf über den reichen Zitronen- und Orangengärten, über den ausgedehnten Pflanzungen der Oliven- und Maulbeerbäume, über den Mauern und flachen Dächern der alten Stadt am Meer, die wie ein schimmerndes Juwel hingebaut ist unter den heitern Himmel — in einer üppigen Natur, umspielt vom Meere und umwoben von der Erinnerung.

Im Park der Villa Angeloni dunkelt es unter den hochragenden Cypressen und Pinien. Die Wedel der Palmen bewegen sich kaum. Ein süßer Geruch von Blüten in der Luft. Schneeweiße und blutrote Rosen. Die in eignen Betten zu berauschender Farbenpracht gleich orientalischen Teppichen gezogenen Hyazinthen. Dann die herrlichen alten Magnolienbäume, von denen Keuner behaupten, daß sie an Schönheit den weltberühmten Magnolien im Giardino Boboli zu Florenz nicht nachstehen.

Ein Bild friedlicher Ruhe und beschaulichen, fast schläfrigen Glückes. Alles in diesem Park so sanft und weich und träumerisch. So jedem Lärm und aller Hast entrückt.

Durch die gleich grünen Schußmauern emporstrebenden, sorgfältig gepflegten Hecken, zwischen dem Gezweig der Bäume blinkt die weiße Fassade der Villa. Wohl glückliche Leute, die hier wohnen. Vornehm abgejondert von ihrer Mit-

welt. Auf einem der herrlichsten Erdenflecke. Umgeben von Blumenduft, Schatten und Meeresrauschen.

Vom äußersten Ende des Parkes ist eine Terrasse in das Meer hinausgebaut. Schwindelnd hoch sieht man über die steinerne Balustrade hinab auf das Meer, das gegen die Felsen Sorrents schäumt.

Gerade auf einem der mächtigsten Felsenstürze liegt die Terrasse. Unter dem Bau der Menschenhände hat die Natur wildes Gezack, enge Schründen, spiegelblanke Steinplatten geschaffen. Ein Gemisch des Unwirklichen, ja fast Unheimlichen.

Wer nicht ganz schwindelfrei ist, mag es nicht wagen, sich auf die Balustrade zu setzen und so seinen Blick unmittelbar in die gewaltige Tiefe schweifen zu lassen.

Wenn die schöne Contessa Beatrice Angeloni ihren kleinen Seidenpinscher für irgend eine Unthat empfindlich strafen wollte, dann stellte sie das furchtsame Tierchen auf die Brüstung des Steingeländers, wo es zitternd stehen blieb und ängstlich zu winseln begann. Verwirrt und schauernd vor der unendlichen Tiefe, wagte es nicht einmal mehr, sich durch einen Sprung auf den sichern Boden der Terrasse zu retten.

In lauen Nächten war es ein besonderes Vergnügen der Contessa, riesige lodernde Kienspanfackeln von dem Geländer aus ins Meer zu schleudern, die Zeit ihres Falles zu beobachten, bis sie in der Flut verzischten. Da und dort schlugen die Brände an vorspringenden Felsen auf und erzeugten einen Funkenregen gleich einem prächtigen Feuerwerk. Da konnte die junge Frau jubeln wie ein Kind und glücklich in die Hände klatschen.

Eine alte steinerne Rundbank mit hohen Rückmauern aus Quadern schloß die Terrasse gegen den Park ab. Eine Gruppe herrlicher Pinien erhob ihre Wipfel über der Mauer. An einer Seite der Bank war ein Magnolienbaum emporgewachsen, der im schönsten Blütenschmuck stand.

Den lebhaftesten Gegensatz bildete eine antike Faunbüste in seiner unmittelbaren Nähe. Das Gesicht des Bockfüßlers schien in den huschenden Schatten der Dämmerung nur noch höhnischer und boshafter zu grinsen als im hellen Sonnenlicht. Ein Schlinggewächs mit ockergelben Blüten hatte den hohen und schmalen Sockel der Statue umspinnen und jauchte seine neugierigen Ausläufer bis zu dem Bart des Fauns empor. Ein festes Zweiglein hatte sich sogar bis hinter eines der spitzen Ohren der antiken Waldgottheit gewagt, so daß der satyrische Dämon wie ein Geck vom Lande eine Blüte hinter das Ohr gesteckt zu tragen schien. An dem schmalen Sockel lehnten zwei schwere Fackeln, die aufrecht stehend wohl noch das Haupt des Fauns überragt hätten.

Die Contessa saß in der Ecke der Bank gegen den Magnolienbaum. Das Hündchen lag knapp neben ihr und schmiegte sein zottiges Fell an ihr liches, mit kostbaren Spitzen besetztes Kleid. Die junge Gräfin war eine schlauke, ebenmäßige Erscheinung. Das Gesicht von überraschender Schönheit, aber auch von auffallender Blässe. Ihr Haar von jenem warmtönigen und glänzenden van Dyckschen

Braun, das ebenso selten ist als es eine Frauenschönheit noch wesentlich erhöhen hilft. Eine einschneidende Falte an der Nasenwurzel war wohl der einzige Schönheitsfehler in diesem Antlitz mit dem klassischen Profil und den großen fragenden Augen, die von langen dunkeln Wimpern beschattet wurden.

Sie war schön. Sie wußte es aber auch. Doch in der Falte lag ein gewisser Zug von Verdrossenheit, vielleicht auch schweres seelisches Leid.

Die Contessa tändelte mit einem kostbaren Marabutfächer, mit dem sie sich Kühlung zugewehrt hatte, als die Sonne noch auf die Terrasse strahlte. Sie saß schon seit dem späteren Nachmittag in der grünen Einsamkeit. Jetzt strich eine frische Luft vom Meere her. Es erquickte sie sichtlich. Sie hob das Haupt und schöpfte tief Atem. Dann legte sie den Fächer beiseite und pflückte eine der prachtvollen weißen Blüten von dem Magnolienbaum.

Es war gerade noch licht genug, daß sie jede Einzelheit der Blüte erkennen konnte. Schon öfters war es ihr aufgefallen, daß der Stempel der Blüte, der sich massig im Grunde der wachsglänzenden Blätter erhob, ganz einem phantastischen indischen Pagodenbau glich.

Vielleicht bildete sie sichs nur ein. Sie hatte sich viel mit Buddhismus beschäftigt. Es war so Mode. Und es zog sie auch innerlich zu dieser Lehre hin. Sie war nie fromm im kirchlichen Sinn gewesen. Und immer mehr hatte sie sich ihr eignes Reich für diesseits und jenseits gebildet.

Sie liebte die Magnolien vor allen Blumen. Ein eigener Zauber lag für sie in diesen stolzen, zarten, bleichen Blüten, die wie ausgeglühete Rosen die Blumenmär des Orients zu entzückender Schau trugen.

Während die Dämmerung immer mächtiger wurde und die einzelnen Fäden im Grunde der Blüte nicht mehr erkennen ließ, träumte die schöne Contessa in dem berausenden Duft des Magnolienbaums einen Traum, der ihr aus der eigenartigen Gestalt der Blüte schon öfters entgegengestiegen war . . .

Sie sah des großen Brahma Priester vom Tempel singend mit gemessenem Gange schreiten. Die Blüte wollte wachsen zu einem ganzen Hain, unter dessen leise wehenden Kronen die Bajaderen ihren betückenden Reigen schlangen. Die pittoresken Siebel zierlicher Pagoden erhoben sich über den Bäumen, zwischen denen uralte heidnische Götterbilder standen . . . Wie herrlich wäre es da, in jeligter Wonne, der engen Haft des Erdendaseins entflohen, befreit vom allerletzten Funken der Leidenschaft, still und schmerzlos hinzusinken für ewige Zeit in des Nirwana Schoß . . .

Nirwana . . . das Wort hatte für die schöne Frau etwas eigen Bestrickendes . . . Losgelöst sein von allem Irdischen . . . nichts mehr zu wissen, nichts mehr zu fühlen . . . kein Gedanke, kein Traumbild mehr . . . für ewig versunken in das ungeheure Nichts . . . Wie herrlich, wie ganz anders tröstlich als das Bewußtsein, nach diesem Leben noch vor einen strengen ewigen Richter treten zu müssen. Rechenhaft abzulegen über jeden Gedanken, jede Leidenschaft, jede Sehnsucht . . . mit splitternackter Seele seinen forschenden Blicken ausgegesetzt zu sein . . . abermals einem Leben entgegenzugehen, da doch dieses Leben . . .

Die Contessa schauerte zusammen, wenn sie sich das näher ausmalte. Nur nicht ewiges Leben! Nur Ruhe, Friede, ewiges Nichts! Sie schwärmte für das Nirwana, wie ein Kranter sich nach seinem Betäubungsmittel sehnt, das ihn aller Last für eine Zeit entrückt. Und sie glaubte daran. Es mußte ja so sein. Fand sie doch in dieser Lehre unsäglichem Trost. Und glaubten doch seit Jahrtausenden Millionen daran, mehr Millionen von Bekennern, als die Priester zählen konnten, die sie in der Schule gelehrt hatten.

Sie glaubte nicht mehr an eine Erlösung, wie man sie ihr gepredigt hatte. Sie hatte einmal gebetet. Inbrünstig und verzweifelten Herzens gebetet. Hatte sie Erhörung gefunden? Nein! Der Himmel war kalt, stumm und mitleidlos geblieben bei all ihrem Elend. Ohne Gnade. Ohne Zeichen . . .

Es war fast dunkel geworden. Sie begann die Magnolie zu entblättern. Ein müßiges Spiel. Ihre Gedanken waren wieder ganz wo anders. Sie galten der unmittelbaren Zukunft. Sie erinnerte sich der Jackeln, die am Sockel des antiken Bildes lehnten. Die hatte sie sich heraus auf die Terrasse bringen lassen. Sie wollte heute noch einmal, wenn es vollständig Nacht geworden war, das Schauspiel genießen.

Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal war. Die Contessa war schwer krank. So schwer, daß sie nach dem Ausspruch der Aerzte nur mehr durch eine gefährliche Operation gerettet werden konnte.

Morgen sollten mit dem ersten Dampfer zwei Professoren der Klinik und ein deutscher Spezialist aus Neapel kommen. Und dann . . . Es schauderte sie, wenn sie daran dachte. Und doch sollte keine andre Rettung mehr sein. Der sichere Tod in ziemlich kurzer, absehbarer Frist . . . oder das Messer.

Der alte Hausarzt in Sorrent hatte ihr das zwar in der schonendsten Form, aber doch so deutlich beigebracht, daß sie genau wußte: es blieb ihr nur die eine Wahl. Es war die zwölfte Stunde. Die äußerste Frist. Noch eine Woche Verzug — und eine Rettung war überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit.

Seit den wenigen Tagen, als ihr diese Gewißheit wurde, zählte sie die Stunden bis zu dem letzten Tag, bis morgen. Wie ein Verurteilter, der keine Begnadigung mehr zu hoffen hat und dem Tage des Gerichts entgegenfieht. Die Zeit verging so merkwürdig rasch. Viel rascher als sonst. Schien sie doch sonst bleierne Gewichte an ihren Flügeln zu tragen.

Nun war es Nacht. Und wenn es morgen wieder Nacht würde, dann sollte alles vorüber sein. Glücklicherweise vorüber sein, wie sie die Aerzte versicherten. Ein kalter Frost überließ den Körper der schönen Frau. Wie sie diese Aerzte haßte, seit sie ihnen erbarmungslos ausgeliefert war. Selbst der alte, harmlose Chirurg von Sorrent erschien ihr plötzlich wie ein böser Dämon.

Eine jähe Angst hatte sie ergriffen. Ein unjählich beklemmendes Gefühl. Während der letzten Tage kroch es in all ihre Gedanken und Empfindungen gleich einer ekeln Raupe, wie eine große, dickleibige Kreuzspinne — Spinnen scheute sie am meisten — und machte sie in der wärmsten Sonnenglut erschauern. Es raubte ihr in der Nacht den erquickenden Schlaf. Und wenn sie nach einem

kurzen, unruhigen Schlummer voll beängstigender Träume wieder erwachte, da stand es vor ihrem Lager. Unheimlich, drohend, unabwendbar . . . die Furcht vor dem Messer.

Es war nicht so sehr Feigheit. Nicht die Furcht vor Schmerz. Denn sie würde ja nichts fühlen. Eine tiefe Narkose sollte sie in das Reich der Empfindungslosigkeit bringen. Auch eine Art Nirwana. Sie hatte aus der kleinen medizinischen Bibliothek ihres Hausarztes in den letzten Tagen alles gelesen, was dort über die Narkose zu finden war. Es klang entschieden beruhigend.

Nicht die Furcht vor Schmerz war es also, was alle ihre Nerven erzittern machte. Es war der schauernde Widerwille gegen den gewalthätigen Eingriff in ihr junges Leben. Ihr ganzer Körper bäumte sich auf gegen die brutale Gewalt. Es war die Furcht vor dem Messer an und für sich. Vor dem kalten scharfen Eisen, das da schnitt, ohne lange zu fragen, ob es ein Blütenzweig war oder warmes junges Leben.

Wenn es Feuer gewesen wäre. Eher noch. Es lag etwas Heiliges in der lodernden Flamme. Ein lebendes, mitfühlendes Element. Nicht etwas so Kaltes Starres, Brutales wie in geschliffenem, blizendem Stahl . . .

Contessa Beatrice Angeloni hatte nicht aus Liebe geheiratet. Sie war denselben Weg gegangen wie viele andre. Die breite bequeme Fahrstraße nach dem Geld, sorgloser Existenz, Glanz und Pracht dieser Erde.

Allerdings fiel bei ihr ein edleres Motiv noch wesentlich in die Waagschale. Sie stammte aus einer adligen, aber gänzlich verarmten Familie. Durch ihre reiche Heirat bewahrte sie ihre Familie vor dem totalen Zusammenbruch. Ein Bruder, der Offizier war und Ehrenschulden in beträchtlicher Höhe kontrahiert hatte, war durch die glänzende Partie Beatrices sogar vor einem schimpflichen Quittieren gerettet worden.

Ob ihr ihre Familie für das Opfer, welches sie brachte, besonders dankbar war, erfuhr sie nie. Jedenfalls glaubten sie, ihre schöne Tochter habe das beste Los von allen gezogen. Und doch war es das unglücklichste Los.

Ja, wenn ihr Herz noch frei gewesen wäre. Wenn sie gleichgültig und von andern Empfindungen unberührt in diese Ehe getreten wäre. Ihr Mann war ja ein vollendeter Cavalier. Sie hätte ihr Schicksal vielleicht auch ohne Liebe erträglich finden können. So lastete aber die Erinnerung an einen sonnigen Jugendtraum, der jähen Abschluß gefunden hatte, auf ihrer Seele . . .

Sie galten entschieden durch einen ganzen Karneval als das stattlichste und schönste Paar in der feineren Gesellschaft Neapels. Die wie eine eben aufgeblickte Knospe in jugendlichem Liebreiz prangende Contessina Beatrice Frugi und der Cavaliere Attilio Baratesta. Als sie zusammen auf einem der Elitebälle im Nationalkostüm die Tarantella tanzten, sprach man mehrere Tage von dem unwiderstehlichen Eindruck, den das junge Paar gemacht hatte. Attilio Baratesta mit seiner herkulisch gebauten und doch schlanken und geschmeidigen Gestalt und dem geistvollen Kopf konnte unbedingt als ein Bild männlicher Schönheit gelten.

Trotzdem dachte niemand ernstlich daran, daß aus Attilio und Beatrice

jemals ein Paar werden könnte. Die trostlosen Verhältnisse der Familie Frugi waren ja allgemein bekannt. Ebenso galt es als ausgemachte Thatsache, daß die Schönheit der Contessina den Preis für die Rettung der Familie bezahlen sollte. Und Attilio Varatesta war ein blutarmer Teufel, der an der Universität die Rechte studierte, um sein Brot im Staatsdienste zu finden.

Um so mehr heftete sich der Klatsch an das auffallend schöne Paar, da die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer Verbindung von vornherein feststand. Die verschiedensten Gerüchte setzten sich an ihre Namen, so dicht wie Beeren an einen Busch. Ob sie sich liebten? Ob sie sich innerlich gleichgültig waren? Die Contessina nur ein kokettes Spiel mit Attilio trieb? Oder vielleicht spielte nur er allein mit dem Feuer und war im Herzen so kalt wie der Nordwind, der über die Eisfelder fegt? . . .

Sie liebten sich. Mehr als jemand ahnte. Schon von allem Anfang an, da sie sich gesehen hatten. Wenn die Herren der Gesellschaft der jungen Contessina Schmeicheleien sagten, so machte ihr das stets einen so nichtigen Eindruck wie das leere Geschwätz des über Steine rieselnden Wassers. Als ihr jedoch Attilio Varatesta zum erstenmal vorgestellt wurde und sie seine tiefe, zu Herzen gehende Stimme hörte, da war es ihr, als ob jedes Wort für sie die ganze Welt erfüllen würde, als ob sie immerwährend von diesen Schallwellen umschmeichelt zu sein wünschte.

Sie hatten es sich auch bald eingestanden, was sie einander waren. Alles. Himmel und Erde. Sonne und Mond. Blütenschnee und Blumenduft. Gott und Welt.

Es war mit großen Schwierigkeiten verbunden, daß sie sich von da ab regelmäßig trafen. Sie hatten sich so unendlich viel zu sagen. Jedesmal wieder was Neues. Und wenn sie von ihren kurzen, flüchtigen und von fortwährender Angst der Entdeckung bedrohten Zusammenkünftenchieden, dann glaubten sie sich doch das Wichtigste wieder nicht gesagt zu haben.

Heute noch überlief ein jeliges Schauer die Contessa, wenn sie daran dachte, wie der Geliebte zu ihr schlich, ungesehen, heiß erwartet, pochenden Herzens begrüßt. Der große, starke junge Mann konnte seine Schritte unhörbar machen, als ob er auf Flügeln käme. Nicht einmal das Gartenpfortlein schien unter seinem Druck zu knarren, der Kies der Wege unter seinen Sohlen nicht zu knirschen. Leise, wie von einem Bergesgipfel zum andern im Himmelsblau die Wolken gehen, kam er zu ihr.

Wenn sie auch zusammen in Gesellschaft waren, sie waren doch allein. Er verstand es so prächtig, sich mit der gleichgültigsten Miene von der Welt über ihre Sessellehne zu beugen und ihr dabei leise, ganz leise und für sie doch so laut, so stürmisch, so allgewaltig wie ein die ganze Welt durchbrausender Orkan eine liebe, süße Botschaft ins Ohr zu schwärzen. Und niemand hatte eine Ahnung von dieser Konterbande, wenn sie auch fortwährend von vielen Augen beobachtet wurden. Das war für das junge Mädchen der größte Triumph. O, wie sie, alle übrigen verachtete! Eine Menagerie von Gesellschaftstieren. Ohne Herz ohne Geist, ohne Gemüt.

Sie wußten ja alle nicht, was Liebe war. Sie aber wußte es. Sie ganz allein und noch wer auf Erden. Hatte er es ihr doch soeben gesagt, während sie von dem goldgelben Frascatiwein nippte und Attilio mit vollendeter Galanterie der ihr gegenüberstehenden Fürstin Montenuovo eine Schale mit Früchten präsentierte . . . „Dich wieder küssen, Beatrice . . . den dunkeln, schweren Wein von deinen Lippen trinken . . . und vergehen . . . Noch diese herrliche Malagatraube, Principessa!“ —

Es war kurz vor Ostern, als der Graf Angeloni bei ihren Eltern um Beatrices Hand anhielt. Er war einer der angesehensten und reichsten Kavaliere. Sein Palazzo an der Via Vittorio Emanuele zu Neapel und seine Besitzung zu Sorrent waren als Schenswürdigkeiten bekannt. Der Graf war ein Bierziger geworden. Ein vornehmer Weltmann, der allgemein als Ehefeind galt, bis es die schöne Contessina auch ihm angethan hatte. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß seine Bewerbung Gehör finden würde. Von seiten der Eltern natürlich sofort. Und Beatrice . . . Eine solche Partie machte das Mädchen wohl zeitlebens nicht mehr.

Es gab stürmische Scenen in der Familie Frugi, von denen der Graf freilich nie das geringste erfuhr. Er wurde stets mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfangen. In seiner Gegenwart schien alles glattes Glück zu sein. In sogar die Gläubiger und Gerichtsvollzieher waren ausgeblieben, seit der Conte in der Familie verkehrte und offen als Bewerber um die Hand Beatrices galt.

Das junge Mädchen hatte sich anfangs gewehrt. Gewehrt wie ein wildes, freies Tier des Waldes, dem man gewaltjam Schlingen um die flüchtigen Glieder geworfen hat. Und sie hatte doch schließlich nachgegeben. Die Schande des Bruders stand vor der Thür. Der greise Vater, der nie zu wirtschaften verstanden hatte. Die Thränen der Mutter, die Beatrice über alles liebte.

Sie gab ihr Jawort. Mit einem liebenswürdigen Lächeln. Sie fühlte es aber im Innern, daß jetzt alles gestorben war, daß sie kein Herz mehr besaß. Denn sonst hätte es ja aufschreien müssen bei diesem Wort.

Es war so öde und leer in ihr. Sie hatte ihre Pflicht gethan. Was weiter folgen sollte, wußte sie nicht. Und Attilio . . . Sie hatte es in der letzten Zeit vermieden, ihn zu treffen. Er hatte ihr geschrieben. Flehend, voll Angst und Verzweiflung. Was sollte sie ihm antworten?

Endlich setzte sie sich hin und schrieb an ihn. Mit trockenen, dünnen Worten den wahren Sachverhalt. Ungefähr so dürr und sachlich und mit den Ausdrücken höflichen Bedauerns, wie ein Advokat an seinen Klienten über einen verlorenen Prozeß berichtet.

Ihr Herz war ja tot. Wenigstens glaubte sie es. Woher sollte sie da Gefühle für ihren Brief nehmen und Trost spenden? — Sie besaß ja selbst keinen Trost. . . Er wußte wieder ein Schreiben in ihre Hände zu schmuggeln. Nur einmal wollte er sie noch sehen. Nur ein einziges Mal im Leben . . . Nein! Sie konnte ihn nicht sehen. Sie fühlte es instinktiv, daß ein einziges Wort von ihm alle ihre Entschlüsse fortgewirbelt hätte wie Spreu, die im Winde fliegt.



Und sie mußte doch den vorgezeichneten Weg gehen. Es war zu spät. Es gab kein Zurück mehr. Sie mußte.

Dann erhielt sie nur noch ein kurzes Billet von ihm . . . An dem Tage, da sie eines andern Weib würde, habe er zu leben aufgehört.

Ein tödlicher Schreck erfaßte sie. Sie kannte Attilio Varatesta. Und doch wurde sie auch dieses Gefühles Herrin. Sie durfte ja nichts fühlen. Sie durfte nicht zurücksehen.

Nur die grauen Nebelschleier der Zukunft waren noch für sie vorhanden. Dorthin führte ihr Weg. Dumpf, regenschwer, ohne Sonnenschein, ohne Vogel-  
sang, ohne Blüte. In atembeklemmender, dunstig-feuchter Luft . . . Aber sie ging diesen häßlichen Weg ja in glänzenden Gewändern und goldenen Schuhen . . . Andre müßten barfuß steinige Pfade durch Gestrüpp und Dornen klimmen. Aber vielleicht leuchtete ihnen die Sonne und rankte sich da und dort ein blühender Zweig wie zu schüchternem Gruß über den Weg . . .

Die Hochzeit der Contessa Angeloni wurde glänzend gefeiert.

Am Abend desselben Tages fanden die Mönche von Camaldoli an der „bella vista“ ihres Kloistergartens einen jungen Mann mit durchschossener Schläfe. Es war Attilio Varatesta.

Er hatte sich den schönsten Punkt weit um Neapel, vielleicht den herrlichsten ganz Italiens gesucht, um dort aus dem Leben zu scheiden. Im Anblick des Meeres, der rund um den Golf sich aufbauenden Stadt, des fern herüber-  
ragenden Monte Vesuvio, der im blauen Duft draußen über den Wassern ver-  
schwimmenden Inseln. Unter den uralten Bäumen des Kloistergartens.

Nun wußte die Gesellschaft, daß wenigstens er sie geliebt hatte . . .

Es traf die Contessa wie ein betäubender Schlag. Sie redete sich ein, daß sie würde vergessen können. Sie trat mit ihrem Gemahl eine mehrmonatliche Reise an.

Vergessen . . . Ein Wahn . . . Wahre Liebe stirbt nicht . . . Und wenn sie glaubte, daß die Gegenwart mit ihren rauschenden Vergnügungen die Ver-  
gangenheit übertäuben könne — es kam doch immer wieder.

Diese momentane Betäubung war nur wie ein leichter, jederleichter Schlaf im Sonnenschein des vermeintlichen Glückes. Ein Schlaf, den der Schatten einer Vogelschwinge von den Lidern scheidet.

Ihr Leben lag aber noch viel tiefer in Finsternis. Der gewaltige Schatten dieses einen Toten verdunkelte ihr die ganze Welt, die Gottes Sonne durch-  
leuchtet . . .

Nacht um sie. In den Wipfeln der Bäume rauschte es geheimnisvoll. Kaum waren mehr ihre Umrisse gegen den Himmel sichtbar. Der Wind hatte sich erhoben und strich über das Meer. Von tief drunten das Schlagen der Wellen gegen das Felsengestade.

Die Contessa hatte sich in einer jähen Angst von ihrem Sitz erhoben. Die Finsternis beklemmte sie. Von der düsteren Vergangenheit schlug sie unwillkürlich eine Brücke nach der allernächsten Zukunft. Nur noch Stunden. Wenn es wieder Licht wurde . . .

„Licht... Licht...“ stürmte es in ihr. „Nur noch einmal Licht...“ Sie entzündete hastig einen langen Wachsfaden. Mächtige Schatten schossen plötzlich unter den Bäumen empor, huschten in dem unsichern Schein über die Terrasse wie sich reckende Arme von Giganten.

Die schöne Frau griff nach einer der Fackeln und entzündete sie langsam. In einer schwachen Flamme knisterte es anfangs. Dann schwang sie die Fackel im Kreise durch die Luft, daß die harzigen Späne in dem durch die Flamme streichenden Wind gleich Schüssen eines Zimmergewehrs trachten.

Die Fackel loderte hell. In ihrem glühroten, zuckenden Licht, das sich in feurigen Zungen verzweigte, sah sie das Gesicht des Fauns in dämonischer Bosheit grinsen. Auf einmal schien es ihr, als ob es die verzerrten Züge des alten Hausarztes angenommen hätte, der ihr mit satanischer Schadenfreude zublinzelte. Sie stieß einen halb unterdrückten Schrei aus und flüchtete mit der Fackel gegen die Brüstung der Terrasse.

Erschöpft setzte sie sich auf die Mauer, hinter der der Abgrund gähnte. Sie leuchtete mit der Fackel in die Tiefe, konnte aber nur eine kürzere Strecke erhellen. Weiter hinunter ging es in unergründliches, blauschwarzes Dunkel. Die erhellte Partie nahm sich wildromantisch genug aus. Viel wilder als bei Tag. Im Sonnenschein war alles starre, zerklüftete Felsenmasse. Unter den gleich Viperzungen in das Düstern der Felsfurchen leuchtenden blutroten Lichtreflexen gewann der tote Fels Leben und Bewegung und schien in abenteuerlichen Gestalten zu wachsen und über sich selbst emporzuklimmen zu wollen. Und wieder sah sie da und dort häßliche, entstellte Gesichter, die ihr Fragen schnitten.

Dabei mußte sie stets an das Morgen denken. Die Erinnerung an die Vergangenheit war durch die Furcht vor den nächsten Stunden wieder verdrängt worden.

Wozu sollte sie weiter leben? War es dieses Leben überhaupt noch wert? Diese Frage stand plötzlich vor ihr. In monumentaler Größe. Plump, breitspurig, aufdringlich wie ein ungeheurer, aus Granit gehauener Block. Unerbittlich heischte es Antwort vor ihr. Und diese Antwort schien ihr weit da drunten zu liegen in der Tiefe, die sie vergebens zu durchdringen strebte.

Sie hatte sich weit vorgebeugt, daß ihr Körper jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren drohte. Wenn sie jetzt in die Tiefe stürzen würde... für ewig dahin in das große Nichts... in das allumfassende Vergessen alles Irdischen... Der Gedanke hatte gar nichts Schreckliches für sie. Er barg sogar einen süßen Schauer, eine bestrickende Sehnsucht in sich.

Sie würde diesen Gewaltakt gegen ihr Leben ja aus freiem Willen begehen, während sie in wenigen Stunden ihr Leben dem Willen und der Gewalt Fremder unterordnen sollte. Lieber sterben als das... „Nie! Niemals!“ schrie es in ihr auf. Eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Furcht hatte sie ergriffen. Sie glaubte es jetzt deutlich zu fühlen, was sie sich in den letzten Tagen alles ausgemalt hatte...

Wie hatte er mit zärtlicher Sorgfalt über ihr Haar gestrichen. Seine Hand

war so weich und behutsam . . . Attilio . . . Und im Scherze trug er sie über die nachdunkeln Wege des Gartens. Wie auf Flügeln. Und küßte sie dabei, daß es den Anschein gewann, als ob ihr seine Küsse von der lauen Luft entgegengetragen würden. Er hatte sie verwöhnt und verweichlicht . . . Darum kam es ihr wohl so brutal vor . . .

Die Fackel entglitt ihren Händen und sank in die Tiefe. Ein Brand wurde von einem vorspringenden Felszacken abgestreift, hatte sich im Falle eingeklemmt und loderte drunten im Behen des Seewindes weiter, seine unmittelbare Umgebung erhellend . . .

Das Winseln ihres Hündchens störte die Contessa in ihren Gedanken. Das kleine Tier hatte sich mit den Vorderfüßen gegen die Mauer der Brüstung gestemmt und bellte ängstlich zu seiner Herrin empor.

Sie bückte sich und hob das Tier mit einem rauhen Handgriff empor. Dann hielt sie es, einer plötzlichen Laune folgend, über den Abgrund. Es bereitete ihr ein eigenartiges, grausames Vergnügen, das Tierchen in seiner Angst unter ihren Fingern zittern und zappeln zu fühlen. Schüttelte doch ihren ganzen Körper die Furcht. Warum sollte dieser verzärtelte Hund nicht auch seinen Teil leiden? . . . Sollte er!

Sie senkte in unbarmherzigem Spiele den Arm mit der leichten Last und hob ihn wieder, als ob sie jeden Moment bereit wäre, das gequälte Geschöpf in die Tiefe zu schleudern. Der kleine Hund heulte zum Erbarmen. Sollte heulen! Sie hätte ja selbst am liebsten geschrien vor Angst und Verzweiflung. Qual gegen Qual. Sie weidete sich an der zuckenden Furcht des ihrer Willkür preisgegebenen Lebens.

Da schnappte der Hund in seiner Todesangst nach der Hand der Herrin. Die spitzen Zähne gruben sich in ihr Fleisch. Sie fühlte das warme Blut über die Hand rieseln. Wie häßlich. Mit einem Ausruf des Ekels schleuderte sie das Tierchen weit von sich in die Tiefe. Sie sah es deutlich, wie der winzige Körper an dem erlöschenden Schein des Fackelbrandes drunten vorüberlief.

Keine Spur von Mitleid gewann in ihr Raum. Mechanisch stand sie auf und trocknete das Blut von der Hand, das aber gleich wieder von neuem hervorzuquellen begann. Dann setzte sie die zweite Fackel in Brand. Das nahm sie so sehr in Anspruch, daß sie die Bißwunde gar nicht mehr beachtete.

Sie war auf die Brüstung der Mauer gestiegen. Dort stand sie jetzt mit der leuchtenden Fackel, düster und schweigjam wie eine Nachegöttin, und starrte nur noch intensiver in die Tiefe. Ein Gefühl des Schwindels kannte sie nicht. Wie oft hatte sie dort oben gestanden und den sprühenden Funkenregen in den Abgrund gesandt, wildes Zauchzen, eine Art unheimlicher Befriedigung in der Brust.

Sie wußte es: nur ein einziger, ganz kleiner Schritt nach vorwärts mußte sie unrettbar in die Tiefe führen. Ja, sie brauchte nur eine etwas starke Verbeugung zu machen und den äußersten Punkt des Gleichgewichts zu übersehen —

und sie stürzte hinunter . . . Das war der Weg zum Nirwana, zu ewigem Vergessen. Wie leicht zu betreten! Warum scheute sie zurück? . . .

Sie wollte den Weg doch unternehmen. Es stand fest in ihr. Nur mit einigen Gedanken wollte sie noch früher zum Schlusse kommen. Denn dann war alles vorüber. Dann konnte sie nicht mehr denken. Nicht einmal mehr träumen.

Sie nahm sich fest vor, bei ihrem Sturz die Fackel nicht aus der Hand zu lassen. Sie wollte ihren Weg erleuchtet haben. Sehen wollte sie die wenigen Sekunden dieses letzten Pfades auf Erden. Jede Einzelheit wollte sie erfassen, an der sie gleich einer weißen Seemöwe in blitzschnellem Flug vorüberkam. Eine wilde, wahnwitzige Neugierde war über sie gekommen. Ob es ihr gelänge, die Augen offen zu behalten, wenn es nach unten ginge? . . . Und was ihr letzter Gedanke wäre? . . .

Aus der Ferne tönte über die Wipfel der Bäume herein halb verwehelter Gesang. Eines jener schwärmerischen und doch so heiß leidenschaftlichen Lieder, wie sie nur die Sonne des Südens zeitigt. — Sie lauschte. Sie kannte das Lied. Attilio hatte es ihr einmal gesungen.

Es war fast wie seine Stimme. Und wieder schien der Meerwind die Töne des Liedes aus der Tiefe zu bringen, als ob ihr toter Geliebter die Felsen Sorrents hinaufklimmen würde nach dem Garten ihrer Villa . . . singend, in glühender Sehnsucht nach seinem Lieb . . . immer näher und immer näher . . .

Jetzt war es ihr, als wenn in dem unsichern Fackelschein eine Gestalt mit übermenschlicher Kraft sich von einem Felsen zum andern emporarbeiten würde. Die Haare der Erscheinung flogen im Wind. Die Füße stemmten sich, verzweifelt Halt suchend, gegen die Felsen. Die Hände krallten sich wie Raubtierfänge in die Ritzen des Gesteins. Sie glaubte es zu sehen, wie die Brust des kletternden Schattens unter der furchtbaren Anstrengung leuchtete. Sie glaubte seinen glühenden Atem zu fühlen im Wehen des Windes.

Dabei klang das Singen immer deutlicher, immer voller, immer mehr in die innerste Seele schneidend. Es kam nicht über die Wipfel der Bäume, es kam von da drunten . . . Attilio Baratesta! . . . Er sang ihr Totenlied . . .

Sein Schatten mußte sie jeden Augenblick erreichen . . . Jetzt lauerte er auf einer Felsplatte knapp unter ihren Füßen nieder . . . griff nach ihrem Gewand . . . streckte die Hände wie flehend nach ihr aus . . .

Da hörte sie ihren Namen rufen. Es war nicht seine Stimme. Die Stimme ihres Mannes war es. Sie kam von rückwärts. Von den Bäumen hinter der Terrasse her . . .

Man suchte sie. Man würde sie heimbringen. Und dann würde sie keine Gelegenheit mehr finden zu entfliehen . . . Und morgen . . . Nein! Lieber sterben! Mit all ihren Schauern durchbebt sie wieder die Furcht der letzten Tage . . .

Nun war es ihr, als ob der zu ihren Füßen Kauernde sich aufrichten würde. Sie wählte seine Augen zu sehen . . . zu sehen, wie sich seine Lippen bewegten . . .

Sie hörte ihren Namen . . . leise, ganz leise. Diesmal aber von ihm. So leise und flehend. Nur ihr vernehmbar . . . Beatrice . . .

Seine Arme breiteten sich aus, um sie an die Brust zu ziehen. Sie brauchte nur mehr ein wenig, ein ganz klein wenig nach vorwärts zu sinken . . . und sie war an seinem Herzen . . .

„Attilio . . .“ hauchte sie. Dann ein leiser Schrei; halb Jubel, halb Schrecken. Eine licht gekleidete, schlante Frauengestalt, mit der rechten Hand krampfhaft die mächtig auflodernde Fackel umfassend, glitt lautlos in die Tiefe und verschwand gleich darauf mit dem feurigen Lichtschein . . .

Ueber den Wipfeln der Bäume verhallten ganz aus der Ferne die letzten Töne des Liedes, das Attilio Baratesta der schönen Beatrice einst gesungen.



## Erinnerungen eines alten Diplomaten.

Von dem königlich italienischen Votschafter Grafen v. Greppi.

### I.

Rom 1841—1842.

Sehen Sie dort am Horizont die Kuppel von Sankt Peter!“ So rief mir plötzlich bei einer Wegbiegung mein Betturino zu, mit der Peitschenspitze auf den Punkt deutend, auf den er meine Aufmerksamkeit lenken wollte. In der That gewahrte ich in der Ferne durch den Morgennebel hindurch den gewaltigen Koloss Michelangelos emporragen. Ich habe niemals die Erregung vergessen, die sich meiner bemächtigte, als ich, wenn auch nur von fern, zum erstenmal dieses Wunderwerk des menschlichen Geistes betrachtete. Erst vor drei Tagen war ich von meiner Familie geschieden, und mein Geist, der schon durch die Schilderungen der Reisenden in Spannung verjett worden war, eilte dem entgegen, was mir seit meiner Jugend als meiner Bewunderung würdig angefündigt worden war. Ich kann sagen, daß der Anblick der Sankt Peters-Kuppel der erste Eindruck gewesen ist, der in meinem Gedächtnis eine tiefe Spur zurückgelassen hat. Indes wurden bei meinem Eintritt in Rom durch die Porta Cavaleggiere meine optimistischen Empfindungen für einen Augenblick zurückgedrängt, als ich rings nur altersgraues, düsteres Gemäuer gewahrte, von Fensteröffnungen durchbrochen, die jeder architektonischen Linienführung Hohn sprachen und von denen Lumpen von jeder Gestalt und Farbe herabhingen. Als ich nach und nach in das Innere der Stadt vordrang, begannen die Paläste ihre gewaltigen Fassaden zu entfalten und bald an die strengen Formen eines alten Feudalsitzes, bald an die eines Tempels mit zahlreichen Säulen und

Statuen zu erinnern. Was mich erstaunte, war die große Anzahl von Kirchen, mehrere in einer und derselben Straße, manchmal so, daß sie dicht aneinander stießen.

Man hatte mir im voraus eine Wohnung ausgemacht in der Via della Pedaccia, einer kleinen Straße, die wegen ihres mehr als bescheidenen Anstrichs wenig auffällt. Von der einen Seite mündete sie hinter dem Venetianischen Palast auf den Sankt Markusplatz, und von der andern ging sie auf Gäßchen aus, die sich um das Kapitol herumziehen. Meine Wohnung bestand aus zwei Zimmern, die recht einfach möbliert waren und, was weit schlimmer, jeder Heizvorrichtung entbehrten. Ich habe mir in jenem Winter sehr häufig in die Hände hauchen müssen. Mein Hauseigentümer war der Abbé Briganti, ein noch junger Mann, dessen schlichtes und sogar anziehendes Aeußeres ganz und gar nichts mit dem Bedrohlichen seines Namens gemein hatte. Am nächsten Tage wurde ich dem Grafen Lützow vorgestellt, dem österreichischen Botschafter, der früher Internuntius in Konstantinopel gewesen war. Er empfing mich mit rührendem Wohlwollen, und dieser freundlichen Aufnahme ist während meines ganzen römischen Aufenthalts nicht das geringste gefolgt, was sie getrübt hätte. Auch seine Familie, die sich aus der Gräfin, seiner Frau, einer Wittve Saint Laurent aus Sardinien, und mehreren Kindern zusammensetzte, bewies mir aufrichtige Freundschaft, was sofort dazu beitrug, mir die ersten ziemlich schmerzhaften Augenblicke zu erleichtern, die zwischen dem Familienleben und dem unabhängigen, immer etwas vereinsamten Leben liegen. Im Botschaftspersonal gab es zunächst den Botschaftsrat Herrn v. Ohms, der in seiner ganzen Person den Diplomaten der alten, strengen Schule zu erkennen gab und niemals lachte, aus Furcht, sein Gesichtsausdruck könne irgend ein Staatsgeheimnis verraten, abgesehen davon aber eine aufrichtige, besonnenen Natur, beflissen, sich angenehm zu erweisen, wenn das auch nicht immer gelang. Als zweiter Sekretär fungierte Graf Louis Pitta Medigniani, diejenige Persönlichkeit, die mir schützend bei meinen ersten diplomatischen Schritten zur Seite stand. Er war ein ganz reizender Mann, der schon in seiner Jugend in den Salons der österreichischen Botschaft in Paris und St. Petersburg durch das Elegante seiner Erscheinung und das wirklich Bornehme seiner Umgangsformen Aufsehen erregt hatte. Dann war noch ein Attaché da, der Baron v. Lederer, gutmütig, aber etwas primitiv, der in meiner Erinnerung wegen einer gewaltigen, entsetzlich mit Pferdehaar ausgesteiften schwarzen Strawatte fortlebt, die seinen Nacken beständig wie ein Halseisen umgab. Sein Geist war etwas beschränkt, doch hatte er immerhin genug, um einzusehen, wie gut es ist, zu schweigen, wenn man, zum Sprechen genötigt, nur eine Dummheit vorbringen könnte. Ein Gefühl lebhafter Dankbarkeit bewahre ich dem Chevalier Palombo, dem Kanzler und Archivar der Botschaft. Ihm bin ich für die ersten Anfangsgründe meiner diplomatischen Bildung verpflichtet. Was das beim Heiligen Stuhl accreditierte diplomatische Corps anlangt, so stellt sich, wenn ich meine Erinnerungen durchgehe, Graf Latour Maubourg als Botschafter Frankreichs dar, an dessen Seite eine reizende Frau, eine geborene du Pange, mit vollendeter

Grazie die Honeurs seiner in den glänzenden Räumen des Colonnajchen Palastes eingerichteten Salons machte. Der Marquis und die Marquise von Caraman, letztere eine Schwester der französischen Botschafterin, trugen durch ihre angenehme Manieren zum Glanze der Botschaft bei. Ich erinnere mich, einer Vorführung von lebenden Bildern beigewohnt zu haben, in denen Frau von Caraman die heilige Jungfrau darstellte, als ob man sie aus einem Bilde Raffaels herausgeschnitten hätte. Ich muß auch des der Botschaft attachierten Grafen Henri de Cambise gedenken, der mit seinem munteren, ab und zu auch etwas bissigen Geiste und seinem hocheleganten Auftreten in der vornehmen Welt Rom's Regen und schön Wetter machte. Die Salons indes, die ich am liebsten aufsuchte, waren die des neapolitanischen Botschafters, des Grafen Konstantin Ludolf, des früheren Gesandten in Konstantinopel, der einer Familie entstammte, die ein Jahrhundert lang Dänemark, seinem Heimatlande, Oesterreich und dem Königreich beider Sizilien Diplomaten geliefert hatte. Da er sehr ausgeräumten Geistes war und er an der Gräfin Ludolf, einer geborenen Polin, eine Stütze fand, wurden die Salons im Palaste Farneze mit besonderer Vorliebe von der Fremdenkolonie aufgesucht, die von der bezaubernden Anmut der Tochter des Botschafters, der blonden Mademoiselle Norine, dorthin gelockt wurde.

\*

Ich hatte während des Winters 1842 die hohe Ehre, Seiner Heiligkeit dem Papst Gregor XVIII. vorgestellt zu werden. Da ich aber noch ein ganz obskurer diplomatischer Anfänger war, spielte ich dabei eine höchst unbedeutende Rolle und mußte mich darauf beschränken, dem Papst den Pantoffel zu küssen, und das noch auf eine recht ungeschickte Weise.

Indes hätte ich mich für eine Gunst zu bedanken gehabt, die er mir bewilligt hatte, beinahe ohne daß ich mich darum beworben hatte. Ein Monsignore, dessen Name mir entfallen ist, der aber auf der österreichischen Botschaft verkehrte, legte mir nahe, ich möge mir vom Heiligen Vater die Erlaubnis erbitten, die verbotenen Bücher zu lesen. Ich glaubte, ich könne mich dem nicht entziehen, wenn es mich auch etwas in Erstaunen setzte, daß man einem jungen Manne von kaum etwas mehr als zwanzig Jahren von seiten eines kirchlichen Würdenträgers zu einem derartigen Schritt riet. Thatsache ist, daß ich, als ich mein Gesuch eingereicht hatte, nach wenigen Tagen das pontifikale Dekret erhielt, das mir gegen die Taggebühr von zehn römischen Thalern diese Vergünstigung zugestand.

\*

Die Vergnügungen des Karnevals standen um jene Zeit noch in voller Blüte. Zehn Tage hindurch fanden die verschiedenen Bevölkerungsschichten der Stadt sich zu einer einzigen vereinigt, die nur von dem einen Gedanken befeelt war, sich auf offener Straße zu vergnügen.

Eine seltsame Zeremonie pflegte den Karneval zu eröffnen. Während die Glocke des Kapitols die Bewohner der Stadt zu dem herkömmlichen Narren-

treiben einlud, trat in dem großen Saale des Stadthauses die Körperschaft der Conservatori unter dem Vorsitze des Senators von Rom zusammen, und vor ihnen und einer großen Zuschauermenge erschienen die Abgeordneten des Ghetto (der Ghetto bildete einen eignen Stadtteil, in welchem die Juden wohnen mußten) und boten auf den Knien Ehrengaben dar, gleichzeitig dem erlauchten Magistrat ihre unterthänigste Ergebenheit versichernd. Alsdann verabschiedete sie der Senator von Rom mit einer verächtlichen Handbewegung zur großen Genugthuung des Publicums.

Nichts erregte so sehr die Begeisterung des Publicums wie das Rennen der Barberi, das heißt das Rennen frei sich bewegender Bauernpferde aus der römischen Campagna, die auf der ganzen zu durchlaufenden Strecke von Leuten, die mit schweren Lederpeitschen versehen waren, angetrieben wurden. Vergebens erschöpften die Polizeigarden sich in Versuchen, die Volksmenge an den beiden Straßenseiten festzuhalten. Immer gab es Ungeuldige, die nach der Mitte des „Korso“ hin drängten, und nicht selten wurden Weiber und Kinder von den Hufen der rajenden Pferde zertreten. Gleich darauf erschienen die Masken in großer Zahl, und ihr Geschrei und der scharfe Ton der Rasseln, die sie mit ihren Händen in Bewegung setzten, erfüllten die Luft mit dem seltsamsten Geräusch. Die Balkons waren mit hübschen Frauen besetzt, die mit vollen Händen Blumen auf die Vorübergehenden herabwarfen und aus der Menge ihre Günstlinge herauszuwittern verstanden. Als Gegengabe erhielten sie zuweilen Schachteln mit Bonbons oder mit Mehl gefüllte Eier, die zerplakten und sie in Schneefiguren verwandelten. Diese ausgelassenen Streiche pflegten die aus Norden kommenden Reisenden, welche die südliche Lebhaftigkeit nicht ruhig hinzunehmen verstanden, in Wut zu versetzen. Der letzte Tag des Karnevals war für die „Mocoletti“ reserviert. Sobald es dunkel zu werden begann, schien die Menge nicht sowohl von einem Kaufschreie wie von einer Art Tollheit ergriffen. Jeder stürzte sich, mit einem brennenden Lichtstümpfchen versehen, auf seinen Nachbar, um diesem das feine auszulöschen, während er dasjenige, das er selbst in der Hand hielt, zu schützen suchen mußte. Die „Beglioni“ oder Maskenbälle waren damals die Vergnügungen, welche die schöne Welt nach den Theatern zogen. Zwischen den Domino's entspannen sich die mehr oder minder ernsthaften Intriguen mit einer Lebhaftigkeit, aus der sorgfältig alles Gemeine ferngehalten wurde, mit einer Lebhaftigkeit, von der heute keine Spur mehr vorhanden ist.

Während des Karnevals war das von der besseren Gesellschaft bevorzugte Theater das Tordinona, das jetzt verschwunden ist, um den Werftbauten, die den Tiber einfassen, Platz zu machen. Am dem Abend, an dem die Theatersaison eröffnet wurde, nahm der Gouverneur von Rom mit seinem Gefolge in der großen Mittelloge des ersten Ranges Platz, und in seinem Namen wurden, jedoch nur in den Logen des ersten und zweiten Ranges, die von den ersten Gesellschaftskreisen und dem diplomatischen Corps eingenommen wurden, Erfreichungen verabreicht.

\*



Obgleich es damals kaum eine andre Gelegenheit nach Rom zu kommen gab als mit der Post, mit einem Vetturino oder mit der Diligence, strömten die Fremden in Masse dorthin, besonders zum Carneval und zur Heiligen Woche. Die besten Gasthöfe waren das Hôtel des Mes Britanniques an der Piazza del Popolo und das Hôtel d'Europe an der Piazza d'Espagne. Die Table d'hôtes wurden von den vornehmsten Fremden besucht, nur ließen die Damen sich von ihren eignen Diensthoten bedienen. Die jungen Leute und die Künstler verteilten sich auf die beiden Restaurants Bertini und Lepri, und es gieng dort stets sehr heiter und ungehindert zu. Die Mahlzeiten waren sehr einfach und setzten sich ausschließlich aus Gerichten der römischen Küche zusammen, die indes sehr geschätzt wurden, selbst von den Fremden.

Während der Heiligen Woche habe ich sämtlichen großen Kirchenfeiern beigewohnt, die, man kann wohl sagen, die Fremden von allen Enden der Welt heranzogen. Ein Teil dieser Feierlichkeiten wurde in der Sanct Peters-Basilika und ein anderer in der Sixtinischen Kapelle abgehalten. Mehrere Stunden vor ihrem Beginn wurden die reservierten Plätze im Sturm genommen. Die Engländerinnen und Amerikanerinnen langten mit Körben an, die ein konsistentes Frühstück enthielten; die Abfälle desselben zeigten dem Reinigungspersonal noch an, eines wie gejunnden Appetites sich die fromme Hörerschaft erfreute und auf wie familiärem Fuße sie mit dem lieben Gott verkehrte. Der Prunk, den die Kirche bei allen diesen Feierlichkeiten entfaltet, rechtfertigte den Zubrang der Fremden. Das religiöse Gefühl trat allerdings vor dieser Menge von Vergoldungen, diesen buntschimmernden Stoffen und diesem Lichtschein von tausend und aber tausend Kerzen zurück, während der Duft des orientalischen Weihrauchs die Sinne gefangen nahm.

\*

Eine kirchliche Feierlichkeit, die ihrer Großartigkeit wegen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, war die Uebergabe des Huts an verschiedene neugewählte Kardinalen durch den Papst. Derjenige, der mir am meisten von allen auffiel, war der Kardinal Fürst von Schwarzenberg, wenn ich nicht irre, Erzbischof von Prag. Er war kaum etwas mehr als dreißig Jahre alt. Schlant und hochgewachsen, hatte er ein feines, hocharistokratisches Gesicht und trug höchst würdevoll sein rotes Gewand, von dem eine rote Kapuze herabhing. Er hielt seinen Empfang auf der österreichischen Botschaft ab. Bei dieser Gelegenheit gab ihm Graf Lübow ein großes Galadiner.

\*

Als Mitglied des Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem, gewöhnlich Malteserorden genannt, hatte ich Gelegenheit, in dem Konventshause des Ordens zu verkehren, in dem der Bailli Candida wohnte, der Generallieutenant der hochangesehenen Genossenschaft, da das Hochmeisteramt damals noch nicht wiederhergestellt war. Der Bailli Candida war ein Greis, der für sein Alter

noch recht wohlthun war. In seiner Jugend hatte er noch auf den Ordensgaleeren seine „Karawanen“ oder Seefeldzüge durchgemacht und im Jahre 1798 an der Verteidigung des von Bonaparte belagerten Malta teilgenommen. Für mich hatte es etwas eigenartig Fesselndes, die Darstellung der damaligen Begebenheiten von jemand vortragen zu hören, der thätigen Anteil an denselben genommen; diese Darstellung wurde ergänzt von den Skulpturen Filippi und Capranica, gleichfalls Augenzeugen dieses Kampfes. Zugleich war es ein wahrer Jammer, von ihnen zu vernehmen, daß, wenn der Hochmeister Hompesch die Energie entfaltet hätte, die seine Pflicht ihm auferlegt, die Insel hätte dem Orden können erhalten werden.

Der Bailli Candida bewahrte vor seinen Augen stets das Barett und den Stoßdegen, die Kaiser Paul als Hochmeister des Ordens getragen hatte. Es war das ein Zeugnis der Dankbarkeit für den Schutz, welchen dieser Kaiser dem Orden nach dem Abfall Hompeschs und dem Verluste der Insel gewährt hatte.

\*

Das gesellschaftliche Leben in Rom bot ein höchst anziehendes Gesamtbild dar und hatte für mich den größten Reiz. Während tagsüber die ernste Welt sich den Pflichten gegen die verschiedenen Staaten widmete und die älteren Damen in ihren schwerfälligen Verlinien eine Spazierfahrt nach der Villa Borghese oder an bestimmten Tagen nach der Villa Pamphili unternahmen, die mit einem Besuche des Pincio endeten, organisierten das junge Volk und die hervorragenderen Elemente der Fremdentolonie Picnicks zu Pferde und zu Wagen, wobei sie es darauf abzusehen, die römische Campagna nach Ruinen abzusuchen, die noch nicht allzusehr bekannt geworden waren. Es gehörte damals auch bei den elegantesten Herren durchaus zum guten Ton, in einem vollständig ländlichen Anzuge zu erscheinen und sich den Anschein zwangloser Ungebundenheit zu geben, die aufhörte, sobald die Stunde zum Diner geschlagen hatte. Man begann auch, aber noch schüchtern, kleine Hetzjagden zu veranstalten, bei denen alle auf elenden kleinen Pferden erschienen, die stundenweise gemietet waren. Der erste Unternehmer dieser Jagdpartien war ein englischer Gentleman, Mr. Barth Mathew, der später den Tod fand, als er über eine der Holzbarrieren setzen wollte, die in der römischen Campagna die Besitzungen voneinander trennen. Die hauptsächlichsten der römischen Familien hatten sich alle einen Abend in der Woche reserviert, an dem sich die Thüren ihrer Paläste weit öffneten. Welcher Gegensatz zwischen der allerdings stets von Würde erfüllten Einfachheit jener Empfangsabende von damals und dem modernen Glanz und Lurus! Selbst in den reichsten Häusern wartete man an den dem Tanz gewidmeten Abenden mit den einfachsten Erfrischungen auf, mit Gefrorenem, Zuckerzeug und Biskuits, auf gewaltigen Platten von einer Schar von Bedienten in großer Livree herumgereicht, die sich durch das Gedränge durcharbeiteten, ohne kaum einmal an jemand anzustoßen. Die Salons wurden ausschließlich durch große Krystallkronen erleuchtet, von deren Kerzen oft genug das Wachs auf die Coiffuren und Schultern der Damen oder die

hohen Scheitel der kahlköpfigen Herren herabträufelte und zu einem kleinen Schmerzschrei Anlaß gab. Man wußte noch nicht, was ein Cotillon ist, wie er heutzutage getanzt wird. Die Figuren waren die denkbar einfachsten, und es kam zwischen den Paaren höchstens zum Austausch einer Blume. Der Contretanz herrschte siegreich auf der ganzen Linie. Er wurde mit mathematischer Regelmäßigkeit und einer Genauigkeit der Schritte und Bewegungen ausgeführt, die jeden davon fernhielten, der nicht einen vollständigen Tanzkurs durchgemacht hatte. Die Polka wurde dem Salon noch streng ferngehalten als ein Tanz, der bloß auf den gewöhnlichen Tanzböden zu dulden sei. Während die Jugend sich mit einem gewissen Ernst diesen Uebungen hingab, vereinigten sich die Damen, die das Alter der Ruhe, aber noch nicht das des Schweigens erreicht hatten, in andern Salons und scharten die Herren um sich, die im Rufe guter Plauderer standen; am gesuchtesten waren die alten Diplomaten; die Plauderei bewegte sich in heiterem Tone und vermied jede Anspielung auf Politik, ließ sich aber, wenn ihr Verlauf es mit sich brachte, bis zur galanten Episode gehen. Die Fürstinnen d'Orta, Orsini, Lancelotte, Colonna, Sernoneta, del Drago, Chigi, Ruspoli, Altieri und viele andre hatten jede ihre besondere „conversazione“. Was in diese Salons eine eigenartige Stimmung brachte, war die rote Robe der Kardinäle, von denen eine gewisse Anzahl die glänzendsten Gesellschaften besuchte, sich aber distret zurückzog, sobald das Orchester die Accorde eines Walzers intonierte. Alle fürstlichen Familien, ebenso die der „marquis à baldaquin“ und die Votischasten hatten einen irgend einer adligen, aber zurückgegangenen Familie angehörenden Herrn, der die Funktionen des gentiluomo erfüllte, das heißt, der die Gäste in den Hauptsalon einführte und die angesehensten dervielben bis zur Herrin des Hauses geleitete. Ein Salon, dem ich ein gutes Andenken bewahrt habe, war der der Fürstin Casimir Borghese, geborenen Larocheioucault. Sie sah gewöhnlich nicht viele Leute bei sich, wählte sich aber mit Sorgfalt diejenigen aus, die häufiger bei ihr verkehrten. Sie hielt sich in einem großen Salon auf, der ebenso schlecht beleuchtet wie geheizt war, denn eine von einem großen grünen Lichtschirm gedämpfte Lampe verbreitete überallhin eher Dunkelheit als Licht. Wenn man bei ihr eintrat, hörte man Stimmen, die klangen, als ob sie aus dem Grabe ertöntem, denn man konnte nicht wahrnehmen, woher sie kamen. Es bedurfte einer gewissen Zeit, bis man sich dajelbst zurecht fand. Fügen wir aber gleich hinzu, daß die Dunkelheit die schönen Geister nicht hinderte, sich vernehmbar zu machen und etwas von dem Wellenschlage einer Zeit dorthin zu bringen, die nicht mehr ist. Weit moderner war der Salon des Fürsten Alexander Torlonia. Er befand sich in dem in neuen Bauformen gehaltenen Palaß, der dem Venetianischen Palaße an dem gleichnamigen Platz gegenüber liegt. Vor Neuheit funkelnde Wappenmalereien traten einem überall entgegen, von der großen Treppe an bis in die Salons, auf den Wandteppichen, auf dem Boden und an den Decken. Gleichwohl stammte die Dame, welche die Honneurs in einer derartig mit Gold überladenen Wohnung machte, aus einer hohen Familie, von den Colonnas aus Neapel. Sie strahlte vor Jugend, Anmut und Schöu-

heit. Alles, was Rom an Hervorragendem der Geburt, der Stellung, dem Geiste und dem Talente nach aufzuweisen hatte, strömte nach dem Palazzetto Torlonia hin. In diesen Salons bin ich häufig einer Persönlichkeit begegnet, die sofort meine ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es war die Marquise Guiccioli, geborene Gamba, die letzte Geliebte Lord Byrons, später in zweiter Ehe mit dem Marquis von Boissy vermählt. Sie schien kaum vierzig Jahre zu zählen. Ihr äußerst reiches Haar von tiefer rotblonder Färbung wallte in Locken auf reizende Schultern herab, die das Entzücken ästhetischer Feinschmecker bildeten, das aber in noch weit höherem Grad gethan haben würden, wenn diese Schultern einem schlankeren Oberkörper als Abschluß gebient hätten. Die Huldigungen, die man ihr darbrachte, richteten sich ausschließlich an diese Schönheit, welche das Herz des flüchtigen Poeten zu fesseln verstanden hatte, ohne es gleichwohl fertig zu bringen, ihm auch nur einen Funken seines Genies zu entlocken. Fürst Alexander Torlonia war ein Mann von tabellosen, nur etwas lärmenden Formen, der mit den hervorragendsten Persönlichkeiten wie ein Gleichstehender zu plaudern verstand. Niemals hätte man, wenn man ihn des Abends mit seinen Gästen wie einen vollendeten Edelmann verkehren sah, die Metamorphose für möglich gehalten, die mit ihm vorging, sobald er während des Tages an seinem Schreibtisch saß. Dort verwandelte er sich in den ausschließlich in seine Berechnungen vertieften Bankier, der nichts vernachlässigte, was für seine Klasse von Vorteil sein konnte. Fast alle Fremden hatten auf sein Bankhaus lautende Creditbriefe, und diese Briefe kamen ihm ziemlich teuer zu stehen, weil es den Accreditierten gar nicht nach ihrem Sinne gewesen wäre, wenn sie die Einladungen zu den Bällen, die er in seinem großen Palaste in Borgo San Pietro gab, nicht gewissermaßen als ihr gutes Recht betrachtet hätten. Die Fremdenkolonie drängte sich in Masse zu diesen Festen, die um neun Uhr abends begannen und bis zu früher Morgenstunde dauerten. Es waren die einzigen, bei denen es ein vollständiges Souper gab. Um Mitternacht brachte man in den Saal, in dem kurz vorher noch getanzt worden war, lauge, mit den köstlichsten Speisen besetzte Tische, auf welche die Eingeladenen sich mit einer derartigen Hast stürzten, daß man hätte glauben können, sie kämen geradeswegs aus einer von der Hungersnot heimgesuchten Stadt.

Unter den bemerkenswerthesten Fremden, mit denen ich häufiger zusammentam, möchte ich Mistreß Sommerville, die sich durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten über Astronomie bekannt gemacht hat, den General Sir Frederic Adam, den Gouverneur von Korfu, der eine sehr wichtige Rolle in den orientalischen Angelegenheiten gespielt hat, die Gräfin v. Menou, die Witwe des berühmten Generals, der Bonaparte auf seinem Feldzuge nach Aegypten begleitet hatte, und Thorwaldsen, den großen dänischen Bildhauer, erwähnen. Unter den Römern muß ich ganz besonders Don Flavio Chigi hervorheben, den glänzenden Kavalier, mit dem ich so manchen Spazierritt in die römische Campagna unternommen habe zu einer Zeit, da er seine glühenden Huldigungen einer der geistvollsten Damen der römischen Gesellschaft darbrachte. Wer hätte damals bei

dem Anblick des so eleganten und so sehr auf gesellschaftliche Erfolge bedachten Mannes vermuten können, daß aus ihm nach Verlauf von wenigen Jahren ein höchst würdevoller Prälat, der Repräsentant des Heiligen Stuhls am Hofe Napoleons III. werden und er später noch mit dem Purpur bekleidet werden solle, um denselben so glanzvoll zu tragen? Ein allerwärts sehr gesuchter Grandseigneur, der sich aber etwas rar machte, war der Herzog von Sermonea, der nicht nur durch seinen schönen Namen imponierte, sondern auch durch einen äußerst feinen Geist, der ihn fast unwillkürlich zu jener die Grenzen des guten Geschmacks nicht überschreitenden Bosheit hindrängte, die da Halt macht, wo das Bonmont in sein Gegenteil umschlagen kann.

\*

Ein Besuch, den ich zu erwähnen nicht vergessen darf, war der, den ich dem Kardinal Mezzofante abstattete, dem fast alle Sprachen der Welt geläufig waren. Man erzählt in dieser Hinsicht von ihm, es sei einmal vorgekommen, daß er den Dolmetscher zwischen zwei chinesischen Zöglingen des Kollegs der Propaganda fide habe abgeben müssen, die sich nicht hätten verständigen können, weil sie verschiedenen Provinzen angehörten. Kardinal Mezzofante war ein äußerst bescheidener Prälat, der gar kein Bewußtsein von seinem außergewöhnlichen Wissen zu haben schien und sich darüber wunderte, daß man so viel Aufhebens von ihm machte.

\*

Im Laufe des Monats März 1842 erhielt ich meine Ernennung zum Attaché bei der österreichischen Botschaft in Rom. Bei dieser Gelegenheit beehrte mich der Botschafter Graf Lützow mit einem bureaukratischen Kuß, und ich wurde in der Botschaftskanzlei untergebracht. Meine Funktionen beschränkten sich auf sehr wenig. Ich hatte, so schön ich es vermochte, und das war nicht viel, einfache Mitteilungen in italienischer oder französischer Sprache zu kopieren, die an das diplomatische Corps oder die verschiedenen Kanzleien der Kurie gerichtet waren und Zollangelegenheiten oder bedeutungslose Verwaltungsjachen betrafen. Was mir aber viel Vergnügen machte, war die Erlaubnis, die umfangreichen Archive zu durchstöbern, die zu der Botschaft gehörten und die auch das archivalische Material der einst in dem gleichen Palais untergebrachten venetianischen Botschaft umfaßten. Von den Dokumenten, die mir durch die Hände gingen, muß ich zwei erwähnen, die mich äußerst frappierten. Eines derselben hatte den Vorschlag zum Gegenstande, den einmal der Chef der Familie Rothschild gemacht hatte und der darauf hinausging, daß ihm Jerusalem und sein historisches Gebiet abgetreten werde, damit er auf demselben ein jüdisches Königreich errichte, in dem alle auf der Welt zerstreuten Juden sich sammeln sollten, wobei er sich verpflichtete, den Großmächten sehr hohe Abgaben zu entrichten. Es war das eines der vielfachen Projekte, die ihren Ursprung dem Kriege zwischen Mehemed Ali, dem Pascha von Aegypten, und der ottomanischen Pforte verdankten. Das andre Aktenstück betraf die von

dem Könige von Preußen unternommenen Schritte, welche auf Erbauung einer großen protestantischen Kirche auf einem an das Kapitol anstoßenden Grundstück abzielten, geradezu einer Rivalin für die Peterskirche. Man kann sich denken, was für eine Aufnahme ein derartiges Gesuch bei dem Heiligen Stuhl finden mußte.

\*

Selbstverständlich konnte mein Aufenthalt bei der Botschaft zu Rom sich nicht über einen bestimmten Zeitraum hinaus erstrecken, da es für mich erforderlich war, mich für längere Zeit nach Wien zu begeben, um dort in die diplomatischen Arbeiten eingeweiht zu werden und so rasch wie möglich die deutsche Sprache zu erlernen. Zugleich schien es geboten, Italien nicht zu verlassen, ohne wenigstens einen oberflächlichen Blick auf Neapel zu werfen. In den letzten Tagen des Juni schiffte ich mich in Civitavecchia auf dem Dampfer „Virgil“ ein, der die Fahrt dorthin in der Nacht machte. Vor Tagesanbruch befand ich mich auf der Schiffsbrücke, um das Auftauchen des Besud abzuwarten. Sobald das erste Aufleuchten des Morgenroths sich am Horizont bemerkbar machte, konnte ich einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken bei dem Anblick des Schaupiels, das seinen Zauber vor meinen Augen entfaltete. Nichts vermag eine Vorstellung von dem zu geben, was der Golf von Neapel an einem schönen Sommermorgen ist. Ich glaubte mich in das Reich der Träume versetzt.

\*

Ein höchst interessantes Schauspiel erwartete mich in Neapel: das Einlaufen der von ihrer Fahrt nach dem Morgenlande unter dem Befehle des Admirals Hugon zurückkehrenden französischen Flotte. Sie setzte sich aus acht Linienschiffen zusammen, unter denen sich der „Ocean“, die „Zena“ und die „Semappes“ befanden, unter Führung der von dem Prinzen von Joinville befehligten Dampffregatte „La Belle Poule“. Die Schiffe fuhren unter vollen Segeln in zwei Reihen in den Hafen ein. Der Anblick war ein wunderbar schöner. Mit einigen Freunden stattete ich zunächst dem „Ocean“ einen Besuch ab, wo wir von dem Schiffleutnant de Raineval, dessen Bruder später Botschafter in Rom wurde, sehr artig aufgenommen wurden. Ich habe auch einen Ball an Bord der „Belle Poule“ mitgemacht und ebenso ein der Flotte zu Ehren von Herrn v. Luttheroth, dem in Abwesenheit des Botschafters die Führung der Geschäfte anvertraut war, veranstaltetes großes Ballfest, dem auch die ganze königliche Familie beizwohnte.

\*

Zwei Ereignisse sollten unversehens über den Aufenthalt der französischen Seeleute in Neapel einen trüben Schleier werfen. In einem Hotel fand ein Duell zwischen zwei Schiffskadetten statt, das mit dem sofortigen Tode eines der Kämpfenden endete. Ueber den Anlaß, der zu diesem verhängnisvollen Rencontre geführt, hat man niemals etwas erfahren können. Das andre betrübende Vorkommniß war die unerwartete Nachricht von dem infolge eines Sturzes aus dem

Wagen erfolgten Tode des Herzogs von Orleans. Bemerkenswert ist, daß, als die Fregatte „La Belle Poule“ unter vollem Dampf der Flotte voraus in den Hafen einfuhr, es der am Ufer versammelten Volksmenge auffiel, daß sie in ihrem vollständig schwarzen Anstrich wie ein Sarg ausseh.

Da die mir für meinen Aufenthalt in Neapel bewilligte Zeit knapp bemessen war, beeilte ich mich, alles das aufzusuchen, was diese verführerische Stadt Anziehendes darzubieten hat. Zu meinen schönsten Erinnerungen zähle ich die Besteigung des Vesuv, der sich gerade in vollständiger Ruhe befand, weshalb es mir gestattet war, mich bis an den Krater vorzuwagen und dort dem geheimnißvollen Donnern des inneren Feuers zu lauschen, von dessen Vorhandensein das Aufwirbeln dichter Rauchmassen Kunde gab. Die Sandmassen und Lavaergüsse dicht an der Mündung des Kraters hatten sich derart ihre Glut bewahrt, daß ich mich mit verbranntem Schuhwerk von ihnen zurückzog. Der Abstieg bis zu der sogenannten Einsiedelei war nicht leicht, da man über Aschenmassen hingleiten mußte, die dem Fuße keinen festen Stützpunkt darboten. Pompeji mit seinen schönen Ueberresten ließ mich von dem träumen, was diese Stadt einst zu den von Vulkan verherrlichten Zeiten gewesen war. Von den Umgebungen Neapels war der Punkt, der den tiefsten Eindruck auf mich machte, die Villa Floridiana, damals im Besitz des Fürsten Dentici, die sich am Hügelabhang des Posillippo erhebt. Sie beherrscht den Golf in seiner ganzen Ausdehnung. Die Aussicht war derart bezaubernd, daß man ruhig ganze Stunden dort hätte aushalten können, in Betrachtung verjunken und seiner selbst vergeißend.

\*

Als endlich die Abschiedsstunde geschlagen hatte, konnte ich nur mit recht schwerem Herzen diesem Paradiese Lebewohl sagen und mußte nach Rom zurückkehren, wohin mich meine neuen Pflichten riefen. Rom bot im Sommer den Anblick einer ganz neuen Stadt dar. Die große Hitze veränderte die Gewohnheiten ganz und gar. Man mußte die Hauptmahlzeit des Tages um zwei Uhr zu sich nehmen und sich dann bis nach fünf oder sechs Uhr abends schlafen legen, denn man mußte es vermeiden, sich der freien Luft beim Untergange der Sonne auszusetzen, da diese Zeit für die Gesundheit am schädlichsten ist. Während des Abends und bis in die Nacht hinein belebten sich die bis dahin verlassenen Straßen Roms. Die Hotels und Cafés füllten sich mit Besuchern, die soupirer kamen. Was von der besseren Gesellschaft in der Stadt geblieben war, gab sich Rendezvous im Hotel di Falcone, das im Ripettaquartier, einem der volkstümlichsten, gelegen war. Einmal wöchentlich fand die Wasserpromenade auf dem Navonaplatz statt. Dieser Platz war damals wie beckenförmig ausgehöhlt. Das Wasser der Springbrunnen ergoß sich in die Mitte des Platzes und verwandelte ihn in einen See, in welchem die Wagen umherfuhren, indem ihnen das Wasser bis an die Achsen ging. Das Schauspiel hatte in seiner Art etwas Originelles an sich und entbehrte keineswegs eines gewissen Reizes. Jedermann schien nach der großen Hitze des Tages wieder aufzuleben.

\*

Der Augenblick, auch Rom Lebewohl zu sagen, war gekommen. Ich mußte mich nach Wien begeben, um meine offizielle Lehrzeit in der Staatskanzlei durchzumachen, und so reiste ich denn bald in der Nacht vom 23. auf den 24. August ab, indem ich zum Reisebegleiter wieder den Grafen Louis Litta hatte. Ich schiffte mich in Civitavecchia ein. Nachdem ich Livorno berührt, hielt ich in Genua kurze Rast, von wo ich, den Wagen des mit der Post betrauten Kuriers benutzend, am 26. um halb vier Uhr abreiste und erst am andern Tage morgens neun Uhr meinen Fuß auf den Boden Mailands setzte.



## W. W. Wereschtschagin.

Von

Eugen Zabel.

Als Wereschtschagin vor achtzehn Jahren zum erstenmal mit seiner Sammlung von Gemälden, die über anderthalb hundert Nummern umfaßte, nach Berlin kam, merkten wir ihm als Künstler wie als Menschen den Pulsschlag einer durchaus individuellen Begabung an. Das Studium seiner Arbeiten verursachte unserm Publikum eine ähnliche Schwierigkeit wie die Aussprache seines Namens, den man der russischen Zischlaute wegen verkürzen mußte, um ihn bequemer über die deutsche Zunge gleiten zu lassen, und dessen Accent, der in Wahrheit auf der vorletzten Silbe ruht, in der Konversation beliebig hin und her geschoben wurde. Der riesige Umfang einzelner Gemälde, das Fremdartige und zum Teil Erschreckende in der Wahl der Stoffe, endlich die wahrhaft glänzende Technik, die sich in dieser Fülle der Schöpfungen ausdrückte, fesselten die Besucher aufs unmittelbarste, manche sogar gegen ihren Willen, der sich gegen diese bis zum Graujamen gehende Kraft der Charakteristik zu sträuben schien. Und dabei war der Künstler damals erst ein Mann von vierzig Jahren, also im Vollgefühl der Begabung, die nach menschlicher Berechnung auch für die Zukunft eine reiche Ernte versprach. Das russische Effektmittel einer Musikbegleitung, die in langen, klagenden Tönen einem Harmonium entlockt wurde und das Publikum bei der Betrachtung der Bilder nervös machte, trug dazu bei, das Urteil über die Bedeutung dieser noch nicht dagewesenen Kunstausstellung zunächst ziemlich scharf auseinander gehen zu lassen. Als Wereschtschagin aber seine Bilder wieder eingepackt hatte, war man darüber einig, daß er eine volle und originelle Persönlichkeit auf einem uns ebenso fremden wie interessanten Gebiete der Kunst darstelle.

Er imponierte vor allem durch die Entschiedenheit, um nicht zu sagen Schroff-



heit, zu welcher er seine Persönlichkeit durchgebildet hat. Man konnte ihn selbst ebensowenig wie eines seiner Bilder vergessen. Wer den Mann mit der großen, ganz aus Muskeln und Sehnen bestehenden Figur und dem lebendigen, geist- und feuerprühenden Gesicht auch nur flüchtig betrachtete, mußte sich sagen, daß er vor einer ungewöhnlichen Begabung stehe. Alle Organe schienen wie durch inneren Schraubendruck auf das außerordentlichste angespannt zu sein. Man mußte sich einen Amerikaner denken, der unaufhörlich schafft und verdient, und diese Thätigkeit auf das rein geistige und künstlerische Gebiet übertragen, um die richtige Vorstellung von Wereschtschagin zu bekommen. Unter der breiten, prächtig gewölbten Stirn erblickte man ein Paar Augen, die in ihrem bläulich-grauen Glanze bald nachdenklich umherschweiften, als ob sie etwas Entferntes suchten, bald eindringlichst zu sprechen schienen. Die Nase war groß und dabei vornehm gebildet, der mächtige, Mund und Kinn völlig bedeckende Bart verstärkte den Eindruck von Kraft und Entschlossenheit, den die ganze Persönlichkeit hervorrief. Die festen, gedrungene Hände verrieten, daß sie den Säbel ebenso gut wie den Pinsel zu führen wissen. Man jagte sich sofort, daß dieser Mann nicht aus unsrer westlichen Bildung und Kultur stamme. Er ist auch in Wahrheit zunächst und zuletzt ein Russe, dessen Blut sich von seiner Großmutter her mit dem der Tataren gemischt hat. Seine Erziehung und Charakterbildung hat er sozusagen in freier Luft genossen. Aus dem Naturell der Russen, das sich mit voller Genußfreudigkeit ins Leben stürzt, schlug bei ihm schon frühzeitig eine Flamme des Geistes empor, die ihre Nahrung in künstlerischer Bethätigung suchte und fand. Mit dem Offizierspatent in der Tasche wurde er Maler, und zugleich erwachte in ihm ein rastloser Wandertrieb, der ihn zu einem echten Nachkommen jener wilden Völkerschaften des Mittelalters stempelte, die unter Dschingis-Khan von Galizien bis zum Himalaja herrschten und Rußland unterjochten. In dem Zeitraum von 1863 bis 1870 hat Wereschtschagin seine Reisen von Paris und den Pyrenäen bis nach dem Kaukasus, Turkestan, wo er an der Expedition des Generals Kaufmann teilnahm, und nach Sibirien bis zur chinesischen Grenze ausgedehnt. In den Jahren 1874 und 1875 waren die Türkei, Aegypten und Indien seine Reiseziele. Als der russisch-türkische Krieg 1877 ausbrach, trat er als Freiwilliger in die Armee ein. Er machte diesen Feldzug, wie den früheren gegen die Turkmenen, nicht als bloßer Beobachter, sondern als wirklicher Soldat mit, der die Gefahr aufsucht. An Samarkand erinnert ihn das Georgskreuz, der höchste militärische Orden, den er dafür empfing, daß er in einem kritischen Augenblick den Feind aus einer bereits genommenen Schanze wieder herausjagte, an den Türkentrieg eine Kugel, die ihm in die Hüfte drang. An der Erstürmung von Plewna nahm er noch als Konvalescent teil, um diese Kühnheit auf dem Krankenbett zu büßen. Dazwischen hat er noch Zeit gefunden, die außerordentliche Menge von Bildern zu malen, von denen selbst die erste Ausstellung bei Kroll nur einen Teil enthielt, da ein anderer immer in der Galerie des Moskauer Fabrikanten Tretjakow geblieben ist, der eine große Anzahl Bilder von Wereschtschagin gekauft, in mehreren Sälen aufgestellt und sie später der

Stadt Moskau geschenkt hat. Rastlose Thätigkeit ist das Element dieses Malers. Wenn er nicht von morgens bis zum Abend vor der Staffelei sitzt, muß er viele Hunderte von Meilen zurücklegen, die Völker des inneren Asiens studieren oder die Schneegipfel des Himalaja erklimmen. Im Privatverkehr drückt sich diese Unruhe Wereschtschagins darin aus, daß er auch im Zimmer nicht auf einem Fleck sitzen kann, sondern mit langen Schritten und Bewegungen, die an einen Panther erinnern, auf und ab gehen muß. Den vornehmen Mann, der sich bescheiden zurückhält, wenn sich andre lärmend hervordrängen, der nur ungern größere Gesellschaften aufsucht und sich dann meistens als großer Schweiger zeigt, scheint oft die Erinnerung an die Ferne zu erfassen, an das Leben in der Freiheit, und der Raum, in dem er sich gerade aufhält, wird ihm zu eng. Er steht auf, geht mit einem Freunde in ein Nebenzimmer, wo er sich nicht beobachtet weiß, und entwickelt bei einer spannenden Erzählung, die ihm die Phantasie gerade eingiebt, eine Gesprächigkeit und eine fast schauspielerisch zu nennende Lebendigkeit des Ausdrucks, als sei er nicht im Gouvernement Nowgorod, sondern in Neapel geboren.

Bei Wereschtschagin ist die Hingabe an die Natur eine bedingungslose. Er hält sie für die einzige und höchste Lehrmeisterin und zieht sie allem vor, was sich durch Bildung jemals erreichen läßt, ein so starkes Streben nach vielseitiger Bildung ihn auch selbst auszeichnet. Als er unter Gerömes Leitung die Ecole des beaux arts in Paris besuchte, geriet er mit seinen Lehrern alsbald in Streit, weil ihm diese das fleißige Kopieren alter Meister empfahlen, während er der Ansicht war und stets geblieben ist, daß der Maler die Bilder in der Galerie studieren, aber nicht nach ihnen, sondern nach der Natur zeichnen solle. Wie weit das Bedürfnis, die Wirklichkeit ungeschwächt in sich aufzunehmen, bei ihm geht, zeigte das sich auf Schienen und Rädern bewegende Atelier, das er sich während seines Aufenthalts in München errichten ließ, um das volle Sonnenlicht in freier Luft verwerten zu können. Er sieht hierin die Grundlage für alles naturwahre künstlerische Schaffen, das er in Atelierräumen gewöhnlicher Art für undurchführbar hält. Wenn die Natur ihren unerschöpflichen Reichtum an Tönen diesem uneingeschränkten Gebrauch von Licht und Luft verdankt, hat der Maler die Aufgabe, ihr hierin nach Möglichkeit zu folgen. Die großen italienischen Meister und die Bewunderung, die wir ihren Schöpfungen mit Recht entgegenbringen, dürfen uns dagegen nicht blind machen, daß sie in kleinen Ateliers gearbeitet und sich das Verhältnis von Licht und Schatten in einer Weise konstruiert haben, die der Natur durchaus nicht entspricht. Auch wenn sie einen Vorgang malten, der sich in freier Luft abspielte, behielten sie die künstliche und zum Teil unzureichende Atelierbeleuchtung bei, indem sie die Hauptfigur möglichst hell und den Hintergrund möglichst dunkel hielten, ohne den außerordentlichen Reichtum der Natur im Durcheinanderfließen von Licht und Schatten während der verschiedenen Tageszeiten für ihr Bild zu berücksichtigen. Wereschtschagin malt, wenn Zeit und Stunde es ihm gestatten, immer in freier Luft. Was in dieser Beziehung Zola in seinem Roman „L'Œuvre“ seinen Helden Claude über das

Weisen der Malerei sprechen läßt, ist dem russischen Künstler offenbar aus dem Herzen gesprochen.

Aus keinem andern Grunde hatte Wereschtschagin auch während seines Aufenthaltes bei Paris sich in Maisons-Laffitte, einer Eisenbahnstation von der Hauptstadt Frankreichs nach Havre, sein Atelier in Dimensionen errichten lassen wie vielleicht kein zweiter lebender Maler. Es war hundert Fuß lang und fünfzig Fuß breit. Das Fenster allein hatte eine Breite von vierzig und eine Höhe von siebenundzwanzig Fuß. Selbst seine größten Bilder verloren in diesem Raum das Gigantische, das ihnen sonst wohl anhaftete. Alles, was in den Nischen, an den Wänden oder auf den Staffeleien stand, schrumpfte für das Auge zusammen, so daß die Erfindungskraft des Malers ungehindert schalten und walten konnte. Fernab vom Geräusch der Weltstadt vollführte der Künstler hier sein Tagewerk. Als echtes Naturkind lebte er mitten im Walde, eine räthelhafte Persönlichkeit für die Landleute, die ihn in seiner Schweigsamkeit und seinem gleichmäßigen Ernst nicht verstehen. Seine Affen und Hunde, die er sich aus Asien mitgebracht hatte, schienen ihm angenehmere Gesellschafter zu sein als die Menschen, die ihn aus Neugierde oder wirklichem Interesse an seiner Kunst sehen wollten. Wer sich bei Wereschtschagin nicht angemeldet hatte, konnte sicher sein, vom Diener mit einem stereotypen „Nicht zu Hause“ empfangen zu werden. Wenn der echte Pariser sich gähmend in seinem Bett von der einen Seite auf die andre legte, hatte der Künstler schon stundenlang mit dem spröden Stoff wacker gerungen, denn er hat trotz seiner vielen Bilder niemals ungewöhnlich leicht gearbeitet. Aber er ist immer entschlossen, das Höchste in seiner Kunst zu wagen, und darin durchaus kein Ruise, daß er seinen Willen aufs äußerste diszipliniert hat. Turgenjew sagte noch auf seinem Sterbebett zu ihm: „Wir beide sind verschiedenen Charakters, ich war immer schwach, Sie energisch und entschieden.“ Als er im Oktober 1885 zum zweitenmal bei uns in Berlin ausstellte, hatte er aufs neue eine reiche Ernte gehalten, wie der Katalog mit seinen zweiundachtzig Nummern Zeugnis ablegte.

Meine erste Bekanntschaft mit Wereschtschagin rührte aus dem Jahre 1881 her, wo er bei der ersten Ausstellung seiner Gemälde eine ungeheure Thätigkeit entfaltete und mit der vollen Kraft der Meisterschaft eine wahrhaft jugendliche Elastizität in allem, was er that und sprach, verband. Er erschien damals oft so früh des Morgens bei mir, daß er mich noch im Bett überraschte und den Langschläfer dadurch aus den Federn zu treiben versuchte, daß er ihm wie den kleinen Kindern, die nicht rechtzeitig zur Schule aufstehen wollen, Wasser ins Gesicht spritzte. Seitdem unterließ er es niemals, wenn er nach Berlin kam, mich mit seinem Besuche zu erfreuen und zu überraschen. Wieviel Stunden haben wir meist unter vier Augen in meiner Wohnung und auf einsamen Spaziergängen durch den Tiergarten verplaudert! Oft haben wir uns über Kunst und Kunstgeschmack heftig gestritten. So konnte er nicht verstehen, wie ich Hilbrandsche Aquarelle an den Wänden meiner Wohnung dulden konnte. Er fand das meiste daran falsch beobachtet. Daß wir uns immer wieder nach der Antike richten, erscheint

ihm auch als Einseitigkeit. Er will, daß man modernes Leben gestalte und sich nicht ausschließlich von klassischen Vorbildern beeinflussen lasse. Athen und die griechische Kunst läßt er noch eher gelten als die römische, die ihm nur wie ein Abklatsch von jener erscheint. So machte er von dem Reich aller großen schöpferischen Begabungen, einseitig zu sein, in hohem Maße Gebrauch.

Anfang Dezember vorigen Jahres schickte mir der Maler eine photographische Vervielfältigung seines jüngsten Bildes, das bei der Ausstellung einer neuen Sammlung seiner Gemälde in der alten russischen Krönungsstadt berechtigtes Aufsehen machte. Es gehörte zu der Reihe seiner bereits früher geschaffenen Napoleonsbilder, die im Winter 1897 im alten Reichstagsgebäude in Berlin ausgestellt waren und in vieler Beziehung die Charakteristik des Korjen dadurch in origineller Weise beleuchteten, daß sie ihn in seinem furchtbaren Niedergange in Moskau während des Brandes und bei dem Rückzuge über die unendlichen schnee- und eisbedeckten Ebenen des Landes darstellten. Verejtschagin hatte, wie auf seinen früheren Kriegsbildern, das Konventionelle und Theatralische des französischen Heroenkultus durch eine überaus scharfe und genaue Vertiefung in das rein Menschliche ersetzt und dabei alles Gegenständliche und Landchaftliche mit unerwüthlichem Fleiße und unerbittlicher Wahrheit der Anschauung verkörpert. „Die Kinder der Dekadenz,“ schrieb er mir, „die in der Kunst jede Idee verabscheuen, fanden mein großes Bild ‚Kasbeck‘ besser,“ und fügte hinzu: „Die Reproduktion, die ich Ihnen schicke, ist durch einen Freund für den Zweck der Arbeit angefertigt worden, als die Leinwand noch nicht gefirnist war, aber trotzdem werden Sie sowohl die Komposition wie auch einigermaßen die Ausführung beurteilen können. Sie sehen, es liegt heller Sonnenschein darauf. Wenn Sie mit der Lupe hinschauen, werden Sie genau die Gesichter der Personen, ebenso die vertenselte Arbeit erkennen können, die ich mit den gestickten Röcken gehabt habe.“

Das Bild zeigt uns Napoleon, wie er das Schlachtfeld bei Borodino an der Moskwa betrachtet. Der Kaiser sitzt am Rande eines Hügels, der mit dünnem Rasen und herbstlichen Blumen bedeckt ist, auf einem Stuhl mit nach vorn gebeugtem Gesicht, als wolle er sich mit den Blicken tief hineinbohren in das Gewühl der Schlacht, die unter ihm tobt. Die Arme hat er gekreuzt, so daß das Fernrohr, das er in der rechten Hand hält, unter dem Ellbogen des linken Armes sichtbar wird. Den linken Fuß, der bis zum Knie in dem schwarzen Reiterstiefel steckt, hat er über eine Trommel ausgestreckt, eine Haltung, die sich überaus charakteristisch macht. In dem scharfgeschnittenen Profil, das trotz des hohen Napoleenhutes bedeutungsvoll hervortritt, drückt sich die Erregung des Augenblicks über den Ausgang der Schlacht aus. Sie wird ferner dadurch angedeutet, daß der ganze Horizont in grau-weißen Pulvernebel gehüllt ist, durch den an mehreren Stellen schwärzliche Rauchstreifen emportwirlen, so daß man von den unterhalb des Hügels kämpfenden Massen nur einzelne verschwommene Figuren zu sehen bekommt. Hinter dem sitzenden Napoleon stehen in einem kurzen Bogen die Generale, fast alle mit Ferngläsern ausgerüstet, durch die sie die Vorgänge

auf dem Schlachtfelde eifrig verfolgen. Nur ein alter General hat sein Glas einen Augenblick vom Auge genommen und erklärt seinem neben ihm stehenden Kameraden durch Hindeuten mit der linken Hand den schauerlich großartigen Vorgang. Dahinter steht eine leise flüsternde Gruppe von Offizieren. Den Abschluß des Gemäldes bilden die strammen Figuren der Leibgarde, die man an den hohen Pelzmützen erkennt und die den Degen zur Erde gesenkt haben. Die Bedeutung des Bildes liegt darin, daß die Gruppe mit dem Kaiser, den Generalen und Soldaten sich klar entwickelt, eine fieberhafte Spannung ausdrückt und doch nichts enthält, was an äußere Effekte erinnert.

„Ich bitte Sie, lieber Freund,“ schrieb mir ferner Wereschtschagin, „diese Photographie nicht vervielfältigen zu lassen. Ich habe nur zwei Exemplare davon ausgegeben. Eine ist jetzt in Ihren Händen, die andre habe ich an Emile Zola geschickt. Sie wissen, daß ich ihm mehreremal meine Sympathie für sein ritterliches Vorgehen ausgedrückt habe.“ In der That gehörte der russische Maler zu den ersten, die an die Unschuld von Dreyfus glaubten und davon überzeugt waren, daß es zur Revision des unerhörten Urteils und zur Festnagelung der wahrhaft Schuldigen kommen würde. Als der beispiellose Heldenumut des Verfassers der „Rougou-Macquart“ in übermenschlicher Weise angespannt werden mußte, um der mit Blindheit geschlagenen Entrüstung von ganz Frankreich zu trotzen, schrieb Wereschtschagin dem Dichter nach Paris: „Perseverez, perseverez, votre rôle devient sublime.“ Die Uebersendung der betreffenden Photographie begleitete er mit der Widmung: „Emile Zola, le brave des braves“, in Erinnerung an die gleichlautende Anerkennung, die Napoleon nach der Schlacht bei Borodino für den Marschall Ney hatte.

Der Künstler ist in allen zivilisierten Ländern auf verschwenderische Weise ausgezeichnet worden. Am wenigsten vielleicht in Rußland selbst, namentlich in den offiziellen Kreisen, zu denen er sich mit seinem unbeugsamen Unabhängigkeitsgefühl und seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe oft in Widerspruch gesetzt hat. Uebrigens muß immer wieder daran erinnert werden, daß unser Wassil Wassiljewitsch mit dem Petersburger Professor Wereschtschagin, der auch Maler ist, nicht das mindeste zu thun hat, weder verwandtschaftlich noch künstlerisch. Das ist ein frohlicher akademischer Maler alten Stils, der unter anderm die Erlöserkirche in Moskau mit Heiligenbildern geschmückt hat. Er unterscheidet sich von dem Schlachtenmaler auch dadurch, daß er seine Bilder mit seinem Namen zeichnet, während dieser voraussetzt, daß die Art seiner Pinselführung und die charakteristische Auffassung, die er seinen Stoffen giebt, Handschrift genug seien und eine Verwechslung mit den Leistungen anderer unmöglich mache. Er zeichnet insofern niemals seine Bilder. Dennoch begegnet man ab und zu noch immer dieser wahrhaft komischen Verwechslung beider Künstler, als ob es möglich wäre, daß dasselbe Gehirn und dieselbe Hand, die von Leben und Leidenschaft erfüllten Bilder des türkischen Krieges und die bleichen Schatten auf der Altarwand in dem prächtigen Gotteshause am Ufer der Moskwa geschaffen haben könnten. In Petersburg ist vor einiger Zeit das Michaelpalais, eines der schönsten Gebäude

der Zarenresidenz, in ein Nationalmuseum verwandelt worden, das mit der ausdrücklichen Absicht gegründet ist, der russischen Kunst eine Heimstätte zu schaffen. In dieser Sammlung befindet sich zum Erstaunen aller Unbefangenen kein einziges Bild von Wereschtschagin, vermutlich, weil auf seinen Schlachtenbildern zu viele Tote und Verwundete vorkommen und diese unzweifelhaft richtige Beobachtung nach oben keinen guten Eindruck gemacht hat. Man hat dabei nur vergessen, daß es für das Museum unangenehmer ist, keinen Wereschtschagin zu besitzen, als für Wereschtschagin, nicht im Museum vertreten zu sein.

Keine Anerkennung hat dem Künstler eine größere Freude bereitet als die Worte, die Kaiser Wilhelm II. bei der Betrachtung der Napoleonsbilder im alten Reichstagsgebäude an den Maler richtete. „Vos tableaux sont la meilleure assurance contre la guerre,“ sagte er zu ihm mit jenem unwiderstehlichen leuchtenden Augenaufschlag, der dem auf diese Weise Ausgezeichneten nach seiner eignen Versicherung wie ein elektrischer Strom durch die Seele fuhr. Sofern Wereschtschagin bei der Vollenbung seiner Schöpfungen noch von andern Empfindungen als denen der Schönheit und Wahrheit geleitet wird, erfüllt ihn der Gedanke, den der Monarch mit seinem Ausspruch hervorhob und der den tief humanen Sinn des Künstlers in bündigster Weise charakterisiert. Wenn andre gesprochen und deklamiert haben, ohne das Uebel an der Wurzel zu erfassen, weil sie die Dinge selbst nicht kannten, die sie aus der Welt schaffen wollten, hat Wereschtschagin, nachdem ihm die Stugeln oft genug um die Ohren gepöfien hatten, den Krieg geschildert, wie er wirklich ist, in den unendlichen Abgrund von Schrecken und Verderbnis, die er in sich birgt, mit der Fackel der Kunst hineingelenkt und damit Eindrücke hinterlassen, die auf die Beschauer mit der Wucht persönlicher Erlebnisse eindringen und von ihnen nicht wieder vergessen werden konnten. Er ist nicht wie der Pfarrer, der von der Kanzel herab gegen die Laster predigt und damit nur erreicht, daß sich jeder für selbst gerecht hält und den Nachbar als verworbenen Sünder verurteilt, sondern verfährt wie ein Arzt, der in den Krankenhäusern zeigt, welche Folgen die schlechten Instinkte der Menschen haben. Er ergeht sich nicht in einem Zirkeltanz von Ideen, die sich mit mehr oder weniger Geist bald behaupten, bald widerlegen lassen, sondern wirkt mit der Macht der Thatfachen auf unsre Phantasie, kräftigt unsern Willen, das als richtig Erkante auch wirklich durchzuführen. Als seine neuen Bilder im vorigen Jahre in der „Grafton Gallery“ in London angekündigt waren, las ich in einer englischen Zeitung eine lange Besprechung, die mit folgender Bemerkung schloß: „Sollte diese Ausstellung zu stande kommen, so würde daraus für unser Staatsleben viel Gutes entstehen.“ Es ist schwerlich zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß über einen Maler und seinen Einfluß noch niemals in einem solchen Tone gesprochen worden ist.

Der verstorbene Nobel hatte in seinem Testament einen großen Preis ausgesetzt für die beste Leistung, die geeignet wäre, das Losbrechen eines Krieges in Zukunft zu verhindern. Man hat in der Schweiz eine vollständige Bewegung in Scene gesetzt, um die Prämie dem Begründer der Gesellschaft vom „Noben

Kreuz“, Dunant, zuzuwenden, deren humane Wirksamkeit gewiß von niemand unterchätzt wird. Aber, kann man im Ernst glauben, daß durch diese löblichen Bestrebungen die wahren Ursachen, die den Ausbruch eines Krieges herbeiführen, beseitigt werden können? Möglicherweise wird gerade dadurch das Gegenteil hervorgerufen, denn selbst feiner geartete Naturen werden sich mit dem Gedanken, das Schicksal der Nationen mit Pulver und Blei zur Entscheidung zu bringen, um so leichter versöhnen, wenn sie die Ueberzeugung haben, daß man die Schrecken des Krieges nach Möglichkeit lindere und den Verwundeten all die Hilfe angedeihen lasse, die in menschlichen Kräften liegt. Das „Rote Kreuz“ ist ein edles und wahrhaft christliches Unternehmen — aber was hat es mit den Bestrebungen zu thun, durch die in Zukunft das Blutvergießen auf dem Schlachtfelde verhindert werden soll? Es handelt sich nach der ausdrücklichen testamentarischen Bestimmung Nobels nicht um den Nachweis, auf welche Weise der Krieg in Zukunft gemildert werden könnte, sondern um die Persönlichkeit, die mit dem größten geistigen Nachdruck und Erfolg dem Kriege nachweislich selbst den Krieg erklärt hat, um ihn in Zukunft unmöglich zu machen. Das Friedensmanifest des Zaren vom August vorigen Jahres brachte eine Anzahl Männer, die sich auch in der Oeffentlichkeit darüber vernehmen ließen, auf den wunderlichen Gedanken, den Nobelschen Preis dem Kaiser von Rußland als Ausdruck der Bewunderung für seinen überraschenden Vorschlag zu Füßen zu legen. Wir wollten den Ausgang der Verhandlungen im Haag abwarten, um zu erkennen, welche praktische Bedeutung für die Lösung der Aufgabe das Vorgehen des Selbstherrschers aller Reußen hat. Eine andre Partei hat an Frau v. Suttner und ihr mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande geschrieben Buch „Die Waffen nieder!“ gedacht. An der guten Wirkung dieser Arbeit wollen wir in keiner Weise zweifeln, möchten uns aber doch fragen, ob sie auch nur annähernd so tief gegangen ist wie der Eindruck der Bilder von Wereschtschagin, die mit dem Schwergewicht bedeutender und origineller Kunstwerke in der ganzen zivilisierten Welt ihrem Schöpfer eine tonangebende Stellung verschafft haben, während sie gleichzeitig als fürchtbarste Anklagen gegen die Barbarei des Krieges wirkten, Anklagen, die keine noch so geschickte Verteidigung abzuschwächen oder gar aus der Welt zu schaffen vermochte.

Wereschtschagin steht in Berlin mit einer ganzen Reihe von bedeutenden Malern und Bildhauern in freundschaftlichen Beziehungen. Vor allen mit Adolph Menzel, vor dessen rastlosem Schaffen er die reinste Bewunderung empfindet. Er hält ihn unbedingt für den größten lebenden Zeichner und stellt ihn als solchen sogar über Meissonier, der übrigens trotz seines starken und gewiß gerechtfertigten Selbstbewußtseins die Ueberlegenheit des deutschen Meisters wiederholt neidlos anerkannt hat. Was dagegen das Kolorit betrifft, so ist Wereschtschagin in diesem Punkt auch einem Menzel gegenüber nicht ohne bescheidenen Zweifel, ob diese Malerei bereits den nicht weiter zu übertreffenden Höhepunkt der Kunst darstelle. Wie die Schule von Fontainebleau kämpft auch der russische Meister immer wieder für das natürliche Licht im Gegensatz zu der

Atelierbeleuchtung, die ihm nicht das volle und unmittelbare Leben wider spiegelt. Auch sein ganzes Leben hat er sich in ähnlicher Weise wie die Daubigny, Corot, Rousseau und so weiter eingerichtet, die ganze Lage im Walde von Fontainebleau zubrachten und im Freien malten. In Moskau wohnt er in einer entlegenen Vorstadt, der Serpuchowski Sastawa, wo er nur wenige Freunde bei sich sieht und sicher ist, nicht von gleichgültigen Menschen überlaufen zu werden. Im Sommer fährt er in einer Barke, in der höchstens für fünf oder sechs Menschen Platz ist, die Flüsse hinauf, oft bis nach Archangelsk. Er lebt dabei wie ein richtiger Wilder und schießt sich am Rande des Flusses oder in den benachbarten Wäldern sein Mittagbrot. Im Winter wandert er auf Schneeschuhen tief in den Wald hinein, setzt sich auf einen kleinen Stuhl, den er mitgenommen hat, und malt fünf bis sechs Stunden bei der grimmigsten Kälte, bis ihm die Hände erstarren und er den Pinsel erschöpft aus der Hand legen muß. Der Wald verändert unter der ungeheuren Last von Schnee und Eis, die auf ihn herabgefallen ist, so sehr seinen Charakter, daß man die Bäume als solche gar nicht mehr erkennt, sondern nur noch dicke, festgefrorene Klumpen erblickt, die eigentümliche Zergelbte darstellen, sich wie riesige Menschengestalten mit verbogenen und widernatürlichen Gliedern darstellen, so daß das Ganze einen unheimlichen und phantastischen Anblick gewährt. Nur auf diese Weise hat der Künstler die Behandlung des Schnees zu einer solchen, von keinem zweiten Künstler erreichten Meisterschaft gebracht, so daß wir beim Anblick seiner Bilder den kalten Hauch, der von der russischen Landschaft so stimmungsvoll und eigenartig ausgeht, förmlich einzuatmen glauben.

Für die Arbeiten von Reinhold Vegas, in dessen Salon er niemals fehlt, so oft er nach Berlin kommt, empfindet er eine ausgesprochene Bewunderung, und wenn er die lebenswürdige Hausfrau begrüßt hat, bezieht sich seine erste Frage immer auf die neuesten Arbeiten des Meisters. Unvergeßlich wird mit der Ausdruck tiefen künstlerischen Mitfühlers sein, mit dem er die Vegas'sche Gruppe „Kain und Abel“ betrachtete, dieses Symbol der rohen physischen Gewalt, die, uneingedenk der Gebote der Brüderlichkeit und Nächstenliebe, mit brutalem Keulenschlag in Abel etwas Feines und Seelenvolles tötet. Das größte Interesse nahm Wereschtschagin ferner an der Herstellung des Bismarck-Denkmal's, für das er sich geradezu begeisterte. Von den Malern der älteren Richtung schätzt er vor allem Paul Meyerheim und Ludwig Knauts. Aber er verschließt sich in keiner Weise der neueren Richtung und dem gärenden Drang, der in ihnen lebt, der Natur näher zu kommen, sie in der Intimität der Stimmung und der Feinheit der Beleuchtung voll zu erfassen. Er glaubt, daß sie im Bruch mit der Vergangenheit ein richtiges Ziel vor Augen haben, und daß der Weg, den sie einschlagen, sicher einmal dazu führen wird, aus ganz modernen Empfindungen heraus neue Kunstwerke entstehen zu lassen. Er ist aber der Meinung, daß der malerische Nachwuchs nicht fleißig und ernst genug arbeite, daß er keine rechte Geduld und Ausdauer zeige, wenn es sich darum handle, Schwierigkeiten, die sich aus der persönlichen Beobachtung der Natur ergeben, zu überwinden.



Er gedenkt dabei der Zeiten, in denen er als junger Meister jeden Tag seine acht bis zehn Stunden unausgesetzt arbeitete, nie mit sich zufrieden war, oft verzweifelte, seine Arbeit überhaupt zu vollenden, und sie mit dem Aufgebot der äußersten Kraft schließlich doch bezwang. Die jungen Revolutionäre sind ihm die Entdecker eines neuen, zukunftreichen Elements, in dem sie aber selbst noch nicht schwimmen können. Die harte Arbeit und nur sie allein hat Wereschtschagin groß gemacht, das ruhelose Sichversetzen in eine bestimmte Anschauung, der er bis auf den Grund nachzudringen wußte, und die unaufhörliche Ausbildung seiner Technik, in der er sich niemals genug zu thun glaubte. In der persönlichen Art, Natur und Menschen zu verstehen, kann er die jüngeren Maler nur bestärken, aber er wünscht ihnen mehr Fleiß und Gewissenhaftigkeit in der Durchbildung des einzelnen, als die meisten von ihnen zur Schau tragen.

Wereschtschagin ist gegenwärtig ein Mann von neunundfünfzig Jahren, nicht mehr so frisch und unternehmend wie in dem denkwürdigen Jahre 1881, als er zum erstenmal mit seinen Riesenbildern zu uns kam und unsre Kunstwelt, die Kenner und die Liebhaber, geradezu verblüffte. Aber er trägt im Kopf noch immer gewaltige Pläne herum und ist ebenso fruchtbar mit der Feder wie mit dem Pinsel. Die Schilderungen seines Entwicklungsganges, seiner Feldzüge in Asien, seines Lebens in Paris, seine Novelle „Der Kriegskorrespondent“ und sein Buch über „Napoleon in Rußland“ sind gehaltvolle Arbeiten, die man nicht ohne reiche Belehrung und Anregung wieder aus der Hand legt. Sein neuestes Buch führt den Titel „Blätter aus dem Tagebuch eines Künstlers“ und besteht aus kurzen, aber höchst gelungenen Schilderungen und Beobachtungen, die künstlerische Erfahrungen und persönliche Eindrücke aus aller Herren Länder zu einem bunten Strauß zusammenfassen. Vieles davon ist aus englischen Blättern, in denen die Uebersetzung des russischen Originals zuerst erschien, auch in deutsche Zeitungen übergegangen, namentlich Anekdotisches, das oft wie mit einem Scheinwerfer auf bekannte Persönlichkeiten und Vorgänge ganz neue Lichter fallen ließ. Der Petersburger Kunsthistoriker Th. S. Vulgatow hat in russischer Sprache ein sehr gediegen ausgestattetes und vollständiges Prachtwerk über Wereschtschagin herausgegeben, in dem fast alle seine Werke von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart reproduziert sind und auch der litterarische Teil der Arbeit nach der biographischen wie der kritischen Seite von Kenntnis, Urteil und Geschmack zeugt. Es ist kaum zu verstehen, weshalb sich in Deutschland noch kein Kunstverlag gefunden hat, das Werk von Vulgatow in deutscher Sprache herauszugeben, denn Wereschtschagin wird für alle Zeiten zu den glänzendsten und eigenartigsten Erscheinungen im modernen Kunstleben gerechnet werden müssen.



## Zur Physiologie der Luftschifffahrt und des Alpensports.

Von

D. Langendorff in Moskau.

Die Sehnsucht, es dem Vogel gleich zu thun und sich in die blauen Lüfte zu erheben, hat seit uralten Zeiten das Menschengeschlecht bewegt. Volkslied und Sage, nüchterne Forschung und mehr oder minder abenteuerliche Experimente geben davon Zeugnis. In gewisser Beziehung werden wir freilich noch heute die Resignation des aus der Enge seiner Zelle sich hinaus in die Welt sehrenden Faust teilen müssen:

„Ach, zu des Weibes Flügeln wird so leicht  
Kein körperlicher Flügel sich gefellen!“

Denn noch ist das Problem des Menschenfluges trotz vielseitiger theoretischer und praktischer Bearbeitung ungelöst.

Aber wenn auch so mancher moderne Klaride seinen allzu kühnen Flug mit dem Leben hat bezahlen müssen, so wäre es voreilig, wollten wir in dieser Zeit naturwissenschaftlichen Fortschritts und technischen Könnens dieses Problem für unlösbar erklären. Es ist richtig, daß man noch darüber streitet, ob es geratener sei, die Flügel des Vogels nachzubilden oder sich des Drachenfluges zu bedienen, ob die Muskelkraft des Fliegenden zur Fortbewegung genüge oder ob man sich dazu künstlicher Maschinen bedienen müsse, und ob diese besser mit Segelkräubern oder mit Flügelsschrauben oder mit andern Vorrichtungen auszustatten seien. Der Fortbewegung durch dem Vogel nachgebildete Flügel stehen in der That große Hindernisse entgegen. Die Mechanik lehrt, daß jeder zu bewegenden Körperlast eine gewisse Größe und Gestalt der Flugfläche entsprechen muß. Der Vogel kommt mit verhältnismäßig kleinen Flügeln aus, weil sein Körpergewicht durch den Luftgehalt seiner Knochen und durch zahlreiche anderweitige mit Luft gefüllte Räume seines Körpers sich bedeutend verringert; der menschliche Körper dagegen besitzt ein so hohes Gewicht, daß enorme Flügelflächen dazu gehören würden, um ihn in der Luft zu tragen. Eine so bedeutende Vergrößerung der Flügel ist aber, so leicht auch das Material sein mag, aus dem sie bestehen, ohne eine weitere große Gewichtsvermehrung schwer zu erreichen. Auch ist zu bedenken, daß die Stärke der Brustmuskeln beim Vogel der von ihnen zu lösenden Aufgabe angepaßt ist. Ob die dem Menschen zu solchen Bewegungszwecken zur Verfügung stehende Muskulatur diesen Leistungen gewachsen wäre, dürfte bezweifelt werden müssen. Immerhin wäre denkbar, daß ein neuer technischer Gedanke diese Schwierigkeiten besiegen könnte und dadurch mit einem Schlage das Problem löste. Vielleicht überrascht uns eine solche Lösung sogar noch früher, bevor wir eine vollkommene Einsicht in die noch nicht in allen

Beziehungen aufgeklärte Mechanik des Vogelfluges und deren verschiedene Erscheinungsformen gewonnen haben.

Wir können den Flug mit Flügeln oder andern Werkzeugen, die durch Körperkraft oder durch künstliche Maschinen bewegt werden, als dynamischen Flug bezeichnen und ihm eine andre Art von Fortbewegung in der Luft gegenüberstellen, die schon lange verwirklicht ist und die man statischen Flug nennen kann. Es ist dies die Erhebung mittels des Luftschiffes.

Es war im Jahre 1783, als die Brüder Montgolfier den ersten Luftballon steigen ließen. Sie füllten eine leinene oder papierene Hülle mit erwärmter Luft, und zum Erstaunen aller erhob sie sich mit Leichtigkeit in die Höhe. Wer denkt bei diesem seither längst zum Kinderspiel gewordenen Experiment nicht an die Worte des Mephisto:

„Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,  
hebt uns behend von dieser Erde.“

In der That hat auch Goethe, dessen Faustfragment im Jahre 1790 erschien, die Erfindung des Luftschiffes mit dem größten Interesse verfolgt. Die „Feuerluft“ hatte inzwischen der Physiker Charles durch den noch weit leichteren Wasserstoff ersetzt, und noch in dem Erfindungsjahre selbst hatten zwei beherzte Männer, Pilâtre de Rozière und der Marquis d'Arlandes, es gewagt, in diesem lustigen Fahrzeug den ersten Flug in die Wolken zu unternehmen. Schon zwei Jahre später machte Blanchard seine berühmte Luftfahrt von England nach Frankreich über den Kanal, und im Jahre 1794 sehen wir bereits die erste militärische Anwendung eines Fesselballons in der Schlacht bei Fleurus. Den ersten Luftflug zu wissenschaftlichen Zwecken unternahmen von Hamburg aus Robertson und Lhoest im Jahre 1803. Im folgenden Jahre erreichten die berühmten Physiker Biot und Gay-Lussac eine Höhe von 4000 Meter, und letzterer stellte in einer von ihm allein unternommenen sechsstündigen Fahrt, in der er über 7000 Meter erreichte, die wichtige Thatsache fest, daß die Luft in diesen hohen Regionen dieselbe relative Zusammensetzung besitzt wie in den tiefften Schichten.

Seither sind Tausende von Aufstiegen unternommen worden, die meisten allerdings zur Volksbelustigung oder zur Befriedigung abenteuerlicher Gelüste, viele aber auch im ernstern Dienste der Wissenschaft und zu Kriegszwecken. Von den Naturwissenschaften ist es in erster Linie die Meteorologie, die aus solchen Fahrten bereits großen Nutzen gezogen hat; denn über die physikalische Beschaffenheit der Atmosphäre, über die Natur der Wolken, über Wassergehalt und Temperatur der obersten Luftschichten, über atmosphärische Electricität sind durch sie bereits ganz neue Anschauungen erworben worden und viele weitere Ergebnisse zu erwarten. War es doch kein geringerer als Benjamin Franklin, der, selbst gewissermaßen Augenzeuge der Erfindung des Luftschiffes, seine Bedeutung für diese Wissenschaft vorhergesagt. Aus diesen Forschungen werden sich

auch Vorteile für den militärischen Gebrauch des Luftschiffes ergeben, denn für jeden Luftschiffer ist eine genaue Bekanntschaft mit den Eigenschaften des Luftmeeres nicht weniger notwendig wie für den Seefahrer die Kenntnis seines Elementes.

Eine weitere naturwissenschaftliche Aufgabe der Luftschiffahrt ist das Studium der Erscheinungen, unter denen in den großen Höhen die Lebensvorgänge ablaufen. Hier stehen wir freilich erst am Anfang der Beobachtung, und erst eine systematische Forschung wird hier die wünschenswerten Aufschlüsse zu geben im Stande sein. Doch mangelt es nicht an gelegentlichen, für die physiologische Wissenschaft bedeutsamen Erfahrungen.

Einer der verdientesten und kühnsten Luftschiffer ist der englische Meteorologe James Glaisher, der vom Jahr 1861 bis 1866 zusammen mit Coxwell dreißig Fahrten ausgeführt hat. Die dritte, bei der wahrscheinlich eine Höhe von 10 000 Meter oder mehr erreicht worden ist, hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Der Aufstieg geschah hier ungemein schnell; schon nach 25 Minuten war die Höhe des Montblanc erreicht, kaum 10 Minuten später die des Chimborasso; drei Viertelstunden nach der Abfahrt sahen die mutigen Schiffer auf die Erde von einer Höhe herab, die der des höchsten Gipfels des Himalaja gleich kommt. Bis zu diesem Moment konnte Glaisher noch ohne Schwierigkeit seine Instrumente beobachten; bald nachher war dies nur noch bei größter Anstrengung möglich. „Kurz darauf,“ so berichtet er, „stützte ich mich auf den Instrumententisch, da mein rechter Arm, vollständig tot, jeden Dienst versagte; dann geschah das gleiche mit meinem linken, mein Kopf sank auf die linke Schulter; ich versuchte, meinen Körper aufzurichten, indessen es war mir nicht mehr möglich, meine Glieder waren wie abgestorben. Ich sah Coxwell noch im Ringe sitzen, ich versuchte, ihn anzureden, indessen versagte auch die Zunge den Dienst. Plötzlich wurde es schwarz um mich, mein Sehnerv funktionierte nicht mehr, doch hatte ich noch volles Bewußtsein. Ich dachte an den Tod, die Gedanken rasten wild durch mein Gehirn, dann verlor ich die Besinnung.“ Coxwell gelang es bald darauf, die Ventilleine zu ziehen und den Ballon zum Sinken zu bringen. Glaisher erwachte und war nicht lange darauf wieder im Stande, seine Beobachtungen fortzusetzen. Die letzte Aufzeichnung des Barometerstandes hatte eine Höhe von 8883 Meter ergeben, während seiner Ohnmacht war der Ballon wahrscheinlich noch um 200—300 Meter höher gestiegen. Durch die große Gefahr, in der er bei dieser Fahrt schwebte, hat Glaisher sich nicht abhalten lassen, weitere Hochfahrten zu unternehmen, bei denen er noch mehrere Male bis auf 7000—8000 Meter Höhe gelangte.

Tragisch war aber der Ausgang einer Fahrt, welche die französischen Luftschiffer Tissandier, Sivel und Croce-Spinelli im Jahre 1875 ausführten. Im Jahre vorher hatten sie eine Höhe von 7000 Meter ungefährdet erreicht. Bei der zweiten Fahrt verloren in einer Höhe von 8000 Meter alle drei das Bewußtsein. Tissandier kam wieder zu sich, seine beiden Genossen aber gelangten nur als Leichen zur Erde zurück. Bemerkenswert ist, daß diese Forscher, dem

Rate des französischen Physiologen Paul Bert folgend, zum ersten Male einen Vorrat von Sauerstoff mitnahmen, mit dem sie sich das Atmen in großen Höhen erleichtern wollten. Diese Maßregel wird jetzt von vorsichtigen Luftschiffern stets befolgt, da die erfrischende Wirkung des Einatmens von sauerstoffreichen Luftgemischen allgemein anerkannt ist.

Von deutschen Luftschiffern gelangten am höchsten Hauptmann Groß und Dr. Verjon, die mit dem Ballon „Phönix“ bis zum Jahre 1894 nicht weniger als 22 Fahrten unternahmen. Die eine davon, bei der sie bis zu 8000 Meter Höhe gelangten, und eine andre, bei der Verjon allein sogar bis über 9000 Meter vordrang, der größten Höhe, die seit Glaiher überhaupt erreicht worden ist, sind von besonders hohem Interesse. „Bis zu 5000 Meter hinauf,“ jagt Groß, „befindet sich der Mensch, zumal wenn er sich allmählich an den Einfluß der Kälte und der verdünnten Luft gewöhnt hat, leidlich wohl, obgleich man auch hier schon schneller und heftiger atmet, das Herz stürmisch zu pochen beginnt und die Kräfte stark nachlassen. Sobald man es aber wagt, noch höher hinauf zu streben, nimmt die Schwäche des Körpers zusehends zu, der Zusammenhang des Willens mit den Organen, welche diesen Willen zur Ausführung bringen sollen, wird immer geringer, bis der Körper überhaupt nicht mehr dem menschlichen Willen gehorcht.“ In einer Höhe von 7000 Meter war Groß und sein Begleiter trotz der künstlichen Einatmung von Sauerstoff bereits sehr schwach, das Herz klopfte heftig, eine Art von Betäubung bemächtigte sich ihrer. „Die Temperatur war hier bis auf — 30° gesunken; wir froren entsetzlich, da wir nicht mehr die Kraft oder Energie hatten, unsre Pelze anzuziehen, die vor uns lagen.“

Verjon hat, einem seiner jüngsten Berichte zufolge, bis jetzt im ganzen fünfzig Fahrten gemacht, von denen ihn zehn über 6000, drei über 8000, eine über 9000 Meter emporführten; auch er stellte fest, daß ein Unwohlbefinden unter 3000 Meter eine große Ausnahme ist; zwischen 3000 und 4000 Meter beginnen empfindliche Personen zu leiden. Ueber 4000 bis 5000 Meter war das anormale Gefühl ein dauerndes; über 5000 Meter empfindet man, wie er angiebt, ein Suchen nach Atmung, Druck in den Schläfen und Herzklopfen, besonders beim Arbeiten. Bei Bewegungslosigkeit fühle man sich noch relativ wohl, was bei 8000 Meter nicht mehr der Fall sei. Auch Verjon betont die Schläfrigkeit und das Nachlassen der Energie in großen Höhen. Von andern Luftschiffern ist ebenfalls Herzklopfen, Pulsbeschleunigung, Kopfschmerz, seltener Erbrechen beobachtet worden.

Wie große Höhen aber trotzdem ohne Schaden erreicht werden können, zeigt die weiteste der Verjonschen Fahrten. Er war in einer Höhe von 9150 Meter bei vollem Bewußtsein und zur Anstellung wissenschaftlicher Beobachtungen noch fähig.

\*

Wie viel leichter und schneller erreicht der Luftschiffer jene stolzen Höhen als der Alpenwanderer, der dem Gipfel eines hohen Berges zustrebt, sein Ziel! Geübte Bergsteiger brauchen zwei Tage und setzen sich unsäglichen An-

strebungen aus, um den Montblanc zu erklimmen; Glaißher's Ballou gelangte in weniger als einer halben Stunde zu einer Höhe, die der des höchsten europäischen Berges entspricht. Trotz aller Mühen und Gefahren der Hochtouren in den Alpen unser's Erdteils sind dem immer weiter aufwärtstrebenden Menschengesist diese noch zu gering erschienen; erst dann ist er zufrieden, wenn es ihm gelungen ist, die allergewaltigsten Berggipfel unser's Planeten zu erobern.

Es sind jetzt genau hundert Jahre, daß Humboldt seine berühmte Reise in die südamerikanische Tropenwelt begann. Im Jahre 1802 erstieg er den Chimborasso und den Antijana. Weit höher als er gelangten später andre Reisende. Sehr bekannt sind die Bergbesteigungen, welche die Gebrüder Schlagintweit im Himalaja ausführten. Die Gipfel dieses Gebirges sind die höchsten der Welt. Noch unbezwungen ragt freilich der Gaurisankar fast 2000 Meter höher in den Aether, als bis wohin diese rüstigen Bergsteiger gelangten. Immerhin erreichten sie am 19. August 1855 die Höhe von 6882 Metern, also etwa 20000 Fuß. Zu derselben Höhe gelangte Conway, der 1894 den Pionierpeak im Karatorum erstieg. Fitz-Gerald soll mit dem Schweizer Führer Zur-Briggen im Jahre 1897 den in den chilenischen Anden gelegenen Aconcaguagipfel (über 7000 Meter Höhe) erreicht haben. Sir Conway erklomm im vorigen Jahre zum ersten Male den bis dahin noch nicht überwundenen Mlmani; er schätzt die erreichte Höhe auf 22000—25000 Fuß.

Die großen Strapazen, denen sich der Bergsteiger aussetzt, werden erheblich gesteigert durch die merkwürdige Erscheinung, über die alle Hochtouristen berichten, nämlich die auch bei uns bekannte und viel gefürchtete Bergkrankheit, in den Cordilleren als Soroche bezeichnet. Zuerst giebt von ihr im Jahre 1590 der Jesuitenpater Jose de Acosta eine ausgezeichnete Schilderung und eine dem damaligen Wissen entsprechende Erklärung. Schon der berühmte Paracelsus hat eine Abhandlung über sie verfaßt. Bekannt ist die Beschreibung, die Humboldt davon gemacht hat. Er wie seine Begleiter wurden von Schwindel und Uebelkeit ergriffen, aus dem Zahnfleisch und den Lippen drang Blut hervor, die Bindehaut des Auges war stark gerötet; einer seiner Gefährten ward ohnmächtig. Bei einer Besteigung des Pichincha verlor er selbst das Bewußtsein. Im wesentlichen stimmen alle Schilderungen dieser Krankheit miteinander überein. Außer den genannten Erscheinungen ist es besonders eine stürmische, von Herzklopfen begleitete Thätigkeit des Herzen, Mattigkeit, allgemeine Schwäche, Atemnot, Sehstörungen, über die berichtet wird. Die Unfähigkeit zu körperlichen Leistungen macht sich auch an den geübtesten Bergführern bemerklich. Sir Conway berichtet bei Gelegenheit einer Schilderung seiner Mlmanibesteigung: „Waren wir schon bisher wie Schnecken getrocknet, so wurde der Anstieg jetzt noch langjamer, da wir alle furchtbar unter der Soroche zu leiden hatten. Führer Pelissier mußte die letzte leichte Last wegwerfen und brach beinahe zusammen. Ich litt zwar keine Schmerzen, aber ich befand mich in einem traumhaften Zustand, der mich halber Tod dünkte.“ In diesen Fällen handelte es sich um

bedeutende Höhen, in denen die Krankheit sich geltend machte. Aber sie ist, wie schon erwähnt, auch unsern Alpinisten bekannt; ja sie kann schon in Höhen auftreten, die wenig über 3000 Meter betragen. Kronecker sah bei einer zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeführten Besteigung des Breithorns (3750 Meter) alle wesentlichen Erscheinungen; besonders bemerkenswert war dabei der schädliche Einfluß selbst geringer Muskelanstrengungen. Zwanzig Schritte genügten, um den Herzpuls von 100 bis auf 140 und mehr Schläge in der Minute zu steigern.

Auch Tiere unterliegen diesem Einfluß der Höhenluft, so z. B. Pferde, Hunde, Maultiere und Kamele. Tschudi berichtet, daß auf den Cordilleren in Höhen, die 12 000 Fuß übersteigen, zarte Hunderrassen und die europäische Hauskatze einer eignen Art tödlicher Krankheit ausgesetzt sind. „Es sind,“ sagt er, „unzählige Versuche gemacht worden, Katzen in der Stadt des Cerro de Pasco (in 13228 Fuß Höhe) als Haustiere zu halten; aber solche Versuche haben unglücklich geendet, indem Katzen und Hunde nach wenigen Tagen unter schrecklichen Konvulsionen starben.“

Aber der Kondor steigt, wie Humboldt erzählt, bis zu 12 000 Fuß Höhe empor und verweilt stundenlang in solchen Höhen, um sich dann mit einem Male zum Meeresufer herabzuwerfen und so in kurzer Zeit gleichsam alle Klimate zu durchfliegen. Auch Kolibris hat man in sehr großen Höhen schwärmen sehen.

Beim Menschen scheint zwar die vorangegangene Anstrengung das Auftreten der Bergkrankheit zu begünstigen; aber sie kann auch ohne eine solche eintreten. So stellt sie sich auch bei solchen Reisenden ein, die zu Pferde oder im Tragstuhl aufgestiegen sind. Besonders heftig sogar macht sie sich, wie Mosjo in seinem jeffselnden, teilweise der vorliegenden Darstellung zu Grunde gelegten Buche: „Der Mensch auf den Hochalpen“ berichtet, bei völliger Körperruhe, im Schlafe geltend. Jedenfalls hängt ihr Auftreten von gewissen individuellen Dispositionen ab, indem der eine mehr, der andre weniger dazu neigt; sie erinnert in dieser wie auch in andern Beziehungen an die Seekrankheit, die bekanntlich oft den geübtesten Seefahrer befällt, während sie nicht selten den Neuling verschont. Sehr merkwürdig ist die Abhängigkeit ihres Auftretens von der Lokalität. Gewisse Abhänge der Alpen sind von den Führern besonders gefürchtet; bei Besteigung des Montblanc hat man mehr darunter zu leiden als bei Besteigung des Monte Rosa. Ist die verhängnisvolle Stelle einmal passiert, so kann trotz weiterer, ja stärkerer Anstrengungen, das Uebelbefinden völlig schwinden.

Die Ähnlichkeit dieser Erscheinungen mit denen, die man bei Luftschiffern beobachtet, ist in die Augen springend. Vor allem ist beiden Zuständen gemeinsam die gesteigerte Herzaktion und besonders die Energielosigkeit, die sich der bis dahin so thatkräftigen Männer bemächtigt. „Nicht die größte Gefahr,“ sagt ein bekannter Alpentourist, „hätte mich bewegen können, auch nur einen Schritt weiter zu gehen.“ Daß Groß und Person nicht im stande waren, sich durch Anziehen

der vor ihnen liegenden Felze vor der äußerst empfindlichen Kälte zu schützen, wurde bereits erwähnt. Die unglücklichen französischen Luftschiffer, deren trauriges Schicksal wir oben erwähnten, hatten Vorräte von Sauerstoff bei sich, die ihnen, wenn sie zur rechten Zeit sich ihrer bedient hätten, wahrscheinlich das Leben gerettet haben würden. Sie sind nicht im Stande gewesen, den Schlauch, der ihnen die Lebensluft zugeführt hätte, zu ergreifen und an den Mund zu führen.

Sehr wesentlich kompliziert werden bei der Bergbesteigung die Erscheinungen der Bergkrankheit durch die Ermüdung. Sie erreicht oft die höchsten Grade. Es ist, wie Mosso hervorhebt, nicht die körperliche Anstrengung allein oder in erster Linie, die die Ursache dieser Erschöpfung ist. Die geistige Anstrengung, die fortwährend auf jeden Schritt gerichtete Aufmerksamkeit wirkt noch erschöpfender. Rechnen wir hierzu das gesteigerte Gefühl der Verantwortung, den Einfluß völlig neuer und überwältigender Sinnesindrücke und die vielen andern Aufregungen, mit denen eine solche Bergbesteigung verbunden ist, so wird das Auftreten so hoher Erschöpfungsgrade verständlich, wie sie von manchen Bergsteigern berichtet werden. „Ich erinnere mich,“ erzählt Mosso, „daß ich die Führer einmal inständig bat, mich doch auf dem Schnee liegen zu lassen. Die Einwände und Drohungen seitens meiner Kollegen, die mich schließlich wieder mit Gewalt auf die Beine brachten, erschienen mir als eine Grausamkeit. Ich versprach ihnen, weiter zu gehen, wenn sie mich nur noch einige Minuten ausgestreckt liegen lassen wollten. In jenem Moment empfand ich keine Todesangst, der Tod schien mir sogar eine Erlösung.“ Daß infolge von Ueberanstrengung, im Verein mit dem Einfluß der Höhenluft, sogar Todesfälle eintreten können, dafür liegen unzweifelhafte Zeugnisse vor.

Solche Einflüsse, besonders die psychischen, kommen teilweise auch bei der Luftfahrt in Betracht. Hier gesellt sich dazu die lähmende Wirkung der großen Kältegrade, wie man sie in den hohen Luftschichten beobachtet hat. Besonders von 6000 Meter an nimmt die Temperatur schnell ab; in Höhen von 10000 Meter hat man mittelst unbemannter, aber mit Messungsinstrumenten ausgestatteter Registrierballons 50—70°, bei 14000 Meter sogar 80° Kälte beobachtet.

Der Physiologie, als der Wissenschaft von den Lebenserscheinungen, deren Ursachen und Bedingungen, fällt die Aufgabe zu, festzustellen, bis zu welchen Höhen die Erhebung über die Erde zulässig ist, welche Grenzen die Organisation des Menschen vorschreibt, und die Gründe darzulegen, die eine solche Begrenzung bedingen. Seit Paul Bert seine sorgfältigen Untersuchungen darüber in seinem Pariser Laboratorium angestellt und in seinem Werke über den barometrischen Druck niedergelegt hat, ist das Interesse des Physiologen an diesen Dingen stets rege gewesen. Bert bediente sich einer pneumatischen Kammer, in der Menschen und Tiere sich aufhalten konnten, und in welcher der Luftdruck durch die Luftpumpe bis auf beliebige Werte herabgesetzt wurde. Der Einfluß reiner Drucksenkung ohne die gleichzeitige Einwirkung der Kälte und Ermüdung



und mit Ausschluß des psychischen Momentes konnte auf diese Weise eingehend untersucht werden. Andre Physiologen haben, indem sie, mit den für ihre Untersuchungen notwendigen Apparaten ausgerüstet, Luftballonfahrten und besonders Bergbesteigungen unternahmen, die in größeren Höhen veränderten Lebensfunktionen analytisch zu untersuchen begannen. Von besonderer Bedeutung dürften die Ergebnisse der physiologischen Expeditionen werden, die sich im Gebiete des Monte Rosa solchen Arbeiten gewidmet haben.

Von deutscher Seite ist es Professor Junz mit seinen Schülern, die an den nördlichen Abhängen dieses Gebirgskopfes ihre Beobachtungen anstellten. Auf der italienischen Seite hat Professor Mosso aus Turin ausgedehnte Untersuchungen ausgeführt. Als Versuchsobjekte dienten ihm, außer ihm selbst und seinem Bruder, vor allem eine Anzahl von geübten und an Anstrengungen gewöhnten italienischen Bergsoldaten. Mit seiner Truppe hat er sich in der Hütte „Königin Margerita“, die in einer Höhe von 4560 Meter, wenig unter dem höchsten Gipfel des Monte Rosa gelegen ist, zehn Tage lang aufgehalten.

An dieser Stelle soll jetzt auch eine physiologische Beobachtungsstation errichtet werden, von deren Arbeiten wichtige Ergebnisse zu erwarten sind.

\*

Zum Verständnis der physiologischen Fragen, um die es sich hier handelt, ist es notwendig, einen Blick auf die Art und Weise zu werfen, nach der sich im Menschen- und Tierkörper die Atmung vollzieht. — In unsern Adern kreist Blut von verschiedener Färbung. Das in den Arterien enthaltene ist hellrot, das venöse Blut ist dunkel. Dieser Unterschied beruht darauf, daß das Blut einen an den Blutkörperchen haftenden Farbstoff, das Hämoglobin, enthält, der die Fähigkeit besitzt, Sauerstoff zu binden, und je nach seinem Gehalt an diesem Gase dunkel oder hellrot erscheint. Wenn das arterielle Blut die Organe des Körpers durchfließt, giebt es an die Elementarteile derselben Sauerstoff ab und kehrt infolgedessen mit dunklerer Färbung aus ihnen zum Herzen zurück. Zugleich hat es in den Geweben für den abgegebenen Sauerstoff Kohlenäure eingetauscht. Vom Herzen wird das auf diese Weise venös gewordene Blut durch die Lungen getrieben, in denen es einem Läuterungsprozesse unterworfen wird. Aus der eingeatmeten Luft nimmt es nämlich neuen Sauerstoff auf und giebt dafür Kohlenäure an sie ab. Dieser Austausch ist dadurch möglich, daß die atmosphärische Luft, welche wir einatmen, einen großen Sauerstoffgehalt und nur Spuren von Kohlenäure besitzt. Zu  $\frac{1}{5}$  besteht sie aus dem für die Atmung gleichgültigen Stickstoff, zu  $\frac{1}{5}$  fast gänzlich aus Sauerstoff. Dieser wird vom Hämoglobin des die Lungen durchfließenden Blutes begierig angezogen und gebunden, während zugleich ein Teil der in der Blutflüssigkeit gelösten Kohlenäure entweicht. Die ausgeatmete Luft ist demgemäß ärmer an Sauerstoff und dafür reicher an Kohlenäure. Das in der Lunge gereinigte Blut gelangt arteriell und hellrot zum Herzen zurück und kann nun seine Aufgabe, den Geweben den zu ihrem Leben notwendigen Sauerstoff zuzuführen, aufs neue erfüllen. Die Sättigung

des Hämoglobins mit Sauerstoff ist aber nur dann möglich, wenn das Blut in den Lungen mit Luft in Berührung kommt, die nicht zu wenig Sauerstoff enthält, in der, wie man sich ausdrückt, die Sauerstoffspannung groß genug ist. Diese kann sinken entweder dadurch, daß bei dem gewöhnlichen barometrischen Drucke von etwa 760 mm Quecksilber der Sauerstoffgehalt der Atmosphäre geringer ist als sonst, oder dadurch, daß der barometrische Druck, unter dem wir atmen, niedriger ist als gewöhnlich. Sinkt der Atmosphärendruck auf  $\frac{1}{2}$ , so wird auch die Sauerstoffspannung, die bei mittlerem Barometerstand einer Quecksilbersäule von 152 mm das Gleichgewicht hält, auf die Hälfte dieses Wertes sinken. Wenn dieser Fall eintritt, wird die Sauerstoffaufnahme in der Lunge unvollständig, und sinkt der Atmosphärendruck gar bis auf  $\frac{1}{3}$  seines Normalwertes herab, so vermag die Atmung dem Blute nur noch die Hälfte derjenigen Sauerstoffmenge zuzuführen, die sie ihm übermitteln soll. Der Blutfarbstoff, der normalerweise im Arterienblute mit Sauerstoff vollständig gesättigt zu sein pflegt, giebt bei Verminderung des Druckes sogar Sauerstoff ab. Wenn man hellrotes Blut mit einem luftleeren Raume, in welchem also gar kein Luftdruck herrscht, in Berührung bringt, so entäufert es sich seines gesamten Sauerstoffgehaltes und wird dunkel venös.

Läßt man zu diesem dunkeln Blute wieder Sauerstoff zutreten, oder schüttelt man es mit Luft, so nimmt es seine frühere hellrote Färbung wieder an.

Die stetige Zufuhr von Sauerstoff ist für die Berrichtungen des Organismus notwendig, wie die Luftzufuhr für einen brennenden Ofen. Hört sie auf oder ist sie zu gering, so erlischt das Feuer des Lebens oder flackert nur mühselig weiter. Der Atmungsprozeß schafft ständig die notwendige Lebensluft herbei, der Blutfarbstoff spielt dabei die wichtige Rolle des Vermittlers.

Die Träger des Hämoglobins sind die in der Blutflüssigkeit verteilten roten Blutkörperchen, deren Zahl für den Kubitmillimeter Blut nicht weniger als fünf Millionen beträgt. Rechnen wir für den Menschen eine gesamte Blutmenge von etwa fünf Litern, so sind in dieser gegen fünfundzwanzig Billionen rote Blutkörperchen enthalten. Wichtiger für den Gasaustausch als die Zahl derselben ist ihre Oberfläche. Die Gesamtoberfläche aller im Blute enthaltenen Körperchen hat man zu etwa dreitausend Quadratmeter, also zu mehr als ein Viertel Hektar berechnet. Wegen ihrer Bedeutung für die Sauerstoffaufnahme kann man diese Fläche als respiratorische Oberfläche bezeichnen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß in großer Höhe die Sauerstoffzufuhr nicht mehr genügen kann. Der Mangel wird sich schon bemerklich machen, wenn der barometrische Druck unter den einer halben Atmosphäre sinkt. Der Druck einer halben Atmosphäre entspricht einer Seehöhe von etwa 5500 Metern. Bei 8000 Meter beträgt der Druck nicht viel mehr als ein Drittel Atmosphäre; die betreffende Sauerstoffspannung ist hier also entschieden unzureichend. Beziehen wir die in größeren Höhen auftretenden Krankheitserscheinungen allein auf den Sauerstoffmangel, so ist allerdings auffallend, daß solche sich bei empfindlichen

Personen bereits in viel geringeren Höhen, als den genannten, zeigen können, in Höhen, die nur wenig über 3000 Meter liegen. Um dies zu verstehen, müssen wir uns klar machen, daß das venöse Blut der Lungen nicht in unmittelbare Berührung mit der eingeatmeten Luft kommt, sondern mit derjenigen, die sich in den Lungenbläschen befindet. Hier ist die Sauerstoffspannung aber stets niedriger als in der uns umgebenden Luft; eine ungenügende Sättigung des Hämoglobins wird also bereits bei einem Sauerstoffgehalt der Atmosphäre vorhanden sein können, der erheblich über den oben erwähnten Grenzen liegt.

Eine wie große Bedeutung dem Sauerstoffmangel bei größeren Erhebungen zukommt, beweist schlagend ein Experiment, das heutzutage jeder Luftschiffer anstellt. Sobald er anfängt, sich unbehaglich zu fühlen, beginnt er, aus seinem mitgebrachten Vorrat von reinem Sauerstoff zu atmen. Alle stimmen darin überein, daß diese künstliche Zufuhr die Beschwerden mindert, die Leistungsfähigkeit erhöht und den Aufenthalt in den höchsten Luftschichten allein möglich macht.

Man verdankt den Hinweis auf die günstigen Wirkungen künstlich zugeführten Sauerstoffs dem französischen Physiologen Paul Bert. Derselbe stützte sich dabei auf die Erfahrungen, die er im verdünnten Raum seines pneumatischen Kabinetts gemacht hatte. Dort hatte er sich selbst Luftverdünnungen bis zu 248 Millimeter Quecksilber ausgesetzt, — einer Druckverminderung, die einer Höhe von 8800 Meter über der Meeresfläche, also der Spitze des höchsten Berges der Erde, des Gaurijantar, entsprechen würde. Der Aufenthalt bei diesem Drucke war ihm aber nur bei gleichzeitiger Einatmung von reinem Sauerstoff möglich. Ähnliche Erfahrungen machte Voewy, ein Schüler von Professor Junz, der eine Luftverdünnung bis auf 265,7 Millimeter ertrug, und Professor Mosso, der bei seinen Versuchen gewissermaßen in die höchsten Luftregionen vordrang, die bisher ein Mensch erreicht hat, indem er sich nämlich einem Drucke von 192 Millimeter — gleich 11650 Meter Seehöhe — aussetzte.

Mit Recht hat man indessen betont, daß es schwer sein dürfte, alle Störungen, die bei Bergbesteigungen und Luftfahrten beobachtet werden, lediglich als Folge des Sauerstoffmangels aufzufassen. Mosso will aus Gründen, die allerdings nicht sehr überzeugend scheinen, einer Verarmung des Organismus an Kohlensäure, der Atapnie, die Hauptschuld an den Erscheinungen der Bergkrankheit zuschieben. Andre haben auf den Einfluß der Kälte, auf die Blendung durch den Schnee und die gesteigerte Lichtzufuhr überhaupt hingewiesen und wahrscheinlich gemacht, daß auch diese Momente nicht ohne Bedeutung sind. Der rein mechanische Einfluß der Druckerniedrigung auf den Blutlauf ist vielleicht viers unterschätzt worden. Sicher ist, daß die Blutbewegung in großen Höhen, trotz der gesteigerten Herzthätigkeit, nicht mit derjenigen Energie vor sich geht, mit der sie unter normalen Bedingungen stattfindet; daher die Erscheinungen der Stauung, die sich im Blauwerden der Lippen, im Nasenbluten und ähnlichem äußern.

Außer der Verarmung an Sauerstoff scheint noch eine andre Gefahr denjenigen zu bedrohen, der sich schnell in große Höhen erhebt. Durch Beobach-

tungen in der pneumatischen Kammer hat man nämlich erfahren, daß ein schneller Uebergang aus höherem Atmosphärendruck in viel geringeren durch plötzliche Gasentwicklung aus dem Blute und Verstopfung der kleinsten Blutgefäße durch das freigewordene Gas zu schweren Krankheitserscheinungen und sogar zu plötzlichen Todesfällen führen kann. Einer solchen Gefahr sind die Taucher ausgesetzt, die sich der Taucherglocken bedienen. In diesen befinden sie sich unter stark erhöhtem Luftdruck, und zwar unter um so stärkerem, je größere Tiefen sie erreichen. Steigt nun der Taucher schnell wieder empor, so erfährt die ihn umgebende Luft eine plötzliche Verdünnung, die verhängnisvoll werden kann. Manches Menschenleben ist auf diese Weise zu Grunde gegangen. Etwas ähnliches ist bei dem sogenannten Caissonverfahren der Fall, das bei Brückenbauten und andern Wasserarbeiten benutzt wird. Der Arbeiter schafft hier in Räumen, die zur Verhütung des Wasserzutrittes mit Luft von zwei bis vier Atmosphären Druck gefüllt sind. Der Aufenthalt in einer so stark komprimierten Luft ist an sich gefahrlos und bringt höchstens geringe Störungen hervor. Gefährlich ist aber der schnelle Uebergang aus der verdichteten in die unter gewöhnlichem Atmosphärendruck stehende Luft. Auch hier ist manches Menschenleben geopfert worden, bevor man den unheilvollen Einfluß der schnellen Druckherabsetzung erkannte. Seit dies der Fall ist, werden die Arbeiter durch besondere Schlenkenvorrichtungen, die einen langsamen Uebergang aus dem erhöhten in den gewöhnlichen Luftdruck vermitteln, vor der Gefahr bewahrt.

Bei Bergbesteigungen kann indessen schon wegen der Langsamkeit des Anstieges keine Rede von solchen Schädlichkeiten sein. Wohl aber könnten sie sich geltend machen bei der Benutzung der Alpenbahnen. Auf allen Gebieten sucht und findet die moderne Kultur Mittel, die kostbare Menschenkraft durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Wer gestern noch mit Anstrengung und Gefahren die Gipfel unsrer Alpenwelt erklimmte und in dem köstlichen Bergfrieden und der herrlichen Umschau droben einen gebührenden Lohn für die vollbrachte Arbeit empfing, den führt heut das schraubende Dampfroß oder der elektrische Motor in wenigen Stunden mühselos auf die erhabensten, weithin Berg und Thal beherrschenden Spitzen, mitten hinein in die Wunderwelt der Schneefelder und Gletscher, und selbst zu den märchenhaften Höhen, auf denen „die Jungfrau ewig tief verschleiert sitzt“, soll in wenigen Jahren die Eisenbahn den Modetouristen wie den begeisterten Freund der Alpenherrlichkeit schnell und ohne Anstrengung emportragen.

Man darf voraussetzen, daß — abgesehen von dem auch hier möglichen Auftreten der Bergkrankheit — selbst so rapide Luftdruckänderungen nicht mit Lebensgefahr verbunden sein werden. Wissen wir doch aus den Ballonfahrten von Glaisher und andern, daß noch weit größere Höhen ohne Schaden schnell erreicht werden können. Der Gipfel der Jungfrau entspricht einer Höhe von 4170 Meter; der Barometerdruck beträgt hier etwa 450 Millimeter, die Drucksenkung entspricht also noch lange nicht einer halben Atmosphäre. Luftdruckänderungen dieser Ordnung bringen aber keine unmittelbaren Gefahren mit sich.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Mensch eine Anpassungsfähigkeit besitzt, die es ihm möglich macht, sich an das Leben in größeren Höhen zu gewöhnen. Dies gilt für den einzelnen, mehr noch aber für ganze Völkerstämme, bei denen diese Anpassung sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die höchsten, dauernd bewohnten Ortschaften im Himalajagebirge liegen in einer Höhe von 4500—4900 Meter (15000 Fuß). Die Lage der Stadt Potosi in Bolivia entspricht der Höhe des Jungfrauipfels.

Alexander von Humboldt erzählt von der Ausdauer und Betriebbarkeit der Bewohner der mexikanischen Hochebene. Besonders aber bewundert er die großartigen Kunststraßen der alten Peruaner, die sogenannten Inkasstraßen, die bis zu 4700—4800 Meter hoch geführt sind. Welche Anstrengungen waren erforderlich, um in solchen Höhen diese gepflasterten Chaussees, diese Brücken, Wasserleitungen und festen Burgen zu errichten! Die moderne Kultur erstrebt und erreicht ebenfalls solche Zonen; denn die peruanische Cordillereneisenbahn passiert eine Höhe von 4760 Metern.

Welche physiologischen Eigentümlichkeiten die im wahren Sinne des Wortes hochgeborenen Bewohner dieser Ortschaften und die Arbeiter erwerben müssen, die bei solchen Bauten beschäftigt sind, ist bis jetzt noch nicht hinlänglich bekannt. Auf alle Fälle ist bemerkenswert, daß diese höchsten Wohn- und Arbeitsstätten des Menschen sämtlich noch unterhalb 5000 Meter gelegen sind, also diejenige Höhe nicht ganz erreichen, in welcher der Sauerstoffmangel bei längerem Aufenthalt sich entschieden bemerklich machen müßte. Vielleicht tritt hier einer jener selbstthätigen Regulationsvorgänge ein, die zu den wunderbarsten Einrichtungen der tierischen Organisation gehören. In der That hat man beobachtet, daß beim Aufstieg aus der Ebene zur Höhe die Zahl der roten Blutkörperchen und damit die Blutfarbstoffmenge zunimmt. Die unzureichende Sättigung der einzelnen Hämoglobinträger würde auf diese Weise durch die Vermehrung ihrer Menge ausgeglichen werden. Weitere Beobachtungen werden zeigen, ob diese Auffassung berechtigt ist, und die Wege festzustellen, auf denen der dem Einfluß der Höhenluft ausgesetzte Organismus zu dieser regulatorischen Vergrößerung seiner atmenden Oberfläche gelangt, ist eine wichtige Aufgabe für die zukünftige physiologische Forschung.

Jedenfalls hat die Anpassungsfähigkeit des Menschen ihre natürliche Grenze. Er ist eben nicht so organisiert, um auf dem Mars oder auf dem Monde leben zu können; er ist an die irdische Scholle gebunden und kann sich von ihr ungestraft nur wenig entfernen. Sicher aber wird er nicht ruhen und rasten, bis er, der tief in das Erdinnere seine Schachte treibt, der mit der Kraft des Dampfes durch die Gebirge und auf ihre höchsten Gipfel bringt, der bis zu den heimlichen Schätzen der Meerestiefe hinabtaucht, er wird nicht ruhen, bis er sich auch das Luftmeer unterthan gemacht hat. Ist uns aber auch Doktor Fausts Mantel nicht beschieden, und sollte es uns auch nicht vergönnt sein, jemals mit körperlichen Flügeln durch die Lüfte zu schweben, so hält keine Gefahr und kein Hindernis uns ab, die Flügel des Geistes auszuspannen und uns durch sie über

alles alltägliche Leben und Treiben weit hinwegführen zu lassen. Diese Sehnsucht werden wir immer befriedigen können, denn es ist, wie der Dichter sagt:

„Jedem eingeboren.

Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.  
Wenn in den blauen Raum verloren  
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;  
Wenn über schroffen Fichtenhöhen  
Der Adler ausgebreitet schwebt  
Und über Flächen, über Seen  
Der Kranich zu der Heimat strebt!“



## Sainte Beuve im Privatleben.

Nach unveröffentlichten Dokumenten

von

Dr. Gabanès.

Wir möchten für die vorliegende Studie keinen andern Sinnsspruch wählen als denjenigen, den man auf den Sockel des im Laufe dieses Jahres auf unsre Anregung hin dem Andenten Sainte Beuves errichteten Denkmals gesetzt hat. „Wenn ich eines Wahlspruchs bedürfte, würde es der sein: ‚Das Wahre, einzig das Wahre!‘“ schrieb eines Tags der berühmte Kritiker an Victor Duruy, als dieser Minister des öffentlichen Unterrichts war.

Keine Liebe zur Wahrheit und absolute Unabhängigkeit des Charakters und des Urteils — das sind in der That die hervorstechenden Züge in dem geistigen Wille des Mannes, der niemals von einer andern Zwingherrschaft etwas wissen wollte als der des gesunden Menschenverstands und der Vernunft.

Wir wollen sie in Bezug auf ihn zur Anwendung bringen, wie er sie in Bezug auf diejenigen zur Anwendung brachte, die er unter sein Seziermesser zu nehmen liebte, denn er war, wie das nicht noch einmal hervorgehoben zu werden braucht, der geschickteste und wunderbarste litterarische Bergliederer, der erstaunlichste Anatom, den unser Jahrhundert gesehen hat. Darin liegt eine der originellsten Seiten dieses so sehr dem Blicke sich entziehenden und so verschieden anmutenden Charakterbildes, das wir uns möglichst in das richtige Licht zu setzen bemüht haben, und wir möchten sogar behaupten, daß man Sainte Beuve lediglich dann erklären und insolgedessen richtig beurteilen kann, wenn man diese in psychologisch-er Hinsicht so wichtige Eigentümlichkeit nicht außer acht läßt.

Gerade hier treten in voller Klarheit die engen Beziehungen zwischen Psychologie und Physiologie hervor, und gerade hier bietet sich uns ein Beispiel

dafür dar, wie wenig derjenige biologischer Kenntniſſe entraten kann, der berufsmäßig die Menſchen und ihre Werke beurteilen will.

Bereits auf der Schulbank hatte Sainte Beuve eine bemerkenswerte Benachtilgung für die poſitiven Wiſſenſchaften zu erkennen gegeben. Er war noch nicht in die Mannesjahre getreten, als er ſich für die materialiftiſchen Lehren begeiſterte und den Vorträgen der noch lebenden Vertreter jener ſenſualiftiſchen Schule folgte, deren direkte Vorläufer Diderot, von Holbach und die Encyclopädiſten geweſen waren.

Um jene Zeit bricht er plötzlich mit der Theologie, die ihn anfangs mit ihrem Reiz gelockt hatte. Er hatte von ſeiner früheſten Jugend an unter dem Einfluß ſeiner Mutter geſtanden, einer ſehr verdienſtlichen Frau, die, während ſie ihm das Engliſche, ihre Muttersprache, beibrachte, ihn zugleich mit den Grundſätzen ſtrengſter Religioſität erfüllte. Der Vater Sainte Beuves war das gerade Gegenteil ſeiner Frau: das Muſterbild eines Beamten, äußerſt gewiſſenhaft in Erfüllung ſeiner Pflichten, aber ſich trotzdem für die Litteratur und namentlich die Poefie intereſſierend, teilte er ſeinem Sohne die Vorliebe für gelehrte Unterſuchungen mit, durch welche dieſer ſich ſpäter auszeichnen ſollte. Die Bücher des älteren Sainte Beuve wies er zahlreiche Anmerkungen auf, Gedanken und ſcharffinnige Erläuterungen, die Kunde von der Sorgfalt gaben, mit der er ſie zu leſen und das aus ihnen zu ziehen pflegte, was Rabelais „Subſtanz gewordenes Mart“ genannt hat.

Der Vater Sainte Beuves war zweiundfünzig Jahre alt, als er derjenigen die Hand reichte, welche ſeine Lebensgefährtin wurde. Frau de Sainte Beuve zählte ihrerſeits auch ſchon vierzig Jahre, als ſie ſich dem Manne vermählte, mit dem ſie ihr Lebensgeſchick vereinigen wollte. Der ältere Sainte Beuve verſchied zwei Monate vor der Geburt des Sohnes, der ſeinen Namen verherrlichen ſollte. Die Jugend Charles Auguſtin de Sainte Beuves verlief ziemlich freudlos. Einer ſeiner Biographen hat darauf aufmerkſam gemacht, daß er frühzeitig ſchon gealtert und wie ein Hypochonder ausſah, was wohl von dem vorgerückten Alter ſeiner Eltern und auch wohl von dem Wochenbett ſeiner Mutter herkam, die während ihrer Schwangerschaft an einer ſchweren Krankheit und an dem Schmerz über den Verluſt ihres Gatten zu leiden hatte.

Sainte Beuve litt an Melancholie und Schüchternheit, zwei Schwächen, von denen er ſich niemals ganz frei gemacht hat. Sodann war er nichts weniger als ſchön, und das wußte er; er vermochte ſich niemals über dieſe Mißgunſt der Natur zu tröſten, und man hat in dieſer Hinſicht häufig die halb ſcherzhaften und halb wehmütigen Worte angeführt, die ihm eines Tags entſchlüpfen, als man ſeinen Akademikerdeggen und ſeinen mit Sternen und Ordenskreuzen bedeckten Rock anſtaunte. „Wie gerne,“ ſagte er, „würde ich alles das hingeben, wenn ich nur Huſarenoberſt ſein könnte!“ So war er denn mit zwanzig Jahren Junggeſelle, ohne es zu bereuen, „nec tamen poenitens“, wie er zu ſagen pflegte.

Mit zwanzig Jahren hat er übrigens andre Sorgen: er will Journaliſt werden. Er hatte, als er im erſten Jahre die rhetoriſche Klaſſe beſuchte, einen

Lehrer Namens Dubois, den nachmaligen Gründer des „Globe“, der ihm den Zugang zur Presse erleichtern sollte.

Bevor aber Sainte Beuve zur Feder griff, hatte er das Seziermesser gehandhabt. Während er bei Damiron seinen philosophischen Kurs durchmachte, interessierte er sich zugleich für die physiologischen Disciplinen. Wenn er sein Tagespensum absolviert hatte, begab er sich abends von sieben bis zehn Uhr nach dem Athenäum in der Rue Valois im Palais Royal, um dort bei Magendie, Robiquet und Blainville Vorlesungen über Physiologie, Chemie und Naturgeschichte zu hören. „Ich hatte eine entschiedene Vorliebe für die Medizin,“ hat später Sainte Beuve in einer Art Autobiographie geschrieben; „meine Mutter nahm damals ihren Wohnsitz in Paris, und in ihre Wohnung ziehend setzte ich meine Studien fort.“ Man hat gesagt, Sainte Beuve habe sich der Medizin gewidmet, „teils um sich eine Zukunft zu sichern, teils um ein Gegengewicht gegen seine etwas zu einseitig litterarisch gehaltene Erziehung zu suchen“. Wir glauben, man braucht nicht so weit zu gehen, um einen Grund für einen Entschluß zu suchen, den lediglich die Notwendigkeit eingegeben hatte. Die Hilfsmittel Sainte Beuves waren bescheiden, und er mußte zunächst doch leben; die Medizin bot ihm eine Gelegenheit zur Erwerbung des täglichen Brotes dar.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Sainte Beuve eine entschiedene Vorliebe für diese abstrakte Wissenschaft hatte; in der Vorrede zu „Joseph Delorme“<sup>1)</sup> hat er sich bemüht, seine Eindrücke in dieser Hinsicht wiederzugeben: „Ich hatte mein Augenmerk auf zwei Berufsarten gerichtet (das Recht und die Medizin) die unabhängig und unanfechtbar sind und denen die Menschen die Sorge für ihr Teuerstes, ihr Leben oder ihre Ehre und ihr Vermögen, anvertrauen. Ich entschied mich für die Medizin. Sie gehört allen Zeiten und allen Orten an. Von wirklichem Vorteil für alle Menschen, wenn man sie mit Eifer und Intelligenz ausübt, giebt sie ihnen oft mehr als die Gesundheit wieder, das Glück, denn wie viele Krankheiten kommen nicht von der Seele her, und das beste Mittel gegen sie ist moralischer Zuspruch. Das Geld übrigens, das man bei den Reichen verdient, gestattet nicht nur, den Armen keines abzuverlangen, sondern auch, es mit ihnen zu teilen; von den einen zu nehmen und den andern zu geben, ein vermittelndes Band zwischen den entgegengesetzten Lagen zu sein und einigermaßen wenigstens die Ungleichheit wieder gut zu machen, zu welcher die Gesellschaft zwingt, während die Natur nichts von ihr wissen will.“ Es war das ein schönes philanthropisches Programm, und es ist sehr schade, daß Sainte Beuve glaubte, er dürfe sich nicht die Zeit nehmen, es zur Ausführung zu bringen.

Die Medizin war für ihn eigentlich nur ein Durchgangsstadium; er besuchte ein Jahr lang die Klinik des berühmten Chirurgen Dupuytren, und er erzählte noch am Abende seines Lebens mit einem gewissen Stolz, wie er eines Tages in Vertretung eines abwesenden zum Hause gehörenden Assistenten im Dienste des Meisters die weiße Schürze habe anlegen dürfen. In seinen Gesprächen

<sup>1)</sup> Vorrede zu „Joseph Delorme“, Seite 9.



kam er oft und mit Wohlgefallen auf die im Hospital St. Louis verbrachte Zeit zurück, wo er mehrere Monate als externer Assistent Richerands zugebracht, „eines Charlatans,“ wie er zu sagen pflegte.

Um jene Zeit mußten auch die externen Assistenten im Hospital wohnen. Sainte Beuve fügte sich der allgemeinen Regel; er bezog ein kleines Arbeitszimmerchen, das ungefähr den Eindruck einer Benediktinerzelle machte, „fast unausgesetzt Notizen niederschreibend, lesend, die Bücher mit leidenschaftlicher Hier verschlingend und eifertig seine Verse und ersten Poesien hinwerfend und sie sich immer und immer wiederholend.“

Warum verließ Sainte Beuve einen Beruf, für den er eine so große Neigung empfand? Die Beweggründe für diesen Abfall sind die denkbar ehrenvollsten. Um, bis die Praxis sich einstellt, zu repräsentieren und anständig aufzutreten, sind verhältnismäßig beträchtliche Mittel erforderlich und muß man sich harte Entbehrungen auferlegen. Sainte Beuve hatte einen wahren Abscheu vor Schulden und hat nie welche gemacht. Vor der „Hingabe an das Ungefähr“ fürchtete er sich.

Es vorteilhafter findend, sich der Litteratur zuzuwenden, war sein Entschluß bald gefaßt. Er war übrigens noch mit seinen medizinischen Studien beschäftigt, als er es mit der litterarischen Laufbahn versuchte; seine ersten Artikel datieren von 1821, und er gab die Medizin erst drei Jahre später auf. Dieser Abstecker auf das kritische Gebiet war für ihn von großem Vorteil gewesen. Unwillkürlich wandte er auf die Bücher das Verfahren an, das er kurz zuvor bei den Menschen zur Ausübung gebracht. Er blieb sein ganzes Leben lang der Anatom seiner ersten Jahre. Er hätte auf sich selbst das Urteil beziehen können, das er einmal über Flaubert fällt: „Er führte die Feder wie ein Seziermesser.“<sup>1)</sup> „Die Zergliederung von Geisteswerken,“ so schrieb von ihm ein kundiger Beurteiler, „hat sich bei ihm etwas von dem Vorgehen des Anatomen bewahrt, der zu Beginn seines Lebens in dem Assistenten des Hospitals St. Louis nichts von dem Manne der Feder ahnen ließ. Sein Stil hat sich durchaus nicht von dem Andenken an diese pathologischen Vorarbeiten befreit. . . Unter der gründlichen Behandlung des Stoffs wird das Messer des Operierenden materialistisch und das Stalpell zuweilen atheistisch. In diesem chirurgischen Studium trieben die Philosophismen Sainte Beuves ihre ersten Keime, Philosophismen, die bei ihm einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick lang, dem Einflusse des poetisch-berechtigten Mittelpunktes weichen mußten, in dem der Schriftsteller sich von dem Ansteckungsstoffe des Genies und dem heraustrübenden Klange schöner Verse angezogen fühlte.“<sup>2)</sup>

„Meine erste Jugend,“ hat Sainte Beuve selbst von sich in seiner Studie über Larochefoucault gesagt, „war von dem Augenblick an, daß ich nachzudenken begonnen hatte, ganz und gar philosophisch gewesen, und zwar philosophisch im

1) Siehe *Causeries du Lundi*, S. 13.

2) Siehe *Foucher, Les Coullisses du Passé*, S. 582

positivistischen Sinne, wie es im Einklange mit den physiologischen und medizinischen Studien stand, denen ich mich widmete.“

Als daher Guizot Sainte Beuve einen „Werther im Gewande eines jungen Mediziners“ nannte, hatte er ihn mit wenigen Worten ebenso richtig wie schlagend bezeichnet.

\*

Es war kurz nach dem Erscheinen der „Poésies de Joseph Delorme“ im Jahre 1829 gewesen, als Guizot dieses latonische Urteil über Sainte Beuve ausgesprochen hatte. Sainte Beuve hatte in frei erfundener Weise seine Dichtungen als die eines an der Schwindsucht verstorbenen jungen Dichters erscheinen lassen. Aber unter einem leicht zu durchschauenden Pseudonym hatte er seine eignen Empfindungen und seine eignen Leiden geschildert. Der Held seines Buches war ein Verzweifelter vom Jahr 1830, ein bleicher Asthmatiker, der freudig Selbstmord beging, um der Mode des Tages ein Opfer zu bringen.

Einige Monate später erschienen unter dem Titel „Consolations“ die tief empfundenen Poesien und Elegien. Sainte Beuve hat durch diesen Band den Anspruch erworben, der Vorläufer François Coppées genannt zu werden — und Coppée selbst hat das bereitwillig in der Rede zugestanden, die er kürzlich vor der lächelnden, von uns beiden eingeweihten Büste gehalten hat.

Sainte Beuve war von jener Zeit an mit den Dichtern der jungen romantischen Schule liiert, mit Lamartine, der, in seinem höchsten Ruhme strahlend, von seiner Reise nach dem Orient zurückgekehrt war und bereits seine „Méditations“ veröffentlicht hatte, und mit Musset, der damals kaum achtzehn Jahre zählte und dessen Ruf kaum noch über die Salons hinausgedrungen war. Sainte Beuve traf mit Musset bei Victor Hugo zusammen, denn die Familien kannten sich. Aber man wußte im Hause Hugos noch nicht, daß Musset Verse machte. Am Tage nach dem erwähnten Zusammentreffen klopfte Musset an die Thür des jungen Kritikers vom „Globe“. Gleich bei seinem Eintreten sagte er zu ihm: „Sie haben gestern Verse vorgetragen; ich mache auch welche und bin gekommen, um sie Ihnen vorzulesen.“<sup>1)</sup>

„Er trug mir reizende vor,“ bemerkt Sainte Beuve, dem wir dieses Geschichtchen entnehmen, „etwas im Geschmack André Chéniers. Ich beilegte mich, Victor Hugo von diesem erfreulichen poetischen Nachwuchs Mitteilung zu machen. Man verlangte hinfort weitere Verse von ihm selbst, und wir sahen ihn nun die reizenden Stücke, ‚Andalusien‘ und ‚Ausbruch zur Jagd‘ hervorbringen.“<sup>2)</sup>

Victor Hugo wohnte um jene Zeit Rue Notre Dame des Champs Nr. 6 in der unmittelbaren Nachbarschaft Sainte Beuves, der in der gleichen Straße Nr. 19 wohnte. Die beiden Freunde sahen sich zweimal täglich. Sie wurden einander rasch sympathisch, da sie dieselben Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen hatten. Außer ihren litterarischen Neigungen war beiden die liebenswürdige

<sup>1)</sup> Sainte Beuve, „Souvenirs et Indiscretions“, S. 37.

<sup>2)</sup> Dasselbit.

Zuvorkommenheit gegen die Männer und die ausgesuchte Galanterie gegen die Damen gemein. Beide wußten zur richtigen Zeit eine Anekdote anzubringen und versagten sich dieses Vergnügen nicht.<sup>1)</sup>

\*

Anfänglich trugen die Beziehungen Sainte Beuves zu Victor Hugo das Gepräge der ausgesuchtesten Höflichkeit an sich. Es kam da der Dichter zu dem Dichter, um sich mit ihm über die Bewegung der litterarischen Wiedergeburt zu unterhalten, die es dem vereinten Bemühen beider gelungen war ins Leben zu rufen.

Die Korrespondenz Victor Hugos, deren Herausgabe wir dem pietätvollen Bemühen Paul Meurices verdanken, hat uns die Jahre des vertrauten Verkehrs enthüllt, dem plötzlich eine Kälte folgte, worauf dann wieder eine Erneuerung der Freundschaft eintrat, bis es darauf zum endgültigen Bruch kam.

Am 2. Januar hatte Sainte Beuve im „Globe“ einen begeisterten Artikel über die „Oden und Balladen“ Victor Hugos veröffentlicht. Hugo suchte den Kritiker auf, um ihm zu danken, traf ihn aber nicht zu Hause. Am folgenden Tage erwiderte Sainte Beuve den Besuch, und so spannt das Verhältnis sich an. Seit fünf Jahren war Victor Hugo mit einer überaus reizenden Frau verheiratet; ihrer ungewöhnlichen Schönheit entsprach ihre ungewöhnliche Intelligenz. Es freut uns, daß wir hier den Brief wiedergeben können, in dem der große Dichter einem seiner Freunde, dem Abbé de Lamenaïs, Mitteilung von seiner Heirat machte. Obwohl das Aktenstück eigentlich nicht mehr zu den unveröffentlichten zählt,<sup>2)</sup> ist es doch so wenig bekannt, daß es noch einmal vollständig wiedergegeben zu werden verdient.

An Herrn de Lamenaïs

zu Chenay.

Dienstag, 18. Oktober 1832.

„Ich muß Ihnen schreiben, mein berühmter Freund. Ich werde glücklich werden, aber es würde an meinem Glücke etwas fehlen, wenn Sie nicht der erste wären, der Kunde davon erhielt. Ich wünsche mehr als je, daß Sie in Paris wären, um den Engel kennen zu lernen, der alle meine Träume von Jugend und Glück verwirklichen wird.

„Ich habe bisher nicht gewagt, Ihnen, mein lieber Freund, von dem zu sprechen, was mein Dasein erfüllt. Meine ganze Zukunft stand noch in Frage, und ich mußte ein Geheimnis respektieren, das nicht allein das meinige war; übrigens fürchtete ich aber auch, Ihren erhabenen Ernst durch das Geständnis einer unbezähmbaren, wenngleich reinen und unschuldigen Leidenschaft zu verletzen; doch heute, da alles sich vereinigt, mir ein Glück zu teil werden zu lassen, wie ich es stets gewünscht, zweifle ich nicht mehr daran, daß alles,

<sup>1)</sup> Artikel Monselets über Sainte Beuve.

<sup>2)</sup> Es findet sich in der „Gazette Anecdotique“, 1884, Bd. I, S. 359.

was Ihr Herz von zarten Regungen umschließt, Anteil an einer Liebe nimmt, die ebenjo alt ist wie ich selbst, an einer Liebe, die mit den ersten Kinderjahren entstanden ist und sich mit den ersten Jugendgefühlen entwickelt hat. Ich habe Ihnen, mein edler Freund, schon mehrfach gesagt, daß ich, wenn es etwas Würdevolles und Keusches in meinem Leben gebe, dieses nicht mir zu verdanken habe. Ich fühle tief, daß ich durch mich selbst nichts bin. Mein Bestreben ist, der Mutter, die ich verloren habe, und der Gattin, die ich bekommen soll, nicht unwürdig zu werden: das ist alles. Irgend etwas im Grunde meines Herzens sagt mir, daß Sie, mein lieber Freund, mich verstehen werden. Mir kommt es vor, als ob ich Sie so gut verstehe!

„Leben Sie wohl, geben Sie mir Nachricht von sich und Ihrer bewundernswerten Arbeit. Ich hoffe, daß es Ihnen immer noch wohl geht; pflegen Sie eine Gesundheit, die so wertvoll für eine Gesellschaft ist, die in Wahrheit immer recht krank ist. Nochmals, leben Sie wohl, teurer und verehrungswürdiger Freund; warum sind Sie nicht hier? . . . Leben Sie wohl, und empfangen Sie einen Kuß, wie er meiner Liebe entspricht.

Victor.“

\*

Die kürzlich veröffentlichte Korrespondenz Victor Hugos besagt uns zu Genüge, wie es um die Freundschaft des Dichters zu Sainte Beuve bestellt war. Die Vorrede zu den „Consolations“ zeigt uns, wie es in dieser Hinsicht bei dem Kritiker ausfiel.

Die Sammlung der „Trostgedichte“ beginnt mit einer Frau Hugo ehrfurchtsvollst dargebrachten Huldigung. Später erst sollte dies Gefühl einen andern Charakter annehmen.

Wir berühren hier eine der peinlichsten Episoden im Leben Sainte Beuves. Wir wollen versuchen, sie zu erklären, nicht sie zu rechtfertigen. Man ist leicht mit der Anklage gegen einen Mann bei der Hand; viel langsamer versteht man sich dazu, ein voreiliges, lediglich von der Leidenschaft diktirtes Urtheil zu berichtigen.

Die Geschichte des Liebesverhältnisses Sainte Beuves zu Frau Hugo ist kein Geheimniß mehr. Man spricht fast ebensoviel davon wie von der Liebe Jean Jacques Rousseaus zu Frau von Warens oder den uns näherliegenden Beziehungen zwischen George Sand und Alfred de Musset. Aber trotz aller Indiskretionen schwebt doch noch ein gewisses Dunkel über den Rollen, welche im einzelnen die an diesem Herzensdrama beteiligten Persönlichkeiten gespielt haben. Feststehende Thatsache ist, daß Sainte Beuve von einer Leidenschaft für Frau Hugo erfaßt wurde, daß er dieselbe ihrem Gatten eingestand und dieser ihn, so gut er es vermochte, zu trösten suchte. Alles das ist so unwahrscheinlich wie möglich; es mag etwas Schlimmeres als das sein, und doch ist es im Grunde so überaus menschlich!

Man hat es Sainte Beuve äußerst verübelt, daß er das Vertrauen des Dichters, der ihn wie einen Freund, ja wie einen Bruder aufgenommen, getäuscht

habe. Aber man muß alles sagen. Frau Hugo sah und fühlte sich von dem großen Manne vernachlässigt, der oft das eheliche Dach verließ, um weniger anständigen Liebchaften nachzugehen. Sainte Beuve war unmittelbar bei der Hand, um die Schmerzen der Verlassenen zu lindern. Daß er der erste gewesen, der sie von der Untreue des Gatten unterrichtet, ist nicht erwiesen. Es ist stets jemand da, der diese Rolle übernimmt, und es ist nicht nötig, das Andenken Sainte Beuves mit eingebildeten Uebelthaten zu belasten. Wie viel einfacher ist es, anzunehmen, Sainte Beuve, der von der Natur nicht zu reich mit äußeren Vorzügen bedacht war, habe sich von der Bevorzugung, die eine schöne, junge Frau ihm zu teil werden ließ, äußerst geschmeichelt gefühlt, und zwar derart, daß er darüber alles, was er den Gesetzen der Freundschaft schuldig war, vergaß. Die Frau war zudem sehr lebhaft, bereit, sich beim ersten Ansturm zu ergeben. Sie sah zu ihren Füßen einen der hervorragendsten Geister der Zeit, der ihr seine dichterischen Huldigungen darbrachte; sie konnte sich dem Geliebten nicht hingeben, aber sie versagte sich dem schon berühmten Schriftsteller nicht, dessen Talent und hohe Intelligenz alle Zeitungen rühmten. Nochmals, darin lag nur etwas allzu Menschliches.

\*

Aber die Gegner Sainte Beuves halten sich ihres Siegs für gewiß, wenn sie ihm vorwerfen, er habe noch zu Lebzeiten der an der Sache beteiligten Persönlichkeiten das berühmte „Livre d'Amour“ herausgegeben, über das in den letzten Jahren so viel Tinte verschwendet worden ist. „Dieses kleine, der Schönheit der Frau Hugo gewidmete Denkmal,“ schreibt Arsène Houffay, „war eine schlechte That, schlimmer als die Sünden Don Juans, weil man beim Lesen der Verse es nicht mehr bezweifelte, daß dem Dichter der Sieg gelungen sei.“

Wenn wir nun aber heute behaupten wollten (und man verlasse sich darauf, daß wir unsre Information aus sicherer Quelle schöpfen), Frau Hugo sei mit der Veröffentlichung einverstanden gewesen; sie habe ihre volle Einwilligung dazu gegeben und sich so wenig dadurch verletzt gefühlt, daß die herzliche Zuneigung, die sie dem Freunde gewidmet, nie die geringste Trübung erlitten, wie er seinerseits das Andenken an dieselbe stets in seinem Herzen gewahrt? Aber wir wollen noch keine Schlüsse ziehen, bevor wir die Prämissen für dieselben aufgestellt haben.

Die Verse Sainte Beuves wurden von derjenigen, an die sie gerichtet waren, für die schönsten von der Welt gehalten. Sie war leider nicht die einzige, die ein derartiges Urteil fällt. Ihr Urheber betrachtete sie mit mindestens dem gleichen Wohlwollen. Es kam ihm sehr hart vor, daß sie nur einer Person bekannt waren; seine litterarische Eitelkeit fand ihre Rechnung nicht dabei, und diesem gefährlichen Antriebe nachgebend beschloß er, sie veröffentlichen zu lassen.

Man hat bei diesem Anlasse das häßliche Wort „Infamie“ fallen lassen, was denn doch eine handgreifliche Uebertreibung ist. Allerdings giebt eine Anzahl der Stücke, welche die Sammlung ausmachen, Einzelheiten mit einer Genauigkeit wieder, die man weniger groß wünschen möchte; allerdings waren die Masken

ziemlich durchsichtig und konnten schließlich die Züge nur unvollkommen verhüllen — aber Frau Hugo wird nirgendwo mit Namen genannt; es ist nur von einer Adule die Rede, und wie viele Adelen laufen nicht in der Welt umher, in welche die Poeten sich zuweilen verirren!

Troßdem empfand Sainte Beuve den Anstoß, den seine Indiskretionen erregen könnten. Darum suchte er nach einem Ausweg. Da er die Gedichte, auf die er so viel hielt, nicht vernichten, sie aber auch nicht an die große Oeffentlichkeit gelangen lassen wollte, beschloß er, nur hundert Exemplare abziehen zu lassen, von denen keines in den Handel kommen, sondern die lediglich an Freunde gelangen sollten, um von diesen in einem stillen Eckchen ihrer Bibliothek aufbewahrt zu werden. Es steht heutzutage unwiderleglich fest, daß Sainte Beuve später sein möglichstes that, um die Auflage zu vernichten, und es ist nicht seine Schuld gewesen, wenn einzelne Exemplare dem Autodafé entgangen sind. Der Sekretär des Kritikers und sein Testamentsvollstrecker, Jules Troubat, hat uns mitgeteilt, daß er, um dem Wunsche seines Herrn gerecht zu werden, allein achtzig Exemplare verbrannt habe; trotzdem blieben genug übrig, um den Skandal fortbestehen zu lassen.

Es hat uns jemand erzählt, er habe ein Exemplar in Händen gehabt, welches auf dem Vorsatzblatt folgende Bemerkung aufgewiesen: „Einziges oder doch sehr seltenes Exemplar.“ Auf der Rückseite habe sich eine Notiz von vierundzwanzig Zeilen gefunden in einer kleinen Handschrift, die der Sainte Beuves sehr ähnlich gesehen, wenn er sie auch nicht bestimmt als von ihm herrührend habe anerkennen können. Darin habe es geheißen, diese Vertraulichkeiten seien „auf den gemeinsamen Wunsch zweier Herzen hin“ veröffentlicht worden, was das bestätigen dürfte, was wir oben über die Zustimmung der Frau Hugo gesagt haben. Eine ebenfalls handschriftliche, aber von einer andern Hand herrührende Anmerkung am Ende des Buchs besagte, die Auflage sei von dem Autor bis auf vier oder fünf Exemplare, die er verschiedenen Personen geschenkt, vernichtet worden. Etwas weiter bemerkt der ungenannte Erläuterer dann:

„Ein Paß von zehn bis zwölf Exemplaren ist bei dem Autor nach dessen Tod gefunden worden, ebenso sieben, die er eigenhändig korrigiert, mit Anmerkungen versehen und mit verschiedenen Werken hatte zusammenbinden lassen.“

Von diesen Anmerkungen ist eine ganz besonders interessant. Zu dem Verje: „Et je plains l'offensé, noble entre les grands cœurs“ hatte der Anmerkende — ist es Sainte Beuve gewesen? — geschrieben: „Nein, er ist kein edles Herz. Affektiert und eingebildet, ist er im Grunde nur eitel. Allen denjenigen, die näher mit ihm verkehrt, ist das schließlich zum Bewußtsein gekommen. Ich habe mich lange Zeit täuschen lassen. Ich befand mich in der Höhle des Cyclopen und glaubte mich in der Grotte eines Halbgotts zu befinden.“

Das „Buch der Liebe“ schließt mit einem Sonett, unter dem sich von der Hand Sainte Beuves folgende Zeilen finden: „In diesem Augenblick, und um

den Versuch zu machen, sie wieder zu einer Annäherung zu bringen, ist die kleine Novelle mit dem Titel „Frau de Pontivy“ geschrieben worden.“

\*

Wie soll man nach dem an die von Alphonse Karr in seinen giftigen „Wespen“ geschilderte Scene glauben? Alphonse Karr hatte den Kritiker äußerst heftig angegriffen, der das große Unrecht begangen hatte, ihn zu verkennen. Er meinte, so auf ihn aufmerksam gemacht, werde Sainte Beuve zu ihm kommen, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Sainte Beuve regte sich aber nicht. Nach der Aussage Karrs wäre Frau Hugo gekommen. Der Verfasser der „Wespen“ berichtet, sie habe ihm erzählt, auf welche Weise Sainte Beuve es angefangen, sie zu Fall zu bringen. Er habe im Kabinett Victor Hugos die Beweisstücke für die Untreue ihres Gatten entwendet. Er habe sie ihr vorgelegt, und dann — doch lassen wir dem Pamphletisten das Wort:

„Dann sagte ich kalt, eifrig, meiner selbst kaum mächtig zu ihm: „Ich will mich rächen, aber ich will nicht, daß man im Stande sei, meine Rache einer sinnlichen Anwandlung oder auch nur der Leichtfertigkeit zuzuschreiben. Ich will mir zum Genossen eines Fehltritts, der nur einmal begangen werden soll, einen Mann nehmen, von dem man mir nicht vorwerfen kann, daß ich ihn liebe, einen Mann, von dem es unmöglich ist, daß er mir hat gefallen können; ich werde mir daher den häßlichsten, abscheulichsten, langweiligsten, falschesten, mir körperlich wie geistig am meisten widerstrebenden aus meinem Bekanntenkreise aussuchen: ich habe selbstverständlich an Sie gedacht. Wollen Sie mich?““

Für jeden, der nicht voreingenommen ist, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Scene von Anfang bis zu Ende von Karr erfunden worden ist, der Sainte Beuve zugleich lächerlich und verächtlich machen wollte. Das Wahre an der Sache ist, daß Sainte Beuve bittere Reue empfand und alles that, was in seiner Macht stand, um bis auf die letzte Spur das Andenken an das zu tilgen, was vielleicht eine Unvorsichtigkeit, aber sicherlich keine Indelicatesse gewesen war.

Er forschte nach den Exemplaren, die sich vielleicht noch in den Händen von Personen seines Bekanntenkreises befinden könnten, um sie unerbittlich zu vernichten. Folgender Brief an Arsène Houssay beweist jedenfalls die Ehrlichkeit seiner Absichten:

An Arsène Houssay.

Den 14. Juli.

„Mein lieber Dichter!

Da haben Sie eine neue Auflage Gedichte; nun ist es aber auch genug der Verse. Ich erinnere Sie inständigst an das, was Sie mir in betreff der andern zu thun versprochen haben. Suchen Sie sie um jeden Preis und so bald wie möglich in Ihre Hände zu bekommen; alles, was Sie zu diesem Zweck zu thun für gut befinden, ist wohl gethan und ein wahrer Dienst, für den ich Ihnen erkenntlich bleiben werde.

Wenn der Gedanke, daß Sie sie nur verlangen, um etwas daraus zu ver-

öffentlichen, bei denjenigen, welche diese Verse etwa in Händen haben sollten, Bedenken erregen könnte, so können Sie sie beruhigen und sagen, Sie behielten sich vor, etwas daraus zu veröffentlichen oder nicht; Sie wollten eine Auswahl treffen, wünschten darum aber doch das Ganze zu erwerben.

Geben Sie, was man Ihnen abverlangen wird, und verbürgen Sie sich für Geheimhaltung.

Doch ich verlasse mich in dieser Angelegenheit ganz auf Ihren Geist und Ihre Freundschaft.

Stc. Beauve.

Noch eine Bitte:

Falls diese Personen sagen sollten, sie hätten die Verse nicht mehr in Händen, könnten Sie wohl von ihnen zu erfahren suchen:

1. Ob das, was sie gehabt, nur einfache Korrekturabzüge gewesen seien.

2. Ob es nur ein Teil oder das Ganze gewesen sei.

3. Ob das, was sie in Händen gehabt, nicht ursprünglich bestimmt gewesen sei, in die Hände der Persönlichkeit überzugehen, die davon vor ein paar Monaten einen so schlechten Gebrauch gemacht hat (sic).“

Wir fragen alle unbefangenen Leser: giebt dieser Brief nicht Zeugniß von einer aufrichtigen Neue?

\*

Sainte Beauve vergötterte das Weib, ohne ein „Mann nach dem Herzen der Weiber“ zu sein; er war, wie man ihn richtig charakterisiert hat, „eine weibliche Natur mit einem Temperament, in welchem die starken und leicht erregbaren Nerven ein heftiges Blut in Wallung bringen und in Sturm verjagen... Die Liebe ist bei ihm nur etwas Künstliches, ein Spiel und ein Sieg der Luft. Unter Joseph Delorme, unter dem Mystiker der ersten Jugendzeit, unter dem träumerischen, fast krankhaften Dichter, der in Sinnen verjunkten einhergeht und Anklänge an Konjard sucht, unter allen diesen Verkleidungen des nach Neuem strebenden, persönlichen, innerlichen und fein ausarbeitenden Künstlers, wie er es war, birgt sich eine Sinnlichkeit, die niemals schlummert.“

Man liebte ihn wie einen Freund, aber nicht wie einen Geliebten. Es ist das ein Wort Arsène Houssays, und er läßt ihm den nachfolgenden berechneten Kommentar folgen:

„Nicht geliebt zu werden! Keinen Platz an dem Gastmahl des Lebens zu finden, wenn man ebenjo lebenskräftig ist wie der erste beste Schlingel, der sich mit aufgestemmtten Ellbogen bei Tisch berauscht; ein Mann zu sein, auf dessen Spur man sich drängt, ohne selbst seine siegreiche Spur dem Busen eines angebeteten Wesens aufzudrücken; in allen Gesellschaften wohl aufgenommen zu sein, sich dort Seite an Seite mit ausgelassenen Herzoginnen und vergnüglichen Bürgerfrauen zu bewegen, ohne daß eine Hand einem einen Wink giebt oder ein glühendes Auge sich auf einen richtet; des Morgens aufzuwachen, ohne daß man je durch die Stadtpost oder einen zerstreuten Groom vier Zeilen empfängt, die einem das Herz höher schlagen lassen; die Herrlichkeiten des Himmels zu



begreifen, aber sie auch bloß zu begreifen oder, prosaisch ausgedrückt, nach Hause zu kommen, ohne von einer Eiferfüchtigen oder Wahnwitzigen verfolgt zu werden, welche einem die Thür sprengt, um ihres Teils an dem Betthimmel nicht verlustig zu gehen, ist das nicht der Inbegriff des Trostlosen?

„Sainte Beuve war ewig untröstlich! Um für einen Augenblick wenigstens Trost zu gewinnen, sagte er sich den schönen Vers Voltaires vor, den schönsten Vers, der, von Gefühl und Wahrheit durchdrungen, je sich einem Dichterherzen entrunnen:

„Zu danken hab' nur ich, denn ich darf ja dich lieben.“

In der That, geliebt zu werden, will nur wenig besagen, zu lieben dagegen alles!“

Lag es an der Häßlichkeit Sainte Beuves, daß er keine Liebe einflößte? War er denn wirklich so häßlich? <sup>1)</sup>

Man kennt den Ausspruch einer der gefälligen Schönen, bei der Sainte Beuve ab und zu Trost für sein liebebedürftiges Herz suchte. Als man sie fragte, ob es bei der Zusammenkunft mit ihrem Freunde recht zärtlich hergegangen sei, erwiderte sie: „So la la; ich hatte immer Angst, ich müßte einen als Pfarrer verkleideten Mann küssen!“ Es lag in der That etwas von einem Domherrn in diesem vollen Epiturregeßicht, das Monselet, gleichfalls ein litterarischer Biolettstrumpf, einmal nach einem Besuch bei dem Einsiedler in der Rue Mont Barnasse folgendermaßen beschrieben hat:

„Sainte Beuve . . . Ein Sechzigjähriger, der für sein Alter gut aussieht . . . Der komische Eindruck des Kopfes bringt mich vollständig außer Fassung, ich kann mich nicht daran gewöhnen; die Nase ist groß wie die Renans, die Hand sorgfältig gepflegt . . . Der ganze Sitz der Intelligenz hat sich nach den Augen und in den Mund zurückgezogen: wie viel Geist und selbst wie viel Träumerisches liegt in diesen Augen! Andre gewahren darin den Geist der Beobachtung und des Anpassungsvermögens; ich entdecke in ihnen den Autor der „Pensées d'Août“. Man wird sagen, daß ich damit sein eignes System übertreibe; das wird durch die Luft verschuldet, die ich in diesem Augenblicke einatme . . . Auch der Mund Sainte Beuves ist sehr bezeichnend; wenn er nicht überwacht wird und selbst nicht überwacht, könnte er für einen gewöhnlichen, gutmütigen Mund gelten, aber, wenn es zu plaudern gilt, weiß er über eine ganze Menge von Dingen in der feinsten Weise zu schweigen und macht daraus kein Hehl . . . Dann, wenn noch eine gewisse Ueberreizung dazu kommt, ist er der dickgewordene Voltaire.“

Man kann mit dieser, in der Art der mit Charadin oder Latour gezeichneten Pastellbilder des 18. Jahrhunderts leicht hingeworfenen Skizze die mit dem Grabstichel vollendete Radierung zweier Leute von der Feder vergleichen, die auch Künstler sind, der Gebrüder de Goncourt. Der Vergleich ist ein überaus lehrreicher:

<sup>1)</sup> Anna von Oesterreich, die sich auf die Männer auskannte, pflegte von dem schiefbeinigen und dunkelhäutigen de Rey zu sagen: „Er hat ein lebendiges Auge und weiße Zähne, und damit ist ein Mann niemals häßlich.“ de Rey und auch wohl Mirabeau könnten im Namen Sainte Beuves die Frage beantworten.

„Montag, 18. Oktober. Sainte Beuve, der sich brieflich an uns gewandt hat, um unsre geistige Bekanntschaft zu machen, kommt um zwei Uhr zu uns. Es ist ein kleiner, runder, untersehter Mann groben Zuschnitts und von bäuerlicher Haltung, so etwas wie ein Schattenmriß von Béranger. Er hat eine hohe Stirn, einen kahlen und glänzenden Schädel, große, mit dem Gesicht fast gleichliegende Augen, eine Nase, die etwas Neugieriges, Sinnliches, etwas vom starken Esser an sich hat, einen breiten Mund von gewöhnlicher Bildung, der sich aber hinter einem lebenswürdigen Lächeln versteckt, und eigentümlich geformte Backenvorsprünge, Backenvorsprünge, die wie gewaltige Beulen aussehn. Wenn man ihn so sieht, mit seiner weißen Stirn, seinen hochgefärbten Wangen und dem zarten und rosigen Anhauche der unteren Gesichtshälfte, möchte man ihn für einen Bibliothekar aus der Provinz halten, der im Schatten eines Klosters von Büchern lebt, unter dem es einen mit edelm Burgunder angefüllten Keller giebt. Er plaudert etwas schwatzhaft, alles in kleinen Zügen, ohne daß je ein breiter Pinselstrich läme. Sein Gespräch gleicht der ganz mit hübschen, zarten, schüchternen Farbentönen bedeckten Palette einer Aquarellmalerin . . .“

Wie ganz anders als dieses absichtlich übertriebene Gemälde mutet die einfache Photographie Sainte Beuves<sup>1)</sup> an, die im Jahre 1859 in Savoyen von einer Prinzessin aus kaiserlichem Geblüt aufgenommen wurde und auf der er in der zwanglosesten Haltung erscheint. Einer von denjenigen, die sie vor Augen gehabt, hat von ihr die folgende Schilderung entworfen:

„Die Stirn ist breit, prächtig gewölbt, das Auge durchdringend und von Bosheit blüend, der Mund von einer lächelnden Feinheit, die etwas Provozierendes an sich hat. In dem von Meunier gemeißelten Kopf ist noch etwas Weiteres betont, die griechische Idealisierung der Züge. Was man aber nicht wiedergeben kann, ist die Beweglichkeit, die Ausdrucksfähigkeit, das Leben, welches das Gesicht Sainte Beuves befeelte, wenn er in Zug geriet. Es lag etwas Schmeichlerisches, etwas ernst Zurückhaltendes, etwas Aufflackerndes und Vibrierendes in seinen Augen, seiner Stimme und seinen Bewegungen, das einen in Erstaunen setzte und einen fesselte. Seine fleischige Hand — eine Bischofshand — brachte etwas Abgerundetes in seine nüchterne und zurückhaltende Gebärde, die, ohne sie zu

<sup>1)</sup> Théodore Pavie zeigt uns in einem Briefe an seinen Bruder Sainte Beuve, wie er seine akademischen Besuche macht. Das Bildchen ist sprechend:

„Durch den Rauch einer langen, schwarzen Zigarre von Louti-Corni gewährte ich auf der Straße einen kleinen Herrn in braunem, sadartigem Ueberzieher von elegantem Schnitt: den breitrandigen Hut trug er so wie Du mitten auf dem Kopf, aber über einem an den Schläfen anliegenden, an Queckengras erinnernden Haartranz. Er ging zu Fuß einem Mietwagen voran, dem er mit der Hand die zu verfolgende Richtung angab, während er selbst an jeder Ecke stehen blieb.“

„So wie es Schnauzel macht, wenn aus man's morgens läßt.“

Das war der gute Delorme auf seinen Akademikervisiten, pustend und glühend wie eine rote Herbstalville vor dem Frostwetter. Wenn er große Toilette macht, gleicht unser Freund in verhängnisvoller Weise einem Schulmeister oder Dorfnotar.“

unterstreichen, seine stets kurzen, abgerissenen, oft sogar jäh hingeworfenen oder unterbrochenen Gesprächswendungen begleitete.“

\*

Alle diejenigen, die Sainte Beuve gekannt und die wir Gelegenheit hatten zu befragen, haben dieselbe Bemerkung gemacht: Sainte Beuve hatte die salbungsvollen Manieren, die auf den ersten Blick den hohen kirchlichen Würdenträger, der sich in der Welt bewegt hat, zu erkennen geben.

„Er machte beim ersten Anblick auf mich den Eindruck eines italienischen Prälaten, eines richtigen Kardinals,“ schrieb uns kürzlich erst sein ehemaliger Sekretär Jules Levallois. „Die Mischung von Bosheit und Gutmütigkeit, die seine Unterhaltung charakterisierte, entzückte mich. Ach, die Unterhaltung Sainte Beuves oder vielmehr sein Geplauder, denn gerade in der Plauderei war er groß. . .! Er plauderte sogar seine Artikel. Abends, wenn wir auf den äußeren Boulevards promenierten, erklärte er sie mir in feuriger, leidenschaftlicher Weise. In derartigen Augenblicken durfte man ihm nicht mit Bemerkungen kommen oder ihm einen Vorbehalt äußern. Wenn man ihm mehr oder minder offen entgegentrat, rief er im Tone wirklicher Verdrießlichkeit aus: Mit einem Worte, lieber Freund, Sie wollen mich daran verhindern, meinen Artikel fertig zu machen. Dieser Gegenstand hat nicht das Glück, Ihnen zu behagen. Das ist wirklich beklagenswert!“ Und thatsächlich wütend geworden, kehrte er mir den Rücken zu. Andern Tags, wenn der Artikel geschrieben war, hielt es nicht schwer, ihn wieder auf seine erste Bewegung zurückzubringen. Man durfte ihm nur nicht schroff entgegentreten. Durch Nachgiebigkeit erreichte man von ihm, was man wollte. Bezüglich der stilistischen Änderungen ließ er sehr gern mit sich reden. Das bringt mich darauf, Ihnen eine Darstellung seiner täglichen Arbeitsweise zu geben. Er wählte sich einen Gegenstand. Er suchte sich alle auf denselben bezüglichen Bücher aus seiner Bibliothek zusammen. Außerdem entlieh er sich aus den öffentlichen Bibliotheken, der Mazarinschen, der Arsenal- und der Nationalbibliothek, die ihm nötigen Werke. Wir sahen sie zusammen auf die erforderlichen Belegstellen durch. Ich merkte sofort, was auszuziehen war. Hatte ich meine Auswahl getroffen, dann gab ich ihm eine Uebersicht über das, was ich Interessantes und seinem Zwecke Dienendes gefunden hatte. Aus diesen Skizzen machte er sich seinen Plan zurecht. Dann verabschiedete er mich, damit er einen ganzen Tag für sich habe, um seinen Artikel auszuarbeiten und niederzuschreiben. Er konnte das, was er geschrieben, nicht selbst wieder durchlesen. Wir thaten es zusammen. Der Artikel wanderte dann sofort in die Druckerei, und der Sonntag war der Durchsicht und Verbesserung der Korrekturabzüge gewidmet. Montags erschien der Artikel in der Zeitung.

„Sainte Beuve schrieb das Original sehr eng. Er verbesserte sein Manuscript fortwährend. Sein Buch über den Vergil mußte ich ihm vollständig noch einmal umschreiben. Dieselbe Sorgfalt wandte er den späteren Ausgaben wieder zu. So viel man auch schreibt,“ jagte er, einen Ausspruch Villanoves wieder.

holend, man darf seine Kinder nicht der Mildthätigkeit des Publikums überlassen. Im Texte selbst brachte er wenig Aenderungen an, aber wenn er seinen Standpunkt geändert hatte, oder die Persönlichkeiten ihm weniger als früher gefielen, vermehrte er die Zahl der berichtenden Anmerkungen. Nur selten kam es vor, daß er den einstigen Lieblingen seine Gunst gänzlich entzog.“

\*

Wir haben durch einen von denjenigen, die sich in der unmittelbaren Nähe des großen Kritikers bewegt haben, seine Arbeitsweise kennen gelernt; wir wenden uns an denselben Vertrauensmann, um etwas Näheres über die Lebensweise des arbeitsamen Gelehrten zu erfahren und über die Gesundheitsmaßregeln, die er befolgte, um die Arbeitslast zu bewältigen, die erforderlich war, eines der vollkommensten und dauerhaftesten Denkmäler der französischen Literatur zu errichten.

Als Jules Levallois sich in den ersten Monaten des Jahres 1860 bei einer lebenswürdigen Amerikanerin, einer seiner Landsmänninnen, befand, der Korrespondentin einer New Yorker Zeitung, fragte ihn diese ganz ernsthaft, ob es wahr sei, daß Sainte Beuve jeden Tag nach dem Essen unter den Tisch taumele, so daß man genötigt sei, ihn sinnlos trunken ins Bett zu schaffen.

„Die Frage klang mir so sonderbar,“ berichtet uns Levallois, „so unwahrscheinlich und unvernünftig, daß ich zunächst in helles Lachen ausbrach. Als ich mir dann aber überlegte, daß die Amerikanerin nur das Unrecht begangen habe, ihr Ohr dem albernen Gerede eines Commis Voyageur zu leihen, gab ich ihr die Versicherung, daß es keinen Menschen von so strenger Rücksternheit gebe wie Sainte Beuve.“

„Sie können sich selber ein Urteil darüber bilden: eine Tasse Thee mit einem Anfluge von Milch und eine Brioché, die er oft genug noch mit seiner alten Kasse teilt, das sind ein wie das andre Mal die Bestandteile seines Frühstückes.<sup>1)</sup> Das Diner war kräftiger, aber ohne Ueberschuß und besonders erlesene Gerichte. Rotgefärbtes Wasser war das herrschende Getränk. Kaum gestattete er sich zum

<sup>1)</sup> „Das Leben Sainte Beuves war äußerst einfach und arbeitreich. Wir waren stets von morgens neun Uhr an bei der Arbeit, oft bis zum Abend. Das Frühstück Sainte Beuves, das man ihm um elf Uhr in sein Zimmer heraufbrachte, bestand aus einer großen Theetasse voll heißer Milch, Brot, Butter, Salz und zwei Brioches. Es war das ein englisches Frühstück, wie es sich für einen Boulogner schickte. Er änderte an dieser Lebensweise nichts bis zum Dezember 1867, als er sich sehr krank fühlte und auf Bitten seines Veters und Freundes d'Alton-Shée den Doktor Milcent, einen homöopathischen Arzt, kommen ließ. Dieser erklärte den Hausleuten insgeheim, Sainte Beuve leide am Krebs, was absurd war; als er aber eines Morgens das magere Frühstück sah, das man ihm auftrug, sagte er zu ihm: „Hören Sie einmal, Herr Sainte Beuve, Sie müssen Ihre Lebensweise ändern; nehmen Sie ein Gabelbrühtstück zu sich, essen Sie tüchtig, ernähren Sie sich ordentlich und bringen Sie etwas Vegetation in sich hinein“ (das waren seine eignen Worte). Man muß gestehen, das war für einen Homöopathen nicht übel. Sainte Beuve befolgte den Rat und befand sich wohl dabei.“ *Tableau de la poésie française au XVI<sup>m</sup>e siècle*. (La vie de Sainte-Beuve, von F. Troubat, Seite XLIV.)

Deffert einen Fingerhut reinen Weins und bei besonders festlichen Gelegenheiten ein Gläschen Anisette oder Curaçao; Kaffee und Cognac trank er nie. Vor allem vermied er es, vor der Arbeit eine reichliche Mahlzeit einzunehmen. Als er einmal von einer Reise nach Savoyen zu der Gräfin Solms (Frau Matazzi, augenblicklich Herausgeberin der „Nouvelle Revue Internationale“) zurückkehrte, ließ seine Haushälterin ihm zum Frühstück ein Kotelett und zwei Eier auftragen; er wurde ganz wütend darüber und behauptete, man wolle ihn krank machen, er werde sich sicherlich eine Verdauungsstörung dadurch zuziehen. Sainte Beuve war weder ein starker Trinker noch ein starker Esser, doch bildete er sich etwas darauf ein, ein Feinschmecker zu sein. Seiner Ansicht nach müssen Leute von Geschmack einen zarten Gaumen haben, der sich nicht bestechen läßt. „Da seht nur die Doktriniäre,“ pflegte er mit Vorliebe zu sagen; sie wissen nicht, was sie essen, und nicht, was sie trinken. Man könnte Guizot ein Stück Pappdeckel verspeisen lassen, ohne daß er etwas davon merkte. In der Litteratur ist es genau so; da haben diese Leute auch keinen eignen Geschmack. Sie sprechen das aus, was sie auf der Universität als scholastische Tradition gehört haben. Ihr Urtheil ist von vornherein gefällt, es stützt sich weder auf eigne Empfindung noch auf eigne Erfahrung.“

\*

Wo hätte er Zeit gefunden, sich den Genüssen der Tafel hinzugeben, dieser angebliche Epitüree, der bis an sein Lebensende niemals seinen Arbeitstisch verließ? „Nichts hat so sehr dem Leben eines Benediktiners geglichen als wie der zähe Eigensinn, mit dem Sainte Beuve am Studium hing,“ so hat sich einer über ihn geäußert, der ihn nicht liebte.<sup>1)</sup> „Nichts in der Welt hätte ihn seinem Montagsposten untreu machen können. Das war die Art, wie er seinen heiligen Montag, den einzigen Festtag in seinem Kalender, seinen eigentlichen Sonntag, feierte.“

Gegen das Jahr 1849, als Auguste Lacauiffade (der kürzlich verstorben ist, und von dem wir einige der eben mitgetheilten Einzelheiten haben) sein Sekretär war, war Sainte Beuve morgens um fünf Uhr schon auf den Beinen. (Später, gegen Ende seines Lebens, wurde er etwas träger und schlief acht bis zehn Stunden in einem Zuge. Er legte sich gegen zehn Uhr zu Bett und stand nicht vor neun Uhr morgens auf.) Nachdem er sein erstes Frühstück eingenommen, arbeitete er mit seinem Sekretär bis zwölf Uhr. Alsdann nahm er eine kleine Stärkung zu sich, denn von einem zweiten Frühstück konnte man nicht gut reden: Käse und getrocknetes Obst. Nach dieser Stärkung hielt er meistens eine Siesta: er streckte sich auf sein Kanapee aus, umhüllte seinen Kopf mit einem Foulard und schlummerte ein halbes Stündchen. Darauf kam sein Ausgang, nach der Akademie, zu den Verlegern,<sup>2)</sup> und erst nach dem Essen nahm er von sieben bis neun Uhr die

1) Nicolardot, Confessions de Sainte-Beuve.

2) „Auf der Straße las er gewöhnlich die letzte Nummer der „Revue des Deux Mondes.“ Ueberall, zu Hause und auswärts, hatte er einen Bleistift und ein Blatt Papier, um sich

Arbeit wieder auf. Um neun ging Sainte Beuve mit seinem Sekretär aus; sie sprachen zusammen über den in Arbeit befindlichen Artikel *et de quibusdam aliis*.

Sainte Beuve hatte zu Sekretären Octave Lacroix und Jules Levallois, von denen jeder drei bis vier Jahre bei ihm blieb, Lacauflade, der sieben, und Troubat, der acht bis zehn Jahre blieb. Er gab ihnen einen monatlichen Gehalt von hundert Francs; nur Troubat erhielt zweihundert Francs und die Kost; er wurde aber auch von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends beschäftigt.

Der Sekretär hatte hauptsächlich die Pflicht, ihm vorzulesen und nach dem Diktat des Meisters zu schreiben, namentlich während der letzten Jahre, als Gichtschmerzen und der Schreibkrampf (an dem er seit seiner Reise nach Belgien litt) ihm nicht mehr gestatteten, selbst die Feder zu führen.

Sainte Beuve hatte seine Augen überangestrengt, deshalb ließ er sich vorlesen. Freitags,<sup>1)</sup> wenn er seinen Artikel ausarbeitete, blieb er allein zu Hause; am folgenden Tage diktirte er ihn, sah ihn nochmals durch und schickte ihn in die Druckerei. Man konnte sich darauf verlassen, daß er nichts mehr hinzuzusetzen hatte; er war, wie er zu sagen pflegte, rund um den Gegenstand herumgegangen. Er besaß das, was man das „Glück des Daumens“ nennt; er traf mit seinem Finger sofort die Stelle, die er kennen zu lernen nötig hatte. „Er hat nicht mehr Zeit, seine Artikel zu verderben,“ sagte Littré zu Dr. Paulin, bei dem um jene Zeit Sainte Beuve seine Mahlzeiten zu sich nahm.

\*

Man hat stets behauptet oder wenigstens doch angenommen, der hochgefeierte Verfasser der „Lundis“, der Urheber so vieler Werke, die den Grundstock aller Universitäts- und Gelehrtenbibliotheken ausmachen, habe ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Thatsächlich hat sein Universalerbe, Troubat, nur sein auf etwa dreißigtausend Francs geschätztes Haus und etwa dieselbe Summe aus dem Erlöse seiner Bibliothek und seiner Papiere erhalten.

Sainte Beuve hatte anfangs hart zu kämpfen. Neun Jahre hindurch bewohnte er (abgesehen von einem Jahre, das er in der Schweiz verbrachte, wo er an der Universität von Lausanne Vorlesungen über französische Litteratur hielt) in der Passage du Commerce ein Zimmer im vierten Stockwerk, wofür er monatlich nur dreiundzwanzig Francs zu zahlen hatte. Frau de Sainte Beuve, seine Mutter, gab ihm regelmäßig hundert Francs monatlich für seine laufenden Ausgaben. Das war, was er notwendig brauchte. Das Weitere mußte ihm seine Mitarbeiterschaft an den großen Zeitschriften bringen, doch darf man sich davon keine übertriebenen Vorstellungen machen. Nach Lacauflade, der in der Lage war, das Richtige zu erfahren, waren die thatsächlichen Verhältnisse folgende: von der „Revue des Deux Mondes“ erhielt Sainte Beuve für den Druckbogen

Notizen zu machen. Sowohl in seinem Zimmer wie sommers in seinem Garten las und schrieb er unaufhörlich, ohne müde zu werden oder ein Ende finden zu können. Niemand habe ich ihn im Zustande der Ruhe angetroffen.“ Nicolardot in dem angeführten Werke.

<sup>1)</sup> Der Sekretär hatte diesen Tag frei, ebenso den Sonntagnachmittag.

von 16 Seiten 250 Francs, vom „Temps“ 300 Francs. Am „Constitutionnel“, in dem seine „Montagsplaudereien“ erschienen, bezahlte ihm Dr. Béron anfänglich nur 100 Francs für den Artikel. Später wurde diese Summe auf 125 Francs erhöht, doch wurden die 25 Francs dem Sekretär überlassen.

Am 8. August 1840 wurde Sainte Beuve von Victor Cousin zum Bibliothekar an der Mazarinschen Bibliothek ernannt mit einem Jahresgehalt von 4000 Francs und einer bequemen Dienstwohnung. Fünf Jahre später öffnete die Académie Française ihm ihre Pforten, und kurze Zeit nachher wurde er der Kommission für das Wörterbuch zugeordnet.<sup>1)</sup> Das war viel Ehre und brachte Geld ein. Nach seiner Rückkehr von Lüttich, wo ihm ein Lehrstuhl angeboten worden war, und wo er die Vorlesungen hielt, aus denen später sein berühmtes Werk über Chateaubriand hervorgehen sollte,<sup>2)</sup> zog er nach der Rue St. Venoit zu einem Freunde, Dr. Paulin, der sich mit einer Summe von 800 Francs jährlich für Wohnung, Heizung, Licht und Bedienung begnügte: die Dienstboten des Doktors standen zu Sainte Beuves Verfügung. Bald darauf wurde der bisherige Mieter selbst Hausherr. Am 17. November war seine Mutter im Alter von 86 Jahren gestorben. Sainte Beuve gelangte nunmehr in den Besitz des Hauses, in dem er sein Leben beschließen sollte und das in der Rue Montparnasse Nr. 11 gelegen war. Bei seinem Tode hinterließ er kaum etwas mehr als sein väterliches und mütterliches Vermögen, das heißt, eine Rente von vier- bis fünftausend Francs.

Und doch hatte er recht einträgliche Stellungen eingenommen. Im Jahre 1854 hatte er Anspruch auf eine Besoldung von 5400 Francs, die mit seinem Lehrstuhl am Collège de France verbunden war. Als er im Jahre 1857 zur Ecole Normale überging, muß er vier Jahre lang einen Gehalt von 7000 Francs bezogen haben. Zu derselben Zeit erhielt er 3000 Francs aus den Präsenzmarken beim Institut, sowohl in seiner Eigenschaft als Akademiker als in der eines Mitgliedes der Kommission für das Wörterbuch. Im Jahre 1865 brachte die Würde eines Senators ihm jährlich 30 000 Francs ein; außerdem ließ man ihm noch 3000 Francs als Redakteur des „Journal des Savants“ zukommen, und von 1868 bis 1869 war er auch noch Mitglied der Kommission für die Korrespondenz Napoleons, als welches er ein Honorar von 2400 Francs und fünf Frei-Exemplare der damals sehr gesuchten Quartausgabe dieser Korrespondenz bezog.

Seine Mitarbeiterschaft an den Zeitungen und Zeitschriften veranschlagt man auf 20 000 Francs jährlich.

Seine Bücher haben ihm nicht so viel eingetragen, wie man wohl vermuten möchte. Das Eigentumsrecht an den „Causeries du Lundi“ wurde mit 2500 Francs für den Band begeben; dazu veranstalteten die Verleger eine neue Ausgabe von seinen Gedichten, von seinem Roman „Volupté“ und so weiter.

1) Nicolardot, Confessions de Sainte-Beuve, Seite 125.

2) Chateaubriand et son groupe littéraire, 2 Bände, Paris, Garnier.

Sein „Port-Royal“, seine Werke über Vergil, Chateaubriand, das 16. Jahrhundert und seine „litterarischen Porträts“ haben ihm gleichfalls Autorhonore eingebracht.

Sainte Beuve hat jedenfalls ziemlich erhebliche Summen eingenommen, und doch war seine Hinterlassenschaft nur mäßig.

Sollte er so viel verbraucht haben? Im Gegenteil, man hat gesehen, daß er in seinen Bedürfnissen sehr bescheiden war. Dagegen wurde er in hohem Grade von seinem Dienstpersonal ausgebeutet, das in seinem Hause einen wahren Despotismus ausübte. Ebenso muß gesagt werden, daß er sich stets sehr großmütig gegen jeden benahm, der Anforderungen an seine Börse stellte.

Er trieb übrigens einen wahren Kultus mit der Freundschaft, und, abgesehen von einigen launenhaften Verstimmungen, die der schlechte Zustand seiner Gesundheit entschuldigt, stimmen alle, die ihn im näheren Umgange gekannt haben, darin überein, daß er der zuverlässigste, aufrichtigste und ergebenste Freund gewesen ist; wir werden im folgenden noch den sichersten Beweis dafür erbringen.

\*

Wir hatten das Glück, daß uns mehrere Unterredungen mit Auguste Lacaußade, einem der ältesten Sekretäre Sainte Beuves, zu teil geworden sind, und das noch wenige Monate, bevor der Tod ihn dahinraffte. Lacaußade hatte die Freundlichkeit, uns eine ganze Anzahl von dem berühmten Kritiker an ihn gerichteter Briefe zur Verfügung zu stellen; wir wählen aus denselben einige aus, die geeignet sind, Sainte Beuve in dem Lichte hervortreten zu lassen, in dem wir ihn zeigen wollten.

Lacaußade war damals Leiter der „Revue Européenne“, eine der verbreitetsten Zeitschriften. Sainte Beuve schickte ihm einen seiner Schützlinge mit folgendem Billet zu:

„Könnte die Revue (die ‚Revue Européenne‘) ihm auf seinen ‚Cervantes‘ einen Vorschuß im Betrage von 100 Francs geben? Es würde das ein großer Dienst sein, den Sie ihm erweisen: sehen Sie zu, ob Ihnen das möglich und nicht unangelegen ist. Ich bin nur sein trucheman.“<sup>1)</sup>

Sainte Beuve.“

\*

Ein andres Mal schickt er ihm Charles Fleury, einen ehemaligen Zögling der Normalchule und Mitarbeiter am „Artiste“.

„Da ist ein ruhiger, artiger, wie ich glaube, ziemlich unterrichteter junger Mann, der sehr hübsch schreibt. Es giebt vielleicht ein Mittel, ihn zu verwerten und nach irgend einer Stelle zu dirigieren. Wollen Sie, daß ich ihn Ihnen zuschicke, und um welche Zeit?“

\*

Jeder hat wohl schon einmal etwas von Auguste de Chatillon gehört, dessen „Levrette en pal'tot“ sprichwörtlich geworden ist. Auguste de Chatillon, Maler

<sup>1)</sup> So viel wie Dolmetscher, von dem deutschen Worte „Treuemann“.



und Dichter,<sup>1)</sup> befand sich in der größten Verlegenheit. Sofort interessierte sich Sainte Beuve für sein Schicksal und richtete folgendes Gesuch an Lacaußade:

30. August.

„Lieber Freund!

Unserm liebenswürdigen Dichter Chatillon ist mit einer so schwachen Unterstützung nicht gebiet. Ich habe gestern gehört, ein Manuskript von ihm, ‚Reise nach Amerika‘, sei von einem seiner Freunde einem Blatte (dem ‚Pays‘) angeboten worden, um für ihn dabei etwas herauszuschlagen, aber der ‚Pays‘ bringt das Reiseticket nicht. Nun sollte ich mit Dalloz darüber für den ‚Moniteur‘ sprechen, wende mich aber an Sie, der Sie so wohlwollend sind. Vielleicht könnte die Reise, etwas retouchiert, den Anlaß zu einer Entschädigung geben, die recht gelegen kommen würde.

Ganz der Ihrige

Sainte Beuve.“

Wenn man aber eine noch deutlichere und ergreifendere Vorstellung von der rührenden Teilnahme bekommen will, die Sainte Beuve in reichem Maße denjenigen entgegenbrachte, die er einer derartigen Bevorzugung für würdig erachtete, dann lese man den folgenden Brief, den uns Lacaußade mit dem berechtigten Gefühle eines gewissen Stolzes mitteilte:

„Lieber Freund!

Dank für Ihr gütiges Gedenken und Ihr nachsichtsvolles Entgegenkommen. Erfreuen Sie sich nur recht der schönen Herbstmorgen und erholen Sie sich von dem hier herrschenden Wirrwarr dadurch, daß Sie sich in der ruhigen Klarheit des Südens baden. Sie befinden sich an der Quelle der von der Natur stammenden Begeisterung; wenn man den Fluß hat, kann man auf die kleinen Springquellen verzichten. Alle diese niedlichen Sachen der Künstlerchule kommen einem der magna parens gegenüber gekünstelt vor. Und doch sind es wirkliche Künstler; sie haben ein vorzügliches Formgefühl und eine Religion in ihrer Art. Verfolgen Sie Ihre Bahn weiter und verzetteln Sie sich nicht vor dem Feind. Der Feind ist die Prosa, die Gleichgültigkeit, die Routine, die in Frankreich wieder so rasch aufkommt. . . Machen Sie uns da unten einige schöne, gehaltvolle Verse, in denen man die Macht des Flügelenschlags verspürt; die Poesie ist dazu da, uns hinzureißen und zu entzücken.

Tragen Sie Sorge für Ihre Gesundheit, bewahren Sie sich Ihre Herzensruhe und empfangen Sie mit den Ihrigen freundschaftlichen Gruß.

Der Ihrige

Sainte Beuve.“

<sup>1)</sup> Wir haben in der „Revue des Sciences et des Lettres“ (um das Jahr 1889) einen Artikel über Auguste de Chatillon veröffentlicht.

Was kann, nachdem man derartige, mehr noch mit dem Herzen als mit der Feder geschriebene Worte gelesen hat, von den böswilligen Verleumdungen elender Zeitungsschmierer bestehen bleiben? Es sind kleine Kläffer, die eine edle Dogge anfallen!

Paris, 24. Juni 1898.



## Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813.

Urkundliche Mitteilungen

von

Wilhelm Duden.

(Schluß.)

Zwei Tage nach Niederschrift dieses Berichts, nämlich am 11. März, kamen in Paris die uns schon bekannten Depeschen vom 27. Februar an, über deren Erfolg Fürst Hatzfeld am 14. März in einem ausführlichen Schreiben dem König Bericht erstattete.

„Der General Krusjemark hat mir die Befehle und die verschiedenen Aktenstücke mitgeteilt, die ihm zugegangen sind durch den Courier, der am 27. Februar abgegangen und am 11. März morgens hier eingetroffen ist, und in Gemäßheit derjenigen, welche mir einschärfen, die energischen Vorstellungen zu unterstützen, welche er beim Herzog von Vassano wegen der wahrhaft ungeheuerlichen Gewaltthaten der französischen Generale in den Staaten Ew. Majestät erheben sollte — haben wir sofort und gemeinschaftlich eine offizielle Konferenz vom Herzog gefordert und sie erlangt am 12. März vormittags. Bei dieser Zusammenkunft haben wir ihn, wie das letzte Mal, schon vollständig unterrichtet gefunden durch den in der Nacht angekommenen Courier des Grafen St. Marsjan, und um nicht unnütze Wiederholungen zu machen, werde ich dem General Krusjemark überlassen, Ew. Majestät im einzelnen den Verlauf einer Unterredung zu schildern, die sich anfangs ziemlich stürmisch anließ, schließlich aber einen viel gelinderen Ausgang nahm, als nach den allerdings sehr starken Sachen, die wir in dieser Unterredung gesagt hatten, erwartet werden durfte.

„Indem ich mich also gänzlich auf die treue Darstellung beziehe, welche der General Krusjemark Ew. Majestät von dieser Besprechung entwerfen wird, werde ich ganz einfach über eine sehr lange vertrauliche Aussprache berichten, die ich am Abend desselben Tages mit dem Herzog gehabt habe und deren Einzelheiten Ew. Majestät wissen muß, um über die gesamte Lage der Dinge in einem so entscheidenden und gefährvollen Augenblick, wie dieser es ist, richtig zu urteilen.

„In dieser vertraulichen Unterredung hat der Herzog geredet und gehandelt mit unendlich viel mehr Offenheit (avec infiniment plus d'abandon) als jemals

bisher. Denn außer verschiedenen Eröffnungen, von denen ich weiter unten reden werde, hat er mir unter dem Siegel unverbrüchlichen Geheimnisses den Bericht des Grafen St. Marjan gezeigt und vorgelesen, der in der vorhergegangenen Nacht angekommen war, indem er hinzufügte, so glaube er ohne Gefahr verfahren zu können mit einem Manne, der im Augenblick kein offizieller Mann für ihn sei, sondern durch seine Loyalität und sein dringendes Verlangen, die gemeinsamen Interessen solange als möglich vereint zu halten, so gerechten Anspruch auf sein Vertrauen habe.

„In diesem Bericht giebt sich der Graf St. Marjan die allergrößte Mühe, alles abzuschwächen (adoucir), was die Annahme stärken könnte, der Entschluß Ew. Majestät sei schon gefaßt. Er ist voll des Lobes über die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, mit welcher Ew. Majestät fortfährt, ihn bei jeder Gelegenheit anzuzuzeichnen.

„Von neuem gedenkt er mit Auerkennung der Güte, mit welcher überall die französischen Kranken und Verwundeten behandelt werden. Indem er von der Ankunft des Freiherrn v. Stein redet, sagt er (indem er mittheilt, daß er krank geworden ist fast ohne Hoffnung auf Genesung), er glaube, seine Ankunft habe keinen andern Ew. Majestät bekannten Zweck (n'a d'autre but connu à Votre Majesté) als den, der sich auf die Neutralität Schlesiens beziehe, und sicherlich werde seine Gegenwart keinerlei entscheidenden Einfluß auf Ihre Entschlüsse haben; ebenso sagt er, die Rückkehr des Herrn v. Anstett habe wahrscheinlich auch keinen andern Zweck als diesen.

„Er spricht von den Beschwerden, welche Ew. Majestät in der vom Staatskanzler gemachten amtlichen Mitteilung in sehr nachdrücklicher Weise hat erheben lassen; er giebt zu, daß die gewählten Worte sehr stark sind; indem er aber nachdenkt und die Gründe geltend macht, die er dem Staatskanzler angeführt hat, um das Verfahren der französischen Generale zu entschuldigen, sagt er, die Lage Ew. Majestät sei eben ganz ungemein kritisch geworden, und leider müßten bei Ew. Majestät viele Berichte von untergeordneter Seite einlaufen, die darauf ausgingen, zu täuschen und glauben zu machen, Frankreich sei außer Stande, eine zum Widerstand gegen seine zahlreichen Feinde ausreichende Armee aufzustellen, und dadurch könne es sich ereignen, daß im Augenblick der Entscheidung die Leute, die die persönliche Verantwortung haben, vielleicht den Mut verlören. Indem er von den Rüstungen spricht, ihrer Stärke und ihrer Organisation, sucht er sie in möglichst beruhigendem Licht darzustellen (sous le point de vue le moins allarmant); er sagt, es gebe sicherlich viele Leute, die danach trachten, Ew. Majestät in diesem Augenblick vom Bunde mit Frankreich loszureißen, aber er spricht von Ihrer Loyalität mit solcher Zuversicht, daß er wenigstens der Hoffnung Raum giebt, man könne Sie noch bei diesem System festhalten; das alles jedoch, ohne die Sorge zu verhehlen, die ihm durch verschiedene Individuen und die ganze Gefahr der Lage eingeflüßt werden. Mit einem Wort, Sire, der ganze Bericht ist von einem Manne, welcher seine Pflicht thut

an seiner Stelle, aber alles zu vermeiden sucht, was unzeitig vergiften und den Ausgleich unmöglich machen könnte.

„Der Herzog sagte mir, ich müßte einsehen, daß ohne den Bericht des Grafen St. Marjan der Kaiser notwendigerweise sich hätte sagen müssen, die Note des Staatskanglers sei das Vorspiel des Manifestes, das unmittelbar folgen werde; viele andre Nachrichten, so namentlich die von der Ankunft des Barons Stein in Breslau und die von dem Vorfalle des 20. in Berlin,<sup>1)</sup> in Verbindung mit der annähernden Gewißheit, daß ein Teil der sogenannten Kosaken, die in Berlin eingebracht waren, aus Preußen bestanden hatten, hätten diesen Gedanken zu Hilfe kommen müssen; doch könne er mir auf sein Ehrenwort versichern, der Kaiser habe noch keinerlei Zweifel an der persönlichen Loyalität Ew. Majestät, während er solcher sehr viele hege an denjenigen seiner Ratgeber; der Kaiser wisse, daß Ew. Majestät ganz unbeteiligt sei an allem, was sich in Berlin zugetragen habe; der Kaiser sei überzeugt, Ew. Majestät hätte ein richtigeres Urtheil über Ihre Lage als alle die, die Sie um sich habe, und sehe voraus, daß jeder Systemwechsel Sie in der Folge zum unvermeidlichen Sturze führen müsse.

„Der Herzog legte mir darauf alle die Hilfsquellen und alle die Streitkräfte dar, welche Frankreich binnen kurzem in Bewegung setzen würde; er sagte, die Beschwerden, die man erhebe, seien nicht dazu angethan, in Vergleich gestellt zu werden mit den Leiden, welche Preußen erfahren würde, wenn es sein System wechselte; wenn, wie hundert gegen eins gewettet werden könnte, die französischen Armeen die geringsten Fortschritte machten und von neuem vorrückten, so würde der Versuch, die Fortschritte der russischen Armeen zu unterstützen, für Preußen gerade soviel heißen, als eine drückende Abhängigkeit sich selber zu bereiten und sie in Deutschland auszubreiten; durch Verzicht auf sein gegenwärtiges System würde Preußen auf [Entschädigung für] alle die Opfer verzichten, die es für diese Sache schon gebracht habe, für die ihm der Kaiser um so mehr Dank gewußt haben würde, als es durch die Natur und seine geographische Lage berufen sei, eine Zwischenmacht zwischen Rußland und Frankreich zu sein; und da in der That der Kaiser sich niemals geweigert habe, gerechten Beschwerden Ew. Majestät Genüge zu thun, so könne man kaum verstehen, warum Preußen, statt ein so sicheres Spiel zu spielen, vorzöge, allen Gefahren und Wechselfällen einer Entscheidung sich auszusetzen, die ihm schon einmal bei einem Haare das Leben gekostet hätte.

„In demselben Vertrauensston, den der Herzog mir gegenüber angenommen hatte, zählte ich ihm jetzt ohne Bitterkeit all das Unrecht auf, das man sich gegen Ew. Majestät vorzuwerfen hat. Ich sagte ihm, mir sei unbegreiflich, wie man bei der Absicht, Ew. Majestät im Bündnis festzuhalten, wie man es doch zu

<sup>1)</sup> Ueber den Kosakeneinfall in Berlin am 20. Februar 1813 siehe F. Haffel, „Der Abzug der Franzosen aus der Wart“ in der Zeitschrift für Preussische Geschichte, XII (1875). Seite 235 ff.

wünschen schiene, es fertig gebracht, alles zu thun, was nur irgend möglich war, um Sie davon abzu drängen? Er müsse sich doch erinnern, daß ich bei meiner Ankunft fast alles vorhergesagt hatte, was seitdem geschehen sei; daß man auf keine einzige der so oft im Namen Ew. Majestät wiederholten Klagen Rücksicht genommen; daß ich in der That nicht wüßte, ob man absichtlich darauf hinarbeitete, Ew. Majestät dem Bündnißsystem abwendig zu machen, aber mit Bestimmtheit das wisse, daß Ew. Majestät verwundet sei durch die Hilflosigkeit, in der man Sie gelassen habe gegen den guten Glauben der Verträge in einem so dringenden Augenblick und durch die Gewaltthaten, die sich die Generale in Ihren Staaten herausgenommen hatten; daß Ew. Majestät befehlen wolle als König im eignen Lande und so auch behandelt werden von Ihren Verbündeten, und daß ich, ohne irgend Bestimmtes zu wissen, dennoch glaubte, daß, wenn man irgend welchen Wert darauf legte, Sie zu halten, man sich nicht genug beeilen könnte, zu thun, was ich von Anfang an geraten hatte, und daß der Kaiser, wenn er Genüge thue Ihren gerechten Forderungen und ohne Aufschub offen und freimütig mit Ew. Majestät sich auseinandersetze, er sicherlich das einzige Mittel ergreifen würde, das zu diesem Ziel führen könnte.

„Nach einigem Besinnen sagte der Herzog: ‚Ich glaube, mein Fürst, es ist zu spät; zum Ueberfluß zweifle ich daran, daß der Kaiser, in einem Augenblick, da der Baron Stein sich in Breslau befindet, seine Würde wird verleugnen wollen. Doch werde ich den Kaiser noch heute sehen und Ihre Ideen sowie meine Unterredung mit Ihnen zu seiner Kenntniß bringen.‘

„Ich antwortete dem Herzog, daß ich den Boten, den wir abfertigen wollten, warten lassen würde bis zu seiner Rückkehr aus Trianon, in der Hoffnung, daß er mich in die Lage setzen würde, irgend etwas Befriedigendes an Ew. Majestät zu melden.

„Was mir gewiß scheint, ist:

„Daß der Kaiser sich noch immer auf die Loyalität und den persönlichen Charakter Ew. Majestät bestimmte Rechnung macht. Ich kann daran nicht zweifeln, denn es ist mir versichert worden vom Grafen Daru, vom Grafen Karbonne und vom Herzog v. Castiglione nach einer allerletzten Unterredung mit dem Kaiser, von der ich am Ende meines Berichtes reden werde;

„daß der Kaiser das allergrößte Mißtrauen hegt gegen alle diejenigen, die Ew. Majestät umgeben, den Staatskanzler ausgenommen, über den seine Meinung noch nicht entschieden ist, wie ich glaube, deshalb, weil der Graf St. Marjan in seinem letzten Bericht sagt, er fahre fort, ihm Vertrauen zu schenken;

„daß der Kaiser wünscht, Ew. Majestät bei seinem System zu erhalten, weil man jetzt, da der Rückzug sich überstürzt in unerwarteter Weise und die russischen Armeen sich in größerer Stärke zeigen, als man hier für möglich hielt, anfängt, das Unglück richtiger zu würdigen, welches ein Systemwechsel Preußens verursachen würde, und weil alle Leute in Stellung überzeugt sind (obgleich sie diesen Gedanken noch nicht bestimmt aussprechen), daß ein solcher Wechsel nicht Platz greifen könnte, wenn er nicht mit Oesterreich verabredet wäre;

„daß man bedauert, nicht gleich zu Anfang die Geldforderungen bewilligt, vielmehr die Dinge auf den Punkt getrieben zu haben, auf dem sie jetzt sind; „und daß man alles, was man bisher verweigert hat, geben und bewilligen wird, sobald man auf Ew. Majestät noch mit Sicherheit glauben zu können, namentlich wenn man ein Mittel finden kann, das die Würde des Kaisers nicht bloßstellt;

„daß Frankreich zweifellos sehr große Streitkräfte aufmarschieren lassen, daß ein großer Teil derselben Mitte April oder Ende April spätestens verfügbar sein wird, und darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: es duldet keinen Zweifel, wir sehen hier Dinge geschehen, die kein Mensch für möglich gehalten hat, und binnen kurzem wird der Kaiser sehr große militärische Mittel zur Verfügung haben. Ich werde nicht über die Frage entscheiden, ob diese Mittel mit ebensoviel Erfolg werden verwendet werden können wie diejenigen, die er ehemals hatte; aber haben wird er sie, das kann und muß ich versichern;

„daß, wenn Ew. Majestät einen Systemwechsel nötig findet unter den augenblicklichen Umständen und die französischen Armeen das Glück haben, von neuem in die Staaten Ew. Majestät einzubrechen, jede Ausöhnung unmöglich wird und man sich der allerhärtesten Behandlung versehen muß. Man muß sich sogar auf die Vernichtung Preußens gefaßt machen, wenn die französischen Armeen den Krieg erfolgreich beenden können.

„Ich glaube, daß Ew. Majestät, wenn Sie bei Ankunft dieses Boten noch keine Entscheidung getroffen hat, immer die Wahl hat, welche Sie treffen will, denn sicherlich wird man von hier aus nichts überstürzen, bevor man im Stande ist, mit großer Macht aufzutreten, und man wird alles thun, was möglich ist, um Ew. Majestät von neuem an das System zu fesseln, wenn man das auf eine Art vermag, um darauf rechnen zu können.

„Es scheint mir, Eure, daß Ew. Majestät seit dem Frieden von Tilsit sich zum erstenmal (denn der Augenblick, da Ew. Majestät sich entschloß, die Allianz zu schließen, war anders in allen Beziehungen) in der Lage befindet, nach eigenem Willen zu entscheiden: welche von den beiden Chancen, die sich heute darbieten, für Ihre gegenwärtigen und künftigen Interessen die nützlichste sein kann; aber es scheint mir auch, daß die Ereignisse sich mit solcher Gewalt drängen, daß Sie Gefahr läuft, von neuem fortgerissen zu werden wider Willen, wenn vor dieser Epoche Ihre Entschliebung nicht unerschütterlich gefaßt ist, und ich glaube mit dem Freimuth eines Ew. Majestät ganz und gar ergebenen Mannes hinzuzufügen zu müssen, daß der Augenblick gekommen ist, wo dieser Entschluß nach meiner Auffassung gefaßt werden müßte ohne Verzug und mit allen erreichbaren Mitteln für eine kraftvolle Durchführung.

„Der Marschall Herzog v. Castiglione, den ich bei seiner Ankunft am Abend des Tages gesehen habe, an dem er seine Audienz in Trianon gehabt hatte, hat mir alle Einzelheiten über den kleinen Vorfall vom 20. Februar in Berlin erzählt und dabei (ich glaube das Ew. Majestät nicht verhehlen zu dürfen)

gesagt, unter den Kosaken, die ihn in der Stadt angegriffen hatten, seien viele Preußen gewesen, von den Leuten, welche man ein paar Tage vorher habe fortgehen lassen nach dem von Ev. Majestät angewiesenen Sammelplatz, und unter den Leuten, die getödet wurden, habe man einen jungen Grafen Schwerin gefunden; der Plan sei gewesen, ihn selber in seinem Hauptquartier aufzuheben; er sei zwei Tage vorher über alle Einzelheiten unterrichtet worden; er habe Briefe in Händen, durch welche Leute in Stellung bloßgestellt würden, habe aber gegen den Kaiser davon keinen Gebrauch gemacht, weil er ihn viel ruhiger gefunden habe, als er erwartet hatte; und als er das ganze Vertrauen sah, das der Kaiser noch in die persönlichen Gesinnungen Ev. Majestät setzte, habe er niemand bloßstellen wollen. Der Nationalgarde und der Bürgerschaft hat er das größte Lob gezollt; ich glaube, er hat dem General Krusemark darüber in demselben Sinn gesprochen.

„Ich weiß schließlich aus sicherer Quelle, und das ist eine Gerechtigkeit, die ich dem Marschall widerfahren lassen muß, daß er dem Kaiser mit der größten Hochachtung von Ev. Majestät gesprochen hat, und daß er, als der Kaiser ihn nach den Einzelheiten des Tages vom 20. fragte, er die Sache ins Scherzhafte gezogen und versichert hat, in all dem seien nur Leute niederen Standes thätig gewesen.“

Unter dem 15. März berichtete Fürst Hatzfeld weiter:

„Heute morgen hat mich der Herzog v. Bassano wissen lassen, daß er mich zu sprechen wünsche. Ich war auf der Stelle bei ihm, und das Ergebnis dieser Aussprache, Majestät, ist dieses:

„Beim Eintreten sagte mir der Herzog: ‚Mein Fürst, ich bin gestern in Trianon gewesen; ich habe Gelegenheit gehabt, den Kaiser zu sprechen, und Se. Majestät scheint geneigt, Ihren Ideen Folge zu geben. Ich glaube sogar, daß Sie vor hat, selbst an den König zu schreiben und sich mit ihm unmittelbar offen und freundschaftlich über alles auszusprechen; bevor er sich hierüber bestimmt entscheidet, will Se. Majestät wissen, ob Sie es über sich nehmen würden, selber diesen Brief dem König zu überbringen.‘

„Ich antwortete, wenn Se. Majestät das wünsche, so glaube ich die Reise auf mich nehmen zu können, obwohl ich dazu von Ev. Majestät nicht ermächtigt sei; ich müsse aber im voraus bemerken, daß meine Gesundheit mir vielleicht nicht gestatten würde, Tag und Nacht durchzufahren; ich würde thun, was ich könnte, aber einstecken könne ich dafür nicht.

„In diesem Fall,“ sagte der Herzog, „werde ich auf der Stelle nach Trianon reisen, um Bericht zu erstatten, und ich zweifle nicht, daß der Kaiser danach heute noch seinen Entschluß fassen wird. Kommen Sie zwischen elf Uhr und Mitternacht wieder, und ich werde Ihnen die Entschließung mitteilen, die Se. Majestät gefaßt haben wird.“

„Ich begab mich zur angegebenen Stunde zum Herzog, der mir sagte, da der Kaiser die ganze Nacht durchgearbeitet habe, sei er zu Bett gewesen, als er

kam, und habe geschlafen fast bis zum Augenblick der Mittagstafel; folglich habe er ihn nur einen Augenblick gesehen, aber doch so viel Zeit gehabt, um ihm zu sagen, daß ich selber reisen würde. Der Kaiser habe geantwortet, es sei gut, er werde mich noch in besonderer Audienz empfangen; ich würde, glaube er, gut thun, Ew. Majestät von all dem durch einen Boten zu unterrichten, und er, der Herzog, solle morgen wieder kommen.

„Auch teilte mir der Herzog mit, es sei eben ein neuer Bericht des Grafen St. Marsau vom 4. angekommen, der seine Hoffnung bestärke, daß Ew. Majestät noch keine Entschliebung gefaßt habe, die Ihren Verpflichtungen entgegen sei; der Graf St. Marsau sage unter anderm, Ew. Majestät habe neuerdings in einem öffentlichen Gespräch über die Schilderhebung Schills und die preußischen Offiziere, die in Spanien Dienste genommen hatten, laut Ihre Mißbilligung ausgesprochen über solch unbesonnene Schritte, und das beweise von neuem, wie rein die Absichten Ew. Majestät seien.

„Unser Orakel,“ fügte der Herzog hinzu, „ist der Graf St. Marsau der Kaiser hat ein großes Vertrauen auf sein Urteil, der König achtet ihn, und man muß hoffen, daß all unsre kleinen Mißhelligkeiten sich ausgleichen werden.“

„Wahrscheinlich werde ich heute abend den Befehl erhalten, morgen nach Trianon zu kommen. Das wird mir den ganzen Tag wegnehmen, und so werde ich erst am 17. abends oder in der Nacht abreisen. Ich werde alle nur mögliche Eile aufbieten, Sire, aber seit einiger Zeit leide ich wieder mehr an meiner Verstopfung in der linken Seite, ohne eigentlich krank zu sein. Ich weiß nicht, ob ich zehn Nächte ohne Nachtruhe werde aushalten können, ich hoffe es, bin dessen aber nicht sicher. Wenn ich mich daher zu müde fühlen sollte, werde ich Herrn Gresham als Kurier mit einem neuen Bericht vorausschicken und ihm dann sofort nachfolgen.

„Ich muß Ew. Majestät bemerken, daß vorgestern (also am 13.) ein Ministerrat gehalten worden ist, an welchem der Fürst v. Bénévent (Talleyrand) teilgenommen hat, und da ist wahrscheinlich die Frage der Stellung zu Preußen verhandelt und die Entschliebung des Kaisers gefaßt worden.

„Ich verzeichne, zur Wissenschaft Ew. Majestät, die Reihenfolge der Berichte, die ich während meines hiesigen Aufenthalts abgesendet habe, und füge gleichzeitig die Doppelausfertigung desjenigen vom 23. Januar hinzu, weil er, da mit der französischen Estafette abgegangen, wahrscheinlich nicht mehr an den Grafen Holz gelangt, und wahrscheinlich auch nicht nach Breslau gekommen ist. Er war übrigens ganz in Ziffern geschrieben, und ich sende ihn nur ab, weil er bei den Akten fehlt.

„Diese Berichte waren vom 29. Januar, vom 5., 14., 21., 23. Februar und vom 4. und 5. März; der heutige ist also der achte, den ich die Ehre habe, an Ew. Majestät zu richten.“<sup>1)</sup>

Wie dieser letzte Ausgleichsversuch des Fürsten Hatzfeld geendet hat, erfahren

<sup>1)</sup> Am Schluß ist bemerkt: „parti par le courier prussien *Wendt* le 16.“



wir aus seinem Bericht vom 20. März. Da erzählt er, am Abend des 16. März sei er, nachdem eben der preußische Kurier um sechs Uhr abgegangen war, wiederum zum Herzog gegangen, um von diesem zu erfahren, ob ihn der Kaiser am nächsten Morgen in Trianon zum Abschied empfangen werde. Der Herzog kam um Mitternacht zurück und sagte dem Fürsten, diesmal habe er den Kaiser gar nicht zu sehen bekommen; wiederum hätte dieser die ganze vorhergehende Nacht durchgearbeitet, wiederum den Tag bis zum Diner durchgeschlafen, und der Herzog habe unverrichteter Sache abreisen müssen.

Am 17. war der Fürst wiederum am späten Abend beim Herzog; dieser hatte den Kaiser immer noch nicht gesehen, und der Fürst glaubte ihm das, weil er in Erfahrung gebracht hatte, der Kaiser habe am Tage vorher einen Sturz mit dem Pferde gethan, der ihn gezwungen habe, im Bette zu bleiben, und die Kaiserin sei sehr besorgt darüber. „Da ich aber,“ berichtet der Fürst, „anfing, irgend eine Veränderung zu argwöhnen, so sagte ich zum Herzog, ich sei sehr erstaunt über diesen Aufschub, nach dem Feuereifer, den er eben noch gezeigt. Ich müßte fürchten, er habe mich zu einem Mißgriff verleitet und könnte es jetzt nicht länger auf mich nehmen, dem König die Lage der Dinge zu verheimlichen.“

Am 18. März erschien im „Moniteur“ ein gegen den König von Preußen gerichteter Artikel. Von diesem sagte der Herzog dem General Krusemark und dem Fürsten Hatzfeld, der Nation habe etwas gesagt werden müssen, aber sicherlich sei es nicht die Absicht gewesen, etwas zu sagen, was Verstimmung erregen könnte; auf den König von Preußen könne und dürfe es keinen ungünstigen Eindruck machen. Fürst Hatzfeld antwortete: „In Paris gebe es keinen Menschen mehr, der den Bruch nicht für entschieden halte.“ Am 21. ging der preußische Kurier Jacobi mit seinem Bericht vom 20. März an den König ab.

Am eben diesem 20. März war in Breslau durch die „Schlesische Privilegierte Zeitung“ das Bündnis des Königs von Preußen mit dem Kaiser von Rußland und der „Ausruf an mein Volk“ zum heiligen Kriege bekanntgemacht worden.<sup>1)</sup>

Die Schreiben, mit welchen dem Fürsten die über diese Entscheidung ergangenen Aktenstücke zugesendet wurden, waren zu Breslau am 16. und 17. März ausgefertigt worden.

Unter dem 16. schrieb der König:

„Durch den General Krusemark werden Sie die Gründe erfahren haben, welche Mich bestimmten, Sie aus Paris abzurufen. Ich beauftrage den Minister, Ihnen die Aktenstücke mitzuteilen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. Es muß zu durchgreifenden Maßregeln gegriffen werden, weil man darauf besteht, sich all den versöhnlichen Eröffnungen zu versagen, die Ich leßthm gemacht habe.“

<sup>1)</sup> Siehe Denken, „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“, I, 284 ff.

„Reisen Sie also aus Paris ab, sobald Sie die nötigen Pässe erhalten haben, und glauben Sie, daß, wenn Ihre Sendung den Erfolg nicht gehabt hat, den wir davon erhoffen mußten, Ich darum nicht minder dem Eifer volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, den Sie für Meinen Dienst gezeigt haben. Gerne bezeuge Ich Ihnen dafür Meine volle Zufriedenheit.

Breslau, den 16. März 1813.

Friedrich Wilhelm.“

Der Staatskanzler schrieb am 17., am Tage, da er dem Grafen St. Marjan die Kriegserklärung übergab, dem Fürsten Haßfeld:

„Breslau, den 17. März 1813.

„Mein Fürst!

„Sie müssen die Wendung vorausgesehen haben, welche die Gewalt der Umstände und das seltsame Verfahren der französischen Regierung gegen uns, trotz der enormen Opfer, die wir unaufhörlich gebracht, und trotz all unserm Andringens, unserm System gegeben haben. Sie selber müssen die Entschliebung billigen, welche der König eben gefaßt hat. Es gab keine andre. Ich beziehe mich auf die königlichen Depeſchen, deren Träger der Bote ist. Was ich immer bedauern werde, ist, daß wir unsern lieben und würdigen Grafen St. Marjan verlieren, dessen Andenken uns immer teuer sein wird.

„Hier zwei Briefe der Frau Fürstin.

„Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen, mein Fürst, um Ihnen dann persönlich die Versicherung all meiner Anhänglichkeit und Hochachtung zu erneuern, mit der ich nicht aufhören werde zu sein

Ev. Durchlaucht

sehr ergebener und ganz gehorsamer Diener

Gardenberg.“

Der oben erwähnte Erlaß an Krusjemark aber war von demselben 17. März datiert und lautete:

„Der Hauptmann Goshigly hat Mir Ihre Berichte vom 2., 4., 5. dieses Monats ebenso wie den des Fürsten Haßfeld vom 4. und 5. überbracht. Ihre Depeſchen wie die seinigen, denen seitdem nichts Günstiges nachgefolgt ist, haben Mich bekräftigt in der Ueberzeugung, welche das hartnäckige Schweigen des Kaisers auf unsre gerechten Forderungen hervorzurufen nur allzu geeignet war, daß Ich keinerlei Gerechtigkeit von seiner Seite zu erwarten habe, und daß das leidenschaftliche Mißtrauen, das dieser Monarch gegen Preußen nährt, diesem auf alle Fälle die schlimmsten Entschliebungen weisagt für den Augenblick, wo er sich die Kraft zutrauen dürfte, sie auszuführen. Sie selbst werden schon den Entschluß erraten haben, den die Umstände Mich zu fassen zwingen würden, um den Bestand und die Unabhängigkeit Meiner Monarchie zu retten. Seit Meine Staaten sich beinahe vollständig in der Gewalt der russischen Armeen befinden, sind die Umstände

dringender geworden von Tag zu Tag, und kein Augenblick war mehr zu verlieren. Ich darf deshalb nicht länger zögern, Mich über einen Systemwechsel auszusprechen, den Mir Meine heiligsten Pflichten zum Gesetz machen, und den Frankreich selber herausgefordert hat, indem es durch die Weigerung, seinen Verpflichtungen nachzukommen, zuerst einen Vertrag brach, der selbst, wenn er von unsrer Seite freiwillig geschlossen worden wäre, wesentlich auf der wechselseitigen Beobachtung seiner Bestimmungen ruht.“

An diese Worte knüpfte der König den Befehl, die beiliegende Kriegsnote zu übergeben, und zwar ohne jede Veränderung, Pässe zu verlangen für sich, den Fürsten Hagfeld und den Geh. Staatsrat v. Beguelin und sofort nach Empfang der Pässe abzureisen, vorher aber selbstverständlich die Archive der Gesandtschaft, wenigstens alles, was darin die Politik berühre, ins Feuer zu werfen. Dann hieß es weiter:

„Der Graf St. Marjan wird eine Note erhalten, die dem Sinne nach derjenigen entspricht, welche Sie zu übergeben haben, und seine Pässe werden ihm ohne Umstände zugesandt werden. Wir beklagen unendlich den Verlust dieses Ministers, der so sehr geeignet war, das beste Einvernehmen zu erhalten und zu befestigen, wenn das Verfahren seiner Regierung und die Gewalt der Umstände gestattet hätten, dies Ziel zu erreichen.

„Ich habe nicht anders als sehr überrascht sein können darüber, daß der Herzog v. Bassano sich geweigert hat, die Note anzunehmen,<sup>1)</sup> welche der Herr v. Beguelin ihm übergeben sollte, unter dem nichtigen Vorwande, daß dieser nicht beglaubigt sei, während er es in aller Form und sogar durch einen von Mir an den Kaiser gerichteten Brief gewesen ist für den Gegenstand, um den es sich bei seiner Sendung nach Wilna handelte, von der die nach Paris nur die Folge war. Sie haben jedoch wohl gethan, als Sie es an seiner Stelle über sich nahmen, diese Note zu übergeben, aber ich kann Sie nur tadeln, daß Sie sich gestattet haben, ein Schriftstück zu verändern, das ich vorgeschrieben hatte.

„Mit Interesse habe ich von den verschiedenen Angaben Kenntnis genommen, die in Ihrem letzten Bericht und dem des Fürsten zerstreut sind. Man kann sich gewiß nicht täuschen über die großen Streitkräfte, welche der Kaiser mit seiner gewohnten Thätigkeit und Kraft in Bewegung bringen wird. Wir fühlen lebhaft, wie sehr es gilt, in unsern militärischen Maßnahmen ebensoviel Raschheit und Einheit als Energie zu bethätigen. Der Enthusiasmus der Nation für die Sache ihrer Unabhängigkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Sie scharf um mich und scheut kein Opfer, um sich endlich das oberste aller Güter zu sichern.

„Der Bündnißvertrag, den Ich mit dem Kaiser von Rußland geschlossen habe, ist genehmigt, und der feste Entschluß dieses Monarchen, der sich in Breslau befindet,

<sup>1)</sup> Siehe „Deutsche Revue“, Juli-Heft 1899, Seite 94, 95.

bietet eine neue Bürgschaft dafür, daß auch von seiner Seite der Kampf mit der ganzen Kraft und Ausdauer wird fortgesetzt werden, zu der die Mittel seines Reiches ihn befähigen, und welche gefordert wird durch die Größe des Zwecks und den Widerstand, auf den man sich gefaßt machen muß.

„Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß ebenso wie die Note, welche Sie dem Herzog v. Bassano übergeben werden, sowohl dem Fürsten Haxfeld als dem Geh. Staatsrath v. Beguelin mitzutheilen, damit er ihnen zur Anweisung diene.

Breslau, 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.“

Am 27. März kamen diese Schriftstücke in Paris an, und sofort antwortete Fürst Haxfeld wie folgt:

„Paris, 27. März 1813.

„Sire!

„Der General Krusernark hat uns pünktlich die Befehle Ew. Majestät vom 16. übergeben; ebenso hat er mir alle Stücke mitgeteilt, die ihm zugegangen sind, und ich war durchaus nicht erstajnt über ihren Inhalt. Die Entscheidung, welche Ew. Majestät getroffen hat, war wirklich die einzige, die heute noch möglich war; ich hätte sie selber angeraten, wenn ich berufen gewesen wäre, einen Rath zu geben, gerade so wie ich das Bündniß mit Frankreich angeraten habe zu der Zeit, als ohne dasselbe die politische Existenz Ew. Majestät vernichtet worden wäre, lange bevor aus den Ereignissen und Ergebnissen Nutzen zu ziehen war, die wir heute erleben.

„Wenn ich schließlich bei der heiklen Sendung, die Ew. Majestät geruht hat, mir anzuvertrauen, und die ich versucht habe, in einem sehr kritischen Zeitpunkt mit dem Eifer auszurichten, welchen nur die vollständigste Hingebung einflößen kann, so glücklich gewesen bin, mir von neuem die Zufriedenheit und das hohe Wohlwollen Ew. Majestät zu erwerben, so habe ich den einzigen Lohn davongetragen, den ich in meiner Stellung wünschen kann, und einen andern Ehrgeiz habe ich nicht.

„Ich werde von hier abreisen, sobald man mir die geforderten Pässe geben wird. Der Legationssekretär Greuhm wird als Kurier kommen, weil Ew. Majestät ihm eine neue Bestimmung gegeben hat, wenn man ihn nur vor uns abreisen läßt. Ich werde ihm so rasch folgen, als meine Gesundheit es mir gestatten wird, und dann Ew. Majestät einen neuen Beweis meines Wunsches geben, Ihren Interessen nützlich zu sein, indem ich Ihr mit dem Freimuth eines ehrlichen Mannes über verschiedene Gegenstände spreche, die ich zu Ihrer hohen Kenntniß zu bringen für nötig halte.

„Ew. Majestät hat sich zu einem höchst entscheidenden Schritt entschlossen; er wird unausbleiblich die Unabhängigkeit und das Glück der preußischen Monarchie oder ihren gewissen Untergang zur Folge haben. Das ist der Gesichtspunkt, den kein treuer Diener und Unterthan Ew. Majestät aus dem Auge ver-

lieren darf; und das Geheimniß allein kann die großen Unternehmungen sichern.)

„Ich bin, Sire . . .

v. Hatzfeld.“ 2)

Sätten der König und der Staatskanzler noch eines ermutigenden Zeugnisses bedurft dafür, daß sie am 17. März einfach das schlechthin Notwendige gethan, unmittelbar bevor es zu spät geworden war, so konnten sie es diesen Worten des Fürsten Hatzfeld entnehmen, in dem mit dem Augenblick der Gewißheit die alte, herzlichste Preußengefinnung wieder zu sich gekommen war. In der That genügte ein nur flüchtiger Blick auf das ganze Verfahren Napoleons in dieser Sache, wie es sich in seinen Unterlassungen und Handlungen, in den Reden seiner Minister wie in den Thaten seiner Generale malte, um die unerschütterliche Ueberzeugung zu gewinnen, daß er den König von Preußen mit Gewalt ins Lager der Russen gestoßen hatte, und daß Friedrich Wilhelm dieser Gewalt sich hätte fügen müssen, auch wenn er nicht selber gewollt hätte, was er nachweislich gewollt hat, so gut wie der letzte seiner Unterthanen. Um aber der Ruchlosigkeit, die in all dem lag, die Krone aufzusetzen, fehlte jetzt nur noch die Niedertracht, die der Kaiser durch den Herzog v. Passano an dem Fürsten Hatzfeld versuchen ließ, bevor ihm seine Pässe für die Heimreise zugestellt wurden.

Was Fürst Hatzfeld am Ende seines Pariser Aufenthalts eben noch erlebt und was er in seinem letzten Bericht von dort unter dem 31. März, ein paar Stunden vor der Abreise, ganz schlicht nach dem Hergang erzählt, giebt zur Kennzeichnung der ganz unglaublichen Treulosigkeit, die in diesem Korjen lag, einen geradezu unschätzbaren Beleg.

Nachdem General Krusjemark die Kriegsnote vom 17. März übergeben hatte, äußerte der Herzog v. Passano den Wunsch, den Fürsten Hatzfeld noch einmal zu sehen. Der Fürst kam, der Herzog ergriff seine Hand und jagte:

„Mein Fürst, unsre Regierungen haben sich überworfen, aber die einzelnen, die so lange miteinander verhandelt haben, mit dem Wunsche der Verjöhnung, bewahren sich gegenseitig Anhänglichkeit und Freundschaft. Sie haben in Ihrer ganzen Verfahrensweise hier ebensoviel Freimut als guten Glauben an den Tag gelegt. In all unsern vertraulichen Unterredungen haben Sie uns stets die Wahrheit gesagt, Sie haben uns sogar ganz genau alles vorausgesagt, was eingetroffen ist, und der Kaiser befiehlt mir, Sie im Augenblick Ihrer Abreise seiner ganzen Hochachtung zu versichern. Schließlich wollte ich Sie noch einmal sehen, weil wir uns doch nicht als Feinde verlassen dürfen und weil ich Ihnen außerdem noch über verschiedene Gegenstände zu reden habe, über welche Se. Majestät mich ermächtigt hat, Sie mit demselben Vertrauen zu unterhalten, welches bisher zwischen uns bestanden hat, obwohl wir amtlich ja jetzt nichts mehr zu verhandeln

1) Aus diesen Worten erraten unsre Leser, daß mit dieser Andeutung der große Schlußbericht aus dem April gemeint ist, den wir oben wiederholt und ausgiebig benutzt haben.

2) Bemerkt ist: „parti par un courrier autrichien le 27 Mars.“

haben. Herr v. Krusenmark wird Sie von den verschiedenen Fragen unterrichtet haben, die ich gestern morgen zu stellen wagte; heute werde ich Ihnen von diesem allem noch viel klarer sprechen.

„Das große Wort, das uns trennt, ist gesprochen. Wir haben kein Interesse mehr, uns zu täuschen (en imposer), und ich will Ihnen nur gestehen, daß das Schwanken, das Sie oft in unsern Entschlüssen haben beobachten müssen, nur aus dem Argwohn stammte, der den Kaiser seit der Kapitulation des Generals York befallen hat und der seitdem beständig gewachsen ist. Ich will Ihnen nicht jagen, daß wir nicht vielleicht besser gethan hätten, Ihnen zu glauben, aber in diesem Augenblick dürfen wir nur an die Zukunft denken und an das, was vielleicht noch die Leiden des Krieges zu mildern vermag und eine Thür offen läßt für die Versöhnung.

„Eine Sache, die Sie, mein Fürst, vielleicht in Erstaunen setzt, ist die, daß ich gestern morgen, als ich dem Kaiser den Bericht des Grafen St. Marjan mittheilte, der mir zwei Stunden vor Ankunft Ihres Kuriers zugegangen war, ihn ganz ruhig gefunden habe ohne Zorn und ohne Bitterkeit (*sans aigreur*).

„Was Sie mir angeündigt haben, jagte er, habe ich vorhergesehen, und es erstaunt mich nicht; der König hat sich in einer sehr schwierigen Lage befunden: die Russen besetzten fast sein ganzes Land, die öffentliche Meinung war gegen sein System, und ich begreife, wie er zu dem hat fortgerissen werden können, das er eben ergriffen hat.“

„Der Kaiser,“ fuhr der Herzog fort, „wünscht diesem neuen Krieg ein menschlicheres Gepräge zu geben, er will nach Kräften seine ungeliebten Folgen mildern und möchte glauben, daß ein Fürst, der so lange sein Verbündeter war, nicht urplötzlich ein Todfeind bis ans Messer (*un ennemi à toute outrance*) werden kann, daß vielmehr der Charakter Ihres Königs ihn geneigt machen muß, zu dieser Absicht seinerseits beizutragen. Der Kaiser hatte diese Absicht schon beim Beginn des russischen Krieges; er hatte vorge schlagen, zunächst von beiden Seiten Bevollmächtigte zu ernennen, um über die Auswechslung der Gefangenen zu verhandeln, was dann Gelegenheit gegeben hätte, sich auch über andre Gegenstände auszusprechen, aber Kaiser Alexander hat auf diesen Vorschlag nicht eingehen wollen, und daraus ist großes Unglück entstanden. Ich will Ihnen also sagen, mein Fürst, daß, wenn der König beim Schluß eines neuen Bündnisses mit dem Kaiser von Rußland sich nur verpflichtet hat, uns den Krieg als Hilfsmacht zu machen (*en auxiliaire*), indem er der russischen Armee ein Armeecorps stellt, wie er bisher eines zur französischen Armee gestellt hat, wir jede Schonung gegen ihn üben werden, falls das Glück sich für uns erklärt und wir von neuem in sein Land rücken. Ja, selbst dann, wenn der König sich dafür entscheidet, uns den Krieg als Großmacht zu machen mit all seinen Streitkräften, wenn er mit diesen Kräften sein Land gegen uns verteidigt, wenn er die Festungen belagert, die wir an der Weichsel und an der Oder haben, ja, selbst wenn er in Sachsen einbräche, so würden wir das in seiner neuen Lage nur natürlich finden; wir würden

ihm auch unsre Streitkräfte entgegenstellen, die, wie Sie wissen, enorm sind, aber wir würden ihn immer noch schonen (nous aurions pour lui encore des ménagemens), wenn sich nachträglich das Schicksal gegen Sie entschiede, und es blieben immer noch Mittel der Versöhnung zwischen zwei Regierungen und zwei Völkern, die ihre Lage so gestellt hat, daß sie wieder Freunde werden müssen. Aber wenn das Unglück wolste, daß Ihre Regierung sich von unsern und Ihren Feinden bestimmen ließe, jedes von Frankreich einverleibte Land anzugreifen und zu überziehen, wenn man namentlich die Volksmassen und ihre Meinung gegen uns aufstürmen wolste, indem man den alten Kurfürsten von Hessen oder den alten Herzog von Braunschweig wieder auf der Bühne erscheinen ließe, dann würde man namenloses Unglück über Deutschland heraufbeschwören, und zwischen uns würde ein Vernichtungskrieg ausbrechen, der jede Wiederausöhnung unmöglich machen würde.“

Hier halten wir inne, um uns zu fragen: was konnte mit dieser seltsamen Rede eigentlich beabsichtigt sein? Der Krieg war erklärt schon vor zehn Tagen, und diese Erklärung allein hatte in Preußen einen Geistersturm entfesselt, in dem ein seit Jahren angesammelter Massenzorn sich jetzt entlud wie eine losgelassene Naturgewalt, und das wußte man auch in Paris und Trianon sehr gut; was sollte nun ein Gefasel, als hätte Preußen die Wahl zwischen einem halben Krieg als Verbündeter und einem ganzen Krieg als selbständige Großmacht, als läge es in seiner Macht oder auch nur in seinen Wünschen, den Befreiungskampf, zu dem das eigne Volk sich erhob, an der Landesgrenze festzuhalten und seine Ausbreitung in Deutschland selbst zu hintertreiben? Und was sollte es vollends heißen, wenn dem König von Preußen mitten im Kriege eine Schonung versprochen ward, die ihm nicht einmal im Frieden widerfahren, vielmehr unter offenem Vertragsbruch sogar im Bündnis hartnäckigt verjagt worden war? Auf all diese Fragen antwortet der Schluß der Rede des Herzogs:

„Ich wiederhole Ihnen, mein Fürst, alles, was ich Ihnen sage, ist nicht amtlich, aber ich bin ermächtigt, so zu Ihnen zu reden: der Kaiser wünscht, daß Sie diese Eröffnung zur Kenntnis des Königs bringen. Ich will Ihnen mehr sagen: Wenn der König vielleicht uns hierüber einige Eröffnungen oder Erklärungen zu machen hätte ohne amtliche Form, so könnten Sie mir darüber schreiben durch unsern Botschafter in Wien, den Grafen Narbonne, welcher hierüber Anweisungen empfangen würde, und durch ihn würden Sie auch Antwort erhalten; Sie könnten mir sogar, wenn der König das gut fände, eine Chiffre zuschicken, und wir würden uns in dieser Weise schreiben, was vielleicht Gelegenheit bieten könnte, uns über wesentlichere Dinge zu äußern.“

Also ein geheimer Briefwechsel durch Ziffern oder über Wien, hinter dem Rücken des Kaisers Alexander, ein Briefwechsel, von dem nur eine Zeile im „Moniteur“ zu stehen brauchte, um den König von Preußen als Verräter an seinem einzigen Verbündeten und an seinem eignen Volk öffentlich zu entlarven!

Fürst Haysfeld sagt uns nichts von der Entrüstung, die ihn innerlich gepackt haben muß; er erzählt uns ganz schlicht, wie glücklich er den Versuchter abgeschüttelt und mit den eignen Waffen geschlagen hat. Er berichtet:

„Nachdem der Herzog geendet hatte, antwortete ich ihm: „Ich fühle mich geschmeichelt durch die Versicherung der Hochachtung, welche mir der Kaiser bei meiner Abreise noch geben wollte; bei meinem Verfahren hier am Ort hätte ich nur strenge meinen Weisungen zu folgen gehabt. Der Freimut, mit dem ich alles vorausgesagt, hätte die Loyalität Ew. Majestät nur noch überzeugender darthun müssen, und lediglich sie selbst hätten sich den Verlust eines Verbündeten zuzuschreiben, der nach meiner Ueberzeugung das Unmögliche gethan hätte, um diesem neuen Kampfe zu entgehen, der aber, nachdem er einmal begonnen, sicherlich alle nur möglichen Mittel einsetzen werde, um einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu erlangen.“ Mit diesen Worten war der ganze Schwindel zurückgewiesen, mit dem der Herzog vor dem „Krieg bis ans Messer“ hatte warnen wollen. Selbstverständlich war der Krieg ein Krieg bis ans Messer, ein Kampf um Sein und Nichtsein, in dem jedes Opfer gebracht und jede Waffe geschwungen ward und folglich von keiner Durchstecherei mit dem Todfeind mehr die Rede sein konnte. Wie aber jagte man das dem Herzog, ohne aus den Schranken der Höflichkeit herauszutreten?

Der Fürst berichtet weiter: „Was die vertraulichen Mittheilungen angehe, die er mir unter Ermächtigung des Kaisers gemacht habe, so könnte ich darüber eine Meinung gar nicht äußern; aber was ich thun könnte, sei, daß ich bei meiner Rückkehr Ew. Majestät darüber treulich Bericht erstatten würde, und er selber müsse fühlen, daß ich ihm gar keine Folge geben könnte, wenn ich nicht von Ew. Majestät dazu ermächtigt sei; da mich aber mein Gedächtniß trügen könnte über die Worte und Wendungen in diesen Eröffnungen (*sur les mots et les expressions de ces ouvertures*), so wäre es vielleicht gut, wenn er für mich allein eine schriftliche Note ohne Unterschrift (*une note par écrit, sans signature*) ausfertigte, die niemand bloßstellen würde, und noch viel nützlicher werde es sicherlich sein, wenn er mir einige vorläufige Anhaltspunkte (*notions préliminaires*) geben wollte über die Ideen, welche der Kaiser haben könnte, um endlich zu jenem allgemeinen Frieden zu gelangen, nach dem die ganze Welt so dringend verlangt.“

Also etwas Schriftliches bat sich der Fürst Haysfeld selber aus, bevor er seinerseits etwas Geschriebenes von sich gab, und zwar über den allgemeinen Frieden, der seiner Natur nach jede Sonderverhandlung solcher Art von selbst ausschloß.

Der Herzog sah, er war durchsicht'ig, und brach nun mit kurzen Worten ab. Er antwortete: Diese Note könne er dem Fürsten nicht geben, selbst nicht ohne Unterschrift, ohne die ausdrücklichen Befehle des Kaisers, der unter keiner Bedingung dazu seine Einwilligung geben würde, und was den zweiten Punkt (den allgemeinen Frieden) angehe, so würde Oesterreich, das die Vermittlung



förmlich übernommen habe, vor den Kopf gestoßen werden, wenn man hierüber in diesem Augenblick einer andern Macht Eröffnungen mache.

„Bevor er,“ berichtet der Fürst, „diese letzte Unterredung schloß, wiederholte mir der Herzog noch einmal mit großer Emphase die unermesslichen Machtmittel Frankreichs, er sprach von dem Genie des Kaisers, von dem Charakter der französischen Nation, die durch die Gefahr immer zu ihrem Chef zurückgeführt werde, und da er hierüber offenbar meine Ansicht hören wollte, so sagte ich schließlich, ich glaube, in dem, was er gesagt, sei nichts Uebertriebenes, aber ich sei aufs tiefste überzeugt, daß all seine Streitkräfte, wie groß sie auch sein möchten, nicht hinreichen würden, um eine Nation niederzukämpfen, die fest entschlossen sei, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, und ich glaube, die französische Armee werde bald gezwungen sein, sich hinter den Rhein zurückzuziehen.

„Das kann sein,“ antwortete der Herzog, „der Verlauf dieses Feldzugs kann zu unsern Ungunsten ausschlagen, aber der Kaiser wird einen zweiten Feldzug, einen dritten Feldzug, er wird ihrer zehn unternehmen, wenn es sein muß, und der Erfolg wird am Ende für denjenigen sein, der zum Kampf am längsten das Geld und die Leute hat.“ —

Der Fürst schließt seinen letzten Bericht aus Paris mit den Worten: „Der Gesamteindruck dieser Unterredung wird Ew. Majestät beweisen, wie sehr der Kaiser und seine Minister jetzt die Folgen eines Bruchs fürchten, den sie seit lange herausgefordert und dessen ganzen Ernst sie erst von dem Augenblick an begriffen haben, wo sie durch ihr eignes Verschulden außer stande waren, ihn zu verhüten; er wird namentlich das beweisen, daß die besten Entschlüsse immer diejenigen sind, welche der Feind am meisten fürchtet, und daß dem Entscheidungskampf, zu dem Ew. Majestät sich eben entschlossen hat, das große Gepräge der Erhebung einer Nation gegeben werden muß, die sich in ihrer Gesamtheit um den König geart und frei sein oder sterben will. Wenn in der ersten Entscheidungsschlacht, die geschlagen wird, der Sieg sich für die Waffen Ew. Majestät erklärt, wenn dieser Sieg den Stempel einer laug zurückgedrängten Rache trägt, die französischen Armeen über den Rhein hinüber sind, so zweifle ich keinen Augenblick daran: alle Bündner (des Kaisers) ohne Ausnahme werden sich um unsre Fahnen sammeln, und wenn die Beobachtungen mich nicht völlig trügen, die ich während meines Aufenthalts in Frankreich gemacht habe, so wird der Kaiser dann im Innern des Landes wie in seiner jungen Armee große Schwierigkeiten finden, seine Pläne weiter zu verfolgen.

„Ich würde, Sire, vor mir selbst erröten, wenn ich nach den Beweisen unbedingter Hingebung, die ich bei mehr als einer Gelegenheit Ew. Majestät zu geben so glücklich war, nötig haben könnte, Ew. Majestät von neuem die Ver-

sicherung zu Füßen zu legen, daß in diesem feierlichen Augenblick großer Entscheidung für Sie und für uns, meine schwachen Dienste Ihr unbedingt gewidmet sind, wo immer Sie sie nützlich oder nötig findet. Kein Mensch kann in diesem Augenblick größeren Verlusten ausgesetzt sein als ich, denn die Hälfte meines Vermögens liegt unter den Händen des Kaisers, aber diese Rücksichten können mich nicht aufhalten, jetzt, da endlich zum erstenmal die deutsche Nation die Hoffnung hat, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen, da sich's vor allem darum handelt, Ew. Majestät zu zeigen, daß ich in Treue stehe zu Ihrer Person, zur Erhaltung der Dynastie und derjenigen eines Landes, für dessen Wohl ich seit zwei Jahren all meine Kräfte aufgeboten habe.“<sup>1)</sup>

Ueber seine Rückreise berichtete der Fürst in Berlin selbst, indem er unter dem 13. April folgendes schrieb:

Berlin, 13. April 1813.

„In der Nacht vom 31. März auf den 1. April bin ich in Paris abgereist und komme hier im Augenblicke an nach einem ungeheuren Umwege, den ich über Straßburg, Stuttgart, Nürnberg, Bayreuth, Eger und Böhmen zurückgelegt habe; nur in Stuttgart habe ich mich aufgehalten, um dem König aufzuwarten und in Bayreuth, um mich über meinen ferneren Weg zu orientieren. In Stuttgart hat mir der König durch den Grafen Zeppelin, seinen Minister des Auswärtigen, den ich von Paris her kenne, sagen lassen, er sei in Verzweiflung darüber, daß er mich nicht empfangen könne, aber ich würde selber fühlen, daß, da er als Minister Frankreichs den Grafen du Moustier habe, er ohne die plus turbulent et tracassier de France, nicht zur Unzeit Aufsehen erregen dürfte, und er sei gewiß, daß ich selber diese Rücksichtnahme billigen würde. Ich habe gepeist mit Baron Binder<sup>2)</sup> und Graf Zeppelin zu dreien und beide haben mich genau unterrichtet über die sehr wichtigen Eröffnungen, welche der Fürst Schwarzenberg<sup>3)</sup> bei der Durchreise hier gemacht hat und die Ew. Majestät ohne Zweifel bekannt sind, sowie über die Erklärung, welche in Folge davon der König dem Grafen du Moustier hat geben lassen, nämlich, in keinem Falle werde er seine Truppen außerhalb seines Königreiches marschieren lassen und niemals, was auch geschehe, werde er seine Staaten verlassen.

1) „... mais ces considérations ne peuvent m'arrêter lorsqu'enfin pour la première fois la nation allemande a l'espoir de recouvrir l'indépendance et l'honneur, lorsqu'il s'agit surtout de prouver à Votre Majesté que je tiens fidèlement à Sa personne, à la conservation de la dynastie et à celle d'un pays pour l'existence duquel j'ai travaillé de toutes mes forces depuis deux ans.“

2) Baron Binder von Kriegelstein war der Vertreter Oesterreichs am württembergischen Hof.

3) Metternichs Besichtigungen für den Fürsten Schwarzenberg vom 28. März 1813 s. Ouden: „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“ I. 312 ff.

„Dieser Erklärung entsprechend hat der König alle seine Truppen, die wenigstens 18000 Mann wohlorganisierter Streiter zählen und von denen mindestens ein Drittel aus alten Truppen besteht, bei Hall versammelt; der Kronprinz befehligt sie als Obergeneral, und unter ihm befehligen die beiden andern Söhne des Königs die Reiterei und die Infanterie mit zwei Generalleutnants und zwei Generalmajoren unter ihren Befehlen.

„Der König hat auch die Gefinnungen des Königs von Bayern erforschen lassen, und bei dem Geist, den er hat, und der Entschlossenheit, die ihm eigen ist, zweifle ich nicht daran, daß er den ersten günstigen Augenblick ergreifen wird, um sich gleichfalls von dem Joch zu befreien, das seit so langer Zeit auf ihm und seinem Lande lastet. Schließlich kann ich Ew. Majestät nicht mit zu lebhaften Farben den Enthusiasmus schildern, den ich überall für die Sache Ew. Majestät in Baden, in Württemberg und namentlich in Ansbach und Bayreuth gefunden habe, wo die Einwohner echte Preußen geblieben sind mit Leib und Seele und wo man die Ankunft der preussischen Truppen herbeisehnt wie das Erscheinen des Messias.“

Diesem Bericht ließ der Fürst Hatzfeld die Dentschrift folgen, die wir wiederholt als „Schlußbericht“ benützt haben, um das Bild, das der Fürst in seinen Depeschen von seinen Erlebnissen in Paris entworfen hat, zu vervollständigen und zu erläutern. Dies ziemlich umfangreiche Schriftstück liegt ohne Datum bei den Akten. Kein Vermerk giebt den Tag der Fertigstellung an; auch über Abendung und Aufnahme desselben fehlt jede Andeutung.

Nach den Anklagen, die er, wie wir gesehen haben, gegen Hardenberg's Verfahren wider ihn selbst erhoben hat, geht der Fürst im letzten Abschnitt seiner Ausführungen zur Bekämpfung eines Planes über, zu dem sich damals Hardenberg in einem Briefe an Beguelin bekannt haben muß. Mit wahrem Schrecken hatte der Fürst aus Beguelin's eignem Munde erfahren, daß Beguelin demnächst zum Finanzminister unter dem Staatskanzler ernannt werden sollte.

Der Fürst kannte den Geh. Staatsrat v. Beguelin, wie auch wir ihn kennen, als einen „bon homme“, dem Böses nachzusagen er weder Lust noch Anlaß hatte, aber zum Minister überhaupt, zum Finanzminister im besondern hielt er ihn für schlechthin ungeeignet. Er vermüßte in ihm, in seiner Lebens- und Geschäftsführung den Geist der Ordnung und der Haltung, der Festigkeit und der Umsicht, der hier durchaus nötig war, um Vertrauen zu erwecken und zu verdienen. Er erzählt: „Als die Reisebefehle Ew. Majestät an uns drei eintrafen, kam Herr v. Beguelin zu mir und sagte mir, sein Kreditbrief für Paris sei erschöpft, er bitte mich, ihm auf meinen Kredit die Summe von 6000 Franken vorzustrecken; das that ich auch mit der Bitte, mir zu meiner Rechtfertigung einen Empfangsschein auszustellen. Wozu ein Empfangsschein?“ antwortete er in Gegenwart des Gesandtschaftsjetretärs Greuhm. „Um bei meiner Rückkehr meine Ausgaben regeln und rechtfertigen zu können,“ erwiderte ich. „Das habe ich,“ sagte er, „nach meinen Reisen niemals gethan.“ Aber wie machen Sie es denn? — „Ich gebe die

Summe an, die ich empfangen, und dann die, die ich ausgegeben habe.' — Mit solchen Grundsätzen von Ordnung kann ein Finanzminister weit kommen, aber ich zweifle, ob die Finanzen Ew. Majestät dabei gefunden werden.

„Ein Beweis dafür, wie nötig es wäre, daß der Staatskanzler etwas vorsichtiger verführe in der Wahl derer, denen er für die Geheimnisse des Staates sein ganzes Vertrauen schenkt, liegt darin, daß Herr v. Beguelin, der eine ganz besondere Zifferschrift erhalten hatte, um über die Dinge zu schreiben, die wir nicht wissen sollten, eben diese Zifferschrift während der ganzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes in den Händen seines Kammerdieners oder eines gewissen Herrn v. Bohm gelassen hat, der ehemals in den Diensten Ew. Majestät gewesen, heute aber unsern Geschäften ganz fremd ist. Dieser Herr v. Bohm oder der Kammerdiener des Herrn v. Beguelin sind, wie ich glauben will, alle beide unfähig, eine solche Unvorsichtigkeit zu mißbrauchen, aber die Thatsache bleibt dieselbe, auch wenn sie nicht geschadet hat.

„Ueberhaupt, Sire, habe ich seit den zwei Jahren, da ich mich habe verwenden lassen und genaueren Einblick gewonnen habe in die großen Geschäfte, die verhandelt wurden, und in die Menschen, die dabei thätig waren, mich mit ebensoviel Schmerz als Sorge für die Interessen Ew. Majestät davon überzeugt, daß es bei uns niemals irgend eine Art von Geheimnis gegeben hat. Die Schwächen der ersten Staatsdiener für die Weiber sind zu bekannt, und alle die, die Stellen und Beförderung suchen, treiben Mißbrauch damit.

„Ich rede zu Ew. Majestät mit dem Freimuth eines redlichen Mannes, der keinen Ehrgeiz hat, der nichts für sich will, der, durch seinen großen Besitz an das Glück der preussischen Monarchie geknüpft, seit lange Ew. Majestät ergeben ist, der alle Dienste geleistet hat, die in seinen Kräften standen, und der, ehe er für immer aus den Geschäften scheidet, in diesem großen Augenblick der Entscheidung seinem Souverän einen letzten großen Dienst erweisen will. Ich habe gewagt es zu sagen in meinen letzten Berichten, bevor ich Paris verließ, und muß es heute wieder sagen: Nur durch das Geheimnis werden große Unternehmungen gesichert.

„Ew. Majestät hat einen großen, durchschlagenden Entschluß gefaßt; seit lange war kein anderer mehr zu fassen, und meine Berichte müssen haben erraten lassen (ont du faire deviner), wenn ich mir auch nicht gestattet habe es auszusprechen, daß dieser Entschluß nach meiner Meinung schon viel früher hätte gefaßt werden müssen (aurait été dû être pris encore beaucoup plus tôt); klar war mein Verfahren zu allen Zeiten, ich kenne nichts und werde niemals anders kennen als den Willen meines Souveräns, weil in einer Monarchie das der einzige Richtpunkt ist, um den sich alles scharen muß.

„Endlich ist der Augenblick gekommen, da zum erstenmal Preußen und ganz Europa hoffen dürfen auf Erfolg. Alles ist für uns, Sire, alle Elemente des Gelingens sind vorhanden, und wenn dies große Unternehmen nicht gekrönt wird durch den größten Erfolg, so werden wir untergehen nicht durch die Leistungen

Frankreichs, wie groß sie auch seien (denn täuschen darf man sich darüber nicht), sondern einzig und allein durch unsre eigne Schuld.

„Das ist meine Ueberzeugung, Majestät; zu Ihren Füßen lege ich sie nieder mit allem Freimut und aller Hingebung eines ehrlichen Mannes, der so eitel ist (a la vanité) zu glauben, daß Ew. Majestät den Beweggründen, die ihn befeelen, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Intrigue ist gut für die, die in die Höhe wollen; ich wünsche nichts als die Stille und die Ruhe; die Erziehung meiner Kinder und die Besorgung meiner eignen, allzulang vernachlässigten Geschäfte geben mir noch Arbeit genug. Dem Staate glaube ich meine Schuld entrichtet zu haben; andern Ehrgeiz habe ich nicht mehr.

„Wenn ich, Sire, noch einen Rat zu geben hätte, so möchte ich sagen: in den Operationen ist ebensoviel Geheimnis als Thatkraft nötig, aber einen Federkrieg muß man nicht machen; er erbittert die, die man für die gute Sache zurückgewinnen will, und kann das sehr große Unheil bewirken, daß eine mächtige Nation, die heute selbst uns Erfolg wünscht, von neuem um ihren Chef versammelt wird. Verlezt in ihrem nationalen Stolz, würde sie von neuem fürchtbar werden und die Streitkräfte bedeutend steigern, deren der Kaiser sich gegen uns bedienen würde.

„Wenn der Schwung (l'impulsion), den man der öffentlichen Meinung aller Völker Deutschlands eben gegeben hat, wenn der Enthusiasmus, der seine Folge ist, und all die Opfer, die ihm entstammen, große Streitkräfte und enorme Hilfsmittel zur Verfügung der Souveräne gestellt haben, so werden sie zu sicheren Erfolgen führen, wenn eine unerbittliche Manneszucht Ordnung bringt in diese große Masse und alle Sonderpläne verschwinden läßt. Ohne diese unerbittliche Manneszucht, ohne diese unerläßliche Vorsicht können wir vielleicht noch die Franzosen schlagen, aber danach folgende Ereignisse werden den Souveränen wie den einzelnen ebenso gefährlich werden, und neue Unfälle, vielleicht noch größer als die, die wir ertragen haben, werden uns dann erwarten. Wir kämpfen für die Sache unsrer Souveräne und für unsre Befreiung von fremdem Joch. Kein andres Joch, welche Farbe es auch trage, darf dem folgen, das wir endlich brechen wollen.“

Mit diesen Worten eines treuen Patriotenherzens schließt Fürst Hatzfeld den Rückblick auf seine Sendung nach Paris.



## England und Deutschland.

Von

Sir W. G. Rattigan.

Die Friedenskonferenz, die von Rußland in der ausgesprochenen Absicht einige der wichtigsten Probleme des Jahrhunderts zu lösen, in Anregung gebracht wurde, hat nunmehr ihre Sitzungen beendet, und wie Baron de Wildt, der schwedische Delegierte, vor kurzem traurig eingestand, hat sie zur Erreichung jenes wünschenswerten Zieles wenig oder gar nichts beigetragen. In der That ist der Schiedsgerichtsentwurf das einzige, was die zweimonatlichen Beratungen als Ergebnis aufzuweisen haben. Aber selbst hier ist der obligatorische Charakter, angeblich auf den Wunsch Deutschlands hin, bis auf die letzte Spur getilgt worden, und auch andre wesentliche Züge des ursprünglichen Planes hat man fallen lassen. Der Vorschlag, die Heeres- und Flottenrüstungen zu reduzieren, der Hauptgegenstand der Verhandlungen, ist einstimmig abgelehnt worden, wie das außerhalb Rußlands jedermann voraussehen konnte, und man hat lediglich der Hoffnung Ausdruck verliehen, „daß man in Zukunft Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles finden werde“. Der Zar ist noch jung, und die Zukunft gehört ihm. Aber wenn er auch gewillt sein mag — und wir wollen ihm persönlich in dieser Hinsicht gern die besten Absichten zuschreiben —, das ideale Ziel eines in Frieden geeinigten Europas weiter zu verfolgen, so ist doch kaum abzusehen, wie die Grundlagen einer nationalen Verteidigung — des nationalen Ehrgeizes gar nicht zu gedenken — durch eine internationale Uebereinkunft geregelt werden sollen. Wir wollen gerne zugeben, daß die Herabminderung der militärischen Lasten, welche zurzeit die Welt bedrücken, im Interesse des leiblichen und geistigen Wohles der Menschheit nur zu wünschen ist. Aber man kann nicht immer das erreichen, was im höchsten Grade wünschenswert ist, und solange es unabhängige Nationalitäten giebt, muß es auch nationale Rivalitäten und nationale Sonderbestrebungen geben, und ihr gleichzeitiges Bestehen ist von den nationalen Mitteln zum Schutze und zur Verteidigung abhängig. Sind diese bei einer Nation schwach und gleichzeitig bei einer andern stark, so muß die gute alte Regel, das einfache Auskunftsmitglied, in Geltung bleiben, wie das früher der Fall gewesen, und wie es stets der Fall sein wird, und der Schwache muß sich dem Starken ergeben. Die in dem russischen Programm enthaltene Idee war entweder das Erzeugnis der romantischen Sentimentalität eines jungen Monarchen, dessen Hochherzigkeit größer als seine praktische Weisheit war, oder das tiefer angelegte Projekt eines schlauen Politikers, der das Gespenst des finanziellen Bankrotts daheim umgehen sah und die drohende Gefahr dadurch abwenden wollte, daß er die mächtigen Nachbarn veranlaßte, der Menschheit zuliebe eine Politik zu adoptieren, die Rußland Zeit geben sollte, wieder etwas

Atem zu schöpfen, um sich aus seinen Verlegenheiten zu retten und seinen finanziellen Kredit bei den auswärtigen Börsen aufrecht zu erhalten. Das Programm wurde feierlich mit allen möglichen oratorischen Floskeln verkündet und mag mit einem Gedichte voll tönender Phrasen zu vergleichen sein, deren einziger Wert in ihrer geschmeidigen Glätte liegt. Die Antwort, welche ihm von den Delegierten der Konferenz zu teil wurde, lautet im wesentlichen dahin, daß sie entzückt von den russischen schönen Worten sind, daß sie aber als praktische Staatsmänner einen kräftigen, männlichen Strich, der etwas zu besagen hat, vorziehen, einen Strich, der durch starke Bataillone und Panzerschiffe bezeichnet wird. So bleibt also die Lage, wie sie früher gewesen. Frankreich, Deutschland, Rußland, Oesterreich und Italien behalten ihre Landheere, die sie nach wie vor verstärken und schlagfertiger machen werden, während England in gleicher Weise seine Aufmerksamkeit der Verstärkung seiner Flotte zuwenden wird, auf welcher seine Uebermacht zur See und sein ausgedehnter Handel beruhen. Jede dieser großen Nationen wünscht zweifelsohne ernstlich den Frieden, und jede fürchtet die möglichen Folgen des Kriegs. Andererseits weiß aber jede, daß bei der zunehmenden Verwirrung der europäischen Politik der Krieg in jedem Augenblicke eine unwillkommene Notwendigkeit werden kann. Ein Zwischenfall zum Beispiel, wie der der französischen Besitzergreifung von Tschoda, hätte zwei mächtige Nationen in die Greuel eines Kampfes auf Leben und Tod verstricken können, wenn nicht die Nation, die offenbar im Unrecht war, Fassung genug besessen hätte, das einzugestehen und eine Stellung aufzugeben, in welcher die benachbarte Macht sie nicht ohne Preisgebung des letzten Restes von Selbstachtung hätte belassen können. So wird die Bereitschaft zum Kriege, und nicht mit Unrecht, für die sicherste Gewähr des Friedens gehalten. Auch läßt sich, wenn man die gegenwärtige Lage Europas in Betracht zieht, nicht sagen, daß man mit dieser alle Fälle berücksichtigenden Bereitschaft eine unkluge Maßregel ergreift. Bei dem Zustande innerer Verwirrung und Unruhe, wie er jetzt in Frankreich herrscht, mit einem aus heterogenen Elementen zusammengesetzten Ministerium, das keinen Zusammenhalt hat und in dem Lande nicht über einen herrschenden Einfluß verfügt, mit einer Armee, die mit Eifer nach einer Gelegenheit und einem Felde sucht, wo sie den bei Sedan und Metz verlorenen Ruhm wiedergewinnen kann, ist eine beständige Bedrohung für den Frieden Europas gegeben, die kein Staatsmann verkennen kann und gegen die er unfehlbar seine Vorsichtsmaßregeln treffen muß. Sodann befindet der Kaiserstaat Oesterreich sich in einem Zustande der Auflösung, der nur auf den Tod des betagten Kaisers und Königs Franz Joseph wartet, um eine Veränderung der Karte Mitteleuropas eintreten zu lassen. Auch Italien haben wir kürzlich erst in einer Wörung gesehen, die die ohne Zustimmung der Kammer verfügte Suspendierung der Preßfreiheit und des Rechtes zur Abhaltung von öffentlichen Versammlungen erforderlich gemacht hat; Brüssel in den Zuckungen eines Volksaufstandes, bei dem Blut vergossen worden ist, und dessen Folgen sich noch nicht absehen lassen; Zeichen von politischer Unruhe in Macedonien, Serbien und Bulgarien, während

ein zerfallendes türkisches Reich und ein starkes, geeinigtes Deutschland, auf der einen Seite von dem feindlichen Frankreich und auf der andern von dem pan-slavistischen Rußland in Schranken gehalten, den äußern Umriß eines Gemäldes vervollständigen, das nicht geeignet ist, einwärtsvolle europäische Politiker mit dem Gedanken an ein kommendes tausendjähriges Reich des Friedens vertraut zu machen. Kurz, wir leben in einer Zeit, in der vernünftige Leute an ihr Streitzug denken werden und in welcher jeder Vorschlag, die Defensivrüstungen zu Land und zur See herabzumindern, fast wie ein Hohn klingt. Rußland selbst ist das letzte Land in Europa, das einem derartigen Vorschlag ernstlich nachkommen würde, und es ist eine offenkundige Thatsache, daß zu derselben Zeit, da der russische Minister des Auswärtigen der Welt feierlich die Botschaft seines kaiserlichen Herrn verkündete, in den russischen Arsenalen und auf den russischen Werften in der Vermehrung der Verteidigungsmittel des Reichs eine lebhaftere Thätigkeit als je zuvor entfaltet wurde. Rußland hat thatsächlich die Rolle Keines im Kate König Nobels gespielt, und wenn es ihm nicht vollständig gelungen ist, die Delegierten im Haag hinter's Licht zu führen, so hat das nicht daran gelegen, daß es ihm an irgend einer der Listen Keines zur Darlegung seines Falles gebrochen hat, sondern daran, daß dieser Fall allzu offenkundig von selbstfüchtigen Interessen eingegeben war und zu handgreiflich mit seinen eignen Handlungen im Widerspruch stand, als daß er der Maske des angeblichen Allerweltfriedensstifters zur Stütze hätte dienen können.

Nein, gewiß, noch ist die Zeit nicht gekommen, da Europa entwaffnen kann oder die leitenden Mächte ein Uebereinkommen über die Herabminderung ihrer Landesverteidigung zu treffen vermögen.<sup>1)</sup> Im Gegenteil, bei getrübttem Horizont muß jede Nation Umschau halten und zwischen möglichen Fremden und möglichen Feinden unterscheiden. Der Dreibund von 1879 war die Antwort auf das unverhohlene Geschrei nach Revanche, das allenthalben in Frankreich erhoben wurde, und er hat zweifellos in hohem Maße zur Erhaltung des Friedens beigetragen. Das spätere Bündnis zwischen Frankreich und Rußland sollte ein Gegengewicht gegen das zwischen Oesterreich, Deutschland und Italien bilden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Verbindung der Mächte diejenige ist, die am meisten mit den nationalen Sympathien zusammenfällt. Was die Möglichkeit einer freundschaftlichen Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland anlangt, so bedarf es darüber keiner langen Auseinandersetzung, da sie lediglich eine Vision aus dem Traumlande ist. Internationale Höflichkeitsakte, wie der Besuch des Kaisers auf der „Sphigenie“, mögen ab und zu vorkommen und die Eitelkeit des französischen Volkes erregen, doch kommt ihnen keine ernsthafte Bedeutung zu, und es ist heute so wahr wie zu der Zeit, da Goethe seinen „Faust“ schrieb:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden“.

Wanz ebenso nährt jeder Franzose in seinem Herzen das gleiche Gefühl

<sup>1)</sup> Oesterreich hat erst kürzlich seine Landwehr verstärkt.



gegen die Deutschen, und das „ruhmreiche Frankreich“ wird stets nach Revanche dürsten, solange die deutsche Flagge über den Zinnen des Elsaß und der andern verloren gegangenen Provinz weht. Ein Bündnis zwischen Deutschland und Rußland liegt gleichfalls außer dem Bereiche der praktischen Politik und braucht uns nicht weiter aufzuhalten. Es gehört zu denjenigen, die nie in dem Volksgefühl eine Stütze finden könnten.

Eine einzige Großmacht hat sich bisher von jedem ausgesprochenen Bündnis ferngehalten, und das ist England. Seine insulare Lage hat es, in Verbindung mit seiner ungewöhnlichen Flottenstärke, die ihm die unbedingte Herrschaft über die hohe See sichert, und mit den Hilfsmitteln und dem unererschöpflichen Reichtum seiner Kolonien in den Stand gesetzt, eine mehr oder minder isolierte Stellung einzunehmen, die angesichts der politischen Lage Europas keine Kontinentalmacht ungefährdet auszuhalten vermöchte. Diese „glänzende Isolierung“, wie man sie genannt hat, hat im Auslande viel Eifersucht und Uebelwollen hervorgerufen. England hat sich von seinen auswärtigen Verkleinerern viel böse Dinge nachsagen lassen; man hat ihm kalte Selbstsucht und ein unsympathisches Gefühl für das Wohlergehen seiner Nachbarn, wie es eines Mitgliedes des großen Bundes der zivilisierten Völker nicht würdig ist, vorgeworfen. Allein seine feindlichen Beurteiler vergessen, daß schließlich Selbstinteresse thatsächlich das leitende Prinzip in der Politik jedes Volkes ist, dem jedes andre politische Motiv untergeordnet werden muß.

Gleichzeitig strebt man in England mehr und mehr, die ganze Lage ernstlich in Erwägung zu ziehen. In vielen Kreisen und von ernsthaften Politikern wird es für sehr fraglich gehalten, ob England auf die Dauer in der Lage einer vollständigen Vereinsamung ausharren kann. Eine über die ganze Welt verbreitete Macht wie England, mit Besitzungen in jedem Teile des bewohnten Erdballs und einem Handel, der keine Grenzen kennt, kann der Natur der Sache nach nicht völlig gleichgültig gegen die Bewegungen auf dem Schachbrette Europas sein. Selbst wenn es keinen Grund hätte, eine Koalition gegen sich zu fürchten — denn die zwischen den übrigen Nationen bestehende, in einigen Fällen aus tödlichem Haß entspringende Rivalität würde keine Koalition dieser Art eine dauernde oder gefährliche Gestalt annehmen lassen —, würde die sichere Wahrung seiner Interessen, ganz abgesehen von nationalen Sympathien, die doch auch immer eine Rolle spielen und nicht als eine *qualité négligeable* außer acht zu lassen sind, allein darauf hinweisen, daß die Theorie einer vollständigen Isolierung sich nicht mit der Stellung Englands als einer der ersten Großmächte Europas verträgt. Es läßt sich leicht eine Komplikation der Verhältnisse des kontinentalen Europa denken, bei der England eine derartige Politik nicht weiter aufrecht erhalten könnte. Alles zum Beispiel, was darauf abzielte, das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa zu stören und irgend einer kontinentalen Nation den andern Mächten gegenüber die Stellung eines herrschenden Einflusses zuzuweisen, müßte wie zu den Zeiten der Napoleonischen Eroberungen notgedrungen zu einer thätigen Intervention Englands führen.

Isolierung wird darum, so glänzend sie auch von einem einseitigen und beschränkten Standpunkte aus erscheinen mag, wahrscheinlich keinen hervorragenden Artikel in dem politischen Glaubensbekenntnis der englischen Staatsmänner der nächsten Zukunft bilden. Wenn aber „Isolierung“ in ihrer strengen Interpretation hinfort weder auf dem Banner der Liberalen noch auf dem der Konservativen stehen wird, was soll dann an ihre Stelle treten? Die Antwort lautet „Bündnis“; wenn aber dem so ist, mit wem?

Ein „Bündnis“ in dem absoluten Sinne eines Offensiv- und Defensivcharakters, so wie es von den Teilnehmern des Dreibundes aufgefaßt wird und leider, wenn auch nicht ganz in der gleichen Ausdehnung, auch von denen des Zweibundes, würde in England nicht populär sein. Ein Bündnis dagegen, ähnlich wie das, das augenblicklich zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika besteht, bei dem nationale Sympathien in vollem Einklange mit politischen und kommerziellen Interessen stehen, würde sich in diesem Lande allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben.

Ein derartiges Bündnis würde die moralische Unterstützung eines jeden Teilhabers zu Gunsten des andern bedingen, ein freundschaftliches Verhalten in dem Falle eines Streites des einen oder andern Teiles mit einer dritten Nation nach sich ziehen und die Beilegung aller Streitigkeiten zwischen den kontrahierenden Teilen selbst durch freundschaftliche Vermittlung, wie ein Schiedsgericht oder ähnliches, zur Folge haben. Ein Bündnis dieser Art würde keine unverhältnismäßigen Lasten auferlegen, die Widerstandsfähigkeit der einzelnen Teile gegen äußere Feinde verstärken und wirksamen Schutz gegen die Verletzung von seiten eines andern gewähren.

Die Vorteile, die einer kontinentalen Macht aus einem derartigen Bündnisse mit England erwachsen würden, können daher von einem unparteiischen Beurteiler nicht bestritten werden. Es würde jedenfalls einen eventuell gefährlichen Gegner in einen mächtigen wohlwollenden Freund verwandeln, und niemand wird in Abrede stellen, daß die Klärung der politischen Atmosphäre auch nur in diesem Umfange ein offener Gewinn sein würde. Mögen die Verkleinerer Englands versuchen, England, soviel wie es ihnen beliebt, herabzusetzen, so wird doch jeder verantwortliche Staatsmann in Europa zugeben, daß seine Uebermacht zur See und sein großer Reichtum ihm im Rate Europas ein derartiges Gewicht verleihen, daß, sobald die Lage ernst wird, der Wind aus einer andern Richtung wehen wird.

Gesetzt also, das Bündnis mit England in dem eingeschränkten Sinne, wie es oben dargelegt worden ist, würde von jedem Volke des Kontinents günstig aufgenommen werden, so ist wohl die Frage gestattet, nach welcher Richtung England am besten seine diesbezüglichen Bestrebungen richtet. Mit Frankreich als Nation hat England gleich Deutschland wenig gemein. Der Charakter der beiden Völker ist wesentlich verschieden, und wenn normannisches Blut in unsern Adern rollt, so darf man doch nicht vergessen, daß die Normannen und Franzosen der Zeit, da Herzog Wilhelm den Zug nach England unternahm, sich recht herzlich

hasten. Frankreich und England sind traditionelle Feinde gewesen, und die Politik der Nadelstiche, welche die französischen Politiker der dritten Republik England gegenüber beständig verfolgt haben, hat nicht dazu gedient, die internationalen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu verbessern. Andererseits haben politische Notwendigkeiten in der Weltgeschichte oft Völker einander nahegebracht, zwischen denen ein noch schärferer Gegensatz herrschte als zwischen Frankreich und England. Eine eventuelle Annäherung zwischen diesen beiden mächtigen Nationen sollte daher von den übrigen europäischen Nationen nicht außer acht gelassen werden. Mit Rußland hat England zweifelsohne viele kollidierende Interessen, und sowohl im fernen Osten wie an der Grenze Indiens stehen die beiden Reiche sich als Rivalen gegenüber. Wie aber der Schreiber dieser Zeilen in einem früheren, im Juliheft dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel über die „Lage Englands und Rußlands in Indien“ dargelegt hat, liegt es durchaus nicht außer dem Gebiete der Möglichkeit, daß diese kollidierenden Interessen auf einer Grundlage geschlichtet werden, die beide Nationen sehr wohl könnten gelten lassen. Trotzdem würde einem Bündnisse mit Rußland nicht das Vertrauen auf Haltbarkeit entgegengebracht werden, das allein ihm in England Popularität verschaffen könnte. Russische Staatsmänner haben eine so große Geschicklichkeit im Lösen von feierlich eingegangenen Verbindlichkeiten bewiesen, daß die Engländer nicht geneigt sind, sonderliches Vertrauen in diplomatische Abmachungen mit der Regierung des Zaren zu setzen. Aber auch hier wieder ist, wenn sich für England keine andre Quelle eines Bündnisses als rätlich ergeben sollte, ein Uebereinkommen durchaus nicht von dem Gebiete der praktischen Politik ausgeschlossen, das den vorhandenen Zweibund zwischen Frankreich und Rußland erweitern und England in denselben einbeziehen würde. Ein derartiges Bündnis würde als eine so große Machtentfaltung auftreten, daß das übrige Europa es kaum willkommen heißen dürfte.

Erschließt sich denn aber für England keine andre Quelle eines Bündnisses, als die eines solchen mit Frankreich oder Rußland oder mit beiden? Sollten wirklich Deutschland, Oesterreich und Italien sich gleichgültig gegen eine Verbindung mit England verhalten in dem Sinne, wie wir sie weiter oben angedeutet haben? Das ist schwer zu glauben. Oesterreich und Italien sind bereits unsre traditionellen Freunde, und beide schulden uns Dank für früher geleistete wertvolle Dienste. Sie würden jedenfalls ein derartiges Bündnis mit Freuden begrüßen. Und was sollen wir von Deutschland sagen? Sollte es abgeneigt sein, einen ähnlichen Standpunkt einzunehmen? Das annehmen, hieße vergessen, daß seine Bevölkerung der Englands nahe verwandt ist, daß altdeutsche und angelsächsische Einrichtungen viel Gemeinsames haben und daß die beiden Völker sich in ihrer Liebe zur Freiheit, in ihrem männlichen Mute und ihrem Unabhängigkeitsfinne, in ihren religiösen und sozialen Instinkten gleich sind; daß sie mehr als einmal Schulter an Schulter für eine gemeinsame Sache gekämpft haben, sich aber niemals feindlich gegenübergetreten sind und daß ihr Kaiser der Sohn einer englischen Prinzessin und der Enkel der hochbetagten und all-

gemein beliebten Königin von England ist. Allerdings sind sie auf dem Gebiete des Handels eifrige Nebenbuhler, und englische und deutsche Waren suchen sich überall den Rang streitig zu machen. Aber die Deutschen wissen auch, daß überall, wo Großbritannien herrscht, der deutsche Handel willkommen ist, sich der gleichen Vorrechte erircut und nur eine offene und ehrliche Nebenbuhlerschaft zu bekämpfen hat. Auch brauchen die Engländer die Ausdehnung des deutschen Handels nicht zu fürchten. Die Welt ist groß genug, daß beide in ihr fortkommen können, und englische Erzeugnisse haben immer ihre besondere Eigenschaften, die sie in weiten Kreisen geschätzt und gesucht machen. So sei nur noch erwähnt, daß überall, wo in fremden Ländern Deutsche und Briten zusammen treffen, sie sich als Freunde begegnen, die sich gegenseitig achten und das Gefühl haben, daß das Geschick ihrer Heimatländer den Gedanken daran, daß sie sich einmal feindlich gegenüber treten könnten, ausschließt. Deutsche und Engländer sind Nachbarn in Zentralafrika, aber es giebt keine Mißverständnisse zwischen ihnen, ihre Beamten verkehren auf dem Fuße größter Höflichkeit miteinander, und es herrscht zwischen ihnen kein andres Gefühl als das des freundschaftlichen Wohlwollens.

Es ist daher gewiß, daß trotz der Opposition eines kleinen Bruchtheiles von Englandhassern ein enges politisches Einverständnis zwischen der englischen und deutschen Regierung nicht nur möglich, sondern in hohem Grade wünschenswert ist, und es, wenn es zu stande käme, sicherlich bei beiden Völkerschaften die Zustimmung der großen Masse finden würde.

Sollte gefragt werden, was Deutschland bei einem derartigen Bündnisse gewinnen würde, so ist die Antwort einfach. Deutschland würde dadurch in erster Linie eine eventuelle Koalition zwischen England, Frankreich und Rußland verhindern, die durchaus nicht ausgeschlossen wäre, wenn es durch ein unfreundliches Verhalten zeigte, daß es ein Bündnis mit ihm nicht wünsche. Kein patriotischer Deutscher könnte wünschen, England zu einer derartigen Koalition zu treiben.

An zweiter Stelle verlangen die Deutschen nach kolonialer Ausdehnung, und der Ankauf der Karolinen und die Entwicklung der deutschen Besitzungen in Zentralafrika scheinen einige Hoffnung für die Verwirklichung eines Theils dieser berechtigten Bestrebungen darzubieten. Aber koloniale Ausdehnung in entfernten Erdteilen erfordert den Schutz durch eine starke Flotte, die Deutschland nicht besitzt und wahrscheinlich, wenigstens während der gegenwärtigen Generation, auch nicht besitzen wird, einer Flotte, die es beispielsweise mit der Frankreichs und Rußlands, der englischen ganz zu geschweigen, aufnehmen könnte. Der Deutsche Kaiser weiß das sehr wohl und giebt sich die größte Mühe, die Streitmacht seines Landes zur See zu erhöhen.

Aber eine Flotte läßt sich heutzutage nicht wie eine Saat Pilze über Nacht beschaffen. Die Kosten für nur ein Schlachtschiff sind so enorm, daß Deutschland, selbst wenn es reicher wäre, als es ist, nicht hoffen könnte, die Anzahl seiner Schiffe derart zu vermehren, daß sie in absehbarer Zeit auf den Stand der

englischen und russischen gebracht werden könnte. Sollte es daher zu einem Kriege mit einer dieser Mächte kommen, so würden sowohl seine kolonialen Besitzungen wie sein einträglicher Handel gefährdet sein, wenn es sich nicht auf die freundschaftliche Unterstützung durch eine stärkere Seemacht verlassen könnte, eine Macht, die stark genug wäre, es mit Frankreich oder Rußland oder mit beiden zusammen aufzunehmen. Wo könnte Deutschland eine derartige Unterstützung finden, wenn nicht in England? Mit England als wohlwollendem Verbündeten würden die Flotten Frankreichs und Rußlands im Schach gehalten und an einer schädigenden Wirkung verhindert werden, während die übrigen materiellen Hilfsquellen Englands Deutschland eine Widerstandsfähigkeit verleihen würden, die ihm einen gewaltigen Vorsprung vor seinen Gegnern sichern würde. Was könnte andererseits Deutschland England zur Vergeltung seiner Freundschaft bieten? Es liegt auf der Hand, daß es nichts anderes bieten und England auch nichts anderes erwarten könnte, als dieselbe freundschaftliche moralische Unterstützung, wo englische Interessen mit denen Frankreichs oder Rußlands in Konflikt geraten könnten, im fernen Osten, in Zentralasien, in Aegypten oder anderwärts. Seine moralische Unterstützung würde für England in einem derartigen Falle ebenso wertvoll sein wie die Englands für Deutschland unter den Umständen, die wir oben dargelegt haben. Wenn ein Beispiel zur Erläuterung dieser Lage erforderlich wäre, so könnte man es dem Verlaufe des vergangenen amerikanisch-spanischen Krieges entnehmen. War nicht die moralische Unterstützung und das freundliche Wohlwollen Englands in jenem Kampfe von unermäßigem Nutzen für Amerika, und waren nicht die Amerikaner die ersten, die das freimütig zugestanden? Ist es nicht dieser Haltung Englands mehr als irgend etwas anderm während der letzten Jahre zu verdanken, daß die Freundschaft zwischen den beiden großen englischlebenden Nationen auf eine festere und dauerndere Grundlage gestellt worden ist?

Kein gebildeter Deutscher kann sich der Thatsache verschließen, daß die Macht Englands zu keiner Zeit seiner Geschichte größer gewesen ist als im gegenwärtigen Augenblick. Seine sich selbst regierenden Kolonien hängen treu an dem Mutterlande und sind im Stande und gewillt, ihm in jeder Fährlichkeit beizustehen; seine Lage in Indien, in Aegypten und Afrika ist nie günstiger gewesen; seine Armee, wenn verhältnismäßig auch klein, ist durchaus tüchtig und aus dem besten Kriegsmaterial zusammengesetzt; sie ist leichter Bewegung und unbegrenzter Vermehrung fähig, während sein Handel niemals gedeihlicher war. Die Freundschaft einer derartigen Macht ist nicht von der Hand zu weisen und ihre Feindschaft nicht zu unterschätzen: sie kann ein Turm der Stärke in dem einen Falle und eine Quelle äußerster Gefahr in dem andern sein. In Deutschland ist es, zu wählen, was es haben will: Selbstinteresse und Klugheit werden die Wahl alsbald diktieren.



## Eine Episode aus der Schlacht bei Gravelotte.

Von

Hans Brunau.

Aus den Festsen der „Deutschen Revue“ Oktober—Dezember 1898 ersehe ich, daß der Geheime Legationsrat Professor Dr. Hegidi meiner Wenigkeit in überaus großer Lebenswürdigkeit gedacht hat, indem er mein Verhalten in der Schlacht von Gravelotte weit über Gebühr hervorhebt.

Keine Pflicht der Dankbarkeit allein ist es nicht, wenn ich Sie ergebenst bitte, nunmehr auch mich zu hören über die „Opferfreudigkeit des Herrn Dr. Hegidi“ an jenem großen Tage, sondern hauptsächlich drängt mich zu dieser Bitte der Wunsch, der treuen Stütze unsers erhabenen Fürsten Bismarck einen Stein dem Denkmal hinzuzufügen, welches in den Herzen der vielen Studenten und Schüler, der zahllosen Verehrer meines treuen Freundes Dr. Hegidi schon längst errichtet ist.

Indem ich zunächst auf die Darstellung des Herrn Dr. Hegidi Bezug nehme, bemerke ich, daß es nichts Besonderes ist, wenn der Soldat, der Offizier, der sich die Militärlaufbahn zu seinem Berufe erwählt hat, im Kriege freudig dem Feinde entgegentritt. Er thut damit nur seine Pflicht.

Anders aber ist es, wenn in den Zeiten der Gefahr des Vaterlandes ein Mann den Lehstuhl der Universität, auch seine Familie freiwillig verläßt, um sich mit Leib und Seele der Wilderung unsagbarer Leiden zu widmen, unerschrocken dem Tode ins Antlitz zu blicken.

Dieses Werk hat der allverehrte Herr Professor Dr. Hegidi im großen, demwürdigen Kriege vollbracht.

Wie? Das sollen die nachstehenden Zeilen bekunden, insoweit ich Gelegenheit hatte, davon Zeuge zu sein.

Am 18. August 1870 tobte in den Nachmittagsstunden heiß der Kampf in der Gegend des Bornwerthes Chantrenne. 36er, 85er, 9. Jäger rangen unter Führung des Generals v. Plumenthal mit den Franzosen um die wichtige Höhe östlich jenes Bornwerths.

Eine Compagnie 67er hatte den Auftrag, die Verbindung zwischen dem VIII. und IX. Armee-corps zu erhalten.

Dieser Compagnie gehörte ich an. Mein Compagniechef war eben schwer verwundet worden, ich übernahm die Führung der Compagnie. Die Compagnie hielt an der Linere des Bois des Genivaux, südwestlich Chantrenne. Da gerade näherte sich uns ein kleiner Herr in weißer Kleidung mit hellem Strohhut, behängt mit einer Anzahl von Feldflaschen.

„Der kommt mir gerade recht!“ sagte ich, denn unsre Feldflaschen waren bei der fast tropischen Hitze längst geleert.

„Mein lieber Herr,“ so redete ich den Unbekannten an, „seien Sie so gut und geben Sie mir einen Trunk Wasser.“

Daß diese Bitte mir abgeschlagen werden könnte, hätte ich nicht für möglich gehalten. Dennoch geschah dies.

„Ich habe für Sie kein Wasser,“ so lautete die Antwort, „ich habe nur für Verwundete und Sterbende einen Labetrunk, mit dem ich sparsam umgehen muß.“

Diese Antwort ward mir unbergänglich bleiben, denn es giebt wohl kaum einen Haß, in welchem man eine solche ablehnende Antwort mit größerer Hochachtung entgegennimmt, in ihr verkörpert erhabenen Gefühl des Herzens so empfindet.

„Ich möchte Sie aber um etwas bitten,“ — fuhr der Herr im weißen Kittel fort, „sagen Sie mir schnell, wo meine Hilfe am notwendigsten ist, aber schnell.“

Ich dachte zunächst an meinen schwer verwundeten Hauptmann, der hinter uns in einiger Entfernung verbunden wurde. Als ich auf diesen verwies, erhielt ich zur Antwort:

„Den habe ich schon versorgt, der ist in guten Händen. — Schnell, schnell, wo soll ich hin!“

„Dann gehen Sie nur geradeaus ins Thal, da finden Sie Arbeit genug!“ antwortete ich.

Eiligt schritt jener Mann fort. Kurz darauf aber lehrte er um, öffnete eine Feldflasche, reichte sie mir zum Trunk und sagte:

„Aber nicht zu viel, das soll mein Dank für Ihren Rat sein.“

Bald verschwand er meinen Blicken; er begab sich in den Todeskugelfang, denn gerade dort in jenem Thal schlugen die Geschosse massenhaft ein.

Ich hatte noch gerade Zeit, das beispiellos lähne Benehmen dieses Mannes im „Zivilrode“ der Compagnie als Beispiel hinzustellen, als der Moment herantrat, vorwärts zu gehen, um in den schwankenden Kampf einzutreten. Im „March-Marsch“ durcheilte die Compagnie den bösen Kugelfang, um bei Chantrenne wieder zu halten. Als wir dann auf der Höhe jenseits dieses Vorwerkes in den gelichteten Reihen der 36er und 9. Jäger die Lücken der Schützenlinie ausfüllten, da erschien wieder jener Mann im weißen Kittel. Jeder von uns suchte naturgemäß und militärisch vorschriftsmäßig Dedung. Jener Mann im Zivilrode aber kümmerte sich nicht um Dedung, er suchte nach den Verwundeten, linderte Schmerzen, er that Wunder der Liebe; er durchwanderte im Kugelregen die Reihen, wie jemand, der Sonntagnachmittags in Berlin unter den Linden spazieren geht und an jedem Schaufenster stehen bleibt, ohne den strömenden Regen zu achten. Bald trat die Dunkelheit ein, das Feuer schwieg. Jenen Mann im weißen Kittel sah ich nicht wieder, er wird gewiß nicht zur Ruhe gegangen sein, denn eine reiche Thätigkeit stand ihm in jener Nacht bevor.

Obt im Laufe des Feldzugs habe ich gesagt:

„Ich gab' was drum, wenn ich nur wüßt',  
Wer jener Mann gewesen ist.“

Und merkwürdig spielt das Geschid. Als ich den ersten Urlaub nach Beendigung des Krieges von Braunschweig aus antrat, saß mir jener Unbekannte in dem Coupé, welches ich in Berlin bestieg, gerade gegenüber. Aus dem Unbekannten wurde mir ein guter Bekannter, ein treuer Freund. Es war der Geheime Legationsrat Professor Dr. Regidi.



## Naturwissenschaftliche Revue.

Bequerelstrahlen. — Kernische Lampe. — Wellentelegraphie. — Wörterbuch der Electricität und des Magnetismus. — Die elektrischen Kräfte. — Elektrische Entladungsfiguren auf photographischen Platten. — Physikalisches Praktikum. — Encyclopädie der Naturwissenschaften. — Geschichte des Eisens. — Geschichte der physikalischen Experimentierkunst. — Geschichte des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden. — R. Fresenius. — Entwicklung der analytischen Chemie. — Zunehmende Bedeutung und Aufblühen der anorganischen Chemie. — Geschichte der Mathematik. — Mathematische Musestunden. — Lebensgeschichte der Gestirne. — Bau und Leben des Tieres. — Bilderatlas zur Zoologie. — Chemie im täglichen Leben. — Flora von Freiburg i. B. — Alpenpflanzen in der Gartenkultur der Tiefländer. — Wellenritze. — Sprechende Papageien. — Waldbau. — Vielgestaltigkeit der Fische. — Deutsche Pflanzennamen. — Bäume und Sträucher des Waldes. — Differenzen der Bodentemperatur mit und ohne Vegetations-, respektive Schneedecke. — Alter der Erde, ihres Pflanzen- und Tierlebens. — Räumliche Verteilung der Sterne. — Einfluß der Kiefer und Zähne auf den

menschlichen Gesichtsausdruck. — Preussische Wüste. — Ornithologische Metagenosierung der rumänischen Dobrudscha. — Vasco da Gama. — Vom Kap bis zum Nil. — Strauße und Zebras. — Kämpfe der kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwest-Afrika 1894—1896. — Im afrikanischen Urwald. — Schantung und Deutsch-China. — Notizen über Mexiko.

Unsre vorige Revue berichtete von Strahlen mit ähnlichen Eigenschaften, wie sie die Röntgenstrahlen besitzen, welche das Uranpecherz aussende. Der Leser wird die merkwürdige Sache seitdem bei sich erwogen haben und Aufklärung wünschen über die Frage, ob denn das Erz immer noch ausstrahlt, oder ob es sich seit unserer letzten Unterhaltung erschöpft hat. Aber es sendet keine Strahlen, nach ihrem Entdecker Becquerelstrahlen genannt, noch aus, und wir haben nicht den geringsten Grund, anzunehmen, daß es jemals damit aufhören werde. Wie aber soll man sich das denken? Zur Aussendung der Strahlen gehört Energie, die dann doch immer von neuem zugeführt werden müßte. Ihre Quelle sucht Crookes in den Lufttheilen, Frau Curie in Strahlen starker durchdringender Kraft, die den Raum erfüllen. Nach Crookes Ansicht müßte im luftleeren Raume demnach die Strahlung des Uranpecherzes aufhören, nach der Curie'schen dagegen würde man erwarten dürfen, daß in einer Tiefe von vielen Hunderten von Metern unter der Erdoberfläche die mächtigen überlagernden Gesteinsschichten einen Teil der erregenden Strahlen zurückhalten würden. Beides ist von Elster und Geitel<sup>1)</sup> experimentell geprüft worden, beides mit negativem Erfolge. Sind dadurch auch jene Ansichten noch nicht widerlegt, so sind sie doch recht unwahrscheinlich geworden. Dagegen fanden beide Forscher bestätigt, daß sich aus dem Uranpecherz Stoffe gewinnen lassen, die in besonders hohem Maße jene Strahlen aussenden. So scheinen denn die Aussichten des neuen Metalls Polonium sich immer mehr zu verbessern.

Barren diese Dinge noch der Aufklärung, so ist die Kernische Glühlampe endlich aus ihrem Stadium äußerster Zurückhaltung herausgetreten, und wenn sie auch die Kohlenglühlampe nicht verdrängen wird, so ist sie doch so weit gefördert, daß sie nunmehr in Anwendung genommen werden kann. Die Schwierigkeit, daß das Licht ausstrahlende Magnesiumstäbchen vorher erwärmt werden mußte, wofür freilich die Flamme eines angebrannten Zündhölzchens genügte, ist durch die Bemühungen der Berliner allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft dadurch gehoben, daß die Erhitzung des Glühlörpers durch eine Spirale aus Platinrohr mittels des hindurchgeschickten Stromes geschieht. Ist dann das Magnesiumstäbchen glühend und nunmehr leitend geworden, so hebt es ein Magnet aus der nunmehr stromlos werdenden Spirale heraus, und es kann sein Licht ungehindert aussenden. Auch eine Art von Brennspiegel, der oberhalb des Glühlörpers angebracht ist und der die Wärmestrahlen eines in ihm spiralförmig eingelegten, durch den hindurchgeschickten Strom erhitzten Platinadrahtes auf jenen konzentriert, besorgt die Erwärmung. Wohl auf der ganzen Erde sind Patente auf die neue Lampe genommen. Es ist nun abzuwarten, inwieweit sich dieselben verwerten lassen werden.

Auch die Telegraphie ohne Draht hat Fortschritte gemacht. In England sind durch ihren Erfinder Marconi, wie er kürzlich in einem Vortrage mitgeteilt hat, feste Stationen errichtet, und neuerdings ist es auch gelungen, von England nach Frankreich Signale zu geben. Auf wie große Entfernungen sie verwendbar sein wird, läßt sich noch nicht bestimmt sagen, jedenfalls werden durch sie die transatlantischen Kabel nicht ersetzt werden können.

So erweitert sich das Gebiet der Elektrizität und des Magnetismus von Tag zu Tag, es wird immer schwerer zu übersehen. Da kommt die Arbeit Weikers recht gelegen, der seinen Inhalt in erschöpfender und verständlicher Weise in einem Wörterbuch<sup>2)</sup> zusammengestellt hat, das dem Leser sehr empfohlen werden kann. Sehr nützlich wird sich ihm namentlich auch das zugefügte englisch- und französisch-deutsche Wörterbuch erweisen, weniger Vorteil wird er aus den Logarithmen- und trigonometrischen Tabellen ziehen können. Eine

<sup>1)</sup> Versuche an Becquerelstrahlen. Wiedemanns Annalen 1899. Bd. 66, S. 137.

<sup>2)</sup> Leipzig, Moritz Schäfer. 12 Mart.



angehängene geschichtliche Tabelle ist nicht durchaus zuverlässig, die Ableitung der aus dem Griechischen stammenden Worte nicht immer richtig.

Die theoretischen Arbeiten über die elektrischen Kräfte<sup>1)</sup> hat bereits vor fünf- und zwanzig Jahren C. Neumann zusammengestellt, in einem zweiten Bande dieses Werkes behandelt er nunmehr die Arbeiten Helmholtz's über diesen Gegenstand. Während der große Forscher früher der Ansicht huldigte, daß man es dabei mit Fernwirkungen zu thun habe, hat er sich in seinen neueren Arbeiten der Ansicht, die Faraday zuerst aussprach, angeschlossen, daß die Elektrizität an ein vermittelndes Medium, wohl den Aether, gebunden sei. Haben wir sie auch noch nicht als den Urquell der Gravitation und der Wärme nachweisen können, so tritt sie uns doch als ein Agens entgegen, welches mit beiden in enger Beziehung steht. Neumann's Arbeit wird namentlich dem Forscher, dem die Hilfsmittel der Mathematik in ihrer ganzen Ausdehnung zur Verfügung stehen, in höchstem Grade willkommen sein.

Neben solchen zusammenfassenden Arbeiten ist aber nun auch die erprobte Thätigkeit der Einzelforschung von größter Bedeutung, wie unter andern die Arbeit Blümel's beweist, die die elektrischen Ladungsfiguren auf photographischen Platten<sup>2)</sup> zum Gegenstande hat. Unter der Voraussetzung, daß die elektrische Wellenbewegung immer zunächst vom negativen, nie von dem positiven Pol ausgeht, gelang es Blümel, die charakteristischen Unterschiede der Entladungsfiguren nachzuweisen.

Solche Arbeiten, die neue Gebiete der Forschung eröffnen, verlangen experimentelle Erfahrungen, die immer weiteren Kreisen von Studierenden zugänglich zu machen das anerkennenswerte Bestreben der Physiklehrer an Hochschulen und mittleren Unterrichtsanstalten ist. Daß diese Bemühungen nicht vergeblich sind, beweist das immer steigende Bedürfnis nach Büchern, die den Lernenden in dies so manche Schwierigkeiten bietende Studium einführen, beweisen deren immer wieder nötig werdenden neuen Auflagen. So liegt jetzt das vortreffliche „Physikalische Praktikum“ von E. Wiedemann und Ebert<sup>3)</sup> bereits in 4. Auflage vor, die gegen die früheren einen größeren Umfang aufweist, obwohl einiges weniger Wichtige weggelassen ist. In anderer, aber nicht weniger notwendiger Weise unterstützen das physikalische Studium die „Fortsschritte der Physik“,<sup>4)</sup> deren zweite und dritte Abtheilung für das Jahr 1898 in anerkannter Promptheit, von Börnstein und Rasmann redigiert, nun erschienen ist. Die genannten Abtheilungen enthalten die Optik, Wärme- und Elektrizitätslehre, die kosmische Physik, Astrophysik, Meteorologie und Geophysik. Ich wüßte nicht, wie ohne dieses von der physikalischen Gesellschaft in Berlin herausgegebene Werk das Arbeiten auf diesem sich immer mehr ausbreitendem Gebiete möglich sein sollte.

Unre Revuen haben oft genug hervorgehoben, daß das nämliche von der Enchyclopädie der Naturwissenschaften<sup>5)</sup> zu sagen ist. Vom Handwörterbuch der Astronomie liegt nunmehr die 14. und 15. Lieferung vor, welche den Schluß des die Methode der kleinsten Quadrate, den Anfang des den Mond behandelnden Artikels von N. Herz, das Mikrometer und die Mikrometermessungen von E. Becker enthält. Da dieser für den Astronomen so wichtige Apparat mit solcher Ausführlichkeit bisher noch nicht beschrieben worden ist, so hat die Verlagsbuchhandlung den sie behandelnden Abschnitt auch als besonderes Buch herausgegeben.

Ebenso geht das Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie nach längerer Unterbrechung nun rüstig seinem Ende entgegen. Die vorliegende Lieferung führt es von Trochus bis Velum palatinum fort. Von größeren Artikeln interessieren die ethnologischen Inhalts besonders. So beweist der die im sechsten Jahr-

1) Leipzig, B. G. Teubner. 14 Marl.

2) Berlin, Gärtners Verlagsbuchhandlung, G. Henjelder.

3) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 10 Marl.

4) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

5) Breslau, G. Trevesandt.

hundert v. Chr. in ihre jetzigen Wohnorte eingewanderten Tschechen behandelnde Artikel, wie viel dieser Volksstamm den Deutschen verdankt, die er jetzt mit solchem Umdant lobt.

Nicht minder rüstig schreitet Veds Geschichte des Eisens <sup>1)</sup> fort, deren 5. und 6. Lieferung die Entwicklung der Eisenbereitung in den einzelnen Ländern bis 1850 fortführt, dann in der folgenden Periode namentlich den Bessemer Prozeß der Stahlfabrication behandelt. Wir sehen, welche bescheidene Rolle damals noch die deutsche Eisenindustrie spielte, aber auch wie sie sich zu dem spätern Aufschwung vorbereitete. Auf der Weltausstellung in London von 1851, die namentlich durch den Prinzen Albert gefördert worden war, war es Krupp, der die Gußstahlstücke ausstellte, welche an Größe und Güte alles früher Dagewesene übertrafen. Es ist nicht nur von größtem Interesse, zu sehen, wie sich im Laufe der Zeiten die Eisen- und Stahlindustrie zu ihrer gegenwärtigen Höhe entwickelt hat, solche Studien lassen das Erworbene in neuem Lichte erscheinen und sind geeignet, auf Wege, die zu erfolgreichem Fortschreiten führen, hinzuweisen, vor Irrwegen aber zu warnen. So ist es begreiflich, daß das Interesse an der Geschichte der Wissenschaft immer im Wachsen begriffen ist.

Die Geschichte der physikalischen Experimentierkunst haben mit großer Vollständigkeit von den ältesten Zeiten bis in unser Jahrhundert Gerland und Trauttmüller <sup>2)</sup> bearbeitet und dabei manche neue und vergessene Thatsache ans Licht gefördert.

Die Geschichte des vor 50 Jahren von seinem Vater gegründeten Institutes stellt uns H. Fresenius <sup>3)</sup> dar. Sie ist, wie der Name ihres Stifters, mit der Entwicklung der analytischen Chemie aufs engste verknüpft, und so waren es zwei der Feier würdige Feitschriften, die die beiden Söhne der Stiftung ihres Vaters weihten, <sup>4)</sup> Erinnerungen an ihn selbst und Betrachtungen über die Entwicklung der analytischen Chemie in den letzten fünfzig Jahren. <sup>5)</sup> Schon in seinem zweiten Semester, als Student der Pharmacie, hatte H. Fresenius eine Anleitung zur chemischen Analyse geschrieben, der fünf Jahre später die Anleitung zur quantitativen folgte. Seitdem haben seine Schriften immer wieder neue Auflagen erlebt, hat sein Institut für die Anwendung und Ausbreitung seiner Lehren gesorgt. Aber trotzdem war die analytische Chemie, wie die anorganische überhaupt ins Hintertreffen gekommen durch die gewaltigen Fortschritte, welche in kurzer Zeit die organische Chemie gemacht hatte. In neuerer Zeit aber ist die Electrochemie Ursache geworden, daß sich dies Verhältnis zu Gunsten jener beiden Zweige der Scheidekunst wieder geändert hat. Gleichzeitig, aber unabhängig voneinander, haben dieses Thema auf der deutschen Naturforscherversammlung in Düsseldorf und in einer Versammlung der amerikanischen chemischen Gesellschaft in Washington van't Hoff <sup>6)</sup> und Stokes <sup>7)</sup> behandelt. Geht dabei dieser mehr auf die Entwicklung der systematischen Verhältnisse und verwandtschaftlichen Beziehungen der Elemente untereinander ein, so zeigt jener, welche Fortschritte die neuen Forschungsmittel, namentlich der Moissan'sche Ofen und die Electrolyse gebracht haben, wie die letztere ganz andre Anschauungen über die Zusammensetzung der Verbindungen gezeitigt hat, auch für die Technik von der größten Wichtigkeit geworden ist. Da diese neuen Methoden das Zerlegen der Stoffe begünstigen, dies aber im Gegensatz zu der zusammensetzenden Methode der organischen die Arbeitsweise der anorganischen Chemie ist, so kam eben dieser jene neue Wendung der Wissenschaft besonders zu gute.

Unter dessen ist auch die Geschichte der Mathematik <sup>8)</sup> nicht vernachlässigt, mit dem dritten Band der dritten Abteilung von Cantors Vorlesungen über diesen Gegenstand

<sup>1)</sup> Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

<sup>2)</sup> Leipzig, W. Engelmann. 14 Mart.

<sup>3)</sup> Geschichte des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden. Wiesbaden, G. W. Kreidel.

<sup>4)</sup> Zur Erinnerung an H. Fresenius. Wiesbaden, G. W. Kreidel.

<sup>5)</sup> H. Fresenius. Ueber die Entwicklung der analytischen Chemie. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

<sup>6)</sup> Ueber die zunehmende Bedeutung der anorganischen Chemie. Hamburg und Leipzig, P. Voß.

<sup>7)</sup> Das Wiederaufblühen der anorganischen Chemie. Science IX, 601, nach naturwissenschaftlicher Rundschau XIV, 285.

<sup>8)</sup> Leipzig, V. G. Teubner. 12 Mart.

liegt der Schluß des großen Werkes, das der Verfasser das Werk seines Lebens nennt, vor. Er kann mit Befriedigung darauf zurücksehen. Ist es auch nicht immer so unparteiisch, wie es wünschenswert wäre, so bietet es doch eine solche Fülle von wohlgeordnetem Material, daß spätere Arbeiten immer darauf werden zurückgreifen müssen. Es schließt mit dem Jahre 1758, vollendet also seinen Gegenstand nicht, und wie ein Vermächtnis klingt es, wenn der Verfasser die Namen einiger Forscher nennt, denen er die Fortsetzung seines Werkes anvertraut sehen möchte.

Recht wohl kann man die Mathematische Ruhestunden<sup>1)</sup> betitelte Schrift Schuberts auch zu den geschichtlichen rechnen. Wurden doch solche Aufgaben schon im sechzehnten Jahrhundert durch Cardano, Tartaglia und andre aufgestellt und gesammelt, oft kamen auch physikalische dazu, und es giebt eine Anzahl derartiger Schriften, als deren erste wohl della Porta's „*Magia naturalis*“ zu rechnen ist, deren ungemaine Beliebtheit ihre immer wieder erneuerten Auflagen beweisen. Aber auch Mathematiker von der Größe eines Euler oder Hamilton hatten ihre Freude an solchen Problemen, die andererseits wieder als Unterhaltung in Gesellschaften dienten. Indem der Verfasser der „*Ruhestunden*“ die in ihnen enthaltenen Aufgaben auch vom Standpunkte des Mathematikers erklärt und kritisiert hat, hat er sie weit über den Standpunkt eines Unterhaltungsbuches erhoben.

So hält das besizenswerte Büchlein die Mitte zwischen geschichtlicher Mitteilung und dem Bestreben, den Laien für die Wissenschaft zu interessieren und sie ihm zugänglich zu machen. Den selben Zweck verfolgen einige andre Schriften, die uns heute vorliegen. In die Kosmogonie sucht W. Meyer's Lebensgeschichte der Gestirne<sup>2)</sup> einzuführen, die bereits in dritter Auflage vorliegt. Es geschieht dies in Form von Briefen an eine Freundin, und wer nicht fürchtet, durch die ewigen Anreden und sich aus dieser gedachten Situation ergebenden Späße allzu sehr ermüdet zu werden, mag das hübsch ausgestattete Büchlein zur Hand nehmen, wenn er durch anschauliche Bilder und Darstellung in ziemlich müheloser Weise in diese schwierige Materie eingeweiht werden will. Freilich wird er hier und da den Kopf schütteln, wenn er die fortwährenden Vergleiche der Verhältnisse auf jenen mächtigen Sonnen mit den kleinen menschlichen liest, das Hereinziehen Darwinistischer Anschauungen, die nur zu ganz oberflächlichen Nähnlichkeiten führen, den immer wiederkehrenden Vergleich der Anziehungskraft mit der Liebe oder gar den versuchten Anjeterblickheitsbeweis liest. Es bleibt immerhin bedenklich, das Erhabenste, was wir uns denken können, so zu uns herabzuziehen.

Auch das auf geringem Raume eine beispiellose Fülle von Stoff bringende, eine vergleichende Anatomie und Physiologie gebende Buch von Haacke, Bau und Leben des Tieres<sup>3)</sup> vermeidet die Gefahr, die einer allgemein verständlichen Darstellung immer droht, bald zuviel Voraussetzungen zu machen, bald allzu triviale Beispiele heranzuziehen, nicht ganz. Auch ist einiges, zum Beispiel die Darstellung der Atmung, nicht richtig, aber die interessante und flotte Schreibweise, die kurze und verständliche Art des Ausdrucks machen dessenungeachtet das Buch zu einer sehr erfreulichen Bereicherung unsrer Litteratur.

Mehr für Schulen ist der Bilderatlas zur Zoologie von Marshall<sup>4)</sup> bestimmt, dessen zweiter und dritter Teil die Vögel, Fische, Lurche und Kriechtiere bringt. Wie bei dem ersten Teile steigt die Darstellung von den niedersten Organismen der betreffenden Tierart zu den höheren empor, die Bilder sind die durch ihre Trefflichkeit mit Recht berühmten aus Brehm's Tierleben, und die sachgemäßen kurzen Beschreibungen, die beigegeben sind, machen den Atlas für den Unterricht und für gelegentliches Nachschlagen gleich brauchbar. So ist er denn auch mit Recht von nicht wenigen Schulbehörden zum Gebrauche empfohlen worden.

<sup>1)</sup> Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 5 Mark.

<sup>2)</sup> Leipzig, Hermann Haacke.

<sup>3)</sup> Leipzig, V. G. Teubner. 1,50 Mark.

<sup>4)</sup> Leipzig, Bibliographisches Institut.

In die Chemie führt Lassar Cohns Chemie des täglichen Lebens<sup>1)</sup> in gut verständlicher und völlig einwandfreier Weise ein. Ein Blick in das sehr hübsch ausgestattete Werkchen macht es begreiflich, daß es seit seinem Erscheinen im Dezember 1895 bereits die dritte Auflage erlebt, daß es in mehrere Sprachen übersezt wurde. Siebt es doch über alles auf chemischem Gebiet Wissenswerte Auskunst und behandelt in der neuesten Auflage Fragen, die seit seinem Auftreten brennend geworden sind, so das Margarin und die künstlichen Speisefette, den Nährwert des Alkohol und die Gefahr, die sein Genuß bringt, das Morphinum und so weiter. Obwohl das Buch durch diese Zusätze um 55 Seiten stärker geworden ist, so ist der Preis doch derselbe geblieben.

Hauptsächlich für die Schule bestimmt ist die von Neuberger bearbeitete Flora von Freiburg im Breisgau.<sup>2)</sup> Ist auch der größte Teil des Raumes der Systematik und den Bestimmungstabellen gewidmet, so ist doch auch die Morphologie und Biologie mit aufgenommen, und da auch Exkursionen angegeben wurden, so muß das Buch auch für jeden, der sich für die Pflanzen der dortigen Gegend interessiert, willkommen sein. Sehr zu billigen ist es, daß die Standorte seltener Pflanzen verschwiegen werden. Bei der im Wachsen begriffenen Liebhaberei für solche sind sie bald ausgerottet, namentlich wenn die Liebhaberei, wie bei der Jugend der sie Ausübenden in hohem Grade zu befürchten ist, sich nicht von der Vernunft leiten läßt.

Die Liebhabereien in ungefährliche Bahnen zu leiten, ist gewiß ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, können sie doch sonst manchen Schaden anrichten. Bücher, die ein solches Ziel verfolgen, sind deshalb mit Freuden zu begrüßen. Kosten freilich dürfen die nicht zu scheuen haben, die nach Wodes Ratschlägen die Alpenpflanzen in der Gartenkultur der Tiefländer<sup>3)</sup> hegen und pflegen wollen. Wer so manchen mißlungenen Versuch gesehen hat, wie die Mode gewordenen Einfassungen von grünem Edelweiß, welches seinem Namen in keiner Weise mehr Ehre macht, der wird allerdings die landläufige Ansicht teilen, daß das nicht möglich sei. Dem tritt aber Wode auf Grund seiner im botanischen Garten in Berlin gemachten Erfahrungen auf das Entschiedenste entgegen. Die Alpenpflanzen entarten nur, wenn man sie in ganz unangemessene Lebensverhältnisse bringt, das Edelweiß zum Beispiel feucht und schattig wachsen lassen will, richtige Behandlung gestattet viele Alpenpflanzen auch im Tieflande zu ziehen. Wer nun über Mittel, welche zum Beispiel die Anlage der für viele notwendigen Felsengruppen erfordern, nicht verfügt, wird sich mit weniger kostspieligen Liebhabereien begnügen, und dazu empfiehlt sich die Haltung einheimischer und ausländischer Vögel. Die letzteren freilich vertragen auch nicht Lebensbedingungen, die von ihren gewohnten allzusehr abweichen, ihre Pflege ist nicht immer leicht, und wer sich mit ihr befassen will, bedarf deshalb eines zuverlässigen Ratgebers. Einen solchen findet er in den Schriften von Ruß in völlig ausreichender Weise, die wie das Wodesche Buch auch dadurch einen besonderen Wert haben, daß beide Schriftsteller das Leben ihrer Lieblinge auch in der freien Natur schildern.

Von dem unermüdblichen Vogelwirt liegen unsrer heutigen Revue zwei Bücher vor, das eine behandelt den Wellensittich,<sup>4)</sup> das andre die sprechenden Papageien.<sup>4)</sup> Ist jener auf dem besten Wege, wie der Kanarienvogel, zum Haustier zu werden, ist deshalb eine Anweisung zu seiner Haltung und Zucht von großer Bedeutung, so besteht für diese ein solches Bedürfnis in noch höherem Grade, weil es nicht immer leicht ist, sie zu bestimmen, sie bei etwa vorkommenden Krankheiten zu behandeln, und vor allem beim Ankauf mit der nötigen Vorsicht vorzugehen, da nicht wenige der ankommenden Tiere von der Behandlung her, die ihnen während der Seereise zu teil wurde, den Todeskeim in sich tragen. So begreift es sich, daß das Buch bereits in dritter Auflage vorliegt, die knapper in der Form

<sup>1)</sup> Hamburg und Leipzig, Leopold Vos.

<sup>2)</sup> Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 3 Mark.

<sup>3)</sup> Berlin, Gustav Schmidt, vormals R. Oppenheim. 5 Mark.

<sup>4)</sup> Magdeburg, Creuzsche Verlagsbuchhandlung. 1,50 Mark und 4,50 Mark.

gehalten ist als die früheren, aber durch die Beigabe sehr guter Abbildungen (darunter zweier farbigen) wertvoller, wenn auch nicht teurer geworden ist.

An den Forstmann, der freilich auch immer Liebhaber im höheren Sinne ist, richten sich einige andre Schriften. Ihr Inhalt ist indessen ein solcher, daß er auch den Nichtfachmann feßelt. Da legen wir zuerst dem Leser Gayers Waldbau <sup>1)</sup> vor. Ein Blick auf das Titelblatt zeigt ihm, daß es bereits die vierte Auflage eines Buches ist, das in äußerst klarer Sprache so manche Aufklärung über Fragen giebt, wie sie ihm beim Besuche des Waldes oft genug entgegengetreten sind. Fand er dort doch bald gemischte, bald einheitliche Bestände, die hier gleichaltrige, dort in verschiedenem Alter stehende Bäume zusammenfesten, ohne sich Rechenhaft über den Grund derartig verschiedener Kulturweisen geben zu können! Nicht nur darüber, auch über manches andre giebt Gayers Buch ihm Aufklärung. Er erfährt den Nachteil, ja die Gefahr, die die Entwaldung, namentlich der Gebirge, mit sich bringt und gebracht hat, aber auch die Mittel, wie ihr vorzubeugen ist. Es braucht nach alledem nicht weiter hervorgehoben zu werden, wie genußvoll und lehrreich das Studium eines solchen Buches sein muß.

In einer Hinsicht freilich reicht es nicht aus. Wer hätte sich nicht über die verschiedenen Formen, in denen die Waldbäume vorkommen, gewundert, den Grund solcher Verschiedenheiten zu erfahren gewünscht. Wenn auch nicht allgemein, so giebt wenigstens über die verschiedenen Formen der Fichte eine mit hübschen Abbildungen versehene Schrift von Schröter, die deren Vielgestaltigkeit <sup>2)</sup> behandelt, erwünschte Auskunft. Nicht nur die Veränderlichkeit der einzelnen Abarten dieses wichtigen Waldbaumes, namentlich auch dessen verschiedene Formen lehrt sie kennen, die Hängefichte, Trauerfichte, Bertalkalfichte, Schlangenfichte, astlose Fichte, Säulenfichte, Hexenbesenfichte, Zwergfichte, didrindige Fichte, Zigenfichte, ich fürchte, dem Leser geht es, wie es mir auch vor der Lektüre des sehr lesenswerten Buches ging, es waren Namen, die ich hörte, mit denen ich keine Vorstellung verband, dank der vielen Abbildungen habe ich sie nun.

Ja, die Namen von Pflanzen! Wer da Einheit hineinbringen könnte, wenigstens in die deutschen, denn mit den wissenschaftlichen lateinischen steht es besser. Einheitliche deutsche Benennungen einzuführen, bezweckt die durch Weilläufigkeit ihre Wirkung freilich etwas beeinträchtigende Schrift von Meigen. <sup>3)</sup> Die deutschen Pflanzennamen. Vom deutschen Sprachverein preisgekrönt, wird sie namentlich durch das zugefügte Verzeichnis manches Gute stiften, ob sie aber ihren Zweck wird erfüllen können, erscheint dennoch fraglich. Denn nur von innen heraus sind solche Reformen möglich. Viel aber kann die Schule dazu beitragen, und so ist es erfreulich, daß die Sache einmal in die Hand genommen ist, und zu hoffen, daß sie mit der nötigen Ausdauer fortgeführt wird, die allein den Erfolg sichert.

Diesen Bestrebungen ist freilich nicht eine so zwingende Anschaulichkeit eigen, wie sie sich bei guten Abbildungen von Pflanzen erreichen lassen, namentlich wenn sie die Vollkommenheit der in Hempels und Wilhelms Bäumen und Sträuchern des Waldes <sup>4)</sup> heissen. Wer die herrlichen Abbildungen der Vogelbeere, Vogel- und Traubenfische, der Sommerlinde, des wilden Apfels und der wilden Birne, des Faulbaums, der Eisebeere und der Esche, die die 16., 17. und 18. Lieferung bringen, betrachtet hat, dem schwinden auch die beigelegten Namen nicht so leicht aus dem Gedächtnis, und zugleich ist das wundervolle Werk eine erwünschte Ergänzung des Gayerschen Buches; denn während jenes den Anbau dieser Bäume im Großen schildert, überliefert dieses die Erkennungszeichen und Lebensbedingungen der einzelnen Arten, alles, was von Holzgewächsen im Walde vorkommt, in den Bereich seiner Betrachtungen ziehend. Noch in anderer Hinsicht ist

<sup>1)</sup> Berlin, Paul Parey. 14 Mart.

<sup>2)</sup> Zürich, Fäsi und Beer. 3,60 Mart.

<sup>3)</sup> Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins (E. Vergold).

<sup>4)</sup> Wien, G. Holzcl. Preis der Lieferung 2,70 Mart.

es besonders erfreulich, wenn eine neue Lieferung der Bäume und Sträucher des Waldes ankommt. Lacht doch der Frühling, der den Winter überwunden hat, uns aus einer jeden entgegen!

Aber auch im Winter müssen die Pflanzen ihr Leben fristen, und es ist eine alte Streitfrage, ob ihnen der Schnee dazu behilflich sei oder schädigend wirke. Sie dürfte wohl durch die Untersuchungen Wilds über die Differenzen der Bodentemperatur mit und ohne Vegetations-, respektive Schneedecke<sup>1)</sup> entschieden sein. Danach sind kalte Winter nicht die Folge einer reichlichen Schneedecke, sondern der kalte Winter schüttelt umgekehrt die Schneemassen auf das Land aus. Liegen sie aber einmal, so schützen sie den Boden unter ihnen vor Erkalten, während sie durch Zurückstrahlen der Sonnenwärme die Luft über ihnen mehr erwärmen, wie dies zum Beispiel Sand thut. So nützlich demnach auch die Schneedecke im Winter ist, so ungunstig wirkt sie, wenn sie zu lange liegen bleibt, auf die Frühlingstemperatur, ein Uebelstand, unter dem namentlich das Gebirge leidet. Der Schneemantel verhütet aber nur die Abkühlung des Bodens durch Ausstrahlung, die aus der Erde kommende Wärme läßt er hindurch. Diese Wärme stammt noch von der der Erde eigentümlichen, die vor langen Zeiträumen so groß gewesen sein muß, daß die ganze Erde damals feuerflüssig war.

Den Vorgang ihrer Abkühlung hat neuerdings Lord Kelvin<sup>2)</sup> untersucht und ist namentlich bestrebt gewesen, den Zeitpunkt des Entstehens der Pflanzen und der Tiere festzustellen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß zuerst das Erdinnere fest wurde, dann nach und nach die Oberfläche, indem sich aus der Lava feste Körner ausschieden. Hatte dieser Vorgang begonnen, so mußte die Abkühlung der Oberfläche sehr rasch von statten gehen und sie in ganz kurzer Zeit bereit sein, Pflanzen, allerdings solche, die in heißem Wasser leben, wie man sie noch namentlich in Kanada findet, aufzunehmen. Diesen Vorgang braucht man nicht weiter wie vierundzwanzig Millionen Jahre zurückzuweisen. Die Uratmosphäre enthielt damals sicher Stickstoff, Kohlensäure und Wasserdampf, wahrscheinlich aber auch schon Sauerstoff. Denn da mehr Sauerstoff in der Atmosphäre gegenwärtig sich findet, als zur Verbrennung aller auf der Erde vorhandenen brennbaren Stoffe nötig sein würde, so kann der ganze Vorrat nicht bei deren Bildung frei geworden sein. Immerhin war seine Menge, als die ersten Pflanzen auftraten, so gering, daß ein Tierleben noch nicht möglich war, dazu haben wohl einige weitere hunderttausend Jahre vergehen müssen.

Eröffnet uns diese Arbeit des berühmten englischen Gelehrten überraschende Ausblicke in weit vor der gegenwärtigen liegende Zeiten, so bestrebt sich eine Abhandlung von Seeliger,<sup>3)</sup> ebensolche in die ungeheuern Fernen des Weltraums zu verschaffen. Die dazu angewendete Methode ist die nämliche, deren sich bereits W. Herschel und W. Struve bedient hatten, wenn auch verbessert und dadurch einwandfreier. Sie läßt erkennen, daß die Milchstraße ein mit den übrigen für uns sichtbaren Sternen zusammenhängendes Ganzes bildet, wenn auch noch nicht bestimmt werden kann, ob sie diese ringförmig umgiebt oder nicht. Die Ausdehnung unsers Fixsternsystems scheint über tausend Siriusweiten nirgends hinauszugehen, doch muß es noch dahingestellt bleiben, ob alle Sternhaufen und Nebelflecke zu unserm System gehören. Ja, es wäre nicht unmöglich, daß dem Raum die Eigenschaft, Licht zu absorbieren, zuläme und daß somit das Dasein ganzer Welten uns noch verborgen wäre.

Das sind nun freilich Fragen, deren Beantwortung dem endlichen Menschengenüß vielleicht für immer vorenthalten bleibt. Sie haben etwas Beängstigendes, und wie es nach einem Blicke in die schwindelnde Tiefe vom hohen Turm herab etwas Beruhigendes hat, diesen selbst und die Einzelheiten seiner Ornamente zu mustern, so lassen wir uns im weiteren

<sup>1)</sup> Mémoires de l'Acad. imper. des Sciences de St. Petersburg. VIII. Ser. Cl. Physic. Mathemat. Vol. V. No. 8.

<sup>2)</sup> Philosophical magazine 1899. Ser. V. Vol. 47. S. 66.

<sup>3)</sup> München, Verlag der Königl. Academie. Kommission des Französisch Verlags (J. Roth).

nun mit einem Rundbild auf irdische Gegenstände genügen. Werfen wir zunächst einen Blick auf uns selbst! Das ermöglicht uns ein Werkchen von G. Flörke, welches den Einfluß der Kiefer und Zähne auf den menschlichen Gesichtsausdruck<sup>1)</sup> behandelt und nach anatomischer Darstellung derselben zur Schilderung der Stellung der Kiefer und Zähne bei den verschiedenen Völkern übergeht. Dabei kommt es zu dem Ergebnis, daß die frühere Ansicht, das als Prognathie bezeichnete Hervortreten der Zähne sei ein Merkmal niedriger Rasse, nicht richtig ist. Wird sie doch an den Australiern, den Buschmännern und so weiter nicht beobachtet; ist dagegen auf der Erde recht verbreitet und wohl bei allen Völkern zu finden; vielleicht befördert sie die häufige Sitte der künstlichen Bearbeitung der Zähne.

Und nun wenden wir uns zu unsrer heimischen Erde selbst, die ja gegenwärtig so ziemlich aufgeteilt ist. Wenn auch nicht zu spät, so sind wir Deutschen dazu spät genug gekommen, etwas haben wir aber doch noch erhalten und vermehren unsern Besitz so viel wie möglich. Die Untersuchung dieser Errungenschaften wird uns noch Jahre hindurch beschäftigen, und so liegen denn auch heute einige Arbeiten über unsre Schutzgebiete vor. Aber es wäre unrecht, darüber das nahe liegende Interessante zu versäumen, und daß es auch solches noch giebt, beweist die Schilderung der preussischen Wüste,<sup>2)</sup> wie Lindner die turische Keßlung nennt, deren frühere und gegenwärtige Zustände er in einem fesselnden, wenn auch nicht gerade gut geschriebenen Werkchen schildert. Da sehen wir den Menschen im Kampfe mit der gewaltigen Natur sich mit Mühe behaupten, und die Schilderung dieses Kampfes, der Kämpfer selbst und des Schlachtfeldes bietet des Merkwürdigen genug. Der Leser weiß, daß die sonderbare Landzunge für den Vogelfundigen viel Anziehendes hat, er wird deshalb mit Dank das Verzeichnis aller dort bis zum Frühjahr 1898 beobachteten Vogelarten entgegennehmen. Ebenso wird dem Ornithologen die ornithologische Re-  
kognoscierung der rumänischen Dobrudscha durch Almasy<sup>3)</sup> willkommen sein, die ihm freilich auch die betäubende Nachricht bringt, daß die dortigen reichen Bestände sonst seltener Tierarten durch die Fortschritte der Kultur immer mehr gefährdet werden. Dabei ist die Beschreibung dieser Rekonoscierung eine in ungarischer und deutscher Sprache gegebene sehr anziehende Reisebeschreibung in jene noch so wenig bekannte Gegenden, die durch eine vorzügliche Karte und gute Abbildungen geziert und erläutert wird.

Rehr im Mittelpunkt des Interesses stehen allerdings die Schilderungen aus unsern Schutzgebieten. Wie kurz ist doch die Zeit, seit der sie bekannt geworden sind! Erst vierhundert Jahre sind verfloßen, seit Vasco da Gama seine ruhmvolle Fahrt um Afrika ausführte, die zuerst Aufklärung über jene Gegenden gab. Sein Leben und seine Fahrten schildert Hümmersch<sup>4)</sup> in einem mit dem Bildnis des berühmten Seefahrers gezierten, auf neue Quellen sich stützenden Buche. Macht nun die Schrift uns auch mit manchen weniger schönen Charakterzügen da Gamas bekannt, so bewundern wir doch seine thatkräftige und zielbewußte Art. Seit den vier Jahrhunderten, die nach seiner Umsegelung des Kap verfloßen sind, hat sich in den von ihm berührten Gegenden noch so viel unverändert erhalten, daß die Berichte über seine Reisen auch heute noch von großer Bedeutung sind.

Voran damals noch nicht zu denken war, Afrika von Süden nach Norden zu durchreisen, das ist zwar einstweilen noch nicht mit der von Rhodes geplanten Eisenbahn möglich, aber es läßt sich doch im Ochsenwagen oder zu Pferde ins Werk setzen. Eine solche Reise schildert Dove in einem Vom Kap bis zum Nil<sup>5)</sup> betitelten, trefflich ausgestatteten Buche. Interessant ist besonders der Vergleich der Verwaltung der englischen und der deutschen Kolonien. Schadet dort eine verkehrte Humanität, so ist es hier der Formalismus

1) Bremen, W. A. Hollmann.

2) Oherriet (Gorz), A. W. Zidfeld. 1,80 Mark.

3) Budapest, Nationalmuseum aus der Zeitschrift „Aquila“.

4) München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

5) Berlin, Verein für deutsche Literatur. 5 Mark.

des grünen Fisches, der vielfach hindernd eingreift. Behufs der Straußenzucht befindet er sich indeß mit einem ausgezeichneten Kenner der in Betracht kommenden Verhältnisse, mit dem Generalbevollmächtigten der Kilimandjaro-Straußenzucht-Gesellschaft, Bronsart v. Schellendorff, in Widerspruch. Während dieser die Strauße in Deutsch-Ostafrika für kräftiger erklärt als die Kapischen und der Straußenzucht der genannten Gesellschaft die günstigsten Aussichten stellt, hält jener dafür, daß die Federn gezähmter Strauße überhaupt weniger gut entwickelt seien und fordert deshalb ein strenges Verbot der Straußenjagd. Beherzigenswert sind auch die Erfahrungen, welche Bronsart in seiner „Strauße und Zebra“<sup>1)</sup> betitelten Schrift bezüglich des Fanges und der Zucht der Zebras mitteilt, die, wenn sie gelingt, und daran zweifelt unser Gewährsmann nicht, die schwierige Frage eines brauchbaren Zugtieres in unsern Kolonien lösen würde. Wie die schönsten Abenteuer ließe sich die Beschreibung der Treibjagden, für die er den dazu ausgezeichnet befähigten Stamm der Aborobos gewonnen hat. Auch das Einfangen und Zähmen von Elefanten scheint ihm nicht schwieriger als in Indien. Da der Stand der großen Dickhäuter noch in unsern Gebieten ein guter ist, so wäre die Sache hoffnungsvoll genug. Freilich müßte schleunigst der sinnlosen Art, die Elefanten zu jagen, Einhalt gethan, die von Bismann gegebenen Jagdgesetze wieder eingeführt werden.

Die Kämpfe in Südwestafrika,<sup>2)</sup> die er bekanntlich siegreich zu Ende führte, schildert Leutwein in einem in der militärischen Gesellschaft in Wien gehaltenen Vortrag. Hat man auch bereits viel darüber gelesen, so erhält man hier doch erst das volle Verständnis der merkwürdigen Vorgänge, und indem der Held dieser Kämpfe selbst die Lehren aus den von ihm gemachten Erfahrungen zieht, läßt er auch klar erkennen, in welcher Weise in der Folge vorgegangen werden muß.

Eine Reise nach dem Kongo, die, um die Pflanzenwelt und Bevölkerung kennen zu lernen unternommen worden ist, schildert Thonner unter der Ueberschrift: „Im afrikanischen Urwald.“<sup>3)</sup> 120 Arten von Pflanzen in beiläufig 500 Exemplaren, über 100 photographische Bilder und eine Aufnahme des Reiseweges und Kongalla waren die wissenschaftliche Ausbeute der Reise. Thonner hat mit viel Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, und zwei Monate hat er auf seine Reise verwenden können. Wie wohl er sie benützt hat, beweisen außer den genannten Ergebnissen die reichhaltigen Wortzeichnisse, die er seinem Buche beigegeben konnte. Die mitgetheilten Photographien landschaftlichen und ethnologischen Inhalts sind von großem Werte.

Zur Lektüre eignet sich freilich mehr die Beschreibung der Reise, die Ernst v. Hejze-Wartegg nach Schantung und Deutsch-China gemacht hat und die in das heilige Land Chinas, zum Grabe des Confucius führte. Um so lieber liest man sie, als sie nachweist, wie wertvoll unser neuer Besitz ist und welch ein glücklicher Griff die Besitzergreifung war. Die Beweisführung enthält die wichtigsten Winke für die Behandlung der Provinz und Anweisungen, die dem deutschen Kaufmann, der dorthin Geschäfte machen will, von großem Nutzen sein werden. Während man sonst immer nur von feindlichem Auftreten der Chinesen hört, ist der Reisende überall gut aufgenommen worden, dank der kaiserlichen Befehle, die er an die Mandarininnen hatte. Er hat kaum Gefahren zu besiehen gehabt. Trotzdem hat er genug zu erzählen, und vorzügliche Abbildungen aller Art machen seine Darstellung überaus anschaulich und lebendig.

Dieselbe Klarheit der Darstellung, die diese Reise nach Deutsch-China auszeichnet, besitzen die Notizen über Mexiko,<sup>4)</sup> die Harry Graf Kessler herausgegeben hat, nicht. Nach des Verfassers eignen Worten bietet das Buch des zur Schwermut neigenden Verfassers „nur Unvollständiges, nicht ein fertiges Wissen; es begnügt sich, den Boden zu

1) Berlin, H. Walthers, Verlagsbuchhandlung. Friedr. Beckh. 1 Mark.

2) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 0,60 Mark.

3) Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Bohsen). 12 Mark.

4) Berlin, F. Fontane u. Co.



bereiten, auf dem dann vielerlei Frucht wachsen mag.“ Und doch berichtet es über die herrlichsten Gegenden der Welt, von einer Besteigung des Popocatepetl, von alten und neuen Bauwerken, für die sich Graf Keßler besonders interessiert, über das Leben der Bevölkerung und den Eindruck, den die Landschaft im ganzen macht. Freilich bildet den Hauptinhalt die Wirkung des Gesehenen auf den Reisenden selbst, die gesehenen Gegenstände treten dagegen zurück. Das kann wohl für den Verfasser einnehmen, die Naturwissenschaft aber nur wenig fördern, denn sie verlangt ein völliges Zurücktreten des Beobachters gegen das Beobachtete.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Geographie.

#### Eine spanische Kolonie.

Auch ein Beitrag zur Tagesgeschichte aus Chamisso.

Das kalte Frühlicht vom 9. November des Jahres 1620 beschien die flache Küste von Neuengland da, wo das Kap Cod in die See vorspringt. Der kräftige Hauch des Morgenwindes regte die Gewässer der Bai zu rauschendem Wellengange auf und jagte die Nebelschwaden durch das dicke Gezweig der Tannen, Fichten und Wacholderbäume, aus denen der jungfräuliche Urwald bestand, der das Gestade weit hin deckte. Ueber der Oede von Land und Meer lastete ein bleigrauer Himmel, und Himmel und Erde, Luft und Wasser vereinigten sich zu einem trostlosen Bild von Verlassenheit und Unwirtlichkeit.

Da regte sich draußen auf der Wassersteppe etwas wie der Flügelschlag einer großen Löwe. Dann näherte sich das weiße Geflatter mehr und mehr und, so jemand am Ufer gestanden, hätte er bald den aus dem Gewoge auftauchenden schwarzen Rumpf eines Barkschiffes gewahren können, welches unter vollem Segelwerk aus Osten daherkam, um hierauf, in die Bai eingelaufen, vorläufig die Segel zu reffen und zu labieren, wie ungewiß, wo es einen guten Ankergrund finden könnte.

Das Schiff hieß die „Mayflower“ und war am 6. September aus dem Hafen von Plymouth in England ausgelaufen. Sie hatte an Bord 120 Auswanderer, Männer, Weiber und Kinder — und die Männer waren jene Puritaner, die unter der Regierung des Sohnes der Maria Stuart glaubenstreu lieber ihre Heimat aufgaben und in die Wildnis zogen, als unter das Papstentum sich zu beugen. Sie waren es, die den eigentlichen Kern von Nordamerika gegründet haben. Ihre Nachkommen haben ihnen den patriarchalisch-pietätvollen Namen der pilgrim fathers gegeben.

Gerade hundert Jahre früher waren auch an einer fernen Küste, im Osten, weiße Männer ans Land gestiegen. Aber ein andrer Beweggrund hatte sie durch unbekannte Wasserwüsten ins Stille Weltmeer gelangen lassen: Amerika war eben entdeckt worden, und das uralte, sagenhafte, lockende Bild vom Goldland im Orient schien Wirklichkeit zu werden. Gelockt von seinen sabelhaften Schätzen, zogen die spanischen Conquistadores in die Welt. Begierde nach Ruhm und Ehre führten als edlere Triebfedern zum Teil wenigstens diese neue „Weltmeer-Ritterschaft“ hinaus.

1520 tauchte vor Magelhaens stolzen Galeonen in der öden Südsee eine Inselgruppe auf: die Philippinen. Die Spanier nahmen Besitz davon, doch Magelhaens ward im Kampf mit den Eingeborenen erschlagen. Blut floß überall, wo der gelddürstende, von fanatischem Religionsseifer besetzte Spanier zum erstenmal ein Land betrat; Blut war auch hier „die erste Predigt des Evangeliums, die der Conquistador den Heiden gehalten hat“, wie Las Casas Cortez' Eroberungsgeschichte Mexikos mit bitterer Ironie beginnt.

Gold und Weizen, Glaubensstreu und Fanatismus: diese vier Worte enthalten die

ganze Geschichte, wie und warum der germanische Völkerverwandtschaften kolonisierte, wie und warum der Romane.

Aber die Weltgeschichte ist gerecht. 370 Jahre später haben die Urenkel jener Pilgerväter, die einst der Sohn der Glaubensfreundin Philipps von Spanien gezwungen, Heim und Herd zu verlassen, die Spanier von jenen Inseln vertrieben. In jenen Gewässern, in die Magelhaens' Armada stolz Spaniens Banner trug, liegt die spanische Flotte in den Grund geschossen.

Aber es sind die blühenden Eilande nicht mehr, wie sie es waren, bevor der Spanier sie betrat. Sie waren es schon seit Jahrhunderten nicht mehr.

Und die Bewohner der Inseln selbst? Sie haben zu bittere Erfahrungen gemacht, generationenlang, als daß sie den neuen „Befreier“ von dem spanischen Druke nicht mißtrauen sollten! Und mit Recht.

So sehen wir sie denn einerseits aus diesem Grund, andererseits wohl ohne sich selbst darüber klar werdend, dem instinktiven Selbsterhaltungstrieb eines autochthonen Volkes gehorchend, in einem Existenzkampf gegen den neuen Herrn begriffen. Trabajo del vivir nennt's der Spanier; den Kampf ums Dasein kämpft wie jeder einzelne Mensch so auch jedes Volk. Und das auf einer niedrigeren Kulturstufe stehende fühlt — und helle, weit-schauende Köpfe unter ihm erkennen es auch —, daß eine Verührung mit einem höher stehenden gesunden Volke nichts anderes ist als sein Untergang. Denn die Kultur ist in Verfolgung ihres Zweckes ebenso erbarmungslos wie die Natur. Beide wissen nichts von Sentimentalität, beide ziehen mit unbeugsamer Logik die Schlussfolgerungen aus ihren Voraussetzungen. Es ist ein logisches Gesetz der Natur wie der Geschichte, daß Recht vor Recht geht. Das ist sehr traurig, aber sehr wahr.

Der Rauch vom Herdfeuer der Blafgesichter tötet den roten Mann.

In diese Formel haben die amerikanischen Indianer diese Erkenntnis gekleidet; auch den Negern unsrer Kolonien wird sie mit der Zeit schon noch kommen, stellenweise ist sie schon da; ich habe bei den hochentwickelten Graslandstämmen im Hinterland von Kamerun diese Beobachtung gemacht.

Viel ist schon über den Schauplay dieses zweiten Philippinentreuges und die Kämpfer geschrieben worden. Vielleicht ist es nicht uninteressant zu hören, was der erste deutsche Forscher, der diese Inselgruppe besucht hat, darüber schrieb. Adalbert von Chamisso — Dichter und Gelehrter — hat auf seiner an Bord des „Kurik“ als Mitglied einer russischen Forschungs-expedition ausgeführten Reise um die Welt 1815 bis 1818 auch diese Inseln angelaufen und die Zeit seines Aufenthaltes auf ihnen benützt, Notizen aller Art über sie zu sammeln. Die Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Ausbeute (im weitesten Sinn genommen) sind wohl schon längst überholt und veraltet. Aber die geschichtlichen Rückblicke und sozialen Streiflichter, die er — ein eifriger, prüfender Historiker und scharfer Beobachter — in seinen Berichten niedergelegt hat, sind vielleicht gerade jetzt wert, wieder aufgeführt zu werden.

Sie zeigen uns, daß die spanische Nation das Recht verwirkt hat, überhaupt nie hatte, eine Kolonialmacht zu sein. Sie vermochte nie und nirgends die Aufgaben zu lösen, die jeder Kulturstaat übernimmt in dem Moment, in welchem er sich entschließt, neue kulturell niedrig stehende Gebietsteile zu besetzen.

Deutschland erfüllt geradezu eine Kulturmission, wenn es einen Teil dieser herrlichen Eilande in der Südsee in Besitz nimmt, als wirklich kolonisierendes Kulturvolk dort zu schaffen. Denn das ist die germanische Rasse par excellence.

Die Philippinen, das Becken des Großen Ozeans, welches man mit gleich unpassendem Namen das „Stille Meer“ und die Südsee zu nennen pflegt, im Westen abschließend, die Marianeninseln und der Archipel der Karolinen, in dieses Becken sich vorschubend, müssen, was geographische, geologische und anthropologische Momente anlangt, zusammenbetrachtet

werden. Auch ihre Geschichte, seit dem Auftreten des Spaniers in diesen Gewässern eine Leidensgeschichte, ist fast die gleiche.

Soweit sie hoch aus dem Meer aufragende Formationen sind, tragen sie unverkennbar vulkanischen Charakter, die niedrigen Inseln sind Madreporengelände, sogenannte Koralleninseln.

Zwei verschiedene Menschenrassen bewohnen die Inselgruppen, der Europäer ist Fremdling auf ihnen. Die erste ist die der Papuas. Sie erscheinen vor der Einwanderung anderer Völker als Ureingeborene, sind aber von den eingewanderten Völkern längst verdrängt und haben sich, dezimiert, in die Berge des Innern geflüchtet, die sie nun noch als vereinzelte wilde Stämme bewohnen.

Die eingewanderten Völker haben durch jahrhundertelangen Sitz im Land das Eingeborenrecht erlangt und müssen als die eigentlichen Bewohner betrachtet werden. Es ist dies die andre der beiden erwähnten Menschenrassen: die Malaien. Schöne Gesichtsbildung, langes, lockiges Haar und helle Farbe zeigen schon äußerlich ihren hohen, kulturellen Stand an.

Verschiedene Völkerschaften dieser großen Völkerfamilie bewohnen die Inseln der Südsee. Für uns, die wir nur die erwähnten drei Inselgruppen betrachten wollen, kommen davon zwei in Betracht, die Tagalen, speziell auf den Philippinen, und auf den andern die Bisayas. Erstere ein kräftiger, rauherer Menschenstamm, letztere ein friedliches, kunstfertiges, geschicktes Volk; beiden gemeinsam tief eingewurzelte Freiheitsliebe. Wir werden Beispiele dafür von Chamisso erfahren.

Diesen, den Dichter-Gelehrten, und seine Gewährsmänner wollen wir jetzt erzählen lassen.

Am 24. November 1817 näherte sich der „Kurir“ der südlichsten, größten Insel der Marianengruppe: Guajan.

„Ein Garten der Wohlthat schien diese grüne, duftende Insel zu sein, die uns weit ins Meer hinaus Wohlgerüche entgegen sandte, aber sie war eine Wüste. Kein freudiges Volk belebte den Strand, kein Fahrzeug kam von der Isla de las velas latinas uns entgegen. Die römischen Missionare haben hier ihr Kreuz aufgefplant; dem sind 44 000 Menschen geopfert worden, und deren Reste, vermischt mit den Tagalen, die man von Luzon herübergeleitet hat, sind ein stilles, trauriges, unterwürfiges Volklein geworden.

„Auch diese Inseln sind von Magelhaens entdeckt worden und hießen bei den Eingeborenen Laguas; die Spanier nannten sie Las islas de los ladrones, de las velas latinas und endlich Marianas.

„Der fromme Missionar Don Diego Luis de San Vitores landete auf Guajan im Jahre 1667; er bekehrte den Völkern das Heil zu bringen, aber es folgten ihm Soldaten und Geschütz. Noch vor Schluß des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, und diese Nation war nicht mehr! Pacificar nennen's die Spanier.

„Nach Fra Juan de la Concepcion belief sich die ursprüngliche Volkszahl auf 40 000. Die Ueberreste der Eingeborenen wurden 1695 wieder gezählt und da waren noch 1738 Einwohner vorhanden! Im Jahre 1783 war die Bevölkerung auf 3231 Köpfe gestiegen, und 1816 betrug sie 5389 Seelen.“

Da braucht es wohl keines weiteren Kommentars! Und dabei darf man nicht vergessen, daß im Laufe der Zeit Hunderte von Philippinern nach Guajan verpflanzt wurden und deren Nachkommen bei obigen Zählungen mitrechnen.

„Die jetzigen Bewohner der Inselgruppe,“ fährt Chamisso fort, „die dem Untergang ihres Volkes entkommen sind und ihre Unabhängigkeit überlebten, haben alle Eigentümlichkeit ihrer Väter verloren, alle ihre Künste und zum Teil selbst ihre Sprache verlernt. Sie sind zu Spaniern umgebildet worden.“

Als der Führer der russischen Expedition, Kapitän-Leutnant Otto v. Kozebue und Chamisso den Wunsch äußerten, einen Nationaltanz der Eingeborenen zu sehen, ließ der Gouverneur ein Opernballett von Montezuma in Theaterkostümen aufführen, welche sich aus früheren Zeiten im Kollegium, dem Schulgebäude der Jesuiten, vorfinden!

„Die Eingebornen bauen den Reis für ihren nächsten Bedarf, bereiten und trinken

den Kofoswein, lauen Betel und rauchen Tabak und genießen Trüge bis in ein hohes Alter der Früchte des Waldes, der Gaben der willigen Erde und der Milde des Himmels.

„Und wie konnte Industrie und Handel sich regen! Dem Gouverneur dieses entlegenen Teiles der Welt ist auf kurze Dauer sein Amt als Pfründe verliehen. Er hat den alleinigen Handel der Kolonie, das heißt, daß er das beträchtliche bare Geld, das Spanien für Gehalte hinschickt, behält und dafür die Verpflichtung hat, seinen Unterbeamten so wenige und so schlechte Ware, als er nur immer will, zu geben. — Selten legen die Galeonen von Atapulca in Guajan an und nur gelegentlich ameritanische Schiffe.

„Die Jesuiten sind bis zur Aufhebung des Ordens im Besitz der Missionen geblieben, die sie auf den Marianen begründet hatten.“ So Chamisso.

Zur Vervollständigung ist noch anzufügen, daß die Jesuiten nur das Feld räumten, um einem andern Orden Platz zu machen: den Augustinern.

Von Guajan richtete der „Kurir“ seinen Kurs nach den Philippinen. Zwei Monate Aufenthalt daselbst hat Chamisso eifrig benützt. Notizen aller Art über die Inselgruppe und ihre Bewohner zu sammeln, und mit eignen Augen zu sehen.

Auch hier will ich von seinen Natur Schilderungen Abstand nehmen und nur geschichtliche Reminiscenzen anführen, die er — ein Kenner der spanischen und Tagalen Sprache — in den Handschriften und Büchereien der zahllosen Klöster gesammelt und — was das Wichtigere ist — Kritik überd gesichtet hat. Auch sozialistische Streiflichter, wenig aber kennzeichnend, finden wir in seinem Aufsatz über diese Inseln.

Auch hier war der Spanier erste Thätigkeit, das Evangelium zu predigen, auch hier ward mit Blut getauft. Und das Ergebnis? Eine gleiche furchtbare Verjämmerung der Eingebornen wie auf den Marianen. Der spanische Geschichtschreiber der unglücklichen Inseln, der bereits erwähnte Fra Juan — also ein Geistlicher — sagt in seiner „Historia de Philipinas“: „Die beträchtliche Verminderung der Bevölkerung rührt von der Unterwerfung her, zu der sie die Waffen zwangen. Sie konnten, ihre Freiheit liebend, kein fremdes Joch erdulden, und es ward ihnen so drückend, daß, unvermögend es abzuschütteln, sie lieber sich erhängten oder auf andre Weise sich, verzweifend, ums Leben brachten. Die Weiber machten sich vorsätzlich unfruchtbar und warfen ihre eigne Frucht ins Wasser, überzeugt, daß sie durch solch frühen Tod, der sie von Missethaten und Elend erlöste, sie glücklich und selig machten. So hielten sie die Abhängigkeit für das äußerste und erbärmlichste Elend.“

Dann ist's freilich ruhig und stille geworden, aber es war die Ruhe des Kirchhofs, wie auf den Marianeninseln.

Charakteristisch ist für die tief eingewurzelte Abneigung des Volkes gegen ihren Leberwinder der Aberglaube, der von dem größten Vulkan der Insel, de Taal, behauptet, daß er, der den Einwohnern nicht feind sei, jedesmal zu neuen Ausbrüchen gereizt werde, wenn ein Spanier ihn besteigt!

Und generationenlang, jahrhundertlang hat sich der Haß gegen den weißen Eindringling fortgepflanzt; unter der Asche hat das Feuer fortgeglüht, und in hellen Flammen ist's emporgelodert, als die spanische Herrschaft von den Urenteln der pilgrim fathers zertrümmert wurde. Denn auch hier hat es Spanien nicht verstanden, den Fluch, den jede Kulturmacht von den Autochthonen auf sich ladet, durch wirkliche Kulturarbeit wenigstens bei den Nachkommen in Segen zu verwandeln.

Hören wir von Chamisso einzelnes über die sozialen Zustände auf den Philippinen zu der Zeit, als er sich dort aufhielt.

„Auch hier ist das Gouvernament nur eine Pfründe, die den Kommandanten auf die Jahre seines Amtes berechtigt, sich durch ausschließlichen Handel mit allen für Besatzung und Beamte ausgelegten Gehalten zu bereichern.

„Die Küstenbewohner sind in den Händen der Mönche. In den Provinzen erheben sich allenthalben die prachtvollen Bauten und Tempel der Klerteie, während der arme Tagale dem Könige nicht bezahlen kann, was ihm die Erde umsonst zu geben begehrt.“ Chamisso

spielt damit auf die Tabaksteuer an. Das Monopol des Tabaks war die Haupteinnahme der Krone, welche auf diese Weise eine Kopfsteuer anstatt einer Grund- oder Vermögensteuer erhob.

„Erweiterte Freiheiten würden den Handel in Manila blühend machen. So sind die Händler die Mönche, die das bare Geld besitzen und den Spekulanten Kapitalien gegen bestimmten Gewinn, für bestimmten Unternehmungen, deren Gefahren sie sich unterziehen, anvertrauen. Diese Inseln könnten viel mehr Erzeugnisse dem Handel liefern als sie wirklich thun. Die Mönche, die das Volk beherrschen, saugen es auf vielfache Weise aus.“

Neben der oben erwähnten drückenden Steuer an den Staat, muß der arme Tagale Zehnten zahlen, wie der Bauer im Mittelalter, „und nachdem der Kirche ihr Recht gezollt worden, trägt noch der Verarmte sein letztes Erspartes für Skapularien und Heiligenbilder hin.“

Ich weiß nicht, ob auch auf diesen Inseln ihn seine Priester dann nach dem Tode in gleicher Weise behandeln wie auf den kanarischen Inseln. Dort existiert, nicht sehr weit entfernt von der Hauptstadt auf Gran Canaria, Las Palmas, ein Kirchhof, der das Krausste ist, was ich je auf meinen Reisen, meinen zweijährigen Aufenthalt im Innern Afrikas mit eingesehen habe. Dort wird ein von einer hohen Mauer umschlossenes Bierd dem Fremden gezeigt als der Kirchhof für Arme und solche, welche ohne die letzten Gnadenmittel der katholischen Kirche gestorben sind. An dieser Mauer ist eine Leiter angelehnt, und ersteigt man diese, so bietet sich dem Entsehten der fürchterlichste Anblick: in Haufen über- und nebeneinander liegen die Leichen in den verschiedensten Stadien der Verwesung, vom Knochengeriippe bis zum eben erst angefaulten Kadaver, noch mit seinen Kleiderstücken behangen! Und nicht nur gezeigt wird das, nein Photographien davon hängen in den Straßen der Hauptstadt und sind zu kaufen! Auch ich habe mir eine mit nach Hause genommen als eigentümliche Illustration zu den Lehren der Religion der Liebe.

Von Chamisso wollen wir uns nur noch erzählen lassen, daß sogar diese fernen Eilande in der Südfsee mit einer Institution beglückt sind, noch beglückt sind, die das Mutterland im fünfzehnten Jahrhundert entvölkert, der ersten und edelsten Geister beraubt und die Krone Spaniens ihre köstlichsten Edelsteine verlieren ließ, die Niederlande. Ich meine die Inquisition, das sanctum officium!

„Sie scheint,“ berichtet Chamisso, „jetzt zu schlummern, aber die Gewohnheit der Vorsicht gegen sie besteht, und man merkt den Menschen an, daß es unheimlich ist und daß ein Gespenst gefürchtet wird, das man nicht sieht. Denn die Inquisition trifft, gleich dem Zufall, unter den Hohen und Reichen jeden, den nur Angaben bezeichnen, und es ist Brauch, daß die Weiber in häuslichen Mißverhältnissen den Arm des heiligen Gerichts für ihre eigne Sache bewaffnen! Die Güter des Verurteilten fallen dem Gericht anheim, und nur der arme, obskure Mensch genießt Sicherheit.“

Von der Allgewalt dieser Institution mag man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß noch im Jahre 1787 kein Geringerer ihr verfallen ist als der Gouverneur der Marianeninseln, D. Thomas!

Die dritte der drei eingangs erwähnten Gruppen, die Karolinen, nunmehr eine neue deutsche Kolonie, hat zum Gouvernemente der Philippinen gehört und muß auch in physischer u. und anthropologischer Hinsicht mit den beiden besprochenen Inselgruppen zusammen genannt werden. Glücklich ist ihre Geschichte: die Spanier haben auf ihnen nicht annähernd so festen Fuß gefaßt wie auf den Philippinen und Marianen, und so haben wir es hier noch mit einem verhältnismäßig freien Volk zu thun, das auch seine religiösen Anschauungen und Gebräuche sich noch ziemlich erhalten hat.

Chamisso berichtet:

„Nach den verschollenen Entdeckungen von Saavedra 1528, Villalobos 1542 und anderer; nach der Entdeckung der Karolina (Cap?) durch Lazeano 1686, sammelte auf den Philippinen der Jesuit Paul Clain 1697 die ersten bestimmten Nachrichten über die Inseln, die nachher Karolinen genannt wurden, von Eingeborenen dieser Inseln, welche der Sturm auf eine der Philippinen verschlagen hatte.“

„Der Missionseifer erwachte. Verschiedene Schiffe werden in Manila ausgerüstet, die ein den Völkern freundliches Geschick, deren Glück und Unabhängigkeit bewahrend, von ihrem Ziele abhält. Endlich landen die Väter Cortil und Duperon auf Sonzorol, einer der Karolinen. 1710. Wind und Strom entfernen alsbald das Schiff; die Missionare sind verlassen und vereitelt wird jede fernere Unternehmung, ihnen zu Hilfe zu kommen.

„Der Vater Jean Antoine Cantova sammelt auf Guajan von dorthin verschlagenen Inselanern der Karolineninseln die vollständigsten Nachrichten über diese; sein Herz entbrennt, das Evangelium auf ihnen zu verbreiten. Endlich gelingt es ihm, an die Völker der Inseln gesandt zu werden. Er wird 1731 mit noch einem Vater nach einer derselben gebracht, und es wird eine Mission auf ihr begründet. Sein geistlicher Begleiter machte eine Reise nach den Marianen; als er mit neuer Hilfe 1733 wiederkehrt, findet er die Stelle, wo die Mission gestanden, verheert und verödet. Er eilt nach Manila zurück und von einem Gefangenen, den sie entführten, erfährt er nun, daß zehn Tage nach Entfernung des zweiten Vaters Cantova und seine sämtlichen übrigen Begleiter von den Eingeborenen getötet worden seien. Also endigt die Geschichte der Missionare auf den Karolinen.“

Chantisso's hauptsächlichster Gewährsmann für diese geschichtlichen Daten ist auch hier der bereits mehrerwähnte Fra Juan de la Concepcion.

\*

Das ist ein kurzer, bruchstückweiser Rückblick in die weitere und nähere Vergangenheit eines Flecks Erde, auf den heute aller Augen sich richten, den Schriften eines deutschen Dichter-Gelehrten entnommen.

Ruhte es da nicht so kommen, wie es kam und noch kommen wird?

Hauptmann Hutter.



## Litterarische Berichte.

**Johann Wolfgang v. Goethe.** Von Julius H. P. a r a h a u s. Mit Goethes Bildnis. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Der Verfasser, der schon früher eine größere Arbeit über Goethes italienische Reise erscheinen ließ, hat es verstanden, den gewaltigen Stoff eines reichen, langen Lebens auf den verhältnismäßig kleinen Raum von 312 Seiten zusammenzudrängen. Er ist ein begeisterter Goethe-Verehrer und hat sich sehr gut in die Goethe-Litteratur eingearbeitet. Das zeigt sich überall. Diese Goethebiographie, die erste wohlfeile, schließt sich würdig an Gottschalls Schiller-Biographie desselben Verlags an. E. M.

**Geschichte des Minnefangs.** Von Dr. Edward Stillebauer, Privatdozenten an der Universität Lausanne. Weimar, C. Felber, 1898. 298 Seiten.

Vorliegende Arbeit ist keine neue wissenschaftliche Untersuchung, wie der Verfasser in Nr. 20 des „Litt. Centr.-Bl.“ d. J. selbst erklärt, sondern eine Zusammenfassung der vorhandenen Litteratur. Daran hat es allerdings bis jetzt gefehlt, und darum hat sich Dr. Stillebauer mit seiner Arbeit entschieden Verdienst erworben. Nur hat er leider die Litteratur seit 1888 absichtlich unberücksichtigt gelassen. Auch scheinen die mittelhochdeutschen Texte nicht immer korrekt abgedruckt. tm.

==== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ====

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

==== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unentgeltlich eingereicherter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einreichung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ====

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von  
**Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 Pf.

**Inhalt:** Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Siebt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allgemein lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage unerdingt Stellung nimmt.

## Die Mottenpflanze

Hält sich im Zimmer Jahre lang; sie beherrscht mit ihrem großen breiten Blättern bald ein großes Fenster, und wenn man einige solche Blätter abbricht, im Schatten trodnet und in die Welt werft, Wäse und Kleider lost, läßt sich keine Motte mehr finden. Die lästigen Fliegen meiden gänzlich das Wohnzimmer, wo sich eine große Mottenpflanze befindet, denn den eigentümlichen, moschusartigen Geruch der Blätter können sie nicht ertragen. „Ich habe unlängst einige Mottenpflanzen“ gesehen.“ schreibt ein Blumenfreund, „mit herrlichen langen Blumentripen, wie himmelblaue Salben blühend, schicken Sie mir sofort ein Duzend, diese gefallen mir.“

Die Blätter üben eine auffallende Heilwirkung aus gegen die Gicht, man braucht nur eine Hand voll Blätter abends um den gichtischen Fuß oder die Hand zu legen und in kurzer Zeit — meist bis anders Tages schon, ist das Leiden gehoben.

In Frankreich werden Tausende von Pflanzen gezogen zur Gewinnung des kostbaren „Vatouli-Parfums“. Cultur wie Geranien, im Sommer viel Wasser, zur Winterzeit wenig. Bekende fruchtige Pflanzen das Stück für 50 Wg., 12 Stück für 5 Mk., Frühen Samen die Portion 60 Wg. und 1 Mk., leimt sehr schnell und erzeugt urfrüchtige Mottenlöcher.

**Albert Fürst in Schmalhof,**  
Voss Wilsbolen, Niederbayern.

## Dr. Ritscher's Heilanstalt

für Nerven-, Frauen- und chronische innere Kranke

### Lauterberg (Harz).

Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

**Dr. Otto Dettmar.**

## Psyche, Character,

die feinsten u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einzelnend. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissensch. Psychographologie P. P. Liebe, P. F. Augsburg i. Bitte, Beding., auch Brosch. (96 S.) kostenlos zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. I. vielj. vorn. Ausüb. m. Praxis deplac. Nobl. oblig.



**NUR das denkbar Beste  
husschaffen aller Art**

wenigstens billigen Preisen die  
N. Burgsmüller, Kraienstein Nr. 116.  
Kthochf. Referenzen grat. u. fr.

in Wittenberg, Markt, Wein, Obst.  
K. L. 10. Graz.

## Original-Einbanddecken

zur

# „Deutschen Revue“.

Den geehrten Abonnenten auf unsere „**Deutsche Revue**“ empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unserer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

## Original-Einband-Decken

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

**Preis pro Decke 1 Mark.**

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1899 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden, ferner die Decken zum ersten und zweiten Band (Januar- bis Juni-Heft 1899), und ebenso liefern wir auf Bestellung auch jetzt noch die Decken zu den Jahrgängen 1894—1898.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Heft ein Bestellchein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden sollte, durch welche unser Journal bezogen wird.

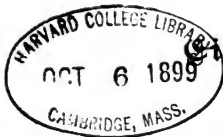
Die verehrlichen Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch direkt von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung geliefert.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

**Deutsche Verlags-Anstalt.**







Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Luisa Lüdemann . . . . .	1
Franz Ferdinand Beilmüller . . . . .	15
Prof. Wilhelm Soerster (Berlin): Strenge Wissenschaft und freie Mitarbeiterschaft in der Naturforschung . . . . .	35
Carl Emil Doepler d. Ae. . . . .	41
Senator John C. Morgan . . . . .	71
General James Grant Wilson, D. C. L.: Aus ungedruckten Briefen G. Bancrofts . . . . .	74
Rußland und der Feldzug von 1849. (Aus St. Petersburg.) . . . . .	85
Privatdozent Dr. Otto v. Sacherer in München: Der Einfluss der Beleuchtung auf unser Sehorgan . . . . .	92
Dr. Wilhelm Kienzl . . . . .	101
Sir Dyce Duckworth, M. D. L. L. D., Arzt und medizinischer Leiter am St. Bartholomew-Hospital und Ehrenleibarzt Seiner königlichen Hoheit des Prinzen von Wales: Die Humanität in den Hospitälern . . . . .	108
Louise v. Kobell . . . . .	111
Berichte aus allen Wissenschaften . . . . .	118
Länder- und Völkerverkunde: Bruno Beheim-Schwarzbach: Eindrücke in Südafrika. . . . .	128
Litterarische Berichte . . . . .	128
Der neue Gott. Von Julius Hart. — Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Von Michael Bernays. — Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich v. Pöschinger. — Im Lebensdrange. Roman von Elisabeth Dauthendey. — Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung. — Die ethischen Grundlagen. Zehn Vorträge. Von Theodor Lipps. — Hannoverscher Courier 1849 bis 1899. Feitschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Zeitung von Dr. Otto Rungemüller. — General Della Rocca 1807-1870. Lebens-erinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers überseht und bearbeitet von L. v. Bodenhausen. — Die Schnujacht. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. — Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. Von Dr. A. Buchenberger, Präsident des Großherzoglich badischen Finanzministeriums. — Die Philosophie Friedrich Niehsches. Von Henri Lichtenberger. Eingeleitet und überseht von Elisabeth Förster-Niehsche. — Liebe. Novellen von Marie zur Megebe. — Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts. Von Dr. Hermann Schell, Professor der Apologetik und vergleichenden Religionswissenschaft an der Universität Würzburg. . . . .	127
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	127

Verlag Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweispaltige Kuponreife-Zeile  
 ober dem Raum kostet 40 Pfennig.  
 — Bei Wiederholungen einer Anzeige  
 entsprechender Rabatt.

# Anzeigen.

Anzeigen-Konsum bei allen Nummern-  
 Expeditionen und bei der Deutschen  
 Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen  
 in Stuttgart, Redakt. 121/23.  
 Jahres-Abonnement für ganze Seiten, alle in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

# Le Monde Moderne

5, Rue Saint-Benoit — PARIS

est la **REVUE FRANÇAISE**  
**La plus Complète et la plus Illustrée**  
 — Pour l'apprécier —

demandeur par carte postale un spécimen complet  
 qui sera envoyé **GRATUITEMENT**

## „Die Waffen nieder!“

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von  
 Bertha von Suttner 8. Jahrgang. M. 1,50 pro Quart., durch die Post,  
 jede Buchhandlung u. E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!  
 Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völker-  
 versöhnung! Völkerrecht!**

**Psycho, Character,**  
 die feinsten u. tiefsten Züge etc.  
 analysiert auf Grund einzelnod.  
 Handschriften: der Entdecker u.  
 Meister d. wissenschaftl. Psycho-  
 graphologie P. P. Liebs, P. F.  
 Augsburg i. Bittu, Beding.  
 auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu  
 verl., da vorherig Honorar u.  
 Retourport. l. viel. vorn. Ausüb.  
 m. Praxis depiac. Nobl. oblige.

**Dr. Ritscher's Heilanstalt**  
 für Nerven-, Frauen- und chronische  
 innere Kranke  
**Lauterberg (Harz).**  
 Das ganze Jahr besucht. Prospekta.  
**Dr. Otto Dettmar.**

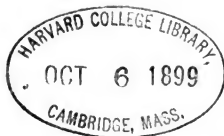
**Billige Romane.** Verzeichnis hierüber  
 auf Verlangen kosten-  
 frei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.  
 Ideal ködnes Schloß inmitten Park, Wald, Wein, Ob-  
 gut, Wien u. f. 200 M. verkauft. **M. L. 10. Graz.**

## Bad Wildungen.

Das im Wandel vorkommende angebliche **Wildunger Salz** ist ein künstliches, zum Teil auslösliches Gips. Eschrieben  
 gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Sachlogerhaus** und **Europäisches Hof** erbetigt:  
 Die **Inspektion der Wildunger Mineralquellen Actien-Gesellschaft.**

**Dr. Emmerich's Heilanstalt**  
 für **Nerven- und Morphinum- und Kranke**  
 Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang  
**Baden-Baden**  
 Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und  
 Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. 11. verm. und verb. Auflage.  
 Dirgt. Arzt: **Dr. Emmerich.** 2 Aerzte.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“**  
 Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit  
 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von mind  
 Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zu-  
 Einzelpreis einer Flasche v. 2/1. 75 Pfz. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rheinh.)



## Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche einer Großfürstin von Rußland.

Nach den Aufzeichnungen eines verstorbenen Verwandten.

Mitgeteilt von

Luise Lüdemann.

### E i n l e i t u n g.

Peter der Große (1682 bis 1725) ragte gleichzeitig als Mensch und Fürst in seinem Jahrhundert als eine außerordentliche Erscheinung hervor. — Mit großer Liebe hing Peter an seiner Mutter Natalia (Tochter des Adligen Karißchin, zweite Frau des Alexei Michailowitsch), und diese, die Peters Empfänglichkeit für das schöne Geschlecht erkannte, veranlaßte ihn, sich schon im Jahre 1689 mit Eudoxia Lapuchin zu vermählen. Aus dieser Ehe, die Peter später löste, da ihn Eudoxias kalter Sinn nicht auf die Dauer fesseln konnte und das kluge Weib sich auch in Regierungsangelegenheiten geltend zu machen suchte, ging ein Sohn, Alexei, hervor. Alexei, der unter dem Einflusse zarenfeindlich Gesinnter als Gegner seines Vaters großgezogen wurde, bereitete dem Zaren manchen bitteren Verdruß. Um auf den Sinn seines Sohnes einzuwirken, gab Peter die Vermählung Alexeis mit einer ausländischen Fürstentochter zu, obgleich es gegen die Landesitte verstieß, eine künftige Zarin unter den Fürstentöchtern des Auslandes zu wählen. Von dieser Gemahlin Alexeis, der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Blantenburg und Braunschweig-Wolfenbüttel (1694 bis 1731), 1711 mit Alexei Petrowitsch vermählt und angeblich 1715 verstorben, rühren folgende Tagebuchblätter her:

Torgau, den 23. Oktober 1711.

Seit zwei Tagen erwarte ich den Zaren und den Prinzen, dessen Hofstaat mich hier in Empfang nahm. Der Großfürst soll ein schöner Mann sein; ich fürchte, er ist zu jung für mich, da er kaum einundzwanzig Jahre vollendet hat. Niemand sagt mir, ob er mich liebe, ob er mit Widerwillen auf diese Verbindung sieht; aber ich kann mich einer trüben Ahnung nicht erwehren, da er die Braut warten läßt. Man erzählt Handlungen voll Mut und ritterlicher Kühnheit von

ihm; das ist es, was wir Frauen lieben. Gott gebe, daß er mutig sei, ohne wild zu sein. Denn meine Sanftmut ist wenig geeignet, der Wildheit Zügel anzulegen.

Mit welchen Gefühlen habe ich mein stilles Braunschweig verlassen! Mit welchen Gefühlen scheid ich von Deutschland? Mit welchen Gefühlen erwarte ich meinen ungelanteten Bräutigam; Braunschweig und Moskau — wo soll ich die Vermittlung finden? Ich wollte, ich wäre eines Bürgers Tochter und dürfte in Deutschland bleiben! Ich wollte, ich gehörte den Ständen an, die keine Ahnung davon haben, auf wie viele Dinge eine Fürstentochter Verzicht leisten muß. Was hilft mir das Blut der Welfen, was nützt mir die Aussicht auf einen Kaiserthron, wenn ich nicht glücklich bin? Was sagt mir der Schwarm, wenn ich mich einsam fühle? Was gilt mir der Glanz, wenn ich nach der Stille Verlangen trage? — Nicht einmal eine Wohlthat, eine echte, wahre Wohlthat, kann ich mit eignen Händen thun, und die fremden Hände fangen mir den süßesten Dant weg! Ich wollte, ich wäre eines Bürgers Tochter! Was soll ich erwarten? Jede Braut kennt doch wenigstens das Porträt ihres Bräutigams; ich nicht — so schnell, so überraschend ist alles gekommen.

Den 24. Oktober.

Der Prinz ist endlich da. Ein großer, schöner Mann! — Ob ich ihn werde lieben können? Er ist mein Bräutigam, und die Gewohnheit thut viel. Er soll einige seltene Kenntnisse besitzen und in seinem Hofstaat den Wunderarzt mit Glück machen, so jung er auch ist. Deutsch versteht er wenig, und französisch spricht er noch schlechter als ich. Unjre Unterhaltung war nicht sehr lebhaft und wird vielleicht nie geistreich werden. Die Gräfin Königsmark aber hoffe ich mir zur Freundin zu machen, wenn sie erst aufhören wird, mich „Kaiserliche Hoheit“ zu nennen. — Der Zar ist in der That ein bewundernswürdiger Mann, ein Riese seines Geschlechts und dabei so sanft, daß er mich mehrmals am Tage zu sich emporhebt, mich sein Töchterchen nennt und mir Lehren giebt. Katharina ist eine schöne, sanfte Frau, scheinbar ohne allen Ehrgeiz und ohne Gefühl ihres Einflusses. Die Art, wie sie alle die unglaublichen Veränderungen ihres Standes<sup>1)</sup> trägt, zeugt für ihren seltenen Verstand. In den sanftesten Tönen spricht sie stets sehr entschlossene Gedanken aus; man sieht ihr den Mut an, mit dem sie den Zar am Pruth 8. bis 10. Juli 1711 aus türkischer Gefangenschaft rettete und zugleich die unbefieglige Milde, die ihren heftigen Gemahl von so mancher Uebereilung zurückhält. Man muß sie lieben, diese seltene Frau; denn selbst indem sie mich liebkost, scheint sie sich zu mir herabzulassen. Der Prinz ist schlant; sein kleines, blaues Auge blinkt; sein Mund ist hübsch, seine

<sup>1)</sup> Katharina (Alexejewna) war Livländerin von ungewisser Herkunft und Geburt. Sie wurde vom Propste Glück zu Marienburg mit seinen Kindern erzogen und nach der Einnahme von Marienburg mit dieser Familie gefangen genommen. Obwohl schon 1701 mit einem schwedischen Tragoner verheiratet, folgte sie doch willig Peter dem Großen, der sie bei Renskilow kennen lernte.

Nase ist klein und platt und seine Stirn hoch und kahl. Lächeln kann er nicht, wenigstens redete er mich mit so steifen Gesichtszügen an und rückte und drückte an den Worten umher, als er mich seine „*chère épouse*“ nannte, daß ich aus einer Verlegenheit in die andre fiel. Zärtlich ist er nicht; doch das haben die Männer nicht nötig, um liebenswürdig zu sein. Gegen seine Umgebung fand ich ihn rauh. Es ist kein sonderliches Zeichen, daß man ihn fürchtet und doch hinter ihm her redet.

\*

Den 25. Oktober.

Heute morgen war mein Verlobungs-, heute abend ist mein Hochzeitstag. Wenn ich an die lärmenden Hochzeiten unsrer Bürgerfamilien denke oder an das glänzende Fest meiner ältesten Schwester, der Kaiserin, <sup>1)</sup> so scheint mir meine Hochzeit recht traurig und ärmlich. Vielleicht wird dies in Moskau nachgeholt, wie mir die Gräfin versichert. Ich fürchte mich schon recht davor. O, niemand würde uns Fürstentöchter beneiden, wenn man wüßte, wie wenig nach unserm Gefallen geschieht und wie wir nur zu sehr die Sklaven von Sklaven sind! Das „Wissen“, finde ich überhaupt, ist doch die beste Schutzwehr gegen den Neid.

\*

Den 27. Oktober.

Vorgestern morgen erschien der Prinz mit seinem Gefolge in meinem bescheidenen Kabinett. Er war in der Uniform seines Dragonerregiments, die ihm recht gut stand, und kündigte mir an, daß heute der von seinem Vater bestimmte Tag und alles zu der Feierlichkeit bereit sei. Weiter sagte er nichts, sei es, daß ihm der Ausdruck fehlte, oder daß die Zärtlichkeit wirklich in seiner Seele keinen Platz habe. Ich fühlte nur, daß heute der Tag wäre, der mich für immer von meinem Vaterlande und von meinen Lieben trennte; daß ich nach Osten ziehen müsse und keiner der Meinigen, nicht einmal meine liebe Liching oder meine gute Amme, nicht einmal mein treuer alter Kammerdiener mich begleiten wird; denn von heute an treten die Russen den Dienst bei mir an.

Ich weiß es der guten Katharina Dank, daß sie mir wenigstens die Königs-<sup>2)</sup>mark zugeordnet hat. Alle übrigen sind mir jetzt noch fremd und werden es wohl immer bleiben. Die Gräfin indessen ist eine außerordentliche Frau von bewunderungswürdigem Geiste. Sie spricht deutsch, schwedisch, französisch, italienisch, englisch, lateinisch und russisch, spielt die Laute und die Gamba zum Entzücken, singt und komponiert, dichtet in drei Sprachen, malt wie Correggio, kennt die Geschichte aller Staaten und Höfe und ist dabei die liebenswürdigste,

<sup>1)</sup> Kaiser Karls VI. Gattin.

<sup>2)</sup> Aurora Gräfin Königsmark, 1668 zu Stade geboren, war 1692 und in den folgenden Jahren als vielgepriesene Schönheit am Wolfenbüttelschen, Hannoverschen und Dresdener Hofe bekannt. Der Zarewitsch, als Verlobter der Tochter Ludwig Rudolfs von Blankenburg suchte die Gräfin in Quedlinburg, gelegentlich eines Besuchs bei der Herzoglich Braunschweigischen Familie, auf und veranlaßte sie, ihm und seiner Gemahlin nach Rußland zu folgen.

wichtigste, anspruchsfloheste Gesellschafterin. Der König von Polen begegnet ihr, ungeachtet ihrer Trennung, mit der Huldigung, die einer Königin gebührt. Sie aber ist so bescheiden, als wenn sie ihre Macht und ihr Vermögen gar nicht fühlte. Anmaßend sind doch regelmäßig nur die Unwürdigen. Der wahre Wert erkennt stets den höheren.

Der Großfürst trug große Reiterstiefel, mit denen er mich alle Augenblicke trat. Er entschuldigte sich kaum, wenn er mir wehe that. Von der griechischen Rede des Popen verstand ich natürlich nichts, so schön sein Gesang auch war. Bei der Rede des deutschen Pastors gab der Großfürst starke Zeichen der Ungebuld. War es eine liebende Ungebuld? Ach — ich wage es kaum zu glauben! — Nach der Zeremonie erschien der Zar, der sich inzwischen mit Leibniz eingeschlossen hatte, hob mich wieder zu sich empor und sagte mir halb ins Ohr: „Sei, was du sein willst, ganz!“ Diese Worte werden lange bei mir nachklingen. Gestern war mein Leudemain (in diesem Sinne Nachfeier der Hochzeit). Der Prinz war am Morgen recht zärtlich — ich habe ihm unrecht gethan. Er kann es sein, und er ist es, ein schöner, lebenswürdiger Mann, wenn ihm auch die Anmut fehlt. Bei Tafel umarmte er mich mehrere Male. Seine Umgebung legt ihm wenig Zwang auf, selbst die seines Zaren und Vaters. Am Abend sah ich ihn nicht — er ließ sich entschuldigen. Heute morgen war er, ich glaube infolge eines Raufsches, verstimmt. Wir reisen morgen früh ab, und ach — ich lasse alle die Meinigen zurück, sogar meine gute Amme. Nicht einmal meinen Namen habe ich behalten dürfen: man hat mich „Sophie“ umgetauft. Die Königs-march bedauerte mich; aber sie verwies mich auf ein Reichsgesetz, und nach vielen vergeblichen Bitten mußte ich gehorchen. „Wenn ich Zarin sei,“ hieß es, „könne ich sie kommen lassen.“ Der Zar und seine Gemahlin werden uns in der Entfernung einer Tagereise folgen.

\* Königsberg, den 23. November.

Die Reise geht langsam, und ich mache sie zum Teil in Gesellschaft des Großfürsten. Alexis steigt öfter bei mir ein. Er findet viel an mir zu tabeln und hat mir einmal gesagt, ich sei zu klein für ihn. Das hat mich verwundet. Nicht einmal meine Gestalt, die viele hübsch nannten, gefällt ihm; von meinem Geiste, meiner Seele ist gar nicht die Rede. Meine Bescheidenheit findet er lächerlich, meine Art, mit den Leuten umzugehen, unwürdig. Ich hat einmal für einen Diener, der etwas Geringes vergessen hatte und den er strafen ließ. O, diese russischen Strafen sind so hart, und dies Volk ist so gleichgültig dagegen! Ich werde nie wieder bitten. — Der Zar bleibt hier zurück, während wir weiter reisen. Ich verliere ihn ungern aus dem Auge, daß sich an dem Anblick des großen, gewaltigen Mannes erfreut. Und dann scheint seine Gegenwart doch auch ein Zügel für Alexis zu sein.

\* Wilna, den 1. Dezember.

Ein fürchterliches Schauspiel ist es, den Prinzen im Jortu zu sehen. Möchte ich lieber erblinden, als noch einmal Zeugin eines solchen Ausbruchs zu sein! Er ist

völlig tierisch. Er beißt, er tritt den Gegenstand seines Zorns, Mensch oder Sache, mit Füßen, er schäumt und kennt sich selbst nicht mehr. Weh mir, richtete diese Majerei sich einmal wider mich! — Sein Vater ist auch zornig und heftig; aber wie sanft, menschlich und mild ist er auch wieder! Er ist ein Mann wie ich keinen zweiten kenne. Wenn er auftritt, so scheint der Erdkreis zu beben, und wenn er in einer heftigen Bewegung seine Dubina schwingt, so zagen selbst die mutigsten Männer, wie Münnich und Scheremetiew. Die Huldigungen der Beamten, der Großen, des Hofstaats und was uns an der Grenze entgegen kam, sind mir entsetzlich. Ich atme nur frei in der großen Natur. Der Prinz behandelt alle diese Leute schlimmer denn Sklaven. Er schlägt, die ihm mißfallen, geradezu. Ich lerne Rußland allmählich kennen. O, welch ein Land! Wie ungleich meinem lieben Vaterlande! Welch ein Volk! Verschmitzt und sinnreich und doch ohne Gefühl von Männerwert; mutvoll und doch feig; sanft und doch wild! Und das Land so flach und so wild wie das Volk. Je mehr ich mich dem Ziele meiner Reise nähere, je ängstlicher wird mir zu Sinne. Wie viel Land liegt nun schon hinter mir! Das Betrübteste aber ist mir, daß der Prinz keinen seiner Verwandten liebt. Den Zaren haßt er und zeigt seinen Haß, jeßt, da wir ihn verlassen haben, unverhohlen. Seine Stiefmutter verabscheut er und wütet bei dem Gedanken, daß sein Vater sie zur Zarin erklären könnte. Ihre Kinder sind ihm ein Greuel, und von seiner Mutter will er nichts wissen, weil sie sich geduldig nach Susdal hat verbannen lassen.<sup>1)</sup> Der Zar soll ihn, wiewohl in beständigem Streit mit ihm, doch lieben, und ich habe bemerkt, daß er ihn oft mit Blicken einer erzürnten Liebe betrachtet. Er spricht nie über ihn; nur einmal sagte er mir: ich solle sein Herz zu verwandeln suchen, sein Verstand sei gut, den habe er von seiner Mutter. —

\*

Moskau, den 22. Dezember.

Heute sind wir in den Kreml eingezogen, und Fest folgt nun auf Fest, obgleich die Nachfeier meiner Hochzeit bis zur Rückkehr des Zaren verschoben ist. Ich glaube mich in Asien, Moskau ist, wie ich mir Bagdad dachte, als ich „Tausend und eine Nacht“ las. Dies Weihnachtsfest ist ein arabisches Fest, und Alexis ist mein Sultan. Ich sehe das Reich der Umgestaltung um mich her; alles ist mitten im Bewegen, und selbst an diesem Ort, den der Zar nicht leiden kann und den er aufgegeben hat, ist nichts an seiner alten Stelle geblieben. Wie muß das erst in seinem geliebten Petersburg aussehen! Ich habe in Trepkoi die Mutter meines Gemahls, Helena, gesehen. Eine sanfte, verständige Frau, die mir an den Ränken unschuldig zu sein scheint, die in ihrem Namen geschmiedet wurden. Der Zar, wiewohl von ihr getrennt, erweist ihr viel Achtung, und sie selbst nennt Katharinen seinen Schutzgeist.

\*

<sup>1)</sup> Eudoxia wurde im Protowstkyloster in Susdal unter dem Namen „Helene“ als Nonne eingeleidet.

Den 1. Januar 1712.

Heute mußte ich abermals Zeuge sein, wie sehr der Zorn meinen Gemahl entmenscht, und, was schlimmer ist, ich selbst war die unschuldige Urheberin dieses Schauspiels. Beim Austritt aus meinem Zimmer hatte ich eins meiner Armbänder, das sich aus dem Schloß gelöst hatte, verloren; es war ein Geschenk des Prinzen. Der junge Graf Mons fand es, und galant, wie er ist, brachte er es mir nach. Da er mich nun eben in dem großen Korridor erreichte, kniete er vor mir nieder und überreichte mir das verlorene Bracelet. In diesem Augenblick trat der Prinz aus seinem Gemach, sah Mons in seiner seltsamen Stellung und stürzte auf ihn zu. Er stieß ihn vor die Brust, daß er unsant, riß das Armband aus seiner Hand und zertrat es mit einem Tritt in hundert Trümmer. Nicht zufrieden damit, schwor er Mons Rache zu, befahl mir, mein Zimmer nicht zu verlassen, jagte die Kammerfrau, welche mir das Armband umgelegt hatte, aus dem Dienst und ließ selbst die Wachen, welche auf dem Korridor unfreiwillige Zeugen dieses Auftritts gewesen waren, unter meinen Fenstern mit Knutenhieben bestrafen, so daß ich die Wehklagen der Armen mit anhören mußte. Alle meine Bemühungen, ihn zu besänftigen, waren umsonst. — Ob ich nur Feinde und Berkleumder bei ihm habe? Seine große Kälte gegen mich läßt mich das fast fürchten!

Den 16. Januar.

Helena ist leider nach Suzdal zurückgekehrt, und Alexis, der mir seine letzte Hefigkeit abgebeten hatte, hat mich nun plötzlich und fast ohne Abschied verlassen, um auf sein Schloß zu Preobraschenskoj zu gehen. Man sagt mir, er werde vor der Rückkehr des Zaren nicht nach Moskau kommen. Warum? weiß ich nicht!

Die Festlichkeiten sind vorüber, und um mich her ist es nun still, und es wäre oft einsam, wenn meine teure Königsmaut nicht bei mir wäre. Die Feste gefielen mir nicht. Die rohe Verpottung der Andersdenkenden in dem Feste der Wahl des Akerpapstes mißfiel mir sogar im höchsten Grade, wiewohl der Hof sich sehr daran erfreute und der Zar es erfunden hat. Ich fühle mich tagelang oft sehr unwohl. Alles ist so fremd um mich her; ich verstehe nicht einmal die Sprache, die um mich her ertönt, und lese auf jedem Gesichte Verlegenheit, wenn man mit mir spricht. Die Mutter Helena allein verstand mich, nächst meiner Königsmaut und dem treuen Mons. Alle übrigen muß ich erraten.

Den 1. Februar.

Die Gräfin sieht mich oft mit tiefbekümmerten Blicken traurig an; aber sie sagt mir nichts. Alexis kommt nicht und schreibt auch nicht — ich fühle, daß ich ihm gleichgültig bin, und man fängt an, trotz meines Verbots, mir entsetzliche Geschichten von seinen Ausschweifungen in Preobraschenskoj zu erzählen. Schaffirrow ist sein Vertrauter und soll die Anschläge machen. Mein Herz versagt dem Gehörten Glauben, so entsetzlich ist es!



Den 18. Februar.

Heute traf der Zar ganz unerwartet ein, und morgen ist, wie ich höre, die feierliche Proklamation seiner Gemahlin zur Zarin von Rußland. Neue Feste, die mich nicht erfreuen werden! Ein seltsames, unbekanntes Uebelbefinden stört oft meine Nachtruhe.

\*

Den 19. Februar.

Ebenso unerwartet wie der Zar, erschien heute Alexis in meinem Kabinett. Ich lag im Bett. Er sprühte Feuer und Flammen, wahrscheinlich über den Entschluß seines Vaters, das heutige Fest und den väterlichen Befehl, demselben beizuwohnen. Sein Zorn suchte nach Vorwürfen gegen mich — er überschüttete mich damit und weshalb? Weil ich ihm nicht nach Preobraschenskoj gefolgt sei. Das ist hart; denn er hatte mich ja verlassen und sogar meine Equipagen weggeschickt, so daß ich nicht folgen konnte. Ich weinte und ersticke in meinen Kissen. Aber sein Zorn ließ sich nicht erweichen. Er tobte und schwur, daß er mich nach diesem Zeichen von Lieblosigkeit nicht mehr als seine Gattin betrachte. Ja — er drückte die Kissen wütend über mich und verließ das Kabinett. Später hörte ich, daß er Moskau spornstreichs verlassen und dem Zaren durch Mons habe melden lassen: er liege krank in Preobraschenskoj. Man soll ihm hinterbracht haben, der Befehl in Moskau zu erscheinen, sei mein Wort, ich habe ihn bei dem Zaren ausgewirkt. Jetzt zittere ich vor dem Unwillen des Zaren, wenn Alexis bei dem heutigen Feste fehlt!

\*

Den 20. Februar.

Der Großfürst ist gestern nicht erschienen. Der Zar war wütend, als Mons ihm die Meldung brachte. Er schlug ihn mit seiner Dubina und erließ sogleich einen Befehl, der den Prinzen für ein Jahr lang auf vierzig Werst von der Hauptstadt verbannt. Vielleicht hat Alexis dies eben gewünscht. Denn ohne mich wieder zu sehen, ohne mein Billet zu öffnen, ist er sogleich bei Empfang dieses Befehls nach seinem Lustschloß Stresina bei Charkow abgereist. Der Himmel weiß, ob und wann ich ihn wiedersehen werde!

So wohnte ich denn dem Vermählungsfeste des gestrigen Tages als Witwe bei und sah seinen Glanz und seine Roheiten mit feuchten Augen an. Welche verlassene Lage! Der Zar liebt mich, Katharina schmeichelt mir und nennt mich ihr liebes Töchterchen, aber mein Gemahl hat mich verlassen und — es ist kein Zweifel — er haßt mich. Wenn ich dem Zar die erfahrenen Beleidigungen klagte, oder wenn er sie durch andre erführe, so wäre alles verloren. Ich fürchte, es flösse Blut um meinetwillen, und an eine Ausöhnung mit Alexis wäre gar nicht mehr zu denken. O — diese wilden Männer! So sehe ich mich denn genötigt, selbst meine Thränen zu verbergen, heiter zu scheinen und Alexis zu entschuldigen, während mein Herz fast ersticken will. Der Zar war sehr zufrieden mit mir. Der große Mann fand mich völlig eingebürgert; er lobte mich; ich mußte russisch mit ihm radebrechen, und bei Tafel verlangte er mich neben sich an den kleinen

dreieckigen Tisch, wo er mir vorlegte, während seine Kinder gesondert saßen. Ich hütete mich wohl, den Namen Alexis zu nennen; aber als Katharina von der Krankheit des Thronerben ein Wort fallen ließ, sprang er von seinem Stuhl auf und stieß diesen so heftig zurück, daß er umstürzte und zerbrach. Alles erschrat; aber Katharina zeigte ihre Macht, indem sie ihren Gemahl bei der Hand ergriff und auf ihren eignen Stuhl niederzog. Er folgte ihr wie ein Kind, und sie nahm nun ruhig und würdevoll auf dem neuen Sitz Platz, der ihr gebracht wurde. Man sah, daß sie seine Retterin am Pruth gewesen war. Bei dieser Scene jubelten hundert Bojarenstimmen: „Es lebe Katharina, unsre Mutter!“ so daß der Zar sie zärtlich küßte und von nun an heiter war. — Er will im Sommer nach Deutschland, nach dem Karlsbad, und ich will ihn lieblosen, so lange, bis ich ihn begleiten darf!

\*  
Den 25. Februar.

Schrecken folgt auf Schrecken — o hätte mein Auge diesen Grausamen nie gesehen! Ich bebe bei dem Gedanken an ihn und doch — o Gott — ist er mein Gemahl!

In der Nacht — es mochte zwei Uhr sein, erweckte mich ein wilder Lärm in meinem Vorzimmer. Ich hatte nach langem Wachen von Braunschweig geträumt und mit meiner Schwester, der Kaiserin, gelost. Ich fahre auf, die Thür meines Kabinetts öffnet sich, ich sehe Mons und die Königsmark umsonst bemüht, einen Wütenden zurückzuhalten, in dem ich meinen Gemahl erkenne. Mein erster Gedanke war Furcht seinetwegen, da er dem strengen Befehl des Zaren auf diese Weise tropte. Er schien im Rausch zu sein; denn er wankte. Dennoch riß er sich von Mons los, stieß die arme Gräfin mit einem Fuße zur Erde nieder und stand vor meinem Bett. Er schäumte und war unfähig zu sprechen. Ich suchte ihn mit den Händen abzuwehren, er faßte diese und drückte sie fürchterlich zusammen; hierauf brach seine Wut los. Er nannte mich mit den fürchterlichsten Ausdrücken und schwur mir glühenden Haß; denn ich sei es allein, die seine Verbannung bewirkt habe. Er komme, um mich zu erwürgen, schrie er, und legte in der That Hand an meinen Hals. Mons sprang herzu, einige Lakaien erschienen; man überwältigte ihn, während ich ohnmächtig dalag; doch im Starrkrampf noch hörte ich seine gräßlichen Verwünschungen, seine unnachsprechlichen Flüche. Allmählich ward es still; ich hörte, daß man ihn den langen Korridor herabschleppte.

Die Königsmark weinte an meinem Bett; nach einer halben Stunde erschien Mons bluttriefend, zerfleischt, erschöpft von der Anstrengung und berichtete, der Prinz sei mit Tüchern gebunden in einen zufällig vorüberfahrenden Schlitten gebracht und sogleich auf der Straße nach Strefina fortgefahren worden.

Ich war fast ohne Besinnung; Mons und die Königsmark trösteten mich umsonst. Ich sah ein, daß ich von dieser Stunde an das Entsetzlichste zu befürchten habe. Es schien Eifersucht im Spiele zu sein; denn Alexis nannte mich mit den entsetzlichsten Namen. Die Genossen seiner Ausschweifungen mochten

ihm den Grafen Mons genannt haben. Gott weiß, wie schuldlos meine Seele ist. Ach, ich hatte, seit ich Deutschland verlassen, noch nicht die Seelenstimmung gefunden, die uns der Zärtlichkeit zuführt.

Einmal war ich vor ihm gerettet — wer bürgte mir dafür, daß die Angriffe nicht wiederkehrten? Da lag ich nun, ohnmächtig und preisgegeben den schrecklichsten Gefahren und — was das Entsetzlichsste war — ich fühlte mich Mutter! Eine solche Lage einer Fürstin kennt niemand. Niemand ahnet unsre Hilflosigkeit! — Bei wem sollte ich Schutz suchen, mir und dem unglücklichen Wesen, das ihm den Ursprung verdankte? Bei dem Zaren? Das wäre Alexi's Verberben gewesen. Katharina? Sie konnte mir nicht helfen! Ich bin völlig ratlos, vom Entsetzen umringt; verloren ohne Hilfe. — Ich will Helena um Rat fragen. Aber meine Prüfungen werden wohl noch nicht am Ende sein! Meine einzige Hoffnung ist die treue Freundschaft meiner Königsmarck, und auch zu Mons habe ich Vertrauen. Er verdient es; er war mein Retter in dieser entsetzlichen Nacht.

(Für einen Zeitraum von fast sechs Monaten blieb das Tagebuch der Großfürstin stumm.)

Das nächste beschriebene Blatt datiert vom

24. August.

Dem Himmel sei Dank, wir sind endlich versöhnt! Wie viel ich in den verfloßenen Monaten gelitten und bestanden habe, wage ich mir selbst nicht einzugestehen. Ich habe mir öfters den Tod gewünscht. Ich verlor die Lust an diesem Tagebuch, das ich für Dich, meine zarte Amalie,<sup>1)</sup> schreibe. Niemand, der die öde Lage einer Fürstin nicht kennt, vermag sich von meiner Verlassenheit eine Vorstellung zu machen. Die geringeren Stände haben im Unglück das liebende Vertrauen, die zuversichtliche Freundschaft, die Familienbände zu ihrem Trost. Ich aber, ein halbes Tausend von Meilen von den Meinigen entfernt, denen ich selbst meinen ganzen Kummer nicht mitteilen durfte; von denen, die mich umgeben, durch Sprache, Sitte und Religion getrennt, ich hatte niemand, der mich tröstete, mich verstehen konnte. Niemand — denn in der schlimmsten Zeit mußte ich selbst meine treue Königsmarck entbehren. — Die Geburt meiner Anna und der Triumphzug des Zaren haben diese glückliche Ausöhnung möglich gemacht. Es war die höchste Zeit, wenn ich nicht im Schmerz sterben sollte. — Nach dem Siege über Stenbock und der Eroberung von Finnland hat der Zar den ihm vom Senat dekretierten Triumphzug angenommen. Vorher hatte dieser ihm die nachgesuchte Erhebung zum Vizeadmiral mit dem Bescheid abgeschlagen: er habe sich zur See noch nicht so ausgezeichnet, daß er älteren Offizieren vorgezogen zu werden verdiene. Doch nach dem Seesiege von Termünde und der Eroberung von Nysslot fand der Senat sein

1) Amalie, jüngste Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Blankenburg (Sohn Anton Ulrichs), verheiratete sich 1712 mit ihrem Vetter Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern, genannt nach einem Schlosse an der Weser in der Nähe von Holzminden.

Gesuch gerecht. Der Zar war hierüber in der glücklichsten Stimmung, er war bereit, allen seinen Widersachern zu vergeben. Bei seinem Triumphzuge begrüßte ihn Romanodowsky, der Oberadmiral und Bizezar, auf dem Throne sitzend, mit dem Ausruf: „Heil dem Vizeadmiral Peter Alexjewitsch!“ und der Zar stiftete zur Erinnerung an diesen glücklichen Tag den St. Katharinenorden. Es war ein unbeschreiblich feierlicher Moment und der Triumph von Katharinas Jugend. Diese frohe Stimmung nahm ich wahr, den Verbannungsbefehl gegen den Großfürsten zurückrufen zu lassen. Mit meinem Töchterchen im Arm trat ich den Zaren an, als er mich besuchte; er glaubte mich noch im Wochenbett, und meine Stärke freute ihn sehr. Er küßte mich und seine schreiende Entelin, und kaum hatte ich Alexis Namen genannt, als er mir sagte: „Es sei gut, er werde nach Moskau kommen.“

Dies glückliche Ereignis meldete ich dem Prinzen durch einen Reitenden, und gestern habe ich ihn nach langer Trennung wiedergesehen. Ich habe ihm alles verziehen; denn was verzeiht eine Mutter nicht um ihres Kindes willen! Und er war reinig und dankbar. Gott gebe, daß er in dieser Gesinnung beharre. Er sagte mir zweimal, er habe unrecht, ich sollte vergessen, und dies Bekenntnis will bei seinem Charakter viel bedeuten. Er selbst fragte nach Monz und küßte diesen, als er erschien, auf den Mund. Er ist mit seinem Vater ausgeöhnt; er begrüßte selbst die gute Katharina mit Anstand und Wohlwollen, wie sie es verdient. — Ich bin glücklich, denn alles dies ist mein Werk.

\*

Den 12. Oktober.

Ich lehre soeben mit Alexis, meiner Königsmarck und General Weide aus jener Wunderstadt zurück, aus Petersburg. Der Zar machte den Wirt und führte uns, wahrhaft beglückt, in seiner stamenswerten Schöpfung umher. Er war sehr mild, sehr liebenswürdig und kam mir in dieser seiner Schöpfung größer, weiser und frömmere vor als je zuvor im Kreml, wiewohl seine Umgebung, seine Wohnung in der Festung, seine Lebensweise daselbst kaum die eines bemittelten Privatmanns sind. Seine Thätigkeit ist bewundernswürdig, riesenhaft, unglücklich. Die kleinste, wie die größte Unternehmung zeigt die unsägliche Kraft seines Genies, der allenthalben umherwirkt und ebenso groß im Erfinnen als geschickt in der Ausführung ist. Alle thätige Menschen sind heftig; aber seine natürliche Heftigkeit kehrt stets schnell zur Besonnenheit, zur Milde und Menschlichkeit zurück. Dort in Petersburg aber beugt sich mein Geist vor der Größe dieses Fürsten. Hier auf einer wüsten, jumpfigen Kewainel, die noch dazu dem Feinde gehörte und erst erobert ward, gründete er vor neun Jahren eine flüchtige Schanze; aus der Schanze von Ujust Elant ward in vier Monden eine Festung. Der Zar ließ daneben ein kleines steinernes Haus bauen, aus dem er den Festungsbau selbst leitete. Hierauf strömte der Handelsstand, das Gewerk, der Adel herbei. Wesentliche Gebäude, Privatpaläste ohne Zahl wurden wie im Nu gegründet, und zwei Jahre später stand die prächtige Stadt Wassilji Ostrow da. Die beiden Ufer

der Newa füllten sich mit Straßen, Märkten, Gassen, und heute zählt sein Petersburg an 30000 reiche und fleißige Bewohner. In hundert Jahren wird es deren zehnmal so viel zählen, und von hier aus wird, wenn nicht alles trügt, Europa einst Geseße empfangen. Denn der Sieg von Pultawa hat Rußland europäisch gemacht, und Peter ist der größte Mann seines Jahrhunderts.

Alexis nimmt sich vor mir in acht. Er liebt mich nicht, das ist leider klar; aber er zeigt sich dankbar und umarmt sein Töchterchen zuweilen.

\*

Den 12. März 1713.

Die Prinzessin Sophia,<sup>1)</sup> die ich in ihrem Kloster bei Twer besucht habe, ist eine Frau von großem Charakter, die nichts verhehlen kann. Der Zar selbst schickte mich zu ihr, um sie kennen zu lernen. Eine Annäherung an diese stolze Frau, die schon so viel Blut hat vergießen lassen, war jedoch nicht möglich. Sie ist klug, schön und eine starke, imposante Erscheinung, selbst noch im Schleier, und verbirgt den Haß nicht, den sie gegen den Zar hegt, ob sie gleich den Schein annimmt, als fürchte sie für ihn wegen seiner Neuerungen, die den Russen so wenig behagen als die deutsche Kleidung und die kurzen Bärte. Sie hat mich eingeschüchtert, indem sie mich kühn und ohne Umschweif aufforderte, mich mit ihr und Alexis gegen den Zar und Katharinen zu verbinden, und ich fürchte sie, ohne zu wissen warum. Gholozin ist noch immer ihr Ratgeber selbst aus der Gefangenschaft her, und ich besorge, ihre Botschaften vermehren die Spannung zwischen Alexis und seinem Vater. Könnte ich beide doch völlig ausjöhnen und meinem Gemahl Vertrauen zu seinem Zar einflößen! Aber ach — er hat ja selbst zu mir kein Vertrauen, die ihn doch liebt!

\*

Den 1. April.

Es ist richtig; er spielt von neuem den Getränkten, den Eifersüchtigen. Dießmal ist es der arme Weide, den sein Haß verfolgt. Er demütigt ihn, wo er weiß und kann, und ich besorge einen neuen Ausbruch. Sollte der Zar seine Gemahlin zur Kaiserin krönen, so fürchte ich das Aeußerste; denn sein Zorn gegen seine Stiefmutter ist von neuem furchtbar erwacht.

\*

Den 5. Mai.

Meine alte Schwäche hat mich wieder ergriffen, und ich bin recht krank. Als ich Alexis meine neue Hoffnung entdeckte, sah er mürrisch und finster auf mich herab. Sein Herz ist keiner natürlichen Freude zugänglich. Was ich liebe, das ekelt ihn an, und seine Zechgenossen Rumjanzoff und Schaffirow haben wieder so viel Gewalt über ihn als ehemals. Dürfte ich nur den Zar nach Deutschland begleiten — meine Lieben noch einmal wiedersehen — ich stürbe dann zufrieden.

\*

1) Stiefschwester Peters des Großen.

Den 12. Mai.

Die Brutalitäten des Prinzen machen jetzt einen eignen Eindruck auf mich. Seit ich Mutter bin und mich Mutter fühle, finde ich eine Entschlossenheit in mir, die mir sonst fehlte. Ich habe den Mut, ihm zu antworten und keine Erniedrigung zu dulden, keine!

Den 2. Juni.

Neues Entsetzen! Der Prinz hat mich von neuem verlassen. Er hatte einen meiner Leute peitschen lassen. Ich wollte ihm deshalb Vorstellungen machen und schickte den General Weide zu ihm, ihn um eine Zusammenkunft zu bitten; denn seit mehreren Wochen flieht er mich. Der Prinz vergriff sich an meinem Abgesandten; er mißhandelte ihn, und Weide schwor ihm blutige Rache. Hierauf erschien er bei mir; ich rebete ihn sanft an, erinnerte ihn an seine frühere Reue, seine Versprechungen, und die Königsmard warf sich ihm zu Füßen, ihn um Aenderung seines Betragens zu beschwören. Er stieß sie von sich. Ich näherte mich ihm — er schlug mich ins Gesicht, mein Blut floß; er sah es, und als wenn dieser Anblick seine Wut steigerte, nannte er mich eine Verworfenne, schwor mir den Tod, ergriff meine Stuhlfuhr, schleuderte sie gegen mich und verließ das Gemach. Ich war am Fuß getroffen, sank um und mein Blut floß durch das Zimmer. Seitdem hat er Preobrajenskoi verlassen, niemand weiß, wo er geblieben ist. Ach — nun bin ich wieder so verlassen wie sonst. O meine armen Kinder!

Den 20. Juni.

Nach jenem entsetzlichen Austritt habe ich mehrere Tage fast sterbend, wenigstens fühllos zugebracht. Der Hof glaubt mich der Entbindung nahe, und ich bestärke ihn in diesem Wahn. Von Alexis keine Nachricht! Er soll bei Sophien gewesen sein, und ich fürchte Schlimmes von dieser Zusammenkunft; denn die Großfürstin haßt die Deutschen, den Zar, Katharienen und mich. Hört er auf sie, so ist irgend eine entsetzliche Unbesonnenheit, eine blutige Katastrophe unvermeidlich. Denn der Zar wird schon über diese neue Abtrünnigkeit entrüstet sein, wenn er davon hört.

Den 30. Juni.

Welch ein starkes Band ist doch ein Kind!

Ich, die ich entschlossen war, keine Erniedrigung mehr zu erdulden, ich habe mich um unsern kleinen Anna willen bereit finden lassen, an den Prinzen zu schreiben, der in Stresina sein soll. Was habe ich ihm nicht alles vorgestellt? Wie habe ich meine Zärtlichkeit gegen ihn verschwendet? Wie habe ich ihn beschworen, bei allem, was ihm heilig sein muß! — Aber freilich ist es zweifelhaft, ob er meinen Brief nur öffnen oder ob er ihn verstehen wird. Er ist französisch, das er sich so wenig Mühe giebt zu erlernen.

Meine Seele schwant nun zwischen Furcht und Hoffnung auf und nieder.

Werden seine unwürdigen Genossen, dieser Rumjanzoff, der mich haßt, dieser Schaffirov, der allem Fremden ein geschworener Feind ist, ihn nur einen edlen Entschluß fassen lassen?

Ich liebe ihn nur noch um dieser Anna und des Befehls willen, das Gott mir geben wird; aber ich habe keine Sprache, die er versteht. Wären sie nicht, ich müßte wünschen, ihn nie wieder zu sehen. Wie angstvoll werden meine nächsten Tage sein!

\*

Den 10. Juli.

Endlich ist Antwort da und eine fast unerwartete obenein. Der Prinz befiehlt mir, bevor er mir antworten könne, eilig und ohne Aufschub nach Strefina zu kommen. Ich reise hoffnungsvoll ab. Denn wenn er mich nur spricht, so hoffe ich, daß er seine Verführer verabschieden und meine Verleumder erkennen soll.

\*

Strefina, den 14. Juli.

Alle Hoffnung hat ein Ende! Ich stürzte in den Wagen, ich flog nach Strefina, niemand begleitete mich als meine treue Königsmark; denn Wäde ist seit der erfahrenen Mißhandlung wie wahnsinnig und schwört dem Prinzen täglich blutige Rache. Ich komme an, halbtot vor Erschöpfung von dieser wilden, ruhelosen Reise. Das Schloß ist öde und leer, der Prinz hat es gestern mit allem Geolge verlassen, nachdem seine Begleiter es fürchterlich verwüftet haben. Ich fand kaum ein Zimmer zu meiner Aufnahme. Diese neue Demütigung streckt mich nieder. Ich fühle beängstigende Schmerzen und kann nicht zurück nach Moskau. — Ich muß bleiben, und der Grausame giebt keine Nachricht von sich. Ich habe nach Preobraschenskoj gesandt, zu Sophien, zu Helena. Nirgends ist er gewesen. Wie wird das enden? Ich sehe es, seine Verführer triumphieren.

\*

Den 19. Juli.

Nun ist das Aergste geschehen! Dieser Schlag war entsetzlich. Also darnach wurde ich nach Strefina gelockt? Gemordet sollte ich werden? O, ich Unglückliche! — Gestern morgen brachte der Haushofmeister des Prinzen die Schokolade. Meine Kammerfrau nahm sie ihm ab. Sie brachte sie mir — sie setzte sie mir schweigend vor mein Bett, sie wies stumm mit dem Finger auf die Tasse. Ich sah das Getränk an, es sah well und matt aus. Ich schauderte davor; dennoch nahm ich die Tasse und setzte sie an den Mund. In dem Augenblicke stürzte die Königsmark atemlos auf mich zu, schlägt mir die Tasse aus der Hand und schreit: „Um Gottes willen — vergiftet!“ Der Lohestrunk überströmte den persischen Teppich, wie vor einigen Monaten ihn mein Blut überströmte. — Weiter sah — weiter hörte ich nichts —, denn ich sank ohnmächtig vor Schreck in meine Kissen zurück. Ich hatte einen kleinen Schluck, etwa einen Theelöffel voll davon getrunken. Meine Leute sammelten sich um mich — alles war starr vor Entsetzen. Nach mehreren Stunden kam ich zu

mir. Man hatte mir inzwischen Gegengifte eingeflößt, die meine Ohnmacht verlängerten. Unter furchtbaren krampfhaften Anstrengungen gab ich das Gift von mir.

Am Abend war ich wohl, wenngleich sehr schwach. Der Haushofmeister hatte gestanden. Der freche Mensch behauptete, bloß den Befehl seines Herrn ausgeführt zu haben. Sein zu früher Triumph hatte ihn verraten und die Königsmarck zeitig unterrichtet, die mich rettete. Ach — nun erfuhr ich, daß dies schon der dritte Versuch meines Gemahls sei. Unglaublich! Das erste Mal nach dem Streit in Wilna hatte ich mit einem Glase Wein vergiftet werden sollen. Die Königsmarck hatte eine Ahnung davon gefaßt und verschüttete den Wein wie zufällig, indem sie ihn mir reichte. Seitdem hatte sie jeden Bissen sorgsam bewacht, den ich genoß. Ihre Vorsicht drohte fehlschlagen, als ich nach dem Auftritt im Kreml eine Orange genoß, die mir von Sophien geschickt worden war. Ich hatte bereits eine Scheibe gegessen, als die Königsmarck erschien, die ihr verdächtige Frucht heimlich entwendete und, indem sie sie einem Papagei zu kosten gab, an seinem schnellen Tod erkannte, womit sie getränkt war. Seit dieser Zeit erhielt ich keine Speise, kein Getränk, das nicht zuvor geprüft worden war. Dennoch schwebte hier in Strefina der Todesengel wieder über mir.

O, meine Retterin, meine Freundin, meine Königsmarck, wie soll ich dir deine Treue lohnen! Ich kann es nicht — der Himmel möge meine Schuld übernehmen! Die einzige Scheibe jener Orange war die Ursache meiner damaligen Kränklichkeit, wiewohl ich unbewußt viel Gegengift verschluckt hatte. Ohne dich aber, meine Freundin, ohne dich wäre diese leidende Gestalt nun längst schon zur Ruhe gebracht.

Den 24. Oktober.

Ich bin genesen! Nach diesen Stürmen war zu erwarten, was geschehen ist. Gott sei Dank, feuriger, inniger Dank, daß wenigstens mein Sohn lebt. O — mein Sohn,<sup>1)</sup> der Himmel mache dich deinem Vater eben so unähnlich wie deinem Großvater ähnlich; dies — o Gott — ist mein glühendes Gebet! Ich laun nicht mehr! — —

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> Peter Alexjewitsch, geboren 23./12. Oktober 1715, ward mit 13 Jahren zum Kaiser erwählt, starb jedoch am 29. Januar, nach andern am 2. Februar 1730 an den Blattern.





## Abt David.

Von

Franz Ferdinand Heitmüller.

Was vergangen, lehrt nicht wieder,  
Aber ging es leuchtend nieder,  
Leuchtet's lange noch zurück.

Goethe.

Ich hatte den Tag über im Bibliotheksarchiv, das in einer Zelle des Klosters untergebracht ist, herumgetramt und gestöbert, dem Zufall vertrauend, daß er mir etwas in die Hand spiele, das mit längst versunkener Zeiten Glanz und Herrlichkeit das Herz entzünden möchte. Eines Mannes Spur zumal hoffte ich wieder aufzufinden, dessen leuchtender Name mir während meines kurzen Aufenthaltes am Rhein wieder und wieder ins Ohr geklungen war, ein Name, der wie ein gütiger Stern zu mir drang durch der Jahrhunderte Nacht, sehnüchtiger Hoffnung ein würdiges Ziel: die Spur der Erdentage Davids von Winkelheim, des letzten Abtes von St. Georgen. Aber ich hatte wohl keine glückliche Hand heute. Ich fand nichts.

Nun war es Abend geworden.

In demselben freundlichen Erker über dem grünen Strom, in dem Herr David oft beim Wein der Zeiten schwerer Not und Heilung nachgegrübelt und, älter werdend, Glück und Leid und die schwindenden Jahre in den rasch vorbeiströmenden Rhein versinken sah, hatte unsre liebe Hausfrau den bekümmerten Dichter mit blauen Felschen aus dem See und edlem Wildbret zu erheitern gesucht — ein Mittel, das auch der würdige Abt hier in seinem Speisezimmer oft auf seine Unfehlbarkeit erprobt haben mochte. Wir — der deutsche Maler, der mit seiner Frau seit Monden schon in den alten Klosterherrlichkeiten schwelgte, ein gelehrter Herr sodann, den beiden verwandt und zugethan, und ich, dem jene die gastliche Freundespforte aufgethan hatten, — wir waren beim Wein sitzen geblieben, Sinne und Gedanken willig dem blauen Dämmer der Sommernacht und des Ortes verzauberter Heimlichkeit hingebend. Leise rauschend und seufzend floß der Rhein unter uns, und in goldig-schimmerndem Dufte war längst das Weerd des heiligen Othmar, des ersten Abtes von St. Gallen, dort drüben im Rhein versunken: Wie der schwermütige Nachhall tiefen, feierlichen Orgeltons verklang es allmählich ganz.

Und immer wieder fiel die tastende Rede, wenn sie aus ihrer träumenden Ruhe einmal aufstuh, auf den merkwürdigen Mann, der, obwohl schon über dreihundertundfünfzig Jahre im Radolfzeller Gottesfrieden wohnend, doch immer noch wie der eigentliche Herr in dem Hause, das er ausgebaut und ausgeschmückt hatte, fortlebte. Der wie in alten Tagen jeden Augenblick durch die rundbogige

Thür dort treten und sich zu uns an seinen gaisfreien Tisch setzen konnte. Eine blaue Stimmung war heraufgekommen, wie sie nur an einem gesegneten Orte sich meldet, an dem ein paar rechte Menschen zu glücklicher Stunde sich zusammengefunden haben. Menschen, deren Seelen klingen und deren Herzen in dem gleichen heiligen Feuer glühen. Die Lampe war verbannt, Stimmen der Nacht raunten über den Wassern. In einer großen Feierlichkeit lag alles Land.

Da klang Orgelton an unser Ohr. Die Hausfrau, eine Meisterin in der edlen Kunst des Singens, hatte sich heimlich davongestohlen und beschwor mit himmlischem Gebet die heilige Cäcilia, daß sie sich ihr neige voller Huld und Gnaden. Leise schlichen wir ihr nach in den weidämmernden Raum des Refektoriums; nur von ein paar Kerzen beleuchtet, hob sich die zierliche Gestalt sanft und feierlich von dem goldbraunen Hintergrund der Orgel ab. Die Töne flossen ineinander, wie ein Meer im Sturm schwoll es brausend auf, und ruhig und unruhvoll zugleich wiegte sich ihrer Stimme schillernder Klang darauf hin und her, dem Sturmvogel gleich, der sich auf Wellen schaukelt oder mit leuchtendem Gefieder und weitgespannten Schwingen einsam, jauchzend über die aufgewühlte Flut dahinjegelt. Händel, Beethoven, Schubert, Schumann, Cornelius weiheten uns Stimmung und Stunde. Unsr Herzten wurden weit, und wie vorhin der Sommertag in den dämmernden Grund des Rheins vergangen war, so versank nun unjer Ich in jene raum- und zeitlose Dämmernacht, in der die glücklichen Seelen nackt einherwandeln — aller Erdennot ledig. Und da — plötzlich — die Töne schwellen ab und verlaufen sich — drückt mich ein dumpfes Gefühl. Ich wende mich um. Ich fühle es: die frommen Schläfer alle, die da nebenan unter den eingefuntenen Steinplatten im Kreuzgang mit überstränkten Armen ruhn, haben ihre Gräber verlassen; sie drängen sich unter der Thür dort, ein schattenhaftes Durcheinander, mit verhaltenem Atem lauschend und staunend über die Fülle von Klang und Wohl laut, die sie bei den seligen Heerscharen vergeblich gesucht haben . . .

Nun sitze ich oben in meiner Zelle, der letzten im Gange, und gehe noch sinnend auf und ab und hab' meine Freude an den zierlichen Eichenblättern, mit denen alte gotische Kunst die roten Backsteinfliesen des Fußbodens geschmückt hat. Ich denke des frommen Benediktinermönchs, der als letzter diesen Raum inne gehabt und um 1529 verlassen hat — nach der Aufhebung des Klosters durch die Reformation. Ich rechne nach: das ist nun genau dreihundertundsiebzig Jahre her. Allerlei Gedanken kommen. Schlafen kann ich nicht, die Eindrücke des Tages sind noch zu mächtig. Der „See der Träume“ schwillt wieder auf — ich hab' die schwermütige Melodie seines Wogenschlags noch von vorhin im Ohr. Ver schlafene Gestalten mit toten Augen heben sich daraus hervor und sinken zurück in die Flut, als ich sie anrufe. Bunte, goldene Fäden blitzen um mich her, ich greife danach, sie zerfließen in meiner Hand — alles geht in qualmendem Nebel unter.

Endlich nehme ich ein Buch zur Hand und versuche zu lesen. Eine Flasche goldigen Waadtländers, die ich auf meinem Tisch gefunden habe, giebt Kurzweil

genug, und bald sitze ich, die duftende Zigarre zwischen die Zähne geklemmt, in tiefe Gedanken versunken da. Zuweilen läßt mich der plätschernde Brunnen unter meinem Fenster jäh auffahren. Dann gieß' ich mir jedesmal wohl von neuem das Glas voll. Als es von der Klosterskirche Mitternacht schlägt, schenk' ich mir grade den letzten Rest aus der Flasche ein. Ich denke noch, daß ich jetzt zu Bett gehen will. Der Wein ist doch schwerer, als ich glaubte, er hat mich müde gemacht. Schon sinkt der Kopf auf den Rand des Tisches. Leise höre ich noch den Brunnen aufrauschen — silbern — ganz hell — dann höre ich nichts mehr — lange nichts — — nichts . . .

\*

Eine Hand legt sich schwer auf meine Schulter.

„Schläfst du, Bruder?“

Ichfahr' auf und seh' einen Mann, den ich nicht kenne, im Ordenskleid vor mir. Es ist helllichter Tag; vor meinen Augen flimmert alles. Ich schüttle den Kopf und blick' ihn fragend an.

„Komm zu dir!“ jagt der Fremde und rüttelt mich. Und dann, als ich ihn noch immer wie eine Erscheinung anstarre, schlägt er eine Lache auf und ruft: „Wie, Franziskus? Bist du blöde geworden? Du kennst den Bruder Sodus nicht?“

„Sodus — du?“ schrei' ich nun vor Freude auf, und ich weiß plötzlich, daß wir seit Jahr und Tag zusammen im Kloster leben — und nun erkenn' ich auch meine Zelle wieder, meine Bücher an der Wand dort mit der Madonna darüber, das elfenbeinerne Kreuzifix und den Tisch mit Schreibzeug und Pergamenten in der weinbewachsenen Fensternische hier.

„Verzeih, Bruder Sodus, ich muß eingeschlafen sein,“ erklär' ich ihm und klappe den dicken Virgil, den ich auf den Knien halte, so heftig zu, daß der aufwirbelnde Staub uns eine Weile in eine dichte Wolke hüllt. Er greift nach dem Folianten, wirft einen Blick hinein und sieht mich vorwurfsvoll an.

„So heidnische Bücher liest du?“

„Ist er verboten? Virgilius?“

„Unter Herrn Hans Marti jelig hat er auf dem Index gestanden — das weiß ich, der hat ein strenges Regiment geführt —“

„Aber er ist ja tot jetzt!“ fahr' ich auf.

„Freilich, Bruder, in diesen fünfundzwanzig Jahren hat sich viel geändert. Herr David denkt ja über manches anders.“

„Ueber den Virgilius auch?“

„Danach kannst du ihn selbst fragen. Du sollst zu ihm kommen. Du hast die heilige Messe verschlafen und den Konvent,“ setzt er mit strenger Miene hinzu, und seine Stimme klingt erust und traurig.

Ich reiße die Kutte vom Thürkaken, greife nach Strick und Rosenkranz und folge dem Vorausschreitenden den Zelleingang hinunter, durch das Dormitorium zur Abstube.

Sie ist leer.

„Dann ist er schon bei Tisch,“ sagt Iodokus und eilt, mich hinter sich herziehend, die Treppe hinab zum Speisezimmer des Herrn.

Er öffnet die Thür und läßt mich allein eintreten.

Ein dienender Bruder ist gerade dabei, die Speisereise abzutragen. Er nimmt weiter keine Notiz von mir. Ich bleibe an der Thür stehen.

Herr David hat ein Fenster im Erker geöffnet und wirft Brotkrumen, die er sorgsam gesammelt hat, den Fischen in den Rhein. Die versammeln sich um die Tischzeit des geistlichen Herrn hier immer zu Tausenden. Eine Weile schaut er noch, sich fest auf die Steinbrüstung stemmend, den durcheinander Wirbelnden und Aufschnellenden in beruhigtem Frohsinn zu, dann schließt er mit einer surrenden Melodie auf den Lippen das Scheibenstück und läßt sich langsam wieder auf seinen Sitz niedergleiten.

Ich atme auf. Wenn er so still vor sich hinsummt, ist er immer bei guter Laune. Meine Zuversicht wächst. Er hat nach dem Schachzabelbuch des seligen Konrad von Ammenhausen gegriffen, das auf der Bank neben ihm lag, und klappt es nun behaglich auf. Ganz behutsam und vorsichtig, denn es ist schon arg beschädigt. Ich weiß, er liebt das närrische Buch. Wenn er sich einmal was Gutes gönnen will, läßt er sich von ihm das geliebte Schachspiel gründlich beschreiben und auslegen.

Er hat offenbar meinen Eintritt noch gar nicht bemerkt, aber irgend etwas hält mich ab, ihm meine Gegenwart anzuzeigen.

Er ist schon ganz vertieft. Zuweilen lächelt er überlegen. Die Verse des guten Konrad sind nicht weit her und meist geschmacklos, aber dafür sind sie bald zweihundert Jahre alt, und ihr Schreiber war einmal Mönch und Leutpriester in seinem teuren St. Georgen. Und ein gewaltig gelehrter Herr, wie die vielen Citate aus Cicero, Seneka und manchem andern heidnischen Herrn bezeugen. Ab und zu macht er sich Notizen. Dann wird er ganz eifrig. Er hat offenbar eine mächtige Freude daran.

Die Sonne belästigt ihn. Er blickt flüchtig auf und schiebt den letzten der rotbraunen Vorhänge nachdenklich wieder vor das Fenster, den er vorhin, als er die Fische füttern wollte, zurückgezogen haben mochte. Die andern sind alle vorsichtig geschlossen. Nun sitzt er wieder lesend da in dem rosig durchleuchteten Raum, und mir scheint, als müsse dieses beruhigte Licht gar wohl mit seines Wesens Art zusammenklingen. Dieses Licht, das noch leuchtet und ergläht, aber nicht mehr brennt in Feuer und Schlacken, sanft, milde, wohlthätig, verklärend alles, das in seinen Bannkreis eintritt. . .

Er sah frisch aus heute, fand ich und hielt mich stille, um mir sein Bild recht einzuprägen, angebräunt fast, möchte man sagen, wenn das berbe Wort sonst nicht gar so schlecht auf das feine, bartlose Antlitz zu passen schien. Und auf die Stirn schon gar nicht, denn sie war hoch und weiß und leuchtend. Das Haar, schon etwas gelichtet und gebleicht, aber noch mit dunkleren Schatten untermischt, lag gleichwohl noch wie ein schöner Kranz um das Hinterhaupt, und hätte ich

nicht gewußt, daß er die Sechzig überschritten, ich hätte ihm höchstens fünfzig gegeben. Zuweilen hob er die beringte Hand, die Fliegen, die ihn summend umspielten, zu vertreiben, — milde, ruhig, behaglich. Ein großer, goldiger Brummer war besonders hartnäckig und setzte sich ihm immer wieder mitten auf die Stirn.

Nun sah er, etwas ärgerlich, auf, als dächte er darüber nach, wie er des bunten Störenfrieds, der ihn summend umzog, möchte habhaft werden. Zwei große braune Augen, in denen noch ein Rest von Kraft und Jugend glühte, sahen mich durchdringend an. Langsam klärte sich seine Stirn wieder auf.

„Sieh da, Bruder Franziskus,“ sagte er jetzt freundlich, als er mich so befüßt dastehen sah, „der Herr segne deinen Eingang! Was hast du mir zu sagen?“

„Bruder Todokus hat mich hergeführt. Du wolltest mich sprechen, sagte er, mein Vater.“

„Ja, freilich will ich das,“ entgegnete er und machte mir ein Zeichen mit der Hand. „Komm näher, mein Sohn! Du hast die heilige Messe versäumt — gehörst du auch zu den Züricher Neuerern, die Messe und Murneln zu ihrer Seele Heil entbehren zu können vermeinen?“ Er sah nun sehr ernst aus.

Ich betrezte mich und machte ein betauerndes Zeichen mit der Hand, aber ehe ich antworten konnte, fuhr er, immer sehr ernst, fort: „Und den Konvent hab' ich deinettwegen auch abjagen müssen.“

„Ehrwürdiger Vater,“ hielt ich nun nicht länger an mich, „strafe mich, ich hab' Strafe verdient und weiß nicht, wie ich vor dir bestehen soll.“

„Hm,“ brummte er und lehnte sich behaglich zurück, „wird schon noch zu reparieren sein, der Schaden. Freilich, Ordnung und Pünktlichkeit müssen sein. Darauf hab' ich immer gehalten in meinem langen Leben und gefunden, daß es ohne diese beiden nicht geht. Auf Erden nicht und, ich glaube, auch im Himmel nicht. Nun, du bist ja noch neu in unserm Kreise. Wenn das erste Jahr um ist und du dich eingewohnt hast bei uns, wirst du auch den regelmäßigen Kreis unsers Lebens mit uns zu gehen lernen.“

Ich hielt den Blick zur Erde gekehrt, aber ich fühlte, wie er mich forschend ansah, als wollte er in meiner Seele letzte Dunkelheiten hineinleuchten. Und schon fuhr er fort, langsam und jedes Wort bedächtig festhaltend:

„Aber du siehst schlecht aus, Franziskus. Hast rote Augen statt roter Wacken, und Krähenfüße um Nase und Mund sind — gleichwie auf frisch gefallenem Schnee — noch immer Anzeichen eines wilden, aufgeregten Durcheinanders gewesen. Nicht wahr? Wer seine Gedanken und Gefühle nicht in Ordnung hat, der kann auch in seinen Tag keine Ordnung bringen. Nun,“ schloß er milder, „laß also sehen, wo uns der Schuh drückt.“

Als ich noch schwieg und keinen Anfang wußte, fing er wieder an: „Die Klosterchronik macht dir wohl Schmerzen?“ Dabei kniff er den Mund zusammen, ein leises listiges Lächeln verbarg sich schlecht genug, fand ich, in den Strichen und Falten um die zinkernden Augen her. Ich wußte, er hatte sie selbst schreiben wollen, aber das Leben hatte ihm andre Aufgaben gebracht. Er war nie dazu

gekommen und hatte auch mich immer vor allzu großen Hoffnungen gewarnt: über die Anfänge würde ich nicht viel finden, die alten Briefe und Urkunden seien meist früh vernichtet. Er mochte ein schmerzliches Gefühl haben, der Alte, als ihm die Feder entglitt, aber er hatte mir doch willig das Archiv geöffnet und seine ganze Bibliothek zur Verfügung gestellt. Und schließlich hat' ich's immer ganz natürlich gefunden, daß er ein klein wenig eiferfüchtig meinen unermüdblichen Spürsinn verfolgte, aber jetzt traute ich meinen Ohren doch schlecht, als er fortfuhr:

„Nicht zu eifrig, lieber Sohn, in Erdendingen! Sie geraten besser, wenn sie ausreisen. Du bist jung, du hast Zeit, dich auszuleben. Lebe dich aus in Gott und in der Welt, aber zuerst in Gott. Die Chronik ist für die Menschen, Messe und Marmeln aber für Gott. Daran denke, mein Sohn, und daran, daß Gott dich jeden Augenblick gehen heißen kann. Vor ihm gilt deine Chronik nichts, denn alles, was in der Zeit ist, ist nicht in Gott.“

Ich war sehr erschrocken, so hatte ich ihn noch nie reden gehört, und ich verstand ihn durchaus nicht. Sein eignes Thun, sein ganzes Leben widerlegte ihn ja! Er hatte sich doch gewiß wohllich auf Erden eingerichtet. Mit dem erlesenen Geschmack, den wir alle, Freund und Feind, an ihm bewunderten, hatte er sich das armelige, verschuldete Kloster in eine reiche, glänzende Hochburg der schönen Künste umgeschaffen — in majorem gloriam dei — gewiß — aber die Wandmalereien im Festsaal oben — die heidnischen Ritter und Frauen — mir klang ja noch seit gestern abend der wilde Lärm der Kriegshelden in den Ohren und das rohe Gelächter der Roßtäuscher auf dem Jahrmart, das Fluchen der Büttel und der Dirnen — —

Und nun sprach er so? Da sollte ein anderer klug drauß werden! Ich wollte ihm das schon entgegenhalten, als mir einfiel, daß es sich hier letzten Endes gar nicht um die Chronik, sondern um die verlebte Ordensregel handelte. Ich wurde wieder schwaukend, wehthun wollt' ich ihm gewiß nicht, dem guten Herrn, der mir so schonend und nachsichtig entgegengetreten war.

„Ach,“ fing ich nun kleinlaut an, „meine Sünde ist wohl noch größer, die mich Konvent und Messe versäumen ließ. Die Chronik war es nicht. Die macht gute Fortschritte, und mein Kasten ist voll von allerlei Zetteln und Notizen,“ fügte ich etwas selbstbewußter hinzu. Als ich aber dann seinem ernst bleibenden Blick begegnete, schwand meine Zuversicht rasch wieder dahin, und ich sagte demütig und leise: „Ich hab' über dem Virgilius gelesen die Nacht — und —“

Herr David machte große Augen, und um seinen halbgeöffneten Mund, der die gelben Zähne sehen ließ, zuckte es leicht auf. Er wußte offenbar noch nicht, ob er sich darüber freuen sollte oder zürnen.

„Ueber dem Virgilius?“ sagte er zögernd. „Der hat wohl mit unsrer frommen Stiftung Gründung nichts zu thun? Wie kommst du zu ihm?“

Er sah mich jetzt scharf und gespannt an, und ich fühlte, wie meine Wangen brannten. Stotternd, halb unartikuliert, fing ich endlich an, mein Bekenntnis vorzubringen:

„Ich war im Festsaal oben. Gestern, als die Sonne untergehn wollte.

Ich kam vorbei und sah die Thür angelehnt — nein, ich will nichts bemänteln — nicht angelehnt, sondern geschlossen war sie, aber der Schlüssel steckte drin. Ich wußte, daß du den Raum immer sorgfältig verschlossen hältst, daß er unbenutzt daher steht, und ich wußte auch, daß es wohl unrecht sei, ohne dein Vorwissen einzutreten. Aber meine Neugier war stärker, ich unterlag dem Versucher und hab' mich auf scheuen Sohlen an den bunten Wänden vorbeigedrückt und mit verstohlen-lüsternden Augen von verbotener Frucht gekostet."

„Nichts Verbotenes hast du gesehen. Nur deine Heimlichkeit fühlte so . . . Aber du bist wohl noch nicht zu Ende?"

Und ich fuhr fort und schilderte ihm mein sündhaftes Schwelgen vor dem buntbewegten Jahrmaktsfest zu Zurzach und vor all den heidnischen Herrlichkeiten, die hier an den Wänden triumphieren: Hercules und Romulus und Remus — Scipio und Hannibal — die Massagetenkönigin Tomyris mit dem Kopf des Cyrus — die Eroberung von Sagunt und Karthagos Gründerin Dido, wie sie den Holzstoß besteigt — und — und —

Herrn Davids Züge hatten sich wieder geglättet, ja, zuweilen schien es mir, als höre er ganz belustigt meine stockende Betretenheit reden.

„— und?" fragte er nun und sah mich prüffig an.

„Es stehen Verse über dem Bild," fuhr ich etwas erleichtert fort, „die beiden letzten konnte ich nicht enträtseln:

Regis Hyarbe —"

Ich stockte, und er fuhr fort:

„— inde insani que impulsa furore

Ne rueret bello hec insilit ecce rogam."

Er sah mich fragend an.

„Ich konnte keinen Sinn hineinbringen, bis — bis — ich auf einmal merkte, wie von dem Scheiterhaufen die Lohe zu mir herüberschlägt und in meine Seele frißt. Alles das, was dunkel in mir schlief, war aufgewacht, ich hörte die Teufel hinter mir jauchzen, denn jetzt wußt' ich und spürte der Welt Sünde im eignen Herzen. Ich versuchte zu beten, ich hab' mich blutig geschlagen — meine Ruhe war hin. Aber damit nicht genug. Neugier ließ mich nicht zu mir selbst kommen. Ich wollte mehr wissen. Alles. Und da — da hab' ich mir den Virgilius geholt — heimlich, auf den Zehen schleichend, aus deiner Stube oben — und hab' mich die Nacht hindurch erättigt an der brünstigen Königin Liebesnot — selig und unselig —, bis ich in ihren Armen Ruhe fand und einschlummerte — überreizt und übermüdet, und — hab' Messe und Konvent — verschlafen."

Ich war zu Ende und erwartete meinen Richterspruch. Eine peinliche Stille war um uns her, nur die Fliegen summten.

Herr David aber saß und sagte kein Wort.

Endlich stand er auf und ging auf und nieder, zuweilen einen Blick zur Decke werfend, als wolle er sich da Rats erholen.

Aber die war mit Brettern vernagelt. Vor vielen Jahren schon hatte er sie mit buntem Schnitzwerk beziert und in den farbigen Knotenpunkten des

Getäfelneß allerlei groteske Holzgeschöpfe angefüedelt. Heute freilich schien der Alte keine Freude dran zu haben.

Nun kam er langsam auf mich zu, legte mit sanftem Druck die Rechte auf meine Schulter und zog mich auf die Bank im Erker nieder. Er selbst setzte sich neben mich, ganz nahe, vertraulich. Er sah mich noch einmal prüfend an, dann begann er mit einer leisen, umflorten Stimme:

„Nun soll ich dir also einen Schuldspruch sprechen, nicht wahr? Weißt du auch, wie schwer das ist, wenn sich der Richter selbst befangen fühlt? Und doch möcht' ich dir gern einen Stab in die Hand drücken, guter Junge, denn du wanderst noch im dunkeln Thal und hast noch weiten Weg vor dir. Du bist noch jung. Das Blut ist es, das rasche Blut, in dem alle Sünde wohnt — glaubst du, ich hätte nicht in Kampf gestanden? Nun bin ich ruhig geworden im Herrn, aber nicht müde und auch wohl nicht alt, denn ich singe gern noch einmal von vorne wieder an.“

Er hielt inne, als dächte er über etwas nach, dann nickte er leise vor sich hin und blickte mich gleich darauf mit seinen aufschimmernden Augensternen an, daß ich verlegen wegblickte. In meiner büßfertigen Stimmung kam mir keine Art heute beinahe ungeistlich vor, ein klein wenig gewiß. Er aber fuhr, rascher jetzt, fort:

„Es sind nun genau fünfundzwanzig Jahre, daß der Konvent mich wählte, Frau Hadwigs frommes Erbe zu verwalten. Die sind natürlich auch an mir nicht spurlos vorübergegangen. Aber siehst du, Gott hat mir ein fröhliches Herz gegeben — darin denn wieder Jugend wohnen mag. Jugend haben — das ist es. Jung sein ist Dumpsheit; jung bleiben Klarheit. Wer zur Klarheit gelangt, der wird frei. Der weiß, versteht, verzeiht, denn ihm ist nichts Menschliches fremd. Und am Ende gehen ihm alle Dinge gut aus, und auf Dornensträuchern wachsen ihm goldene Aepfel.“

Er schwieg wieder und sah jetzt sehr ernst aus. Ich merkte, er kämpfte mit sich, ungewiß, ob er der Regung nachgeben sollte — einen Augenblick noch — dann suchte er mein Auge und fuhr beruhigt fort:

„Ich hab' Vertrauen zu dir und will, daß du es weißt. Es hängt mit deinem Erlebnis zusammen. Vielleicht findest du einen Mischuldigen an mir — denn ich bin im letzten Grund die Ursache deiner Schmerzen —, jedenfalls einen Freund.“

Ich wollte ihn unterbrechen, aber er winkte mir, und er erzählte:

#### Die Novelle des Abtes.

Es sind nun acht Jahre her. Ich hatte viel gebaut, Alles verschönert, Neues erjounen. Aber das kostet Geld, und die Bürger von Stein machten mir schon damals das Leben sauer und Schwierigkeiten wegen Zins und Zehnten. Aber der große Saal oben war gerade noch unter Dach und Fach gekommen. Unter den Wölbungen der getäfelten Decke, die ich schon früher in Arbeit gegeben, grünteu die Blätter, schlangen sich die Ranken, und die festlichen Binden und



Bänder, von Meisterhand geschnitten, verkündeten ihre alte gute Spruchweisheit. Die Wände nur standen noch leer und kahl, und es war auch keine Aussicht, ihnen sobald den Bildschmuck zu beschaffen. Und doch kam es mir auf ihn allein an: die Wirkung der ganzen Anlage war auf ihn gestellt. Nun hatte ich zwar einen Stifter — ach, seit langen Jahren schon —, aber der steckte selber in Schulden und war froh, wenn seine Gläubiger ihn in Ruhe ließen. Das war mein lieber Bruder, Herr Wolf von Winkelsheim. Du kennst ihn und kennst ihn auch nicht, denn dazumal war er noch ein rechter Haudegen, der das Recht, das ihm galt, auf seines Schwertes Spitze trug, und wo er hintrat mit seinem sporenraffelnden Reitertritt, wuchs kein Gras mehr. Aber sonst ein großes Kind mit goldenem Herzen, fromm und mir mit Haut und Haar ergeben. Und so haben wir eigentlich immer wie zwei rechte Brüder gelebt, so verschieden auch das Handwerk war, das ein jeder von uns gelernt hatte.

Nur einmal hatte es eine ernstere Verstimmung zwischen uns gegeben, und wir hätten uns fast verloren. Das war damals, als er einen Soldknecht der guten Stadt Stein in trunkenem Uebermut kurzerhand wie ein Kästlein im Rhein erjault hatte. Die Bürger rotteten sich zusammen, erklärten ihn in die Acht, und er mußte über Nacht die Stadt verlassen. Mehrere Jahre blieb er verschollen, in allerlei fremde Kriegshändel verwickelt. Plötzlich ist er wieder da, reuig, bußfertig; er will mir gemalte Scheiben für die Leutkirche stiften, wenn ich ihn aus dem Bann löse, denn er hat Geld mitgebracht, viel Geld. Scheiben will ich nicht — die geistlichen Herren der Umgegend hatten mir dies und jenes verehrt —, aber wenn er dem Kloster den im Bau begriffenen Festsaal ausmalen lassen will, will ich ihn los und ledig sprechen. Er gelobt es, und nun hatte ich die Bürger erst recht auf dem Hals und bin sie bis heutigentags nicht los geworden. Die Bilder aber bleiben ungemalt: in einer wilden Nacht verspielt er alles bis auf das Hemd, das er auf dem Leib trägt. Er verspricht hoch und heilig Besserung, aber es stimmt nicht mehr zwischen uns, und wir sehen uns seltener.

Da, eines Morgens ganz früh — es muß wohl im April gewesen sein, denn die Birnen blühten schon — wird heftig der Klopfer im innern Hof gerührt. Der Pförtner, noch ganz verschlafen, öffnet, und ich sehe — dort vom andern Erker aus — einen jungen Menschen über den Hof und die steinerne Treppe hinaufstürmen. Gleich darauf liegt er vor mir, meine Kniee umklammernd, atemlos, leuchend:

„Erbarmen, hochwürdiger Herr! Schützt mich — er tötet mich — er kommt —“

Als ich, selber ganz bestürzt, eben den Mund aufstun will und fragen, wer denn noch komme, stürmt auch schon Wolf herein, kurzatmig und in Schweiß wie dieser, und schreit:

„Den da mußt du losgeben, David! Er gehört in den Schulturm — in den Stock soll er —“

Ich frage nach seinem Vergehen.

„Er ist ein Spieler!“ brüllt Wolf in Wut auf und will ihn wegreißen.

„Hat er falsch gespielt?“

„Verloren hat er und will nicht zahlen.“

„So?“ entgegne ich, „und — du bist sein Gläubiger?“

Unsre Augen flammen ineinander, aber nicht lange hält er meinem Auge stand, dann stottert er verlegen, halb abgewandt:

„Es ist doch gleich, wem er schuldig ist —“

„Du hast gelobt, nie wieder eine Karte anzurühren!“

„Wir haben gewürfelt.“

„Um so schlimmer!“

„Es war ja nicht die Lust am Spiel — nein, nein — glaub das nicht! Was ganz andres —“

„Was denn, Wolf?“ Ich verziehe ihn nicht.

„Ich weiß nicht — aber die Würfelgaulß war's wahrhaftig nicht,“ bringt er zögernd hervor.

„Doch du hattest dein Wort verpfändet und hast es nun gebrochen. Kraft meines Amtes schütze ich diesen Mann.“

Wolf will mich unterbrechen. Ueber sein Gesicht, das eben noch in Wut flammte, wetterleuchtet es wie von kaum unterdrücktem Gelächter, neckisch listet es noch lange in seines Schnauzbarts überhängendem Schwefelgewölk. Nochmals reißt er in komischem Entsetzen den Mund auf, aber mein eifernder Zorn läßt ihn nicht zu Wort kommen.

„Stehe auf!“ wende ich mich an den noch immer vor mir Liegenden. „So weit der Baum des Klosters reicht, bist du in Frieden. Ich schirme dich.“

„Und mein Geld?“ donnert Wolf in sichtlichcr Unruhe über diese Wendung, die er übrigens vorausgeahnt haben möchte, denn solange unser Geläut über den See kllngt, ist der Klosterbezirk heilig gewesen und ein frommes Asyl dem bedrängten Mann.

„Und meine Bilder?“ halte ich ihm vor. „Denke daran, daß ich dich deshalb noch nie in den Stock legen ließ!“

„Wenn du mich hinderst, meine Einkünfte einzutreiben, wirst du sie niemals bekommen.“

„Aus unrechtem Gut, daran aller Laster Flüche und Thränen hängen, will ich keinen Pfinselsrich. Mein Haus ist ein Gotteshaus,“ sag' ich und treiff ihn mit stolzem, strengem Auge, „wer ihm giebt, der giebt sich selbst und ehrt sich selber, wenn er's mit frommem Herzen und reinen Händen thut. Behalte deine Bilder! Ich mag sie nicht mehr.“

Wolf, der empfinden mag, zu weit gegangen zu sein, steht da und dreht einigermaßen verlegen seinen mächtigen Schnauzbart, der damals noch strohgclb war. Endlich meint er:

„Bruder David, dein Herz hängt ja doch daran — du nimmst sie doch, auch wenn sie von mir kommen —“

„Wenn du gern schenkst —“

„Bruder! Du weißt doch, ich bin ja so stolz auf dich und — daß sie mich deinen Bruder heißen.“

Mittlerweile hatte sich der fremde Mensch erhoben und stand nun, keineswegs noch sehr verschüchtert, sondern mit freien, leuchtenden Augen vor uns — ein Jüngling fast noch, wie es schien, obgleich seine Gestalt mehr stämmig und unterseht als schlant sein mochte. Aber im einzelnen war alles zart und zierlich an ihm, halbentwickelt erst, wie mir vorkam. Wie bei einer Königin Pagen etwa, der wichtig und selbstbewußt seiner Herrin brokatne Schleppe trägt. Diese wunderfame Mischung, weißt du: kein Jüngling mehr und doch noch kein Mann. Die Kraft ist noch gebunden, das stolze, brennende Auge allein erzählt von künftigen Heldenthaten. Geheimnisvoll ist noch alles, ahnungsvoll, verträumt, weich, weiblich.

Du brauchst nicht zu erröten, lieber Sohn! Die Schönheit schuf der Herr auch für uns. Sei getrost, ich sage dir, der schöne Schein, in welcher Gestalt immer, hat mich erfreut und erquickt alle meine Erdentage. Denn er ist wie ein Schein Gottes. Oder gehst du mit toten Augen an den alten Meistern vorüber, die Mariens jungfräuliche Schönheit preisen? Nun, siehst du, und die alten Bilder sind doch auch ein Abglanz von Weibes Schönheit und Herrlichkeit.

Er schwieg einen Augenblick und sah mich mit prüfenden, zweifelnden Augen an. Ich merkte wohl, er fühlte es, daß ich ihn nicht ganz verstand. Er erwartete wohl eine Antwort, aber als ich nichts zu entgegnen wußte, fuhr er nach einer Weile fort:

Verzeih, ich bin ein alter Mann, Franziskus. Das Alter, sagt man, macht geschwägig. Wie kam ich nur drauf? Ach so — ja — — ein Page war er nun freilich nicht, der da vor uns hintrat und nun also sprach:

„Mit Verlaub, Ihr Herren! Ich bin hier, scheint mir, vor der rechten Schmiede. Geld hab' ich zwar keins, aber wenn ihr Bilder kauft, bin ich euer Mann.“

„Du bist selber ein Maler?“ fragte ich, rasch eifrig werdend, „wo kommst du her?“

„Geraden Wegs aus Florenz, ehrwürdiger Vater,“ antwortete er fest und blickte mich mit seinen braunen Augen an, daß ich fast verlegen zu Herrn Wolf hinüberschielte. Der stand abseits, schmunzelnd und brummelnd, als habe er ein mächtiges Gaudium an dem lustigen Burschen und an seines Bruders zugreifendem Kunstseifer.

„Und gehst, wohin?“ forschte ich weiter, den Fremden, der immer unbefangener geworden war, ungewiß anblinzeln.

„Ich will in die Heimat zurück. Nach Nürnberg, Herr. Da bin ich geboren, aber der Vater, der auch ein Maler war, hat mich früh mit auf Reisen genommen. Er ruht in fremder Erde,“ setzte er leiser hinzu, „ich kehre allein nach Deutschland zurück. Die Nürnberger haben ein neues Rathaus gebaut und einen Preis ausgesetzt für den, der ihnen die Wände am schönsten und herrlichsten bemalt — und den Preis will ich mir holen.“

Ich sah den Bruder an. Er nickte mir zu, als wollte er sagen: Sei gescheit und halte, was du hast!

Doch ich muß mich kurz fassen. Die Sonne ist schon gleich hinunter. Es wird bald zum Aue läuten.

Genug, wir wurden handelseins. Der Burische, der sich Johannes Frey nannte, blieb und verdingte sich, die Schuld gegen Herrn Wolf, der wiederum mir verpflichtet war, in Farben abzuführen. Ich sollte ihm nur Wohnung und Kost aus der Klostersküche geben.

Nun kamen schöne Tage herauf. Tage fröhlicher Arbeit, fröhlichen Genießens, fröhlicher Erquickung.

Ueber die Motive hatten wir uns schnell geeinigt. Wolf, der anfänglich wohl an religiöse Darstellungen, wie er sie verstand und überall fand, gedacht hatte, war Feuer und Flamme für die von Herrn Johannes angeregte Idee, Stoffe aus alter Sagenzeit und aus der römischen Geschichte zu wählen. Das sei jetzt in Italien das Neueste und Herrlichste. Er meinte wohl, auf diese Weise zugleich seinem eignen Stand eine Huldigung darzubringen. Ich wiederum, im Glauben, einem geschenkten Gaul dürfe man nicht ins Maul sehen, fand schließlich nichts gegen eine Mode einzuwenden, die meinen eignen Neigungen auf unauffällige Weise entgegenzukommen versprach. Ich jagte dir schon, lieber Sohn: ich habe Gott immer die Ehre gegeben, aber auch die Welt, in die er mich gestellt, auf meine Art geliebt — wenn ich mich auch zumeist mit ihrem Abglanz begnügen mußte. Von den Neuerungen in unsrer Kirche, wie sie damals schon, durch Herrn Zwingli und seine Züricher Freunde verkündigt, alle Gemüther beunruhigten, habe ich nie was wissen wollen. Messe und Murren, gegen die er Sturm läuft, sind keinem Wechsel unterthan und gut und notwendig bis aus Ende der Dinge. Aber die Welt wandelt sich, ihr Wesen ist auf den Wechsel gestellt. Wer sich nicht mit ihr wandelt, steht still. Er geht zurück und wird alt. Sein Herz ist tot, er versteht die Zungen nicht, in denen der Geist der Zeit redet. Aber die erleuchteten Köpfe sind voll davon — sie sehen mit neuen Augen und hören mit neuen Ohren und fühlen mit neuen Nerven: eine große Wiedergeburt hebt an und verjüngt die Welt. Die Geister wachen auf, es ist eine Wonne zu leben! Wie soll ich Gott danken, der auch in meine Dunkelheit hineingeleuchtet! Die neue Bewegung, die auch bereits zu uns herüber ihre Wellen schlug, war mir nicht fremd mehr. Im Gegentheil — in täglichem Umgang mit den alten Dichtern und Schriftstellern hatte ich mich herangebildet zu den Idealen, die die neue Zeit heraufführte. Ich hatte von der Quelle getrunken, die sehend macht, wissend, liebend. Und jetzt galt es keine Kirche zu schmücken, sondern ein glänzendes Gemach für fröhliche Feste herzurichten. Du verstehst, nicht wahr? Was bei meinem guten Bruder nicht viel mehr als eine Marotte war — denn sein bißchen Latein hatte er längst wieder vergessen — bei mir war es Bedürfnis und Notwendigkeit. Ich wußte, warum ich liebte, und liebte, weil ich wußte.

So wählte ich denn die Gestalten aus, die dargestellt werden sollten, steuerte

auch manchen Einfall bei und fing selbst an, mit Rötel und Kohle allerlei huntbewegte Szenen außs Papier zu werfen. Manches wurde brauchbar befunden, manches umkomponiert, manches verworfen. Wie das Wort aus seinem Munde, ging Herrn Johannes auch die Arbeit rasch von der Hand. Was er angriff, das gelang. Bald gebracht es an Platz, vieles mußte noch nachträglich wieder aus-  
geschieden werden.

Und mehr und mehr bedeckten sich die Wände mit all den herrlichen Helden, die du kennst. Aus längst verjunctenen Grüften stiegen sie hervor, einer nach dem andern, Staub und Moder von sich schüttelnd. Nun konnten sie sich aufs neue im Schein des Tags und grüßten wie ihresgleichen den Junker Wolf, der sich oben bei ihnen die halben Tage, wenn der Maler an der Arbeit war, herumtrieb.

Er war wie umgewandelt. Früher hatte er sich, soviel ich wußte, nie viel aus künstlerischen Dingen gemacht. Ihm, der in seinem Leben immer außs Reale gegangen war, mochte der schöne Schein, der Abglanz der bunten Welt, wenig genug bedeuten. Ich hab' ihm deshalb nie gezürnt — im Gegenteil, zuweilen, wenn es einsam war um mich her, beneidet, daß er, was mir verwehrt war, den vielgestaltigen Dingen auf den Grund gehen konnte. Und das hat er in seinem bewegten Reiterleben, in Krieg- und Friedenszeiten, immer gehörig bejorgt . . .

Nun auf einmal diese Wandlung! Ich wußte mir keine Erklärung dafür, aber ich fing bald an, mich im stillen darüber zu freuen. Trug seine Teilnahme an meinen Freuden doch gewiß dazu bei, uns, die wir ja im Grunde so zärtlich aneinander hingen, wieder zu nähern! Ich fand überhaupt, er sei in der letzten Zeit stiller, beruhigter geworden. Als ob sein Wesen sich gesetzt hätte. Eine leise Melancholie, die ihm übrigens nicht recht stand, klang mir ab und zu aus seiner Stimme entgegen. Mir kam der Gedanke, die Krisis, die er durchmachte, möchte ihre letzten Wurzeln in seiner körperlichen Verfassung haben. Die Höhe des Lebens war überschritten — er war damals Mitte der Vierzig —, und wenn er auch immer noch ein überaus stattlicher Herr war, so hatten sich doch in den letzten Jahren allerlei kleine Gebrechen gezeigt. Er wollte es zwar nicht wahr haben, aber das Podagra, das er übrigens als Rheumatismus ansprach, ließ sich auf die Dauer doch nicht unterkriegen und wegräsonnieren. Er war bequem geworden, auch ein wenig fett schon und trug jetzt lieber den weichen Ledertoller oder gar ein geschlitztes Wams, mit Otterfell gefüttert, als Brustharnisch und Kettenpanzer. Dazu kam, daß er sich langweilte, besonders zu Hause. Er hatte nie daran gedacht, ein Weib zu freien; wenigstens war er nie dazu gekommen. Nun suchte er, womit er seine Leere erfüllen möchte. In meiner Bibliothek, an der er sonst immer gleichgültig vorbeigegangen war, hatte er schon längst alles auf den Kopf gestellt, und das liebe Schachzabelbüchlein unjers guten Konrad hat kein anderer so zerlesen als er. Oder glaubst du, ich hätte es mit den vielen Fingerabdrücken verziert? Aber das ist auch alles, was von Wolfs Bildungsnöten nachgeblieben ist.

Damals freilich konnte er nun nicht genug davon kriegen.

Wenn der Morgen da war, war auch Herr Wolf da und wollte des Abends nicht nach Hause.

Herr Johannes und ich machten dann bisweilen wohl gemeinsame Sache und neckten ihn, aber er ging nicht immer auf unsern gutmütigen Spott ein.

„Ich will dir was sagen, Wolf,“ sprach ich eines Abends zu ihm, als er sich noch wieder eine neue Kanne Wein holte zum Zeichen, daß er noch nicht daran dachte, aufzubrechen, „werde doch Mönch! Dann kannst du immer im Kloster wohnen. Ein Bäuchlein hast du ja schon — und die Tonsur brauchst du dir auch nicht erst scharren zu lassen.“

Er aber nahm den Scherz sehr übel.

„Oho,“ rief er überbrausend, „kommst du mir so? Ich bin ja doch fast zehn Jahre jünger als du.“

Ich verstehe seine Erregung nicht.

„Freilich,“ scherzte ich noch weiter und lachte laut auf — „und um zwanzig thörichter.“

„Du weißt nicht, was du redest, David,“ fährt er zornglühend auf — „laß das — du — du!“ — und dann plötzlich weich werdend, unendlich traurig und vorwurfsvoll: „Was quälst du mich so, Bruder?“

Ich bin sehr betroffen, aber als ich nun merke, wie auch Herr Johannes ganz erschrocken und stehend zu mir herüberschaut, sag' ich einleitend:

„Der Wein ist hitzig, Wolf. Du hast rasch und reichlich getrunken — geh nur jetzt und schlaf dich aus. Wir wollen noch arbeiten.“

„So,“ brummelt er paßig, „also deshalb schickt ihr mich fort?“

„Nun,“ werde ich auch meinerseits ärgerlich und ungeduldig, denn ich wußte noch immer nicht, was er hatte, „ich denke, es ist spät genug. Es ist sogar später als sonst. Der Mond liegt schon auf dem Rhein.“

Ich habe eine unangenehme Empfindung. Ein ganz unbrüderlicher Widerwille steigt leise in mir auf. Irgend etwas ist zwischen uns, ich weiß nicht was, aber ich fühle, wie er mir wieder entgleitet. Jeden Abend dieselbe Scene, jeden Abend scheiden wir verstimmt.

Ich lasse ihn stehen und gehe hinaus, die Aeneis zu holen.

Herr Johannes hatte uns vorhin das eben vollendete Bild der Dido gezeigt, wie sie, Priester und Bagen zur Seite, auf dem Scheiterhaufen stehend, sich mit dem Schwerte durchbohrt. Der Priester und Bage gefielen mir nicht. Sie widersprachen dem Dichter. Ich hatte mir vorgenommen, mit dem Künstler den ganzen vierten Gesang des Gedichts, den ich fast auswendig und ihm ohne Mühe zu übersetzen wußte, durchzugehen.

Als ich mit dem Jolianen im Arm wieder eintrete, ist es fast finster im Zimmer geworden. Nur der Strom leuchtet noch vom Widerschein des Himmels. Drüben über den Häusern von Burg schwimmt ein blasser Mond mit den letzten rosigten Wolken dahin.

Herr Johannes lehnt im Fenster und wendet meinem Bruder, der sich eben-

falls weit hinauslehnt, den halben Rücken zu. Nun dreht er sich vollends um und reißt seine Hand, die Wolf in der seinen gehalten haben mochte, rasch zurück.

Ich achte weiter nicht darauf und sage, einen freundlichen Abschied anzubahnen, mit gutmütiger Laune:

„Oder willst du uns mit deinem Latein aushelfen, Brüderchen?“

Er aber bricht los:

„Dein Mnchslatein verstehe ich nicht. Aber Deutsch kann ich reden. Und das scheinst du verlernt zu haben —“

Damit geht er drohend hinaus und wirft die Thür so donnernd hinter sich zu, daß ein paar schöne alte Krüge von der Wand herabstürzen und in Scherben gehen.

So kannte ich Wolf gar nicht. Woher nur diese wahnsinnige Erregung?

„Was hat er denn nur heute?“

Nur der Rhein giebt Antwort, dumpf und schwer wirft er höhnische Wogen an die Steinquadern, die den Erker hier auf ihrem Rcken tragen.

Herr Johannes hat sich langsam vom Fenster abgewandt. Es kommt mir vor, als habe er Thränen in den langen Wimpern hängen, aber vielleicht ist es auch das Mondlicht gewesen, das seinen Blick feucht aufschimmern lft. Seltsam — oder hab' ich gar selbst Thränen in den Augen? Ich sehe alles wie durch Nebel — halb — unklar — schwankend — —

Wir machen uns still an die Arbeit, aber ich merke bald, daß Herr Johannes nicht bei der Sache ist — und auch ich selbst unterbreche mich alle Augenblicke, ich muß mich verbessern, die Verse kommen mir fremd vor heute, ich berseze vorsichtiger, widerrufe, fange wieder von vorn an — und finde doch das richtige Wort nicht. Hier ist auch mein Latein zu Ende.

Verstimmt schließ' ich das Buch.

„Heute wird's nichts mehr,“ sag' ich leise und hab' ein peinigendes, klägliches Gefühl dabei. „Er hat uns die Stimmung verdorben. Vielleicht ist es morgen besser. Gute Nacht, Johannes!“

„Gute Nacht!“

Mit geknicktem Kopf, ohne noch einmal aufzublicken, geht er rasch hinaus . . .

In dieser Nacht hab' ich noch lange hier aufgeseen. Ich konnte zu keinem Schluß kommen. Am andern Morgen hatt' ich — so wie du heute, mein Sohn — rote, trockene, brennende Augen und eine seltsame, prickelnde Unruhe im ganzen Körper. So ganz zerschlagen, am Ende meiner Kräfte. Der Aerger mit Wolf saß mir in allen Gliedern. Ich nahm mir vor, ihn ernstlich zur Rede zu stellen.

Aber er blieb aus. Ich warte morgens, ich warte mittags, ich warte abends — er kommt nicht. Er zürnte also — und ich wußte nicht einmal, weshalb.

Und den Herrn Johannes sah ich auch nicht. Zu Tisch hatte er sich entschuldigen lassen. Hatte ich's mit dem etwa auch verdorben?

Die Sache fing an, mich unjählich zu quälen. So albern mir auch alles vorkam. Was hatte sich denn nur ereignet?

Nichts — rein gar nichts.

Die Julihike hatte uns also wahrscheinlich allen die Köpfe verdreht.

Einsam nahm ich mein Mittagessen ein. Die Speisen wanderten fast unberührt in die Küche zurück.

Es war wieder ein unerträglich heißer Tag. Fenster und Thüren standen zwar seit einer Stunde weit auf, aber die Glut, die der Tag hineingehaucht, wollte nicht weichen. Ab und zu knackte und knisterte es in der Decke, in den Wänden, überall, und das Holz strömte einen harzigen Dunst aus.

Hier kamst du allerdings braten, aber nicht denken, fällt mir schließlich ein, denn ich bin ganz blöde geworden. Und ich hatte so viel durchzudenken — so viel — wie noch nie in meinem ganzen Leben.

Ich nahm mein Buch und ging in den Garten.

Der Abend dämmerte schon, aber der Himmel war noch leuchtend und durchsichtig.

Als ich den Hauptweg, der auf den runden Steintisch unter dem Birnbaum zumündet, langsam hinunterschreite, seh' ich, wie jemand dort hinten auffpringt, im Gebüsch verschwindet, wieder zum Vorschein kommt und, da er wohl merkt, daß man ihn entdeckt hat, nun raschen Laufs mir entgegenkommt.

„Johannes?“ stoße ich überrascht und auch ein wenig erschrocken hervor, denn ich hatte gerade an ihn gedacht, wie den ganzen Tag schon — und wäre ihm jetzt doch gern ausgewichen.

„Der Abend lockte mich — es ist unerträglich schwül oben.“

„Nun,“ zwing' ich mich laut zu antworten, um doch auch etwas zu sagen. „unten war es nicht besser.“

Wir wandeln schweigend den breiten Weg, den er gekommen, zurück. Nun sitzen wir unter dem alten Birnbaum, den noch Herr Heinrich, als Gast unseres lieben Klosters, mit seiner kaiserlichen Hand gepflanzt hat.

Die Pforte in der Gartenmauer steht weit auf. Ab und zu kommt ein frischer Luftstrom vom Wasser hereingeweht. Die Rücken spielen im leichten Dämmer über uns, zuweilen springt aus dem rotglühenden Rhein ein großer Fisch schnalzend und nach einem Insekt gierend auf — jetzt ein letzter Vogel-schlag, vertönend und wieder aufjubelnd und wieder sich verlierend — träumend — sehnüchtig — ab und zu fällt raschelnd eine frühreife Frucht — — und leise fließt die Nacht aus den breiten Zweigen auf uns nieder.

Keiner spricht ein Wort. Auch der Virgilius, den ich zitternd im Arm halte, ist vergessen.

Alles zerfließt, versinkt — um uns, in uns.

Allerlei Wünsche lauern um mich her, Gedanken, unklare, ungenannte, stehen auf und schrecken mich mit fragenhaften Gesichtern und Gebärden. Mein Kopf glüht, mein ganzer Leib brennt wie in höllischem Feuer. Mich quält etwas, aber ich weiß ihm keinen Namen.



Frau Dido kommt mir in den Sinn, aber ich wage kein Wort von ihr zu sagen; ein dunkles Gefühl narret mich, als müsse ich hinauf und mich zu ihr auf den Scheiterhaufen werfen, um meine Qual zu endigen. Das zerrt lange an mir: unsichtbare Gewalten, tausendarmige, reißen mich vorwärts. Mein Herz schlägt — er muß es hören — ich rücke von ihm weg. Ich nehme mein Tuch und wische mir die Stirn: es ist naß von Schweiß.

Endlich steh' ich auf. Allnählich werd' ich ruhiger.

Eine Sternschnuppe fällt in leuchtendem Bogen, gerade vor uns, mitten in den Rhein.

Das Wasser lockt mit seiner silbernen Kühle und läßt die dumpfe Schwüle unter dem heißen Baum mich doppelt empfinden.

„Ein Bad wird uns gut thun,“ jag' ich endlich leise, um mich von dem Fürchterlichen, das wieder anfängt, mir das Blut aufzuwühlen, zu befreien.

Herr Johannes lehnt fast barock ab. Er hätte schon gebadet. Zugleich ist er aufgesprungen und läuft, was er schon ein paarmal gethan hat, nach der Pforte und blickt aufs Wasser hinaus.

Ich setze mich wieder.

„Es kommt ein Wetter, Herr,“ sagt er sich umwendend.

„Es ist schon da,“ antworte ich wie unter traumhaftem Bann, „ich spüre es schon den ganzen Tag in allen Gliedern.“

Drüben über den Hügeln von Burg hat es aufgeleuchtet. Ein kurzer Wirbelwind ballt die ersten dürren Blätter zu unsern Füßen in einen Knäuel zusammen, der Baum seufzt tief auf und läßt einen Hagel von unreifen Wurmbirnen auf uns niedergehen.

Wir ist wieder etwas leichter geworden, der Druck im Kopf läßt nach, und ich beobachte, wie auf dem Fluß die weißen Wogenklämme auftauchen und wieder versinken.

Das Gewitter kommt rasch näher.

Herr Johannes steht etwas abseits und blickt noch immer auf den Strom, auf dem es schon ganz dunkel ist.

Den Mond haben Wind und Wolken weggesegelt. Feurige Schlangen züngeln auf. Schon fallen einzelne, große Tropfen.

Aber schwül ist es noch immer, unsagbar schwül.

„Wir wollen hineingehen, Johannes,“ sage ich und will mich erheben. Aber da halten mich zwei drängende Arme, ich fühle mich plötzlich umschlungen, und auf meinen Lippen brennen zwei andre.

„Leb wohl, mein Vater — und vergieb mir — vergieb mir — alles —“

Ich springe auf, wie vom Donner gerührt.

Ein blendender Blitz durchzuckt mich: Ich sehe die ganze Wahrheit.

„Johannes!“ schrei' ich und will ihm nach.

Nun flammt es wirklich auf, der Donner jagt den Blitz, der Regen raffelt los.

Johannes steht in der Maueröffnung, eine Kette klirrt, und ich sehe noch eben, wie er sich behend zu einem andern in ein Boot schwingt, das hier schon länger sich verborgen gehalten haben mußte.

Ich springe vor.

„Johannes!“

Ein neuer Blick baunt mich mit blauem Licht auf die Stelle. Sie sind schon mitten auf dem reißenden Strom und steuern in Blick und Donner hinaus.

Herr David macht eine Pause und starrt versunken vor sich hin. Ich versteh ihn kaum, so leise spricht er und dumpf, als er, wie zu sich selber gewandt, fortfährt:

Sie sind nicht weit gekommen. Eine Viertelstunde später kamen sie zurück. Fischer, die vom Wetter überrascht waren, brachten sie.

Nur einen konnten die Brüder ins Leben zurückrufen: Wolf.

Als die Besinnung zurückkehrte, hat er noch stundenlang mit geschlossenen Augen dagelegen — als fürchte er sich, um sich zu blicken. Schließlich wird er unruhig, wühlt sich, das Gesicht der Wand zugekehrt, in die Kissen ein.

Ich mache ein Zeichen. Die Brüder gehen leise hinaus.

„Ich bin bei dir, Bruder!“

Da wendet er sich um und sieht mich an, mit Augen — mit Augen —

„Sei ruhig, Wolf,“ suche ich ihn zu begütigen.

Ich weiß, nun kommt der fürchterlichste Augenblick. Er hat die Frage schon auf den Lippen, vor der ich mich am meisten fürchtete die ganzen bangeren Stunden, da ich an seinem Lager saß.

„Und — — sie?“ Er läßt keinen Blick von mir.

„Johannes ist fort,“ will ich ihm ausweichen.

„Fort?“ höhnt er auf und richtet sich hoch und drohend in der Bettstatt auf, um im nächsten Augenblick schwach und gebrochen zurückzusinken. „Fort, sagst du? Fort? Ohne mich fort? O Gott,“ bricht er nun ganz in sich zusammen, „dann ist sie —“

Ich merkte, er hatte verstanden.

„Ja,“ wiederholte ich leise, nur den Namen scharf betonend, „Johannes kommt nicht wieder.“

„David“, brach er, seine ganze Kraft zusammenraffend, bitter lachend aus, „was soll nun noch dies alberne Komödienspiel! Ich mag dein pfäffisches Latein nicht, das kein Ding beim rechten Namen nennt. Oder hast du noch immer nicht begriffen? Kluger, du? Dummer, du? Weißt du wirklich nicht, daß —?“

„Ich darf nicht, Wolf,“ sagte ich ernst und drückte, während ihm die dicken Thränen in die Augen traten, ihm zum erstenmal wieder brüderlich die Hand, „du weißt, ich habe mich immer mit dem Abglanz begnügen müssen. Zerstor ihn mir nun nicht, den Schein — denn er war hell und schön und wird uns fortleuchten bis ins letzte Dunkel unsrer Erdentage.“

Da barg der starke Mann schluchzend das Haupt in die Kissen und weinte bitterlich . . .

Ich aber ging verquält hinab in den Garten. Das Gewitter war weiter

gezogen, nur hinter dem Hohen Klingen leuchtete es noch zuweilen auf. Der Mond schien wieder.

Es war noch drückend. Die Zweige tropften und hingen schwer nieder. Von den Jasminbüschen an der Mauer stieg es betäubend auf, und die roten Rosen standen wie große, blutige Thränen um mich her.

Nach einer Viertelstunde ging ich hinauf in den Saal, wo sie die Leiche hingelegt hatten. Hier ruhte Herr Johannes von seiner Arbeit; wie eine stille Trauergemeinde die hohen Helden alle um ihn her.

Das Gewand lag fest und straff um den Körper, alle Formen freigegebend. Ein schöner Mensch lag vor mir, und das Geheimnis seines Lebens schwebte, im Tode verklärt, über ihm. Wie eine große, heilige Offenbarung.

Ich aber legte ihm den Kranz der vollen Rosen, die ich mit heraufgebracht hatte, wie eine Krone um das kurze, dicke Haar, in dem noch der Duft des Wassers hing.

Gott der Herr wird sie ihm in goldene wandeln und ihm die Krone des Lebens geben.

\*

Herr David hatte sich erhoben. Der Klang der Aueglocken erfüllt die Luft. Gerade als wir hinüber wollen in die Kapelle, tritt Herr Wolf ein. Er kommt täglich um die Zeit, wenn die Abendsschatten in den Rhein fallen. Dann plaudern sie von alten goldnen Zeiten und trinken alten goldnen Wein dazu. Alles Fremde, das sie trennte, ist ausgelöscht.

Aber er ist alt geworden, der Herr Wolf; auf den ersten Blick erscheint er sogar älter als der Bruder. Er ist sehr dick und sieht unförmig aus in dem Tuchwams. Der spitze Schädel ist ganz kahl jetzt und erscheint übermäßig klein zu der mächtigen Gestalt. Nur im Nacken haben sich noch ein paar hartnäckige Haare gehalten, und auch der Schnauzbart ist noch immer stattlich, aber schon fast ganz weiß. Die geröteten Backen, die der Wein ihm angeschminkt hat, leihen ihm noch einen schwachen Schein von Kraft und Gesundheit. Aber man merkt bald, daß es nicht weit mehr damit her ist.

Heute zumal scheint er nicht eben gut gelaunt.

Er ist einsilbig und zieht den rechten Fuß nach.

Herr David sieht ihn bedeutungsvoll an.

„Was willst du?“ grunzt Wolf, „mein alter Rheumatismus — das ist bei uns Kriegsleuten nun mal nicht anders —“

„Freilich, Brüderchen,“ entgegnet der Abt und lächelt ihn an, „freilich — du hast den Krieg nicht vertragen können und den Frieden auch nicht — den erst recht nicht.“ Er droht ihm lustig mit dem Finger: „Weißt ja, was Herr Johannes oben an die Wand geschrieben hat:

Würfel, Wehber, Wehn  
Bringend Lust und Pein!“

Und damit geht er hinaus, der kluge, liebe Herr, die Welt auf den Lippen und Gott im Herzen.

Ich will ihm nach zum Altar. Herr Wolf hält mich noch zurück.

„Hat wohl geplaudert, der Alte?“ sagt er, — „vom Herrn Johannes?“ Und als ich nickte: „Das ist das erste Mal, seit acht Jahren, daß er den Namen nennt. — Hat er dir denn auch gesagt, warum sie in Mannskleidern ging? hm — natürlich nicht. Denn das weiß er wohl selber nicht. Hat nie danach gefragt, und ich wollt' ihm seinen schönen Schein, wie er das nennt, nicht zerstören. Aber dir will ich's sagen, wenn du's wissen willst.“

„Damals, als sie so plötzlich den Vater verlor in Florenz, als sie nun allein zurück mußte in die Heimat, mag ihr wohl zuerst die abenteuerliche Idee gekommen sein. Als Mann verkleidet, konnte sie sich besser vor den Gefahren der Straßen und der — Mannsleute schützen. Aber in so was kenn' ich mich aus, und den Morgen, als wir hier einbrangen, war mir freilich längst klar, daß da ein Frauenzimmer in den Hosen drinsteckte. Aber ich ging auf den frommen Vetrug ein — natürlich! Um endlich mein Versprechen mit den Gemälden los zu werden. Der Bruder ist ja auch auf seine Rechnung gekommen, er hat seine Bilder, und sein Herr Johannes lebt mit ihm weiter und kann ihm nie sterben. Aber mir ist Frau Johanna gestorben — ich hab' die Bilder zu teuer bezahlt.“

Und der schwerfällige Riese wirft sich so heftig in den Armstuhl, daß das Leder knarrt und das Holz bersten und brechen zu wollen scheint. Er stüßt sein Haupt in die Hand, und ich hör' ihn anstöhnen — und —

\*

Und da, auf einmal hörte ich den Brunnen unter meinem Fenster wieder rauschen. Eintönig und dumpf schluchzt es und senzt und stöhnt wie in einem großen Schmerz. Und ein gewaltiges Donnern und Bratzen mischt sich hinein, und ein trübes schwebendes Gefühl reißt mich anwärts.

Das Donnern wird immer stärker.

Ich fahre auf und blicke mit schweren Augen um mich. Glas und Weinflasche liegen zertrümmert auf den Fliesen.

Jetzt wird stark an der Thür gerüttelt.

„Doktor, Doktor!“ schüttelt mich die helle Stimme der lieben Frau von St. Georgen vollends wach — „was ist denn nur los mit Ihnen? Die Mali hat Sie schon zweimal geweckt — es ist ja gleich Zehn.“

Halb betäubt noch spring' ich empor.

Die Läden fliegen auf.

Leuchtend liegt die Sonne über den grauen Klostermanern, und unten auf dem glitzernden Strom schießt fauchend ein Vergnügungsdampfer, buntgewimpelt, vorbei. Fröhliche Menschen sind darauf. Die Damen jubeln und grüßen winkend mit Tüchern und Schirmen den verträumten Mann, der sich verwundert Stirn und Augen reibt.



## Strenge Wissenschaft und freie Mitarbeiterschaft in der Naturforschung.

Von

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Von den Naturwissenschaften sind es besonders die Astronomie und die Meteorologie, auf deren Gebieten in allen Lebenskreisen ein überaus lebhafter Drang zur Mitarbeiterschaft zu finden ist. Es bleibt nur zu erstreben, daß diese freie Mitarbeit durch sorgsamere und geschicktere Unterweisung zu einer immer verständnisvolleren und wertvolleren Leistung und zu der entsprechenden Freude und Befriedigung hingeführt werde. Zurzeit ist in dieser Beziehung noch sehr viel zu wünschen.

Von jeher hat eine gewisse Strenge der Wissenschaft solche helle Köpfe, die den führenden Kreisen der Forschung nicht angehörten, leicht in eine Art von revolutionärer Stimmung versetzt, sobald sie begannen, sich näher um naturwissenschaftliche Ergebnisse zu kümmern und den Versuch einer freien Mitarbeit oder auch nur einer gründlicheren Orientierung zu machen. Zunächst ist an sich jeder, der eine gewisse Lebensreise schon erreicht oder gar schon Erfolge selbständigen Denkens und Urteilens auf andern Gebieten erlangt hat, wenig geneigt, sich als Lernender geduldig und stetig unterzuordnen und seine Kritik so lange schweigen zu lassen, bis er vollere Einblicke gewonnen hat. Am schwersten fällt aber diese Selbstbeiseidung denjenigen, welche es versuchen, in reiferen Lebensjahren in die „exakten“ Naturwissenschaften einzudringen, ohne in der Jugend einleuchtende mathematische Unterweisung genossen zu haben. Und wie wenige sind es, welche solchen hohen Glückes teilhaftig werden. Auf keinem Gebiete der intellektuellen Erziehung ist die pädagogische Kunst so arm an Erfolgen, wenigstens an Massenerfolgen, wie auf diesem.

Sicherlich ist die Anzahl der für die Mathematik nicht begabten Köpfe auch nicht entfernt so groß, wie die Anzahl derjenigen, denen es nur deshalb an Verständnis und Würdigung der Herrlichkeiten der Mathematik gebricht, weil der mathematische Unterricht sie eher abgestoßen als angezogen hat. Wie das zu erklären und zu bessern ist, läßt sich nicht nebenbei erörtern. Treffliche Männer aller Nationen sind jetzt eifrig auf die bezüglichlichen Reformen bedacht, und unter ihnen besonders auch solche, die nicht bloß spezifisch mathematisch begabt, sondern Denker von einer bewußteren, umfassenderen Logik sind.

Es war der gänzliche Ausfall einer eindrucksvollen mathematischen Jugendunterweisung Goethes, welcher diesen großen naturwissenschaftlichen Denker und Forscher in die revolutionäre Stimmung gegen die exakte Naturwissenschaft seiner Zeit, insbesondere gegen Newton und seine unvergänglichen Verdienste als Astronom und Physiker hineintrieb. Und an dieses merkwürdige Beispiel reihen sich in großer Zahl, wenn auch in steil absteigender Folgeordnung hin-

sichtlich der geistigen und sittlichen Bedeutung, Männer der verschiedensten Berufe und Lebensstellungen außerhalb der Fachgenossenschaften der exakten Naturforschung. Es kommt auf dem Gebiete der Astronomie und Meteorologie sogar nicht selten vor, daß Physiker und Techniker von mathematisch naturwissenschaftlicher Bildung auf Grund allgemein verbreiteter Denkfehler, von denen weiter unten die Rede sein wird, in den Chorus des revolutionären Dilettantismus einstimmen, welcher sich gegen die geltenden „Dogmen“ der strengen Wissenschaft wendet und eine Umbildung oder gar Umstürzung derselben durch freie, nicht zunftmäßige Mitarbeitererschaft anstrebt und verkündet.

In manchen Stellen, zum Beispiel auf der Berliner Sternwarte, gehen mitunter während eines Jahres Hunderte von Kundgebungen solcher Art ein, manche in Gestalt von Fragen und Zweifeln, viele in Gestalt von sehr zuversichtlichen Behauptungen, neuen Lehren und Systemen. Man blickt dabei in eine geistige Bewegung von leidenschaftlicher Intensität hinein. In den rechten Bahnen wandelnd, könnte diese Intensität die Gesamtheit derjenigen wahrhaft förderlichen Leistungen, welche insbesondere die Astronomie der freien Mitarbeit zahlreicher anderer, hingebungsvoller und schlichter Helfer aus allen Lebenskreisen schon verdankt, sehr erheblich steigern und erweitern. Aber die rechten Worte und Töne, durch welche jene leidenschaftliche Mitarbeitererschaft, die eigentlich eine Gegnerschaft ist, in höherem Grade produktiv gemacht werden könnte, sind gerade für die Fachmänner sehr schwer zu finden. Lehrhafter, mit dem sehr berechtigten Unmut vorgetragenem Tadel wirkt nur bestärkend auf die meisten Erwachsenen, zumal wenn der Kampf gegen die „Fachmänner“ in der Tagespresse eröffnet worden war, in welcher sich meistens eine deutliche Zustimmung für die Neuerer und eine unverkennbare Abneigung gegen den Ton fachmännischer Ueberlegenheit kundgibt.

Fast stets finden sich aber bei ruhigster Erwägung die Ausgangspunkte der Mißverständnisse, der Irrgänge und Ueberhebungen eifriger aber unzureichender Mitarbeitererschaft aus der Laienwelt in solchen formalen Mängeln der Fachwissenschaft selber, welche für die Fachmänner fast ganz unschädlich, aber für die pädagogische Unterweisung und nun gar für das freie Selbststudium sehr erhebliche Nebel sind. Dort muß die Gegenwirkung an erster Stelle ansetzen, und zwar nicht bloß in Schule und Hochschule, sondern vorzugsweise auch in den sogenannten Fortbildungseinrichtungen für Erwachsene.

Hierher gehören auch die Unvollkommenheiten der jetzigen Terminologie der Wissenschaften. Sehr oft sind in derselben solche Stufen des Erkennens noch maßgebend enthalten, welche sonst bereits gänzlich überwunden und durch treffendere Gedanken- und entsprechendere Wort-Elemente längst ersetzbar geworden sind. Die fachmännische Routine geht leicht und ohne Irrungen darüber hinweg, und sie scheut jede Veränderung in dieser Hinsicht, weil, zumal in den älteren Wissenschaften, die Terminologie ein festes gemeinsames Besitztum der Kulturvölker geworden ist, dessen Gemeinsamkeit viel wichtiger erscheint, als seine absolute Zweckmäßigkeit.

In der Pädagogik, im weitesten Sinne, hat dagegen die Zweckmäßigkeit auch der terminologischen Grundlagen eine ganz eminente Bedeutung. In Betracht der mächtig steigenden sozialen Bedeutung der Pädagogik wird es daher bald zu einer sehr wichtigen Aufgabe des sich immer mehr entwickelnden Zusammenwirkens internationaler Organisationen werden, auch hier neue Vereinbarungen zu schaffen und wirksam durchzuführen, damit nicht durch die bloße Beharrungskraft des gemeinsamen Althergebrachten auch auf diesem Gebiete die Entwicklung des wahrhaft Zweckmäßigen gehemmt wird.

Auch die unrichtigen Auffassungen, welche hinsichtlich der Entwicklungsgeichte unserer jetzigen astronomischen Weltanschauung noch in den weitesten Kreisen verbreitet sind, tragen dazu bei, jenes „Erdreisen“ zu steigern, mit welchem nicht wenige erst in den Anfängen des Lernens begriffene oder steckengebliebene Leute so schnell zu grundstürzenden Behauptungen und Theorien übergehen.

Ebenso wie die Weltanschauung der alten Kultur durch das kopernikanische System gänzlich aufgelöst und vernichtet worden sei, könne doch, so meint man, auch unsere jetzige sogenannte Welterkenntnis eines Tages von der Bildfläche der Kulturwelt ganz verschwinden.

In einer deutschen Anarchistenversammlung wurde vor einigen Jahren in ganz ähnlicher Weise behauptet, auch die Wissenschaft gehe in ihren mächtigsten Entwicklungsepochen nicht mit stetiger Gesetzmäßigkeit, sondern revolutionär vor, und das Hauptwerk des Begründers der neuen Weltanschauung, Kopernikus, habe sogar ausdrücklich den Titel geführt „Ueber die Revolutionen.“ Ein auwehender Astronom beeilte sich, richtig zu stellen, daß hier das Wort „Revolution“ nicht „Umwälzung“, sondern „Umdrehung“ oder „Umlaufbewegung“ und zwar der Himmelskörper, nicht der menschlichen Weltanschauungen, bedeutet habe.

Das Mißverständnis wäre aber schwerlich vorgekommen, wenn nicht der kopernikanischen Lehre durch ihre damaligen Verfolger der Charakter aufgeprägt worden wäre, daß sie den Umsturz aller bisherigen Lebens- und Gemeinschaftsordnungen zur Folge haben werde, wenn die Menschheit sie als wahr annehme. In Wirklichkeit erweist die Geschichte immer deutlicher mit jedem neuen Fortschritte des Einblickes in den Werdenprozeß der Welterkenntnis, daß gerade in der Entwicklung der großen kosmischen Forschung eine wahrhaft erhebende Stetigkeit waldet. Beginnend mit den, Jahrtausende umfassenden, astronomischen Arbeiten auf den Türmen zu „Babel“ läßt sich durch die Zeit der griechischen und der arabischen Kultur hindurch bis zur Renaissancezeit, aus welcher Kopernikus hervorging, bereits dieselbe innere Gesetzmäßigkeit und Folgeordnung des Zusammenwirkens nachweisen, welcher die Menschheit den festen Boden ihrer Welterkenntnis und ihrer wissenschaftlichen Einigung gegenwärtig verdankt.

Der große griechische Astronom Ptolemäus, der die Ergebnisse seiner gesamten Vorgängerschaft in seinem sogenannten „System“ (er nannte es „Syntaxis“) zusammenfaßte, ist offenbar selber während seiner ganzen Lebensarbeit mit der

großen Frage, welche Kopernikus durch den Nachweis der Bewegung der Erde um die Sonne entscheidend beantwortete, intensiv beschäftigt gewesen, und man kann aus mehreren Abschnitten seiner „Syntaxis“ deutlich ersehen, daß er nahe genug daran war, zu denselben Schlüssen, wie Kopernikus, zu gelangen. Es waren hauptsächlich einige, in ihrem Zuverlässigkeitsgrade von ihm überschätzte Messungsergebnisse in betreff gewisser Besonderheiten der Planetenbewegungen am Himmel, welche ihn abhielten, die großen Vereinfachungen der Welterklärung zu vollziehen, die auch für ihn schon in der Annahme der Bewegung der Erde um die Sonne ersichtlich waren.

Dem innigen Zusammenhange der Arbeiten dieser beiden großen astronomischen Denker entspricht auch ganz und gar die Pietät, mit welcher Kopernikus die Leistungen der gesamten Vorgängerschaft beurteilt, gänzlich fern von irgend welcher Ueberhebung, geschweige denn revolutionärer Leidenschaft. Er fühlt und bekennt als die unmittelbarste Bestätigung und die tiefste Weihe des neuen Weltbildes, daß es die besten, sichersten Erfahrungen und die harmonievollsten Gedankenstücke der Vergangenheit mit umfaßte.

Mit Eindrücken solcher Art soll die künftige Pädagogik alle Stufen des Lernens durchdringen, und die strenge Wissenschaft soll ihr dabei mehr als bisher zu Hilfe kommen, indem sie zugleich durch noch umfassendere geschichtliche Ergründung ihrer eignen Werdegesetze sich auch die Entwicklungsfähigkeit und -Bedürftigkeit ihrer jeweiligen Lehren stets klar vor die Augen bringt und dadurch sich immer mehr auch vor dem bloßen Anschein dogmatischer Versteifung wahrt.

Hand in Hand hiermit gehen muß aber das hellste Bewußtsein der Wissenschaft von der unaussprechlichen Größe ihrer Aufgabe als Hüterin und Verwalterin des köstlichen, Kraft und Glück in Fülle spendenden Schazes von Erfahrungen und festen, klaren Gedanken, welcher aus dem Zusammenwirken der Menschheit bereits hervorgegangen ist. Dieses Bewußtsein, das früher nur die Gipfel der Menschheit erhellte, aber im Laufe des zu Ende gehenden Jahrhunderts begonnen hat, sein Licht über immer weitere Kreise der Kulturwelt auszugießen, soll sich nicht, wie es in den ersten Stadien seiner allgemeinen Ausbreitung verzeihlich war, in prahlender Ueberhebung seiner Träger und in einseitiger Hervorhebung des Wertes wissenschaftlicher Arbeit kundgeben, sondern in der hingebenden Sorgfalt und Treue, mit welcher die bewährtesten Methoden und die sichersten Ergebnisse, zugleich mit den Bejeligungen dieser von dem Fortgange der Weltercheinungen selber unablässig bestätigten und geweihten Arbeit, immer weiteren Kreisen der Menschen in die Seele gepflanzt werden.

Gerade in letzterer Hinsicht geschieht noch lange nicht genug, um der Kulturwelt allgemeiner zum Bewußtsein zu bringen, mit welcher Sicherheit und Genauigkeit die astronomischen Theorien täglich und stündlich alle Bewegungsvorgänge der Erde und der nächsten Himmelskörper ansagen, und mit welcher Wahrhaftigkeit in dem Zusammenwirken der Fachmänner der jeweilige Uebereinstimmungsgrad zwischen den Gestaltungen innerhalb des menschlichen Intellectes einerseits und andererseits dem von ihm unabhängigen Fortgange der Er-



scheinungen aufgezeichnet und zur weiteren Vervollkommnung der Erkenntnis verwertet wird.

Neben dem Interesse an den „neuen“ Ergebnissen der Forschung, welche das große Publikum anziehen, müßte dem uralten und doch ewig neuen Elemente der Freude, welche den Menschen ergreift, wenn „die Natur hält, was der Geist verspricht“, bei den pädagogischen Unterweisungen und populären Veranstaltungen mehr Rechnung getragen und dadurch ein wirklicher Einblick in die Leistungskraft der Wissenschaft, auch weit außerhalb der Gebiete ihrer technischen Alltagserfolge, gegeben werden.

Und da, wo die Erfolge unsrer Forschung infolge der besonderen Schwierigkeiten des Problems noch gering sind, wie in den Gebieten zwischen der Erdoberfläche und dem Himmelsraume, mit denen sich die Meteorologie beschäftigt, müßte die in den „freien Mitarbeiterschaften“ vorwaltende Neigung zu wohlfeilen, mehr oder minder phantastischen Lösungen der Probleme und die derselben entgegenkommende Hinneigung des Publikums zum Glauben an Voraussetzungen nach sehr einfachen Formeln und Zusammenhängen zunächst unablässig und geduldig bekämpft werden, und zwar durch ständige Veröffentlichung genauer und vollständiger Vergleichen zwischen den wissenschaftlichen und den dilettantischen Voraussetzungen und dem wirklichen Verlauf der Erscheinungen.

Die uns allen bekannten und doch immer und immer wieder von uns allen begangenen Denkfehler, unter anderem jene Neigung, anscheinende Bestätigungen einer uns einleuchtenden Voraussetzung durch das volle oder auch nur ungefähre Eintreffen der bezüglichen Erscheinung im Gedächtnis zu behalten und das Nicht-eintreffen unbeachtet zu lassen oder zu vergessen, alle diese Irrgänge des öffentlichen Urteils, die auch im sozialen Leben so viel Schaden anstiften, muß man immer und immer wieder nachdrücklich, aber ohne den Humor dabei zu verlieren, zur Erörterung bringen.

Durch Belehrungen aller solchen elementaren Art kann man allerdings, wenn sie pedantisch gegeben werden, Erwachsene wie Kinder ermüden und verdrießen. Wenn sie aber im Lichte eines umfassenderen Wissens mit lebensvoller Einzelheiten und Ausblicken sich darbieten, werden sie dem Eindrucke und dem Werte der zahlreichen populären Vortragsveranstaltungen sehr zu gute kommen.

\*

Je tiefer man übrigens in die Entwicklungsgeschichte wissenschaftlichen Erkennens eindringen und den Zusammenhang derselben mit der gesamten Kulturgeschichte erfassen wird, desto sicherer werden auch die jeweiligen Hüter und Träger unsrer Erkenntnischätze vor der Ueberhebung sein, die wir oben als eine Begleiterscheinung der ersten allgemeineren Ausbreitung des Wertbewußtseins der Wissenschaft bezeichnet haben.

Die Entwicklung der Naturerkenntnis war stets in innigster Wechselwirkung mit der Entwicklung der Kunst und der Technik und überhaupt mit allen großen Gedankenerscheinungen und schöpferischen Betätigungen des menschlichen Seelenlebens.

Die sogenannte „exakte“ Methode, das heißt der auf genaue Maßbestimmungen durch Zahlen und Formen begründete „induktive“ Forschungsprozeß, enthält zwei Stadien, in denen zu der geordneten Wahrnehmung der äußeren Erscheinungen und zu der geordneten Verbindung der inneren Erscheinungen oder Vorstellungen die Mitwirkung einer schöpferischen Thätigkeit des ganzen Menschen, mit andern Worten der „Kunst“, unerlässlich ist.

Es ist im Leben der Menschheit die Rolle der Kunst, daß sie den aus Gedankenverbindungen hervorgehenden verfeinerten Idealgebilden der Seele draußen in der Welt der Erscheinungen durch planvolle Einwirkungen auf das Material, auf die Form oder den Verlauf dieser Erscheinungen eine äußere Gestaltung verleiht, welche dann auf dem Wege der Wahrnehmung durch die Sinne in die schöpferische Seele zurückwirkt. Und es ist die hohe Bedeutung solcher Gestaltungen, daß sie nicht bloß dieser Seele sozusagen eine Resonanz ihrer eignen inneren Idealschöpfungen bieten, sondern auch unablässig vielen andern Seelen durch bloße Sinneswahrnehmung schon verfeinerte Seelenercheinungen zuführen.

Diejenige Kunst, welche man in besonderem Sinne die „strenge“ Kunst nennen kann, stellt in die Außenwelt mit deren Mitteln und Kräften schöpferische Nachbildungen solcher Idealgebilde hin, welche im Reiche der reinen Form und Zahl aus dem Aufbau streng folgerichtigen Denkens entstehen. Sie ist zugleich der höchste Gipfel der Technik, und sie allein ermöglicht die feinen Maßbestimmungen der Erscheinungen, welche die wesentlichen Grundlagen und die entscheidenden Bestätigungen des Erkenntnisprozesses der „strengen“ Wissenschaft liefern.

Die zweite, ebenso wichtige Stelle, an welcher die Kunst in diesen Erkenntnisprozeß eintritt, ist die Entstehung der Gedankenverbindungen, in denen der Intellekt gewisse Gruppen von Vorstellungen, die auf dem Wege der Sinneswahrnehmung ihm aus der äußeren Erscheinungswelt zugeführt sind, harmonisierend zusammenfaßt, mit andern Worten die Entstehung der Hypothesen, der Theorien, der Weltanschauungen, des Weltbildes.

Hier ist die freie Mitarbeiterschaft der Kunst von der eminentesten Bedeutung, denn sie allein ist es, die mit unablässiger, universaler Wirksamkeit in Linien, Farben und Gestalten, in Ton, Rede und Schrift Idealgebilde der Vorstellungswelt vieler reicher Seelen in die helle Erscheinungswelt, für alle leicht erkennbar, hinstellt und dadurch in zahllosen andern Seelen unnennbare Kräfte des Idealbildens und Harmonisierens weckt und belebt.

Für diese universale Kunst hat man noch keinen rechten Namen. Man hat sie wohl die schöne Kunst oder, im Gegensatz zu der an die Gesetze der Form und der Zahl eng gebundenen strengen Kunst, die „freie“ genannt. Sie umfaßt nicht bloß die Welt des Schönen im weitesten Sinne, die bildenden und bauenden Künste, die Tonkunst und die Dichtkunst, sondern auch die Gestaltungen der Idealgebilde des Denkens über Seele und Welt, der Philosophie bis in ihre metaphysischen Reiche, einschließlich der religiösen Ideale. Und diese umfassende Kunst, deren Schöpfungen in ihrer Gesamtheit einen ebenso köstlichen

Schatz bilden wie die wissenschaftliche Erkenntnis, ist die reichste, unverfälschteste Quelle aller Bereicherungen, Verfeinerungen, Neubildungen der Gedankenelemente wissenschaftlichen Erkennens der Welt, das heißt der Nachbildung der äußeren Welterscheinung in den Tiefen des Intellektes der Menschheit.

Es ist kaum nötig, nochmals zu betonen, daß diese ganze grandiose, so innig zusammengehende Entwicklung menschlicher Kunst und Wissenschaft in Zukunft ein noch viel reicheres und freieres, aber auch sozial viel feiner gegliedertes und mit mehr Weisheit und Güte erfülltes Zusammenwirken der Menschen erfordern wird, wenn sie nicht durch die steigende Ausbreitung undervielfältigung der Mitarbeiterschaft verhängnisvolle Hemmungen und Verkümmierungen erfahren soll.

Eines noch wäre im Interesse der Gesundheit und des Glückes dieser Menschheitsentwicklung als besonders wichtig hervorzuheben: Philosophie und Dichtung sollten da, wo sie leitende Idealgedanken der Menschheit über Lebensweisheit und Lebensglück zusammenfassend verkünden, sich immer mehr auch mit der großen festen Zuversicht, mit dem begeisternden Frohgefühl durchdringen, daß die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt mit ihrer steigenden Bestätigung durch die Erscheinungen selber und mit der steigenden Macht, die sie der Menschheit über die Erscheinungen und über sich selbst verleiht, eine erhabene kosmische Realität ist und sich auch durch die tiefen Glücksempfindungen, die aus jeder treuen Mitwirkung an derselben quellen, als eine zweifellose Bestimmung dieser Gruppe oder Phase der Welterscheinung kundgibt. Hierdurch werden die verdüsternden Wirkungen des Pessimismus, der in Zeiten geboren wurde, in denen es solche Herrlichkeiten noch nicht gab, gehörig eingeschränkt, ohne daß seine herben Töne ihre musische Bedeutung in dem Zusammenklange der großen psychischen Regungen aller Zeitalter verlieren.



## Bayreuth 1875 bis 1876.

Erinnerungsblätter aus meinem Künstlerleben.

Von

Carl Emil Doepler dem Älteren.

Seit nach den ersten Festspielen in Bayreuth wurde ich vielfach aufgefordert, meine Erlebnisse mit Richard Wagner der Öffentlichkeit zu übergeben. Jedoch durch Berufsarbeiten vielseitig in Anspruch genommen, kann ich erst nach Verlauf von dreiundzwanzig Jahren diesen Wünschen Folge leisten und die damaligen Aufzeichnungen in retrospektiver Form meinen Erinnerungsblättern anfügen.

Im Jahre 1874 am 19. Dezember erhielt ich zu meiner lebhaftesten Ueber-  
raschung folgenden Brief Richard Wagners von Bayreuth:

Hochgeehrter Herr!

Ich erlaube mir, Sie darüber zu befragen, ob Sie Neigung dazu haben  
würden, für die im Sommer 1876 von mir beabsichtigten Fesstaufführungen meines  
vierteiligen Bühnenspiels „Der Ring des Nibelungen“ die Entwerfung der  
Kostüme, sowie die Ueberwachung der Ausführung derselben zu übernehmen.

Zu Ihrer vorläufigen Orientierung über den Charakter der Aufgabe über-  
sende ich Ihnen sowohl ein Exemplar der dramatischen Dichtung, als einige auf  
deren Ausführung bezügliche Broschüren. Sie werden sofort erkennen, daß es  
die mir aufgegangene Schwierigkeit der Sache war, welche mich bestimmte, nach  
einem in dem betreffenden Fache besonders erfahrenen, ausgezeichneten Künstler  
mich umzusehen.

Ich glaube die von mir gestellte Aufgabe als ein reiches, der Erfindung  
dargebotenes Feld ansehen zu müssen. Denn im Grunde genommen verlange  
ich nichts weniger als ein in einzelnen Figuren ausgeführtes charakteristisches  
Gemälde, welches mit zutreffender Lebhaftigkeit persönliche Vorgänge aus einer  
jeder Erfahrung oder Anknüpfung an eine Erfahrung fernliegenden Kulturepoche  
uns vorführen soll. Sie werden alsbald finden, daß das Bild, welches sich  
nach dem Vorgang von Cornelius, Schnorr und andern für die Darstellung der  
Figuren des mittelalterlichen Nibelungenliedes zur Geltung zu bringen versucht  
hat, hier gänzlich außer acht gelassen werden muß. Hat man sich dagegen  
neuerdings mit Darstellungen aus der spezifisch nordischen Mythologie befaßt,  
so ist hieran wohl ersichtlich geworden, wie man sich hierbei eben nur mit einer  
charakteristisch dünkenden Modifizierung der klassischen Antike zu behelfen suchte.  
Andeutungen der mit germanischen Völkern in Berührung gekommenen römischen  
Schriftsteller über die Trachten jener, scheinen noch nicht zu erfolgreicher Be-  
achtung gelangt zu sein. Es stünde, meiner Ansicht nach, demjenigen Künstler,  
welcher sich den ihm von mir gegebenen Vorwurf zu eigen machen wollte, daher  
ein eigentümliches Feld, sowohl für geistvolle Kombination, wie für seine Er-  
findung offen; und nichts mehr könnte ich wünschen, als von Ihnen, hoch-  
geehrter Herr, diese Aufgabe sich angeeignet zu wissen.

Indem ich Sie nun erjuche, hierüber Ihre geneigte Willensmeinung mit  
erkennen geben zu wollen, gebe ich mir die Ehre, Sie mit ausgezeichnete Hoch-  
achtung zu begrüßen als

Ihr

ergebener Diener

Bayreuth, 17. Dezember 1874.

Richard Wagner.

Darauf erteilte ich folgende Antwort:

Hochverehrter Meister!

Ihr lebenswürdiges Schreiben habe ich erhalten und den ehrenvollen An-  
trag darin mit großer Freude begrüßt.

Wenn ich auch vor einigen Jahren Weimar und meinen dortigen Wirkungskreis verlassen und theatermüde einen Ruf an die Wiener Burg und Oper abgelehnt, so habe ich doch kein Herz, Ihnen, der einen so kulturwichtigen Schritt vorzubereiten im Begriff ist, ablehnend zu antworten.

Die hohe Aufgabe, die Sie sich gestellt, ist zu verführerisch, die Ziele, die Sie anstreben, zu erhaben, um mich nicht bereit zu finden, einen Anteil haben zu wollen an dem Kulturwerke, daß Sie mit so richtigem künstlerischem Verständnis dem hohlen bisherigen Treiben als mächtiges Bollwerk für alle Zeiten aufzurichten berufen sind.

Leider habe ich das mir in Ihrem Briefe erwähnte Exemplar „des Rings des Nibelungen“ nicht erhalten und habe daher bis jetzt noch keinen Ueberblick über die Größe und Ausdehnung meiner Aufgabe mir bilden können. Aus dem Bericht und der Schrift über das Bühnenfestspielhaus habe ich mit großer Freude gesehen, was Sie wollen, und glaube Sie verstanden zu haben, wie ich, wenn auch nur Laie, verstanden zu haben glaube, was Sie in Ihren Tonwerken in eigenster echt deutscher Weise erreichen wollen und in so gewaltiger Weise erreicht haben.

Zunächst bitte ich um die Uebersendung des Textes mit gefälliger beiläufiger Angabe der darin wirkenden Solis, Chöre und Komparjen, damit ich im stande sei, die Summe der in Angriff zu nehmenden Arbeit zu übersehen. Wie sehr ich mich darauf freue, gerade auf diesem Gebiete, welches, wie Sie es so richtig ausdrücken, jeder Erfahrung und selbst der Anknüpfung an eine Erfahrung so fernliegend ist, meine Kraft zu versuchen, mit sorgfältiger Vermeidung der leider beim Publikum nur zu typisch gewordenen Vorbilder eines Cornelius und Schnorr, die in ihren Leistungen allerdings in eine Zeit fallen, in der man auf dem Gebiete der Kostümkunde noch in den ersten Kinderstufen sich bewegte. — Ebenso sehr fühle ich mit Ihnen, wie weit man auch die zweite Klippe, die in einer Modifizierung der Antike nordisch sein sollend zugestutzt, zu umschiffen hat. Dafür bietet aber die Arbeit, unter Benutzung neuester Forschungen vorhistorischer Zeit innerhalb festgezogener Grenzen noch der Phantasie einen weiten Spielraum, den ich redlich auszunützen gesonnen bin.

Ferner wäre es für mich wünschenswert zu erfahren, ob alles neu zu schaffen ist, oder ob irgend welcher Bestand schon vorhanden, der in seinen Grundstoffen als Basis dienen oder verwendet werden kann, und welches ist der für diesen Teil der Ausstattung des Werkes ausgeworfene Etat.

Meine langjährige Praxis namentlich in Weimar, wo ich mit verhältnismäßig sehr geringen Mitteln zu wirtschaften hatte, hat mich in den Stand gesetzt, mit wenigem viel zu ermöglichen und behalte ich mir vor, Ihnen später in dieser Richtung geeignete Vorschläge zu machen.

Alles weitere müssen wir weiteren gegenseitigen Mitteilungen überlassen: es genüge heute, Ihnen mit vollem Herzen meine Bereitwilligkeit, an dem Gelingen Ihres großen Werkes mitzubauen, darzuthun und ihnen zu danken für die liebenswürdige Weise, in der Sie mich gerufen.

Ihrer geneigten weiteren Mittheilung entgegengehend zeichne ich mit aufrichtigster Bewunderung

Ihr ergebenster

Carl Emil Doepler.

Berlin, im Dezember 1874.

Im März des Jahres 1875 schrieb ich dem Meister nachstehendes:

Hochverehrter Meister!

Nachdem nun die Arrangements für die Hoffeste und die daraus resultierenden Arbeiten überwunden sind, soll ich meinen Verlegern die Zeit bestimmen, in welcher ich in diesem Jahre für dieselbe theils hier, theils in München und Wien thätig sein kann, möchte dies jedoch nicht eher thun, als bis ich mich mit Ihnen in betreff der kostümlichen Vorbereitungen zu Ihrem Werk verständigt habe.

Ich hatte Sie, verehrtester Meister, in meinem Briefe um die Beantwortung verschiedener sachlich wichtiger Fragen gebeten und Sie hatten die Güte, in Ihrem zweiten Schreiben mir eine eingehende Antwort zu verheißen, der ich jedoch noch immer entgegensehe.

Nachdem ich das Buch „Der Ring des Nibelungen“ gelesen, halte ich dafür, daß mit der Fertigstellung der Kostüme schon im Laufe dieses Sommers vorgegangen werden muß, sollen wir im nächsten Jahre nicht zu sehr in die Enge und Uebereilung geraten.

Nach einem vorläufigen Uberschlag der Summa der zu bewältigenden Arbeit glaube ich mit den gehörigen ausführenden technischen Kräften die Aufgabe in drei bis vier Monaten erledigen zu können, vorausgesetzt, daß keine Hindernisse lähmend in den Weg treten.

Da ich nun, wie oben erwähnt, meine Dispositionen zu treffen habe, möchte ich geru wissen, wie Sie über die Sache denken und was Sie zu beschließen für gut finden.

Sollte eine persönliche Besprechung sich wünschenswert machen, so würde ich gern bereit sein, auf Ihre Wünsche einzugehen und Sie, verehrtester Meister, entweder in Bayreuth aufsuchen, oder an einem andern Orte, falls Ihnen das besser konvenieren würde, mit Ihnen zusammentreffen.

Nach Lesung Ihrer großartigen Dichtung habe ich mir ein ziemlich klares Bild von dem Wesen der Aufgabe, die zu lösen ist, gemacht und glaube, daß uns die nordischen Reste der Stein- und Bronzezeit ein ausgiebiges Material an die Hand geben, um auf dieser Basis etwas herzustellen, was zu gleicher Zeit poetisch, anmutend und befremdend groß und neu in seiner Wirkung sich gestalten soll &c. &c.

\*

Das Resultat dieser Korrespondenz mit Richard Wagner war, daß derselbe mir seinen Besuch ankündigte, um persönlich mit mir anzuknüpfen und meine Gedanken über die vorliegende große Aufgabe auszutauschen.

Im Frühjahr 1875, als die „Meininger“ zum zweiten Male nach Berlin

tamen und ihre Vorstellungen im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in der Schumannstraße gaben, erschien eines Tages Richard Wagner mit seiner Gattin Kosima in meiner Wohnung in der Regentenstraße, und es traf sich vortrefflich, daß gerade an diesem Tage eine Vorstellung von Kleists „Hermannsschlacht“ durch die Meininger angefündigt worden war. Wagner hatte für diesen Abend eine Prosceniumsloge erworben und mich eingeladen, sein Gast zu sein, im Hinblick auf das germanische Kostüm des Stückes und die bekannte historische Treue, welche bei den Meininger Vorführungen bereits sprichwörtlich geworden war. „Es würde,“ so meinte der Meister, „sich so mancherlei dabei ergeben, was zu Rate zu ziehen sei, besonders die realistische Art der Herstellung der Scene und so vieles, was zwischen den Zeilen des Dichters durch die geniale Auffassung des hohen Protectors der Meininger zur vollen Verkörperung des dichterischen Gedankens gelangt!“

Es war ein selten genüßreicher Abend. — Hofrat Cronegl, dem ausführenden Factor und der rechten Hand des fürstlichen Bühnenreformators, dankten wir durch die geschickte Inszenierung manche wohl zu verwertende Anregung, so daß wir nicht leer an neuen Eindrücken nach Hause gingen. Der Meister zeigte sich bei dieser Gelegenheit im höchsten Grade eindrucksfähig, dem malerischen dekorativen, wie auch dem kostümlichen Ausdruck der vorgeführten Dinge gegenüber. Er war enthusiastisch, und ich mußte ihm versprechen, unter dem Eindruck des Gesehenen mich unverzüglich an meine große Aufgabe zu machen und nach vorangegangenen Studien der germanischen Reste der Bronzezeit an die Ausführung der Figurinen zu seinem Werke zu gehen.

Nachdem ich die so notwendigen Vorstudien, welche geraume Zeit in Anspruch nahmen, beendet, mich wieder in der „Edda“ orientiert, den Tacitus studiert und das in den Museen von Kopenhagen, Kiel, Mainz und Berlin vorhandene germanische Material, teils an den Orten selbst, teils nach illustrierten Katalogen in erschöpfender Weise zusammengestellt, begann ich die einzelnen Figurinen zu entwerfen und in stillstrenger, charakteristischer Weise in Gouache auszuführen. Zuerst zum „Rheingold“, dann zur „Walküre“, dann folgte „Siegfried“ und zuletzt „Götterdämmerung“.

Im Laufe des Sommers 1875 reiste ich zum erstenmal nach Bayreuth, und zwar im Juni, und fand Meister Wagner in „Wahnfried“ anwesend. — Frau Kosima empfing mich zunächst sehr liebenswürdig, erklärte mir jedoch, daß ihr Gatte vor ein Uhr nicht zu sprechen sei, da er bis dahin nur der Arbeit gehöre und sie ihm alles fern halten müsse, was ihn irgendwie stören könnte. Sie lud mich zum Mittagmahl ein, welches täglich zwischen ein und zwei Uhr eingenommen wurde, und bat mich bis dahin, es war etwa elf Uhr, einen Spaziergang nach der Eremitage zu machen.

Um ein Uhr fand ich mich pünktlich in „Wahnfried“ wieder ein und traf den Meister in seinem Bibliothekzimmer. Hoherfreut begrüßte mich derselbe, um von mir und meinen Arbeiten für sein großes Werk zu hören. Sehr bald wurde zu Tische gerufen, an welchem die Kinder, auch Siegfried,

der damals etwa fünf Jahre sein mochte, teilnahmen. Die Speisen waren einfach, aber vortrefflich zubereitet, und eine ungezwungene anregende Konversation verschönte das Mahl.

Ueber den Stand meiner Arbeiten mußte ich zuerst berichten, und es wurde mit Freuden begrüßt, als ich versprach, einen Teil der Figurinen hauptsächlich aus dem „Rheingold“ und der „Walküre“ dem Meister zur Begutachtung vorlegen zu können.

Nach aufgehobener Tafel wurde der Kaffee in einem Gartenpavillon eingenommen, und als der Meister sich zu einem Spaziergang gerüstet hatte, forderte er mich auf, ihn zu begleiten, was ich gern annahm, um den merkwürdigen Mann näher kennen zu lernen.

Unser Weg führte uns den Hügel hinauf, auf welchem das Festspielhaus seiner Vollendung entgegenging, und so lernte ich den Schauplatz unsrer nächstjährigen Wirksamkeit durch den Meister selbst, den besten Führer, den ich haben konnte, kennen.

Der Meister war sehr geprächig, machte mich zuerst auf die überraschend schöne Aussicht, die vor uns lag, aufmerksam, sprach mit mir über alle irdischen Dinge in höchst gewinnender und anregendster Weise. So kam er im Laufe des Gespräches dazu, über seinen fortwährenden Kampf gegen Vorurteil und, wie er sich ausdrückte, „Stumpfsein der Menge“ sich lebhaft zu äußern. Doch endlich nach Jahren des Kampfes sei der Augenblick gekommen, daß der Traum seines Lebens zur Wahrheit werde. Antiküpfend hieran sprach er viel vom König Ludwig II. von Bayern, seinem hohen Gönner und Protektor, der ein so tiefgehendes Verständnis seinen Werken entgegenbringe, als dem mächtigen, erhabenen Patron seines großen Lebenswerkes.

Ueber den genialen Hoffmann, Erfinder der Dekorationen, der in den Gebrüdern Brückner so vorzügliche Interpreten seiner Kompositionen gefunden habe, ließ der Meister sich ganz besonders lobend aus. Carl Brandt, den Leiter der technischen Bühneneinrichtungen, lobte er nicht nur, sondern äußerte sich über dessen Treue und Anhänglichkeit in fast begeisterter Weise. Nach und nach kamen wir in diesem Gespräche auf die andern Nationen gegenüber geringe Teilnahme des großen Publikums an künstlerischen Bestrebungen in Deutschland; so bemerkte ich in Bezug auf meine Bestrebungen, daß ich trotz meines dreißigjährigen Bohrens in daselbe Loch kulturgeschichtlicher Forschung zur Beseitigung der konventionellen Schablonenarbeit auf dem Gebiete des Kostüms noch verschwindend wenig erreicht habe. Da drehte sich der Meister mit einer schnellen Bewegung mir zu, blieb dabei breitbeinig vor mir stehen, indem er beide Arme energisch in die Seite stemmte, mich mit stammenden Blicken von Kopf bis Füßen messend, apostrophierte er mich folgendermaßen mit lauter, fast drohender Stimme:

„Wie alt sind Sie denn, mein Herr Professor?“

Ueberrascht entgegnete ich: „Einundfünfzig Jahre, Meister!“

„Na, das muß ich Ihnen schon sagen, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie



sind doch ein unverschämter Kerl! Mit einundfünfzig Jahren wollen Sie in Deutschland schon berühmt sein? Nein, lieber Freund, vor sechzig Jahren nicht. Das schlagen Sie sich nur vorläufig aus dem Kopf!“ — Jedes seiner Worte war scharf accentuiert und schwerwiegend wie eine Pfundnote. „Sehen Sie einmal mich an, wie lang treibe ich das Ding schon, und wie blutwenig habe ich erreicht!“

„Hochverehrter Meister, gestatten Sie mir aber, dazu zu bemerken, daß, wenn man auf jedem Konzertprogramm, das erscheint, drei bis viermal genannt wird, so glaube ich denn doch, daß man sich schmeicheln darf, schon viel erreicht zu haben!“

In demselben Augenblick waren wir in der Nähe eines Erholungsgartens angekommen, und die dort musizierende Kapelle intonierte das Vorspiel zu „Lohengrin“. Angenehm durch diesen Zufall überrascht, sagte ich, nach der Richtung des Gartens deutend:

„Nun, ist das nicht gleich eine Bekräftigung dessen, was ich soeben ausgesprochen?“

„Nun ja, ja,“ erwiderte der Meister, halb ärgerlich und mit dem Fuß den Boden stampfend, „aber wie, wie spielen sie es! Entsetzlich! — Zum Davonlaufen!“

Am Abend traf ich in „Wahnfried“ außer Richard Wagner und seine Gattin auch die damals schon in Bayreuth weilenden Famuli des Meisters: den leider zu früh dahingeshiedenen begabten Anton Seidl, Demetrius Lallas, Franz Fischer, Joseph Rubinstein und Hermann Zimmer; außerdem waren noch einige Gäste aus Bayreuth anwesend. Wagner, seine Gattin, sowie Carl Brandt begaben sich alsbald mit mir in das rechts gelegene Zimmer, wo ich die mitgebrachten Figurinen zum „Rheingold“ und zur „Walküre“ vorlegte. Sie fanden den ungeteiltesten Beifall des Meisters, wie Frau Kosimas, und beide nahmen die Blätter mit in das Bibliothekzimmer, wo die farbig ausgeführten Zeichnungen von den Anwesenden bewundert wurden und namentlich die Figur der Freia von Frau Kosima scherzweise dem Meistbietenden zugeschlagen werden sollte. — Unter Scherz und fröhlichem Lachen verging der Abend in angenehmster Weise, und ich hatte alle Ursache, befriedigt und ermutigend angeregt, mein Hotel zum „Reichsadler“ aufzusuchen.

Am folgenden Tage machte mir Meister Wagner seinen Gegenbesuch und holte mich zu einem abermaligen Spaziergang ab, bei welchem er meine Auffassung der Gestalten der Tetralogie, insbesondere des Vorspiels des „Rheingold“ und der „Walküre“, lebhaft besprach und sich zu meiner großen Freude mit meiner Charakterisierung der einzelnen Figuren vollkommen einverstanden erklärte.

Auf diesem Spaziergange sprachen wir auch über die verschiedene Art zu arbeiten, so über geistige Konzeption, subjektive oder intuitive Auffassung der Arbeit. Nachdem wir längere Zeit bei diesem Thema verweilt hatten, kam ich zu dem daraus resultierenden Ausspruch, „man könne wohl sagen, daß bei allen

Schweistertünsten derselbe Apparat, mit welchem man zu wirtschaften habe, zur Verfügung sei, nur daß der einzige Unterschied in den Forderungen der Einzelkunst in der Anwendung dieses Apparates bestehe.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Meister, „da mögen Sie schon recht haben, aber — und dabei blieb er stehen, hob den Zeigefinger fast belehrend in die Höhe — aber in der Musik, mein Freund, da ist es doch ganz was andres!“

Ich mußte gestehen, daß diese Sonderstellung, die der Meister der Musik neben den andern Künsten einräumen wollte, mich nicht wenig frappierte, doch war ich zu sehr Laie in seiner Kunst, um das Gespräch fortzusetzen.

Ein andermal sprach der Meister mit mir über die so überaus konventionelle Führung der Bühnenregie und nannte im allgemeinen die Herren Regisseure „Hanswürsten“, übrigens ein Epitheton ornans, mit welchem der Meister nicht zu largen pflegte; wenn er auf Leute zu sprechen kam, die ihm nicht ganz zusagten oder seinem Werke nicht fördernd gegenüber standen, wurde dieser Titel gern und freigebig verliehen, selbst fürstliche Personen nicht davon ausgeschlossen.

Nun meinte der Meister, man müsse vor allen Dingen darin Wandel schaffen, daß man dem sogenannten Bühnenußus („so ein Unfuss!“) und dem traditionellen Schlendrian endlich einmal scharf zu Leibe ginge und ihm den Garaus mache!

Anschließend hieran erzählte ich, wie einst Dingelstedt in Weimar mir, als ich derartige Reformideen ihm gegenüber laut werden ließ, antwortete: „Ja, lieber Doepler, da wollen Sie mehr vollbringen, als Sankt Georg vollbrachte, der tötete nur einen Drachen, Sie wollen aber den Kampf mit drei Drachen, der Theatertradition, dem Ußus und der althergebrachten Theateroutine aufnehmen. Lassen Sie das sein, mein Freund, Sie werden und müssen dabei unterliegen!“

„Na, warten Sie nur,“ sagte darauf der Meister, „im nächsten Jahre, wenn wir gezeigt haben, was deutsche Kunst ist, wird alles schnell anders werden!“

Auch auf Belesenheit kam Meister Wagner sich mir gegenüber auszusprechen.

„Belesenheit! Belesenheit!“ rief er aus, „was will das heißen! Ist es nicht ein Jammer, daß man von allem, was man wissen soll und notwendig braucht, nur ein so verschwindend kleines Bruchteil zu lesen bekommt! — Ich habe viel — viel gelesen,“ rief er aus, „in meinem Leben, und Sie gewiß auch, Professor“ — hier blieb er stehen — „legen wir das mal zusammen, wie wenig ist es im Vergleich zu dem, was wir wissen sollten. Das Leben ist leider zu kurz, und des Lebens Sorgen und Wichtigkeiten lassen einem kaum Zeit zu dem, was man sich zu eigen machen sollte. Eines schönen Tages stirbt man und hat eben erst angefangen zu wissen, daß man verdammt wenig weiß!“

Bei einem der Spaziergänge, die ich mit Richard Wagner nach Tisch zu machen pflegte, sagte er mir, als wir auf dem Vorplatze des Festspielhauses anlangten und auf das hügelumkränzte Bayreuth niedersehen:

„Was meinen Sie, lieber Professor, wie werden wir nächstes Jahr dastehen, wenn alles fertig und gelungen ist und wir gezeigt haben, was wir wollen und können!“

„Das kann ich Ihnen sagen, nach glücklich vollbrachter That werde ich schon für unsre Eigentumsrechte Sorge tragen, und das können Sie versichert sein, keine Bühne soll Ihre Figurinen benützen dürfen, ohne Ihnen tributpflichtig zu sein!“

Nach Bayreuth kam ich im ersten Jahre zu wiederholten Malen, so am 28. Juli bis 7. August, da meine persönliche Anwesenheit zu den scenischen Vorbereitungen der Bühnensfestspiele unbedingt notwendig war, und hatte stets den Vorzug, viel in „Wahnfried“ mit dem Meister, seiner Familie und deren Umgebung theils geschäftlich, theils als Gast des im schönsten Sinne des Wortes gastlichen Hauses in reizvollster Ungezwungenheit verkehren zu dürfen.

Dort lernte ich anlässlich einer geschäftlichen Konferenz den trefflichen Mann kennen, der Richard Wagner, dem genialen Meister, von der Macht seines Genies bejeelt, von Anbeginn die festeste und treueste Stütze bei seinem großen und gewaltigen Unternehmen gewesen ist.

Feustel war es, der, als Richard Wagner Bayreuth besuchte, um zu sehen, ob es der rechte Platz für die Verwirklichung seiner großen Pläne sei, mit richtigem Gefühl erkannte, von welchen großen und nachhaltigen Erfolgen der endgültige Entscheid in dieser Frage für Bayreuth sein würde, und im Verein mit seinen hervorragenden Mitbürgern Wagner an Bayreuth zu fesseln wußte, indem er ihm mit Rat und That, mit dem ganzen Gewicht seines hochgeachteten Namens, wie seiner Verbindungen, kräftig zur Seite stand, die Riesenarbeit der Aufrihtung einer solchen Kunststätte, wie sie zuvor noch nicht existiert, zu ermöglichen. Er war gewissermaßen der Minister des Künstlerfürsten, der Minister des Aeußern sowohl wie des Innern, der Mann, dessen Popularität und biederer, gerader Sinn, dessen weises Haushalten mit den oft schwer aufzubringenden Geldern immer das rechte Mittel fand, Rat zu schaffen, drohende Stürme zu beschwören, Neues, kaum für möglich Gehaltenes entstehen zu lassen. Ja, es war ein Mann, nehmt alles nur in allem — und wurde ihm seinerzeit seitens des Prinzregenten von Bayern der Adel verliehen, so ist das gewiß ein schöner Beweis der Anerkennung seines Fürsten; allein adelig war des Mannes Thun und Lassen von Anfang an in seinem geschäftlichen und politischen Leben, wie auch im Dienste höherer idealer Kunstbestrebungen. Natürlich hatte ich mit dem vielbeschäftigten Manne, dem Chef eines großen Bankhauses, dem Reichstagsabgeordneten, dem Aufsichtsrat und Mitglied zahlreicher Finanzgesellschaften, der aber immer noch Zeit fand, der Förderer und der getreue Eckhard des Wagner'schen Unternehmens zu sein, vielfach zu thun, alles, was zu meinen Obliegenheiten gehörte, oft bis ins kleinste Detail hinein zu besprechen, und so hatte ich häufig Gelegenheit, ihn in seinem Comptoir, in seinem immer gastlichen Hause, wie auch bei Wagner in „Wahnfried“ zu sprechen; stets fand ich

denjelden gefälligen, liebenswürdigen und lernigen Charakter, mit dem sich arbeiten ließ, wie nicht leicht mit irgend einem.

Auch später, im nächsten Jahre, nachdem die drei Monate, welche die Proben und Aufführungen des Jahres 1876 gedauert, vorüber waren und der goldene Traum einer allen Teilnehmern ewig unvergeßlichen Zeit künstlerischen Zusammenlebens und Wirkens ausgeträumt war, und die rauhe Wirklichkeit der Beschaffung neuer Mittel zur Deckung der enormen Aufwendungen für das Unternehmen an den Verwaltungsrat, dessen Seele Feustel war, herantrat, blieb er unentwegt der treue Freund und Schützer der Wagnerschen Muse und dener, die zur Verwirklichung des hehren Gedankens beigetragen.

Es ist in erster Zeit vielfach erörtert worden, daß Richard Wagner von aller Welt „der Meister“ genannt wurde. Er hat sich diesen höchsten deutschen Titel nie selbst beigelegt, sondern kam auf ganz natürliche Weise dazu. Als Urheber und Mittelpunkt des gewaltigen Unternehmens, durch seinen souveränen Willen und seine Energie, die kein Hemmnis kannte und scheinbar Unmögliches ermöglichte, war es selbstverständlich, daß er als Oberhaupt dieser künstlerischen Vereinigung von seinen treuen Jüngern und allen, welche zum Gelingen seines großen Werkes beizutragen hatten, mit diesem Ehrentitel angedredet wurde.

Auch was die oft und viel besprochene Art und Weise betrifft, in der Richard Wagner sich zu kleiden beliebte, so muß ich bemerken, daß ich ihn niemals auffallend gekleidet gesehen habe. Zu Hause trug er einen einfachen kurzen Rock mit sogenanntem Schawltragen, weite Bumphosen und ein einfaches Barett, alles aus schwarzem Sammet mit schwarzem Atlasfutter und Besatz. Das war alles, was ich bei meinen häufigen Besuchen in „Wahnfried“ gesehen habe. Auf den Proben erschien er in einfacher Straßentoilette. Die dem Meister zugeschriebene Passion für farbigen, namentlich rosa Atlas, habe ich niemals an ihm bemerkt. Alles, was ich an ihm sah, war einfach, praktisch und kleidsam.

Am 30. Juli 1875 kam mein Sohn auch nach Bayreuth. Er hatte für ein dortiges Damekomitee, welches einen Teppich für die Bayreuther Stadtkirche stiften wollte, eine Zeichnung entworfen und mit Frau Kosima Wagner in dieser Sache viel zu verkehren. Es war mir sehr lieb, ihn, der mir schon in Berlin bei meinen vorbereitenden Arbeiten von großer Hilfe gewesen, in Bayreuth zu haben.

Hochbefriedigt von meinem ersten Besuch in „Wahnfried“ verließ ich damals Bayreuth. Richard Wagner, der mich beim Abschied sehr herzlich küßte, sagte dabei wiederholt:

„Ich kann mir gratulieren zu der glücklichen Begegnung mit Ihnen und schätze, achte Sie hoch, denn Sie haben mich und mein Werk verstanden.“

Wagner hätte mich gerne gleich ganz in Bayreuth behalten und entließ mich nur, als ich ihm versprach, nach meiner Rückkehr von München wieder zurückzukommen. Die ersten Proben sollten Ende August stattfinden.

Auch in Frau Kosima fand ich eine Freundin und Stütze, und sie hatte Brandt gegenüber, der in vielen Dingen nicht ganz meiner Ansicht war, für

mich manche Lanze gebrochen. Einmal, bei einer Besprechung der scenischen Einrichtung der „Rheintöchter“, machte Brandt Einwendungen, daß dies nicht gehen würde und so weiter. Wagner rief plötzlich dazwischen:

„Was, nicht gehen! Warum soll das nicht gehen? Alles geht und muß gehen, wenn man nur will!“

Die Fonds für die Aufführung des Werkes waren wohl hoch in Anspruch genommen, doch der Grundsatz Richard Wagners, den er öfter ausgesprochen, und seines Freundes Feustel war: „Daß gemacht werden muß, was nötig ist, um die Sache so brillant zu gestalten wie möglich.“

\*

Nachdem ich Richard Wagner einen Teil meiner Figurinen zur Tetralogie vorgelegt hatte, erhielt der Meister eines Tages aus dem Hofsekretariat Seiner Majestät des Königs von Bayern ein Schreiben, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß König Ludwig II. diese Figurinen lebhaft zu sehen wünschte. Diesem königlichen Wunsche, der einem Befehl gleich kam, wurde meinerseits sofort entsprochen, da ich im Begriffe war, nach München zu reisen. Kurz nach meiner Ankunft in der bayrischen Hauptstadt übergab ich einen Brief Richard Wagners, die Mappe mit den Zeichnungen meiner Figurinen, nebst den Vorstudien, Herrn Hofrat Düßlipp. Nachdem er den Brief Wagners gelesen, war er sehr erfreut, die Sachen zu sehen, und teilte mir mit, daß der König von neuem danach gefragt und auch den Wunsch ausgesprochen habe, das Material zu Waffen und Schmuck zc. gleichfalls vorgelegt zu erhalten. Die Mappe mit den Figurinen wurde sofort nach dem Linderhof befördert, wo König Ludwig gerade weilte. Hofrat Düßlipp teilte dem König mit, daß ich die Zeichnungen selbst nach München gebracht habe. Nach nicht ganz zwei Wochen erhielt ich die Blätter mit folgendem Schreiben zurück:

Euer Hochwohlgeboren!

Seine Majestät der König lassen Euer Hochwohlgeboren für Vorlage der Entwürfe zu den Kostümen für das Bayreuther Festspiel unter dem Bemerken recht freundlich danken, daß Allerhöchstdenselben diese Entwürfe außerordentlich gut gefallen haben und daß sehr gewünscht werde, später auch noch die übrigen Blätter vorgelegt zu erhalten.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ganz ergebener

München, am 20. August 1875.

Düßlipp.

Gegen Ende Dezember 1875, als der Kostümfundus für die Tetralogie seiner Vollendung entgegenging, richtete ich an Richard Wagner folgende Zeilen:

Hochverehrter Meister!

Da die Ausführung der kostümlichen Ausstattung Ihres „Ring des Nibelungen“ nunmehr so weit gediehen ist, daß der Zeitpunkt der Beendigung der

Arbeiten mit ziemlicher Sicherheit auf den 15. Januar 1876 festzustellen ist, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen über die Angelegenheit meinen Bericht zu erstatten, welchen ich diesem Briefe beifüge u. s. w.

Was nun die Herstellung der Waffen, als Helme, Schwerter, Schilde, Beile, Dolche und des ganzen über 360 Nummern betragenden Schmuckes anbelangt, so war ursprünglich meine Idee, dieselben in Meiningen machen zu lassen.

Im Verlaufe der Arbeit stellte es sich jedoch heraus, daß die Ueberlassung dieser Gegenstände zur Anfertigung an jemand außerhalb Berlins von großem Nachtheil für die Sache begleitet sein würde, da ich außer stande gewesen wäre, die Arbeiten unter meiner fortwährenden Kontrolle zu haben und so für die Richtigkeit der Ausführung zu bürgen.

Ich stellte demnach Versuche mit einem hiesigen Klempner an und war mit den Resultaten derselben so befriedigt, daß ich beschloß, diesem die ganze Arbeit zu übertragen, um so mehr, als der Mann sich auf das genaueste nach meinen Detailzeichnungen richtet und keine Mühe spart, dem Geist der Sache gerecht zu werden.

Ganz abgesehen von den Kosten, die eine öftere Reise verursachen würde, ist die Ausführung der Gegenstände hier eine sehr gebiegene und der Form nach untadelhafte, so daß ich im Interesse der Sache zu handeln glaubte, als ich nach langem Zweifeln den Beschluß faßte, nur hiesige Kräfte zu benützen. Ich habe hier in Berlin das seltene Glück gehabt, gute, intelligente und willige Arbeiter zu finden. Ueber die Ausgaben halte ich selbst genau Buch, was allerdings sonst wohl nicht meine Sache ist und nur um Ihnen, verehrter Meister, zu dienen geschieht.

Gerade hier, wo seitens der Hoftheaterintendanz so viel gesündigt wird, ist es nicht uninteressant, den Beweis führen zu können, daß diese Dinge gemacht werden können, wenn es richtig angepackt wird. Im übrigen möchte ich nach reiflicher Ueberlegung denn doch, daß wir in dieser Angelegenheit aus eigener Kraft schaffen, ohne uns an andere anlehnen zu müssen.

Dieser Wunsch, den ich hier ausspreche, ist vielleicht gegen meine persönlichen Interessen, denen die Gelegenheit, mit dem Herzoge von Meiningen auf demselben Gebiete zusammenzutreffen, nur fördernd hätte sein können.

Aber ich verzichte gerne darauf im Interesse unsrer Sache und bitte Sie, mir in meinem Departement, für welches ich die volle Verantwortung übernehme, auch diejenige Freiheit der Bestimmung gönnen zu wollen, ohne welche ein einheitliches, durchaus stilvolles Ganze nicht geschaffen werden kann.

Berlin, den 22. Dezember 1875.

## II.

Folgenden Brief Richard Wagners empfang ich im April 1876:

Hochverehrtester Freund!

Aus der Beilage sehen Sie die Not, welche noch über Sie verhängt ist. Ich verlasse mich demnach einzig auf Ihre Teilnahme am Ganzen, sowie auf Ihre Freundschaft für mich.

Wird es mit Frau Sachmann für eine der Walküren (Schwertleite) für Fräulein Preiß (ausgeschlossen) gehen?

Bald erfahren wir gegenseitig voneinander mehr!

Gott segne uns, besonders Sie indessen

Ihr dankbar ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 2. April 1876.

\*

Hochverehrter Meister!

Gestern abend sind die sechs Blätter des Walkürenritzes vollendet worden, um dem Photographen übergeben zu werden. Nun erst kann ich meine Abreise von hier auf Montag den 12. d. M. feststellen und werde dann, da ich in Leipzig noch Verschiedenes zu kaufen habe, am 13. abends in Bayreuth eintreffen.

Die Kostüme, Waffen, Schmuck u. gehen am Sonnabend von hier ab und werden wohl mit mir in Bayreuth eintreffen.

Auf Wiedersehen zu heißer Arbeit in Bayreuth.

Ihr

treu ergebener

Carl Emil Doepler.

Berlin, 7. Juni 1876.

Am 13. Juni 1876 abends traf ich in Bayreuth ein und begab mich am andern Tage sofort nach Villa Wahnfried, dem berühmten Lusthause Richard Wagners. Es ist ein reizendes, mit allem erdenklichen Komfort ausgestattetes Heim, so recht ein Künstlerheim. Das Hauptgeschloß enthält den oblongen Musiksaal, woran sich links ein Salon, rechts ein Speisezimmer anschließen, während sich nach der Gartenseite hin, mit einem halbbrunden Ausbau, das Empfangs- und Bibliothekzimmer des Meisters befindet.

Hier fand ich bereits die ganze Künstlerschar, sowie die Famuli um den Meister versammelt. Als ich durch die Thüre des Musiksaales eintrat, gewahrte mich sofort der Meister und rief mir mit lauter Stimme zu:

„A—ha — —! Da kommt der Schneider!“

Schlagfertig, wie ich in diesem Augenblicke zufällig war, antwortete ich mit ebenso lauter Stimme:

„Er kommt zum Musitanten!“

„Na, seien Sie mir herzlich willkommen!“ jagte Wagner und drückte mir dabei kräftig, wie es seine Gewohnheit war, die Rechte.

Jetzt ging es an das Vorstellen des Neuankommenden an die bereits Versammelten, und bald darauf begann ein Bestürmen und ein Fragen nach den Kostümen, dem Schmuck und den Waffen, daß es mir schwer genug gemacht wurde, all der ungestümen Neugier zu begegnen. Glücklicherweise war meine Arbeit sehr weit vorgeschritten, so daß ich an der Hand einiger Zeichnungen,

die ich bei mir hatte, die Herrschaften mit dem Hauptcharakter der kostümlichen Ausstattung bekannt, sogar einige damit vertraut machen konnte.

Es wurden Erfrischungen herumgereicht. Der Meister war sehr gut aufgelegt und in bester Laune, und dabei von hinreißender Liebenswürdigkeit, weil er seine ausübenden Kräfte um sich versammelt sah. So verging der Vormittag in der angenehmsten Weise, und alles freute sich der Dinge, die da kommen sollten.

In Villa Bahnsfried fand allwöchentlich ein Empfangsabend statt, wo man verpflichtet war zu erscheinen. Doch unsre Hauptresource für den Abend nach des Tages Last und Hitze war die Veranda des rechtsseitigen Restaurants auf dem Vorplatze des Festspielhauses. Auch Wagner und Frau Kosima mit ihrer Umgebung kamen dorthin. Doch hatten ihre abendlichen Zusammentünfte im Theaterrestaurant den Charakter eines Hofhaltes, im Gegensatz zu der freien Vereinigung der Künstler, welche es vorzogen, nicht im Hauptraum an der großen Tafel des Meisters zu sitzen, sondern auf der Veranda Gottes herrliche Abendluft in erfrischender Kühle und in kollegialer und kongenialer Gesellschaft einzuatmen. Fast jeden Abend wiederholte sich die Komödie, daß Frau Kapellmeister E . . . . . und die Comtesse U . . . . . sich alle mögliche Mühe gaben, uns, mich und meinen Sohn, an der Tafel des Meisters zu plazieren, was aber von keinem dauernden Erfolg war, da wir uns bei der ersten Gelegenheit davon machten, um uns draußen in Gesellschaft der lieblichen Rheintöchter und anderer Mitwirkender von den Strapazen der Proben zu erholen, unter Scherz und guter Laune, frei von einer lästigen Etikette, die sich sofort unter des Meisters und Frau Kosimas Vorstoß manifestierte.

Man war von den ungewöhnlich langen Proben so erhitzt und auf das Außerste erregt, daß es drinnen leicht zu unliebjsamen Auftritten hätte kommen können, da der Meister in manchen Dingen schwer zu behandeln war.

Tagsüber arbeitete man unausgesetzt, man wetteiferte förmlich miteinander in strenger Pflichterfüllung an der Lösung der gestellten Aufgaben und hatte am Ende das Recht auf einige Stunden der Erholung und Ausspannung mit dem Gefühle der Sicherheit vor nicht immer angenehmen Zwischenfällen mit dem souveränen Willen des Meisters.

Aus einem Brief an meine Frau vom 8. Juli 1876 entnehme ich folgendes:

Von Tag zu Tag wächst unsre Aufgabe, insolgedessen unsre Arbeit. Ad exemplum: gestern sind wieder fünfzehn Kinderkostüme dazu gekommen (für den Brautzug), ferner sind alle Requisiten zu beschaffen. Morgens steht man um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr auf, um 8 Uhr geht's an die Arbeit, um 12 Uhr zieht man sich um, geht ins Theaterrestaurant, ißt daselbst mit vielleicht 30 Stammgästen (unter andern Notabilitäten ißt auch der Geigerkönig Wilhelmy oben) und arbeitet dann wieder bei fürchterlicher Hitze bis 5 Uhr. Dann beginnt die Probe, theils mit Klavier, theils mit Orchester, welche gewöhnlich bis  $\frac{1}{2}$  9 Uhr dauert. Darauf stürzt man sich ins Theaterrestaurant, stürzt ein Glas Bier hinunter und wird erst nach Verlauf von einer halben Stunde wieder ein Mensch. Gewöhnlich



gehen wir später noch alle zusammen in die Stadt zu Angermann, wo es, wie Du weißt, gern etwas spät wird. Der Abschluß eines jeden Abends ist dann immer der halbstündige bergansteigende Nachhauseweg.

Bergangenen Sonntag waren wir abends bei Wagners, im ganzen etwa achtzig Personen. Wilhelmy lernten wir in seiner vollen Meistererschaft kennen. Er geigte viermal an jenem Abend, was die erregten Gemüther zu einem wahren Beifallssturm hinriß.

Gestern abend verabchiedeten wir uns um  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr von Wagners (was sehr übel aufgenommen wurde), begaben uns in die Stadt und fuhren bei einem wunderbaren Mondschein um 11 Uhr vom „Hotel Sonne“ in drei Wagen (wir waren dreizehn Personen) nach der „Fantasie“, schwärmten daselbst ein paar Stunden im Park umher und lehrten dann gegen Morgen beim herrlichsten Verchenschlag zurück. Ein ganz unvergeßlicher Abend!

Euch geht es hoffentlich so gut wie uns, wenn wir auch etwas mehr transpirieren auf der von beinahe 3000 Gasflammen erleuchteten Bühne zc. —

Selten habe ich in einem Menschen solche schroffe Gegensätze in einer Person vereinigt gesehen wie in Richard Wagner, der in einem Moment der Unsicherheit der Entschließung einem kleinlichen sächsischen Schulmeister nicht unähnlich sehen konnte, während er im nächsten Augenblicke in seiner äußeren Erscheinung und seinem Gebaren einem Helben zu gleichen vermochte, der zur Bewunderung hinreißen konnte. Namentlich auf den Proben, wo er die Sänger unermüdet schulte, pflegte es dann häufig zu geschehen, daß er den Darstellern nicht nur die Situation erklärte, sondern selbst mit heiligem Eifer und Begeisterung vorkam, was sie zu thun und wie sie es zu thun hatten. Immer bei der Sache, war Richard Wagner nicht nur der gewaltige Tonmeister, sondern auch ein Meister der Regie par excellence! So zeigte Wagner dem Darsteller des jungen Siegfried (Unger), wie er sich beim Schmieden des Schwertes Nothung zu verhalten habe, in so zünftiger Weise, daß man wirklich glauben konnte, er hätte in seinem Leben nichts anderes gethan, als am Ambos gestanden, den Blasebalg und die verschiedenen Hämmer gehandhabt. Es war dies, wie ich es schon häufig an Künstlern und genialen Menschen beobachtet, eine Art künstlerischen Instinkts, der unbewußt das Richtige trifft.

So erinnere ich mich eines andern Falles, als der Darsteller des Hagen den Siegfried von rückwärts mit dem Speer zu treffen hat. Siehr, ein vorrefflicher Sänger, griff das etwas ungeschickt an, indem er mit gefälligem Speer auf Siegfried losgehen wollte, der sich an den Quell in die Kulisse hineinbegeben hatte. Da sprang der Meister auf ihn los und rief im Uebereifer und echt künstlerischer Entrüstung aus:

„Herr! — Haben Sie noch nie in Ihrem Leben jemand von hinten umgebracht? Geben Sie mal her!“ Siehr den Speer entreißend: „Das macht man ganz anders, etwa so!“ Und nun erhob Wagner den wuchtigen Speer über Haupteshöhe, schwang ihn und warf ihn in die Kulisse, wo er krachend in ein Brett fuhr. „Sehen Sie, mein Freund, so macht man

das!“ In diesem Augenblick war Richard Wagner ein Held vom Scheitel bis zur Sohle.

Albert Niemanns hünenhafte Erscheinung, sein redenhafteß Wesen und die begeisterte Auffassung seiner Rolle als Siegfried ließ denselben namentlich in der Scene, in welcher er das Schwert Nothung aus dem Baumstamm in Hundings Hütte herauszieht, eine Vollendung entwickeln, die keines Vorbildes des Meisters bedurfte, und Niemann war der einzige der männlichen Darsteller, der in seinem urgermanischen Wesen dem Meister alles zu Dank zu machen wußte.

Im Verlaufe der vielen anstrengenden Proben mehrten sich durch die zu bewältigenden schwierigen Aufgaben und die tropische Hitze, unter der wir alle zu leiden hatten, unliebame Zwischenfälle, die uns mit der Zeit mit Nervosität und Reizbarkeit derart erfüllten, daß es oft nur einer Kleinigkeit bedurfte, um die Gemüther aufeinander plagen zu machen. So schrieb ich unter anderm in einem Brief vom 25. Juni 1876:

Der große Verdruß war da. Wagner, der auf den Proben zu „Siegfried“ äußerst heftig und aufgereggt war, soll verschiedene Bemerkungen über mich auf der Bühne gemacht haben und auch im Aerger auf seinen Famulus Seidl, der ein Tam-Tam, welches erwartet wurde, nicht aus dem Boden stampfen konnte. Der Meister raste auf der Bühne umher, trat an mich heran, maß mich von oben bis unten und stampfte vor mir mit dem Fuße. Ich rührte mich nicht und blieb äußerlich ruhig, schrieb aber sofort nach der Probe, die abends  $\frac{1}{2}$  9 Uhr zu Ende war, an Frau Wagner, die mich für diesen Abend, wegen der Gräfin Ugedom, die mit ihrer Mutter hier ist, eingeladen hatte, einen Absagebrief, sehr kurz und bündig. Frau Kosima, die nicht auf der Probe war, soll wie mir Frau E. . . . . und die Comtesse U. . . . . versicherten, sich entfärbt haben und sehr bestürzt gewesen sein. Ich ging später statt dessen in unser Theaterrestaurant, wo ich viele unsrer Leute fand und machte kein Hehl daraus, daß ich im Sinne habe, Wagner den Stuhl vor die Thüre zu setzen. Alles war entsetzt über mein kühnes Beginnen, und ich war so aufgereggt, namentlich, da ich auf der Bühne mich, meinem Grundsatz nach, ruhig verhalten und den Aerger geschluckt hatte, daß ich nichts genießen konnte und die Lehmanns und andre Freunde Mühe hatten, mich zu beruhigen. An Wagner schrieb ich folgenden kurzen energischen Brief:

Hochverehrter Meister!

In aufrichtigstem Interesse für unsre große Sache bitte ich Sie inständigst, einer geeigneten Persönlichkeit den Posten eines Requisitenmeisters übertragen zu wollen, den ich freiwillig übernommen, um Ihnen zu dienen.

Sie werden mich verstehen, wenn ich meinen Verzicht besonders dadurch motiviere, daß es mein aufrichtigster Wunsch ist, wenigstens bis zum Schluß der Lösung unsrer Aufgabe, unsre bisher so freundlichen Beziehungen in ungetrübler Weise fortgesetzt zu sehen, was kaum möglich sein dürfte, sollten sich Dinge

wiederholen, wie sie in den letzten Proben mich in peinlichster Weise berühren mußten.

In der gedruckten Anordnung der Proben, welche mir vor einigen Monaten nach Berlin zugesandt worden, steht ausdrücklich, daß die Proben mit Requisiten erst am 14. Juli d. J. beginnen sollen, vor dieser Zeit kann daher von einer Verpflichtung, diese Requisiten zu stellen, kaum die Rede sein. Im übrigen war gestern alles, was von meiner Seite zu besorgen gewesen, vollständig da.

In bekannter Verehrung

Ihr treu ergebener

Carl Emil Doepler.

24. Juni 1876.

\*

An Frau Kosima schrieb ich, die mich am andern Tage (Sonntag) zu Tisch geladen:

Gnädigste Frau

würden mich unendlich verbinden, indem Sie mir gestatten, Ihrer gütigen Einladung zu morgen um zwei Uhr nicht Folge geben zu dürfen, da meine augenblickliche Stimmung weit entfernt ist, die eines frohen Tischgenossen zu sein.

Ihr gehorsamst ergebener

Carl Emil Doepler.

\*

25. Juni 1876.

Ich hatte gestern den ganzen Tag furchtbar viel zu thun und so dachte ich kaum an meinen großen Konflikt, bis die sechste Stunde schlug und die Probe begann. Ich war wieder auf meinem Posten auf der Bühne, wie der Meister erschien. Als ich ihn respektvoll, aber kühl grüßte, nahm er mich vor dem ganzen Orchester und den Zuhörern im Theater beim Kopfe, umarmte und küßte mich und bat mir bis zu Thränen gerührt ab, sagte ein und das andre Mal: „Ihr habt sehr recht gehabt, mir eine derbe Lehre zu geben in meiner maßlosen Heftigkeit, deren mich anzulagen ich der erste bin; es ist mir ganz gesund, mal an den Unrichtigen gekommen zu sein!“ Kurz, der Meister kam von seinem Plage auf der Bühne mehrere Male auf mich zu und umarmte mich wiederholt. Frau Kosima ließ mich durch den Kapellmeister Levy aus München bitten, zu ihr zu kommen, wo sie mich sehr grazios empfing mit den Worten: „Fi donc, Professor, Sie sind also ein Mann, der etwas übel nimmt! Was Sie für schöne kurze Briefe schreiben können! Ich habe beide Briefe nebeneinander gelegt und habe noch nicht herausbringen können, welcher der schönere von beiden ist!“ Gräfin U. . . . . und Tochter drückten mir gerührt die Hand, und Frau E. . . . . war hoch erfreut über die günstige Wendung, die dieser drohende Konflikt genommen.

Ich mußte Frau Kosima versprechen, daß ich heute mittag und abend bei ihnen bin, und später, nach der Probe, saßen wir alle in der Restauration beim Theater. Ich hatte die große Ehre, die alte Gräfin U. . . . . zu Tisch zu führen,

dafür saß aber die junge neben mir. Außerdem waren an unserm Tische die Kapellmeister Hans Richter aus Wien, sowie Eckard, nebst Frauen, Kapellmeister Levy, die beiden Gräfinnen, der Meister und Frau Kosima. Der Abend verlief im besten Einvernehmen und ohne jeglichen Mißton.

\*

19. Juli 1876.

Acht Tage sind herum wie nichts. Viel Arbeit, Aerger und dergleichen Lebensverschönerungen drängen einen Tag nach dem anderen mit rapider Schnelligkeit weg, so daß wir Sonntags mit Schrecken auf die verstrichene Zeit und mit Schrecken auf die so kurze vor uns liegende Zeit blicken. Kaum zehn Tage sind noch zu versenden bis zur Kostümprobe, bei welcher alles da sein muß, noch dazu weil der König von Bayern schon am 28. antommen und folglich der Kostümprobe beivohnen wird.

Unsre Aufgabe wird täglich größer, immer wieder neue Personen, Puppen und so weiter zu kostümiren, kurz kein Anfang und kein Ende zu sehen. Dieser Tage wurden uns noch drei Rheintöchter zuetrohrt (vierzehn- bis fünfzehnjährige Mädchen, welche beim Davonschwimmen der Rheintöchter perspektivisch wirken sollen). Ebenso eine Puppe für Wime, für Siegfried, Hagen und für Brünhilde, außerdem noch etwa zwanzig Nibelungen, Mannen, Frauen und so weiter, fünfzehn Kinder im Hochzeitszuge.

Auch machen uns die Requisiten viel Arbeit und Kopfzerbrechen, da wir keinen einzigen Techniker zur Hand haben. Mit Herrn Brandt ist nämlich absolut unmöglich auch nur das geringste zu arbeiten, er beherrscht die Bühne, alles muß sich seinen Maschinerien unterordnen, keinen Arbeiter kann man einen Augenblick haben. Die Konsequenz davon ist, daß nicht wir allein, sondern so ziemlich alle sich täglich mit ihm zanken. Nach einer Probe von vier bis fünf Stunden ist man dann so aufgereggt von der Musik und ermüdet von der Hitze, daß es wahrlich kein Wunder ist, wenn man sich dann sehr hart spricht.

Meister Wagner hat heute einen sehr guten und zutreffenden Ausspruch über den hiesigen Aerger gethan, nämlich folgenden: „Ich bin der Bütende, Doepler der Gereizte und Brandt der Melancholische.“ Brandt wird nämlich je mehr er sich ärgert, um so melancholischer.

Am Sonntag hatten wir eine reizende Partie bei schönem Wetter nach der sogenannten Waldhütte gemacht, ungefähr zwei Stunden Entfernung per Wagen. Wir waren im ganzen siebzehn Personen. Draußen absentierten wir uns nach einem herrlichen Waldwinkeln, legten uns auf die Paletots und verlebten da ein paar sehr angenehme Stunden. In unsrer Gesellschaft befanden sich die beiden Lehmanns, Minna Lammert, ein Herr Mottl, ein sehr netter junger Wiener. Letzterer ist erst kürzlich hier eingetroffen. Wir verkehren viel miteinander und verbringen mit ihm manche fröhliche Stunde im Zelte des Theaterrestaurant's nach den offiziellen Abendstücken, wo Mottl dann durch allerlei tolle Piano scherze, wie zum Beispiel die Verquickung Wagnerscher Motive mit solchen von Offenbach uns in überaus humorvoller Weise entzückt. Am Hofe

von „Wahnfried“ wird das oft sehr übel aufgenommen, da Mottl einer der Famili des Meisters ist. Schließlich aber ist es doch ein sehr harmloses Vergnügen. — Später spielten wir Gesellschaftsspiele, sangen Wiener Volkslieder und trieben allen möglichen Unsinnt, — wir durften's ja, Frau Kosima war ja nicht zugegen, wir waren ja gänzlich entre nous. — Kurz nach neun Uhr kamen wir wieder nach Bayreuth und gingen nicht gleich nach Hause, sondern die ganze Gesellschaft wanderte zu Angermann, von wo wir erst recht spät unsern Walhallaberg hinafstiegen. (Wir hatten nämlich unsre Wohnung im Festspielhaus selbst, bestehend aus einem einzigen großen Zimmer, wo Raum genug war für dreißig Personen. Das Mobiliar: Zwei Bettchen, ein Tischchen, ein Stühlchen, ein Stuhl.)

Zu Ehren des Geburtstages der Frau Materna gaben Wagners Sonntag den 9. Juli ein großes Gartenfest. Jeder der Geladenen mußte eine schöne Rose mitbringen, welche dann in langem feierlichen Zuge (der ungefähr etwas über zweihundert Personen zählte) der auf einem Hochsitz unter einem Rosenbaldachin sitzenden Materna mit Glückwünschen übergeben wurde. Für Frau Materna war nur ein Uebelstand dabei, nämlich das viele Händedrücker. Während des halben Abends weinte sie wie ein Schloßhund, so daß Wagner zu ihr sagte: „Aber meine liebe Materna, ich habe Sie ja zu einem frohen Feste und nicht zu einem Trauerspiel eingeladen.“ Ein Fackelzug, Illumination und Feuerwerk schlossen den Abend in einer würdigen Weise.

Tags darauf war eine entsetzlich lange Probe: „Götterdämmerung“ letzter Aufzug. Sie dauerte bloß  $5\frac{1}{4}$  Stunden. Um 9 Uhr sollten wir bei Maternas sein zur eigentlichen Feier ihres Geburtstages und kamen alle erst um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr dazu. Die Einladung lautete wie folgt:

#### Er. Wohlgeboren

werden für Montag den 10. Juli, 9 Uhr abends im „Hotel Sonne“ zu einem günstigen Gouylac und duftigen Pilsener Bier geladen.

Es wird ersucht, im gewöhnlichsten Hauskleide zu erscheinen.

Entschuldigungen werden als persönliche Beleidigung betrachtet.

Carl Friedrich Materna.

Es war ein köstlicher Abend, und ich glaube, daß wir während unsers ganzen Bayreuther Aufenthaltes nicht mehr so gelacht haben. Der Hotelgarten, nicht sehr groß, wurde von vielen Lampen und Lampions erleuchtet. Eine kleine Bühne mit hohem Podium war mit Pudermänteln, Schleifen und so weiter geschmückt, und dort vollführte sich eine Vorstellung, bestehend aus Vorträgen, Wiener Schnadahüpfn à la Schrammel und Charakterliedern, verbunden mit einem Pas de deux, von Lilli und dem Ballettmeister Fricke getanzt, wie man es eben nicht wieder hört und sieht. Das ganze Orchester bestand aus einem Piano, ein Paar Becken und einer großen Trommel. Diese gelungene Improvisation war wohl die originellste von den kleinen festlichen Veranstaltungen, die in der „Sonne“ unter den Künstlern stattfanden.

Geradezu bewunderungswert waren im Vorpiel des „Rheingold“ die Leistungen der drei Rheintöchter. Was dieselben in den Flug- und Schwimmmaschinen auszuhalten hatten, ist ganz unglaublich. So dreißig Fuß hoch über der Bühne mit gewaltiger Schnelligkeit in die Höhe, dann wieder herunter, umgedreht und förmlich geschleudert zu werden, und das alles von ihnen ganz willenlos, und noch bei diesen anstrengenden Evolutionen singen zu müssen, war schon Heroismus, und nur der höchste Grad von Begeisterung für Meister Wagners großes Werk konnte die todesmutige Opferwilligkeit der drei Damen gerechtfertigt erscheinen lassen.

Zwar gab es für Richard Wagner keine Schwierigkeiten, die nicht siegreich zu überwinden gewesen wären. Die Widerrede „das geht nicht“ oder „das kann man nicht“ existierte überhaupt nicht für ihn. Mit dieser eisernen Konsequenz erreichte der Meister auch das scheinbar Unmögliche. War aber für etwas die Lösung gefunden und das, was er gewollt, erreicht, so konnte man der Anerkennung, sowie der herzlichen Dankbarkeit des Meisters versichert sein.

Hierbei fällt mir ein Ausspruch Wagners ein während der ersten Kostümprobe zur „Walküre“ am 31. Juli. Als die Walküren, acht an der Zahl, sich über die Schwere ihrer Schilde und das geräuschvolle Klappern ihres Schmuckes von Bronzeflapperblechen beim Meister beklagten, weil dieser Lärm sie stören und ihren Gesang beeinträchtigen würde, rief Wagner ihnen mit zornentbrannter Stimme zu:

„Was! Ihr wollt Walküren sein und könnt das bißchen Klappern nicht ertragen? Solche Heldenweiber, wie ihr vorstellt, darf so etwas nicht genieren. Und was die Schwere der Schilde anbelangt, so werdet ihr bei den vielen Proben, die noch stattfinden, mit der Zeit euch schon daran gewöhnen!“

In jedem rechtlichaffenen deutschen Artikel ist heutzutage von einem Milieu die Rede. Hier soll von einem Doppelmilieu die Rede sein, und zwar vom Festspielhaus und von der Villa Wahnfried. Das erstere die Stätte, wo nach vieler Jahre unsagbarer Vortarbeit das Geisteswerk eines gewaltigen Dichterkomponisten endlich zur Verkörperung gelangen sollte. Das andre, welches unter der Herrschaft der Gattin des Künstlerfürsten sich zu einem durchaus höfischen Milieu gestaltete.

Richard Wagner war ein Despot, dessen mächtigem Willen sich die ausführenden Kräfte gern und willig unterstellten und, von ehrlicher Begeisterung für das große Werk getragen, ihr Bestes zu geben bereit waren, während am Hofe von „Wahnfried“ Frau Kojima an der Spitze einer weiblichen Camarilla, den Gang der Ereignisse beobachtend, nur zu geneigt schien, ihre Einflüsse auf das Werden des Werkes in mannigfachster Weise geltend zu machen.

Die Tagesliteratur wehte zu dieser Zeit viele Broschüren an die Stufen des Thrones von „Wahnfried“, und diese Eintagsliegen wurden von den vielen beschäftigungslosen Damen der Umgebung mit großem Eifer gelesen, kommentiert und gern dazu benutzt, oft sehr ungeschickte Fragen an die Leiter der Inszenierung zu richten. So wurde aus einem Milieu in das andre hinübergeklatzt und

schließlich auch noch in ein drittes Milieu übertragen, das nicht vergessen werden darf, nämlich die „Freie Vereinigung“ bei Angermann, wo man nach dem Theater oder nach den obligaten Gesellschaftsabenden in „Wahnfried“ in ungezwungenster Weise sich zu erholen trachtete. Angermann war nur ein einfaches Bierlokal, wo bei sonst mäßiger Verpflegung gutes Weizenstephanbier geschenkt wurde. Die demokratische Atmosphäre, die hier wehte, war ein sehr fühlbarer Gegensatz zum höfischen Ton in „Wahnfried“. Bei Angermann plähten manches Mal die Geister aufeinander, und eines Vormittags kam es zwischen einem begeisterten Anhänger Wagners, Herrn Dr. P. . . . . ., und einem Gegner des Meisters, Professor Dr. L. . . . . ., zu schopenhauerschen, sehr wenig philosophischen Ausbrüchen und schlagenden Beweisen.

Ja, es ging im Vergleich zu dem herzlichen, ungezwungenen Verkehr mit Richard Wagner und seiner Familie im Vorjahre jetzt sehr steif und förmlich zu in der Villa Wahnfried, denn Frau Kosima hielt „Cercle“ wie eine Fürstin und hatte ein scharfes Auge überall, um gelegentlich ein intimes Gespräch, welches ihr nicht paßte, zwischen Persönlichkeiten von Namen auf die liebenswürdigste Art und Weise durch Vorstellen einer beliebigen Dame oder eines Herrn zu unterbrechen. Kurz, sie hatte die Fäden sämtlich in ihren schönen, aber etwas langen Händen, einem Erbteil ihres Vaters Franz Liszt, und es fehlte nur noch die Defiliercour, um das höfische Bild zu vollenden.

Seit dem denkwürdigen Wilhelmy-Abend war übrigens alles, was zum Ewig-Weiblichen dieses Hofes gehörte, bis über die Ohren in den berühmten Geiger verliedt, und als ich einmal mit Excellenz v. S. . . . . . im Vorzimmer zusammentraf, äußerte sich der alte Herr mir gegenüber in sehr jovialer Weise, indem er sagte:

„Wie schön ist das, Professor, daß sie sich alle da drinnen so lieben! Der reine Liebeshof aus der schönsten Zeit der Provence!“

Frau Kosima, die Gattin des Meisters, war damals — ich sage damals, weil ich sie seit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr gesehen — eine jener seltenen Frauen, mit denen es sich in entzückender Weise plaudern ließ, eine Frau, die in ihrer Kunst- und Lebensanschauung den Esprit und das lebendige Erfassen der Französin mit dem gründlicheren deutschen Wesen sehr geschickt zu vereinen wußte. Ich erwartete viel von ihrem mir anfänglich gezeigten Wohlwollen, von welchem ich der autokratischen Natur Wagners gegenüber gewissermaßen einen wirksamen Beistand bei etwa vorkommenden Auffassungsdifferenzen erhoffte, und so fühlte ich mich eines Tages nicht wenig geschmeichelt, als Frau Kosima mir en passant mitteilte, sie habe meine Aussprüche schon verschiedentlich citiert, was mir ein Gradmesser sein könne, wie hoch ich in ihrer Gunst stehe. Leider irrte ich mich, wie ich nachträglich zu meinem Bedauern erfahren mußte.

Mit Richard Wagner hatte ich, was sein großes Werk anbetraf, nie nennenswerte Differenzen, wohl aber mit der Gattin des Meisters, die nur zu sehr geneigt war, alle erdenklichen Eindrücke, die sie aus dem damals reich fließenden Broschürenmaterial schöpfte, eifrig und ohne lang zu prüfen auf das Werk ihres

Gatten verwerten zu wollen, was dann zu allerhand kuriofen Blüten ihres Forschertriebes führte und Zwischenfälle im Gefolge hatte, die allerdings nicht zu den Unnehmlichkeiten meines Bayreuther Aufenthaltes zählten.

So ereignete sich unter anderm während der ersten Kostümproben folgende leidlich geschickt eingefädelte, aber zu greifbar und plump ausgeführte kleine Intrigue, die ich erzählen will, weil sie charakteristisch sein dürfte für die Corona von Frauen, aus Gräfinnen, Excellenzen, Geheimrätinnen u. bestehend, welche Frau Kosima umgaben, die in ihrem Eifer, der Sache dienen zu wollen, durch ihr geringes Verständnis von dem, um was es sich handelte, der Sache nur schaden konnte. War es Ed. v. Hagen oder ein anderer der vielen Broschürenverfasser, deren mehr oder minder geistreiche Auslassungen ich damals keinen Augenblick Zeit hatte zu lesen oder Gehör zu schenken, — kurz, einer von ihnen sollte behauptet haben, daß Blau hätte man in jenen Zeiten nicht gekannt, und diese Farbe wäre schlechtweg schwarz genannt worden.

Eines Tages erschien bei mir im Theater kurz vor einer Probe eine Dame, Frau Kathy E. . . . ., die mich einlud, doch am nächsten Sonntage mit ihr und ihrem Gatten einen Teller Suppe einzunehmen. Nachdem ich die Einladung angenommen, begann sie mir die übertriebensten Komplimente über meine Leistungen, namentlich über meine Figurinen, zu machen und frug mich plötzlich, warum ich so viel mit Blau symbolisiert habe. Ich hatte schon allerlei von Blau und Schwarz munteln hören und dachte mir sogleich, daß diese Frage von ganz anderer Seite herrühre, ergriff die schmale Haut der sehr liebenswürdigen und hübschen Dame und sagte, indem ich das Händchen streichelnd klopfte:

„Meine liebe, gute Kathy, machen Sie sich doch Ihr Köpfcgen nicht heiß dadurch, daß Sie sich um ungelegte Eier kümmern, und grüßen Sie mir Frau Kosima recht schön. Adieu, ich muß jetzt an meine Arbeit.“

„Ach, Sie sind doch ein ganz abscheulicher Mensch!“ und dabei schlug sie mit ihrem parfümierten Taschentüchlein in nedischer Weise nach mir und ging.

Am nächsten Abend, es war wieder vor der Probe, kam Excellenz Frau v. S. im Zuschauerraum mit mir zusammen und machte mir, nachdem ich sie auf das respektvollste begrüßt, ebenfalls, wie ihre Vorgängerin, die überschwenglichsten Lobeerhebungen über alles, was sie von meiner Thätigkeit in Bayreuth wahrgenommen, und fügte zum Schlusse hinzu: „Aber sagen Sie, lieber Professor, haben Sie mit dem ‚Blau‘ nicht etwas zu viel gewirtschaftet?“ Ich antwortete: „Aber ich bitte Sie, Excellenz, bedenken Sie, daß mein Farbenkasten nur ein beschränkter ist und ich das ‚Blau‘ durchaus nicht entbehren kann. Ich habe es nur bei all den Figuren angewandt, die mit den Wälsungen in irgend welcher Beziehung stehen, außerdem schreibt der Meister mir selbst einen blauen Mantel für ‚Wotan‘ vor. Die Farben, die so wichtig bei der Charakterisierung der einzelnen Figuren sind, erlauben mir daher nicht, auf das Blau zu verzichten.“ — Abends nach Beendigung der Probe, auf dem Wege zum Theaterrestaurant, schloß sich mir die alte Gräfin U. . . . . an; es dauerte nicht lange, da platzte sie plötzlich mit folgenden Worten heraus und zwar in ihrem fremdländischen Idiom,



sie pflegte drolligerweise bald englisch, bald französisch oder deutsch zu parlieren, und heute hatte sie ihren deutschen Tag: „Aber saggen Sie, Professor, Sie habben großartig die Blatt der Kostüm gemalt, aber saggen Sie mir, war der ‚Blau‘ damals schon erfunden?“ Das war mir doch ein bißchen zu bunt! — Der alten Dame höflich die Hand küssend, entfernte ich mich alsbald und ließ dieselbe etwas verdußt und erstaunt stehen. — Später erzählte ich die ganze Komödie Frau Kosima, und es blieb derselben nichts andres übrig, als daß sie bon gré, mal gré darüber lachen mußte. —

Während der Proben zur Tetralogie des „Rings“ war auf Anordnung des Meisters eine provisorische Brücke geschlagen worden, um bequem von der Bühne aus in den Zuschauerraum gelangen zu können. Diese Brücke wurde, da man sich nun einmal auf Walhalls Höhen bewegte, die „Vifroestbrücke“ genannt, und von uns, die wir mit dem Bühnenarrangement zu thun hatten, sehr häufig benutzt. So passierte es einmal auf einer Orchesterprobe, daß nach einem glänzenden Satze, den das Orchester soeben beendet hatte, der Meister auf die Brücke trat und, in das Orchester hinunterschauend, den Musikern zurief: „Nicht ganz schlecht instrumentiert, meine Herren! Was?“ Auf diesen Zuruf des Meisters erhob sich in spontanster Weise das ganze, aus lauter außerlesenen Virtuosen bestehende Orchester mit Enthusiasmus und zustimmender Begeisterung und überschüttete den Meister mit frenetischem Jubel, wie ich ihn bei ähnlichen Anlässen nie erlebt hatte. — Bei dieser Gelegenheit mußte ein Hochgefühl des Meisters Herz höher schlagen machen und er sich beglückwünschen, für sein großes Tonwerk so enthusiastische Interpreten gefunden zu haben.

Während der Anwesenheit Franz Liszts in Bayreuth hatten wir öfter das Glück, den Altmeister des Klavierspiels zu hören; dies geschah in Feiertagsmomenten des gesellschaftlichen Zusammenseins in „Wahnfried“, und ich muß gestehen, der ich Liszt häufig in Weimar in Konzerten und bei Hofe gehört, daß das, was er in diesem intimen Kreise zum besten gab, zu den exquisitesten Kunstgenüssen zu rechnen war. Mein Sohn, dem er für eine kleine Arbeit in einem reizenden Briefe dankte, war ganz entzückt, hier die Gelegenheit gefunden zu haben, den großen Musikheros in so ausnahmssweiser Kunstäußerung zu hören.

Auch Richard Wagner ließ sich manches Mal abends herbei, am Piano interessante musikalische Anekdoten zu illustrieren, wie auch Wilhelm mit gelegentlichen Vorträgen nicht targte. Kurz, es entwidelte sich ein höchst reizvolles musikalisches Treiben im Musiksalon, oder in ganz besonderen Fällen auch am Flügel des Meisters im Bibliothekzimmer.

Wagner konnte von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit sein, wenn er sich unter seinen Intimen befand, immer voll Dankbarkeit denjenigen gegenüber, von denen er sich voll verstanden glaubte, nur perhorrescierte er Leute, welche in ihm nicht den großen Komponisten, sondern einen berühmten Kompositour sahen und ihn, was ich selbst mit erlebt, als solchen begrüßten.

So kam einmal ein Herr aus Berlin — der es vermöge seiner Mittel wahrscheinlich bis zum Kommissionsrat gebracht hatte — auf den Meister zu,

ergriff seine beiden Hände, um, nachdem er sich vorgestellt, auszurufen: „Gott im Himmel, was hätten Sie, hochverehrter Herr, mit dem seligen Meyerbeer zusammen leisten können, wenn dieser noch lebte!“ Da nahm ihn aber der Meister bei den behandschuhnten Händen, mit welchen er von ihm erfaßt worden war und stieß den unglückseligen Schwärmer so weit von sich wie möglich.

Bei dem großen Andrang von Fremden fehlte es auch an solchen Talmienthusiasten wahrlich nicht.

Während der Proben, sowie auch später bei den Aufführungen, habe ich eine unglaubliche Menge von Besuchen, teils von bereits Bekannten und Freunden, teils von Fremden erhalten, so zwar, daß man oft empfindlich in der Arbeit, die mit jedem Tage wuchs, gestört wurde. Glücklicherweise hatte ich meinen Sohn, den jetzigen Professor E. Doepler den Jüngeren, bei mir, der mir redlich bei der Arbeit half, manches zu zeichnen hatte, wozu ich bei den beständigen Ansprüchen, die an mich herantraten, absolut nicht kommen konnte.

Unter den anwesenden Gästen von Namen, die ich in Bayreuth, entweder im Salon von „Wahnfried“ oder im Festspielhause traf, befanden sich unter vielen andern: Ernst Dohm und Wilhelm Scholz, die geistvollen Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse“ Speidel und Hanslick, ferner Hermann Schmid, Paul Lindau, Ludwig Pietsch, Karl Frenzel, Gustav Engel, Mosenthal, A. S. Ehrlich, Georg Davidjohn, Karl Schultes, der Dichter der Landstnechtslieder, Tischatjched, der vortreffliche Sänger, der bei der Erstaufführung des Wagner'schen „Rienzi“ in Dresden den Rienzi sang, auch der geniale Semper fehlte nicht. Unter den Vertretern der Malerei waren zugegen: Adolf Menzel, Anton v. Werner, Lenbach, Hans Makart und Angely aus Wien, F. A. Kaulbach, Paul Meyerheim und noch viele andre. —

Auch an fürstlichen Besuchen fehlte es nicht. So ließ eines Vormittags Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen seinen Besuch auf der Bühne ansagen, und ich hatte die Ehre, den kunstsinigen Fürsten zu empfangen und ihm als Führer durch die Räume des Festspielhauses zu dienen. Der Großherzog durchging die sämtlichen Garderoben, in welchen die Waffen, der Schmuck und die Kostüme für jeden Darsteller, für die Chormitglieder und Komparien bereitgelegt waren, und sah sich alles mit lebhaftem Interesse und großer Sachkenntnis an. Als ich im Jahre 1889 dem Großherzoge mein Werk „Der Ring des Nibelungen“ zusandte, erhielt ich folgende eigenhändige Antwort des Fürsten:

„Mit Vergnügen nehme Ich, Mein lieber Herr Professor Doepler, die chromolithographische Wiedergabe Ihrer Gewandbilder zum ‚Ring des Nibelungen‘ entgegen und danke Ihnen aufrichtig für diese Zusendung, bei deren Betrachtung Ich Mich gern der Zeit erinnere, wo Ich Sie in Bayreuth beschäftigt sah, zum Gelingen des dortigen Bühnenfestspiels in ernster künstlerischer Arbeit mitzuwirken.

Ihr Ihnen wohlgeneigter

Karl Alexander.“

Weimar, am 10. Februar 1890.

Ein Besuch des Herzogs von Meiningen im Festspielhaus gestaltete sich recht interessant. Der Herzog traf etwas später als seine Gemahlin im Waffensaal neben der Bühne ein und musterte mit ihr die dort aufgestellten Waffen und Schilde. — Bei einem der Schilde rief mir der Herzog plötzlich zu: „Spiegelberg, ich kenne dir!“ Es war ein Schild, auf welchem ein in Worjats Katalog als goldener Helm bezeichnetes Stück von mir als Schildbuckel verwendet worden war. Ich erwiderte: „Ja, Hoheit, das ist eben meine Version von der Sache, denn als Helm scheint mir doch das Ding unmöglich, da es zu klein ist!“ Der Herzog unterzog noch die Schmuckgegenstände einer sorgfältigen Prüfung und sprach sich sehr gnädig über meine Leistung aus, während die Frau Baronin v. Helldburg eine erstaunliche Sachkenntnis dabei dokumentierte.

Auf die Stimme Scarias, von der ich viel Rühmliches gehört hatte, war ich sehr gespannt, bekam sie jedoch leider nicht zu hören. Den Grund erfuhr ich nicht, dafür aber sah ich ihn häufig im hellgrauen Sommeranzug und Hut, angelnd an allen Wasserläufen in und um Bayreuth.

In der letzten Zeit, ehe es zu den Proben mit Orchester kam, spitzte sich im Verkehr mit der Gattin Wagners manches in bedenklicher Weise zu. So schien ihr in ihrem Forschungstrieb das Schwert „Nothung“, welches Niemann aus dem Baumstamm in Hundings Hütte zu ziehen hatte, zu kurz, obgleich ich es nach dem längsten vorhandenen germanischen Schwerte hatte anfertigen lassen. — Eines Nachmittags fuhr Frau Kosima lange vor Beginn der Probe vor dem Theater an. Ich hatte sie anfahren sehen, eilte hinunter und empfing sie mit einem Handkuß. Hierauf reichte sie mir ein Buch in Großquart aus dem Wagen mit den Worten: „Sehen Sie, lieber Professor, daß es doch ein längeres Schwert gegeben hat, als das, was im Baumstamm steckt!“ Sie zeigte dabei auf eine Seite von Lindenschmidts Buch über die Mainzer Sammlung, und ich wußte nicht im ersten Augenblick, was ich darauf sagen sollte. — Ich erbat mir das Werk für eine Stunde und verabschiedete mich von der liebenswürdigen Forscherin. In mein Zimmer zurückgekehrt, sah ich sofort, daß dieses vermeintlich längere Schwert kein germanisches, sondern eine merowingische „Spada“ war. Also das war der niederschmetternde Schlag, den sie mir versetzen wollte. Lachend schlug ich das Buch zu, dachte aber, daß doch eigentlich in dem vollständig unberufenen Vorgehen dieser Dame gegen die ernste Arbeit eines Mannes und Künstlers eine nicht geringe Annäherung und weibliche Ueberhebung zu suchen sei, um so mehr, da ich genau wußte, daß dieses alles ohne Wissen des Meisters geschah.

So entzückt Frau Kosima im Jahre vorher über meine Auffassung der Figur der „Freia“ in lichtblau und weißen Gewändern mit Silberschmuck war, so daß scherzweise diese Figurine nur dem Meistbietenden überlassen werden sollte, äußerte sie sich jetzt, „daß die ‚Freia‘ doch eigentlich safranfarbig gekleidet müßte sein, da sie die Göttin der Morgenröthe sei!“

So gingen diese kleinen Netzeleien fort bis zum Tage der ersten Kostümprobe am 28. Juli. Wir hatten, mein Sohn und ich, etwa fünfzehn Stunden unausgesetzte Arbeit hinter uns, ehe die Probe begann, und trotzdem wir uns

im höchsten Grade abgespannt und nervös fühlten, hatten wir doch einen Hochgenuß, als eine Figur im Kostüm nach der andern auf der Bühne erschien und das zur Verkörperung brachte, wie ich es mir kaum zu erhoffen gewagt! „Papa,“ rief mein Sohn, so oft wir uns in unsern letzten Anordnungen begegneten, „das ist ein Erfolg, wie wir uns ihn nicht schöner denken können!“ Weniges war zu ändern, und das Ganze als überaus gelungen zu betrachten. „Meister Wagner“, der viel auf und hinter der Bühne zu thun hatte, war gleichfalls sehr befriedigt von dem, was er sah, und beglückwünschte mich zu wiederholten Malen, so daß mich ein Hochgefühl überströmte, wie es jeden Künstler überkommen muß, wenn er eine ernste und große Aufgabe glücklich und erfolgreich überwunden hat. — Gegen Schluß der Probe bat mich der Meister, doch zu seiner Gattin in den Zuschauerraum zu kommen. Ich mußte meinen Weg über die „Bischofsbrücke“ nehmen und traf Frau Kosima, wie gewöhnlich in der ersten Reihe der Sitze, umgeben von ihrem Generalstabe und ihren Getreuen. — Der Hochzeitszug mit den Frauen und Kindern, anlässlich Brünhildens Hochzeit, schritt soeben über die Bühne, und die Gattin des Meisters empfing mich folgendermaßen: „Aber, lieber Herr Professor, sind nicht die Kostüme der Frauen und Kinder zu bunt und zu festlich?“ „Ja, gnädigste Frau, das sollen sie doch sein, sie haben sich doch zu einer Hochzeit geschmückt!“ „Aber einem solchen Drama gegenüber, Professor, bedenken Sie doch!“ „Das ist freilich ein Gegensatz,“ entgegnete ich, „aber durch Gegensätze wirkt man ja doch am besten!“ „Ja, aber einem solchen Drama gegenüber darf das nicht geschehen!“ — „Gut, gnädigste Frau, dann wollen wir die Frauen und Kinder gleich schwarz kleiden, damit sie sich dem Drama anfügen, als wenn sie den Ausgang vorher gewußt hätten!“ Frau v. S. . . ., die neben der Gattin Wagners saß, suchte durch folgenden Einwurf mich zu beschwichtigen. „Nicht doch, Herr Professor, Frau Kosima meint, nur ruhiger in den Farben und die Kinder ohne Zweige und Blumen!“ Nun wurde es mir aber doch zu toll, und ich sagte: „Sehr wohl, meine Gnädigste, ich bitte mir auf einen großen Bogen Papier alle Ihre Wünsche und Befehle aufschreiben zu wollen, ich werde sie auf das Pünktlichste und Religiöseste erfüllen, denn ich bin Ihr ganz gehorsamer Diener und Knecht — aber — meinen guten Namen gebe ich dazu nicht her! — Haben gnädigste Frau mir noch etwas zu befehlen?“ Als sie stumm verneinte, ging ich, obgleich von den verschiedenen Damen ihrer Umgebung am Rocke gezupft, die vielleicht fürchteten, daß ich noch weiter meinem Unmut Luft machen wollte, festen Schrittes über die „Bischofsbrücke“ auf die Bühne zurück, wo ich meinem Sohn mit lauter Stimme zurief: „Emil, komm, wir reisen!“

Nach dieser ungesunden Aufregung unterlag ich in meinem Zimmer, wohin ich mich sofort begeben mußte, einem heftigen Nervenanschlag, die Folge der vorher fünfzehnstündigen Arbeit, verbunden mit dem großen Verdruß mit der Gattin Wagners. Dieser, der nicht wußte, was vorgefallen, war sehr besürzt und soll, wie ich später erfuhr, zu seiner Frau in Gegenwart ihrer Umgebung gesagt haben: „Du wirst mir noch alle meine Freunde verschrecken!“

Am nächsten Tage empfing ich in aller Früh den Besuch des Meisters, und das Resultat unsrer Unterredung war, daß er mich bewegte, meine Drohung abzureißen, nicht wahr zu machen, da doch heute die Generalproben ihren Anfang nahmen, welche meine Gegenwart unbedingt erheischten. Auch mußte ich ihm versprechen, seiner Gattin gegenüber in einem Briefchen das Vorgefallene zu bedauern und „Wahnfried“ wieder zu besuchen. Nachdem mich der Meister versichert hatte, daß dann Frau Kosima auf mein Entgegenkommen sofort reagieren würde, erfüllte ich Wagners Bitte, und die Sache war wenigstens scheinbar ausgeglichen, denn die Gattin Wagners, als ich „Wahnfried“ nach dem Konflikt wieder besuchte, kam mir beim Eintritt in den Salon sofort und auf das Graziöseste entgegen, als ob nie eine Trübung zwischen uns vorgefallen. —

König Ludwig von Bayern, der Hauptprotector des Wagnerschen Unternehmens, kam am 6. oder 7. August während der Generalproben nach Bayreuth. In der Nacht, die der Ankunft des Königs folgte, erschien ein Kammerdiener des Monarchen im Local des Bayreuther Kunstvereins und nahm die dort aufgestellten Figurinen von mir zum „Ring des Nibelungen“ aus den Rahmen, nicht ohne einige Blätter zu beschädigen, heraus und brachte sie dem Könige nach der „Eremitage“, wo der König, wie ich später hörte, die Figurinen in ihrer Gesamtheit eingehend betrachtete und sie am frühen Morgen durch denselben Kammerdiener wieder an ihre Plätze im Kunstverein bringen ließ. König Ludwig kannte schon alle diese Blätter, da ich dieselben das Jahr vorher ihm nach dem Linderhof auf seinen Befehl übermittelt hatte. —

12. August. Der Deutsche Kaiser hält unter herrlichstem Götterwetter seinen Einzug in „Bayreuth-Balshall“, um morgen durch sein Erscheinen im Festspielhause, Erster Tag: „Das Rheingold“, dem Werk des tongewaltigen „Dichtertomponisten“, die echte, deutsche Weihe zu verleihen.

Folgende Bitte erließ Richard Wagner am ersten Tage der Bühnenfestspielaufführungen:

Letzte Bitte  
an meine lieben Genossen.

### ! Deutlichkeit!

Die großen Noten kommen von selbst, die kleinen Noten und ihr Text sind die Hauptsache.

Nie dem Publikum etwas sagen, sondern immer dem andern; in Selbstgesprächen nach unten oder nach oben blickend, nie gerad' aus.

### Lehter Wunsch:

Bleibt mir gut, Ihr Lieben!

Bayreuth, 13. August 1876.

Richard Wagner.

Kurz vor Beginn einer jeden Vorstellung, die zum „Rheingold“ um fünf Uhr, zu den übrigen drei Teilen der Tetralogie schon um vier Uhr ihren Anfang nahmen, ertönte auf dem Hügelplateau vor dem Festspielhause eine Fanfare, und jedesmal wurde ein Motiv aus dem darzustellenden Stück geblasen, um die Versammelten und die zuströmenden Besucher vom Beginn der Vorstellung zu benachrichtigen. Diese ursprünglich echt deutsche Gepflogenheit wirkte ungemein stimmungsvoll auf die ankommenden und bereits versammelten Hörer. Mit einem Schlage war man bei der Sache und betrat das Festspielhaus in weihedvoller Erwartung. — Ich allein war am Tage der ersten Aufführung des „Rheingold“ nicht gerade weihedvoll gestimmt, sondern befand mich in unglaublicher Aufregung, vergebens auf die Ankunft des Friseurs für die Solis wartend, der erst in letzter Minute eintraf und sich damit entschuldigte, daß er sämtliche Damen des Hauptquartiers habe coiffieren müssen. — Glücklicherweise machte er sein Versäumnis durch seine Geschicklichkeit wieder gut — aber das war die Begeisterung der Gräfinnen und Excellenzen für die große Sache des angebeteten Meisters! Sie konnten doch unmöglich auf ihren Lieblingsfriseur verzichten, wenn es sich darum handelte, dem Meister und seiner Sache zu dienen. — Was fragten sie danach, welche Wartepein sie mir verursachten, und was war ihnen die sehr erklärliche Aufregung der ungeduldig harrenden darstellenden ersten Künstlerträte!

Oh diese Damen! —

14. August. Kaiser Wilhelm besuchte heute, am Tage der Vorstellung der „Walküre“, vormittags die Bühne, gerade als die Hundinghütte für den ersten Akt hergerichtet war. In seiner Begleitung befand sich der Großherzog von Baden und des Kaisers Tochter, die Frau Großherzogin von Baden, außerdem der Generalintendant v. Loën aus Weimar. Des Kaisers vortreffliches geundtes und frisches Aussehen war geradezu staunenswert und spottete seiner 79 Jahre. Er erschien in Zivil mit einem leichten schwarzen Spazierstöckchen in der Hand, mit welchem er sich wiederholt flott den rechten Unterschenkel schlug. Kaiser Wilhelm interessierte sich lebhaft für die Einzelheiten der Dekoration und unterhielt sich eifrig mit seiner Umgebung. Herr v. Loën stellte mich Seiner Majestät vor, der sich meiner noch vom Kronprinzlichen Mediceerfest zu erinnern geruhte. Als der greise Monarch beim Schlusse der Besichtigung von dem Podium, auf welchem die Hundinghütte aufgebaut war, herabsprang, sagte Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin von Baden, die mich ansprach: „Sehen Sie nur, wie jugendlich der Kaiser uns vorangeht!“

Während der ganzen Zeit der Proben sowohl wie bei den Aufführungen habe ich Meister Wagner stets in dankbarem Entzücken gesehen, über die opferfreudige und stets bereitwillige Hilfe, welche ihm von allen Mitwirkenden ohne Ausnahme entgegengebracht wurde. — So gab diese Begeisterung eines Abends nach Schluß einer Vorstellung des ersten Cyclus, ich glaube, es war die „Walküre“, als wir alle noch voll von den Eindrücken der herrlichen Musik bei einander auf der Bühne zusammenstanden, zu folgender heiteren Episode Veranlassung. Der Darsteller des Siegmund kam aus dem Zuschauerraum auf die Bühne,

ganz trunken von Entzücken, und rief uns entgegen: „Nein, Kinder, wenn man das miterlebt, was wir jetzt alle durchleben, dann möchte man die ganze Welt umarmen! Komm her! Komm!“ Indem umarmte er die ihm zunächststehende Kollegin L., sie herzlich küssend in seinem künstlerischen Entzücken und Ungestüm. — Aber im selben Augenblicke betrat die Gattin des von Wagners Tongewalt begeisterten Künstlers von der andern Seite die Bühne — sah das Schreckliche und dreimal mit gesteigertem Accent den Vornamen des Gatten ausrufend drehte sie sich um und war durch die Ausgangsthüre verschwunden. — Alle lachten wir herzlich über diesen so unharmonisch endenden Zwischenfall, um uns bald nachher im Theaterrestaurant wieder zusammenzufinden und weiter die herrlichen Eindrücke des Abends ausklingen zu lassen.

Am Abend nach dem ersten Cyclus der Aufführungen, der mit der „Götterdämmerung“ schloß, wo Richard Wagner auf stürmischen Hervorruf vor dem Publikum erschien, sagte er zum Schluß, nachdem er für die Teilnahme gedankt: „Was wir können, haben Sie gesehen, es liegt in Zukunft an Ihnen, ob Sie eine Kunst haben wollen!“

Bei einem am darauffolgenden Tage stattgefundenen Festbankett, zu welchem alle Mitwirkenden folgende Einladung erhielten:

P. P.

Herr Richard Wagner wünscht mit seinen geehrten Patronen, Gönnern und Freunden in Gemeinschaft mit allen seinen künstlerischen Genossen und Mitwirkenden bei den diesjährigen Bühnenfestspielen am 18. August zu einem

Abendessen, abends 7 1/2 Uhr

in der großen Theaterrestauration sich zusammenzufinden.

Diesem Wunsche entsprechend, erlaubt sich der Unterzeichnete, die Künstler des Orchesters, sowie die in der „Götterdämmerung“ mitwirkenden Frauen und Mannen zu diesem Abendessen als seine Gäste einzuladen.

Mit Hochachtung

Der Verwaltungsrat der Bühnenfestspiele,

nahm Richard Wagner Veranlassung, seine Worte am Schluß der gestrigen Vorstellung dahin zu modifizieren, daß er mit dem Ausdruck „Kunst“ eine spezifisch „Deutsche Kunst“, fern von fremden Einflüssen, gemeint habe; er sage dieses, um etwaiger Mißdeutung vorzubeugen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück vor dem Angermannschen Lokal wurde diese Erklärung Richard Wagners lebhaft besprochen, und das Gespräch ging sodann auf den verunglückten, von England verschriebenen Pappdrachen über. Ich rief bei dieser Gelegenheit, anknüpfend an die Worte des Meisters: „Wollt ihr einen deutschen Drachen haben, so holt ihn nur aus England, dann habt ihr ihn!“ Leider war dieser übermütige Ausspruch schon am nächsten Morgen im „Leipziger Tageblatt“ zu lesen, weil unter der Gruppe, zu der ich sprach, ein eifriger, dienstbeßener Reporter sich befunden hatte.

Nach Schluß der Bühnenfestspiele blieb ich noch einige Tage in Bayreuth

zur Erledigung der geschäftlichen Fragen. Als ich von Richard Wagner Abschied nahm, brachte er mich, nachdem ich mich von Frau Kosima im Salon verabschiedet, bis vor die Thüre seines Heimes, dankte mir in gerührten Worten für die ausgezeichnet gelungene künstlerische Durchführung, der mir von ihm übertragenen, nicht geringen Aufgabe und versprach mir nochmals, meine Urheberrechte den Bühnen gegenüber zu schützen. Hierauf umarmte und küßte mich der Meister auf das herzlichste und entließ mich mit kräftigem Handschlag. — So verließ ich Bayreuth trotz mancher widerwärtiger Zwischenfälle unter dem Eindruck, eine große Zeit durchlebt zu haben, und voll von Begeisterung für das gewaltige Werk, zu dessen Werden ich das Glück gehabt, beitragen zu dürfen, mir gelobend, dem Meister weiter treu zu bleiben in der Verfolgung seiner großen Ziele. — Ein Anerbieten des Rechtsanwalts Wag in Wiesbaden, der mir und Brückners den Vorschlag machte, uns Wagner gegenüber in unsern Rechten zu vertreten in Bezug auf die Nachbildung der Figurinen, Kostüme und Decorationen, lehnte ich für meine Person ab, im Vertrauen auf Wagners Versprechen, meine Urheberrechte zu schützen, was aber leider nicht geschah, und so kam es, daß außer einer Wiederholung der Figurinen zur „Walküre“ für Wien auf Veranlassung Richard Wagners meine Urheberrechte an allen andern Bühnen vollkommen unberücksichtigt blieben. — Angelo Neumann war der einzige, der freiwillig meine Autorschaft anerkannte und mich honorierte. Mr. Stanton in New York ließ sich von mir nochmals die „Walküre“ zeichnen.

Richard Wagner habe ich seit meinem Abschied von Bayreuth 1876 nie wieder gesehen, noch von ihm eine Zeile erhalten, und seine so oft beteuerte Freundschaft und Dankbarkeit hat mir gegenüber wenig Stich gehalten.

Nur mit dem Vorstand des Verwaltungsrats, Herrn Feustel, blieb ich nach den Festspielen noch in Korrespondenz, da die Begleichung des Kostenaufwandes für die kostümliche Ausstattung des „Ring des Nibelungen“ längere Zeit in Anspruch nahm und der Rest meines Guthabens erst am 2. Juli 1878 ausbezahlt wurde.

Einige Zeit nach den ersten Festspielen in Bayreuth trat ich in den „Berliner Richard Wagner Verein“, dessen Vorsitzender ich nach dem Ableben Ernst Dohms im Todesjahre Richard Wagner (1883) wurde und vier Jahre lang verblieb.

Im Jahre 1889 beschloß ich meine Figurinen zum Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“ herauszugeben und fand in A. & C. Kaufmann einen Verleger, der gegen einen Garantiefond den kostspieligen Verlag übernehmen wollte.

Binnen kürzester Zeit waren circa 18000 Mark zusammen, wovon Kommerzienrat Loefer 5000 Mark zeichnete. Auch der verstorbene Georg Davidsohn, Chefredakteur des „Berliner Börse-Conrrier“, ein treuer Freund und Verehrer Wagners, spendete einen namhaften Betrag. Das Werk wurde, trotz eines sehr liebenswürdigen Schreibens, welches ich von Frau Kosima Wagner besitze, in Bayreuth wenig patronisirt und fand dadurch verschwindend geringen Absatz. Nachdem der chromolithographische Druck des Werkes vollendet war, nahm Seine Majestät der Kaiser Wilhelm II. die Widmung des Werkes huldvollst entgegen.



Als vor zwei Jahren in Bayreuth die „Tetralogie“ eine Wiederholung fand, wurde ich von einem bedeutenden Dramatiker, der in Bayreuth zurzeit anwesend war, im Café Bauer zu meiner großen Genugthuung folgendermaßen angesprochen: „Professor, ich gratuliere Ihnen zu Ihrem dießjährigen Erfolge in Bayreuth, Sie haben dießmal den Vogel abgeschossen!“ Auf meine sehr erstaunte Frage: „Inwiefern, verehrtester Herr?“ antwortete derselbe: „Weil man die kostümliche Ausstattung nach Ihren Entwürfen von 1876 schmerzlich vermißt hat.“ Ähnliches wurde mir von verschiedenen Personen gesagt.

\*

Die Gardine schließt sich über meine Bayreuther Erlebnisse; doch sollen die Erinnerungen mit keiner Dissonanz endigen, sondern ausklingen in dem Hochgefühl, von einem gewaltigen Genius zur Mitarbeit an seinem großen unsterblichen Werke berufen worden zu sein.

Die in letzter Zeit aufgetauchte Rundfrage, „ob Richard Wagner ein deutscher Dichter zu nennen sei“, möge mit den Aussprüchen von Richard Voß, Wildenbruch und Karl Emil Franzos auf das Erschöpfendste für alle Zeiten erledigt sein. Ja, Richard Wagner ist ein deutscher Dichter, groß und gewaltig wie die Welt, die er aus der nebelhaften Sage zu neuem Leben erweckt hat.

Berlin, 7. August 1899.



## Deutschland und die Vereinigten Staaten.

Von

Senator John L. Morgan.

**D**er Wettbewerb zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist kommerzieller und industrieller Natur; die Rivalität folgt den Linien des nationalen Fortschritts, innerhalb welcher alle christlichen Nationen bestrebt sind, ihre Bevölkerung voran zu bringen. In diesen Verhältnissen liegt kein vernünftiger Grund für eine Kollision.

Wir suchen keine territoriale Erweiterung in der gleichen Gegend der Erde, wenn überhaupt in irgend einem Teile der Welt.

Die Eröffnung des großen Kieler Kanals war ebensowenig eine Bedrohung für die Vereinigten Staaten wie die Eröffnung des Nicaraguakanals eine Bedrohung für Deutschland sein wird. Wenn dieser eröffnet sein wird, wird Deutschland die Wahl haben zwischen den in Wettbewerb miteinander tretenden kurzen Wegen nach dem Pacifischen Ozean, und jedes deutsche Schiff, das in

diesen Gewässern verkehrt, wird von Produzenten, Konjumenten und Handelsleuten willkommen geheißen werden als einer der vielen Bringer von Fracht und Arbeit. Selbst auf ihren Reisen werden sie unsern Handel in Bauholz, Lebensmitteln und Erfrischungen einen großen Vorschub leisten, und auf den Handelsmärkten, die sie eröffnen und bereichern werden, werden die deutschen Kaufleute goldene Ernten halten.

Das amerikanische Bestreben wird, anstatt deutscher Ausdehnung und deutschem Einfluß entgegenzuwirken, jede berechtigte Anstrengung unterstützen, die Deutschland zu Gunsten seines Handels zu machen vermag. Nichts kann in diesem größten praktischen Werk, an das amerikanischer Unternehmungsgeist sich gewagt hat, erblickt werden, was irgend eine Frittion zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland veranlassen könnte.

Was die Monrovedoktrin anlangt, gegen die Deutschland nie einen Protest erhoben hat, so sind die Gründe für ihre Aufrechterhaltung auf Seiten der Vereinigten Staaten fester und zwingender geworden durch Souveränitätsveränderungen, die in Westindien Platz gegriffen haben. Deutschland hat keinerlei Einwand gegen diese Veränderungen erhoben, und wir glauben, daß in dieser Hinsicht nichts in Reserve gehalten wird.

Es scheint kein vernünftiger Grund für die Befürchtung irgend eines Konflikts internationaler Politik oder der Interessen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vorhanden zu sein.

Wenn irgend jemand gewünscht oder gemutmaßt hat, daß es sich in Zukunft anders zwischen diesen großen christlichen Mächten verhalten werde, so hat er nie über die Ansichten oder die Wünsche der Volksmasse in den beiden Ländern nachgedacht.

Ein großer Teil unsrer Bevölkerung ist deutsch entweder durch Geburt oder durch direkte Abstammung. Sie machen die größte und beste Masse der Bürger aus, die wir von irgend einem Lande bekommen haben. Das kann nur ein hohes Lob für unsre deutschen Mitbürger sein, denn auch andre Länder haben uns eine große Anzahl vortrefflicher Leute gesandt. Zu Beginn dieses Jahrhunderts kamen unsre besten Einwanderer von Frankreich, England, Norwegen und Schweden.

Die deutschen Einwanderer haben eine bereitwillige und ernste Eignung für unsre sozialen und politischen Einrichtungen an den Tag gelegt, weshalb sie sich beinahe von dem ersten Fußtritt an, den sie auf unsern Boden setzen, in den Vereinigten Staaten wie zu Hause fühlen. Gewiß, einige sind gekommen, die zu Hause nicht mehr willkommen waren und die Dornen in dem Fleische des amerikanischen Volkes bilden, aber sie sind seltene Ausnahmen — diese Reformer, die ihr eignes Bedürfnis nach Reform nicht einsehen — und sie besitzen keinen Einfluß in den Vereinigten Staaten.

Als eine Regel, von der es vielleicht keine Ausnahme giebt, kann es gelten, daß die in den Vereinigten Staaten sich aufhaltenden Deutschen durchaus zufrieden mit unsrer republikanischen Regierungsform sind und sich daran erfreuen.

Das ist schließlich der größte und wesentlichste Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland.

Läßt man diesen Standpunkt beiseite, so hat der deutsche Einwanderer nur einen sehr beschränkten Kreis für Einwendungen gegen irgend eine amerikanische Regierungsanrichtung. Was diesen Punkt anlangt, so scheinen europäische Einwanderer, von welchem Staate sie auch immer kommen, es persönlich nicht sonderlich zu bedauern, daß sie der Unterthanenpflicht gegen irgend einen europäischen Monarchen enthoben sind. Ob sie aus dem autokratischen Rußland, dem demokratischen Italien oder Frankreich oder aus den konstitutionellen Monarchien Englands oder Deutschlands kommen, sie finden nichts ihnen Widerstrebendes dabei, wenn sie ohne Rückhalt das volle Maß der Freiheiten annehmen, deren unser Volk sich erfreut.

Die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten hat nicht versucht, nach diesem Lande irgend etwas zu verpflanzen, was ihr in ihrem Vaterlande teuer war, um uns dadurch zu reformieren, und doch bringen sie alle ihre Liebe zu Deutschland mit, deren sie sich erfreuen, und die ihnen niemand verkümmert oder in Frage stellt.

Niemand von unserer Bevölkerung hat sich mehr amerikanisiert als die deutschen Einwanderer und ihre Nachkommen, und doch ist ihre Loyalität vor der Regierung beinahe ein religiöses Gefühl.

Es liegt kein Zwang und nichts eigentlich Neues in dieser Umwandlung; nichts von innerem Werte wird aufgegeben, wenn der deutsche Unterthan ein Bürger der Vereinigten Staaten wird.

Einen Zuwachs an Macht und Würde erhält er als Faktor in der Regierung, und er gewinnt einige positive Garantien für persönliche Rechte und Freiheiten, die höher stehen als das, was die höchste exekutive Gewalt zu verbieten hat.

Diese Rechte und Freiheiten sind dem Deutschen nicht neu. Viele derselben entstammen seinem geliebten Vaterlande und sind von außen her in unsere glänzende republikanische Verfassung eingeführt worden, wo sie die Gewähr für die volle Macht der Bundesregierung bilden, die ihre Deckung an der Gewalt der fünf und vierzig souveränen Staaten findet. Deutsche haben zu großem Teile diese Freiheiten geschaffen, an welche die Amerikaner zu ihrer beständigen Sicherheit alle Regierungsgewalt, die staatliche und die Bundesgewalt, geknüpft haben.

Wir verehren das deutsche Vaterland als die Wiege der bürgerlichen und religiösen Freiheit in vielen ihrer wesentlichen Elemente und heißen an unserm Herde das große Geschlecht jener Männer willkommen, welche die Menschheit diese Gebote lehrte.

Die Sprache, welche noch die Wurzel unsers Dialektes in seinem gemischten Sprachkleide ist, welche die Sprache der Völker werden wird, weil sie aus allen Sprachen zusammengesetzt ist und darum sich zur Weltsprache erheben wird, sie und die Fundamente und die Bogen, welche ihren gewaltigen und schönen Bau tragen, sind einfach sächlich und werden das in alle Ewigkeit bleiben.

Der amerikanische Gedanke wird, wenn er sich in seiner genauesten, kräftigsten und klarsten Form äußert, auf sächsisch wiedergegeben. Das Sächsische ist der eigentliche Körper des Textes des größten unsrer Gesetze, der Verfassung der Vereinigten Staaten.

Ueber das Wesen der religiösen Freiheit herrscht Uebereinstimmung bei uns.

Die bei uns bestehende Trennung der Kirche und des Staates ist ein deutscher in das organische Gesetz für ganz Amerika aufgenommener Gedanke. Sie hat die Religion in der ganzen westlichen Hemisphäre und auf sämtlichen größeren Eilanden des Stillen Ozeans frei gemacht. Sie wird der freien Religionsübung ein Obdach gewähren und ihr Förderung zu teil werden lassen in Asien, wie sie es jetzt schon in Japan thut, ohne daß dadurch irgend einer bestehenden Religion der geringste Abbruch geschieht.

Völker, die derart zusammenwirken und doch kein vermittelndes Band haben als das edle Bestreben, das Volk zu erheben, können nicht durch die Eifersucht von Mitbewerbern im Handel oder launenhafte Rivalität dazu veranlaßt werden, daß sie sich gegenseitig an die Gurgel fahren.

Das Volk wird nicht leicht eine Störung in dem gemeinsamen Wirken für eine große und geheiligte Sache dulden, und Generale und Admirale müssen sich eher seinem Willen beugen, als daß sie es den Unruhen eines reaktionären Kampfes entgegenführen.

Der Deutsche geht in Amerika getreulich Hand in Hand mit seinem Adoptivbruder, er ist Bein von seinem Bein, Glied von seinem Glied, und Fleisch von seinem Fleisch; sie wirken vereint an dem glänzenden Fortschritt der christlichen Völker. Kein Mißton wird von Deutschland nach Amerika in den ruhmwürdigen Hymnus auf die menschliche Freiheit herübertönen, zu welchem alle Völker ihre Stimmen vereinigen werden.

Washington, 5. August 1899.



## Zus ungedruckten Briefen G. Bancrofts.

Von

General James Grant Wilson, D. C. L.

Als hervorragendste amerikanische Geschichtsschreiber werden gewöhnlich in folgender Reihenfolge genannt: Bancroft, Prescott und Motley, obwohl Carlyle dem Schreiber dieser Zeilen einmal bemerkte, wenn man sie richtig einschätze, müsse man seiner Meinung nach die Ordnung umkehren. Der Weise von Chelsea jagte: „Ich habe die Werke Prescotts und Bancrofts einmal gelesen, aber jetzt“ -- dabei zeigte er auf einen auf seinem Bücherpult aufgeschlagen liegenden Band --

„lese ich Motleys ‚Holländische Republik‘ zum zweiten Male, ein großartiges geschichtliches Werk.“ Als ich ihm einige Wochen darauf einen Empfehlungsbrief Bancrofts an Ranke brachte, meinte er: „Es wird mir ein Vergnügen sein, in Berlin jeden Freund des größten der amerikanischen Geschichtsschreiber zu begrüßen.“ Ob nun aber Bancroft, wie Leopold von Ranke will, die erste, oder nach dem Ausspruche Thomas Carlyles die dritte Stelle unter den genannten drei Amerikanern einzunehmen hat, so wird doch für viele Leser der vorliegenden Revue der nachfolgende Auszug aus einer Reihe dem Schreiber dieser Zeilen vorliegenden Briefe vielleicht nicht ohne Interesse sein.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die vier bedeutendsten amerikanischen Historiker alle aus Massachusetts stammen und in oder bei Boston geboren sind, William H. Prescott (1796—1859), George Bancroft (1800 bis 1891), John Luthrop Motley (1814—1887) und Francis Partmann (1823 bis 1893). Die ersten drei erbten große Vermögen, während der vierte eine reiche Frau heiratete, so daß sie sämtlich im Stande waren, ihren historischen Forschungen nachzugehen, ohne genötigt zu sein, den Lebensunterhalt für sich und die Ihrigen, wie Douglas Ferrold einmal scherzhaft bemerkt hat, „aus dem Tintenfaß zu bestreiten.“ Bancroft erhielt seinen akademischen Grad am Harvard College in dem frühen Alter von siebzehn Jahren, nachdem er sich während seiner Studienzeit der besondern Aufmerksamkeit und Gunst des Präsidenten Kirkland erfreut hatte.

Dr. Joseph W. Cogswell, der in Göttingen seinen Doktor gemacht hatte, schrieb im Mai 1819 von jener Universität aus mit Bezug auf Bancroft, der vom Harvard College nach seiner Promotion im Jahre 1817 nach Deutschland geschickt wurde, um sich dort für seine spätere Thätigkeit an der genannten Anstalt weiter auszubilden:

„Es war wirklich anständig und hochherzig von der Korporation, den jungen Bancroft in der Weise, wie ich höre, daß sie es gethan hat, ins Ausland zu schicken; er wird es ihr lohnen. Ich hielt schon viel von ihm, als er mein Schüler in Cambridge war, aber jetzt scheint er mir noch weit mehr zu versprechen. Ich weiß nicht, auf wessen Veranlassung es geschehen ist, aber nach der Weisheit des Schrittes meine ich wohl, er müsse vom Präsidenten ausgegangen sein; seine Bedeutung liegt darin, daß er das Heilmittel da zur Anwendung bringt, wo es am meisten benötigt wird. Ist an dem College einmal der Geschmack für die klassischen Studien geschaffen und werden die Mittel zu seiner weitem Pflege geliefert, dann ist meiner Ansicht nach die lang ersehnte Reformation im Studienwesen thatsächlich durchgeführt. Kenntnisse jeder andern Art kann man sich bei uns erwerben, wie die Zwecke, denen sie dienen, es verlangen. Wir haben keinen Mangel an guten Advokaten und Ärzten, und wenn wir nur noch eine Körperschaft von Männern von Geschmack und allgemein wissenschaftlicher Bildung bilden könnten, würde unser literarischer Ruf nicht lange mehr auf der niedrigen Stufe bleiben, auf der er sich jetzt befindet.“

Einige Monate später bemerkt Dr. Cogswell in einem Briefe an Mrs. Pres-

cott: „Ein schwerer Abschied war auch der von dem jungen Bancroft. Er ist ein äußerst interessanter junger Mann und wird einst einen unsrer großen Männer bilden.“

Im Jahre 1820 erhielt Bancroft von der Universität Göttingen die philosophische Doktorwürde verliehen. Um jene Zeit wählte er die Geschichte zu seinem Spezialfach, wobei ihn unter anderm das Verlangen leitete, zu sehen, ob sich nicht von der Beobachtung der bewegten Menschenmassen aus auf induktivem Wege zur Aufstellung einer Ethik als Wissenschaft gelangen lasse. Sich nach Berlin begebend, trat er in intime Beziehungen zu Schleiermacher, Savigny, Lappenberg, Alexander und Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Ense, und in Jena machte er die Bekanntschaft Goethes, der sich in der Unterhaltung mit dem jungen Amerikaner als einen enthusiastischen Verehrer Lord Byrons erwies, ihn für den größten der lebenden Dichter erklärend und sein Bedauern darüber ausdrückend, daß er nie die neue Welt gesehen. Bancroft hörte in Heidelberg den Historiker Schlosser und lehrte 1822 nach den Vereinigten Staaten zurück und nahm auf ein Jahr die Stelle eines Tutor am Harvard College an.

Vielleicht läßt sich von dem jungen Amerikaner zu Ende seiner Studienzeit keine bessere Schilderung entwerfen als sie sich in einem Empfehlungsschreiben für denselben von dem jüngeren Humboldt an Pictet in Genf findet, welche Stadt Bancroft besuchte, bevor er sich in sein Heimatland zurück begab:

„Je prends la liberté, mon respectable ami et confrère, de vous recommander un jeune Américain qui a fait d'excellents études de philologie et d'histoire philosophique en Allemagne. M. Bancroft est bien digne de vous voir de près; il est l'ami de mon frère et il appartient à cette noble race de jeunes Américains qui trouvent que la vraie bonheur de l'homme consiste dans la culture de l'intelligence.“

Zwölf Jahre später veröffentlichte er den ersten Band seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten“, und im Jahre 1874 erschien der zehnte und letzte Band, nachdem Bancroft inzwischen eine Stelle im Kabinette des Präsidenten Polt bekleidet und sein Land an den Höfen von Großbritannien und Preußen vertreten hatte. Die letzte revidierte Ausgabe seines magnum opus, das die Geschichte bis zur Verwaltung George Washingtons fortführt, erschien während des Winters von 1884 auf 1885. Die letzte öffentliche Ansprache hielt Bancroft bei Eröffnung der dritten Versammlung der Amerikanischen Historischen Vereinigung, am 27. April 1886, deren Vorsitz in Washington er führte.

Während des deutsch-französischen Krieges feierte Bancroft in Berlin das fünfzigjährige Jubiläum seiner Göttinger Doktorpromotion, und auf den Glückwunsch des damals sich im Felde befindenden Grafen Bismarck hin, schrieb er am 30. September 1870 folgenden Brief:

„Mein lieber Graf!

„Ich war ebenso überrascht wie erfreut darüber, daß Sie, während Sie mit dem Werke der Erneuerung Europas beschäftigt sind, doch Zeit gefunden

haben, mich dazu zu beglückwünschen, daß ich das noch erlebt habe. Es ist fürwahr ein großes Glück, diese Zeit zu erleben, da drei bis vier Männer, die nichts so sehr als den Frieden geliebt haben, und die nach langer und beschwerlicher Amtsthätigkeit nur daran dachten, ihren Lebenslauf in Ruhe zu beschließen, in einem Verteidigungskriege mehr militärischen Ruhm erringen, als die ausschweifendste Phantasie sich hätte denken können, und in drei Monaten sich anschicken, das zu erfüllen, was seit tausend Jahren Deutschlands Hoffnung gebildet hat. So nehme ich denn dankbar an, was meinem Alter beschert wird, denn das Alter, das stets der Ewigkeit am nächsten ist, ist dieses Jahr am mächtigsten auf Erden, da dieser deutsche Krieg bis zu seinem Ende von alten Leuten geführt wird. Sie freilich sind noch jung, doch Noou muß zu den Alten gerechnet werden; Molite wird binnen dreiundzwanzig Tagen so alt wie ich, und Ihr König übertrifft an Alter und Jugendlichkeit uns alle. Darf ich nicht stolz auf die mir zu teil gewordenen Glückwünsche sein? Bewahren Sie mir Ihre Teilnahme für das bißchen Zeit, das mir noch verbleibt.“

Vor seiner Abreise von Berlin wurde Bancroft mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Die königliche Akademie gab ihm ein Abschiedsessen, und die Universitäten von Berlin, Heidelberg und München widmeten ihm gemeinsam einen Scheidegruß, der von neunzig Professoren unterzeichnet war. Das Dokument sagt:

„Ihr Name ist der geistige Besitz eines jeden von uns. Sie haben mit zu dem volleren Verständnisse der Probleme beigetragen, die einem freien Volke gestellt sind, in dem Sie als einer der ersten Historiker jene unsterblichen Thaten geschildert haben, die zu der Errichtung eines großen freien Standes jenseits des Ozeans führten, und die allezeit eine Antwort in den Herzen freigemüthter Männer finden werden. Wir empfinden es mit berechtigtem Stolz, daß Sie zu denjenigen gezählt werden können, welche die deutsche Wissenschaft am gründlichsten schätzen. Wir können uns mit Vergnügen Ihren Namen ins Gedächtnis zurückrufen zum Beweise dafür, daß Sie als der Vertreter der Vereinigten Staaten den Geist wirklich wissenschaftlichen Vorgehens mit der Einsicht eines Staatsmanns verbunden haben.“

In einer an den Schreiber dieser Zeilen von Washington aus gerichteten Mitteilung jagte der ehrwürdige Geschichtsschreiber, als er mehr als achtzig Jahre alt war:

„Ich besitze Ihr geschätztes Schreiben und habe in dem Artikel über mich, den Sie so freundlich waren, mir zu übersenden, und den meiner inneren Ueberzeugung nach mein Freund Ripley geschrieben haben muß, drei bis vier Korrekturen angebracht. (In dieser Hinsicht irrte Bancroft sich, die Verfasser des Artikels waren Dr. Allibam und meine Wenigkeit.) Es giebt da zunächst einen Punkt, der weiter reicht als in dem Artikel erwähnt wird. Großbritannien hat sich, wie Sie sich erinnern werden, lange vor dem Zugeständnisse gestraubt, daß seine Auswanderer sowohl von Großbritannien wie von Irland nach Amerika ihrer Verpflichtungen gegen das Mutterland ledig sein und die Möglichkeit haben sollten, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Das Prinzip, um das es

sich in dieser Frage handelt, war dasjenige, über das ich mit der preussischen Regierung zu verhandeln hatte, von der ich in einem Vertrage das formale Zugeständnis erhielt, daß die Expatriation nach dem freien Willen des einzelnen Auswanderers gelten sollte. Da verschiedenen Staaten noch ein bestimmter Grad von Suprematie vorbehalten blieb, brachte ich der Reihe nach mit sämtlichen Verträge der gleichen Art zu stande. England wartete den Verlauf der Unterhandlungen ab, weil es entschlossen war, sich nach dem Grundsatz zu richten, den Graf Bismarck für Preußen als maßgebend annehmen werde. Dieser Vertrag mit den deutschen Mächten hat thatächlich die Frage für Großbritannien entschieden, das nach ihm sofort den Anspruch auf ein dauerndes Unterthänigkeitsverhältnis fallen ließ und für seine eignen Besitzungen den Grundsatz annahm, den Fürst Bismarck für Deutschland aufgestellt hatte, so daß der Vertrag mit Bismarck thatächlich eine Erledigung der ganzen Frage mit Großbritannien war."

In einem andern Briefe an den Schreiber dieser Zeilen bemerkt Bancroft: „Großbritannien hatte einen Zweifel in betreff des die nordwestliche Grenze der Vereinigten Staaten festsetzenden Vertrags erhoben. Ich, der ich Mitglied des Kabinettes Polk gewesen war, als der Vertrag abgeschlossen wurde, und der ich nach Abschluß desselben mich als Gesandter nach England begeben hatte, nahm in England den ersten Anfang des Versuches wahr, die Grenzen in einer für Großbritannien weit günstigeren Weise zu ändern, und widersetzte mich sofort erfolgreich diesem Bestreben. Mr. Seward hatte die Zustimmung Englands dazu erhalten, daß die Schweiz Schiedsrichterin sein, und ebenso, daß die Schiedsrichterin ermächtigt sein sollte, ein Kompromiß wegen der Grenze herbeizuführen. Das war eine Art von Eingeständnis, das den Schiedsrichter naturgemäß dazu veranlassen mußte, seinen Spruch im Sinne eines Kompromisses ergehen zu lassen, durch das keiner Partei ernstlich zu nahe getreten werde. Kurz nach Mr. Swards Tode schrieb ich, damals Gesandter in Berlin, der Regierung, daß da, wo jede Partei mit einem Kompromiß einverstanden sei, die Entscheidung des Schiedsgerichts mit ziemlicher Sicherheit auf ein Kompromiß hinauslaufen werde; und daß ich, wenn man darauf bestehe, daß es lediglich Sache des Schiedsrichters sein solle, eine Entscheidung über die Meinung des Vertrags zu treffen, und man damit einverstanden sei, dem Könige von Preußen das Schiedsamt zu übertragen, der Aufsicht sei, Preußen werde sich durch keinerlei Familienverbindungen beirren lassen und ganz gewiß ein streng rechtliches Verdikt abgeben; und ich empfahl dann die Ergreifung dieses Schrittes. General Grants Kabinet, das auf Mr. Seward folgte, ist selbst niemals der Idee eines Kompromisses nahegetreten, und man nahm meinen Vorschlag an, die Sache dem König von Preußen zu übergeben. Der Antrag und die Antwort Großbritanniens liegen bei; jedes Wort darin rührt von mir selbst her."

Die Weilegung der Oregonfrage, die uns in die ernstlichste Gefahr eines Krieges mit dem Mutterlande brachte, war der letzte Dienst, den Bancroft seinem Lande leistete. Bei Eröffnung des Verfahrens im Dezember 1871, das den Deutschen Kaiser mit dem SchiedsSpruche betraute, sagte er:



„Der Vertrag, dessen Interpretation dem SchiedsSpruche Eurer Majestät unterbreitet wird, wurde vor mehr als einem Vierteljahrhundert abgeschlossen. Von den sechzehn Mitgliedern des britischen Kabinetts, die ihn aufsetzten und ihn den Vereinigten Staaten zur Annahme empfahlen, sind Sir Robert Peel, Lord Aberdeen sowie alle übrigen bis auf einen (Mr. Gladstone) nicht mehr. Der britische Gesandte in Washington, der ihn unterzeichnete, ist tot. Von den amerikanischen Staatsmännern, die dabei beteiligt gewesen, sind der Gesandte zu London, der Präsident und der Vizepräsident, der Staatssekretär und mit einer einzigen Ausnahme die verfassungsmäßigen Beamten des Präsidenten dahingegangen. Ich allein bin noch übrig, und nachdem ich die neunzig Jahre vollendet, die unsrer Tage Ziel sind, bin ich von meinem Lande dazu ausersehen worden, seine Rechte aufrecht zu erhalten.“

Fast achtundzwanzig Jahre sind erschwunden, seit diese ergreifenden Worte von dem amerikanischen Gesandten gesprochen wurden. Während jener Zeit sind er und der einzige Ueberlebende aus dem Kabinette Sir Robert Peels ihren berühmten Zeitgenossen gefolgt, Bancroft 1891 und der begabte Gladstone sieben Jahre später.

In einem Briefe von seiner Villa in Newport aus, wo er seine Freude an der Rosenzucht<sup>1)</sup> fand und die Gesellschaft jenes berühmten Seebades ihm Zerstreuung gewährte, sagt Bancroft:

„Ihr Brief aus Spaa (Belgien) macht mir viel Vergnügen, und ich freue mich sehr darüber, daß v. Ranke und so viele andre in Berlin meiner noch freundlich gedenken . . . Ein sehr großes Vergnügen würde es mir gewähren, das Journal aus der Zeit von 1708—1710 zu sehen, von dem Sie schreiben; hoffentlich bringen Sie es mit, wenn Sie hierher kommen . . . Ich bin daran gewöhnt worden, das Leben hienieden als eine Zeit der Arbeit anzusehen. Ueber achtzig Jahre alt, weiß ich, daß die Zeit meiner Erlösung bald kommen wird. Ich weiß, daß ich nicht mehr weit von der Grenze der Ewigkeit bin und warte ohne Ungebuld und ohne Furcht auf den Wink der Hand, die mich bald zur Ruhe abfordern wird.“

An Professor v. Ranke, der damals in seinem einundneunzigsten Jahre stand, richtete Bancroft im Januar 1886 folgenden schönen Brief:

„Mein verehrter Meister und lieber und hochgeehrter Freund!

„Wir haben in unsern einzelnen Staaten viele historische Gesellschaften gehabt. Wir haben kürzlich die Amerikanische Historische Vereinigung gegründet, die sich mit der Angelegenheit der Vereinigten Staaten von Amerika beschäftigen soll. Wir bitten um Ihren Segen; und zu diesem Zwecke ersuchen wir Sie,

<sup>1)</sup> Die vielbewunderte Rose „American Beauty“ sollte von Rechts wegen den Namen Bancrofts tragen, da der berühmte Historiker sie zuerst gezüchtet. Als es ihm gelang, die schöne Blume konstant zu erzielen, verbreitete sich der Ruf derselben überall hin, und die Pflanze wurde gestohlen. Sie wurde nach Frankreich gebracht und erhielt dort den Namen „American Beauty“; sie wurde bald sehr populär und als Blume ersten Ranges geschätzt.

und zwar vorderhand Sie allein, uns dadurch einen Beweis Ihres Wohlwollens zu geben, daß Sie einwilligen, unser Ehrenmitglied zu werden. Wir haben damit Ihnen als dem größten lebenden Historiker eine besondere Huldigung zugebracht. Ich vereinige meine persönliche Bitte mit der der Gesellschaft, daß Sie uns diesen Beweis Ihrer Achtung geben. Wir danken dem Himmel, daß Sie sich in voller Gesundheit Ihrem einundneunzigsten Jahre nähern. Mögen Sie sich noch recht lange der stets sich mehrenden Beweise der Achtung und Liebe erfreuen, die Sie bei Ihren Mitmenschen genießen.

„Wie stets Ihr aufrichtigster und ergebenster Freund und Schüler  
George Bancroft.“

Die Antwort auf obige Mitteilung war einer der letzten Briefe öffentlichen Charakters, welche der hervorragendste Vertreter der lebenden Historiker schrieb. Er ist datiert von Berlin, Februar 1886. Ranke schreibt:

„In Erwiderung Ihrer freundlichen Mitteilung nehme ich dankbar die Stellung eines Ehrenmitgliedes in der Amerikanischen Historischen Vereinigung, zu dem ich erwählt worden bin, an. Es gereicht mir zu hoher Befriedigung, einer Gesellschaft anzugehören, die jenseits des Ozeans dieselben Zwecke verfolgt, die wir diesseits zu erreichen bestrebt sind.

„Diese gemeinsamen Studien bringen Personen miteinander in Berührung, die weit voneinander getrennt, doch durch alte Blutsverwandtschaft miteinander verbunden sind. Es erfüllt mich mit besonderer Freude, Herrn George Bancroft, einen der Meister in unserer Wissenschaft, mir von ferne die Hand entgegenstrecken zu sehen — einen Mann, der während seines Aufenthalts in Berlin mich durch die Bande verehrenswerter Freundschaft an sich gefesselt hat.

„Genehmigen Sie den herzlichsten Ausdruck der Achtung und Verehrung.  
Leopold v. Ranke.“

Mehrere Jahre, nachdem diese beiden Briefe zwischen den verehrten Historikern ausgetauscht worden waren, begleitete der Schreiber dieser Zeilen auf Anforderung Bancrofts, der damals seinen geliebten Reitübungen entsagt hatte, diesen auf einem von seiner Wohnung in Washington unternommenen Nachmittagsspaziergang. Als sie in Georgetown angelangt waren, wo sie kehrt machten, meinte der Gefährte, ob sie nicht einen Straßenbahnwagen benutzen und zurückfahren sollten. Auf diesen Vorschlag erwiderte der rüstige Veteran sofort: „Sind Sie etwa müde, mein Herr?“ und so wurde der mehrere Meilen lange Rückweg zu Fuß zurückgelegt. Am Abend trafen sie sich wieder bei einem Essen, wo Bancroft, trotz des langen Spaziergangs frisch und munter, erzählte, wie er es seinem jungen New Yorker Freund zuvorgethan, der müde geworden sei und zurück fahren wollen! Wenige Tage später war der Schreiber dieser Zeilen so glücklich, den Erinnerungen des Historikers an Byron, Goethe, Heeren, die Humboldts, Macaulay, Manzoni, Niebuhr, Barnhagen von Ense, Ranke und andre berühmte Männer, die er während des ersten Viertels des nunmehr sich

zu Ende neigenden Jahrhunderts hatte kennen lernen, lauschen zu können. Nach dieser Unterhaltung und derjenigen, die sich während des erwähnten Spaziergangs entsponnen hatte, ist der Schreiber dieser Zeilen im Stande, einige interessante Einzelheiten aus dem Beginn der Laufbahn Bancrofts wiederzugeben, da er sich damals gleich Notizen machte.

Während er Student in Göttingen war, machte der junge Bancroft Gebrauch von einem Empfehlungsbrief, den er von einem der Professoren an den damals in Jena sich aufhaltenden Goethe empfangen hatte. Am Schlusse der interessanten Unterhaltung gab der Dichter Bancroft einen Brief an den Bibliothekar in Weimar, diesen ersuchend, den Ueberbringer in seine Familie einzuführen, was auch geschah. Eine andre Begegnung fand in Weimar statt, gelegentlich der Goethe, auf Lord Byron zu sprechen kommend, die Bemerkung fallen ließ, daß der „Manfred“ des englischen Dichters sich augenscheinlich auf den „Faust“ gründe. Einige Monate später traf Bancroft mit Byron zusammen, der ihn äußerst freundlich aufnahm. Während der Unterredung machte er zufällig die Bemerkung, daß er niemals den „Faust“ gelesen habe. Der junge Student bemerkte, es frene ihn, das zu vernehmen, da es Goethes ungerechten Verdacht widerlege, daß er den „Manfred“ dem „Faust“ entnommen habe. Byron wünschte ernstlich, er möge Goethe davon in Kenntniß setzen, daß ihm der „Faust“ unbekannt sei. Da er noch nicht übersetzt war und Byron das Original nicht lesen konnte, ist es leicht begreiflich, weshalb er das deutsche Meisterwerk nicht gelesen hatte. Um jene Zeit schrieb Byron an dem „Don Juan“, von dem ein Band, der verschiedene Gesänge umfaßte, bereits erschienen war. Unter den vielen litterarischen Schätzen Bancrofts, die jetzt in der Lenox-Bibliothek zu sehen sind, befand sich ein deraartiges Exemplar, in welchem sein eigener Name eingeschrieben war mit dem Zusatz: „Von dem Autor Noel Byron“. Während der Dichter in Pisa lebte, trafen sich Byron und Bancroft noch einmal in Livorno, wo sie die Gäste des Commodore Jones waren, eines amerikanischen Offiziers, der damals ein Geschwader in den italienischen Gewässern befehligte. Kapitän Chauncey erbot sich, Byron auf seinem Schiffe mit nach den Vereinigten Staaten zu nehmen und ihn zum Amerikaner zu machen, wie er ja manchmal gedroht hatte, daß er ein solcher werden wolle, wenn er „mit den Briten zürnte“; so wenigstens versicherte sein Freund Kapitän Trelawny. Kurze Zeit hernach ertrank Shelley, und ein Jahr später segelte Lord Byron in Begleitung Trelawnys nach Griechenland. Es war bezeichnend für Bancrofts Klugheit, daß er sich nicht wie so viele deutsche Studenten als Freiwilliger der griechischen Revolution anschloß.

Von Admiral Bell, der damals Leutnant an Bord der berühmten Fregatte „Constitution“, des Flaggeschiffs des amerikanischen Geschwaders war, und von Trelawny, mit dem der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1875 bekannt wurde, hörte er manches Nähere über die freundliche Weise, in der Byron sich Bancrofts während seines Besuchs in Livorno annahm, als er der Gräfin Guiccioli vorgestellt wurde. Der englische Poet war äußerst liebenswürdig, und in einem

seiner Briefe aus jener Zeit gedenkt er des ameritanischen Studenten.<sup>1)</sup> Mehrere Monate lang war Bancroft während seines Aufenthalts in Rom persona grata in den Familien Buonjans und Niebuhrs; in Mailand war er intim mit Manzoni, und während seines Besuchs in Paris verkehrte er freundschaftlich mit Alexander von Humboldt und den französischen Philosophen Constant und Conijn. Von 1846 bis 1849 war Bancroft Gesandter in London und wurde dort wohlbekannt mit dem Earl von Aberdeen, Lord Palmerston, Lord Russell, Earl Gray, Gladstone, Bright und den litterarischen Männern des damaligen London. Er war häufig bei den berühmten Frühstückcn Samuel Rogers zugegen und traf oft mit den Historikern Hallam, Milman, Macaulay und Lord Mahon (dem nachmaligen Earl Stanhope) bei ihren wöchentlichen Frühstückcn zusammen. Solange er sein Land als Gesandter in London vertrat, hatte Bancroft die Gewohnheit, jedes Jahr zwei Wintermonate in Paris zu verbringen, wo er die Bekanntschaft Guizots, Thiers', Lamartines, de Torquevilles und anderer hervorragender Franzosen machte. Auf die Frage, wie viele Republikaner es in Paris gebe, antwortete ihm Thiers: „Gerade so viele, als sich dort Landleute von Ihnen befinden.“ Als sie sich zwanzig Jahre später noch einmal begegneten, waren Thiers' erste Worte: „Ach, Mr. Bancroft, Sie werden jetzt weit mehr Republikaner in Frankreich antreffen als damals, da Sie zuerst hier waren.“ Die Universität Oxford verlieh ihm die Würde eines Doctor of Common Law.

Im Jahre 1867 wurde Bancroft zum Gesandten am preussischen Hofe ernannt, und er blieb sieben Jahre in dieser Stellung, indem er 1868 beim Norddeutschen Bunde und 1871 beim Deutschen Reiche accreditiert wurde. Das hauptsächlichste diplomatische Ereignis während seiner Vertretung Amerikas am Berliner Hofe war der in diesem Artikel bereits erwähnte Abschluß des Vertrages, der heute noch unter seinem Namen bekannt ist, und demzufolge Deutschland den Wechsel der Landesangehörigkeit für diejenigen deutschen Unterthanen anerkannte, die in Amerika das Bürgerrecht erworben hatten. Seiner erfolgreichen Bemühungen, dem Deutschen Kaiser das Schiedsgericht zu übertragen, durch welches die Grenzlinie zwischen Bancouver's Island und dem Washington Territorium als durch den Haro-Kanal verlaufend festgesetzt wurde, wurde in der Botschaft des Präsidenten Grant vom Jahre 1872 in hervorragender Weise gedacht. Bancroft war Mitglied des Bollschen Cabinetts, als der Vertrag, der Anlaß zu dem Streite

<sup>1)</sup> In einem Briefe an John Murray von Montevero, einem nicht weit von Livorno gelegenen Hügel, der gerne während der Sommermonate zur Erholung aufgesucht wird, sagt er unter dem 22. März 1822: „In Leipzig war dieses Jahr der höchste Preis für eine Uebersetzung des ‚Childe Harold‘ aufgesetzt. Ich war nicht sicher, ob es Leipzig sei, aber Mr. Bancroft, ein tüchtiger deutscher Gelehrter (ein junger Amerikaner) und ein Bekannter Goethes, bestätigt es mir. Ich vergaß eine kleine Anekdote etwas anderer Art zu erwähnen. Ich begab mich nach der ‚Constitution‘, dem Flaggenschiff des Geschwaders und sah hier unter andern bemerkenswerten Dingen einen kleinen Knaben, der an Bord des Schiffes von der Frau eines Matrosen geboren worden war. Sie hatten ihn ‚Constitution Jones‘ getauft. Ich billigte natürlich den Namen, und die Frau bemerkte dazu: ‚Ach, Herr, wenn er nur halb so gut wird wie sein Name.““

geben sollte, abgeschlossen wurde, und er war, wie wir gesehen haben, Gesandter in London, als die Auslegung, gegen welche die Entscheidung des Deutschen Kaisers ausfiel, zum ersten Male geltend gemacht wurde; er war daher jedenfalls besonders geeignet, die Ansichten der amerikanischen Regierung vor dem Schiedsrichter zu vertreten. Diese interessanten Thatsachen wurden in der Botschaft erwähnt, die ihn wegen seines patriotischen Eifers und Ernstes belobte und sagte, er habe wegen des errungenen Erfolges Anspruch auf hohes Ansehen. Von der Universität Bonn erhielt Bancroft bei seinem fünfundsanzigjährigen Jubiläum die juristische Doktorwürde verliehen, wobei sein Name dem des Königs im Vereine mit denen Charles Darwins, Friedrich Müllers und John Stuart Mills folgte.

Bancrofts schön eingerichtete Berliner Residenz am Tiergarten war, wie Ranke dem Schreiber dieser Zeilen sagte, das populärste Haus in der deutschen Hauptstadt, denn dort konnten alle Klassen der Bevölkerung im friedlichsten Verkehr sich treffen. Staatsmänner, Gelehrte, Männer der Wissenschaft und Soldaten vereinigten sich in seinem Hause und an seinem Tische. Bismarck und Molke waren nicht seltene Gäste, und man konnte dort den diplomatischen Kreis und Männer wie Donner, Droysen, Helmholz, Mommsen und Ranke gewahren. Bancroft ritt oft in Gesellschaft des großen Kanzlers aus und besuchte ihn in Barzin, wo kein andres Mitglied des diplomatischen Corps je empfangen wurde. „Bis zum heutigen Tage,“ sagte Ranke 1883, „habe ich niemals aufgehört, den Weggang meines Freundes George Bancroft von Berlin zu bedauern.“ Der Amerikaner sagte, wenn er auf den deutschen Historiker zu sprechen kam, er müsse dabei an die Schilderung denken, die Johnson von Garrick entworfen, als die des liebenswürdigsten Mannes seiner Zeit. „Während er es liebt, das mitternächtige Del zu verbrennen, indem er seine Arbeiten bis ein oder zwei Uhr morgens ausdehnt, habe ich es stets vorgezogen, bei Tageslicht zu arbeiten, indem ich gleich Walter Scott vieles vor dem Frühstück erledige. Im Sommer bin ich oft vor sechs Uhr an meinem Schreibtisch gewesen. Meine Nachmittage und Abende widmete ich körperlichen Übungen, dem Lesen und der Geselligkeit. Seit fünfzig Jahren ist es meine Gewohnheit gewesen, mehrere Stunden an jedem Tage im Freien zu verbringen, und diesem Gebrauch schreibe ich hauptsächlich die Erhaltung meiner körperlichen und geistigen Gesundheit bis zu einem Alter von fast neunzig Jahren zu.“ Als der Schreiber dieser Zeilen ihn fragte, ob er sich eines andern Historikers erinnere, der so alt geworden sei, antwortete er: „Nein, ich weiß keinen außer meinem Freunde v. Ranke, der über das neun- undachtzigste Jahr noch gearbeitet hätte, und nur wenige Gelehrte haben dieses Alter erreicht, Sophocles, Fontenelle und Chevreuil sind die Beispiele, die mir augenblicklich einfallen.“

Der hervorragende Staatsmann, Gelehrte und Historiker starb in seiner Behausung zu Washington am 17. Januar 1891. Eine offizielle Ankündigung des Ereignisses wurde von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erlassen, und der Senat vertagte sich, damit seine Mitglieder dem Begräbniß bewohnen

könnten. Unter den vielen Zeichen des Beileids, die Mr. Bancrofts Sohn empfang, befand sich das folgende Telegramm des Deutschen Kaisers, das durch den Grafen Arco Valley, den deutschen Gesandten in Washington, übermittelt wurde:

„Berehrter Herr, Seine Majestät der Kaiser und König hat mich in Erinnerung an die Beziehungen der Freundschaft, die viele Jahre hindurch zwischen Seiner Majestät dem verstorbenen Kaiser Wilhelm und dem nunmehr verstorbenen hochgeehrten George Bancroft, als dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, bestanden haben, beauftragt, Ihnen und Ihrer Familie seine innigste Anteilnahme an dem Verluste auszusprechen, den Sie und Ihr Land erlitten haben.“

Die Leichenfeier wurde in der St. Johnskirche gehalten, und es wohnten derselben der Präsident und Mrs. Harrison, das Kabinett, das diplomatische Corps und die Hauptregierungsbeamten bei. Die Blumenpenden waren zahlreich und schön, darunter eine das Geschenk des Präsidenten und eine andre, die auf dem Sarge befestigt war, das Geschenk des Deutschen Kaisers Wilhelm II.

v. Rante äußerte vor seinem Tode den Wunsch, daß seine große und wertvolle Bibliothek von dem Staate erworben werden möge. Die Familie des Verstorbenen und die litterarischen Kreise Deutschlands erwarteten, daß die preussische Regierung die Sammlung erwerben werde. Man zögerte, und so wurde sie schließlich von einer ameritanischen Universität erworben. Bancroft wünschte gleichfalls, daß seine besonders an geschichtlichen Manuskripten reiche Sammlung von der Kongressbibliothek erworben werde. Sie wurde der Behörde für fünfundsiebzigtausend Dollars angeboten. Wie es gewöhnlich bei derartigen Anlässen geht, griff die Regierungsbehörde nicht rasch genug ein, und so wurde nach einigen Jahren die Bancroftsche Sammlung den Trustees der Lenox-Bibliothek um eine weit höhere Summe verkauft, als um die sie der Nation angeboten worden war. Die Bibliothek ist berühmt wegen ihrer seltenen Americana, die eine reiche Sammlung französischer, englischer und deutscher Handschriften umfassen; unter letzteren befinden sich mehrere Hunderte Journale, Berichte, Dokumente, Werberollen und unzählige briefliche Mitteilungen mit Bezug auf die hessischen Truppen, die unter Georg III. in dem Revolutionskriege kämpften. Die Sammlung enthält ebenfalls viele interessante, von den Autoren herrührende Dedicationsexemplare. In einem derselben, einem Bande von Mommiens „Römischer Geschichte“, begegnen uns die folgenden von der Hand des berühmten Verfassers herrührende Zeilen:

Wir sind vom gleichen Schlage,  
 Uns hebt die gleiche Flut,  
 Ihr braucht die alte Sage,  
 Wir brauchen frisches Blut.

Des einen Volkes Gründung  
 Das war, das bleibt um Rom.  
 Vertiefung und Verbindung  
 Baut nun am Völkerrdom.

So klingt hier die Parole,  
 Sie klingt auch drüben wohl,  
 Vom alten Kapitole  
 Zum neuen Kapitol.

Gleich seinem Nachfolger Bayard Taylor sprach Bancroft deutsch fast ohne jeden fremden Anklang und erinnerte auch in seinem Auftreten und in seiner Kleidung oft an einen Deutschen. Man sah ihn häufig mit einer preussischen Militärmütze mit steilem Schirm, und er trug stets eine solche Mütze, wenn er spazieren ging oder austritt. Er sprach und las sehr gerne deutsch und hing mit großer Vorliebe an seinem Diener, den er sich aus Berlin mitgebracht und der in der preussischen Armee gedient hatte. In seinem Testamente hinterließ er dem getreuen Hermann eine jährliche Rente von dreihundertfünfundsiebzig Dollars. Er war der Autokrat vor Bancrofts Thür und Vorzimmer, und es war ein Unglück für alle diejenigen, die von dem greisen Gelehrten etwas wünschten, wenn sie diesem Manne mißfielen.

Bancrofts Anspruch auf Nachruhm gründet sich natürlich in erster Linie auf sein großes Lebenswerk, an dem er mehr oder minder ständig fünfzig Jahre lang arbeitete. Dieses vornehme Werk hat sich nicht nur in der amerikanischen, sondern auch in der Weltliteratur eine Stelle erobert, die es immerfort behaupten wird, da seine Autorität allerwärts anerkannt ist und es in vielen Sprachen gelesen werden kann. Das höchste Lob, das dem Werke vielleicht je zuerkannt worden ist, ging von John Bright aus, der sagte: „Der Aufschluß, den es giebt oder darbietet, und die Lehren, die aus ihm zu ziehen sind, gehen meiner Ansicht nach über diejenigen hinaus, die ich aus andern Geschichtsbüchern gezogen oder in solchen gefunden habe.“

New York, Juli 1899.



## Rußland und der Feldzug von 1849.

(Aus St. Petersburg.)

Es war am 13. August d. J. ein halbes Jahrhundert her, daß der russische Feldmarschall Fürst Paskewitsch seinem Herrscher, dem Kaiser Nikolaus I., die zu Bilagos stattgehabte Unterwerfung und Fahnenstreckung der ungarischen Armee mit den historisch gewordenen Worten anzeigte: „L'Hongrie est aux pieds de Votre Majesté.“ In dem gesamten konservativen Europa wurde der Tag von Bilagos als Sieg des monarchischen über das revolutionäre Prinzip und als Bürgschaft für die Neubefestigung der habsburgischen Monarchie freudig begrüßt; getheilten Empfindungen begegnete diese Kunde allein in dem

Land, das sich das Hauptverdienst an dem errungenen Erfolge zuschrieb. Wer es wissen wollte, wußte bereits damals, daß des Kaisers Nikolaus Parteinahme für die österreichische Sache gegen die Wünsche eines großen Theiles seiner Unterthanen erfolgt war und daß die Sympathien derer, die dem Feldmarschall Paslewitsch nach Ungarn gefolgt waren, vielfach auf der Seite der Besiegten gestanden hatten. Schon bei Beginn des Feldzugs war diese Stimmung der Offiziere seiner Armee dem russischen Herrscher so wenig ein Geheimniß geblieben, daß Nikolaus wiederholt mit der Anwendung von Maßregeln gedroht hatte, durch welche dem „Räsonnieren“ der jüngeren Elemente in der Garde und insbesondere der Herren vom Moskauer Garde-Infanterieregiment zum Schweigen gebracht werden sollte. In gereizter Stimmung hatte Nikolaus sich von Hause aus befunden, weil der Ausmarsch der Garden von Unregelmäßigkeiten begleitet gewesen war, welche die Kommandeure trotz besten Willens nicht hatten verschleiern können. Freunde Oesterreichs waren aber auch diese Kommandeure vielfach nicht gewesen, ja, mit Ausnahme des Generals v. Berg, des Generaladjutanten W. v. Lieven und anderer Deutscher zumeist Feinde der „weißen Röcke“. Obgleich das Mißtrauen des Kaisers Nikolaus Nationale und Liberale in den nämlichen Topf warf und mit der nämlichen Strenge verfolgte, hatte der von Moskau aus verbreitete Geist des exklusiven Nationalismus auch in die Militärkreise Eingang gefunden und der (von einem deutschen Renegaten, dem Staatsrat Ph. Wigel verfaßten) Schmähschrift „La Russie envahie par les Allemands“ so zahlreiche Leser verschafft, daß der Gedanke, einer deutschen Macht zu Hilfe zu kommen, vielfach auch da auf Mißbilligung stieß, wo man sich sonst bedingungsloser Loyalität zu rühmen pflegte. Man fand es kleinlich, daß der Eintritt einer Anzahl polnischer Flüchtlinge in die ungarische Armee als Herausforderung Rußlands behandelt wurde, — überflüssig, daß Siebenbürgen besetzt, dem General v. Engelhardt und Obristen Starjatin die Deckung Hermannstadt's aufgetragen und dadurch eine Niederlage zugezogen worden war. Daß das österreichische Ersuchen um Hilfeleistungen von Fall zu Fall und innerhalb speziell bezeichneter Grenzen der Würde Rußlands nicht entprochen haben würde, räumten auch die Kritiker ein: ihrer Meinung sollte es aber durchaus überflüssig sein, daß der Kaiser ultra petitem gegangen und dadurch in einen Krieg verwickelt worden war, bei welchem Rußland nichts zu gewinnen, das „Slaventum“ aber lediglich zu verlieren habe. Galt doch für ausgemacht, daß das deutsche und das „schwarz-gelbe“ Interesse in österreichischen Landen identisch seien!

Zu diesen allgemeinen Gründen für die Unpopularität des im Mai 1849 angekündigten Feldzuges, waren aber noch spezielle gekommen. Der zum Oberbefehlshaber der aktiven Armee bestimmte Bizetönig von Polen Fürst Paslewitsch-Eriwansti erfreute sich innerhalb wie außerhalb derselben einer wahrhaft exemplarischen Unbeliebtheit. Wegen der Maßlosigkeit seines Hochmuths und der Brutalität seines Auftretens stand der alte Feldmarschall mit einer ganzen Reihe von Würdenträgern (dem Kriegsminister Fürsten Tschernyschew, dem Reichs-



kanzler Grafen Meßelrode, dem Fürsten Meutschikow) seit Jahr und Tag auf Kriegsfuß. Unter den höheren Generalen gab es kaum einen, dem die Aussicht auf abermalige Vermehrung der Lorbeeren des Eroberers von Warschau willkommen gewesen wäre, bei den Befehlshabern zweiten Ranges galt für ausgemacht, daß ein unter den Auspizien Paskevitschs unternommener Feldzug eine förmliche Corvée bedeuete. Wesentlich wie diese Herren dachten der dem Kaiser persönlich nahestehende General Baron Wilhelm Lieven und der zum Abschluß der Militärkonvention entsendete General v. Berg, bisher Generalquartiermeister in Polen, und als solcher Gegenstand beständiger Aufseindungen seines bisherigen Chefs. Trotz seiner altkonserватiven Gesinnung konnte Paskevitsch überdies für einen Freund Oesterreichs nicht gelten. Als junger Mann hatte er die Zeiten des Haders zwischen dem russischen Oberbefehlshaber in Italien, Suwarow, und den österreichischen Generalen (1799) erlebt, als Mitkämpfer der Napoleonischen Kriege und Zeuge der Occupation von Paris mit den damaligen österreichischen Kameraden auf sehr viel kühlerem Fuße gestanden, als mit den Preußen, unter denen er einzelne persönliche Freunde hatte. Durch seine Erfolge zum hochmütigsten aller Sterblichen geworden, sah Paskevitsch auf die von den „Insurgenten“ wiederholt zurückgeworfenen österreichischen Generale, denen er „zu Hilfe kommen sollte“, mit unerträglichem Dünkel herab. Gleichwohl schien dem alt und bequem gewordenen Herrn die neugebotene Gelegenheit, seine „großen“ Eigenschaften zu bewähren, nicht eben willkommen gewesen zu sein. Es gab in St. Petersburg Leute, die wissen wollten, daß Paskevitsch in Warschau geblieben wäre, wenn er es hätte über sich gewinnen können, einen zweiten siegreichen russischen Feldherrn neben sich zu dulden und irgend jemand anderm Vorbeeren zu gönnen. Obgleich der leitende österreichische Staatsmann, Fürst Felix Schwarzenberg, Schmeichelworte nicht gespart und dem als Günstling des Kaisers Nikolaus hochangeesehenen und einflußreichen alten Feldmarschall einzureden versucht hatte, que le sort de l'Europe était entre ses mains, war Paskevitsch nur mit halbem Herzen in den Krieg gegangen und von der herrschenden Meinung angesteckt worden, Seine Majestät habe sich durch den klugen Wiener Staatsmann für eine Sache gewinnen lassen, die mit dem Staatsvorteil Rußlands nichts gemein habe. Danach läßt sich auf die Stimmung derjenigen hohen Offiziere schließen, die ausgeprochene Deutschenfeinde waren und denen die Aussicht nichts weniger als erbaulich dünkte, in majorem gloriam des verhassten Feldmarschalls und im Interesse des österreichischen Doppeladlers die Strapazen eines mangelhaft vorbereiteten Feldzuges auf sich nehmen zu müssen.

Zu Anfang der Campagne war der Gang der Ereignisse überdies wenig danach angethan, die der österreichischen Sache wenig günstige Prädispositionen der Russen zu beseitigen. Die außerordentliche Geschicklichkeit, welche Görgey auf dem Zuge an die Theiß bewies, die Kunde von der Schlappe, welche der auch in St. Petersburg und Moskau als slawisches Originalgenie angesehene Jellachich erlitten und das für die Ungarn siegreiche Gefecht bei Waizen machten dem um seinen Ruhm besorgten siebenundsechzigjährigen russischen Feldherrn so

nachhaltigen Eindruck, daß derselbe in förmliches Umhertappen geriet und seine Unsicherheit mehrfach, namentlich aber durch den Entschluß verriet, die allenthalben erwartete Aufnahme einer großen Operation bis zum Eintreffen der vom General Sacken geführten Kavalleriereserve zu verschieben. Was noch fehlte, um die Stimmung im Hauptquartier zu einer unbehaglichen zu machen, wurde durch die Konflikte fertig gebracht, in welche Paskewitsch mit seinen Generalen, namentlich mit den „Deutschen“ Freytag und Anrep und dem jungen Großfürsten Konstantin geriet, und durch das gereizte Verhältnis, das zwischen ihm und dem K. K. Oberkommandierenden bestand. Gegen die Oesterreicher, die zu den Mißerfolgen des hochmütigen Russen schadenfrohe Mienen gemacht haben sollten, beobachtete der Feldmarschall eine Nichtachtung, deren Folgen allein durch den guten Willen und den feinen Takt des dem Hauptquartier Haynaus beigegebenen Generals Berg gemildert, oder gleichwohl nicht beseitigt werden konnten.

Gemeinsam errungene Erfolge wirken in der Regel auf die Ausöhnung und Annäherung feindlicher Gemüther. Vorliegenden Falls sollte auch das nicht zutreffen und im Gegentheil der Tag von Bilagos zum Gegenstande weitergehender Zerwürfnisse werden.

Daß Görgey sich dem russischen Befehlshaber unterwarf, erzeugte bei dem österreichischen Oberkommando eine Verstimmung, die durch das großsprecherische Verhalten Paskewitschs noch verschärft wurde. Der ruhmredigen, für Oesterreich geradezu beleidigenden Depesche vom 13. August folgte eine Reihe von Tagesbefehlen, in welchen die Teilnahme der K. K. Truppen an dem errungenen Erfolge nach Möglichkeit ignoriert und so gethan wurde, als ob man auf eigne Hand Krieg geführt habe. Die Folgen der dadurch hervorgerufenen Erbitterung des ohnehin bössartigen und harten Feldmarschalleutnants Haynau sind bekannt. Sie fielen auf die gefangenen ungarischen Generale zurück, welche die „Hyäne von Brescia“ zu Duzenden hängen ließ. Die darüber bei den Russen hervorgerufene Empörung war eine echte und begreifliche; zu ihrer Schürung trug indessen der Umstand bei, daß die mit der Uebergabe der Kriegsgefangenen betrauten russischen Offiziere sich grober Fahrlässigkeiten schuldig gemacht hatten und daß man diese verdecken zu können glaubte, indem man die Oesterreicher so laut wie immer möglich der Barbarei anklagte. Als Hauptschuldige wurden der General Sergej Buturlin und einer der Sekretäre Paskewitschs, der bekannte panslawistische Agitator und spätere Konsul in Serajewo Hilferding bezeichnet. Durch Versprechungen, um deren Ausführung er sich niemals kümmerte, hatte Buturlin den tapferen General Danjanicz zur Uebergabe von Arad bestimmt, durch ein formlos und verlezend abgefaßtes, in jeder Rücksicht unpassendes Schreiben Herr Hilferding das Geschick der Kriegsgefangenen in die Hände des Kaisers Franz Josephs gelegt und dadurch die Hinrichtung dieser Männer mitverschuldet. In der Folge aber war der Zusammenhang der Angelegenheit dem Kaiser Nikolaus falsch dargestellt und dessen höchster Unwillen darüber erregt worden, daß man „seinen“ Gefangenen mit rücksichtsloser Härte begegnet war. Das genügte, damit die den Oesterreichern von vornherein abgeneigten

Offiziere jede Gelegenheit zu Herausforderungen der weißröckigen Kameraden benutzten. Die einen fraternisierten mit den gefangenen ungarischen Offizieren so öffentlich, daß die Oesterreicher ihnen aus dem Wege gehen mußten, wenn sie nicht Zeugen der ärgerlichsten Auftritte sein wollten, andre provozierten Zweikämpfe, die unter den schärfsten Bedingungen und mit beiderseitiger höchster Erbitterung ausgefochten wurden. Unter direkter Beteiligung russischer Offiziere wurden Fahnen und Feldzeichen beiseite gebracht, die kapitulationsmäßig in das Hauptquartier Haynaus abgeliefert werden sollten, in wiederholten Fällen verfolgte Anführer bei ihren Fluchtversuchen unterstützt. Die russischen Kommandierenden drückten zu Dingen das Auge zu, die unter andern Verhältnissen strengstens bestraft worden wären und die den bestehenden Vorschriften direkt zuwiderliefen. Kaum war bekannt geworden, daß es dem Großfürsten durch persönliche Intervention gelungen sei, das Leben Görgeys zu retten, so kam es bei den Herren der Garde in die Mode, den verwundeten ungarischen Oberbefehlshaber als Helden zu feiern, Schlafröcke à la Görgey zu tragen und wo immer möglich der „nationalen“ Bewunderung für diesen „Feind der Deutschen“ mannhafte Ausdruck zu geben. Geradezu unglaubliche Dinge wurden aus gewissen fern abliegenden kleinen Garnisonen gemeldet, in denen Kosakenatamanen und ungebildete Armeesubalterne-Offiziere das große Wort führten. Unter dem Vorgeben, daß Russen und Magyaren „eigentlich“ stammverwandt seien, feierte man hier förmliche Verbrüderungsfeiern, bei denen Reden der verwegenste Art gehalten und Trinksprüche auf künftige gemeinsame Waffenthaten ausgebracht wurden. Gerüchte, nach denen die Russen das Ungarland „behalten“ und den Großfürsten Konstantin zum Könige oder Vizekönige desselben behalten wollten, waren so weit verbreitet, daß sie förmlich dementiert werden mußten und daß es zu allendlicher Niedererschlagung derselben direkter Verurteilungen auf die entgegengesetzten, im Tone höchster Entrüstung vorgetragenen Äußerungen des Kaisers Nikolaus bedurfte. Soweit diese unliebsamen Vorgänge dem Monarchen zur Kenntnis kamen, nahm Nikolaus dieselben mit tiefstem Unmut auf. Allen Ernstes trug der gestreuge Herrscher sich mit der Befürchtung, die revolutionären Ideen, zu deren Niedererschlagung er die Waffen ergriffen, seien in seine Armee gedrungen und würden nach Rußland importiert werden; was in den Jahren 1815 bis 1825 erlebt worden, wo die aus Frankreich zurückgekehrten Offiziere sich als ausgemachte Franzosenfreunde und entschiedene Liberale entpuppt hatten, schien ein zweites Mal vorkommen zu sollen!

Niemals ist ein von einem erfolgreichen Feldzuge heimkehrender Monarch seines Sieges so wenig froh geworden, wie Nikolaus I. im Herbst des Jahres 1849. Ihm war es damit Ernst gewesen, dem Wiener Hof einen ritterlichen Dienst zu leisten und durch Niederwerfung des ungarischen Aufstandes das revolutionäre Prinzip ins Herz zu treffen. Die panslawistischen Welleitäten, mit denen man sich in gewissen Kreisen seines Beamtentums und seiner Armee zu tragen begann, verabscheute der Sohn des Jakobinerfeindes Paul I. gerade so gründlich, wie die liberalen und revolutionären Ideen der „Heiden des

Westens“. „Hinter der Teilnahme an der angeblichen Unterdrückung der weislawischen Völker“ — so hatte es in einer die Brüder Askow betreffenden Resolution vom Jahre 1848 geheißt, „verbirgt sich der verbrecherische Gedanke an eine Empörung gegen die gesetzlichen, uns befreundeten Regierungen derselben.“ Jetzt mußte der Kaiser erleben, daß der dem Hause Habsburg erwiesene Dienst dem Wiener Hofe die Empfindung einer Kränkung hinterlassen hatte, daß diese Empfindung durch seine Feldherren mit verschuldet worden war und daß die Armee, in welche er unbedingtes Vertrauen gesetzt, sich weder so leistungsfähig noch auch so loyal bewiesen habe, wie von ihm gehofft worden war. Er, den ganz Europa als den Hort der konservativen Interessen verehrte und der sich als solcher fühlte, er hatte Zeuge davon sein müssen, daß in seinem eignen Hause Dinge vorkamen, deren Duldung er andern Monarchen zum schwersten Vorwurf gemacht hatte. Tags vor Beginn des ungarischen Feldzugs waren in St. Petersburg zwei revolutionäre Klubs aufgehoben und während dieses Feldzugs von Kombattanten deselben Gefinnungen verraten worden, die man hatte ungestraft lassen müssen. Für diese Enttäuschungen boten weder die von sämtlichen europäischen Höfen eingelassenen Glückwünsche, noch die Schmeicheleien Ersatz, mit welchen der aus Paris entsendete General Lamoricière den siegreichen Herrscher und die „trente mille gaillards“ des in Warschau vereinigten Grenadiercorps überschüttet hatte. Dazu kamen direkte und unverschuldete Unglücksfälle, die niemand vorherzusehen vermocht hatte. Unter den aus Ungarn zurückgekehrten Truppen brach die Cholera aus, der bereits im Sommer 1842 zahlreiche Mannschaften zum Opfer gefallen waren, und inmitten der zu Warschau gefeierten Siegesfeste erlag des Kaisers einziger überlebender Bruder und spezieller Jugendgefährte, der Großfürst Michael Pawlowitsch einem Schlaganfall. Während einer größeren militärischen Uebung war der bis dahin durchaus rüstige, erst einundfünfzigjährige Herr bewußtlos vom Pferde gesunken und wenig später verschieden. Als der Sieger über das meuterische Ungarn im Spätherbst nach St. Petersburg zurückkehrte, fand man Seine Majestät äußerlich und innerlich verändert und gealtert; das Haar begann zu ergrauen, der Ausdruck des Gesichtes sollte finsterner geworden, die gute Laune spurlos verschwunden sein. Nikolaus hatte die erste große Enttäuschung seines Lebens erfahren.

Sichtlichen Einfluß auf den Gang der russischen Politik haben die Ereignisse von 1849 bekanntlich nicht geübt. Die Entfremdung zwischen den Höfen von St. Petersburg und Wien, zu welcher damals der Grund gelegt worden war, trat erst sehr viel später zu Tage, und das System gesteigerter Repression und Strenge, das während der folgenden Jahre in Rußland selbst Platz griff, wäre wahrscheinlich auch ohne die in Ungarn gemachten Erfahrungen zur Geltung gekommen. In militärischer Hinsicht waren diese Erfahrungen überdies so bald vergessen, daß der Kaiser sich wenige Jahre später zu dem von aller Welt widerrathenen türkischen Kriege entschloß, und daß er sich nicht nehmen ließ, den greisen Paskewitsch abermals an die Spitze seiner Armee zu

stellen. Desto tiefer war der Eindruck, den der ungarische Feldzug gewissen Kreisen der militärischen und der national denkenden Jugend hinterließ. An dieser Jugend waren die erste Verührung mit der außerrussischen Welt und die damals gemachte Erfahrung, daß die Ziele der gouvernementalen und der nationalen Politik einander nicht deckten, keineswegs spurlos vorübergegangen. Aus einer ganzen Anzahl während der siebziger und achtziger Jahre veröffentlichter Tagebücher des Kriegsjahrs wissen wir, daß die Erfahrungen und Erlebnisse von 1849 in der Stille nachgewirkt, Stimmungen und Hoffnungen gezeitigt haben, zu denen man sich in den vorhergegangenen Tagen rein theoretischer und philosophischer Beschäftigung mit der „nationalen Frage“ nicht zu erheben gewußt hatte. Den ihm zugeschriebenen Ausspruch: „Ich und Sobiesky sind große slawische Horen gewesen, weil wir beide Wien und die Deutschen gerettet haben“, hat der Kaiser Nikolaus I. sicher niemals gethan. Weder lag es in seiner Art, Philosophie der Geschichte zu treiben, noch war er der Mann, sich selbst öffentlich eines begangenen Irrthums anzuklagen. Das ihm in den Mund gelegte Wort bedeutet in Wahrheit nur die Zusammenfassung der Urtheile, welche in den Moskauer und St. Petersburger nationalen Kreisen ihrer Zeit über den Feldzug von 1849 gefällt wurden. Dieses Urtheil hat ein Menschenalter vorgehalten und während der Jahre des Krimkrieges die Summe aller politischen Weisheit des Nationalruffentums gebildet, das die neutral gebliebenen Oesterreicher sehr viel grimmiger haßte, als die vor Sebastopol erschienenen Franzosen. Bis zur Stunde wird an der Meinung, „daß der Deutsche der Feind sei“, so unererschütterlich festgehalten, als ob es im Jahre 1849 einem reindeutschen Interesse und nicht vornehmlich der Niederwerfung des Magyarentums, das heißt einer den Westslawen feindlichen Klasse gegolten hätte. Davon ist aber noch niemals die Rede gewesen, sondern über dem Aerger wegen der ausgebliebenen „Rettung“ der habsburgischen Monarchie regelmäßig vergessen worden, daß die Sache dieser Monarchie mindestens damals mit derjenigen der slawischen Bewohner Ungarns gleichbedeutend war! Der nationale Gesichtspunkt kommt hier zu Lande eben nur in Betracht, wo seine Spitze gegen das deutsche Element gerichtet werden kann. In den vierziger und fünfziger Jahren, wo der russische Nationalismus stark mit revolutionären Elementen vermischt war, und wo der deutsche Ursprung der Dynastie als Freibrief für Angriffe gegen dieselbe benutzt wurde, hatte das eine Art von Sinn. Heute kann davon nicht mehr die Rede sein und erscheint jeder Zweifel an dem nationalen Charakter des Herrscherhauses ausgeschlossen. Nichtsdestoweniger hat die Wirkung ihre Ursache erlebt und denken die Söhne der Kombattanten von 1849 wesentlich wie ihre Väter, die lediglich von deutschen und niemals von magyarischen Unterdrückern ihrer slawischen Brüder gehört hatten. Von einem russischen Großfürsten an der Spitze des magyarischen Königreichs Ungarn könnte heute allerdings nicht mehr die Rede sein: im übrigen haben die Auffassungen sich aber wesentlich so erhalten, wie sie sich vor fünfzig Jahren festsetzten, und gehört derselbe Feldzug, dessen Früchte bei richtiger Benützung der Kräftigung des Westslawentums hätten zu gute kommen können, zu

den Dingen, vor denen jeder gute Russe sich bekreuzigt. Von der „Undankbarkeit“ desselben Oesterreich, das den ihm geleisteten Dienst nicht nur mit vier Millionen Gulden, sondern mit peinlichen Demütigungen hatte bezahlen müssen, weiß jedes russische Zeitungsblatt noch gegenwärtig zu erzählen, wo doch längst feststeht, daß die gefährlichsten Feinde des Slawentums nicht unter dem schwarzen Banner zu suchen sind.

In diesem Sinne gehört die Geschichte des Feldzugs von 1849 zu den lehrreichsten Abschnitten neuerer russischer Geschichte.



## Der Einfluß der Beleuchtung auf unser Sehorgan.

Von

Privatdozent Dr. Otto v. Sacherer in München.

Von den antiken, primitiven Begriffen über Licht und Beleuchtung bis zu den Anschauungen in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts war nur ein verhältnismäßig geringer Fortschritt zu bemerken. Und selbst in dieser Zeit war das Bedürfnis nach Licht noch ein minimales. Klage doch Goethe nur über die Unannehmlichkeit des Puzens beim Talglicht, unbekümmert um dessen geringe Helligkeit. Wer hätte damals den Aufschwung geahnt, den die Beleuchtungstechnik in den letzten Decennien erfahren würde.

Wohl die meisten unsrer Vorfahren hätten beim Anblick jenes Lichtmeers, das heutzutage manchen Festraum durchflutet, befürchtet, daß unser Sehorgan durch eine solche Lichtfülle nur aufs schwerste geschädigt werden könne, während es doch heutzutage dank der mannigfachen Untersuchungen ausgezeichnete Forscher als unbestrittene Thatsache gilt, daß gerade die früheren Beleuchtungsverhältnisse für unser Auge als im höchsten Maße schädlich zu erachten waren.

Man dachte früher gar nicht an die Möglichkeit, daß diese oder jene Lichtquelle dem Auge zuträglicher wäre, und es ist erst eine Errungenschaft der letzten zwei Decennien, daß in dieser Frage immer mehr Klarheit geschaffen wurde und man zu der Erkenntnis kam, daß die Auswahl der Beleuchtung für die Hygiene unsers Auges durchaus nicht gleichgültig ist.

Fragen wir uns zunächst, welchen Einfluß übt eine zu geringe Lichtintensität auf unser Sehorgan aus?

Durch zahlreiche Untersuchungen wurde der Nachweis geliefert, daß unsere Sehschärfe bei Abnahme der Beleuchtung ganz bedeutend herabsinkt, so daß feinere Gegenstände, um noch deutlich erkannt zu werden, näher an unser Auge herangebracht werden müssen. Wir wissen aber andererseits, daß länger an-

dauerndes Sehen in die Nähe schon bei guter Beleuchtung Schaden bringt, da es nämlich unzweifelhaft die Entstehung der Kurzsichtigkeit begünstigt, bei herabgesetztem Lichte aber wird diese Schädigung natürlich wesentlich leichter eintreten. Man kann deshalb nicht genug davor warnen, bei mangelnder Tagesbeleuchtung, in der Dämmerung oder bei ungenügender künstlicher Beleuchtung längere Zeit eine anstrengende Arbeit zu verrichten.

Bekanntlich nimmt ja unter unsrer heranwachsenden Jugend die Kurzsichtigkeit in der Schule von Klasse zu Klasse zu. Wenn auch ungünstige Beleuchtungsverhältnisse nicht das einzige urächliche Moment dabei bilden, so ist man eben doch im stande, durch eine möglichst ergiebige Beleuchtung der Schulräume, wenigstens einen Faktor auszuschalten, der die Kurzsichtigkeit fördert. So sehr sich auch die Verhältnisse in dieser Beziehung bereits gebessert haben, so sehr namentlich Cohn und andre auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Maßnahme hingewiesen haben, so finden wir doch leider auch heute noch in gar vielen Schulen Verhältnisse, welche nicht einmal den geringsten Anforderungen auch nur einigermaßen entsprechen dürften.

Gehen wir nun gleich zu dem andern Extrem, zu dem zu grellen Licht über und prüfen wir seine Einwirkung auf das Auge.

Am intensivsten werden wir die unangenehmen Wirkungen des zu grellen Lichtes wahrnehmen bei der Betrachtung einer Sonnenfinsternis mit ungenügend geschütztem Auge, bei der Schneebindung und bei Blendung mit elektrischem Bogenlicht. Die Folge ist eine Reihe schwerer Störungen an unserm Sehapparat, die unter Umständen zu einer dauernden wesentlichen Herabsetzung, wenn nicht vollkommenem Verlust des Sehvorgängens führen können. Auch allzulange andauerndes Teleskopieren, das Mikroskopieren bei zu grellem künstlichem oder gar bei Sonnenlicht, die Ausführung feiner Zeichnungen bei zu heller Beleuchtung können schwerere oder leichtere Blendungseffekte hervorrufen.

Einige wenige Beispiele mögen diese Thatsachen noch besser illustrieren: so beobachtete einmal ein Tischlerlehrling durch den Spalt einer Bretterwand ein bengalisches Feuer; die Folge war eine Entzündung des Auges, sowie eine bleibende Schwäche. Gar mancher Afrikareisende erlitt durch den blendenden Wüstensand, gar mancher Seefahrer durch die glitzernde Wasseroberfläche eine schwere Schädigung seines Auges; Maler, welche bei Sonnenlicht weiße Fassaden anstreichen müssen, werden gar nicht selten von einer Ueberblendung heimgesucht.

Ebenso wie die Sonne, kann aber auch der Blitz, besonders, wenn er bei Nacht beobachtet wird, Störungen im Auge veranlassen; es sind mehrere Fälle bekannt geworden, wo es durch eine derartige plötzliche Blendung zur Starbildung kam.

Ja sogar das milde Licht des Mondes ist im stande, auf das Auge schädlich zu wirken und Nachtblindheit, das heißt jenen Zustand hervorzurufen, bei welchem die Leute, sobald die Dämmerung hereinbricht, bedeutend schlechter sehen. Man beobachtet diese Erscheinung zum Beispiel bei Matrosen, welche bei Mondschein die ganze Nacht auf Deck schlafen.

Das elektrische Licht kann allerdings nur, wenn es ohne jede Schutzvorrichtung bei großer Intensität und aus großer Nähe beobachtet wird, zu entzündlichen Erscheinungen Veranlassung geben.

Abgesehen von der Lichtintensität kommt aber bei jeder Beleuchtungsquelle auch die ausstrahlende Wärme in Betracht.

Bekanntlich finden sich jenseits der leuchtenden Strahlen des Spektrums die ultraroten oder Wärmestrahlen, die man ja mit einem beruhten Thermometer messen kann. Die Menge der von einer Lichtquelle ausgehenden Wärmestrahlen ist je nach der Beschaffenheit derselben ganz verschieden. Cohn, der teils mit Thermometern, teils mit den noch empfindlicheren Thermosäulen mehrfache Versuche angestellt hat, fand zum Beispiel, daß, wenn man eine elektrische Glühlampe von zwanzig Lichtstärken und eine gewöhnliche Gaslampe von gleicher Helligkeit miteinander vergleicht, die Wärmeausstrahlung in zehn bis zwanzig Centimeter Entfernung bei der Gaslampe ungefähr doppelt so stark ist. Noch mehr zu Ungunsten der Gaslampe würden natürlich die Messungen bei etwas größeren Entfernungen ausfallen, da man dann natürlich beim elektrischen Glühlicht keine Wärme mehr, beim Gaslicht dagegen noch eine beträchtliche Erwärmung verspürt.

Die von einer Lampe ausstrahlende Hitze bedingt außer einer Erwärmung des Kopfes, auch eine solche des Auges. Es kann Kopfschmerz auftreten und sich im Auge infolge der raschen Verdunstung der von der Bindehaut fortwährend gelieferten Feuchtigkeit ein sehr lästiges Trockenheitsgefühl einstellen, welches alsbald zu einem Aufhören der Arbeit zwingt. Dagegen ließe sich nun der Einwand machen, man solle die Lichtquelle nur höher anbringen, dann wird ja die lästige Wärmeausstrahlung vermindert. Aber mit der Entfernung der Lichtquelle nimmt auch die Helligkeit ab und zwar nicht proportional der Entfernung, sondern im Quadrat derselben; um also bei Vermeidung der Hitze die gleiche Helligkeit zu erhalten, müßte man demzufolge die Lichtquelle ganz beträchtlich verstärken.

Ehe ich auf die spezielle Schilderung gewisser Beleuchtungsarten eingehe, möchte ich noch eines sehr wichtigen Momentes gedenken, welches, gleichviel welche Beleuchtung zur Verwendung kommt, stets berücksichtigt werden sollte, das ist ein genügender zweckentsprechender Schutz für das Auge, wodurch dasselbe vor dem Einfallen direkter Lichtstrahlen bewahrt wird. Ein solches Schutzmittel zur Abhaltung blendenden Lichtes besitzen wir in den verschiedenen Lampenglocken.

Welche Erfordernisse soll nun eine zweckmäßige Lampenglocke erfüllen?

Erstens muß das Licht möglichst reichlich nach der Arbeitsfläche hin reflektiert werden, ohne daß jedoch das Auge von den Lichtstrahlen direkt betroffen wird. Die Helligkeit wird ja durch die Anbringung einer Lampenglocke eine gewisse Einbuße erleiden, aber jedenfalls darf der Lichtabschluß nach oben keineswegs so sein, daß dadurch der übrige Raum verdunkelt würde. Dies ist absolut unzulässig und für das Auge aus folgenden Gründen direkt schädlich. Wenn man von der hellen Schreibfläche ansieht, dann erweitert sich die Pupille, verengt sich aber dann wieder, wenn man die Arbeit wieder fortsetzt; aber es kam schon vor ihrer vollständigen Verengung ein Uebermaß von Licht in das Auge ge-



langen und die Netzhaut reizen. Wiederholt sich nun dieser Vorgang öfter, wie das ja bei längerem Arbeiten unvermeidlich ist, so tritt allmählich eine Ermüdung des Auges ein. Es muß also unbedingt auch der übrige Raum wenigstens mäßig erhellt sein, damit diese schädliche Kontrastwirkung nicht zur Geltung kommen kann.

Wir wissen ja aus einem sehr einfachen Beispiel, wie unangenehm uns ein rascher Wechsel von Hell und Dunkel ist, wenn wir nämlich einige Zeit an einem von der Sonne von rückwärts beschienenen Holzgitter vorübergehen. Diese außerordentlich rasch aufeinanderfolgenden Kontraste von Hell und Dunkel bedingen einen fortwährenden Wechsel der Pupillenweite; es ermüden dabei nicht bloß die das Pupillenspiel unterstützenden Muskeln, sondern auch die Netzhaut, die von dem intermittierenden Lichtreiz betroffen wird.

Von allen Lampenglocken erfüllen nun die erwähnten Bedingungen am besten die sogenannten Trichterglocken. Sie reflektieren das Licht nach abwärts und gestatten gleichzeitig eine genügende allgemeine Erhellung des Raumes; sie sind auch für Petroleum, Gas und elektrisches Glühlicht in gleicher Weise geeignet. Am schlechtesten sind die bei Gasflammen so oft verwendeten, nach oben offenen Milchglasfialen, die man leider in öffentlichen Lokalen noch häufig vorfindet. Ist schon der Lichtverlust ein ganz enormer (er beträgt nach Cohn vierzig bis sechzig Prozent), so kommt noch weiterhin der Nebelstand hinzu, daß meist offene Gasflammen dabei in Verwendung kommen, die fortwährend flackern und so ein Lesen oder Arbeiten nahezu unmöglich machen. Der Gebrauch von kugelförmigen oder tulpenartigen Glocken, die ja aus dekorativen Rücksichten sehr gerne verwendet werden, ist für Arbeitsräume wegen des großen Lichtverlustes ebenfalls zu verwerfen. Ganz zweckmäßig sind dagegen sowohl für Gas, wie auch für Petroleum die sogenannten Augenschützer, bestehend aus kleinen Trichtern aus mattem Glas, die mit der Öffnung nach oben angebracht werden und das Auge, auch wenn sich die Lichtquelle etwas weiter oben befindet, vor den direkten Lichtstrahlen schützen. Cohn fand die sogenannten überfangenen Glastrichter, das heißt diejenigen, welche nur auf der Innenseite eine dünne Schicht Milchglas besitzen, für diesen Zweck am empfehlenswertesten, da der Lichtverlust im Verhältnis zu den im ganzen aus Milchglas gefertigten ungleich geringer ist.

Auf die Schädlichkeit der für Wohnräume so beliebten grünen gläsernen Lampenkugeln wurde erst in neuerer Zeit von Bonue hingewiesen. Auch bei ihnen kommt in erster Linie die unangenehme Verdunkelung des Raumes in Betracht; nur die in nächster Nähe befindliche Schreibfläche ist erhellt. Außerdem ist aber auch das grellgrüne Licht an sich für das Auge höchst schädlich, und Bonue fand ferner, daß bei längerer Betrachtung der grünen Kugel eine Reihe mehr oder minder quälender Nachbilder auftreten. Die in raschem Tempo aufeinanderfolgenden positiven und negativen Nachbilder bedingen sogar bisweilen ein schmerzhaftes Gefühl im Auge. Bei Benutzung einer solchen Lampe als Studierlampe stellen sich nach längerem Arbeiten oft noch am andern Tage heftige Augenschmerzen ein.

Wo man hingegen eine gleichmäßige Verdunkelung eines Raumes anstrebt, zum Beispiel in Schlaf- oder Krankenzimmern, ist eine derartige grüne Lampentüppel, wenn ihre Farbe nicht zu grell ist, schon zu verwenden.

Um größere Räume, zum Beispiel Schulzimmer, genügend zu erleuchten, werden die betreffenden Lichtquellen statt mit Lampenglocken sehr häufig mit Blechschirmen versehen; welche an der Innenfläche entweder lackiert oder poliert werden, um das Licht besser zu reflektieren. Cohn hat hierüber vergleichende Untersuchungen angestellt; er nahm zwei gleich gearbeitete Blechschirme von bestimmtem Durchmesser und bestimmter Höhe, der eine war innen lackiert, der andre poliert, und setzte sie über je einen Gasbrenner, der an sich fünfzehn Normalkerzen hatte. Wenn die Flamme einen Meter über dem Tisch brannte, so war die Lichtstärke in ein halb Meter seitlicher Entfernung bei dem polierten Schirm um zwei Drittel größer als bei dem lackierten, aber bei einem Meter Entfernung war die Helligkeit bereits gleich.

Es dürfte vielleicht hier am Platze sein, auf eine andre Art von Augenschutz hinzuweisen, dessen wir uns einerseits gegen allzu grelles Sonnenlicht zum Beispiel bei Schneewanderungen, andererseits aber auch gegen allzu intensive künstliche Lichtquellen bedienen, das sind die sogenannten Schutzbrillen.

Die Form einer solchen Schutzbrille muß vor allem so gestaltet sein, daß das Licht nicht wie bei einer gewöhnlichen Brille von der Seite hereinfallen kann, sie muß eine Muschelform besitzen, die das Auge gegen seitliche Strahlen genügend schützt. Die Bewohner des hohen Nordens tragen zentral durchbohrte Holz- oder Korkplatten vor den Augen, um sich auf diese Weise vor der Schneeblindheit zu bewahren. Bezüglich des Materials einer Schutzbrille ist Glas weitaus am geeignetsten. Denn das Glas hat nämlich an und für sich schon die Eigenschaft, die dem Auge so schädlichen ultravioletten Strahlen zu absorbieren, weshalb wir auch das elektrische Bogenlicht zum Beispiel mit einer gewöhnlichen Brille weit besser betrachten können als mit freiem Auge. Um aber diese Abschwächung der Blendung noch zu verstärken, stellt man die Schutzbrillen aus verschiedenfarbigem Glase her. Früher bestand beim Publikum eine ganz besondere Vorliebe für blaue Gläser. Die blauen Gläser aben lassen neben roten Strahlen auch blaue und insbesondere violette durch. Solange diese kurzwelligen, das heißt violetten und ultravioletten Strahlen noch keine sehr starke Intensität aufweisen, ist unser Auge durch physiologische Schutzapparate genügend vor Blendung bewahrt, und es ruft alsdann auch dieses Licht kein Blendungsgefühl in uns hervor. Sobald aber diese Strahlen eine gewisse Grenze der Intensität überschritten haben, versagt dieser Schutzapparat des Auges, und es treten die heftigsten Blendungserscheinungen auf, die dann eine Reihe unangenehmer Folgezustände nach sich ziehen können. Aus diesem Grunde bieten also die blauen Gläser nicht den geringsten Schutz gegen grelle Beleuchtung. Daher kommt es auch, daß Staroperierte, welche blaue Gläser tragen, oft über die unangenehmsten Blendungserscheinungen klagen. Für sie sind die blauen Gläser eben doppelt unangenehm, denn es fehlt ihnen ja die Linse, welche im gesunden Auge auch

in gewissem Sinne einen Schutzapparat darstellt, da sie die kurzwelligen, ultraviolett Strahlen in langwellige umsetzt. Am geeignetsten wären also aus theoretischen Erwägungen solche Gläser, welche für die kurzwelligen Strahlen nicht durchlässig sind, also rote oder gelbe. Krienes führt als interessantes Kuriosum an, daß die Schützen bei ihren Schützenfesten zuweilen gelbe Gläser aufzusetzen pflegen, weil angeblich ihre Sehschärfe dadurch zunehme; thatsächlich steigert sich aber die Sehschärfe nicht, sondern nimmt nur nicht ab, was sonst beim Schießen im Freien infolge der zunehmenden Blendung der Fall wäre.

Rote und gelbe Gläser werden aber praktisch fast nie verwendet, viel gebräuchlicher und zweckmäßiger sind die aus England stammenden rauchgrauen oder die von Ficuzal in Paris angegebenen gelbgrauen Gläser. Wegen der grauen Farbe werden auch die übrigen Lichtstrahlen abgeschwächt. Nur durch solche Gläser kann dem Auge ein genügender Schutz geboten werden.

Wenn wir nun zu den einzelnen Beleuchtungsarten im speziellen und ihren Beziehungen zu unserm Auge übergehen, so kommt natürlich bei der Auswahl einer Beleuchtung ungemein viel darauf an, welchem Zweck dieselbe zu dienen hat, ob es sich lediglich um die Erhellung eines Schreibtisches oder um die pompöse Illumination eines Festsaales, um die einfache Beleuchtung einer kleinen Werkstätte oder um die ausgiebige Erleuchtung ausgedehnter Fabrikräume handelt. Je nachdem wird man sich anders einzurichten haben.

Wenn wir auch heutzutage gewissermaßen im Zeichen der Electricität stehen und sich das elektrische Licht schon sozusagen die Welt erobert hat, so wird trotzdem das Petroleum, namentlich aus dem Hausgebrauch noch nicht so schnell ganz und gar verdrängt werden, um so mehr, als es infolge zahlloser Neuerungen und Verbesserungen bezüglich der Bauart der Lampen den Wettkampf mit den modernen Beleuchtungssystemen wieder ziemlich erfolgreich aufgenommen hat. Anfangs wurde ja dem Petroleum wegen seiner Feuer- und Explosionsgefahr nur das größte Mißtrauen entgegengebracht, und heute bildet die Petroleumlampe ein bei hoch und nieder eingeführtes, sehr wichtiges Hausgeräthe. Insbesondere, wenn es sich darum handelt, verhältnismäßig kleine Flächen, zum Beispiel einen Arbeitstisch zu erhellen, wird wohl die Petroleumlampe sich noch ziemlich lange ihren Platz behaupten. Ist sie mit einer entsprechenden Trichter- oder Glocke versehen, so daß einerseits das Auge vor direkten Lichtstrahlen geschützt, andererseits aber der übrige Raum nicht verdunkelt wird, beleuchtet sie ferner den Tisch so, daß auch mehr seitlich gelegene Gegenstände, Bücher u. noch genügend erhellt sind, dann erfüllt sie alle Erfordernisse einer guten Studierlampe und bildet außerdem eine der billigsten Beleuchtungsquellen. Auch wird, wenn die Lampe stets gut gereinigt und möglichst gutes Petroleum dazu verwendet wird, die Luft nicht merklich verunreinigt. Nebenbei sei hier gleich bemerkt, daß es keineswegs gleichgültig ist, ob die Flamme hoch oder niedrig brennt, denn bei niederer Flamme kommt es infolge der unvollständigen Verbrennung leicht zur Entwicklung von übelriechenden Gasen, außerdem sinkt die Lichtintensität und überdies wird nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, an Petroleum wesent-

lich gepart. Im Gegenteil haben die Untersuchungen von Oberdieck, dem wir überhaupt auf diesem Gebiete eine große Anzahl sehr interessanter Beobachtungen verdanken, ergeben, daß eine Petroleumlampe nur bei höchster Leuchtkraft den relativ geringsten Petroleumverbrauch aufweist. Von Bedeutung ist ferner bei der Auswahl einer Studierlampe, daß die entsprechende gleichmäßige Helligkeit für die ganze Schreibfläche auch noch bei genügend großem seitlichen Abstand der Lampe vom Auge zu erreichen ist, damit die strahlende Wärme nicht zu unangenehm fühlbar wird, weshalb auch andererseits Petroleumlampen mit größerer Lichtstärke, welche eine wesentlich größere Fläche erhellen können, also mehr als Hängelampen zur Erleuchtung von Wohnräumen dienen, als Studierlampe wegen der viel zu großen Wärmeausstrahlung nicht zu verwerten sind.

Zur Beleuchtung größerer Arbeits- oder Versammlungsräume ist das Petroleum weniger geeignet. Da das Licht wesentlich höher angebracht werden muß, ist eine bedeutende Einbuße an Helligkeit unvermeidlich, auch wird die Luft durch eine größere Anzahl von Petroleumlampen natürlich auch mehr verunreinigt.

Der Fortschritt in der Herstellung feinsten Petroleumä in Verbindung mit der rasstlos weitererschreitenden Technik in der Lampenindustrie werden uns auch für Petroleum eine immer idealere Lampe für den Arbeitstisch liefern, welche bei möglicher Lichtstärke und möglicher geringer strahlender Wärme den hygienischen Anforderungen noch näher kommt, als das bisher schon gelungen ist.

Bezüglich der Anwendung des Leuchtgases wurde bereits oben erwähnt, daß offene Flammen, sei es nun mit oder ohne Schirm, schon in Räumen, in denen nicht gearbeitet wird, dem Auge höchst lästig werden. Für Arbeitsräume aber, wie Schulen, Bureaus etc., sind sie direkt unzulässig. Das fortwährende Flackern des Lichtes, der ununterbrochene Wechsel der Helligkeit sind ja unserm Auge im höchsten Grade schädlich, auch wird die Luft durch offene Gasflammen außerordentlich verunreinigt.

Benigstens ein Fortschritt in dieser Richtung wurde bereits gemacht mit der Einführung des Argandbrenners (Rundbrenner mit Cylinder), der ja auch heute noch vielfach zu Beleuchtungszwecken Verwendung findet. Er hat ja den Vorteil des ruhigen Brennens gegenüber der offenen Flamme, aber die Wärmeausstrahlung sowie Wasserdampfbildung ist gleichfalls eine hohe.

Ein gewaltiger Umschwung in der Gasbeleuchtung trat erst durch die Auerische Erfindung des Gasglühlichtes ein, konnte doch die Lichtintensität des Leuchtgases in bisher nie gekannter Weise gesteigert werden. Trotz dieser enormen Leuchtkraft ist aber der Gasverbrauch bedeutend geringer als beim Argandbrenner und die Wärmeausstrahlung nur eine minimale. Rubner fand die Strahlung beim Auerlicht sogar geringer als beim elektrischen Glühlicht, nur wird natürlich durch letzteres der Raum weniger erwärmt; aber immerhin beträgt die Wärmewirkung der Verbrennungsgase bei Auer weniger als ein Sechstel von der des Argandbrenners.

Das Auerlicht eignet sich somit ebenso zu größeren Beleuchtungsanlagen

wie in ganz vorzüglicher Weise zur Erleuchtung unserer Wohnräume und nicht minder als Studierlampe. Es liefert, mit einem geeigneten Schuß für unser Auge versehen, ein ganz herrliches Licht, kann deshalb genügend hoch über dem Auge angebracht werden, so daß die geringe strahlende Wärme gar nicht fühlbar wird, erhellt den Raum in genügender Weise, die wärmende Wirkung der Verbrennungsgase kommt kaum in Betracht und der Wasserdampf macht sich in keiner belästigenden Weise geltend.<sup>1)</sup>

Das Auerische Glühlicht nimmt also in hygienischer Beziehung unter allen Beleuchtungsmethoden einen hervorragenden Rang ein.

Für größere Räume, insbesondere auch größere Arbeitsäle, ist die in jeder Beziehung idealste Lichtquelle das elektrische Bogenlicht; trotz der ausgezeichneten Leuchtkraft ist von Wärmestrahlung und Luftverunreinigung so gut wie nichts zu bemerken. Selbstverständlich muß dieses an und für sich außerordentlich blendende Licht mit einer geeigneten Schutzvorrichtung, am besten mit einer Milchglaskugel umgeben sein, dann aber kann Stunden hindurch ohne jede Schädigung des Auges dabei gearbeitet werden. Nur Krienes berichtet über einen Fall, wo infolge von längerem Arbeiten in einem mit Bogenlicht beleuchteten Saal Nachtblindheit auftrat, die erst nach Aufgeben der Arbeit und Aufenthalt in einem schwach verdunkelten Raum wieder verschwand. Jedenfalls sind derartige Beobachtungen ungemein selten und stehen in gar keinem Verhältnis zu der weitverbreiteten Anwendung des Bogenlichtes. Im Anfang war das Bogenlicht nur insofern schädlich, als es sehr ungleichmäßig brannte und natürlich viel größere Lichtintensitätsunterschiede dabei aufwies, als wir sie zum Beispiel beim Flackern einer Gasflamme beobachten. Solche intensive Helligkeitsschwankungen sind aber dem Auge viel verderblicher, da die Netzhaut viel stärker gereizt wird. Dank der modernen Technik ist dieser Uebelstand heutzutage auf ein Minimum beschränkt.

Poncet de Cluny und Javal in Paris haben sich im Magasin du Louvre bei dem Personal einige Zeit nach Einführung des elektrischen Lichtes erkundigt und nicht die geringste Klage, sondern nur einstimmiges Lob vernommen. Cohn untersuchte die Arbeiter einer Zuckerfabrik, in der seit vier Jahren Bogenlicht in großer Intensität die ganze Nacht hindurch brannte; auch hier priesen die Leute die außerordentliche Helligkeit und die verschwindend geringe Erwärmung des Raumes.

Für die häusliche Beleuchtung dagegen, oder wo man überhaupt ein mehr milderes Licht vorzieht, kam schon von Anfang an nicht das Bogenlicht, sondern das elektrische Glühlicht in Anwendung.

<sup>1)</sup> Sehr empfehlenswert für Wohnräume ist bei Benutzung des Auerlichtes die aus England eingeführte Balancelampe. Die Vorrichtung besteht aus einem zweiarmligen Hebel, an dessen einem Arm die Lampe hängt, während der andre mit einem entsprechenden Gegengewicht belastet ist. Der Hebel selbst ist an einem vertikalen Stab so angebracht, daß die Lampe sowohl auf- und abwärts, als auch nach der Seite hin in einem ziemlichen Umkreis verschoben werden kann. Für das Auerlicht selbst sehr vorteilhaft ist dabei der Umstand, daß die einzelnen Bewegungen ohne jede Erschütterung auszuführen sind.

Seine so sehr bequeme Handhabung, die geringe Temperaturerhöhung und der gänzliche Mangel der Luftverunreinigung haben das Glühlicht alsbald zu einer außerordentlich beliebten Beleuchtungsquelle erhoben. Wenn es ruhig und gleichmäßig brennt, wie das ja heutzutage meist der Fall ist, kann es dem Auge auch durchaus keinen Schaden bringen. Um die gleiche Lichtintensität wie beim Auerbrenner zu erhalten, ist aber schon eine ziemlich große Edisonlampe nötig, infolgedessen stellen sich auch die Betriebskosten wesentlich höher als beim Auerlicht, ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hat, der Auer'schen Entdeckung trotz der vielfachen Vorteile des elektrischen Glühlichtes zu so enormer Verbreitung zu verhelfen. Dazu kommt noch, daß sehr viele das weiße Licht des Auerbrenners dem gelben elektrischen Glühlicht vorziehen.

In neuerer Zeit hat man auch Versuche mit Petroleumglühlicht gemacht, und die Ergebnisse waren sehr zufriedenstellend. Ja es würde nach Reichenbach das Petroleumglühlicht von allen bekannten Beleuchtungsmethoden eine der günstigsten darstellen, und es wäre vom hygienischen und wirtschaftlichen Standpunkt als eine der verdienstvollsten Errungenschaften der Beleuchtungstechnik anzusehen, wenn es gelänge, die der Lampe noch anhaftenden Mängel zu beseitigen, denn vorläufig werden sich unsre Hausfrauen und Diensthboten mit der sehr schwer zu behandelnden Lampe noch kaum befreunden können.

Zum Schluß möchte ich noch eine Beleuchtungsmethode nicht unerwähnt lassen, welche für Schulen, Werkstätten, Auditorien zc. vielleicht als die idealste gelten kann, das ist die indirekte Beleuchtung. Es wird dabei jeder Platz im Raume gleichmäßig erhellt, und Blendung sowie strahlende Wärme sind vollständig ausgeschlossen.

Den ersten derartigen Versuch machte Jaisper im Jahre 1881 in Paris. Er brachte unter einer elektrischen Vogenlampe konische, unten geschlossene, innen weiß lackierte Reflektoren aus vernickeltem Eisenblech in der Weise an, daß alles Licht nach der weißen Decke geworfen und von dort nach allen Richtungen verteilt wird. Bei größeren Räumen sind natürlich mehrere solcher Lampen notwendig.

Das so erzeugte Licht ist ein äußerst mildes und gleichmäßiges und wirkt sehr wohlthuend, da das Auge von der Lichtquelle selbst überhaupt nichts sieht.

Kent ist es nun weiterhin gelungen, auch mit Auerlicht eine teilweise indirekte, teils direkte Beleuchtung herzustellen. Die einzelnen Auerlampen wurden mit nach oben offenen Milchglasstrichtern versehen, wodurch einerseits das Licht nach der Decke reflektiert werden, andererseits aber auch nach unten durchtreten kann.

Braunig und Kermauner haben weitere Untersuchungen hierüber angestellt, und es gelang ihnen, den interessanten Nachweis zu erbringen, daß die Lichtmenge an den einzelnen Plätzen, nicht wie man beim Betreten eines solchen Saales annehmen könnte, kleiner, sondern sogar größer ist als bei rein direkter Beleuchtung. Nur für sehr feine Arbeiten eignet sich direkte Beleuchtung besser.

Im übrigen aber wäre es nur mit Freude zu begrüßen, wenn die indirekte

Beleuchtung wegen ihres wohlthuerenden Einflusses auf unser Auge immer weitere Verbreitung fände.

Hat also auch die moderne Beleuchtungstechnik in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts uns gewissermaßen aus der Nacht zum Licht emporgeführt, ist auch das Bedürfnis nach einer möglichst guten Beleuchtung schon in etwas breitere Schichten der Bevölkerung gedrungen, so erscheint es doch im höchsten Maße wünschens- und erstrebenswert, daß mit der stets wachsenden Erkenntnis von der Notwendigkeit einer ergiebigen Lichtquelle auch die Leistungen und Fortschritte der Technik gleichen Schritt halten mögen, um immer höheren Anforderungen nach dieser Richtung hin zu genügen und für unser Sehorgan immer idealere Verhältnisse zu schaffen. In dem Streben nach Erhaltung unserer Sehkraft dürfen wir die Beleuchtung als eines der wichtigsten Erfordernisse nicht außer acht lassen, als Devise gelte uns das Wort des großen Dichters: „Mehr Licht!“



## Originalität.

Eine Betrachtung

von

Dr. Wilhelm Kienzl.

Über kein Gebiet wird heutzutage mehr Oberflächliches geschrieben, als über das des Originellen oder Unoriginellen in der Kunst, besonders in der Musik. Zugegeben, daß wir heute ärmer als je an wahrhaftig eigenartigen Künstlererscheinungen sind, so ist es ganz verfehlt, den einzelnen Künstler, der ja doch nur das Resultat, oder besser das Bedürfnis seiner Zeit darstellt, dafür allein verantwortlich zu machen. Ist etwas wirklich Großes und Neues in der Kunst gesagt worden, so muß dieses erst Gemeingut der Schaffenden und Genießenden sein, es muß — banal ausgedrückt — von der Welt verbaut worden sein, bevor das naturgemäße Bedürfnis zu Neuem erwacht und dieses sich durch die dazu berufenste künstlerische Persönlichkeit verkündet, kurz gesagt: eine Zeit muß sich ganz ausgesprochen haben, ehe sie Neues zur Erscheinung bringt.

Es genügt also vollauf, wenn ein Künstler, der mit andern zusammen die Brücke zu einer erhofften neuen Kunst bildet, auf der Höhe der künstlerischen Errungenschaften seiner Zeit steht und sich in einem an und für sich unanfechtbaren Werke äußert. Eine gewisse — wenn auch nicht immer blendende — Eigenart besitzt jeder schaffende Künstler, der überhaupt schöpferische Berechtigung hat, gleicht doch bekanntlich in der Natur nicht einmal eines der Milliarden von Blättern völlig dem andern; diese größere oder kleinere Eigenart muß nur mit

Liebe gesucht werden, wenn sie schon nicht die Macht haben sollte, sich selbst dem Widerstrebenden aufzudrängen. Kommt man dem aus Liebe spendenden Künstler nicht mit Liebe entgegen, so ist es nicht möglich, einen vollen Eindruck vom gebotenen Kunstwerke zu empfangen, wird ja sogar die Macht der Hypnose durch den kräftigen Widerstand eines starken Willens gebrochen. Und der Eindruck ist alles in der Kunst, der Eindruck auf das von Vorurteilen jeder Art freie Gemüt.

Der durch eine ihren eigentlichen Zweck, Vermittlerin zwischen Kunstwerk und Aufnehmenden zu sein, verfehlende Kritik verdorbene und angekränkelte Teil des Publikums, der leicht beeinflussbar ist, nimmt aber ein Kunstwerk — ebenso wie diese Kritik selbst — mit so viel Steppis und übelwollender Negerlei entgegen, daß vor seinem Richterstuhle nicht der kleinste Teil des Wertes sich behaupten kann. Diese ungejunde kritische Gesellschaft, die kaum mehr im Stande ist, ein Kunstwerk mit dem Herzen zu genießen und vielfach mit Sophismen und Austerlogik einen Teil des naiven Publikums in ihre Neze lockt, indem sie ihre Hauptaufgabe darin erblickt, durch die ägende Art ihres Urteils das Kunstwerk gleichsam in seine Grundstoffe aufzulösen, fragt immer zuerst: Woran erinnert das Wert oder dieser und jener Teil desselben?, jedoch selten: Was ist das Neu- oder Eigenartige an ihm oder seinem Schöpfer? Es ist ja wohl auch viel leichter, erstere Frage zu beantworten als letztere. Das, was in einem Kunstwerke an bereits bekannte Werke anderer Meister erinnert, drängt sich — besonders bei einer musikalischen Schöpfung — geradezu dem Hörer auf. Gibt es für einen Kritikus ein größeres Vergnügen, als wenn er entdeckt, daß diese oder jene Melodie einer neuen Oper lebhaft an eine Melodie aus irgend einer allbekannten Oper erinnert? Solch eine Entdeckung gilt ihm als hochwichtig, und es schmeichelt ihm deren Festlegung durch die Druckerschwarze, weil er dadurch in den Augen vieler als ein über jeden Zweifel erhabener Sachverständiger erscheint. Hingegen gehört zum Herausfühlen des ganz nur dem neuen Tonsetzer Angehörigen ein weit feineres und gelibteres Ohr und Auffassungsvermögen sowie die möglichst gründliche Kenntnis von dessen Gesamtschaffen; denn nur aus diesem und aus längerer Beschäftigung mit ihm kann die mehr oder minder markante Physiognomie des Lieddichters zu vollem Bewußtsein des Aufnehmenden gelangen, so daß sie ihm aus jedem seiner Werke entgegenkaut. Es handelt sich hierbei um nichts Geringeres, als um die Persönlichkeit, die Individualität des Künstlers, die ein Recht auf Beachtung hat, weil sie eben das Um und Auf seiner nur ihm eignen Kunst darstellt. Es ist ja wohl möglich, daß ein Mensch diesen oder jenen Zug in seinem Gesichte, den Gang, den Stimmklang oder gewisse Bewegungen mit einem andern gemein hat — alles aber, die Gesamtheit seines Wesens, kann er unmöglich diesem andern entlehnt haben; es ist sein ausschließliches Eigentum, und an dieser Summe wird er eben als er selbst erkannt, nicht von jedem allerdings, aber sicher von dem, der mit ihm längeren Umgang gepflogen hat. Was hier vom Menschen im allgemeinen gesagt wurde, gilt vom Künstler im besonderen.



Allerdings darf Individualität in der Kunst nicht mit Manier verwechselt werden. Giebt es auch kaum einen noch so großen Meister, der von letzterer ganz frei ist (gerade so wie jeder Mensch von Zufälligkeiten in seinem Aeußeren nicht frei ist oder gewisser Gewohnheiten, die mit seinem innersten Wesen nichts zu schaffen haben, nicht entraten kann), so darf sie doch nicht das Ausschlaggebende und Wesentliche an seiner Kunst sein. Je größer die künstlerische Persönlichkeit ist, desto mehr tritt die Manier gegen sie zurück. Es giebt daher nichts Erbärmlicheres, als die Manier eines Großen sich anzueignen oder mit photographischer Treue nachzuahmen und sich damit vor dem urteilslosen Haufen als Auch-Großer auszugeben. Dies ist gerade so, wie wenn einer das Gesicht Napoleons schneidet, dessen Dreispitz aufsetzt und sich dann einbildet oder andern weismachen will, er sei Napoleon.

Das wahrhaft Persönliche selbst läßt sich freilich nicht nachmachen, auch nicht vom Gechicktesten und Raffiniertesten, denn nur aus innerer Not entsteht Bedeutames, nie durch Berechnung. Es giebt also nur einen Weg, Wert- und Wirkungsvolles in der Kunst hervorzubringen: man schaffe nie ohne innere Nötigung und wolle nicht mehr sagen, als sagen zu können einem von der Natur gegeben ist; man blase seine Kunst nicht zu einem Scheinvolumen auf und begnüge sich lieber mit der bestmöglichen Darstellung der eignen — wenn auch kleineren — Natur.

Es wirrt nur das Wahrfastige in der Kunst; und alles nur Gemachte, Konstruierte ist unwahrhaftig, weil es eben keinem inneren Bedürfnisse seine Entstehung verdankt und zum wirklich Produktiven im gleichen Verhältnisse steht, wie etwa das Lippengebet zur Gottesanrufung eines Unglücklichen.

Durch das Nachahmen rein äußerlicher Dinge bedeutender Meister charakterisiert sich das Epigontum im schlimmen Sinne des Wortes, das lebiglich auf das Ausnützen bereits erprobter Wirkungen ausgeht.

Nicht jeder kann gänzlich Neues erfinden, ist solches ja selbst den Größten nicht immer gelungen. Das kann auch nimmer verlangt werden, sonst würde die Produktion versiegen. Wohl aber sollte es endlich jenen unglücklichen Opernkomponisten, die unmittelbar nach dem großen Erfolge irgend eines Opernwerkes — einzig auf äußeren Erfolg bedacht — dem Geheimnisse desselben auf die Spur zu kommen trachten, indem sie sich ein Rezept scheinbar genau nach jenem Werke anfertigen, um dieselbe unfehlbare Wirkung hervorzubringen, auffällig werden, daß diese fast immer ausbleibt, und daß es sich dabei also doch wohl um verborgener Dinge handeln muß, die dem beneideten Opernwerke jene allgemeine Trefflichkeit verliehen haben, um Dinge, welchen man vielleicht gar nicht von außen beikommen kann. Der Einaktigkeit allein zum Beispiel hat also offenbar die „Cavalleria“ doch nicht ihren Welterfolg zu verdanken, wie so viele glauben machen wollten. Das Geheimnis scheint mir dies: Bei jedem Kunstwerke, besonders beim dramatischen, ist eine Wirkung nur von innen nach außen möglich; starke seelische Empfindungen und Konflikte, die das Publikum in seiner Gesamtheit ohne Standes-, Alters- und Bildungsunterschied packen und ergreifen müssen,

sind besonders in der Oper erforderlich. Diese wiegen Hunderte von „bewährten Melodien“ — wie sich einmal ein witziger Freund zu mir ausdrückte — und raffinierte scenische und orchestrale Effekte auf.

Ist ein Künstler, der mit genügendem musikalisch-dramatischem Talente ausgestattet ist, so glücklich, einen seiner Individualität zusagenden musikalischen Stoff zu finden, das heißt einen Stoff, der nicht wegen seiner Eignung für Arien, Duette, Ensembles, sondern wegen der ihm innewohnenden Gemütskraft, welche die Wortsprache allein nicht ausdrücken kann, der musikalischen Mithilfe unbedingt bedarf, so daß die Musik nicht als ein schönes Kleid, sondern als integrierender Bestandteil des Ganzen erscheint, einen Stoff, der „aus dem Geiste der Musik geboren“ ist, so fragt er auch nicht danach, wie dieser oder jener erfolgreiche Meister die Oper komponiert hätte, sondern er arbeitet, wie von einer unsichtbaren Macht geleitet, er steht gleichsam unter dem Zwange seiner eignen Individualität: „und wie er muß, so konnt' er's“. Ist er mit dem Werke, das ihm aus der Feder fließt, fertig, so liegt seine ganze Persönlichkeit in diesem. Ihm unbewußt mögen ja manche Meister ihn bei seiner Arbeit hie und da gelenkt haben; weshalb auch nicht? steht doch kein Künstler ohne Zusammenhang mit den vor und neben ihm Schaffenden auf einem bisher unbeschrittenen Gilande; aber das Ganze, das Kunstwerk in seiner Totalität gehört nur ihm, nur ihm ganz allein an. Er hat es unmittelbar empfangen. Und darauf einzig kommt es an, wenn wir den Begriff der Originalität eines Kunstwerkes zu fassen bestrebt sein wollen. Ob nun die tausenderlei von Einwirkungen, welchen der künstlerisch Schaffende unterworfen ist, von der Natur, dem Zeitgeiste, dem umgebenden Leben oder von der Kunst anderer produzierender Geister herrühren, das ist in solchem Falle völlig gleichgültig, da ein dem Müßigen entsprungenes Kunstwerk naturgemäß nur organisch entstanden und gewachsen sein kann.

Gegenüber der unwürdigen Heße, welche die flachen „Reminiszenzenjäger“ gegen die einzelnen Ideen oder „Einfälle“ eines neuen Werkes veranstalten, indem sie bald diese oder jene unrechtmäßige Herkunft derselben wittern, möge einer der köstlichsten Aussprüche Richard Wagners beherzigt werden, der in einem seiner letzten Aufsätze<sup>1)</sup> enthalten ist: „... er hat einen ‚Einfall‘ gehabt, und dieser ist ein sogenanntes musikalisches ‚Motiv‘; Gott weiß, ob es andre auch schon einmal so oder ähnlich gehört haben? Gefällt es dem, oder mißfällt es jenem? Was kümmert ihn das! Es ist sein Motiv, völlig legal... in jenem wunderlichen Augenblicke der Entrücktheit ihm überliefert und zu eigen gegeben.“ — Auf die „Legalität“, auf die direkte Empfangnis kommt es also an, nicht darauf, ob Herr X bei einer melodischen Wendung an eine ihm bekannte Melodie des Meisters A oder Herr Y an eine solche des Meisters B erinnert wird. Oder wollen wir vielleicht ernstlich daran zweifeln, daß zum Beispiel Mendelssohn die Schlußmelodie im „Sommerstraum“ ebenso direkt von der Muse empfangen hat, wie Weber den fast gleichlautenden Gesang des

<sup>1)</sup> „Ueber das Operndichten und „Komponieren im besonderen.“

Weermädchens in „Oberon“, oder Schumann seinen „Soldatenmarsch“, wie Beethoven das Scherzo der Violinsonate Op. 24, oder Richard Wagner ein Motiv im zweiten Akt der „Walküre“, wie Liszt das Hauptthema des ersten Satzes seiner „Faust“-Symphonie?

Wir haben es oft erlebt: Wird ein Werk gleich verstanden (besser: empfunden), dann heißt es: „es ist nicht originell“; wenn aber nicht, dann ist es „gesucht“ oder „verfehlt“.

Ja, wer es allen recht machen könnte!

Jenen oberflächlichen Beurteilern gegenüber haben es die Ausländer noch einigermaßen leichter, weil sie unwillkürlich die einem deutschen Meister nachempfundenen Partien ihrer Werke mit dem Kolorit und den Melismen ihrer nationalen Ausdrucksweise überziehen, so daß sie in Deutschland noch immer originell genug erscheinen, wodurch unser ohnehin gewaltiger Respekt vor dem Ausländischen noch gesteigert wird.

Sehen wir noch näher zu, welcher äußerlicher Art die Eindrücke sind, auf Grund welcher manche Kritiker ihr verantwortungsvolles Amt ausüben, so werden wir bemerken, daß es meist gar nur das Auge ist, das dem reminiscenz-lüfternen Sinne seine Dienste leiht, um diesem voll Genüge zu thun. Oder hat es nicht jeder, der Theaterkritiken liest, wiederholt gefunden, daß einer Oper die Originalität abgesprochen wurde, weil gewisse im Leben häufig sich ereignende Momente in ihr enthalten sind, die bereits in irgend einem populär gewordenen Opernwerke enthalten sind? Sagen zwei Liebende auf einer Bank und gar noch im Mondenscheine, so erinnert dies allzusehr an den zweiten Akt von „Tristan und Isolde“, obwohl solches im Leben und daher auch auf der Bühne schon öfter vorgekommen sein soll; erscheinen Kinder auf der Scene, so kann dies nur aus „Hänsel und Gretel“ gestohlen sein; hält irgend ein Fürst eine Ansprache an die Versammelten vom hohen Throne aus, so hat dies der gute Landgraf aus dem „Tannhäuser“ oder König Heinrich aus dem „Lohengrin“ auf dem Gewissen; erscheint nun gar ein Schiff auf der Bühne, so kann es nur eins aus dem „Fliegenden Holländer“ sein; macht aber ein Komponist zwischen zwei Scenen Musik, um die Stimmung der einen Scene ausklingen zu lassen und die der folgenden vorzubereiten, so wird dies unbedenklich „Intermezzo“ getauft und als von der „Cavalleria“ angeregt bezeichnet, obwohl ähnliches in vielen Opern früheren Datums vorkommt; ich erinnere an die Mondaufgangsmusik mit unsichtbarem Chor in Nicolais „Luftigen Weibern“, an die Wolfsjchluchtmusik mit unsichtbarem Chor im „Freischütz“, an die Gewittermusik im zweiten Akt von Rossinis „Barbier“, an die Feuer- und Wassermusik in der „Zauberslöte“ (wobei die beiden singenden Wächter nicht als handelnde Personen aufgefaßt werden können), an die Musik nach Elisabeths Abgang im dritten Akt des „Tannhäuser“, an die Tagesanbruchmusik im „Lohengrin“ (zweiter Akt, dritte Scene) und im ersten Akte der „Götterdämmerung“. Wenn wir wollen, sind das auch „Intermezzi“ — allerdings nicht von Mascagni. Wozu also die „Originalität“ moderner Komponisten mit so zweifelhaften Mitteln bekämpfen!

Jede Situation, jede Musik, die durch die Entwicklung des dramatischen Fortganges begründet ist, hat ihre selbständige Berechtigung, wenn sie auch an schon einmal Dagewesenes erinnern sollte. Dadurch, daß sie an dieser oder jener Stelle so kommen mußte, hat sie ihren organischen Zusammenhang mit dem Ganzen und damit auch die Unbestreitbarkeit ihrer wirklichen Originalität bewiesen. „Si duo faciunt idem, non est idem.“ — Diese Betrachtung gilt für jede Kunst. Oder wollen wir an der Originalität einer Madonna Murillos zweifeln, weil Raffael auch Madonnen gemalt hat? Halten wir einen Maler für unoriginell, weil er dieselbe Landschaft gemalt hat, wie einer oder mehrere vor ihm? Hat er sie dem Vorgänger etwa gestohlen? Wir gehen aus der Absurdität, welche die Beantwortung dieser Fragen mit „ja“ ergeben würde, daß es sich bei einem schaffenden Künstler nicht oder nur in geringem Maße um das handeln kann, was er macht, sondern wie er es macht. Dieselbe Landschaft können und werden dreißig originelle Maler grundverschieden malen. Der Beishauer wird wohl die von der Natur gegebene Vorlage erkennen, er wird aber auch, wenn er fein organisiert ist, herausfühlen, daß sich in jeder Behandlung derselben eine andre künstlerische Persönlichkeit offenbart. Und einzig darauf muß es uns bei der Beurteilung der Originalität eines Künstlers ankommen.

In der Musik ist es nicht viel anders. Das kurze (viertönige) Hauptmotiv des ersten Satzes von Beethovens C-moll-Symphonie hätte — so charakteristisch es auch ist — wohl vielleicht auch von einem andern Komponisten erfunden werden können. Was es uns jedoch so bedeutend und als der zweifellose Ausdruck der Beethovenschen Persönlichkeit erscheinen läßt, ist, daß sein Schöpfer in diesem Keime mit seinem Seherauge schon den ganzen mächtigen Baum sah, den er daraus für die Mit- und Nachwelt durch seine unvergleichlich erhabene Kunst erst wahrnehmbar machte.

In diesem unscheinbaren Keime lag also bereits die ganze Persönlichkeit Beethovens, die wir Nachgeborenen erst retrospektiv darin erkennen können.

Zu verurteilen ist unter allen Umständen das absichtliche Imitieren des Persönlichen in der Kunst. Solches wirkt so starr, wie etwa eine Wachsfigur gegenüber dem lebendigen Original, weil in dieser nur die slavische Nachahmung des Wirklichen und Außerlichen im Gegensatz zur lebensvollen Darstellung des vom Künstler Geachteten, Inuerlichen zu Tage tritt (wie im Wilde oder in der plattischen Kunst). Ein Nachahmen des Persönlichen, das sich immer nur auf die Außenseite, nicht aufs Wesen erstrecken kann, ist also verwerflich, eines echten Künstlers unwürdig und meist der Beweis für künstlerische Impotenz. Versuchen wir es nicht, über solche Imitation den Mantel christlicher Nächstenliebe zu decken, indem wir sie mit dem Schlagworte „Schule eines Meisters“ entschuldigen! Wahrhaft große Künstler haben nie in solchem Sinne Schule gemacht. Ich selbst war Zeuge einer Aeußerung aus dem Munde eines Großen über diesen Begriff.

Es war Richard Wagner, der sich gelegentlich (1879) im Fremdstreife dahin aussprach, es sei ihm völlig unbewußt, daß durch ihn eine „Wagner-Schule“ ins Leben gerufen worden sei. Eine solche gebe es wohl auch in der

That nicht. Seine Kunst sei — im Gegenteile — noch kaum verstanden worden. Ein andres Mal sagte er — wie Langhans erzählt —: „Ihr jüngeren Komponisten wollt alle ins hohe Pathos; diese Richtung aber wird man in den nächsten Jahrzehnten nicht verfolgen können, ohne in meinen Ton zu geraten.“

Wie klar hat der Meister gesehen! Ist es etwa nicht so gekommen? Ist es nicht geradezu der Fluch aller jener bewunderungswürdig todesmutigen Nachtreter Richard Wagners geworden, daß bisher auch nicht eine einzige ihrer musikalisch-dramatischen Schöpfungen sich behaupten konnte? Platens Ausspruch: „Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge“ paßt auf den Bayreuther Meister in weit erhöhtem Maße. Denn seine „Sprache“ war eine so gewaltige und bezaubernde, daß sie alle, auch die Widerstrebenden, in ihren Bann schlug. Sich von ihr ganz frei zu machen, mag ja wohl für den modernen musikalischen Dramatiker kaum möglich sein. Doch sollte wenigstens das Bestreben vorhanden sein, sie nicht auf Stoffe und Situationen anzuwenden, mit welchen vermählt sie geradezu in parodistischem Lichte erscheint. Muß es denn sein, daß ein Satz wie „Guten Morgen, Herr Müller!“ auf das Motiv des „Nachwahnnes“ (wie es v. Wolzogen nennt) aus der „Götterdämmerung“ komponiert wird?

Die großen Meister bahnten mit ihren Werken, die der Ursprung neuer, allgemein gültiger Gesetze geworden sind, die von keinem Künstler mehr ignoriert werden dürfen, wenn er nicht die Rolle eines unfruchtbaren Reaktionärs spielen will, Heerstraßen, auf welchen Raum genug für viele ist, um darauf Schulter an Schulter zu wandeln. Ihre Privatwege jedoch (den Wagners zum Beispiel möchte ich am liebsten „Weg nach Wahnfried“ nennen) müssen von ihren Nachfolgern gemieden werden, wollen diese nicht auf fremdem Grunde erbärmlich umkommen. Im besten Falle führen jene Wege zum Kleinsten der Großen, zu deren Manier, die meist eine Begleiterscheinung der Eigenart auch der Größten bildet, und mit ihr zur Unwahrheit. Wahrhaftigkeit aber ist das Höchste, was wir in der Kunst anzustreben haben.

Jeder sollte doch nur das auszusprechen trachten, was ihn bedrängt. Nun giebt es aber Unglückselige, welche meinen, sie müßten dort beginnen, wo die Großen aufgehört, wobei sie aber vergessen, daß Werke wie zum Beispiel Beethovens neunte Symphonie oder Wagners „Parsifal“ den höchsten und letzten Ausdruck eines besonderen Künstlerdaseins, die Summe oder das Ergebnis des Ringens, Kämpfens und Leidens eines ganzen Lebens darstellen, die sich nicht einfach auf einen andern übertragen läßt, und daß dieser — mag er auch noch so begabt sein — diese außerordentlichen unter ganz ungewöhnlichen Umständen entstandenen Schöpfungen nicht kurzweg als Grundlage seines Schaffens betrachten darf. Eine „neunte Symphonie“ kann nur einmal geschaffen werden; sie kann nie zum Gattungsbegriffe werden. Jeder muß sein Leben selbst leben und demnach auch seinen künstlerischen Weg sich selbst bahnen und ihn von Anfang an beschreiten. Nur dann kann auch er vielleicht einmal Großes leisten, sei es auch nur Großes im Kleinen.



## Die Humanität in den Hospitälern.

Von

Sir Dyce Duckworth, M. D. L. L. D.

Arzt und medizinischer Leiter am St. Bartholomew-Hospital in London und Ehrenleibarzt  
Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Wales.

Der Gegenstand des vorliegenden Artikels ist mir von dem Herausgeber dieser Revue an die Hand gegeben worden. Ich weiß nicht, weshalb er ihn mir zugewiesen hat, aber zufällig habe ich über diese Sache ganz bestimmte Ansichten, und es freut mich, ihnen auf den nachfolgenden Seiten Ausdruck zu geben. Meine Bemerkungen werden nicht zahlreich sein. Sie werden nicht jedem gefallen, aber sie werden genau das enthalten, was ich denke, und das Ergebnis von Beobachtungen umschließen, die in Hospitälern in allen Weltgegenden gemacht worden sind.

An erster Stelle möchte ich erklären, daß man im großen und ganzen sagen kann, daß man erfahrungsmäßig die Hospitalpraxis als auf das Prinzip der Humanität begründet findet. Die Bedürftigen und Leidenden, die darum ansuchen, finden ihren Weg in das Hospital und erhalten dort meist auch das, was sie wünschen, Wartung und liebevolle Behandlung ihrer Leiden. Ich will nicht von den Mißständen des Hospitalwesens reden, einem Gegenstande, dem man jetzt in England keine Aufmerksamkeit zuwendet, und von dem man glaubt, daß er in weiterem Umfange vorhanden sei, als es wirklich der Fall ist. Doch will ich auf eine andre Ansicht etwas näher eingehen, die gleichfalls bei uns viel verbreitet ist, auf die, daß man die Hospitäler als klinische Laboratorien zum Experimentieren an den Leidenden benutze. Diese abjurde und hinfällige Vorstellung ist die Folge des in England herrschenden fanatischen Vorurteils gegen die Ausübung der Vivisektion in den physiologischen Laboratorien. Weichmüthige und in falschen religiösen Ansichten besangene Leute beiderlei Geschlechts, zu denen auch einige gebildete Männer der Kirche zählen, haben sich selbst eingeredet, daß die medizinischen Leiter der Hospitäler, sowie der denselben angegeschlossenen Lehranstalten thatsächlich die Vivisektion ausüben und mit ihren Patienten experimentieren.

Als auf einem höheren Standpunkte stehend, können wir derartige Personen nur bemitleiden, deren geistige Verfassung keine normale ist. Wenn sie die Wahrheit über diesen Gegenstand zu entdecken wünschten, könnten sie es leicht thun.

Es mag vielleicht zuzugeben sein, daß das, was man unter dem Wort „Humanität“ versteht, nicht in allen Ländern das Gleiche ist. In der Türkei denkt man sich dabei jedenfalls etwas andres als in Deutschland oder Amerika. Der eigentliche Sinn des Wortes ist, wenn auch nicht vom Christentum ausgegangen, doch fast ganz allein von diesem entwickelt worden. Sie gehen beide Hand in Hand und sind nicht voneinander zu trennen.

Die Humanität erstreckt sich bei der Hospitalverwaltung sowohl auf das Laienelement wie auf die mit dem Institut in Verbindung stehenden medizinischen Persönlichkeiten. Die Verwaltungsbehörde, ob sie nun unter staatlicher oder privater Aufsicht steht, muß die für die Erhaltung und Pflege der Kranken erforderlichen Mittel richtig verwenden oder solche ausfindig machen.

So ist ein Hospital mit ungeeigneter Leitung oder unzureichenden Verpflegungsmitteln eine inhumane Einrichtung. Ein solches, in welchem die Aufwartung mangelhaft ist, weil es an geschulten Wärterinnen oder an der erforderlichen Anzahl derartiger Wärterinnen gebricht, ist gleichfalls inhuman, und daselbe gilt bezüglich ungenügender Hilfsmittel, billiger Arzneien und so weiter.

Der Vorwurf der Inhumanität wird indes gewöhnlich gegen die Hospitäler nicht aus diesem Grunde erhoben, der nur das Laienelement der Verwaltung in Betracht zieht. Die Klagen richten sich in der Regel gegen die medizinische Verwaltung wegen der Ausübung ihrer Obliegenheiten und haben Fehler wie Ungebuld, Mangel an Mitgefühl und Gleichgültigkeit gegen das Leiden und selbst das menschliche Leben zum Gegenstand. Zuweilen wird auch der Vorwurf, daß sowohl bei der inneren wie bei der wundärztlichen Behandlung gewagte Experimente gemacht werden, gegen die Aerzte und Wundärzte der Hospitäler erhoben. Wieweit eine derartige Klage berechtigt ist, wird in den meisten Fällen von demjenigen abhängen, der sie vorbringt. In Ländern englischer Zunge ist es leicht, mit einer Beschwerde in den Spalten einer Tagespresse hervorzutreten, die sich manchmal der ihr verstatteten Freiheit als nicht würdig erweist, und es werden häufig übertriebene Berichte von einer minderwertigen Klasse von Zeitungsverlegern begünstigt, lediglich um das Sensationsbedürfnis der Menge zu befriedigen. In kontinentalen Ländern giebt es einen derartigen Uebelstand nicht, und Mißbräuche, die in England und Amerika, wenn sie vorhanden und wirklich tadelnswert wären, sofort weiteste Verbreitung finden würden, treten dort vielleicht nie an das Tageslicht. Wenn sie vorhanden sind, werden sie mit Recht bekannt gemacht.

Ich komme nun zu einem heikeln Gegenstand und berühre die Hauptschwierigkeiten, die bezüglich der Humanität (im weitesten Wortsinn) in den Hospitälern verschiedener Länder zu gewahren sind. Selbstverständlich nur ganz allgemein hin redend, muß ich nach den von mir gemachten Erfahrungen bekennen, daß der höchste Grad der Humanität in Hospitälern in den englisch sprechenden Ländern zu finden ist. Der angelsächsische Volkstamm geht in dieser Hinsicht dem romanischen voran. Die Hauptvorzüge, die ich im Sinne habe, beziehen sich auf die allgemeine Verwaltung, auf die Pflege durch ein geschultes Personal und die Sorgfalt, die dem Patienten in jedem einzelnen Falle zu teil wird, sowie auf die allgemeinen hygienischen Einrichtungen. In britischen und amerikanischen Hospitälern empfängt man einen Eindruck der Wohllichkeit und Behaglichkeit, wie er uns in andern Ländern gewöhnlich nicht begegnet. Es herrscht dort auch in der Regel, wenn es selbstverständlich auch nicht an manchen Ausnahmen fehlt, ein innigeres und brüderlicheres Verhältnis zwischen den Aerzten und den in den Anstalten untergebrachten Patienten vor.

Viele der Vorteile, deren englisch sprechende Patienten sich erfreuen, rühren daher, daß sich unter den geschulten Pflegerinnen, die sie umgeben, Damen von bester Erziehung befinden. Die Heranbildung dieser Pflegerinnen bleibt in den fremden Ländern weit hinter den Ansprüchen zurück, die dafür in England und Amerika gestellt werden. Die Engländer sind entschieden am weitesten vorgeritten, indem sie eine dem Zweck entsprechende gründliche Schulung und daneben strengste Disciplin verlangen. Die ameritanischen Pflegerinnen lernen zu viel und sind nicht discipliniert genug. In Deutschland hat man sich bestrebt und bestrebt man sich noch, Pflegerinnen nach der englischen Methode heranzubilden. In Frankreich ist die Hospitalpflege im allgemeinen schlecht. Die guten Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paula sind stets vortrefflich und pflichteifrig, allein sie besitzen keine Schulung, die dieses Namens würdig wäre, und so nehmen sie ihren Dienst hin und gehen demselben ruhig nach unter hygieinischen Umständen, die eine britische Pflegerin zur Verzweiflung treiben würde. Die Nahrung ist minderwertig, und die Bettwäsche oft unrein. Die Luft ist verdorben und mit menschlichen Ausdünstungen erfüllt, und die arbeitenden Kräfte sind oft nicht im stande, für die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der zahlreichen Patienten zu sorgen.

Als eine unkirchliche Regierung vor einigen Jahren in Frankreich die frommen Schwestern aus den Hospitälern verdrängte, wurde die Sache natürlich noch schlimmer, und die armen Kranken wurden der Obforge roher männlicher Wärter überlassen, trotz der ernsten Proteste der ärztlichen Beamten.<sup>1)</sup>

Denselben Zuständen begegnet man in Spanien und Italien, und sie werden sich dort wohl so lange erhalten, als die Geistlichkeit sich hartnäckig darauf versteift, Einspruch dagegen zu erheben, daß Frauen und Mädchen ordnungsmäßig und vollständig zu Krankenpflegerinnen ausgebildet werden. Unter dem gegenwärtigen System thun diese Frauen ihr Bestes und übertreffen fast alle andern an Pflichteifer und Selbstverleugnung, aber ihre religiösen Pflichten gestatten ihnen niemals, sich eine gründliche Schulung und die Kenntnis einer vernunftgemäßen Hygiene anzueignen, welche dieser stets zur Grundlage dienen muß. Das aber ist das Gebiet, auf dem uns als inhuman zu bezeichnende Zustände in der Hospitalpflege begegnen.

Was die ärztliche und wundärztliche Behandlung anlangt, so will es den englischen Beobachtern gewöhnlich so vorkommen, als ob in den Hospitälern des Kontinents der Patient zu sehr als „Fall“ oder „Nummer“ betrachtet werde, als Material für die Krankheitsstatistik, und zu wenig als leidender und bedürftiger Mitbruder, der persönlich Anspruch darauf hat, daß ihm der höchstmögliche Grad von Mitleid und Aufmerksamkeit gezollt werde. Die Sorge um ihn wird zu sehr den ärztlichen Unterbeamten überlassen und von den dirigierenden Ärzten zu sehr außer acht gelassen. Bei diesem System, und wenn die Verpflegung

<sup>1)</sup> Ich glaube, die Schwestern werden jetzt allmählich wieder in den französischen Hospitälern eingeführt.



eine minderwertige ist, kann dem Patienten nicht alles das zu teil werden, was in erster Linie für ihn zu wünschen ist. Dieser Fehler rührt von der unzweckmäßigen Größe der einzelnen Kliniken her. Kein Arzt vermag in der geeigneten Weise die individuellen Bedürfnisse von mehr als vierzig Patienten zu überwachen. Ein Wundarzt mag für eine größere Klinik genügen. Im entgegengesetzten Falle wählt der Arzt sich einige besonders interessante Fälle zu seinem eignen Studium aus und vernachlässigt die übrigen.

Ich habe meine Aufgabe erfüllt und das gesagt, was ich denke. Ich verhehle mir nicht, daß ich Mißstände aufgedeckt und dadurch in manchen Kreisen Anstoß erregt habe. Mein Ideal von der Stellung und persönlichen Verantwortlichkeit eines Hospitalarztes oder Wundarztes ist ein sehr hohes. Mein Standpunkt hat zur Voraussetzung den Charakter und die Übung der besten und humansten aller derjenigen, die im Verlauf des gegenwärtigen Jahrhunderts in allen Ländern ihre Pflicht in der glänzendsten Weise erfüllt haben, und ich bin der Ansicht, daß große Eigenschaften für alle diejenigen erforderlich sind, die in ihre Fußstapfen treten wollen, Eigenschaften wie Geduld, Hochherzigkeit, Fassung, Selbsterleugnung und eine geradezu peinliche Sorgfalt, und dazu noch der gediegenste persönliche Charakter und ein wohlwollender Menscheninn, so milde und allumfassend, daß dafür nur ein christliches Musterbild maßgebend sein kann. Zur Ausübung der höchsten Humanität kann ein medizinischer Hospitalbeamter nur dann gelangen, wenn er sich gleich vom Beginn seiner Laufbahn an die unverbrüchliche Regel zur Pflicht macht: Ich will für keinen Patienten irgend etwas vorschreiben, was ich nicht für meinen nächsten und liebsten Verwandten anordnen würde. Unser Beruf ist so allumfassend und weitreichend, daß wir geduldig denselben Grad der Aufmerksamkeit den Menschen aller Klassen und Lebenslagen angedeihen lassen müssen. Alle sind unsre Brüder, und Rasse, Religion, persönlicher Charakter unsrer Patienten spielen für uns keine Rolle und dürfen uns weder günstig noch ungünstig für sie beeinflussen.

Eine Hospitalpflege dieser Art bildet die beste Form der Humanität.



## Aussprüche hervorragender Zeitgenossen.

Von

Louise v. Kobell.

**W**ir leben im Zeitalter der Wunder. Wenn früher in berechneten Entfernungen aufgestellte Sklaven oder Soldaten durch Trompetensignale und Rufe Neuigkeiten überbrachten, dann reitende Boten, noch später die Postkutsche, so vollzieht sich diese Fernwirkung nun in tausendfacher Geschwindigkeit durch den elektrischen Telegraph, der sehr rasch seinen älteren, schwerfälligen Bruder,

den Zeichentelegraph verdrängt hat, und der heute sogar sich anjchickt, die bisher als von ihm unzertrennlich betrachtete Drahtleitung wie einen unnützen Ballast über Bord zu werfen.

Man hält in München oder anderswo durch das Telephon sein Zwiesgespräch mit einem Freunde, der in Hamburg, Berlin, Frankfurt und so weiter weilt, und man durchjogelt die Lüfte weit über Erde und Meer.

Die Lebensart, der Mensch ist kein Eilwagen, bedeutete einst, die Schnelligkeit nicht zu übertreiben, gegenwärtig, nicht zu langsam zu sein.

Die Abkürzungsjucht hat die früheren wohlwollenden Formeln: „Ich wünsche, wohl gespeist zu haben!“ — „Wohl bekomm's!“ — in das einzige Wort „Mahlzeit“ gezwängt, ein von der Mode vorgeschriebenes Excerpt ohne Sinn und Gemüt.

Ueberreste aus der Vergangenheit ragen beim Gläserklang noch in die Trinksprüche: „Leb hoch! — Gesundheit! — Bivat! — Dein Wohl!“ Der Neujahrsglückwunsch und das Erwidern in Schrift, Wort und klingender Münze hat sich derart vergrößert, daß der Beteiligte oft ganz erlegt davon ist. Auch jagt man noch bei einem Bummelzug: „Glückliche Reise!“ Der Expres- oder Blitzzug läßt zu derlei Gefühlsäußerungen keine Muße.

Als vollständiger Bötter wird derjenige angesehen, der es heute noch wagt, einem Niejenden ein schüchternes „Helf Gott!“ oder „Gesundheit!“ zuzuflüstern.

In der Gegenwart drängt sich so hastig Ereignis an Ereignis, Fest an Fest, Sport an Sport, daß man kaum Zeit zur Refapitulation des Erlebten hat. Wie reichlich gedachte man im Altertum der Aussprüche originell denkender Menschen, noch werden viele traditionell in unsern Tagen benützt, wie: *carpe diem*, genieße den Tag; *nil admirari*, man soll sich durch nichts verblüffen lassen; *sapienti sat*, für den Wissenden genug; *sine ira et studio*, unparteiisch; *o tempora, o mores!* o Zeiten, o Sitten; *probitas laudatur et alget*, die Ehrlichkeit (der Ehrliche) wird gelobt und friert dabei; *timeo Danaos et dona ferentes*, ich fürchte die Griechen und ihre Geschenke, welcher Spruch dem trojanischen Pferd seinen Ursprung verdankt; *Beati possidentes*, glücklich sind die Besitzenden; *in vino veritas*, im Wein liegt die Wahrheit.

Zu diesem Sammelt von Aussprüchen nimmt sich kaum mehr der einzelne, weniger noch die Gesamtheit Weile. Viele Menschen vergehen, und ihre Worte verwehen, und doch sind die letzteren oft ein Charakteristikum nicht nur für das Individuum, sondern für den Zeitgeist. Derartige Neußerungen prägte ich mir in das Gedächtnis, und deren Wiedergabe ist vielleicht manchem willkommen.

Als König Ludwig II. die Absicht hegte, General von der Tann zum Reichsrat zu ernennen, äußerte dieser: „Meine Eigenschaft als Rat anticipierend, fühle ich mich verpflichtet, mit dem Räte zu beginnen, mir diese Auszeichnung nicht zu teil werden zu lassen. Stimmt ein zum lebenslänglichen Reichsräte ernannter kommandierender General mit der Regierung, so heißt es, Cicero pro domo, stimmt er gegen dieselbe, so ist dies eine schädliche Sache. — Offiziere sollen sich jeder Teilnahme an der Politik enthalten. — Müßte ich über das Militär-

budget referieren, so könnte man mit Fug und Recht erklären: Sutor ne ultra crepidam.“

Viktor Joseph Scheffel war 1852 Sekretarius am Hofgericht zu Bruchsal; als solcher äußerte er: „Ich verschreibe viel Papier im Dienste der Themis, von der mir immer noch nicht klar ist, warum die Alten sie unter die Gottheiten aufgenommen haben; je näher man ihr steht, und je mehr man hinter die Kulissen schaut, desto menschlich mangelhafter erscheint sie.“

„Es ist Zeit, daß man die Illusionen ablegt und die Individuen, aus denen der Staat besteht, kennen lernt, wie sie in Wirklichkeit aussehen, und nicht, wie sich jener Gardeleutnant die Sennerrisi vorgestellt hat.“

„In unsrer Zeit (1852), wo alle Ideen mit Bajonetten totgeschlagen werden, ist es auch recht zweckwidrig, sich mit Gedanken zu plagen.“

„Das Fachstudium ist nur das Dach aufs Haus, nicht das ganze Haus.“

„Mit unnützem Gerede wird der Keim zum besseren Thun jeweils totgeschwächt.“

„Das Leben ist ein Wechsel von Lust und Schatten, Gutem und Widrigem; kaum ist ein Schlag pariert, so bereitet sich schon der nächste, bis der letzte und stärkste den Faden der irdischen Existenz ganz durchhaut.“

Bündig bezeichnete Scheffel die Wichtigkeit Bismarcks und Rothschilds: „Da Rothschild den Kredit versagt, und Bismarck offen gegen Oesterreich agiert, wird von vielen das Schlimmste befürchtet.“

Mit altgermanischem Humor gab er den Rat: „Sofern ein Hausvater in der Zeit zwischen Weihnachten und Drei Königtage sein Haus verläßt, sich mit guten Freunden zu einem Julfest zusammen zu thun, und etwann desselbigen tages, so er zum fest ausgegangen, nit wieder heimkehrt, so soll ihn die frau darum nicht schelten, noch ein später oder sehr spätes heimkommen räthselhaft finden, denn in selber Zeit ist Winter-sonnenwende, wo die Sonne wegen der großen Kält' Müß' hat, sich zu wenden, und eines ieden biedermanns pflicht ist, ihr mit kräftigen und wärmenden trünken nachzuhelfen, daß sie um sich selbst herumkomme und den frühling bringe.“

„Der Sturm pfeift und heult, daß man seine Melodien stenographieren sollte.“

„Es gehört etwas moralische Abhärtung dazu, um in der Hofluft keinem Katarth exponiert zu werden.“

„Franz Winterhalter verstand es, die vornehme Welt von halb Europa in sein Pariser Atelier zu ziehen und ihren Goldregen über sich ergehen zu lassen.“

In der geologischen Stimmung, der das Ichthyosauruslied entsprang, schrieb er einmal aus Aargau:

„Es ist ein behagliches Gefühl, am warmen Ofen bei 15 Grad über Null an die Zeit zu denken, wo sich hier in nordpolariischer Weise Eisberge empor-türmten, Rentiere zur Tränke gingen und sich Mammutelefanten tummelten.“

Sehnsüchtig nach einem Münchener Bier rief er aus: „Das aargauische Bier ist nur in similitudinem des echten korrumpiert!“

„Noë ist in seiner neugebildeten Spezialität als See-, Ufer-, Sumpf- und Niedfer und seiner indischen Brahmanenweisheit, daß alles, was ist, nichts ist, ganz angenehm zu lesen.“

„Der Karlsruher Winter ist mir allzeit identisch mit Murmeltierschlaf, der bekanntlich etwas Williges und Seelentröstendes zugleich hat.“

Ignaz v. Döllinger sagte: „Wenn eine Regierung in den Volksschulen die Unfehlbarkeit des Papstes zu lehren gestattet, so ist es gerade so, als ob sie auch lehren ließe: der Papst kann jeden Monarchen absetzen und jedes Gesetz umstoßen.“

„Der gewissenlose Kardinal Rohan, Fürstbischof von Straßburg, der, um die Gunst der Königin Marie Antoinette werbend, sie in die Intrigue und den Prozeß des Halsbands verwickelte, wurde dadurch ein Haupturheber ihres späteren Untergangs.“

In seiner eigentümlichen Weise that König Ludwig II. von Bayern folgende Aussprüche: „Die Krone soll für des Volkes Heil sorgen, nicht aber ihre Rechte mit meuterischen Unterthanen teilen.“

„Bei dem Anprall von Anmüßizierten und Beleuchteten gab ich mich als Ovationsoffer her.“

„In den Fällen, in welchen es Fanatikern und Parteinännern gelang, die Bevölkerung aufzuheben und für ihre Zwecke zu gewinnen, ist es für die Würde der Krone am angemessensten, sich davon fernzuhalten, um in abwartender Stellung zu verharren, bis die Elemente sich im ganzen ausgeföhnt, die Zustände sich so viel als möglich geklärt haben.“

„Dieser feiste Prälat hält strenge Fastenpredigten!“

War es dem einsamen König gelungen, einem ihm bevorstehenden offiziellen Besuch zu entkommen, so nannte er dies „einen lindernden Balsam in den Kelch des Arseniks, den er während einiger Tage zu trinken bekommen“.

Der treffliche Genre- und Historienmaler Arthur v. Ramberg sagte: „Das kleinste Uebel kann durch Hinzutreten eines Arztes lebensgefährlich werden.“ Eine traurige, aber wahre Illustration der Chirurgie vor Listers Erfindung der Antiseptik.

„Alt sein ist zuwider, aber alt werden will jeder,“ sagte Franz v. Kobell. Und Otto v. Bölderndorff äußerte: „Das Altwerden ist sehr beschwerlich, aber es ist das einzige Mittel, um lang zu leben.“

Vor einem schönen Apfelbaum, der nur zwei Äpfel trug, meinte eine meiner Freundinnen: „Die sind für Adam und Eva geschaffen. So müßte ein Künstler den verhängnisvollen Baum malen, so prächtig und so vereinzelt. Die Seltenheit ist die Verführungskunst; hängen hundert Äpfel an einem Baum, wie er zumeist abgebildet wird, so reizt diese Ueberfülle, diese Alltäglichkeit die Eva nicht, weder ehedem noch jetzt.“

„Ich glaube,“ entgegnete ein Arzt, „das Verbot reizt das weibliche Geschlecht zur Uebertretung.“ Derselbe äußerte: „Die Medizin ist der Aberglaube des Körpers — das Gewissen ist wie ein Gift, in kleinen Dosen wirkt es heilam, in großen tötet es. — Die Bibliotheken sind geistige Katafomben.“

Wilhelm Herz erklärte (1868): „Nachdem ich mich bis über die Ohren in Büchern und Excerpten vergraben und ein bestimmtes Pensum zu Ende geführt, gehe ich nach Stuttgart, um mir die heimatliche Sonne ins Herz scheinen zu lassen.“

„Man gewöhnt sich an alles, auch an die Spannung der Erwartung.“

„Ernst und wichtig schreiten jetzt (1899) die jungen Leute einher, denn sie haben die vermeintliche große Last, das Ende unsers Jahrhunderts, auf ihren Schultern zu tragen. Wenn sie in ihren Bühnenwerken wenigstens originell wären, aber politisch und poetisch sind sie zumeist Nachahmer der Franzosen, die mit großen Mitteln Sensationelles hervorbringen.“

Der große Chemiker Justus v. Liebig behauptete, „es giebt keinen Schmutz“. Würde er diese These aufgestellt haben, wenn er manche Produkte der heutigen Litteratur und Malerei getannt hätte?

Ein Posthalter in Falkenstein bei Regensburg drückte seine hygieinischen Kenntnisse mit den schlichten Worten aus: „Wo einem die Lannenzapfen aus Maul hängen, is immer a gute Luft.“

Analog dem Aussprüche eines römischen Dichters, der behauptete, „es ist manchmal angenehm, sich der Vernunft zu entledigen,“ sagte Ludwig Steub: „Immer vernünftig sein, wäre zu dumm.“

Einem Gymnasialdirektor bemerkte er, angenehm von dessen liberaler Gesinnung überrascht: „Sehr gut, ich glaube, Sie seien das retardative Prinzip.“

Der berühmte Aesthetiker und Satiriker Friedrich Theodor Vischer antwortete in seinem schwäbischen Dialekt auf die Frage, ob er ein Fräulein K. zu heiraten gedente: „Man kann ja auch den Fauscht spielen!“

Ein von Solferino zurückgekehrter Krieger rief: „Lieber wollte ich mich selber erstechen lassen, als jetzt einen Menschen umbringen, aber in der Schlacht ist es etwas andres, da hab' ich die Menschen erschossen, so gleichgültig, wie ich nun das Graß niedertrete oder die Reiser von der Stauden absplicke. — Der Giulay hat's verdient, daß ihn der Teufel holt.“

„Dieses Jahr,“ sprach ein Professor aus Japan, „absolviert meine Frau ihren Alumenturjus. Das Erlernen, Blüten zu ordnen, dauert vier Jahre.“

„In Europa zeigt man seine Gefühle im Gesicht, bei den Japanern darf es den ärgsten Schmerz nicht verraten.“

„Wie langweilig ist ein deutscher Wald, weil keine Schlangen darin sind,“ erklärte ein zur Ausbildung nach Deutschland gekommener Singhalese.

„Es gibt Du-Menschen und Sie-Menschen. Erstere verstehen einander ohne Worte,“ sagt Zoologe Selenta. Auch folgender Ausspruch stammt von ihm: „Nur wer seine Anlagen entwickelt, kann glücklich sein. Der Neft ist Resignation.“

Moriz v. Schwind vertrat den Grundsatz: „Der Maler sollte nur das malen, wonach seine ganze Seele verlangt, wofür er schwärmt und in was er sich allenfalls verlieben könnte.“

Als der bekannte Maler August v. Pettenkofen sich einige Zeit in München

aufhielt, besuchte er des öfters den auf den Aussterbeetat gesetzten zoologischen Garten dieser Stadt. „Wunderbar,“ äußerte er, „ist der von der Natur den Tieren mitgegebene Instinkt.“ Die letzten Injassen des genannten Gartens waren einige Eichhörnchen; Bettentofen brachte ihnen Tag für Tag Rüsse; als es herbstellte, schleppten sie die Rüsse in einen Winkel ihrer Behausung und scharren, als wollten sie ihren kleinen Wintervorrat mit Erde bedecken, obwohl der Boden aus steinhartem Zement bestand.

Unter Franz v. Lenbachs Aussprüchen sind auch folgende bemerkenswert:

„Die Beschaffenheit eines Menschen geht hervor aus den Einwirkungen der Eltern, der Erzieher, des Standes, Umganges, Klimas und des selbst angeeigneten geistigen Materials.“

„Doziert man mir etwas von der schönen Schöpfung vor, so brauche ich nur ein paar Straßen weit zu gehen, um das Gegenteil zu empfinden. Ich meine den Schlachthof — kaltblütig töten dort die Metzger ausgewachsenes und Jungvieh, und das Stöhnen des Kalbes, das von der Mutter weggerissen wird, rührt sie so wenig wie das Jammergeschrei der sonstigen zur Menschenernährung auserlesenen Geschöpfe. Die zartfühlendsten Zweihänder essen ohne jeglichen Strupel das Gemordete. Und läßt der Vegetarianer die Tiere leben, so ist er gezwungen, Pflanzen in Unmasse zu verzehren, obgleich diese eigentlich ebenfalls eine Berechtigung auf ihr Dasein haben.“

„Das naturmäßige sich Gegenseitigauffressen findet nicht nur im physischen, sondern auch im psychischen Sinne statt. Man eignet sich zum Beispiel die Entdeckung eines andern an, die eine glänzende Zukunft verheißt, gerade so, wie man der Kuh die Milch nimmt, die von Rechts wegen ihrem Kalb zu gut kommen sollte.“

„Einen Mitmenschen lahm zu legen, ist der alltägliche Gebrauch — kein Erfinder schreckt vor der Vorstellung zurück, daß er das Dasein seines Nächsten untergräbt. Er fördert seine Erfindung und vernichtet ohne Bewußtseinsbiß zahlreiche Existenzen.“

„Das Talent, das Genie schreitet über die Mittelmaßigkeit hinweg und läßt dieje nur noch die Brojamen von seinem Tische auflesen. — Man nimmt Gut und Blut, reißt Mitleid und Liebe aus, verjagt und verbrennt, überlistet und hintergeht, wenn man nur die Gewalt dazu hat.“

„Und nicht allein im Kampf ums Dasein vernichtet der Mensch,“ philosophierte Lenbach weiter, „sondern aus Neid und Dummheit, durch dieje geht mehr zu Grund, als durch Erdbeben und derartige Naturereignisse; Fanatismus, Beschränktheit und Kofheit haben Städte wie Ninive, Babylon und die herrlichsten Kunstsätze des Erdballs zerstört. — Man spricht vom Fortschritt in unsrer Welt, aber betrachtet man die einstige Kunst und die jegige, so erkennt man, daß die letztere rückwärts statt vorwärts gegangen ist.“

„Unser Körper ist so gebrechlich, daß ich mich zum Beispiel viel mehr wundere, wenn ich gesund bin, als wenn ich krank bin. Und bin ich gesund, so bin ich dankbar auch dafür, daß ich kein Verbrecher und kein Divisionsstier geworden bin, kein Kaninchen, kein Frosch und kein Hund.“

„Wie viele Gefahren umlauern das Menschenleben. Zwölfmal überwand Bismarck die Todesgefahr, wie ich aus seinem eignen Munde erfuhr. Durch Sturz vom Pferde, durch Krankheit und Attentate. — Indes hätte die anstrengende Arbeitshätigkeit, die Bismarck an den Tag legte, jeden andern umgebracht.“

„Seltsam ist oft die Trauer um ein Menschenleben; wenn Eltern den Verlust ihres Kindes beklagen, haben sie recht, aber nicht, wenn sie beklagen, daß dies Kind diese oder jene Aufgabe erfüllt hätte. — Das Kindesleben ist nur scheinbar unvollendet, es ist ein abgeschlossenes Ganzes mit seinen Freuden und Leiden, Spielen und Lernen. Erst später taucht im individuellen Leben das Gefühl des Nichtvollendeteins auf. Wer vollendet denn überhaupt nach seinem eignen Sinn je seine Aufgabe? — Die allerwenigsten, denn auch der Greis strebt noch fort, weil Ringen und Streben das Leben ist.“ —

Am 18. Juni 1892 begab sich der Reichskanzler mit seiner Gemahlin zur Hochzeitsfeier seines Sohnes Herbert nach Wien. Den Rückweg nahmen die Umjubelten mit Expresszug über München, wo Fürst und Fürstin bei Franz v. Lenbach einige Tage zu Gast waren. Reise und Aufenthalt glich einem Triumph, denn der Willkomm der Bismarckverehrer und -Verehrerinnen äußerte sich in so lebendiger Weise, daß der große Staatsmann selbst sagte, „er sei in seinem Leben schon viel mit hohen und höchsten Persönlichkeiten auf Reisen gewesen, er habe aber eine ähnliche, herzliche, unmittelbare Begrüßung noch nicht erlebt. Diese Tage in München werden ihm unvergeßlich bleiben, solange er noch in Friedrichsruh seine Bäume pflegen könne.“ So erfuhr man bei dieser Gelegenheit, daß der Herzenszug der mächtigste Motor ist, und daß seine Bewegung alle Schranken bricht. Hätte man nur die tausend und tausend emporgestreckten Hände gesehen, so hätte man aus ihnen allein die Huldigung für ein verehrtes Wesen erkannt. Die andrängenden Menschen stürzten vor und vor, um zu Bismarck zu gelangen, seine Rechte oder Linke zu erfassen, andre warfen Blumensträuße zum Gruß in seinen Wagen, um und auf ihn. Freundetrunken riefen sie: „Bismarck! Bismarck hoch!“ und dazwischen stimmten sie im Chor aus dem Stegreif das Lied an: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Viele baunten durch Momentaufnahmen die Züge des Gewaltigen auf ihre sensiblen Platten fest, einer grub die Schallwellen aus Bismarcks Mund in einen Phonographen ein, die Begeisterung breitete ihren sonnigen Schein über den Gefeierten und über die Feiernden, über die ganze Hauptstadt von Bayern.

Und doch gab es auch in jenen erhabenen Tagen manche, welche ihre Courtoisie Bismarck gegenüber nach der damaligen Berliner Hoftemperatur regeln zu müssen glaubten, und ihre Verbeugungen entsprachen durch Kürze dem politischen Kältegrad.

„Das sind die Talglichter,“ bemerkte Lenbach, „welche die Sonne auslöschen möchten, um statt ihrer zu leuchten.“

„Bismarck,“ urteilte er, „hatte wenig Kunstsinne, zum Besuche der Galerien kaum Zeit, der Schmuck eines Zimmers durch Bilder, Statuen und so weiter interessierte ihn nicht viel. ‚Ach brauche,‘ sagte der Fürst, ‚einen Tisch, einen

Stuhl, ein Sofa zum Ausstrecken, eine lange Pfeife und über dies alles ein festes Dach.“

„Das Nahe,“ erläuterte der geniale Künstler, „das Engbegrenzte besaß wenig Wert für ihn, er sah in die weite Welt hinaus und bedurfte der Welt, um seinen Geist anzuregen.“

Voll poetischer Kraft ist Hermann v. Lingg's Ausspruch:

„O möge niemals dreist  
Die rohe Faust erraffen,  
Was edler Sinn und Geist  
Für ihre Welt geschaffen.“



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Länder- und Völkerkunde.

#### Eindrücke in Südafrika.

Um der toten Saison Londons und den ersten Nebelmonaten zu entgehen, machte ich im Herbst 1898 eine Reise nach Südafrika, die sich auf acht Monate ausdehnte. Ich ging westlich vom großen Kontinente über Madeira nach Kapstadt und reiste an der Küste zurück und zwar über Durban, Delagoabai, Beira, Mozambique, Dar-es-Salaam, Sansibar, Tanga, Aden und durch den Suezkanal nach Neapel. Während meines Aufenthaltes in Südafrika erlaunte ich, oder glaubte ich zu erkennen, warum dieses große kleine Land so viel Geräusch in der Gegenwart verursacht.

Dieses große kleine Land! Denn so groß Südafrika auch seiner Ausdehnung nach ist, ist es doch nur klein in Hinsicht der Zahl seiner Bewohner, insbesondere der Bewohner kaukasischer Abstammung.

Es sei mir hier gestattet, im Lapidarstil auf einige der bemerkenswerten Punkte einzugehen, um die sich das Wohl und Wehe des Landes dreht. Ich hoffe damit ein anschauliches Bild — wenn auch nur aus der Vogelperspektive — über die natürlichen und künstlichen Ergebnisse des Landes zu skizzieren.

Die drei großen Quellen des Wohlstandes — Landbau, Viehzucht und Mineralreichtum — werden in ihrem befruchtenden Laufe durch drei gewaltige Feinde teils unterbrochen, teils ganz gehemmt, nämlich Dürre, Kinderpest und Heuschreckenplage. Während diese in ihrer Gesamtheit auf den Landbau und indirekt auf die Viehzucht schädigend einwirken, ist es der Wassermangel, der auch der Gewinnung edler Metalle entgegenwirkt. Denn ohne Wassertraß können auch die Minen nicht rationell bearbeitet werden. Solange das menschliche Können den Segen der künstlichen Bewässerung für Südafrika nicht verallgemeinert, so lange müssen wir jenen Teil der Erde ein unfruchtbares Land nennen. Zwar ändert sich, wenn die gütige Mutter Natur nur etwas Regen spendet, der Charakter des Landes ein- oder zweimal im Jahre wie durch Zauberschlag. Heute kahl, dürr und vertrocknet, grünt es nach wenigen Regentagen, und man glaubt sich in ein andres Land versetzt. Leider wiegen die wenigen Monate des Ueberflusses die vielen Monate des Darbens nicht auf.

Ist das Durchschnittsklima des Jahres auch dem menschlichen Schaffen ungünstig, so begünstigt es doch das leibliche Wohlbefinden der Menschen. Seinem Weltruf entspricht es



freilich nicht, oder besser gesagt: die heilkräftigende Wirkung eines Aufenthalts in Südafrika ist nicht so ausgesprochen, wie allgemein angenommen zu werden pflegt. Ich möchte meine Stimme warnend erheben, um gegen die vollstümliche Ansicht zu protestieren, daß die etwa 5000 Fuß hoch gelegenen Kläse jenes Landes — wie Klivew North, Bloemfontein Cradok und andre — unfehlbare Heilstätten für Lungenkranke seien. Nicht nur die erschöpfende Sommerhitze, der scharfe Klimawechsel im Winter, die steten großen, für Herzleidende geradezu gefährlichen Temperaturschwankungen, dann der unleidliche Staub, der sich allerorts höchst lästig äußert, auch nicht die durchschnittlich mangelhafte Verpflegung wirkt ungünstig auf Kranke und Melovaleszenten, sondern auch der nicht zu unterschätzende Mangel geistiger Anregung, geistigen Komforts beeinflusst den Fortschritt der Genesung in hervorragender Weise. Natürlich giebt es Kranke, die dort genesen, aber ich habe auch und zwar in den hervorragendsten klimatischen Kurorten Südafrikas selbst leichte Formen von Tuberkulose nicht nur nicht heilen, sondern in ihrer schwersten Form direct entstehen sehen.

Das Klima beeinflusst den Wohlstand der Bewohner eines Landes nicht minder wie die Bildung des Charakters der Menschen. Bis vor wenigen Jahren existierte in Südafrika weder Armut noch Reichtum. Es gab keine armen weißen Menschen aus dem indirekten Grunde, weil die Masse der Bevölkerung schwarz ist. Und es gab keine armen schwarzen Menschen, weil diese keinerlei Bedürfnisse haben, außer solchen, die das nackte Leben fristen — und dazu genügt täglich eine Handvoll Mais. Die Landleute lebten in einer gewissen Behäbigkeit, doch ohne Luxus und ohne viel Geld. Jeder hatte zu leben, keiner war vermögend. Die Aufdeckung der Diamanten und Goldminen haben das Leben in etwas geändert, aber ich glaube, es giebt auch heute kein Duzend Menschen in ganz Südafrika, die nach modernen Begriffen reich zu nennen sind. Bei weitem der größte Teil der gewonnenen Minenerzeugnisse geht nach Europa. Das Land, in welchem die Minen aufgedeckt werden, hat am wenigsten Nutzen davon.

Da weder große Armut noch großer Reichtum viel Arbeit absorbiert, und somit den meisten Südafrikanern hinreichend Zeit bleibt, sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen, so „werfen“ sie sich mit Vorliebe auf die Politik. Doch ist das Geräusch, das darüber in die Welt hinausdringt, ein Geräusch ohne viel Bedeutung. In Wirklichkeit existieren keinerlei große politische Gegensätze im Sinne europäischer Parteipolitik. Es giebt keinen stark ausgeprägten Gegensatz zwischen arm und reich; es giebt keine Arbeiterpartei, keine sozialistische Bewegung, keine Kirchenpolitik und kein Feldgeschrei „hie Freihandel! hie Schutzoll!“ Auch die Fragen, die den Landbesitz der Schwarzen betreffen, sind von keiner Bedeutung, am allerwenigsten konstitutionelle Fragen. Dennoch schlagen die parlamentarischen Wogen hoch und verschlingen gelegentlich die Leute am Ruder, wie leztthin den ungekrönten König von Südafrika, Herrn Cecil Rhodes.

An Stelle konstitutioneller Konflikte, industrieller, volkswirtschaftlicher und religiöser Reibungen, stehen Konflikte der Rasse und der Farbe. Letztere sind weniger ausgeprägt, denn Nuren wie Engländer behandeln die Schwarzen gleich schlecht. Doch darauf komme ich nochmal zurück.

Der am lauteiten schallende politische Kampftruf dreht sich um die Gegnerchaft der Bewohner englischer und holländischer Abkunft. Diese Gegnerchaft hat sich in den letzten Jahren zugespitzt, besonders seit dem Jameson-Einfall in die Südafrikanische Republik. Die Nuren in den englischen Kolonien haben stets ihren Stammverwandten, die im Jahr 1836 den großen Traid veranstalteten, ihre volle Sympathie erhalten. Eingeeengt durch staatliche Maßregeln und vom Wunsche befeelt, auch Herren des Landes zu sein, in dem sie wohnen, hatten in dem genannten Jahre ungefähr 10000 holländischer mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut den südlichsten Teil des Kontinentes verlassen und nach unzähligen Strapazen und Kämpfen den Oranjesreistaat und die Südafrikanische Republik gegründet. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, jenen kulturhistorischen Vorgang eingehend zu schildern. Hervorheben will ich nur, daß auch heute noch sehr viele Bürger jener Republiken eng-

verwandtschaftliche Beziehungen mit den Buren in den Kolonien haben. Und diese sind stolz auf die Errungenschaften jener. Sie weisen daher energisch den Versuch englischerseits zurück, das Transvaalgebiet unter britische Herrschaft zu bringen. Daß sie die Macht haben, ihre Sympathien praktisch zu betheiligen, beweist der Umstand, daß bei den letzten Parlamentswahlen, die während meines Aufenthaltes in den Kapkolonien stattfanden, der sogenannte Afrikanerbund, also die Burenpartei, die Regierung stürzte. Es war dies nicht sowohl eine antibritische Demonstration, sondern sie hob die Solidarität hervor, welche das Burenvolk in ganz Südafrika umschließt — und auch die Absicht, die Kapkolonie im Interesse der Afrikaner im großen, aber nicht ausschließlich im Interesse einiger Individuen regiert zu wissen.

Obgleich nun die Engländer und die Kapvölker politisch scharf gesonderte Gegenläufer vertreten, so besteht doch keinerlei persönlicher Antagonismus zwischen ihnen. Der Engländer macht sich wohl über die Langsamkeit des Buren lustig, und dieser wieder betrachtet mißtrauisch das seiner Meinung nach so rasche Handeln des andern. Aber eine gegenseitige Abneigung besteht nicht. Keiner von beiden beansprucht ein gefelliges Uebergewicht. Heiraten zwischen ihnen sind häufig. Was mich jedoch wundert, ist das Uebergewicht, welches die holländische Sprache aufweist. Die Leichtigkeit, mit der man die Gedanken der englischen Sprache anpaßt, ist ja bekannt. Um so erstaunlicher ist die Fähigkeit, mit der sich das Idiom der Buren nicht nur hält, sondern weiter ausbreitet. Weit über die Hälfte der Bewohner der Kapkolonie spricht holländisch, und viele Engländer erlernen es, um sich mit der Majorität verständigen zu können. Ja, wenn ein Schwarzer noch eine weitere Ausdrucksart als seinen Kafferdialekt erlernt, so ist es holländisch und nicht englisch.

Wir persönlich sind die Buren, trotz ihrer geistlichen Mängel, sympathisch. In ihrem Umgang äußert sich eine gewisse Herzengüte. Faulheit ist allerdings eine hervorragende Eigenschaft der Leute, aber warum sollen sie nicht den Luxus der Faulheit genießen, wenn sie keine andre Anspürche an das Leben stellen als die notwendigen? Auch mit der sprachwörtlichen Keimlichkeit der europäischen Holländer stehen sie auf keinem intimen Fuße.

Ich erwähnte oben, daß der Charakter des Klimas und der Landschaft auch den Charakter der Menschen beeinflusst. Eine kurze Beschreibung südafrikanischer Scenerie dürfte daher hier am Platze sein. Leider kann ich nicht behaupten, daß die Scenerie den Naturfreund befriedigen wird. Wer nach Südafrika reist im Glauben, großartigen Naturschönheiten zu begegnen, wird enttäuscht sein. Es ist ein trodenes, dürres Land, in welchem kein fließendes Wasser grünende Wiesen durchschneidet, keine pittoreske Gebirgslandschaft, von rauschendem Wasser belebt, Auge und Herz erfreut. Nur wenige Flächen giebt es, von einer Vegetation bedeckt, die an unfre heimischen Wälder erinnert. Die Bäume sind meist klein, dünn und nur spärlich belaubt.

Mangel an Wasser und Mangel an Vegetation sind Fehler, mit welchen sich der Naturfreund am schwersten ausöhnen kann. Die Monotonie der Landschaft wirkt außerdem ermüdend. Wenn man mit der Bahn von Kapstadt nach Johannesburg fährt, so glaubt man des Morgens an derselben Stelle zu sein, welche der Zug des Abends vorher passiert, so gleichartig ist die Höhenwüste. Durchfährt man mehrere Tage südafrikanische Landschaft, das Auge begegnet weniger Abwechslung als auf einer halbägigen Durchschnittsfahrt in Europa.

Dennoch giebt es auch dort einige interessante Punkte, die, falls sie auch keine weite Reise zu ihnen lohnen, dennoch dazu beitragen, den Reisenden landschaftlich anzuregen. Vor allem die Lage von Capetown, diesem großen Eingangsthor des Landes, mit dem imposanten Tafelberge im nahen Hintergrunde, ist äußerst sehenswert. Es giebt selbst einige hervorragende Waldscenerien an der Südküste der Kapkolonie, mehr noch in Natal, dessen Hafenstadt Durban mit seiner tropisch angehauchten Umgebung die Lebe des Binnenlandes leicht vergessen läßt.

Auf dem großen Gebirgsrücken, der sich über 1700 englische Meilen in der Nähe der

Südlüste bis zur Nähe des Zambesiflusses erstreckt, sind es eigentlich nur drei Distrikte, die landschaftlich erwähnenswert sind. Einmal im Basutolande — dort, wo sich die Kapkolonie, der Oranje-reichstaat und die Kolonie Natal berühren —, empfängt man den Eindruck des Hochgebirges, während sonst die Gebirgsflächen bei weitem mehr den Eindruck einer Fläche als den eines Gebirges machen. Dort aber erheben sich die Bergspitzen bis über 10 000 Fuß, und umgeben von Thälern, Ravinen, Abgründen und rauschendem Wasser wird man an hervorragende Teile der Schweiz erinnert.

Zweihundert Meilen nordöstlich vom Basutolande erheben sich die grotesken Guathlamda-gebirge, die an die Delagoabai-Ebene grenzen. Und weiter 500 Meilen nördlich, im Manilalande, existiert eine dritte Gebirgslette, ausgestattet mit dem ganzen tropischen Reichthum, den eine Tropenceres aus ihrem überschwellenden Füllhorn so berückend verschwenderisch über die Erde auszustreuen pflegt. Besucht habe ich diesen Teil nicht, aber nach Hörensagen soll er das Sehenswerthe und Romantischste bieten, was Südafrika überhaupt zu bieten vermag.

Aber auch den landschaftlich nicht bevorzugten Partien sind zweierlei Naturreize nicht abzusprechen: die der Farbentöne und der Lichtreflexe. Monoton, wie die Landschaft als solche sein mag und zweifellos auch ist, äußert sie sich mit einer Wärme der Farbe überflutet, die unbeschreiblich wohlthuend wirkt. Die dunkeln Basalte und die tiefroten Nuancen der Sandsteinfelsen dämpfen das Grelle des Lichtes, welches die afrikanische Sonne so freigebig ausstrahlt. Die Karifikation der Luft verwischt die Entfernungen, und ferngelegene Berge werden dem Auge gleichsam nahe gerückt und gestatten diesen, ihre Farbentöne voll in sich aufzunehmen.

Ein weiterer Reiz liegt in der tiefen Einsamkeit und Schweigjamkeit, die den Reisenden oft tage- und wochenlang umgibt. In dieser Hinsicht sind jedoch individuelle Reigungen und Abneigungen zu berücksichtigen. Aber ich meine, wenige Menschen werden diesen Eindruck unberührt auf sich wirken lassen: die Ursprünglichkeit der Natur empfindet man tiefer, wenn man jene endlosen Ländereien einsam durchzieht, die sich in ihrer Jungfräulichkeit genau so erhalten haben, wie sie aus der Hand der Schöpfung hervorgegangen sind. Der Elefant und der Büffel sind in diesen fernen Gegenden scheinbar nicht weniger Herren des Landes, als wie es die schwarzen Einwohner, die Natives, sind.

Doch der Elefant und der Büffel sind selten geworden. Einstmal war Südafrika das Paradies der Jäger auf Hochwild. Neben dem Löwen und dem Leoparden, neben dem Elefanten und dem Büffel existierte — und in gewissen Gegenden existiert heute noch — das Rhinoceros, das Hippopotamus, die Giraffe und das Zebra. Es gab eine Fülle von Antilopenarten, von denen der Springbock und das Gnu sich noch in der Gegenwart am zahlreichsten vorfinden. Nirgends in der Welt war die Auswahl wilder Tiere größer wie dort. Heute muß man schon tief in das Innere bringen, um der Jagdlust zu genügen. Es kommen allerdings noch Fälle vor, wie neulich in Bulawayo, wo Löwen sich ihren Raub aus der Mitte europäischer Ansiedlung herausholen; aber im allgemeinen hat der vorwärtsdringende Kolonist das Hochwild zurückgedrängt. Auch die Kinderpest hat unter den wilden Tieren gewisser Gattung aufgeräumt. Man sagt, daß es diese waren, welche die Pest von Abeissinien nach Südafrika einschleppten.

Das interessanteste Problem, weil das verwickelteste, welches die Kolonisten zu lösen haben, ist dasjenige, welches das Verhältnis zwischen der weißen und der schwarzen Bevölkerung zu ordnen versucht. Ueberall in Südafrika sind die schwarzen den weißen Einwohnern numerisch weit überlegen. Im Oranje-reichstaat sind sie doppelt so zahlreich, in der Kapkolonie und im Transvaalgebiet dreifach, in Natal zehnfach, während in den andern Territorien das Mißverhältnis noch bedeutend größer ist. Die Totalzahl der Weißen südlich vom Zambesiflusse (welcher Fluß die Grenze zwischen Süd- und Zentralafrika bildet), beträgt etwa 750 000, während die Totalzahl der Schwarzen über 8 000 000 beträgt. Südafrika ist somit das Land der Schwarzen.

Ganz ungefährlich ist dieses Zahlenverhältnis sicherlich nicht; denn wenn auch die Natives (wie die Kaffern, Basutos, Hottentotten, Buschmänner, Zulus und andre kurzweg bezeichnet werden) dem zivilisierenden Einfluß der Kaufleute bis zu einem gewissen Grade zugänglich sind, so sind sie doch geistig stammverwandt vom Südatlantischen bis zum Indischen Ocean.

Obgleich den Hottentotten und den Buschmännern — diesen eigentlichen Aborigines des Landes —, welche infolge des Vordringens der Europäer gleichsam zusammenschumpfen, haben sich die Kaffernstämme am lebensfähigsten gezeigt. Ihre Vermehrung ist kolossal. Die Zingos zum Beispiel sind heute zehnmal so zahlreich wie vor einer Generation. Die Kaffernstämme sind also diejenigen Natives, mit denen sich die Kolonisten am meisten zu befassen haben. Meist wird wenig Umstände mit ihnen gemacht, und eine scharfe Kontrolle übt ihren Einfluß. So dürfen sie nicht abends nach neun Uhr ihr Dorf, Location genannt, verlassen und die benachbarte Stadt besuchen. Sie dürfen weder Waffen tragen noch dürfen ihnen in den meisten Distrikten spirituose Getränke verkauft werden. In dem Transvaalgebiete, wenigstens in Johannesburg, müssen alle Schwarzen eine Nummer am Arme tragen, der Kontrolle wegen. Nicht ist es ihnen in der genannten Stadt erlaubt, das Trottoir zu benutzen, sondern sie müssen in der Mitte der Straße gehen. Ueberall verrichten sie den niedrigen Dienst für die Europäer, ohne jedoch in einem Zwangsverhältnis zu diesen zu stehen. Sie brauchen eben nicht zu arbeiten, falls sie nicht wollen. Arbeiten sie jedoch, was selten genug der Fall ist, dann werden sie auch für die Arbeit bezahlt. Eine gewisse Unabhängigkeit ist den Leuten also gelassen. Zuweilen auch versucht man sie geistig zu heben. Ja, es giebt Schulen, meistens Missionsschulen, in welchen die Kinder unterrichtet werden, — sehr zum Verdruß der meisten Europäer. Wird doch behauptet, daß der ungebildete Schwarze viel fähiger und arbeitsfreudiger ist als wie der aufgeklärte. Thatsächlich beweist die Statistik, daß Diebstahl und Verbrechen jeder Art unter den zivilisierten beider „christianisierten“ Kaffern häufiger sind wie unter den von der Kultur wenig berührten.

Obgleich die Schwarzen von den Weißen jeder Rasse mit ausgesprochener Verachtung behandelt werden, so fühlen sie sich doch zu bedeutungslos, zu ohnmächtig und zu tief unter dem Niveau der Europäer stehend, um sich verletzt zu fühlen. Die Wege beider Rassen gehen in Südafrika weit auseinander, obgleich sie sich häufig kreuzen.

Ich habe während meines Aufenthaltes in dem schwarzen Erdteil auch nicht einmal eine Frechheit oder Beleidigung von Seiten der Natives erfahren, obgleich ich mit Tausenden in Berührung kam. Doch ja — einmal passierte mir ein kleines Abenteuer. Es war November letzten Jahres, zur Zeit des Aufstandes des Häuptlings Mpefu gegen die Südafrikanische Republik. Ich machte meinen allmorgendlichen Spazierritt vor dem Frühstück und hatte mich etwas weit von dem Farnhause entfernt, in welchem ich auf Besuch war. Plötzlich sprang aus einer Hütte ein mächtiger Reger, splitternacht, auf mich und schwang seinen Mjagai in circa 200 Fuß Entfernung. Zu Ermanglung einer Waffe, die ich auf meinen Ketten zu tragen niemals für nötig fand, legte ich meine schwere englische Reitgerte wie ein Gewehr gegen den Kaffern an. Dieser stupte, hielt in seinem Laufe inne, grinste freundlich und ging langsam in seine Hütte zurück.

Meine Betrachtung über die Zustände der schwarzen Eingeborenen abschließend, gebe ich hier ein Resumé meiner Untersuchungen ihrer Sehschärfe. Ich untersuchte die Augen von 1853 Natives, meist Kafferkinder über 9 und unter 17 Jahren, und zwar 1007 Mädchen und 846 Knaben. Das Resultat war folgendes:

1	hatte	Sehschärfe	gleich	20—60,
3	hatten	"	"	20—50,
35	"	"	"	20—40,
218	"	"	"	20—30,
1509	"	"	"	20—20,

50	hatten	Schärfte	gleich	20—15,
28	"	"	"	20—10,
9	"	"	"	20—5.

Mit andern Worten: Von den 1853 Untersuchten hatten 1509 eine Schärfe, die der normalen Schärfe der Europäer gleichkommt, 257 sahen besser und 87 sahen schlechter. Die Schwäche der letzteren war meist bedingt durch die in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit, ein Umstand, der beweist, daß eine fehlerhafte Augenhygiene sich auch an Kindern der dunkeln Rasse rächt. Die phänomenale Sehkraft von 20—60 (also dreifache Schärfe) war die eines Kaffernmädchens von 14 Jahren.

Im ganzen sind die angegebenen Zahlen etwas enttäuschend, denn eine so allgemeine übergroße Sehkraft, wie solche für Naturvölker meist angenommen wird, bestätigte meine Beobachtung in keiner hervorragenden Weise. — Auch auf Farbenblindheit untersuchte ich die 1853 Natives, konnte aber keinen einzigen Fall von auch nur geringer Unsicherheit in der normalen Farberkennung konstatieren.

Was die Zukunft Südafrikas betrifft, so können wir diese lapidarisch bezeichnen als abhängig von den vier Worten, die sich im Wappen des Oranjesfreistaats befinden. Die vier Worte heißen: Freiheit, Einwanderung, Geduld, Mut.

Bruno Heim-Schwarzbach.



## Litterarische Berichte.

**Der neue Gott.** Von Julius Hart.  
Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig  
1899.

Ob in der Ueberschrift der Titel richtig angegeben ist, bleibt zu bezweifeln, denn auf den ersten beiden Seiten finden sich noch folgende Neben-, Ueber- und Untertitel: Im Kampf um eine Weltanschauung; Zukunftsland, I. Band; Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Alle vier Titel zeigen jedenfalls, worauf es dem Verfasser ankommt: auf eine geistige Bewegung nach vorwärts. Hart weiß, daß die meisten Menschen in ihren Erkenntnissen und Willensregeln am Alten haften, und er glaubt, daß auch scheinbar so fühne Neuerer wie Nietzsche in Wahrheit nach rückwärts weisen. „Man hat euch am Anfang dieses Jahrhunderts die Gloden des Mittelalters geläutet, und am Ende des Jahrhunderts tanzt euch ein Nietzsche'scher Bacchantenzug entgegen, der die längst begrabenen Ideale der Renaissance als Gözenbilder mit sich führt. 13. Jahrhundert — 16. Jahrhundert: laßt die Gräfte, laßt das Tote. Neues wollen wir zeugen, neuem Leben dürsten wir entgegen“ (14). Um das Neue deutlich heranzustellen, wird Welt- und Lebensauffassung der letzten Jahrhunderte geprüft — nicht überall mit der nötigen Vorsicht, wie uns scheint, bei der Schilderung unser's Jahrhunderts aber mit großer Ein-

dringlichkeit. Indem der Verfasser den praktischen Menschen, den Detadenten, den Buddhisten der Gegenwart analysiert, bedient er sich des richtigen Verfahrens, sich und den Leser zunächst völlig in den Gedankenkreis dieser und anderer Gruppen zu versetzen, bevor er kritisiert und verwirrt. Keine dieser Anschauungen will ihm genügen, auch von der ihm noch genehmigten des indischen Illusionismus heißt es: „Bewundert diesen asiatischen Geist, bewundert ihn und laßt ihn tot sein“ (158). Das neue Lebensverständnis muß vor allem überwinden die Gegenätze des Idealismus und des Materialismus, der Einheits- und der Atomlehre, die letztlich auf einem Massenunterschied der Axiome und der Bewohner der Mittelmeerländer beruhen sollen; wir müssen begreifen lernen, daß die Welt zugleich Einheit und Vielheit, zugleich Materie und Geist ist; und hierzu bedarf es namentlich einer Reinigung, ja Vernichtung unsrer Kaufmännisch-vorstellungen. Der lausalen Erklärung stellt Hart das reine Schauen entgegen, seine Ueberlegung mündet schließlich in die Welt der Anschauung, in die Welt als Kunst. Die kommende Zeit wird wieder Idealitätsbedürfnisse haben und die eigentlich schöpferischen Geistesanlagen pflegen.

Diese Gedanken erscheinen in lebhaftem, oft dichterischem Vortrag. Doch wirkt das

fortgesetzte Anreden des Lesers ermüdend und unruhig. Außerdem scheinen uns so wie entscheidende, wichtige Gedanken auch letzte, unvergeßliche Worte zu fehlen; doch mag es daran liegen, daß das Auge des Urteilenden gegenwärtig noch nicht den nötigen zeitlichen Abstand von dem jedenfalls hervorragenden Werke hat. M. D.

**Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte.** Von Richard Bernays. Viertes Band. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Wilkowski. Berlin, V. Behrs Verlag (E. Bod), 1899. 392 Seiten. M. 9.—

Dieser vierte Band aus Bernays' Nachlaß enthält eine Reihe von Aufsätzen „zum deutschen Drama und Theater“ und „zur neuesten Litteratur“; sodann eine ganz vorzügliche Arbeit: „Zur Lehre von den Citaten und Notizen“, die jeder Schriftsteller lesen sollte. Außer diesen schon früher in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen bringt Abschnitt IV „Ungebrucktes“. Darin ist hauptsächlich die Zeit der zweiten klassischen Litteraturperiode behandelt. Mit diesem Band sind die Schriften von Bernays abgeschlossen. Die Kritik hat sie einstimmig auf das günstigste beurteilt. Wir verweisen deshalb auf unsere Anzeigen der früheren Bände („Deutsche Revue“ Februar- und Aprilheft 1898 und Juni 1899). Nur schade, daß diese vorzügliche Sammlung von Bernays' Schriften nicht auch eine kurze Biographie des großen Gelehrten gebracht hat! E. M.

**Bismarck-Portefeuille.** Herausgegeben von Heinrich v. Fojfingcr. III. und IV. Band. Stuttgart und Leipzig 1898, 1899. 188 und 209 Seiten.

Die beiden neu vorliegenden Bände des rühmlich bekannten Unternehmens enthalten eine Fülle höchst wertvoller Beiträge. Aus dem dritten Bande sei der interessante Aufsatz „Bismarck im deutsch-französischen Kriege“, der allemal die Schilderung von Augenzeugen bietet, hervorgehoben. Von besonderer Bedeutung ist auch der ausführliche Beitrag: „Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab“, in dem eine genaue Darstellung der Thätigkeit des Fürsten Herbert als Staatssekretär gegeben wird. Von den übrigen Abschnitten sind noch hervorzuheben „Bismarck und Professor Jhering. Aus Bismarcks Studentenzeit“, „Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers“, „Eine Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878“.

Im vierten Bande wird die Sammlung der Berichte von Augenzeugen über „Bismarck im deutsch-französischen Kriege“ fortgesetzt. Hohes Interesse beanspruchen die Mitteilungen von L. Binder und andern: „Aus Bismarcks Leben“ und die „Gespräche des

englischen Malers Richmond mit Bismarck“. Ausführlich wird in dem Aufsatz „Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter“ die Thätigkeit des Grafen Wilhelm Bismarck geschildert. Beide Bände enthalten außer einer Reihe anderer Beiträge, die hier nicht alle aufgezählt werden können, noch eine beträchtliche Anzahl neuer Bismarck-Briefe. Als wertvolle Materialiensammlung verdient das Unternehmen v. Fojfingers angelegentlich Empfehlung. Für ein genaueres Studium der Geschichte Bismarcks ist es unentbehrlich. Br.

**Im Lebensdrange.** Roman von Elisabeth Dauthendey. München i. S. J. C. C. Bruns. 180 Seiten.

Erstlingswerke, besonders von Schriftstellerinnen, werden leicht mit einem gewissen Aber zur Hand genommen. Das vorliegende Buch dagegen offenbart ein solch erfreuliches Können, verrät eine solch feine Künstlernatur, daß es wirklich wert ist, ernstliche Beachtung zu finden. Die Schicksale einer nach Licht und Liebe dürstenden Mädchenseele, die allein „im Lebensdrange“ in fast unlöbliche Konflikte sich begibt, sind ergreifend geschildert. Der besondere Vorzug des Romans ist der Reichtum an herrlichen, lebenswarmen Bildern, deren Ueberfülle freilich für die Verfasserin in ihrer weiteren dichterischen Entwicklung eine Gefahr werden könnte. — ck.

**Komik und Humor.** Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung. — Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge. Von Theodor Lipp's. Hamburg 1898 und 1899. L. Hoff.

Die beiden neuesten Bücher des Münchener Philosophieprofessors Theodor Lipp's zeigen wiederum alle Vorzüge ihres Autors: sie behandeln die Probleme mit größter Gründlichkeit, spüren allen Möglichkeiten nach und gewinnen durch eine scharfsinnige und eingehende Analyse sehr beachtenswerte Ergebnisse. Die Schrift über Komik und Humor stellt eine Umarbeitung und Erweiterung älterer Ansätze dar, die den Fachgenossen gut bekannt, aber in einer nunmehr eingegangenen Zeitschrift verfaßt waren. Daher wird die Neuansgabe gewiß allgemein mit Freuden begrüßt werden. Den Lesern der „Deutschen Revue“ möchten wir das Buch aus folgenden Gesichtspunkten empfehlen: Man kann aus ihm lernen, wie ein so verbreitetes und selbstverständliches Gefühl, wie das für Komik und Humor, der wissenschaftlichen Erklärung die größten Schwierigkeiten bereitet. Wir laden im großen und ganzen alle über dieselben Dinge, aber wenn man uns fragt: weshalb? so wissen wir keine Antwort zu geben. Hierzu nun verhilft uns wenigstens teilweise die vorliegende Untersuchung, indem sie uns über Gattungen und

Unterarten, Psychologie und Theorie der Komik belehrt. — Aus einem verhältnismäßig engen Kreis treten wir in ein sehr weites und bedeutungsvolles Gebiet, indem wir uns dem Inhalt des andern Werkes zuwenden. Die hier vereinigten zehn Vorträge sind teilweise im Volkshochschulverein zu München gehalten worden. Damit hängt zusammen, daß die Darstellung sehr einfach und verständlich gehalten ist. Aber der Gedankengang kann auf strengste Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben: er geht einigen Grundproblemen nach und berührt dabei auch Fragen, die heutzutage im öffentlichen Leben und in der Diskussion eine große Rolle spielen. Besonders dankenswert erscheint uns, daß der Verfasser die wichtigen Zusammenhänge zwischen ästhetischen und ethischen Thatsachen berührt. Könnte er sich entschließen, die ganze Aesthetik in gleicher Form und Kürze darzustellen, sowie das kleine Lehrbuch der Logik in diesem Sinn umzuarbeiten, so würde ihm das philosophisch interessierte Publikum ebenio viel verdanken, wie der kleinere Kreis der Fachgenossen ihn verdankt. M. D.

#### **Hannoverscher Courier 1849 bis 1899.**

Feitschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Zeitung von Dr. Otto Kunze-müller. Hannover 1899. Gebrüder Jänecke, 106 Seiten.

Die vorliegende Feitschrift ist nicht nur eine Kundgebung pro domo, sondern zugleich ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens in Deutschland einerseits und zur politischen Geschichte Hannovers andererseits. Eine politische Tagespresse in unserm Sinne gab es in diesem Lande erst, nachdem König Ernst August 1848 die Zensur aufgehoben und Pressfreiheit gewährt hatte. Die erste große Tageszeitung entstand dort mit dem Ende des Jahres 1848, als die „Bremer Zeitung“ unter dem Titel „Zeitung für Norddeutschland“ dorthin verlegt wurde. 1872 wurde dies Blatt mit dem „Hannoverschen Courier“ vereinigt, dessen Namen es seitdem als Haupttitel führt. Die Feitschrift begleitet die Zeitung durch alle wichtigen Phasen ihrer Entwicklung, von denen namentlich die Abschnitte bis zum Jahre 1866 von allgemeinerem Interesse sind. Br.

#### **General Della Rocca 1807 bis 1870.**

Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. v. Bodenhausen. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Wenn auch der geschichtliche Wert von persönlichen Erinnerungen an große Zeitereignisse immer nur ein sehr bedingter sein wird, da den Verfassern eben ihre Teilnahme daran einen allseitigen Ueberblick unmöglich

macht, auch die jeweilige Parteilichkeit einer unbefangenen Würdigung der Gegenbestrebungen hindernd in den Weg tritt, so sind sie doch auf der andern Seite unschätzbar, weil sie einen viel klareren Einblick in die treibenden Kräfte der Bewegung gewähren, als dies einer „objektiven“ Geschichtsschreibung möglich ist. Zu den besten und feinsten Memoirenwerken unsrer Zeit gehört unstrittig das vorliegende Werk, das dem deutschen Leser, allerdings stark zusammengezogen, in einer vortrefflichen Uebersetzung geboten wird. General Della Rocca gehört zu den Männern, die sich große Verdienste um die Einigung Italiens erworben haben. Als Diplomat nicht minder denn auf dem Schlachtfelde hat er viel zum Erfolge der italienischen Politik beigetragen. Und da er sich des besondern Vertrauens Viktor Emannels erfreute, so befand er sich stets im Mittelpunkt der Ereignisse. Mit scharfer Beobachtungsgabe und einer nicht gewöhnlichen schriftstellerischen Begabung ausgestattet, hat er ein höchst lebendiges Bild der inneren und äußeren Einigungskämpfe seines Vaterlandes geliefert, die am 20. September 1870 mit dem Einzug der italienischen Truppen in Rom ihren Abschluß fanden.

Paul Seliger (Leipzig-Gaußsch).

#### **Die Sehnucht. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. Dresden und Leipzig 1899. Carl Reißner. 186 Seiten.**

Der trefflichen, mit vollendeter Kunst behandelten Novelle „Unter der Linde“, die uns früher in einer Zeitschrift schon begegnete, hat der Altmeister der Erzählungskunst hier zwei weitere angefügt, welche in ihrer eben Einfachheit ebenfalls den Stempel seines Dichtergeistes tragen, und sie unter dem genannten Gesamttitel erscheinen lassen. Wir lernen an den uns vorgeführten Lebensschicksalen die zehrende Sehnucht des Herzens verstehen, das nach Glück und Liebe dürstet auch dann, wenn beide nicht mehr möglich sind, ja das Leben überhaupt Unmöglichkeit geworden. Wo, wie hier, bei einer wunderbaren Ruhe der Schilderung, unter der das verborgene Feuer glüht, der Gang der Entwicklung so natürlich und deshalb so ergreifend zum tragischen Schluß sich auswächst, da trifft als höchstes Lob das Wort zu: simplex sigillum veri. — ck.

#### **Grundzüge der deutschen Agrarpolitik.**

Von Dr. A. Buchenberger, Präsident des Großherzoglich badischen Finanzministeriums. Zweite Auflage. Berlin 1899. Paul Parey. 299 Seiten. Das vorliegende Buch, in dem alle Fragen der Agrarpolitik, die technischen sowohl wie die finanziellen und sozialpolitischen, ausführlich erörtert werden, giebt der Uebersetzung Ausdruck, daß eine „auf mittlerer

linie“ und unter wohlmeinender Rücksichtnahme auf die Interessen anderer Berufsstände sich bewegende Politik der Agrarpflege die zweckmäßigste sei. Am Schlusse des gehaltvollen Werkes faßt der Verfasser seine Meinung noch einmal so zusammen: Die Agrarpolitik soll nachhaltig den Interessen des landwirtschaftlichen Berufsstandes in allen seinen Verzweigungen sich widmen, ihr oberstes Ziel die Erhaltung einer gesunden Grundeigentumsverteilung sein, die ihrerseits in der Erhaltung und Hebung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit wurzelt; aber diesem Zwecke dürfen nicht staatssozialistische Mittel dienen. Die Agrarpolitik soll der Forderung des Schutzes der nationalen Arbeit jederzeit gerecht werden, da diese Forderung nirgends mehr angebracht ist als gegenüber dem Produktionsmittel Grund und Boden, von dessen fleißiger und intensiver Bestellung nationale Wohlfahrt und Stärke von jeher bedingt war und selbst in industriell vorgeschrittenen Staaten dauernd bedingt ist. Aber in der Verwirklichung dieser Forderung ist alles zu vermeiden, was auf Unterbindung des Selbstverantwortlichkeitsgefühls hinausläuft und deshalb nicht dem wirtschaftlichen Fortschritt, sondern dem Stillstand die Wege ebnet würde. Also Staatshilfe, die der Selbsthilfe Vorschub leistet; Selbsthilfe, die auf wohlmeinende, verständnisvolle Staatshilfe sich Rechnung machen darf. Nur in diesem Zeichen wird die Landwirtschaft siegen.  
Br.

### Die Philosophie Friedrich Nietzsches.

Von Henri Lichtenberger. Eingeleitet und überleitet von Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden und Leipzig 1899. Verlag von Karl Reischer. Das Buch ist zur ersten Einführung in die Philosophie Nietzsches vortrefflich geeignet. Frau Förster hatte zuerst selbst die Absicht, als Ergänzung zu der Biographie ihres Bruders die Grundzüge von dessen Lehre kurz darzustellen; sie gab aber diese Absicht auf, als ihr das Buch von Henri Lichtenberger „La philosophie de Nietzsche“ zugeing. Hier fand sie das, was sie sagen wollte, in klarer, gedrängter Form zum Ausdruck gebracht und faßte sofort den Entschluß, eine deutsche Bearbeitung des Buches zu veranstalten. In einer ausführlichen Einleitung giebt sie aus ihrer intimen Kenntnis heraus wertvolle Anhaltspunkte über den inneren Werdegang des Philosophen, hauptsächlich über die Personen und Bücher, die seine Entwicklung beeinflusst haben.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Eigenart der Lehre Nietzsches in ihrer scharf betonten ausschließlichen Subjektivität und ihrer Unbelumtbarkeit um logische Beweisen und lückenlosen Zusammenhang der systematischen Zusammenfassung ihrer Ergebnisse zu wider-

streben scheint. Aber ganz abgesehen davon, daß, wie Lichtenberger ausführt, eine Einzelanalyse seiner Werke eine Menge von Widersprüchen ergeben würde, und man ihm ferner zugeben kann, daß Nietzsche in der That ein festgefügtes und wohlgegliedertes System im Stoffe gehabt hat und lebendig durch seinen Gesundheitszustand verbunden worden ist, es im Zusammenhange darzulegen, so scheint es uns doch zum Zwecke wissenschaftlicher Darstellung und kritischer Prüfung der Weltanschauung Nietzsches vollständig unerlässlich, den Inhalt seiner Philosophie, losgelöst von der zufälligen Darstellungsart bei ihrem Urheber selbst, nach den in Betracht kommenden Gesichtspunkten zu ordnen. Es scheint uns mit Nietzsche ähnlich bestellt zu sein wie mit Platon; auch dieser hat keine zusammenfassende Darstellung seiner Lehre hinterlassen, aber gerade deshalb kann die Geschichte der Philosophie nie darauf verzichten, das „System“ Platons aus den einzelnen Bausteinen zu konstruieren. Das hierbei mehr Streitpunkte auftauchen als bei wirklich systematischen Philosophen, liegt in der Natur der Sache, muß aber, weit entfernt, ein Grund zu sein, diese Werke zu unterlassen, im Gegenteil einen Ansporn zu immer erneuter Prüfung und vollständigerer Durcharbeitung bilden.

Lichtenberger giebt nun in seinem Buche eine erschöpfende und sich durch große Klarheit auszeichnende Darstellung der Grundgedanken der Lehre Nietzsches und bietet auch durch zahlreiche Citate aus den Werken des Philosophen selbst dem Leser Gelegenheit, von der Eigenart Nietzsches eine lebendige Vorstellung zu gewinnen — allerdings bleibt es auch hier der beste Rat, selbst aus erster Quelle zu schöpfen. Nur würden wir es lieber gesehen haben, wenn die Erörterungen über die metaphysischen Grundlagen der Nietzsche'schen Lehren, die zu ihrem Verständnis unumgänglich notwendig sind, in der Darstellung des „Systems“ selbst (im vierten und fünften Buch) ihren Platz gefunden hätten. Das Werk würde so an Geschlossenheit gewonnen haben.

Die hauptsächlichlich von Herrn Eppel-Bronikowsti gelieferte Uebersetzung ist geradezu musterhaft; sie liest sich wie eine Originalarbeit.

Paul Seliger.  
(Leipzig - Gaußsch.)

**Liebe.** Novellen von Marie zur Meege. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1899. 454 Seiten.

Ein unbedingter Vorzug dieses Novellenstrauses ist eine schlichte Sprache und rubigen Fortschreiten der Handlung. Was die Kleineren der dargebotenen Stücke durch solche Einfachheit verlieren mögen, indem sie als fast zu harmlose Skizzen erscheinen, das gewinnen



die größeren eben dadurch in einer Weise, daß sie zu Verlen gesunder und gediegener Erzählungskunst werden. Wir glauben, daß die Verfasserin mit mehr Glück, ja mit durchschlagendem Erfolg an größeren Stoffen sich verücht und erbliden im vorliegenden Buche einen Beweis ihrer in dieser Richtung liegenden Begabung. — ck.

**Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts.** Von Dr. Herman Schell, Professor der Apologetik und vergleichenden Religionswissenschaft an der Universität Würzburg. 7. Auflage. Würzburg 1899. A. Göbel. 126 S.

Die Geschichte dieses Buches dürfte allgemeiner bekannt sein als sein Inhalt. Wie in allen Zeitungen berichtet worden ist,

wurde es von der römischen Kommission zur Kontrolle der Litteratur verdammt, worauf sich der Verfasser den kirchlichen Autoritäten unterwarf. Der Titel ist, wie Professor Paulsen in den „Kantstudien“ geistreich ausgeführt hat, als Optativ, nicht als Indubital gemeint. Der Katholizismus als solcher ist nach der Ansicht Schells allerdings ein Prinzip des Fortschritts. Thatsächlich und wirklich steht aber bei den katholischen Völkern dem geistigen Fortschritt sehr viel im Wege, so daß, wie italienisch nachgewiesen ist, bei den Katholiken ein großer Rückstand in der höheren Schulbildung und Verurspflage besteht. Die Gründe dieser Erscheinung zu erforschen und Mittel der Abhilfe zur Erörterung zu bringen, ist der Zweck der vorliegenden interessanten Schrift. Br.



## Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

**Bloch, Johann v.,** Wirkungen der modernen Feuerwaffen. Nach Angaben des russischen Werkes „Der Krieg“. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 80 Pf.

**Büchner, Dr. Karl,** Arbeit und Rhythmus. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—

**Büdingen, Dr. med. Theod.,** Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Streifzüge eines Arztes in das Gebiet der Strafrechtspflege. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 80 Pf.

**Consonanzen und Dissonanzen,** Gedichte eines ungarischen Musikers. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 2.50.

**Dekorative Kunst,** Zeitschrift für angewandte Kunst. II. Jahrgang, Heft 10 und 11. München, Verlagsanstalt F. Brackmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

**Deutsche Juristen-Zeitung,** Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 14—16. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

**Die Waffen nieder!** Monatschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. VIII. Jahrgang, Juni 1899, Nr. 6. Dresden, G. Pierfons Verlag. M. 1.50 vierteljährlich.

**Faistenfeld, Max,** Rat und Riefische. Leipzig, W. Friedrich. 60 Pf.

**Fleischner, Prof. Ludw.,** Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Band I der „Sammlung kaufmännischer Lehrbücher“. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. Gebunden M. 3.—

**Furcht, Walter,** Richard Schmel. Seine kulturelle Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Ceanu und zur Moderne. Minden i. W., J. G. C. Brubns Verlag. M. 1.—

**Gerot, Carl,** Das Geschlecht des Embryo. Berlin, S. Gabriel. M. 1.50.

**Graphologische Monatshefte.** Organ der Deutschen graphologischen Gesellschaft. III. Jahrgang. Nr. 67. Juni und Juli. München, Karl Schuler. (Jährlich 12 Nummern M. 8.—)

**Guttman, F.,** Die Mündelsicherheit der deutschen Hypothekenpfandbriefe. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.20.

**Hack, C.,** Was der Kaufmann vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muss. Band I der „Sammlung kaufmännischer Rechtsbücher“. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. M. 2.75.

**Hanel, Erich,** Spätgotik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur, vornehmlich im 15. Jahrhundert. Mit 60 Abbildungen. Stuttgart, Paul Neff. M. 5.—

**Jacobowski, Ludwig,** Leuchtende Tage. Neue Gedichte. Minden i. W., J. G. C. Brubns Verlag. M. 4.—

**Jugend,** Münchener illustrierte Wochenchrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 28 bis 31. München und Leipzig, G. Hirtzs Verlag.

**Kaisenberg, Moriz v.,** Der Junker Werner von Brunsbauken. Historischer Roman. Marburg, R. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 4.—

**Lammfromm, Dr. Hermann,** Teilung, Darlehen, Auflage und Umsatzvertrag. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.40.

**Lehmann, Bodo,** Die deutsche Reichsangehörigkeit vom nationalen und internationalen Standpunkt. Sonderabdruck aus den „Annalen des Deutschen Reichs“ 1899. München, G. Hirtzs Verlag. M. 1.75.

**Monod, Adolf,** Das Weib. Die Bestimmung und der Beruf der Frauen. Nach dem Französischen bearbeitet und mit Zusätzen aus andern Schriftstellern versehen von Dr. Ferd. Senecke. Neunte Auflage. Hannover, Carl Neher. M. 1.60.

**Rüster, Dr. Josef,** Der Reformkatholizismus. I. Teil:

- Die wissenschaftliche Reform (R. 1.60); II. Teil: Die praktischen Reformen (R. 2.—). Zürich, Caspar Schmidt.
- Muret-Sanders, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. II. Teil (Deutsch-Englisch). Lieferung 12. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.
- Rennenmacher, Dr. G., Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Wien, A. Hartlebens Verlag. Gebunden R. 2.—
- Cerhan, Georg v., Unter und gefragt. Wien, A. Hartlebens Verlag. R. 2.—
- Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 7.) July. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually \$ 1.—
- Pfungst, Dr. Arthur, Ein deutscher Buddha (Oberpräsidialrat Th. Schulze). Biographische Skizze. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 75 Pf.
- Preuß, Willh. O., Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. R. 4.—
- Revue de Paris, La. 6<sup>e</sup> Année. Nr. 13. 1<sup>er</sup> Juillet; Nr. 14. 15 Juillet; Nr. 15. 1<sup>er</sup> Août; Nr. 16. 15 Août 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.
- Rigautini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 16. Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1.— pr. Lieferung.
- Rohrer, Friedrich, Trifahn und Hofde. Eine Tragödie. Leipzig, Jul. Neuberger. R. 2.—
- Rohrer, Wilhelm, Nationalökonomik des Handels und Gewerbetreibenden. Ein Hand- und Lehrbuch für Geschäftsmänner und Studierende. Dritter Band von Rohrer, System der Volkswirtschaft. 7. Auflage, bearbeitet von Willh. Stieck. Stuttgart, J. G. Gotsche Buchhandlung Nachf.
- Rosenrad, C., Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands. Vortrag, gehalten in der Society of Arts, Manufactures and Commerce zu London. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.20.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Birkow. Neue Folge. Heft 319: Ein amerikanischer Diogenes (Henry D. Thoreau). Von R. Knorr. (75 Pf.) Heft 320: Rindenschädel und Polizei im alten Iserburger Lande. Von Dr. Ed. Otto. (R. 1.—) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
- Schandorff, Sophie, Erste Liebe. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von W. Mann. München, Albert Langen. R. 1.—
- Schanz, Frida, Harzstagebuch. Eine Harzreise in eigenhändigen Aufzeichnungen und Skizzen. Illustrirt von E. Schulz. Leipzig, G. F. Ziefenbach. Gebunden R. 2.—
- Söhne, Dr. Franz, Unsere Pflanzen. Ihre Namens-
- erklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksglauben. Zweite Auflage. Leipzig, V. G. Teubner. Gebunden R. 2.40.
- Spigner, Dr. Alfred, Psychogene Störungen der Schulkinder. Ein Kapitel der pädagogischen Pathologie. Leipzig, G. Ungleich. R. 1.—
- Stratz, Dr. C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. Mit 96 teils farbigen Abbildungen und 4 Tafeln in Heliogravüre. Vierte Auflage. Stuttgart, Ferd. Enke.
- Strümpell, Ludw. Prof., Die pädagogische Pädagogie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Dritte Auflage. Herausgegeben von Dr. Alfred Spigner. Leipzig, G. Ungleich. R. 8.—
- Tausend-Bilder-Bibel. Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Verdeutscht von Dr. Martin Luther. Bg. 2 bis 5. (Erscheint in 40 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Torziani, Karl, Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Bänden. Zweite Auflage. Dresden, Biersch's Verlag. R. 8.—
- Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig, V. G. Teubner. Gebunden R. 5.—
- Tyndall, John, Fragmente aus den Naturwissenschaften. Vorlesungen und Aufsätze. Zweite, autorisierte deutsche Ausgabe, übersetzt von A. v. Helmholtz und E. du Bois-Reymond. In zwei Bänden. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. à M. 8.—
- Volkshede. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. 63., reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 50 Pf.
- Weihenfels, Richard, Der junge Goethe. Vortrag. Zum Besten des Strassburger Goethe-Denkmal. Freiburg i. B., J. G. B. Mohr.
- Welter, Alfons, Frederik Bristral, der Dichter der Provence. Marburg, R. G. Eimerische Verlagsbuchhandlung. R. 4.—
- Wenn Gedruckt ein Schiller gemietlich sin. Ae klassischer Vorberikan, dargetracht von ännen alden Leib'ger. Leipzig, Gemin Bornmanns Selbstverlag.
- Wittenberg, Dr. Max, Mündelgelder und Hypothekentbanken. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.60.
- Xenologie. Wissenschaftliche Zeitschrift zur exakten Erforschung der sogenannten okkulten That-sachen und der zurzeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Herausgegeben von Dr. med. Ferd. Maack. Heft 1 und 2. Mai und Juli 1899. Jahrgang sechsmal; Jahresabonnement M. 6.—. Hamburg, im Verlag des Herausgebers.
- Zieger, Bruno, Ein sächsischer Merkantilist über Handelsschulen und handelswissenschaftliche Abteilungen an Universitäten. Verlag der Handels-Akademie Leipzig. M. 2.—

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unbenutzter eingereicherter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einreichung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

# Hannoverscher Courier.

51. Jahrgang.

Das niedersächsische Landesblatt im besten Sinne des  
→ Wortes auf nationaler und liberaler Grundlage. ←  
Gelesenste Zeitung Nordwestdeutschlands.

→ Erscheint wöchentlich 12 Mal. ←

Literarische Sonntagsbeilage „Unser Hausfreund“.

Landwirthschaftliche Zeitung.

Abonnementspreis Mk. 6,25 einschl. Postzuschlag bei allen Postämtern,  
für die Stadt Hannover bei der Expedition Mk. 5,—.

Eigene Telegraphenleitung.

Ausführliche telegraphische Wiedergabe der Parlaments-Verhandlungen  
in der nächsten Morgen-Ausgabe.

Eigenes Redactionsbureau in Berlin,  
Unter den Linden 51.

Eigene Correspondenten an allen Orten der Provinz Hannover, den  
Nachbargebieten und den wichtigeren Plätzen innerhalb und außerhalb  
des Reiches.

Reichhaltige politische Correspondenzen, gediegene Leitartikel  
vom Standpunkte unabhängig reichstreuer Haltung aus, prompte und  
sachliche Berichterstattung.

Sorgfältig gepflegtes vornehmes Feuilleton, auserlesene Romane und Novellen.

== Reichhaltiger unparteiischer Handelstheil. ==

Umfangreicher Bericht der Berliner Gese.

Verloosungsliste von Werthpapieren und Loosen. Vollständige  
Ziehungsliste der preußischen Klassenlotterie.

Insertionsorgan allerersten Ranges.

Insertions-Preis: Residenzstadt und Provinz Hannover 25 Pfg.,  
von außerhalb der Provinz 35 Pfg. für die  
Petitzeile oder deren Raum. Reclamen die breite Zeile 1 Mk.

Run sind die schönen Tage dahin; im kalten Herbstwind erschauern die letzten Blumen. In bunter Pracht stehen wieder die Laubwälder, und die Ranken des milden Weins pendeln glütrot an der Mauer. Die Apfelbäume werden ihrer rotbackigen Last entladen, und der Winger rüflet sein Geschirr. Die kleinen gefiederten Säger sind weggezogen, und nur noch die Spagen machen sich breit, denn es giebt ja so viel jetzt zu naschen. Die Wadepflüge sind verdrödet; nur vereinzelt zieren noch leuchtende Blumen den geplünderten Garten. Obstgeruch und der Dunst des gärenden Mostes weht uns entgegen. Holz- und Kohlenfuhrwerke beleben die Straken, und vor den zum Lüften geöffneten Kellern lagert der Küfer die in Stand gestellten Fässer. Die Picknickpläge im Walde sind vereinsamt, denn die Geselligkeit fählet sich bereits wieder behaglicher unter dem Ziegeldach, gemüthlich versammelt man sich



am frühen Abend beim freundlichen Lampenlicht. Am Morgen aber da schläft sich's so wohlthig im weichen Bette; so wohlthig, daß es die Kinder nicht zum Aufstehen geläset. Wohl schnarrt der Wecker rückichtslos ins Dunkel, und die Kleinen sollten prompt die Decke zurückschlagen auf das eindringliche Kommando; aber es ist so schwer, die Augen zu öffnen und dem mollig warmen Nestchen zu entsteigen. Nur noch ein klein bißchen liegen bleiben, seufzt ein kleiner Schelm. Da tönt ein feines Klingeln an sein Ohr — ah, nebenan in der Stube wird der Tisch zum Frühstück gedeckt! Ein vertrautes, feines Aroma umschmeichelt die rosigten Näschchen. Uha! jetzt kommt Leben in die kleinen Schläfer; denn als lodender Lichtpunkt in unfreundlich düsterem Frühlucht erscheint ihnen die köstliche Tasse Cacao.

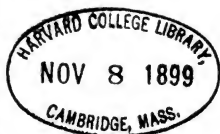
# Deutsche Revue

## Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



129

### Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Graf Kemate . . . . .	Die Geheimagenten Ludwigs XVIII. Nach ungedruckten Briefen derselben . . . . . 291
Otto von Leitgeb . . . . .	Alte Rechnung . . . . . 139
Luisa Lüdemann . . . . .	Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche einer Großfürstin von Rußland. Nach den Aufzeichnungen eines verstorbenen Verwandten (Fortsetzung) . . . . . 152
Ludwig Stein in Bern . . . . .	Gefühlsanarchie. Ein Beitrag zur Psychologie des Mystizismus . . . . . 164
Dr. Hans Leyden . . . . .	Die Mittel und Wege zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit . . . . . 188
Albrecht Weber . . . . .	Zur indischen Religionsgeschichte. Eine kursorische Uebersicht . . . . . 199
Hans Jahn (Berlin) . . . . .	Zur Erinnerung an R. W. Bunfen . . . . . 229
General Izzed Snad Pascha, Kommandant der Kaiserlich ottomanischen Kavallerie in Aleppo (Syrien):	Eine Episode aus der ersten Orientreise Kaiser Wilhelms II. . . . . 285
L. Gerland . . . . .	Die Physik im neunzehnten und ihre Aufgaben für das zwanzigste Jahrhundert . . . . . 240
Berichte aus allen Wissenschaften	. . . . . 249
Geschichte: Dr. Fr. Guntram Schultzeiß: Begriff und Aufgabe der Weltgeschichte.	. . . . . 253
Litterarische Berichte	. . . . . 253
Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater. Von Eugen Jabel. — Can we disarm? By Joseph Mc.Cabe, written in collaboration with Georges Darien. — Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Heco (Tokio). — Immaculata. Roman von Robert Raberti. — Bismarck in der Karikatur. 230 französische, englische, russische, italienische, amerikanische, Wiener, deutsche, Schweizer und so weiter Karikaturen. Gesammelt und mit erläuterndem Text versehen von R. Walther. — Die Kunst. Monatschrift. — Ferdinand von Saar, Nachklänge. (Neue Gedichte und Novellen.) — Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Von A. E. Mahan. — Kaiser Friedrich. In neuer, quellenmäßiger Darstellung von Margarete v. Boshinger. — Kunstformen der Natur. Von Prof. Dr. Ernst Haeckel. — Ostaasiatische Wanderungen. Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea. Von Ernst Oppert.	. . . . . 255
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	. . . . . 255

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage erscheint gegenwärtig:

# Tausend-Bilder-Bibel.

Die ganze Heilige Schrift  
des Alten und Neuen Testaments  
nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers.

Mit 1000 Bildern nach den Meisterwerken christlicher Kunst.

40 Lieferungen zu 40 Pfg. Alle 8 bis 14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Mit vollem Recht nennt man die Bibel das „Buch der Bücher“, denn alle irdische Weisheit wurzelt in ihr, alle edeln Regungen des Herzens entsprechen aus der göttlichen Lehre. Die Bibel ist die Grundlage aller Tugenden, ihr entspringt der Born der echten Gottesfurcht, der reinen Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Auf dem Buche der Bücher baut sich die christliche Religion auf, und „die Religion“, sagt Herder, „ist die höchste Humanität des Menschen“. — Die Heilige Schrift hat eine Verbreitung gefunden wie kein andres Buch; in alle Sprachen der Welt übertragen, ist sie dem Wege der Kultur gefolgt, soweit diese sich den Erdkreis eroberte, und ungezählten Millionen von menschlichen Herzen hat sie Trost und Erbauung gebracht.

Seitdem sich die bildende Kunst in den Dienst des Christentums gestellt, hat sie ihre höchste und edelste Aufgabe darin gesehen, die Gestalten und Vorgänge der Heiligen Schrift der Gemeinschaft der Christen zur Anschauung zu bringen.

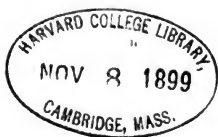
So ist die Geschichte der religiösen Kunst jahrhundertlang die Geschichte der Kunst überhaupt gewesen, und keiner der großen Meister der Kunstgeschichte, zu denen die Nachwelt in dankbarer Verehrung emporblickt, ist an der Bibel vorübergegangen. Nicht wenige verdanken ihr sogar die Eingebung zu den höchsten Offenbarungen ihrer Kunst, deren Anblick auf den Beschauer mit der Kraft religiöser Erhebung und Erbauung wirkt. Zu verfolgen, wie sich das Wort Gottes in den Geisern von Künstlern verschiedener Zeiten und Völker widergespiegelt hat, gehört zu den edelsten geistigen Genüssen, die sich ein gläubiger, religiös empfindender Mensch bereiten kann.

Dazu will die „Tausend-Bilder-Bibel“ helfen, die nach sorgfältiger Vorbereitung in die Öffentlichkeit tritt und um Freunde wirbt, die sie — des sind wir gewiß — in jedem christlichen Hause finden wird. Im Gegensatz zu andern Bilder-Bibeln sind zu den Illustrationen der „Tausend-Bilder-Bibel“ die Meisterwerke der deutschen und ausländischen Künstler von der Zeit der Renaissance bis auf die Gegenwart herangezogen worden. Keines der Werke religiöser Kunst, die im Laufe der Jahrhunderte zu klassischer Geltung gelangt sind, wird in der „Tausend-Bilder-Bibel“ fehlen, und von den Italienern des fünfzehnten Jahrhunderts und der Blütezeit, von Leonardo, Raffael, Michelangelo und Tizian, bis auf die Künstler unserer Zeit sollen alle jene Meister vertreten sein, die die höchste Weise ihres Schaffens in der Ausübung der religiösen Kunst erblüht haben.

Ja, einen weichenollen Genuß soll die „Tausend-Bilder-Bibel“ gewähren, und darum hat uns bei der Auswahl der Illustrationen besonders die Rücksicht auf Schönheit und Adel der Formen, auf den Ausdruck schärfster Wahrheit und Empfindung geleitet. Diese neue Bilder-Bibel soll mit dem Worte Gottes auch echte und edle Kunst in das deutsche Haus, in die deutsche Familie tragen, und so wollen unsre Bilder schon in das Kindergemüt die Keime der Empfanglichkeit für die höchsten Ideale der Kunst pflanzen.

Die „Tausend-Bilder-Bibel“ erscheint in 40 Lieferungen von durchschnittlich 40 Seiten zum Preise von nur 40 Pfennig für jede Lieferung, so daß jedermann, selbst dem minder Bemittelten, die Anschaffung dieses vornehmlichen Hauses- und Familienbuches leicht ermöglicht ist. Alle 8 bis 14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslands, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent entgegen, die sämtlich auch gern bereit sind, die erste Lieferung zur Ansicht ins Haus zu senden.



## Die Geheimagenten Ludwigs XVIII.

Nach ungedruckten Briefen derselben.

Von

Graf Kemacle.

Paris, 1. März 1803.

Der Karneval ist eine derjenigen Zeiten, in denen der Beobachter, wenn nicht die öffentliche Meinung, so wenigstens doch den Grad der Zufriedenheit und des Wohlbehagens gewahren kann, der in den unteren Volksklassen herrscht. Seit dem 18. Brumaire hatten sie sich mit einer Art Trunkenheit die Wiederkehr dieser heiteren Thorheiten zu nuze gemacht, die man seit der Revolution nicht mehr gekannt. Im vorigen Jahre waren die Straßen trotz des schlechten Wetters und des Schmutzes von Masken überflutet, die zahlreicher und lärmender auftraten, als vielleicht in irgend einem Jahre des alten Regimes. Die nunmehr hinter uns liegenden schönen Karnevalstage haben uns nicht das gleiche Schauspiel dargeboten. Wir hatten gleichwohl am Sonntag und am Dienstag viele Masken. Ihre Maskentracht war sogar ziemlich reich, nur zu oft wiederholt. Aber selbst die Sauberkeit der Kostüme, die Regelmäßigkeit, mit der der Zug sich bewegte, und die ruhige Haltung derjenigen, die daran teilnahmen, ließen deutlich genug erkennen, daß es meist von der Polizei bezahlte Leute waren, die nicht da waren, um sich zu amüsieren, sondern um in aller Gemütsruhe ihren Sechsfrankenthaler zu verdienen und um wenigstens den Maulaffen, die sich dadurch trotzdem keinen Sand in die Augen streuen ließen, den Anschein allgemeiner Fröhlichkeit zu gewähren. Allerdings wenn das Volk unter der Last der Steuern und der Lebensmittelteuerung seufzt, wenn die Konstriktion die Familien zur Verzweiflung bringt und die Grippe eine große Anzahl derselben in Trauer versetzt hat, dann kann man keine großen Freudentumgebungen erwarten. Das Volk hatte sich in Menge auf den Straßen aufgestellt, durch die die Masken kommen sollten, aber nur aus Neugierde und so, wie es zu jedem andern Schauspiel herbeigeilt wäre; und die Reihe der mit Masken und Neugierigen angefüllten Wagen, die ab und zu von den Leichenwagen gekreuzt wurden, welche die letzten Opfer der herrschenden Krankheit zum Kirchhofe führten, boten mehr Stoff zum Nachdenken als Anlaß zur Heiterkeit dar. —

Es ist interessant, diese absichtlich pessimistisch gefärbten Urteile des Korrespondenten des Königs mit den Eindrücken des preussischen Komponisten Reichardt zu vergleichen, der sich um dieselbe Zeit in Paris befand. In einem vom 18. Februar datierten Briefe des Kapellmeisters Friedrichs II. liest man folgendes Urteil, das mit dem des Korrespondenten übereinstimmt: „Die Maskeraden, die in den Straßen umherlaufen, sind unter ähnlichen Umständen zu stande gekommen. Fast alle setzen sich aus Leuten des Volks zusammen, die von der Polizei leicht gewonnen sind, damit sie der Hauptstadt keine Schande machen. Dem Karneval fehlt es dieses Jahr augenscheinlich an innerem Leben und so weiter.“ Trotzdem erzählt er vier Tage später (22. Februar) von einem sehr lustigen Tage: „Der Garten des Palais Royal war das Stellbühnen von einer Menge maskierter Frauen und Männer, die sich tausend tollen Lagen überließen; die Tuilerien wimmelten von gutgekleideten Leuten, die sich gleichfalls auf das beste belustigten. Auf den Boulevards konnte man kaum einen Fuß vor den andern setzen... Alle Welt redete einander an, schrie sich aus Leibeskräften zu, und da die Wagenreihen sich nur im Schritt vorwärts bewegen konnten, nahmen die scharf gewürzten Dialoge gar kein Ende.“

Reichardt zählt zahlreiche und glänzende Feste auf, denen er bei Frau Récamier, dem Fürsten Dolgoruki, dem preussischen Konsul Henry, bei Frau Vigée-Lebrun, den fremden Gesandten und so weiter beigewohnt. Die Theaterstücke, über die er berichtet, sind so zahlreich wie die Tage des Monats. Alles das erweckt nicht die Vorstellung eines Karnevals, dem es an Leben gebricht.

Allerdings herrschte in Paris im Winter von 1802 auf 1803 eine verheerende Seuche, der man den Namen Grippe gab, die aber alle charakteristischen Merkmale der Influenza aufwies. „Die gesellschaftlichen Vergnügungen werden seit einiger Zeit durch ein böses Uebel gestört, das man die Grippe nennt; es wüthet in allen Quartieren und in sämtlichen Klassen der Gesellschaft... Die kräftigsten Menschen werden plötzlich matt; die Füße versagen ihren Dienst; der Kopf, die Brust sind angegriffen, und das Fieber tritt dazu. Es giebt Häuser, in denen sich auch nicht mehr ein einziger Diensthote auf den Füßen erhält, um den Dienst zu versorgen.“ (Un hiver à Paris sous le Consulat. d'après les lettres de Reichardt, Paris, Plon 1896.)

\*

Paris, 24. März 1803.

Werden wir Frieden oder Krieg bekommen? Das ist heute die große Frage, die uns beschäftigt. Sie ist aber beinahe durch das Volk entschieden. Es glaubt an den Krieg, weil es im allgemeinen rascher an etwas glaubt, weil es sich eher beunruhigt, und vor allem, weil der Zucker um 5 Solz aufgeschlagen ist. Unter den vernünftigen Leuten sind die Ansichten geteilt; es scheint indes, als ob der Friede die Majorität für sich habe...

Die Uebel des Krieges würden so groß, so unberechenbar sein, daß es nicht wahrscheinlich ist, England wolle sich und Europa denselben aussetzen, nur aus dem Grunde und aus dem einzigen Interesse, Malta zu behalten, oder



vielmehr, die Franzosen davon fernzuhalten. Im Falle eines Bruchs denkt Bonaparte nicht an eine Landung, aber er ist entschlossen, den Engländern die Elbe zu sperren, das heißt ihnen jeden Verkehr mit dem Kontinent zu verbieten, vom Sund bis zum Adriatischen Meer. Seine Absicht ist, die Länder Hannover, Hamburg und womöglich Holstein durch den König von Preußen besetzen zu lassen. Er hat am Tage vor seiner Unterredung mit Lord Withworth Duroc mit darauf bezüglichen Depeschen nach Berlin geschickt. Er zählt auf den guten Willen Preußens oder wenigstens auf seine Neutralität. Man würde in der That, wenn es sich England anschließen sollte, Rußland das preussische Polen anbieten. Das Haus Brandenburg sände sich auf diese Weise zwischen Rußland und Oesterreich eingeklemmt und in folgedessen in der größten Gefahr; man glaubt nicht, daß es sich derjelben aussetzt. Wenn es sich indes weigert, sich selbst der Länder zu bemächtigen, die man ihm geben will, und die seine weitfälligen Besitzungen abrunden würden, so hat Bonaparte nicht umsonst ein Lager von 25 000 Mann in der Nähe von Brüssel zusammengezogen und 15 000 Mann Kavallerie am Rhein. Sie würden auf der Stelle ein vollständig ausgerüstetes Elitecorps von 40 000 Mann bilden. Diese Armee würde zunächst in Holland einfallen, dort Geld erheben und sich dann nach den Ländern Holstein und Hamburg begeben und daselbst das thun, was Preußen nicht gewollt, und auf Kosten des Feindes leben.

Bonaparte sagte neulich im Staatsrat nach einer Diskussion über die Finanzen: „Wenn England mich zwingt, zu den Waffen zu greifen, so werde ich zunächst der Nation eine Steuer von dreißig Millionen auferlegen, dann werde ich England alle Häfen Europas verschließen, und dann wollen wir einmal sehen.“

Der Fall, daß Oesterreich sich mit England verbinden sollte, ist gleichfalls vorgeesehen. Bonaparte ist alsdenn entschlossen, 150 000 Mann nach Deutschland zu werfen. Sie sollen hingehen, so weit sie können, und es dürfte wirklich der Zeitpunkt ihrer Erfolge schwer vorherzusagen sein. Niemals hat Frankreich über so viele Mittel zu verfügen gehabt. Allerdings jezt man bei allen diesen Hypothesen voraus, daß Rußland sich nicht erklärt und Oesterreich und Preußen geschieden bleiben. Wer aber könnte, abgesehen von dem schlimmen Ausgang der ersten Koalitionen zwischen derartigen Feinden, eine neue und aufrichtige Koalition zu stande bringen? Wer kann es hoffen, nachdem diese verschiedenen Kabinette thöricht genug geworden sind, sich einzubilden, daß sie ihre Macht vermehren, indem sie ihr Landgebiet durch die Wohlthaten des Usurpators erweitern? Bonaparte vermag sie noch alle zu verführen durch neue Lockungen. Deutschland ist ein Kuchen, den er noch teilen kann, und er wird ihn eher ganz und gar zerstückeln, ehe er den Engländern auch nur einen Teil davon giebt.

\*

Die Voraussetzungen dieses bemerkenswerten Briefs sind durch die Ereignisse bestätigt worden. Man findet in ihm die Keime der Idee der Kontinentalsperre, der Occupation Hannovers und der Occupation der Elbe- und Wesermündungen.

Preußen wurde in der That angereizt, sich Hannovers zu bemächtigen, aber es unterlag erst später dieser Versuchung. Bevor es hierzu kam, hatte Napoleon 200 000 Mann nach Deutschland geworfen. „Sie sollen gehen, so weit sie können,“ hatte der Korrespondent des Königs gesagt. Sie gingen bis nach Austerlitz.

Der außergewöhnliche Mann, der in dieser Weise die Ereignisse vorhersehend und seine Entschlüsse so weit im voraus faßte, war seinen schwankenden und uneinigen Gegnern zu sehr überlegen, als daß er sie nicht hätte überwinden sollen.

\*

Paris, 11. Juni 1803.

Die Tagesneuigkeit ist, daß der Oberbefehl über die hannoversche Armee dem General Dessoles übertragen worden ist. Man sagt, General Mortier sei seines schlechten Verhaltens wegen abberufen worden, allein das werden wir in Paris nie recht genau erfahren. Die Ernennung seines Nachfolgers muß den anständigen Leuten Vergnügen bereiten, denn er gehört zu denjenigen Leuten, deren Beförderung man nur gerne sehen kann. Darum wundern sich auch so viele darüber, daß er es so weit gebracht hat. Aber es giebt so wenig geschickte und der Regierung wirklich ergebene Generale, daß man sich glücklich schätzen muß, den einen oder andern zu finden, der nicht ein erklärter Feind ist und zu der Jakobinerpartei hält.

Die Proklamation Eduard Mortiers an die Unterthanen des Kurfürsten von Hannover ist wirklich jakobinisch, und man möchte versucht sein, sie zu den Gründen seiner Abberufung zu zählen, wenn man sie nicht in den Straßen von den Kolporteursen zusammen mit dem „glorreichen Einzuge der französischen Truppen“ und so weiter und mit dem ganzen Pathos der Revolution ausrufen hörte. Die vernünftigen Leute wundern sich darüber, und das gute Volk denkt sich nichts dabei. Es heißt wohl in der Wüste predigen, wenn man das Wort an es richtet. Im allgemeinen kann man sich der Unschicklichkeit nicht verschließen, die von seiten der Regierung dadurch begangen wird, daß man eine derartige Proklamation kolportieren läßt, nachdem man so viel Friedensliebe gezeigt und den Frieden wirklich gewünscht hat. Gestern hatte sich das Gerücht verbreitet, England wolle sich zu neuen Eröffnungen herbeilassen. Wahr oder falsch, ließ dieses Gerücht den Frieden als sehr wahrscheinlich erscheinen, denn man schien nicht zu argwöhnen, daß Frankreich Schwierigkeiten bereite. Es ist aber sehr schwer, die Intentionen des ersten Konsuls zu ergründen. Der Zufall hat uns indes folgendes erfahren lassen, was wir aber nur unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilen, da wir es eigentlich weniger dem Zufall als einer vertraulichen, nur einer kleinen Anzahl von Personen gemachten Eröffnung verdanken.

Es ist Befehl erlassen worden, eine aus 90 000 Mann Elitetruppen bestehende Armee zu bilden, die in drei Lager geteilt, und deren Zentrum sich in Saint-Omer befinden soll. Man wird dazu nur die beiden gebienten Bataillone jeder dazu heranzuziehenden Halbbrigade nehmen, und Bonaparte selbst will den

Oberbefehl übernehmen. Man hofft, daß die beiden Lager zu Beginn des Thermidor errichtet werden, und darin liegt nichts Unmögliches. Wie es scheint aber darin, was man gleichwohl ebenfalls hofft, daß man bis zum 1. September eine genügende Anzahl Fahrzeuge beisammen haben wird, um diese 90 000 Mann und eine für eine Armee von 200 000 Mann bestimmte und dazu ausreichende Artillerie transportieren zu können. Bonaparte ist, wie man sagt, entschlossen, eine Landung in England zu bewerkstelligen. Er will diese „cäsarische“ Expedition wagen. Das ist sein Wort. Es ist kaum glaublich, daß er gewillt ist, ein so gewagtes Spiel zu spielen, und es muß bemerkt werden, daß diese politische Nachricht uns von derselben Seite kommt, von der wir früher die Mitteilung erhielten, Bonaparte wolle England nur einen Schreck einjagen, und er denke nicht an eine Landung daselbst, oder er werde daran vielmehr erst in zwei Jahren denken. Dieser Teil der Nachricht ist daher ziemlich verdächtig. Was die Bildung der Lager und der beiden Armeen von 90 000 Mann anlangt, so ist daran kaum zu zweifeln. Man spricht hier nur davon mit Rücksicht auf die Anordnungen des Ministeriums, und gerade aus diesem Grunde empfiehlt sich Schweigen. Es ist übrigens immer gut, die politischen Meinungen von allen Seiten zu hören, vorausgesetzt, daß man weiß, woher die Mitteilungen stammen. Die Leute, um die es sich augenblicklich handelt, geben zu, daß Bonaparte sehr verdrießlich ist, weil er sich zum Kriege gezwungen sieht, aber sie sagen, er sei fest entschlossen. Man erzählt sich folgende Aeußerungen von ihm: „Das englische Ministerium glaubt zweifelsohne, es werde Frieden machen, wann es ihm beliebt. Das könnte wohl zutreffen, allein es kann sich auch irren. Sie haben den günstigen Augenblick verpaßt, sie hätten mich zum Zurückweichen bringen können . . . Ja, ich würde zurückgewichen sein, so sehr fühlte ich das Bedürfnis nach Frieden, aber nunmehr ist der Wein abgezogen, jetzt muß er auch getrunken werden, und wenn sie einlenken möchten, möchte ich es vielleicht nicht mehr.“

Das Friedensbedürfnis ist allerdings für Bonaparte in der letzten Zeit dringend gewesen. Alle die großen Einrichtungen, auf die er sein Reich stützen wollte, müssen auf das Unbestimmte vertagt werden, der Code civile, die Ehrenlegion, die Senatorschaften, die Veteranenlager. Alles das ist ad calendas Græcas verschoben, und man spricht nicht einmal mehr davon. Man kann allerdings nicht oft genug wiederholen, daß das Publikum sich um nichts mehr kümmert.

\*

Nachdem er die hannöversche Armee bei Suhlingen zur Kapitulation genötigt, wurde General Mortier in der That nach Paris berufen; allein diese Maßnahme hatte durchaus nicht den Charakter einer Ungnade, und eine Ungnade wäre auch gar nicht am Platz gewesen, denn Mortier hatte seinen Feldzug mit vollem Erfolge durchgeführt: die hannöversche Armee war gefangen genommen worden, und Frankreich war Herrin des ganzen Kurstaats und vor allem der Elbe- und Wesermündungen. Die Verwaltung des siegreichen Generals war human und durchaus ehrlich und gab zu Angriffspunkten gegen ihn keinen Anlaß.

Der provisorisch mit dem Generalkommando der hannoverschen Armee beauftragte General Dessolles war ein Freund Moreaus; deshalb läßt der Korrespondent des Königs ihm sein Lob zu teil werden. Das zog ihm auch seine Angnade zu. Von allen Armeeführern beglückwünschte er allein den ersten Konjul nicht zu der Entdeckung der Verschwörung Georges', die zur Verhaftung Moreaus führte. Bonaparte ließ Dessolles fünf Jahre lang ohne Anstellung. Mortier dagegen wurde zum Kommandanten der konsularen Gardeartillerie ernannt, als er definitiv vom Oberkommando der hannoverschen Armee abberufen wurde, wurde 1804 Marschall des Kaiserreichs, erhielt 1805 das Großkreuz der Ehrenlegion, wurde 1807 Herzog von Treviso und so weiter.

Der Bruch des Friedens von Amiens wurde von England provoziert, nicht von Frankreich. In diesem Augenblicke hatte Bonaparte den Frieden nötig und wünschte ihn aufrichtig. Der Korrespondent des Königs bezeugt das und zeigt uns gleichzeitig, daß die Idee einer Landung in England bei dem ersten Konjul feste Gestalt annahm.

\*

Paris, 6. Juli 1803.

... Man beginnt, und zwar ziemlich laut, von den hauptsächlichsten Zwecken der Reise des ersten Konjuls zu sprechen. Es handelt sich, wie man sagt, um nichts weniger als die Reunion Hollands. Dieses Gerücht hat ziemlich viel Wahrscheinliches für sich, wenn man bedenkt, daß der größere Teil der Minister Bonaparte begleitet und er eine feierliche Abordnung der batavischen Regierung empfangen soll. Man glaubt auch um so lieber daran, als man sich eines Wortes erinnert, das der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich hat entchlüpfen lassen. Man sprach ihm von der traurigen Lage, in der sich Holland befinde, einer Lage, die durch den Verlust seines Handels und die Last der Kontributionen verschuldet wird und dahin gebiehe ist, daß das unglückliche, einst so reiche Land bereits aus Mangel an Geld für seine materielle Existenz zu fürchten beginnt. „Wenn sie sich in ihrer gegenwärtigen Lage so schlimm befinden,“ sagte der Minister, „warum verlangen sie dann nicht die Reunion?“ Wenn es dazu kommt, erklärt die französische Regierung lebiglich offen, was bereits ganz Europa bekannt ist; das wird nur dazu dienen, es ganz Europa und vor allem den Holländern nur noch verhaßter zu machen, oder doch ihm noch mehr Anlaß zu Unterdrückungs- und Polizeimaßregeln zu geben, um die Leute zu verfolgen, hinter denen es bereits in einem Lande her war, das ihnen nur noch ein sehr ungewisses Asyl darbot. Aber dieser Vorteil ist vielleicht recht beträchtlich für Leute, die nur durch polizeiliche Unterdrückungsmaßregeln regieren.

Man teilte sich gestern ziemlich geheimnisvoll zwei wichtige Neuigkeiten mit, zunächst die, daß Oesterreich, Rußland und Preußen sich koalitiert hätten, um England und Frankreich zum Frieden und zur buchstäblichen Ausführung des Friedens von Amiens zu zwingen, das heißt dazu, daß nunmehr die Engländer sich aus Malta zurückziehen und die französischen Truppen Holland, die Schweiz

und Italien räumen sollen. Bonaparte sollte im Verlauf seiner Reise Konferenzen mit den Gesandten der drei koalisierten Mächte haben. Die Reise Luciens nach Mainz wurde gleichfalls als eine zu Gunsten dieser Meinung sprechende Wahrscheinlichkeit angeführt.

Die andre Neuigkeit kündete eine Koalifizierung zwischen Preußen und Frankreich zur Wiederherstellung des Friedens an. Man sprach von folgenden Abmachungen: Holland bis zur IJssel mit Frankreich vereinigt, das übrige des Landes an Preußen gegeben, ebenso der Kurstaat Hannover, Surinam und Demerary an England, die holländischen Kolonien in Indien an Frankreich, ein Teil der cisalpinischen Besitzungen an Oesterreich, das Gebiet von Parma an den König von Sardinien und Rußland auf Kosten der europäischen Türkei entschädigt.

\*

Die batavische Republik war unter dem Großpensionär Schimmelpenninck zu sehr ein Feudalstaat Frankreichs, als daß Bonaparte schon im Jahre 1803 an ihre Vereinigung mit dem französischen Staatsgebiete hätte denken können. Dieser Anschluß fand erst sieben Jahre später, im Jahre 1810, statt, nachdem der hypochondrische Ludwig Bonaparte sich ebenso unfähig erwiesen hatte, ein Königreich wie sein eignes Hauswesen zu leiten.

Der erste Konjul traf in Brüssel mit Lombard, dem Geheimsekretär des Königs von Preußen, zusammen, der dessen volles Vertrauen besaß. Diese Persönlichkeit kam, um die Neutralität Preußens anzubieten, unter der Bedingung, daß Hannover teilweise geräumt werde. Sie scheiterte mit ihrer Mission, wurde aber vollständig von Bonaparte gewonnen, der sie für den Augenblick wenigstens zu seinen Ideen von der politischen Rolle Preußens bekehrte.

\*

Paris, 3. August 1803.

... Ein andres Gerücht, das seit etwa vierzehn Tagen umläuft und vielleicht noch weniger begründet als das erste ist, hat den demnächstigen Frieden unter der doppelten Vermittlung Preußens und Rußlands zum Gegenstand. So unwahrscheinlich diese Nachricht auch klingt, so hat sie doch sofort ihren Einfluß auf die Staatspapiere ausgeübt, die um zwei bis drei Prozent gestiegen sind. Vielleicht steckt in dieser Hauffe auch nur eine Börsenintrigue oder ein Regierungsmanöver. Die Leute, die nachdenken, wollen nicht recht daran glauben, daß einerseits England so leicht dem Uebergewicht der Konjulgewalt nachgibt und andererseits so prompt den umfassenden Plänen entsagt, die sein stürmischer Ehrgeiz an diesen Krieg geknüpft hat. Es scheint übrigens gewiß, daß Rußland und selbst Preußen die Schwere des französischen Jochs zu spüren beginnen und sie, wenn sie sich bereit finden lassen, die Vermittlerrolle zu übernehmen, an den Abschluß des Friedens Bedingungen stellen werden, die Frankreich sich niemals auferlegen lassen wird. Die Ungnade des Grafen Haugwitz läßt deutlich erkennen, daß die englische Partei am Berliner Hofe Boden gewonnen und der herrschende Einfluß des ersten Konjuls dort seinen Kredit verloren hat.

Die Anhänger der Regierung sagen es sich ganz leise, und diese kleine Revolution im unterwürfigsten Kabinette Europas löst ihnen unwillkürlich Besorgnisse wegen der Zukunft ein. Diese Besorgnisse werden noch vermehrt durch den Anteil, den man Rußland an diesem Systemwechsel zuschreibt, und durch die Uebereinstimmung der Ansichten und Grundsätze, die augenblicklich die beiden Höfe zu leiten scheint. Der große Rückhalt, auf den ihre Hoffnung sich gründet, ist das Genie des französischen Helden und das Glück, das bisher seine Unternehmungen ge-  
trönt hat.

\*

Rußland allein bot seine Vermittlung an, die in geschickter Weise von Bonaparte angenommen wurde. England verstand sich so mißmutig dazu und verband seine Annahme mit so vielen Reserven, daß diese Vermittlung mit einem vollen Mißerfolg endete.

Preußen hatte in der Hoffnung, große territoriale Vorteile aus einer Verständigung mit Frankreich zu ziehen, sich bisher zu den meisten Ansichten Bonapartes entgegenkommend verhalten. Aber die Occupation Hannovers erschreckte Friedrich Wilhelm III. und kühlte seine französischen Sympathien ab. Graf von Haugwitz, der Minister des Aeußern, welcher das Bündniß mit Frankreich zum Stützpunkt seiner Politik gemacht hatte, dankte ab und wurde durch den an die Spitze des preußischen Ministeriums tretenden Fürsten von Hardenberg ersetzt. Drei Jahre später zur Regierung zurückberufen, war er es, der, seine alte Politik aufnehmend, nach Austerlitz den Vertrag unterzeichnete, durch welchen Preußen Hannover erhielt und dafür Bielefeld, Neuenburg, Bayreuth und Ansbach an den Kaiser der Franzosen abtrat.

Die Korrespondenten Ludwigs XVIII. sind häufig über die Politik des Auslands besser unterrichtet als über die ihres eignen Landes. Das erklärt sich leicht. Sie hatten wenig Fühlung mit der Umgebung des ersten Konjuls, dessen eingestandene Feinde sie waren. In den fremden Hauptstädten hatten sie dagegen zahlreiche Benachrichtigungsquellen durch die Emigranten, die sich dort noch aufhielten, und von denen einzelne das Ohr des Souveräns oder der Minister hatten.

\*

Paris, 7. September 1803.

... Seit langer Zeit ist die Aussicht auf das allgemeine Elend nicht so schrecklich gewesen. Der Handel ist ruiniert, und die Konstriktion entführt der Gewerbethätigkeit und der Landwirtschaft die besten Arme. Die Trockenheit dieses Sommers hat die Hoffnungen auf Feldfrüchte und Gemüse vernichtet. Das Holz ist teurer als je, und man weiß wirklich nicht, wie es im kommenden Winter werden wird, nicht nur für die Armen, sondern auch für die Leute, die nur ein bescheidenes Einkommen haben. Inmitten dieses schon vorhandenen und noch kommenden Elends beobachtet man vollkommene Schweigen über alles, was die Regierung angeht. Niemand wagt sich zu beklagen, oder man thut es wenigstens nur seinen vertrautesten Freunden gegenüber. Außerlich ist in Paris noch

nichts von allen den Uebeln zu gewahren, die an uns zehren. Die Läden haben immer noch ihre prächtigen Auslagen, obwohl sie leer von Käusern sind; sie werden nicht einmal geschlossen, wenn ihre Inhaber falliert haben. Die Märkte sind stets noch mit Waren versehen, obwohl die letzteren mit Gold aufgewogen werden. Man zeigt fast jeden Tag neue Bücher an, die aber fast alle Ladenhüter bleiben. Schließlich spielen auch die Theater alle täglich, obwohl sie fast gar nicht besucht werden. Die „Opera Buffa“ kündigt wenigstens, um nicht zum zweitenmal Schiffbruch zu leiden, an, daß sie „geschlossen“ ist. Die ländlichen Feste scheinen allein noch viele Liebhaber anzuziehen. Jeder verwendet das bißchen Geld, das ihm geblieben ist, dazu, sich zu betäuben. Das Volk scheint politisch tot zu sein. Wenn es noch einen Zündstoff zur Revolution giebt, ist er bei den unzufriedenen Generalen vorhanden. Heute beobachtet nicht mehr die Regierung allein sie; die Masse des Publicums beginnt sich mit ihnen zu beschäftigen und vor allem die Unthätigkeit auffällig zu finden, zu der man sie verdammt. Indes haben wir in dieser Hinsicht nichts Neues. Auch nichts Neues hinsichtlich der Ehrenlegion, abgesehen davon, daß die Rede davon ist, einen Großoffizier den Zivilpersonen des Senats zu entnehmen. Man behauptet, Sieyès werde sich unter ihrer Zahl befinden. Augenblicklich ist nicht mehr die Rede von „Senatusconsulten“. Es scheint, Bonaparte beschäftigt sich mit ernsthafteren Angelegenheiten als damit, sich zum Kaiser aufzuwerfen.

\*

Die stark an der Opposition beteiligten Leute sind stets geneigt, die Dinge schwarz zu sehen. So hat auch der Urheber des vorstehenden Briefes die Züge des Bildes, das er uns von dem allgemeinen Elend gegen Ende des Jahres 1803 entwirft, übertrieben. Ich habe den Beweis dafür in den gleichzeitigen Polizeiberichten (Archives nationales A. F. IV 1542) gefunden. Am Tage des Briefdatums (19. Fructidor des Jahres X) wurden im öffentlichen Ausruf in den Hallen durchschnittlich verkauft: Mehl erster Qualität zu 53 Franken 60 Centimes der Saek, zweiter Qualität 45 Franken, dritter Qualität 37 Franken, vierter Qualität 25 Franken 66 Centimes; Weißbrot 50 bis 60 Centimes die 2 Kilogramm, gemischtes Brot 55 bis 75 Centimes, Schwarzbrot 38 bis 45 Centimes; 500 Gramm Fleisch: Ochsenfleisch 40 bis 60 Centimes, Kalbfleisch 55 bis 75 Centimes, Hammelfleisch 45 bis 60 Centimes, Schweinefleisch 85 bis 90 Centimes; Butter 1 Franken 10 Centimes die 500 Gramm; Eier 48 bis 53 Franken das Tausend. An der Börse standen fünfprozentige Consols 54 Franken 50 Centimes, eine Aktie der Bant von Frankreich 1102 Franken 50 Centimes. Am gleichen Tage des Vorjahrs hatten gelostet: Weißbrot 67 bis 70 Centimes, Ochsenfleisch 35 bis 50 Centimes, Butter 1 Franken 5 Centimes bis 1 Franken 50 Centimes, Eier 50 bis 56 Franken das Tausend. Die Meute hatte zu 53 Franken 50 Centimes gestanden. Wenn die Trockenheit den Preis für Fleisch gesteigert hatte, war der Brotpreis abgeschlagen. Im ganzen und großen sind die Preise von 1803 durchaus nicht die einer Hungersnot. Das Holz war rar, weil der Wasserstand

zu niedrig war, um seinen Transport zu vermitteln, aber das erste Ansteigen des Wassers mußte es massenhaft nach Paris strömen lassen. Der hohe Stand der Rente zeugte von einer günstigen Finanzlage. Die allerdings häufigen Fallimente wurden hauptsächlich durch die Armeelieferanten hervorgerufen, denen der Friede die großen Profite schmälerte, ohne daß sie ihren unspännigen Ausgaben Einhalt geboten (vergl. Reichardt an der angeführten Stelle). Wenn schließlich die Opera Buffa in der vorhergehenden Saison geschlossen geblieben war, hatte das seinen Grund darin gehabt, daß die Regierung ihr nicht die versprochene Subvention gezahlt hatte.

\*

Paris, 22. Oktober 1803.

... Ein tragisches Ereignis hat vor einigen Tagen auf dem Rhein stattgefunden. Ein von Holland kommendes Fahrzeug fuhr den Fluß herauf und wollte bei Kastel, Mainz gegenüber, landen. Ein Franzose, der die Fahrt auf diesem Schiffe mitgemacht hatte, war am Abend zuvor einige Meilen (Lieues) flußabwärts ausgestiegen und hatte die Zollbehörde in Mainz davon benachrichtigt, daß sich auf demselben ein Engländer mit einer Ladung englischer Waren befinde. Die Zollwächter, die in dem Schiffe eine gute Beute zu machen glaubten, eilten herbei und griffen es vom rechten Ufer aus an. Der Engländer, der darauf war, stürzte sich in das Wasser, um rascher an das Ufer zu gelangen. Die Besatzung von Kastel, die aus Soldaten des Fürsten von Nassau bestand, gab auf die Franzosen Feuer und tötete zwei derselben. Die übrigen suchten das Weite und kamen atemlos nach Mainz, um den Fall zu berichten.

Vor ungefähr vierzehn Tagen rief man bei Köln ein Schiff an, das sich gleichfalls an dem rechten Ufer des Rheins hielt. Dieses Schiff setzte seine Fahrt fort, ohne anlegen zu wollen. Die Franzosen schossen mit Kugeln darauf, aber anstatt das Fahrzeug zu treffen, töteten ihre Kugeln zwei Deutsche, die arglos am Ufer spazieren gingen.

Danach scheint es mir, als ob man den Kasteler Fall beilegen könnte, indem man die beiden Franzosen mit den beiden Deutschen kompensiert.

\*

Die beiden oben berichteten eigentümlichen Vorfälle haben in der Geschichte keine Spur zurückgelassen.





## Alte Rechnung.

Bon

Otto von Zeitgeb.

**E**vviva!“ schriean ein paar magere, halbwüchßige Buben und liefen die Straße hinunter, nach dem Platz. Dies sollte gewissermaßen den Festtag ausdrücken. Pippo Einaug, mit seinem Klumpfuß, rannte, daß er leuchte und sein großes, weißgraues Auge schillerte vor Jubel. Er brachte es, trotz seinem schlurfenden Schritt sogar zu stande, Tempo zu halten mit den andern, auch schrie er lauter als alle. Aus der Thüre der Apotheke trat ein altes Weib, das ihnen nicht rasch genug ausweichen konnte. Der Krüppel seinerseits vermochte seinen Körper nicht immer schnell zu dirigieren, wie er wollte. So rannte er denn in die Alte hinein, daß sie beinahe hinfiel.

„Der Teufel soll euch davontragen, Schandbuben ohne Manier!“ keifte sie ihnen nach.

„Evviva! Evviva!“ zeternten die Zungen, blieben unten am Kanal stehen, welcher der „Hafen“ genannt wird, und begannen gellend nach der Alten zu pfeifen. In dem grasgrünen Wasser des Kanals lag das kleine Gradeser Dampfboot, am Ufer vertäut, und ein Mann schwemnte aus einem Eimer soeben das Verdeck ab. Das Gepselge geuierte ihn, so dicht an seinen Ohren. Er hob also den Eimer, worin noch ein Rest von Wasser war, und goß diesen in weitem Bogen auf die Buben hinüber, daß sie aneinanderfuhren. Dafür behagelten sie ihn mit Schimpfwörtern. Pippo Einaug nahm einen Stein auf und warf ihn dem Angreifer mitten auf den Leib; keiner versteht sich so aufs Zielen wie der Einäugige. Der Mann verfärbte sich vor Wut, ergriff seinen Besen und sprang damit über das Landungsbrett hinauf. Aber die Buben zerstoben im Handumdrehen, pfißen ihn von der nächsten Ecke her aus, hatten nach zwei Minuten ihre Gemütsruhe wiedergefunden und begannen von neuem „Evviva!“ zu schreien, was das Zeug hielt. Nun gingen die ersten Böller los und von der Glockenstube des Campanile, aus der eine lange Fahne traurig und regungslos wie eine frische Kuhhaut über den grauen Patriarchenturm herabhing, schwang Tomasetto seinen Hut, nachdem er die Fahnenstange genügend fest gemacht hatte, und schrie dabei etwas über die Häuser hin, was niemand verstand. Es war zwei Uhr nachmittags, und jetzt fing auf dem Tanzboden, vor der Kirche, die Musik zu spielen an, denn die Musikanten waren vom Hause des Bürgermeisters zurückgekehrt, wo sie für die Dvation den ersten Schluck Wein bekommen hatten.

„Gerade genug um zu wissen, daß er uns den schlechtesten Essig von seinem ganzen Keller gegeben hat; Gott soll ihn strafen, den Schinder!“ schimpfte der dicke Menego, spuckte in die Paßtuba, setzte die wulstigen Lippen an und blies die Backen auf wie ein posaumender Engel. Mm, tata . . . mm — tata . . . mm, mm, mm, mm tata!

Die Sonne bramte allen auf die Schädel, als ob sie ihr Bestes thun wollte, die Köpfe zu erleuchten über diesen Unsinn. Aber der ganze Tanzboden war schon voll von drehenden Paaren, und in dichtem Kreise standen die Zuschauer herum, überlegend, wann auch sie anfangen sollten, daß die Tanzkreuzer nicht zu früh ausgingen. Die alten Bretter staubten. Den Mädchen fielen die Kopftücher auf die Schultern, die Burschen hatten ihre Filze sturmfest in die Nacken gedrückt, und über die glänzenden Augen begann der Schweiß aus den Wimpern herabzutropfen.

„Wie die Heiden, der Himmel verzeih's ihnen!“ meinte der Pfarrer, der mit dem Lehrer im mageren Schatten einer gelbgebrannten Kastanie stand. Und er lachte, daß ihm der Schnupftabak von der Nase fiel. „Wenn sie's wenigstens noch könnten! Zu unsrer Zeit, he Gevatter? — Die monfrina und die furlana, das waren Tänze! — Ja, per Dio das war Tanzen! — Jetzt aber stoßen und springen sie nur noch so durcheinander wie die Kälber im Hof des Herrn Zanut, wenn er von einem großen Markt heimkommt und wieder alles voll hat: der Herr soll ihn bewahren!“

„O, der Herr Zanut!“ entgegnete der Lehrer mit einem langgedehnten Seufzer, der hinterherzlich, denn es erinnerte ihn an die zwanzig Gulden, die er schuldig war, und die zweifellos fällig wurden, sobald der hoffnungsvolle Sohn des Herrn Zanut aus der Schule kommen würde. „Weiß der Himmel, wie er das Sündengeld alles zusammenbringt! Haben Sie schon gehört, Reverendo? Nun hat er wieder das Reißfeld vom Martinuzzi gekauft, und das Haus vom Scalpa ist so gut wie sein. Der alte Scalpa kann nächstens mit dem Bettelsack auf dem Rücken davonziehen, wohin er will.“

„He, he!“ machte der Pfarrer, blinzelte und zog den Schnupftabak besser in seine Nase hinauf. „Und da schaut einmal die Lisa an, wie sie trotzdem lustig tanzt, und wie die Burschen ihr die Augen nachschließen lassen; sündiges Volk, alles miteinander! — Mir kam übrigens vor, ich hätte den Herrn Zanut früher gesehen, aus der Ferne.“

„Ja, er ist hier,“ sagte der Lehrer. „Wenigstens hat er den Scalpa geheißt, zur Vittoria zu kommen, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. . . Es ist zum Lachen! Ich glaube, da giebt es nichts mehr zum Auseinandersetzen. . . wenn nicht die Lisa im letzten Augenblick zu helfen versteht, wie, Reverendo? Man sagt, daß der Herr Zanut sie füttert wie eine Gans, die fett werden soll. Schauen Sie nur hin, wie gut sie aussieht! Er ist ja ein Witwer, und die Lisa wäre rein auf den Kopf gefallen, wenn sie nichts zu machen verstünde aus so einem guten Plaze.“

„Schweig, schweig, alter Sünder!“ unterbrach ihn der Pfarrer und blinzelte wieder, weil ihn die Sonne blendete.

Gerade vor ihnen hatte sich ein Neuankommender zwischen die Leute gestellt. Es war ein großer, schwarzhaariger Bursch mit dunklem Gesichte und einem verschlossenen, wenig festlichen Ausdruck in den Augen. Er trug eine schwarze Sammetjacke, ein brennendrotes Halstuch, das lang auf die Brust herabfiel, und

einen kleinen Hut, den er links aufs Ohr gedrückt hatte. Sein Aussehen hatte etwas Fremdes an sich. Die Buben, die sich wie Aale durch die Menge schoben, bald hier bald dort, mit einer besonderen Geschicklichkeit zwischen den Armen und Beinen durchzufinden, Pippo Einaug vor allen, schienen großes Interesse an dem Neuen zu nehmen. Hinter ihm standen drei oder vier und gloßten ihn an.

„Der hat Geld!“ sagte einer.

„Gold von Amerika!“ setzte ein anderer hinzu.

„Jetzt wird er tanzen und Wein zahlen!“ jagte ein dritter.

Der Krüppel mit seinem bleichen, verhungerten Gesichte stetzte immerfort auf dem nachschleppenden Klumpfuß auf dem Flecke herum und betrachtete sich den Schwarzen so gut es nur mit einem Auge gehen wollte. Dabei blies er vor Erregung in die Finger, wie im Winter, wenn die Hände frieren. Da er der älteste war, schob er zwei, dreimal die andern zurück und sagte laut:

„Drängt nicht so, ihr Dummköpfe!“

Und dabei hielt er sein Auge starr und erwartend auf den Schwarzen gerichtet, um zu sehen, ob der sich vielleicht umdrehen und ihn beachten würde. Wenn Pippo Einaug für jemand Interesse hatte, so konnte er beinahe fiebern vor Ungeduld, beachtet zu werden.

Jetzt schob sich der schwarze Bursch durch die Reihen und trat auf den Tanzboden. Pippo Einaug zwängte sich ihm nach und war ungeheuer aufgeregt, als er sah, daß der Schwarze den Musikanten einen blanken Silbergulden hinwarf. Beinahe begann Pippo selber auf dem gesunden Beine zu tanzen vor Erregung.

„Das war der Amerikaner,“ sagte der Lehrer.

„Der Tita,“ ergänzte der Pfarrer.

„Vorige Woche ist er heimgelehrt, wegen der alten Mutter,“ fuhr der Lehrer fort. „Auch der ist einer von denen, die der Herr Zanut in der Weize gehabt hat!“

„Was — was, der Herr Zanut!“ widersprach der Pfarrer, um den übeln Nachreden nicht zu viel Raum zu lassen. „Hat ihn nicht das Gericht damals verurteilt, und ist er nicht ein Jahr in Gradisca hinter den Eisengittern gefessen? — Was, der Herr Zanut! — Wenn die Leute einmal jemand am Zuge haben, ecco, da soll alles seine Schuld sein!“

„Keine Menschenjeele hat damals geglaubt, daß der Tita Goron gestohlen hat,“ beharrte der Lehrer. „Aber so ein Signor, wie der Herr Zanut, der kann alles. — Er hat den Tita ganz einfach weg haben wollen, — wegen der Lisa —“

„Larifari! — Basta, basta!“ jagte der Pfarrer, nahm eine Prije und schaute wieder zwinkernd auf die springenden Leute. „Da — man braucht ja nur hinzusehen, da! — Seit er auf den Brettern ist, wird's beinahe still, auf einmal.“

Tita Goron hatte das erste beste Mädchen zum Tanz genommen, das ihm gerade zunächst gestanden. Er drehte sich mit ihr fortwährend in der Mitte,

hatte den Hut in die Stirne gedrückt und schien kein Wort zu sprechen. Beinahe war das Paar allein, als hätte er den Tanz gekauft. Und dann kaufte er sich wirklich einen, nahm die häßliche alte Lisabetta aus einer Reihe, daß sie dunkelrot einen Arm auf seinen Hals legte und tanzte fünf Minuten lang bloß mit ihr herum. Wo er die Bettina wieder hinstellte, blieb er dann auch stehen und begann mit dem alten Agostin zu sprechen, dessen Kopf fortwährend wackelte wie ein Hirseballen im Wind.

„Er soll sich in Amerika was verdient haben,“ sagte der Lehrer.

„Und einige sagen, er war drüben so ein Lump wie herüben,“ entgegnete der Pfarrer, damit der Lehrer nicht wieder klatschfüchtig werde.

Was für ein Staub und was für eine Hitze auf dem Tanzboden, und was für ein Geruch von den Menschen, die in Schweiß geraten waren! Tita Goron spendete einen Liter. Die Bettina mußte trinken, und der Agostin, Tomasetto und der Briefträger. Tita sprach dabei sehr ruhig und höflich mit diesen alten Bekannten; die Fremde hatte ihm einen gewissen Schlimm gegeben, trotz der kurzen Zeit. Heute aber, das ist ja natürlich, freut er sich, alle Welt wiederzusehen. Es ist doch nichts wie die Heimat! Bravo, Agostin! Jetzt noch ein Glas! Und Tomasetto? Nein? — Aber der Herr Briefträger? Auch nichts mehr jetzt? — Bravo, bravo, Agostin! Auf gute alte Freundschaft! Es ist nichts wie die Heimat! — Aber Titas Blicke flogen während des Gespräches über den Tanzboden hin, fast als ob er jemand suchte. Auf einmal kam ihm jedoch vor, als stünde er zu weit draußen oder zu allein, und darauf verschwand er für einen Augenblick wieder so unter andern, daß Pippo Einaug ihn nicht mehr sehen konnte. Darum duckte sich der Krüppel, schob sich unter den Ellbogen fort und prallte in einem Momente, wo er nicht vor sich sehen konnte, beinahe dem Gendarm auf den Leib, der da stand in Feldausrüstung, mit dem wehenden Federbusch am Hute, das Gewehr über der Achsel, weiße Handschuhe auf den Händen. Er muß ja dabei sein, der Gendarm, damit keine Unordnung vorkommt. Eine Weile interessierte sich Pippo für dieses Neue, kreiste um diesen erusten Friedenswächter und blies in die Finger. Dann schlurfte er auf die andre Seite, wo er den Amerikauer wieder entdeckt hatte. Man machte überall Platz für Tita Goron. Seine frühere Gesellschaft hatte er übrigens verloren. Zuerst hatte sich Tomasetto verzogen, dann der Briefträger, und letzterer jagte nun zum alten Agostin:

„Eine schöne Ehre, das! Von dem werde ich mir Wein zahlen lassen! — Euch ist er nicht sauer geworden im Munde!“ Und der Alte, der schwer von Gehör war, wackelte mit dem Kopf, im Zweifel, ob der Briefträger einen guten oder einen schlechten Witz gemacht habe.

Pippo Einaug beobachtete aber folgendes: Der Gendarm sah immerfort Tita Goron an. Ganz gewiß that er das! Was für eine fürchterliche Sache ist doch ein Gendarm! — Er hat ein Gewehr, das hundertmal in der Minute schießt; eins, zwei, drei! Einen haarscharfen Säbel. Einen Sack voll Patronen. Einen Revolver in der Tasche. Wenn der geringste Lärm losgeht, packt er

einen beim Stragen. Jeden kann er packen, wenn er nur will; den Tita Goron oder den alten Agostin oder den Pippo Einaug. So ist ein Gendarm. Mit denen ist nicht zu spaßen. Sogar den Wachmann könnte er packen, wenn er will. Was ist übrigens so ein Gemeinbewächter gegen einen Gendarm! Gar nichts. Jetzt sprechen sie zusammen, Balestra der Wachmann, und der Gendarm. Gar nichts ist der Balestra. Keine Seele braucht Angst zu haben vor ihm. Man rennt davon und lacht ihn aus, und wenn man will — flink! — zielt man ihm noch dazu einen Stein auf den Bauch. Geht aber ernstlich etwas los, dann hat der Balestra selber Angst und schaut, daß er sich aus der Nähe fortmacht, so schnell er nur kann. Ein Gendarm, der ist etwas, der! —

Tita Goron ging hierhin und dorthin, um mit alten Bekannten wieder anzuknüpfen; jedoch es war gerade, als wichen ihm die Leute lieber aus und als erinnerte sich niemand früherer Freundschaft, bei Gott, als sei er gänzlich ein Fremder geworden in der Heimat. Ein zorniges Gefühl überkam ihn, und er sah noch finsterner drein als früher. Endlich goß er ein paar Gläser Wein ganz für sich hinunter, ein nach dem andern, ging dann wieder zu den Musikanten, warf ihnen noch einen Gulden hin, nahm die Bettina wieder in die Arme und schwang sie wild herum, als müsse er sich Luft machen.

Dann dachte er wieder, es sei nichts damit, er brauche den Tanz nicht. Das einzige, was ihm fehlte, war das Gefühl, daß er wieder in der Heimat sei, und daß es außer seiner alten Mutter vielleicht doch noch ein paar Menschen gebe, die ihn nicht vergessen haben, und wär's bloß der Agostin! — Wo er am gründlichsten gegen was Neues eingetauscht worden ... das wußte er schon! ... Einmal kam ihm Pippo Einaug vor die Füße. Dessen erinnerte er sich sehr gut, des armen kleinen Krüppels, den man hin und her stieß, und der für niemand was bedeutete. Sollte er vielleicht mit dem zu plaudern beginnen? — Als Pippo Einaug seinerseits diese Erinnerung bemerkte, grüßte er den Amerikaner mit dem Hut, als ob er ein Signor wäre, und sein Auge glänzte.

Jemand war aber auch noch da, auf dem Tanzboden, jemand! — Tita Goron spürte förmlich im Kopf, wie ihr seine Blicke immer nachziehen mußten. Aber er wollte nicht, er wollte nicht, beim Blut des Herrn! — War er überhaupt vielleicht hauptsächlich deswegen hergekommen, damit die Lija merke, daß er sie nicht scheue, daß sie Luft sei für ihn? — Aber anschauen wollte er sie nicht. Er erriet nur so, daß sie braun und schön und voller Feuer sei, wie sie gewesen, und daß sie eine rote Nelke hinter dem kleinen Ohre stecken hatte, von dem ein feiner Goldreif weit herabhing auf ihren Hals. Jedesmal, wenn er die Lija nahe fühlte, war ihm, als ziehe eine Wolke vor seinen Augen vorüber, und er spürte, wie ihm das Blut in den Ohren klopfte. Etwas Schweres drehte sich in seinem Herzen herum und preßte ihm Gifftropfen durch die Adern. Aber er machte, als sähe er sie nicht, und versuchte mit den Zunächststehenden ein Gespräch anzuknüpfen, weil es ihm die Kehle zuzuschließen begann, daß sie ihm wahrhaftig auszuweichen schienen, als wäre er ein wütender Hund oder ein wirklicher Verbrecher. Es half aber nichts; alsbald stand er wieder allein da. Lieben

und Beten läßt sich nicht nöten! Nur Pippo Einaug frettete sich beständig in seiner nächsten Nähe herum.

Endlich faßte ihn ein großer Schmerz und eine große stumme Wut. Er wollte auf eine halbe Stunde wo anders hingehen und dann vielleicht wiederkehren, und so schlenderte er ziellos unter dem Vordache der Basilika durch und den heißen Weg über das Feld weg und am Museum vorüber, in dessen Garten er zerstreut hineinjah. Mit den vielen weißen Römersteinen und den schwarzen Cypressen dazwischen sah er aus wie ein stiller Friedhof. Keine Seele auf der Straße zwischen den Häusern. Und Tita Goron fühlte sich müde von den anderthalb Stunden Begeh, die er gemacht hatte, nachdem er die Mutter allein zu Hause sitzen gelassen, und vom Tanz, vom Wein, von der Hitze, vom Aerger, von der Kränkung. Er dachte jetzt an die breiten Sonnenstraßen von Buenos Ayres, wo er vor ein paar Monaten noch gewesen, an die große Fremde, die er gesehen, an das weite Meer, über das er gefahren, hin und zurück. Es kam ihm so merkwürdig vor, daß er wieder daheim war, und beinahe besser, wenn er drüben geblieben wäre. Dann fühlte er brennenden Durst, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Bei der Vittoria wollte er ein Sodawasser trinken, ging durch das Höfchen hinein durch die Küche durch und trat in die Stube. Da gab es ihm plötzlich gleichsam einen Schlag auf die Stirne, daß er einen Augenblick jählings auf der Schwelle stehen blieb.

In dem niedrigen Zimmer stand nur ein einziger, langer Tisch, mit einem unjauberem, weinbetroffenen Tuche bedeckt. Flaschen und Gläser, von früheren Gästen benutzt, waren noch nicht fortgeräumt; die Stühle standen unordentlich umher. Am jenseitigen Tischende saßen einander gegenüber Sior Zanut und der alte Scalpa. Der Alte ließ den mageren Totentopf hängen, hatte ein unberührtes Glas Wein vor sich stehen und hielt seinen speckigen Filzhut noch immer mit beiden Händen auf dem Schoße fest, obwohl sie nun schon eine Stunde hier sitzen mochten. Herr Zanut hatte sich an einer großen Portion Salami gütlich gethan, ein Stückchen Käse genossen und paffte jetzt Zigarren, daß schon eine Rauchdecke im Zimmer schwamm, die von der heißen Luft draußen und drinnen kaum in Bewegung gebracht wurde und um das Bündel Farntraut herumlag, das von der Zimmerdecke hing, um die Fliegen zu fangen. Die zogen es aber vor, die Fettflecken des Tischtuches abzuweiden, wo sie in schwärzlichen Klumpen beisammen saßen, oder sie summten um Herrn Zanuts Teller, um die Käserinde und die Fetzen Wursthaut.

Als Tita Goron eintrat, machte Herr Zanut eine Bewegung, fast als ob er aufstehen wollte, besam sich aber, ließ sich fest an die Lehne seines Sessels zurück, sah gleichgültig auf die Zimmerdecke und blies eine Badenladung Zigarrenrauch schnurgerade vor sich hin, über Scalpas Kopf.

Auch Tita that nichts dergleichen. Er lüpfte kaum seinen Hut, sagte kein Wort und setzte sich ans andre Ende des Tisches. Dann begann er in kleinen Schlücken sein Wasser zu trinken.

Den alten Scalpa machte Titas Ankunft zuerst sehr verlegen. Es war

genug, daß er so traurige Geschäfte mit Herrn Zanut zu besprechen hatte, und da schon einmal alles fertig und zu Ende gekommen, war es nicht nötig, daß ein anderer hörte, wie er in der zwölften Stunde den reichen Mann noch um Gnade anbettelte. Auch rief Titas Erscheinung dem Alten bessere Zeiten ins Gedächtnis, — die Jahre, wo er noch ein wenig frei zu atmen vermocht hatte; wo noch etwas sein gewesen; wo die Lisa noch nicht aus dem Hause war, und Tita dem Mädchen nachgegangen. . . Das alles begann dem Alten so lebendig im Kopf herumzugehen, daß er für den Augenblick die Gegenwart vergaß und ganz in die Erinnerung versank.

Aber gleich erwachte er wieder: es war genug, daß der Herr Zanut ihm selber den Untergang so haarföharf auseinandergesetzt hatte. Vor dem dritten zu hören, daß man bloß noch ein Bettler ist und nur noch ein Almosen beanspruchen kann, das fraß ihm gar zu schmerzlich ins Herz.

Herr Zanut seinerseits leckte an seinen bartlosen Lippen vor Aerger, daß dieser Mensch hereingekommen. Er hatte gerade dem Schuldner Posten für Posten vorgezählt, wofür Stück um Stück vom Scalpa von Rechts wegen eigentlich schon längst ihm gehören sollte, bis herunter auf den Polentateller und den Schürhaken am Herd, — seit Jahren schon! Gerade als ob er dem Hungerbauern Stück für Stück das Fleisch vom Leibe schneiden und die alten Knochen auch noch verlangen wollte. Der neue Gast hatte ihn in der Wollust dieser Abrechnung unterbrochen, so daß er nun schwieg und hoch über den Kopf des geduckten Alten hinwegah.

Tita Goron spürte ordentlich, wie unangenehm er dem Herrn Zanut sein müsse, und in seiner Kümmerlichkeit begann er sich zu freuen darüber, was der arme Teufel an diesem schwülen Nachmittag eben für Freude haben konnte. So ein Signor, der viel Geld hat und einen nach dem andern, deren Leben er haben möchte, tot macht, ist nun freilich ein gefährliches Ding. Wenn man aber gerade selber nichts mit ihm zu schaffen hat, so kann's einen nur freuen, seinen Aerger zu sehen. Dem da vergöunte er auch alle Uebel, die man wollte. Daß dem angefressenen Mastochsen die Galle platze! — Auf einmal aber stieg dem Tita alles Blut in den Kopf und seine Augen braunten. Der da, diese Wucherseele, hatte ihn ins Elend gebracht! — Was Richter, was Gesetz, wenn er unschuldig war! — Was wissen die Richter davon, was für Schrauben der Herr Zanut den Zeugen angelegt haben wird! Wenn es ihnen an den Kragen gegangen, hätten sie den Teufel aus der Hölle geschworen! — Hat der Herr Zanut etwa nicht gewußt, daß es der Tita nimmermehr sein konnte? —

Er nahm den Siphon und goß sein Glas voll; aber seine Finger zitterten so, daß das Wasser weit über den Tisch spritzte.

Weil man aber auch von jenen vergangenen Jahren gesprochen hatte, flimmerte dem alten Scalpa indessen vor, daß es doch vielleicht nicht schlecht sei, wenn ein dritter hörte, was er mit Herrn Zanut zu verhandeln habe, und da doch alles so schlecht lag, wie es schlechter nicht mehr werden konnte, sagte er auf gut Glück:

„Was jene Zeit anbetrifft, so könnte zum Beispiel auch der Tita Goron etwas sagen. Er war damals noch in Ihren Diensten, Herr.“

Herr Zanut wurde kirschrot und antwortete jäh und wegwerfend:

„Was Tita Goron! — Ich weiß nichts von einem Tita Goron! Ich schere mich einen Pfifferling darum, was ein anderer sagen möchte, und Ihr habt mit mir zu thun und nicht mit einem meiner Knechte!“

Das war nun freilich wie auf eine Beleidigung gemünzt; aber der arme Tita hatte heute schon den richtigen Vorgeschmack bekommen, wie viel er noch zu schlucken haben werde. Er hielt darum sein Blut zurück und schwieg, als ob ihn das Gespräch nicht im entferntesten etwas angehe. Dieser verfluchte, angefressene Possident war ihm in Person eigentlich gleichgültig, sagte er sich vor. Aber er hochte mit seinem überhängenden Bauch da, wie eine Verkörperung alles dessen, was ihm in der Heimat aufjässig und feindselig gewesen, und noch immer war. Dabei steckten in diesem aufgebunsenen halben Signor mehr Mafel, Laster und Schändlichkeiten als in einem Duzend von ihnen allen. Wie viele Tausende hatte sich der zusammengelogen, betrogen, den andern aus der Haut geschunden! — Man soll nur den armen, mageren, alten Scalpa ansehen, was für eine Angst durch alle Falten seines erdgrauen Gesichtes kriecht und ihm den Schweiß aus der Stirne preßt. Eine alte Canaille auch er, aber der andre in die hundertmal ärgere. Man soll nur sehen, wie er Raß und Maus spielt mit dem Alten und sich weidet an seiner Hölleangst. Dabei glänzt auf den Waden des Herrn Zanut die Ruhe des Mächtigen. Alles Widerschein von dem schönen Gelbe, das ihm zu Hause im Kasten liegt oder in Görz in der Spartasse. Und dann ist es der Fettglanz von dem vielen guten Salami, für den Herr Zanut von jeher eine Leidenschaft gehabt, und den er auch heute wieder geessen, denn seine kurzen, dicken Finger mit den abgestoßenen Nägeln spielen auf dem Teller mit den Hautfetzen, die er übrig gelassen hat.

Nein, der Tita brauchte sich nicht beleidigen zu lassen. Und so warf er nun manchmal einen höhnischen Blick auf dieses feiste Sündergesicht oder darüber hinweg, um zu zeigen, daß er sich nicht so viel machte aus dem Herrn Zanut.

Der schnauzte. Uebrigens hätte er ganz und gar kein Federlesens mit dem Scalpa gemacht, und diese Unterredung längst abgebrochen, wenn es nicht wegen der Lija gewesen wäre, daß er ihrem Vater nicht so ohne weiteres den Hals lang ziehen konnte, wie man einen alten Hahn abthut. Die Lija, die Lija! — Wenn er an sie dachte und dabei den Tita dort drüben sah! . . .

Zudessen — weiß Gott wie es kommen mußte! — sollte Tita just auch an niemand andern denken, als an die Lija, die sich drüben am Tanzboden herum-schwenkte, von woher man die Musik hören konnte, — mit der roten Nelke hinterm Ohr und den weißen Zähnen zwischen den lachenden roten Lippen . . . An die schöne Zeit mußte er denken, die es in dem Jahre gegeben hatte, wo sie zusammen getanzt, hier und am Markt in Cervignano, und wie sie manchen Abend zusammen aus den Reisfeldern heimgekehrt waren, und zusammen die blühende Campagna gesehen hatten, und die Feiertage, wie diesen; und die



Sommerabende in den Wiesen beim Heuführen; und die Winterabende am Herd beim alten Scalpa; und die Sonntagmorgen, wo man aus der Hitze des Weges in den kühlen, schweigenden Dom getreten, lange bevor es zur Messe läutete, — immer beisammen . . . Lita stützte seine Stirn auf die Faust und rückte seinen Hut hin und her auf dem schwarzen Haarpelz. Halb wurde ihm schläfrig zu Mute, und wie in der Schwere eines Traumes fühlte er wieder, daß sich etwas voller Schmerzen in seiner Brust herumdrehte . . . als wäre das ganze Leben nur ein ängstlicher Traum . . .

Der alte Scalpa, zäh wie alle Hilfslosen, wenn sie sich gerade auf das schlechteste Mittel verlassen, wollte noch einmal auf den Busch klopfen und sagte gebuddt:

„Wenn Sie den Lita Goron fragen wollten, da er wieder hier ist, so könnte er manche Auskunft geben, wie dieses oder jenes gewesen, und wie unsere Angelegenheiten damals zu einander gelegen sind. Sior Zanut!“

Herr Zanut wurde wieder dunkelrot vor Wut, drehte seinen Kopf gegen das Fenster und zischte:

„Ich pfeife auf den Lita Goron oder wer es sonst ist! Ich weiß nichts davon, daß dieser Mensch wieder da ist.“

Dem Lita stieg nun rasch das Blut hinauf, trotz der ohnmächtigen Geduld, die er sich vorgenommen hatte, um seinen alten guten Namen wiederzugewinnen.

Er reckte also den Kopf hoch und sagte:

„Ich bin hier, Sior Zanut!“

Und der andre, der noch immer durchs Fenster hinausjah, wiederholte bissig:

„Mir ist nicht bekannt, daß der desperate Mensch wieder zurück ist. Meinetwegen bleibt er, wo er will!“

Da höhnte Lita: „Sie hätten ihn freilich lieber vom Leibe, wie damals!“

Jetzt riß dem Herrn Zanut die Geduld, und mit einem Ruck wendete er sich um, daß die Flaschen und Gläser auf dem ganzen Tische zitterten. Pippo Einaug, der wie ein Spürhund Litas Weg ausfindig gemacht hatte, konnte sich draußen unter dem Fenster wieder aufrichten und schaute sich vor zitternder Erwartung beinahe den Augapfel aus dem Kopf, so stierte er jetzt hinein, denn wenn er sich nicht irrte, mußte zwischen den beiden nun sogleich ein richtiger Streit losgehen. Pippo, mit seinen dünnen Armen und kraftlosen Händen konnte sich selbst freilich nicht einlassen, wenn es einmal gerade nur auf die Fäuste ankam. Aber das Herz schlug ihm jedesmal hoch, wenn zwei andre aneinandergerieten und er zuwarten konnte, wer der Sieger bleiben sollte! Der Amerikaner, der war ein junger, flinker, sehniger Kerl, dem durfte man wohl nicht in die Hände fallen. Aber gegen den Herrn Zanut kann er doch wohl nicht aufkommen. Der Herr Zanut war zwar dick und schwer, aber er war ein Signor und hatte so schreckbar viel Geld. Die reichen Possidenten haben alle möglichen geheimen Mittel, um über einen Armen den Sieg davonzutragen. Da hilft einem gar nichts. Jedermann sagt, daß kein Mensch etwas ausrichten kann gegen den Herrn Zanut. Pippos Aug' flirrte und zitterte. Eine dunkle Sorge faßte ihn für den Amerikaner.

Wie es eigentlich werden sollte, konnte er nicht denken; aber gewiß wird es etwas Unüberwindliches sein, was alles besiegt — als ob schließlich der Herr Zanut dem Tita Goron einfach mit seinem Geldbeutel voll harter Silbergulden eins über den Kopf geben werde — und dann ist der Tita fertig und tot . . . Pippo wußte wirklich nicht, wie er es sich eigentlich vorstellen sollte . . . aber jedenfalls zieht Tita den kürzeren; gegen den Herrn Zanut kann kein Mensch etwas ausrichten, so reich ist er.

Nun war Tita wirklich einen Augenblick aufgesprungen, hatte sich über den Tisch gelehnt und sah Herrn Zanut mit den schwarzen Augen an, die Pippo fürchterlich glänzen und funkeln sah. Denn in diesem Augenblicke hämmerte auf Titas elendes Herz der Gedanke nieder, daß ein einziger Mensch ihm alles im Leben geraubt hatte, die Ehre, die Heimat, die Freiheit, die Liebe. Und der Mensch saß da vor ihm! — Er mußte sich fest auf den Tisch auflehnen, denn es packte ihn auf einmal ein Schwindel, von dem vielen Blut, das ihm ins Gehirn schoß, daß er sonst hingefallen wäre.

„Es könnte sein, daß ich ein desperater Mensch bin,“ keuchte er mit schwerem Atem.

„Es könnte sein, daß man dir noch einmal die Schellen an die Hände legt,“ zischte Herr Zanut.

Tita Goron stieß an den Tisch, daß die Flaschen und Gläser wieder tanzten. Der alte Scalpa ließ seinen Hut fallen, sprang auf und legte ihm die Hand auf den Arm, als wollte er ihn zurückhalten. Und Herr Zanut wurde fahl im Gesichte und schob seinen Sessel mit einem Ruck weiter fort. Denn es war etwas in Titas verzerrter Miene, wovor man sich fürchten konnte.

„Um der Liebe Gottes willen, sagen Sie kein solches Wort mehr!“ höhnte er nun beinahe.

Aber Herr Zanut mußte ihm zeigen, daß die Starren sich nicht fürchten. Er zwang also seinen bebenden dicken Mund beinahe zu einem Lächeln und sagte geringschätzig:

„Zu dir hab' ich gesprochen, Scalpa! — Mit einem Zuchthäusler pfleg' ich nicht zu konversieren!“

Etwas Schreckliches ging in Tita Goron vor sich, als müßte er auf der Stelle wahnsinnig oder zum reißenden Tiere werden. Er stürzte sich mit einem Sprunge auf den Räuber seines Lebens. Aber zwei Schritte vor Herrn Zanut, der in die Höhe gefahren war und hinter seinem Stuhle stand, hielt Tita plötzlich an, wühlte mit beiden Fäusten seine Brust und senkte den Kopf tief, um den andern nicht zu sehen. Dann drehte er sich auf dem Flecke um und rannte aus dem Zimmer, durch die Küche, durch den Hof — „Laßt mich fort! — Laßt mich fort! . . . Daß kein Blut fließt!“

Pippo Einang hatte gerade nur einen Moment Zeit, um sein Entsetzen zu lösen und sich vom Fenster zurückzuwerfen. Dann rannte er, was er konnte, schrecklich schlurfend, daß der Staub aufwirbelte über die Straße davon. „Der Gendarm — der Gendarm — der Gendarm!“ stieß er dabei fortwährend zwischen

den klappernden Zähnen hervor, in der stummen Hoffnung, dem Ameritaner irgendwie helfen zu können.

Durch die Küche stürzte Tita. Die Wirtin kreischte auf: „Jesus Maria, was ist denn los?“ In den Hof. Er schwankte, so schwarz war ihm vor den Augen: und das plötzliche grelle Licht blendete ihn, wie den Stier ein roter Feszen. Mit geschlossenen Augen machte er zwei, drei Schritte bis zum Thorpfeiler. Er mußte seine Stirn wenigstens eine Sekunde lang auf den Stein stützen. Aber dann schrie es wieder in seinem Herzen — so gräßlich — „der Eine, der Eine, der Eine hat's mir geraubt, — die Ehre, die Heimat und die Freiheit, — und die Liebe!“

Auf einmal riß es ihn herum. Er stürzte zurück, hinein, durch die Thüren, an den Tisch, blindlings, verzweifelt, rasend. Der alte Scalpa sprang zur Seite. Das war der Moment, das! — Die blutdurchschossenen Augen quollen Tita aus dem leichenblaffen Gesicht. Seine Lippen waren weiß. Er hielt beide Fäuste fest auf der Brust und schrie mit heiserer Stimme auf den Gegner:

„Was bin — ich? Was — bin — ich?“

Aber Herr Januts Schutzengel hatte sich abgewandt und ließ ihn ganz verblendet in seiner geheimenährten brausenden Leidenschaft.

„Ein Lump!“ schrie er, mit dem Schaum vor dem Mund. „Ein Zuchthänsler — ein Dieb!“

Dem Tita riß jedes dieser Worte gleichsam ein Stück Gehirn aus dem Kopf. Beim letzten gab er Herrn Janut über den Tisch einen Stoß in den Leib, daß es bloß wie ein herausgeschlagenes Stöhnen klang. Der Tisch, die Gläser, Teller und Flaschen fielen mit Höllenlärm zusammen. Noch eines — da — da — da — Dann sprang Tita zurück, weiß wie der Tod, und schleuderte das Messer durchs Zimmer fort. Herr Janut verdrehte die Augäpfel . . . aber er machte noch die zwei Schritte zur Thüre. Das Blut lief schon von seinem Schuh und bezeichnete den Weg. Wie ein Trunkener stolperte er hinaus, fiel über die Stufe in den Hof und brach zusammen. Die Wirtin schrie, lief, rang die Hände. Der alte Scalpa bebte wie Eipenlaub und sah mit verlorenem Geiste bald in Herrn Januts bläuliches Gesicht, wie er da am Rücken auf der Erde lag, bald auf die breiter werdende Blutlache unter ihm.

Tita Goron war drinnen auf einem Sessel zusammengesunken und hatte die eiskalten Hände zwischen die Kniee geklemmt und verschlungen. Sein Kopf hing tief auf die leuchtende Brust herab.

Als Pippo Einang, Valestra und der Gendarm gelaufen kamen und letzterer ins Zimmer trat, stand Tita auf, streckte seine Hände hin und jagte mit verllorener Stimme: „Ich bin es!“

Zwei Minuten später hörte die Musik am Tanzboden auf zu spielen, und die Leute kamen in Scharen herein, stießen sich und drängten am Thor und reckten die Hälse, um in den Hof zu sehen, über die Schultern der andern. Der Briefträger stieß die Lisa in die Seite, wie sie da stand, mit den glänzenden Augen,

den Mund ein wenig offen, weil ihr der Atem so kurz ging. „Der Herr Zanut ist es!“ Und die Nächsten drehten sich um und sahen der Lisa fragend ins Gesicht. Aber das Mädchen starrte immerfort hinein, ohne etwas zu sehen, dann zuckte sie die Achseln und trat zurück. Ein anderer sagte ihr: „Sie haben ihn schon weggeführt, den Lita!“ — Die Lisa strich mit beiden Händen über den Kopf und ging langsam weg. Ein paar Leute sahen ihr nach. Aber dann wurde das Drängen wieder arg, bis Balestra die Thorflügel schloß. Nur Pippo Einaug, den niemand beachtete, hatte sich durchgestohlen und war drin geblieben. Er drückte sich in den Ecken herum, am ganzen Leibe zitternd. Als er sah, daß Balestra keine Notiz von ihm nahm, begann er da- und dorthin einen Schritt zu machen. Und endlich stand er ganz nahe an dem Menschen, der am Boden lag, im Blut, auf dem Rücken.

„Ist er tot?“ fragte die Wirtin furchtsam.

„Tot wie ein geschlachteter Ochse,“ entgegnete Balestra, und wie er so niedergebückt stand, sprang ihm der Schweiß von der Nasenspitze, und ein Tropfen fiel auf Herrn Zanuts Gesicht.

„Jesus Maria!“ klagte die Frau. „Solange ich lebe, ist nichts solches hier vorgekommen.“

Dann machten sie sich im Zimmer drin irgend etwas zu schaffen. Ganz langsam auf den Fußspitzen schlich sich Pippo Einaug wieder in die Nähe. Da lag der Herr Zanut regungslos und stumm. Eine Menge Fliegen summteten um ihn herum. Sie trocken über seine Schuhe und Kleider. Andre saßen auf seinen Händen oder liefen über sein Gesicht und blieben eine Weile an seinen Lippen haften.

Nun kam Balestra mit einem alten Bettuche heraus und breitete es über den Toten. Dabei überraschte er Pippo, holte mit dem Fuße nach ihm aus und schimpfte: „Wirft du dich endlich zum Teufel scheren oder nicht?“ Und der Krüppel mußte das Feld räumen. Aber er war zäh wie eine Fliege und hinte stundenlang in der Nähe herum, auch als sich alle Leute schon verloren hatten. Irgend etwas mußte er noch erleben! Es ließ ihm auch keine Ruhe mehr, keine Ruhe, den ganzen Nachmittag.

Gegen Abend kamen nochmals die Herren, der Bürgermeister, der Richter, der Arzt, der Schreiber. Da Herrn Zanuts Wohnung zu weit abgelegen, hatte man ihn hier gelassen, bis die Kommission kommen konnte. Mit den Männern konnte Pippo Einaug durchschlüpfen, wie ein Schatten. Keine Drohung der Welt hätte ihn abgehalten. Und es dämmerte so drinnen, daß ihn niemand sehen konnte.

Auf drei Stühle hatte man Herrn Zanut drin im Zimmer hingelegt, als wär er von Holz gewesen.

Pippo Einaug drückte sich in eine Ecke und mußte unverwandt hinsehen. Beide Hände hielt er mit den Fingern an den Mund und zog seinen bebenden Atem durch die Zähne. Und als die Männer wieder gingen, nachdem sie viel gesprochen und herumhantiert hatten, blieb er in seine Ecke gedrückt, trotz aller

Angst, die er hatte, und richtig bemerkte ihn niemand, bis er ganz allein mit dem Toten im Zimmer war.

Das große Tuch bedeckte Herrn Zanut ganz, bis auf den Kopf.

Es wurde dämmerig. Das Zimmer füllte sich mit Schatten, und noch immer stand Pippo wie festgenagelt an der Wand und mußte fortwährend hinsehen, wie auf ein Rätsel.

Auf einmal lief ihm ein Schauern durch alle Glieder. — Es giebt etwas, das stärker war als der Herr Zanut mit allem seinem Geld und seinen Häusern und Ställen und schönen Feldern. — Es liegt etwas dort auf ihm, weißlich-grau, wie die großen Steine auf den Gräbern; und das hat ihn hingestreckt und kalt und stumm gemacht. Es ist etwas, dem nichts im Leben gewachsen ist, kein Herr und kein Bettler. — Dort, dort steht es, grau und kalt und entsetzlich. — Dort liegt es auf dem toten Menschen. Heilige Maria, und wenn es sich nun bewegen möchte! — Das ist das allerstärkste, das, — der Tod! — Eine solche Angst kam über Pippo, daß er gerne laut aufgeschrien hätte. Er wollte nicht den Tod, so nahe . . . Was hat nun noch der Herr Zanut? — Nichts, von allem nichts! — Und Pippo Einaug hatte noch so viel, so unendlich viel! Es war als ließe alle Empfindung von Luft und Sonne und Freiheit, und alles, alles, was sein armseliges Dasein jemals gekannt, ihm durch die kleine hilflose Seele. Das alles wollte er noch besitzen, noch sehen, noch haben! . . . Unjüngliche Angst durchbebt ihn vor dem Tod, der alles nimmt . . . er wollte nicht mehr dableiben, so nahe bei Herrn Zanut, der nun weniger hat, weniger hat als der letzte Bettler!

Fortwährend stierte er auf den Fleck dort, als könnte er ihn mit seinem Blick fernhalten, damit er nicht auch über ihn komme. Und dann schob er sich wie ein Krebs nach rückwärts längs der Wand nach der Thüre, stolperte hinaus, hinkte durch das Höfchen und begann die Straße hinunter zu laufen, was ihn die Beine trugen, mit den wankenden Knien. Kein Laut war in der Dämmerung zwischen den Häusern, als Pippo Einaugs schlurfender Schritt, mit dem er den Staub fegte und in die Flucht stürzte. Denn trotz allem fühlte sich Pippo mit einemmal unendlich reicher, selbst als Herr Zanut je gewesen, solange er dem grausigen Feind davongehen konnte, der sich dort in dem dunkeln Zimmer dem stummen Mann auf die Brust gesetzt hatte.



## Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche einer Großfürstin von Rußland.<sup>1)</sup>

Nach den Aufzeichnungen eines verstorbenen Verwandten.

Mitgeteilt von

Luise Lüdemann.

(Fortsetzung.)

Paris, den 15. November 1715.

**D**u, mein treues Tagebuch — wie lange habe ich dich nicht mehr gesehen! Du, meine teure Amalie, du meine süße Schwester, für die ich es anfang, für die ich es enden will — trauerst du auch um mich? — Und wirst du diese Blätter jemals zu sehen bekommen? Jetzt bin ich im Hafen — aber ich bin gestorben für die Welt. Möge sie mich vergessen.

Ich bin nun allein. Ich habe weder Vater noch Schwester mehr; weder Gatten noch Kinder, ich bin verwaist, wie nie ein Mensch verwaist war! Ich bin tot, lebendig tot; denn Charlotte von Braunschweig ist nicht mehr, die Großfürstin von Rußland ist in Stresina begraben, die Schwester der Kaiserin ist von allen Höfen betrauert, für die Tochter Peters des Großen haben alle russischen Glocken geläutet, von der Newa bis zum Don, und die Baronin Kallstein ist nur zwei teuren, treuen Seelen bekannt. O Katharina — o meine Königsmark! O meine Amalie — werde ich euch jemals wiedersehen! —

Was geschehen ist — ich muß es mir selbst vorerzählen, um es zu glauben. Die Welt um mich her ist verwandelt — ich bin nicht mehr — ich selbst und diese Sonne sieht mich nun als eine andre an, wie sonst. Dir, meine Schwester, der diese Hinterlassenschaft einer Unglücklichen einst bestimmt ist, dir allein will ich Rechenschaft darüber geben. Die du geliebt hast, die du als tot beweinst, meine Amalie, sie lebt! Aber selbst du darfst jetzt nicht wissen, daß ich atme, ich diese Unglückliche!

Sowie ich aus der tiefen Ohnmacht erwachte, in die die zu frühe Geburt meines Sohnes mich stürzte, fiel mein Auge auf meine treue Königsmark. Sie

<sup>1)</sup> Wir können für die Echtheit dieses Tagebuchs nicht einstehen, da uns dokumentarische Belege hierfür nicht zugegangen sind; aber die Lebensgeschichte der Großfürstin wird, selbst wenn es sich um einen Roman handeln sollte, weite Kreise interessieren. Fräulein Lüdemann, der wir den Beitrag verdanken, teilte uns über die Herkunft der Aufzeichnungen folgendes mit: „Ich habe die Arbeit nach einem fertigen Manuskript meines verstorbenen Vaters, des Buchhändlers Joh. Lüdemann, angefertigt. Mein Vater bekleidete vor 1866 die Stelle eines Botschaftssekretärs am hannoverschen Hofe, und ein Zweig seiner Familie war adelig. Von einem Wilhelm v. Lüdemann, der mit dem Staatsmann Rothomb (einem wahrscheinlichen Nachkommen des Buchhändlers Rothomb in Brüssel) in Berührung gekommen sein soll, rührt die Aufzeichnung über das Tagebuch der Fürstin her. Letztere soll diese versiegelten Tagebuchblätter dem genannten Buchhändler mit dem Wunsche, sie erst fünfzig Jahre nach ihrem Tode zu öffnen, übergeben haben.“ D. Red.

lächelte; aber Thränen entquollen ihrem schönen Auge. Ich erfuhr von ihr, daß ich seit sechsunddreißig Stunden im Schlosse für tot gehalten werde. Dieser Gedanke zuckte wie ein Blitz durch meinen angegriffenen Geist. „Tot“, dachte ich, „o — wer wirklich gestorben wäre!“ Meine Freundin kam mir zu Hilfe. Sie stellte mir vor, ob es nicht geraten wäre, diesen Glauben eine Zeitlang zu erhalten. Den Nachstellungen des Prinzen sei auf eine andre Weise nicht zu entgehen. Ich begriff sie, früh oder spät wäre ich ihr Opfer geworden. Ich hörte, daß man dem Großfürsten im ersten Augenblick, wo man mich wirklich für tot hielt, diese Nachricht gefandt habe; er sollte in Twer sein. Er mußte meinen Tod für die Wirkung seines Verbrechens halten.

Ich beschloß nun, seine Antwort abzuwarten, und wenn sie ausfiel, wie zu erwarten stand, mich seinem Haß, auf einige Jahre wenigstens, durch die Flucht zu entziehen.

Ich hatte die Größe nie geliebt, meine Sehnsucht war stets auf die Natur und ihre schuldlosen Freuden gerichtet gewesen; meine einzige Trauer waren meine Kinder. Die Königsmarck versprach mir, die Zarin in das Geheimniß zu ziehen, und dann war für meine Kinder gesorgt; denn zu Katharinen hatte ich volles Vertrauen.

So blieb ich denn für die Welt gestorben.

Ich sah die Königsmarck in tiefer Trauer um mich. Ach, sie trauerte in der That und tief in der Seele um meinen Verlust.

Am dritten Tage brachte ein Reitender den Befehl von Alexis, mich in nächster Nacht in aller Stille, ohne Auszstellung, völlig bekleidet, mit verhülltem Gesichte auf dem Kirchhofe des Kapuzinerklosters zu begraben. Dieser Befehl war das offene Geständniß seines Verbrechens. Der Vate hatte den Prinzen bei einem rauschenden Feste, das mein Tod veranlaßte, zurückgelassen. — Nun war ich völlig entschlossen und fest. Ich weinte bittere Thränen. Die leise Hoffnung, die ich hegte, er werde kommen, mich noch einmal zu sehen, hatte sich als eitel erwiesen. — Der Sarg ward bei Anbruch der Nacht in mein Kabinett gebracht. Die Königsmarck und meine Vertrauten legten vor meinen Augen einen unwickelten Holzloß von meiner Länge und Schwere hinein; sie selbst half ihn zunageln. Die Kapuziner des Klosters erschienen und trugen ihn hinab; hinter den Vorhängen meines Bettes war ich Zeugin, wie man mich beim Schall der Dorflocke ohne Begleitung in die Gruft trug. Die Lichter wurden eins nach dem andern ausgelöscht — ich sank vor Angst und Erschöpfung in eine schwere Ohnmacht. Ich glaubte mich wirklich gestorben; ich hörte deutlich die große Glocke des St. Iwan, welche nur beim Leichenbegängnisse kaiserlicher Personen geläutet wird, anschlagen. Ich vernahm deutlich, wie der würdige Archimandrit Theophones das Kyrie eleison über mich anstimmte, dem Zaren, seinem Freunde, trostreich zusprach — wie Katharina weinte; dann vernahm ich nichts mehr, und alles war stumm und still um mich her.

Als ich erwachte, sah ich die Königsmarck, welche meine Schläfe rieb; es war beinahe finster um uns her. Die Thore und Thüren des Schlosses waren

gesperrt. Die Gräfin galt für krank; mein Sohn ward mit allen Dienern meines Hauses noch in der Nacht nach Moskau geschafft, und wir beschäftigten uns nun mit den Vorbereitungen zu meiner Flucht. Zwei Leute der Königsmard, die noch nicht ins Geheimniß gezogen waren, unterstützten uns. Eine notwendige Reise ihrer Herrin nach Deutschland gab den Vorwand zu allen diesen Anstalten her.

Nach einigen Tagen kamen ihre Abgesandten aus Moskau zurück und brachten sämmtlichen Schmuck, alle Kostbarkeiten, welche die treue Freundin hatte zusammenbringen können, sowie die nötigen Papiere zu ihrer Reise. Ich war noch sehr schwach; aber Eile that not, und die Gräfin selbst trieb dazu in der Furcht einer möglichen Rückkehr des Prinzen nach Stresina. Ich legte ihre Kleider an, die mich ihr ziemlich ähnlich machten; sie gab mir die beiden, nun in das Geheimniß gezogenen Leute ihres Hauses, einen alten, treuen Brabanter, der deutsch und französisch sprach und Noël hieß und ihre älteste Kammerfrau mit. So stieg ich in den Reisewagen, der mit ihren kostbarsten Diamanten, Perlen und Gescheiden ganz angefüllt war. Mons begleitete mich bis an die Grenze von Polen. Ich durchreiste Deutschland als Gräfin Königsmard und kam wohlbehalten und unentdeckt hier in Paris an, wo ich den Namen Kalkstein annahm.

In Smolensk, in Wjasma, in allen Städten, durch welche ich kam, wurden die Glocken geläutet. Doch nicht zu meinem Empfange, sondern um meines Todes willen. Ich mußte unter Thränen lächeln, als ich in einem deutschen Blatte meine Leichenbestattung las, den Prunk, der dabei geherrscht habe, den Pomp, die tiefe Trauer und den tiefen Schmerz meines trostlosen Vaters. Ach, auch meine Schwestern hatten für einen Holzkloß Trauerkleider angelegt, und doch — darf ich mich ihnen entdecken? Würden sie nicht auf meiner Rückkehr bestehen und Alexis an den erzürnten Vater verraten? Nein, ich darf es nicht.

Die schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens liegen nun hinter mir. Denn ich frage mich umsonst, ob es einen Schmerz giebt, der sich dem vergleichen läßt, welchen ich beim Abschiede von meiner treuen Königsmard empfand. Nicht einmal, nein tausendmal verdanke ich ihr mein Leben. Ohne sie wäre ich hundertmal ein Raub der Verzweiflung geworden. Ohne sie hätte ich an Gottes Güte verzagen müssen, an der Welt und an den Menschen. Sie war die Retterin meines Leibes vom tödlichen Gift und meiner Seele vor dem schlimmeren Gifte der Verzweiflung und des Abfalls. Als ich in der Nacht meiner Abreise von Stresina zum letzten Male in ihren Armen lag, und als sie, die Tiefbetümmerte, die Trostlose, mir Mut und Trost zusprach, da glaubte ich mich fast vom Leben gelöst, daß mir nur Bitteres darzubieten hatte. Edle, erhabene, treue Seele, werde ich dir jemals danken können? Grausamer Alexis — diese Trennung ohne Dank war herber noch als dein Giftbecher! Wie auch dein Loos sei und welchen Ausgang deine verirrte Lebensbahn nehme — und er wird, ich ahne es, ein blutiger sein — die Leiden dieser Seele kannst du nicht vollgültig abbüßen. Besteigt du den Thron deiner Väter, so wirst du nie wieder von mir hören;



denn von mir zu hören, müßte eine namenlose Marter für dich sein! Nur wenn du im Elend, im Kerker, in Verzweiflung schmachtest, dann laß mich dir ein Zeichen geben und — willst du es — bin ich an deiner Seite. Dann gieb mir den Tod, wenn du den Mut dazu hast! Bis dahin aber bin ich für dich, für die Welt, für euch, meine Teuren, gestorben.

\*

Den 2. Januar 1716.

Die Nachrichten aus Rußland sind gut. Niemand ahnt mein Dasein, denn wie mir die Gräfin meldet, hat sie auch den Gedanken fallen lassen, die Zarin zur Mitwifferin meines Schicksals zu machen. Kein Mensch als Mons weiß außer ihr darum, und Mons ist verschwiegen. Meine Kinder sind wohl, und die Kaiserin liebt und erzieht sie. Edle Katharina, endlich ist deinem Werke der verdiente Lohn geworden. Du trägt die Krone, die dir gebührt, die deine Tugenden glänzender machen, wie du durch sie glänzest; und ich — ich lebe hier, sicher, unerkant; doch von einigen guten Menschen geliebt, in einem beschränkten Kreis zwar, der mir jedoch so oft glücklich erscheint, als ich ihn mit dem vergangenen glanzvollen Elend vergleiche! Kein Gift, keine Verfolgung droht mir mehr. Ich sehe Sitte, Vertrauen und Liebe mich umringen, denn meine gute Therese liebt mich, und mein braver Noël sorgt wie ein Vater für mich. — Ich fange an, mich öffentlich zu zeigen, und ich gefalle, wie mir mein Herz sagt, ohne daß ich diesen Beifall dem Zufall meiner Geburt verdanken dürste. Ja! Das Leben beginnt jetzt zum erstenmal mir einige seiner Reize zu zeigen, und hätte ich nur meine Kinder, oder hörte ich täglich von ihnen, ich wäre glücklich — nein, das nicht, — aber zufrieden. O, ihr, meine Schwestern, an den Stufen der Throne, du meine gute Elisabeth auf dem glänzendsten in Europa, und du, meine zarte Amalie in deinem bescheidenen Braunschweig, ihr ahnet wenig, welche Wonnen die Natur und der menschliche Umgang, unentdeckt von euch, verschließt! Der ersteren naht ihr euch niemals, dem zweiten in einem Feiertleide, dessen Pracht das Vertrauen, die Liebe verschuecht. Ihr seid nicht unglücklich; aber das Glück kennet ihr nicht. Ihr habt keine Königsmarck gewonnen, und neben dem Glück, das Freundschaft, Liebe und Natur gewähren, führen eure Pfade immer und immer vorbei. Ich beklage euch und besonders dich, meine zarte Amalie, für die, als die Jüngste unter uns, und die, welche mich einmal überleben wird, ich diese Blätter schreibe. Könnte ich euch auf Augenblicke an meiner neuen Wonne teilnehmen lassen, wenn ich unerkant in dieser schönen Natur, im Thal von Montmorency oder Argenteuil, oder auch im Gewühl der Menschen umherzeige. Ihr mögt euch verkleiden, soviel ihr wollt, ihr seid doch erkannt, und sowie ihr erkannt seid, tritt eine starre Scheidewand hervor zwischen euch und den Menschen. Ihr gehört nicht mehr zu ihnen, ihr werdet verehrt — aber geliebt? Nein! Mir aber war schon als Kind keine Sehnsucht werter als die, einmal nur so im Menschengewühl, eine Gleiche unter Gleichen, umherzuschweifen und nichts zu sein als Mensch, als Mädchen! Diese Sehnsucht, die oft zum brennendsten Verlangen wurde, ist nun gestillt, und um eure Thronjäle beneide ich euch nicht.

So oft ich in meine kleine Klause in der Rue Montmartre zurückkehre, dünke ich mich vielmehr beneidenswert! Ich selbst habe mir meinen kleinen Hausstand geordnet; mein zierliches Gärtchen ist meine Freude, mein bescheidenes Puzzimmer, wo alles an der Stelle steht, die ich ihm selbst angewiesen habe, ist mein Stolz. Die persischen Teppiche des Kremlin fehlen; aber so oft ich an sie zurückdenke, so sehe ich auch die Spuren meines Bluts oder der giftigen Schokolade vor meinen Augen, welche meiner Freundin treue Hand verschüttete. O, ich mag sie nicht wiedersehen, ich mag sie nicht; die feingeflochtene Strohmatte in meinem Voudoir ist mir viel hundertmal lieber! Eine kleine Spieluhr erinnert mich an die Stimme meiner Anna. Das ist ein Schmerz — mein einziger! Und mein zarter Peter! Wächst er? Spricht er schon? Fragt er nach der Mutter?

Hinweg — diese Gedanken sind traurig. Ich will mich meiner Freunde erfreuen und meiner stillen, unbeneideten Freuden. Unbeneidete Freuden? O, meine Schwestern, ihr kennt sie nicht! Ja — um glücklich zu sein, muß man unglücklich gewesen sein, wie ich es war.

\*

Den 12. Mai 1717.

Alexis aus Rußland entflohen! Erschütternde Nachricht! Wenn unsre Wege zusammenführten — wenn er hierher — — ich wage es nicht zu denken! Ob eine Ahnung ihn leitet? Gott weiß es — ich bebe bei diesem Gedanken.

\*

Den 15. Juli.

Die entdeckte Verschwörung also war die Ursache seiner Flucht? O, wohin werden sie ihn führen, diese verworfenen Ratgeber, die dem großen Zaren das Herz seines Sohnes geraubt haben? — — — Weh ihnen!

Ob er in Wien sicher wäre oder in Neapel? Der Verrat häftet an seinen Schritten, und dieser elende Rumjanzoff erwartet nur den rechten Preis, um ihn dann aufzuopfern. Wie sicher, wie ruhig ist mein Loß, verglichen mit dem seinen! Wie erfreue ich mich an Natur und traulichem Menschenverlehr. Wie beglücken mich die Zeichen echter und sorgloser Liebe, die ich empfangen! Wie wenig beklage ich, was ich so gern verloren habe. Aber — Alexis? — — —

\*

Den 16. Juli 1718.

Das Schicksal ist müde geworden mit seiner Gunst. Ich war so zufrieden, so ruhig! Bittere Unruhe, die es meinem Herzen von neuem sendet! Menschenloß — — Ruhe — — fliehen sich diese beiden Ideen auf immer? Gibt es kein Glück? Ist keines Glückes Erbteil Bestand? — Furchtbare Nachricht, die du mir sendest, treue, teure Königsmark. Ach — ich ahnte diesen Ausgang des Unglücklichen, der die Stimme der Liebe nicht hören wollte. Ich wollte zu ihm, wollte ihm schreiben, als ich seine Entdeckung in Neapel, als ich seine Enttarnung, seine Haft erfuhr und den Zorn des Zaren. Ich wollte sein Elend teilen, ihn aufsuchen, ihn abhalten, weiter zu gehen; denn ich sah seinen Widerstand voraus — da erscheint deine entseßliche Nachricht. O — vielleicht — wenn ich geblieben

wäre — vielleicht, daß ich ihn gerettet hätte, zurückgerissen von dem blutigen Abgrunde, dem er entgegenstürzte! Vielleicht, daß meine Stimme — doch nein! Ich mache mir keinen Vorwurf! Er hätte sie nicht gehört — meine schwache Stimme. Sein Herz war allzu entmenscht — er hätte mich elend gemacht, elend getödet, weiter nichts! — Großer, gewaltiger Mann, daß du deine Hand mit diesem Blute beslecken mußt! Doch du mußt es um deiner Schöpfung willen, die er zu vernichten drohte, um deines Volkes willen, das sein Heil und dies schwere Opfer gebieterisch von dir verlangte! Großer Mann, du warst nie größer als in dieser That, die die niedrige Gefinnung der Welt ein Verbrechen nennen wird!

O! — Alexis, so siehst du also, als ein Verbrecher gegen dein Volk, gegen die Majestät deines Herrn und Zars, verraten von eben denen, die dir alles geraubt hatten, von diesem Tolstoj, diesem Rumjanzoff! Unselige! Eure Ratschläge und deine, verblendete Sophie, richteten ihn zu Grunde, ich fühle es. Hätte er Vertrauen zu mir gehabt — — — — — Hundertvierundvierzig Richter sprachen einstimmig das Todesurteil. Das Verbrechen muß erwiesen sein. Und so erfülltest du,, elender Weide, deinen furchtbaren Racheschwur? Mit deiner eignen Hand hiebst du des Unglücklichen Haupt herab! Entsetzlich! O — ich sehe es, dies Haupt! Es zuckt vor meinen Augen. Wild, schäumend, reuelos! Aber ihr liebet ihm ja nicht Zeit zur Reue! Das Alter würde ihn milder gemacht haben! Ach, der Arme — er durste ja nicht alt werden — er durfte nicht bereuen! Graufames Geschick — dieser entsetzliche Ausgang, der mich zur Witwe dessen macht, der längst mein Witwer war; dieser Ausgang, obgleich nicht unerwartet, hat mich doch im tiefsten Grund der Seele erschüttert, und meine Ruhe ist dahin auf lange Zeit. Ich bin die Witwe eines Enthaupteten.

Ich frage nicht, ob er für mich Trauer angelegt hat, als ich ihm starb; ich habe sie für ihn angelegt. Anna, Peter, ihr seid nun ganz verwaist! War er auch ein übler Vater für euch, er war doch ein Vater, und nun seid ihr vater- und mutterlos!

Den 16. August.

Dem Himmel sei Dank, daß eine mildere Nachricht kommt. Ich danke dir, meine Königsmard, dafür! So bin ich denn doch nicht die Witwe eines hingerichteten Verbrechers; so war sein Ausgang denn doch nicht so blutig, als man anfangs glaubte, und nicht so unglücklich ist der große Zar, und nicht so verworfen ist der arme Weide!

Der Prinz ward verurteilt; aber er ward auch begnadigt, und der Schreck über das Urtheil hat ihn getödet. Er lebte noch vier Tage lang — die Folgen seiner Ausschweifungen töteten ihn! — Ach, dem Schwerverwundeten thut auch ein Körnchen Balsam wohl, und diese Nachricht hatte etwas von Balsam für mein leidendes Herz. Immer aber mußt du ihn richten, großer Mann. O — bellagenswürdige, verhaßte Größe, das sind deine schaurigen Reize? Beucedete

Fürsten, das ist euer Glück? Der Vater muß den Sohn zum Tode verurtheilen; denn er ist der Diener seines Volkes. In andern Ständen hätte der Vater verziehen, und der Sohn wäre reumütig zurückgekehrt. Hier aber muß Blut fließen? Und welches? Armer Wolkonsky!

Armer Zar! Ja! Ich glaube an die heißen Thränen, die du bei seinem Leichenbegängniß vergoffest. Du hattest ihm verziehen, wie ich; vielleicht auch gedachtest du meiner, und eine Ahnung meiner Leiden stieg in deiner großen Seele empor. Es ist vorbei! Friede mit seiner Asche!

\*

Den 30. August.

Was soll ich nur thun? An die Zarin schreiben, wie meine Freundin rät? Mich ihr entdecken? Zurückkehren in den goldenen Käfig? Nein, nein, nein! Man würde mir nicht glauben — man hat mich betrauert — man würde mich für wahnsinnig halten — vielleicht selbst verurtheilen, gleich ihm — man würde — mir meine Kinder entreißen. — Nein! Und dann — wie hasse ich diesen Glanz, diese elende Größe, die uns um die menschlichsten Gefühle betrügt — immer und immer! Goldene Freiheit — schönes Menschentum, reiches, bewegtes, fesselloses Leben — dich sollte ich wieder verlassen? Wieder aufhören zu atmen, zu leben, mich des Daseins und seines süßen Gebrauchs zu erfreuen? Nein, nein, nein! Meine Stelle ist leer geworden. Nehme sie ein, wer sie mag! Ich will nicht mehr Fürstin sein, nicht wieder über die Menschen hervorragen — ich will mit ihnen, bei ihnen, unter ihnen leben wie sie. Was kann mir Rußland bieten? — Meine Kinder vielleicht. — Ach, ich bin ihnen fremd geworden, wenn sie auch mir teuer blieben. Freilich, sie sehen, sie küssen möchte ich wohl; aber dafür gefangen sein auf ewig? Zu schwere Wahl! Ich will es überlegen.

\*

Den 16. October.

Also auch du dahin, meine zarte Anna, du, ein Engel bei deinem Schöpfer! Und dein letzter Seufzer floß nicht in meine Lippe über? Graufames Geichid! Du selbst hast meinen Entschluß entschieden. Ich schwankte, ich zweifelte, ich erwartete Gründe, Nachrichten von dorthier — da reißeſt du meine zarte Anna zu dir. Nun ist es aus, nun ist es beschlossen — ich kehre nicht wieder zurück. Alle Zweifel haben ein Ende — ich bleibe fern und fremd von allen, denen ich längst schon gestorben bin, und du goldenes Gefängniß des Kreml — du siehst mich nicht wieder.

\*

Den 20. October.

Ein eingeſchüchtertes Gemüt findet doch stets Gründe, sich zu beunruhigen. Ist der Friede in uns einmal gebrochen, so erschreckt uns alles und macht uns bestürzt. Daher mag es kommen, daß ein Schrecken, ein Zwist, eine Unruhe selten allein zu kommen scheinen, und daß Glück wie Unglück im Leben sich immer häufen. Wie? Bin ich denn eine Verbrecherin, daß ich plötzlich so unruhig bin? Nein — aber ich habe die Welt getäuscht — und es giebt einen Menschen, der

mich erkannt hat, der von mir weiß, von diesem Trug, und dieser Gedanke vernichtet die eben erst und mühsam genug wieder errungene Ruhe! Ob ich gleich an dem unglücklichen Alexis eigentlich nichts verloren habe als einen Feind — denn die Hoffnung auf einen Thron war nie eine Hoffnung für mich! — so komme ich mir doch jetzt verlassenener vor als zuvor. Ich bin nun Witwe, und das Bewußtsein, daß ich es bin, macht mich ängstlicher, der Furcht zugänglicher. Ich war zuvor wenigstens in meinem Gefühl und dem Schein nach Gattin. Jetzt ist es gewiß, daß ich Witwe bin und bei mir selbst die Rechte verloren habe, die jener Schein mir gab.

Das Erscheinen dieses jungen Mannes, des Chevaliers d'Aubant, der mich in Moskau, umgeben von allem Glanz der Thronerbin, jung und eben erst vermählt, sah, als er bei dem Zaren umsonst eine Anstellung nachsuchte, hat mir alle meine Besorgnisse wieder gegenwärtig gemacht. Das war ein unglücklicher Morgenpaziergang in dem Garten der Tuileries, den ich so sorglos betrat und so tief erschüttert verließ, daß ich mich krank fühle und doch die Notwendigkeit einsehe, einen Entschluß zu fassen. Ach — einer Kranken und Verlassenen, einer Witwe wird ein Entschluß schwer! Ich habe noch nie an die Möglichkeit gedacht, Paris, Europa vielleicht verlassen zu müssen.

Ich bemerkte schon lange Zeit, wie der junge Mann Therese und mich mit den Augen verfolgte, und Therese gab mir die erste Besorgnis; denn auch ihr kam seine Gestalt bekannt vor. Plötzlich beim Einbiegen an dem Endpunkte der Allee, die ich zu verlassen eilte, trat er auf mich zu, begrüßte mich tief und redete mich „kaiserliche Hoheit“ an. Ich erschrak so, daß ich keines Wortes mächtig war. Therese jedoch hatte Geistesgegenwart genug, ihm barisch zu erwidern, er irre sich, er möge uns unbelästigt lassen, oder sie werde die Diener rufen. Ich mußte mich auf ihren Arm stützen und blickte eingeschüchtert nach meinem treuen Noël zurück, der uns in einiger Entfernung folgte. Der Chevalier stuzte einen Augenblick; dann sagte er etwas Schmeichelhaftes über meine Erscheinung, die, einmal gesehen, nicht mehr zu vergessen sei, und nöthigte Therese, ihm entschieden zu antworten. Sie sagte zum zweiten Male, wenn er nicht weiche, müßte sie sich nach Hilfe umsehen.

Der Auftritt fing an, über meine Kräfte angreifend zu werden; schon bildete sich eine Gruppe Müßiger um uns, man gaffte uns an, und ich bebte wie ein Blatt im Winde. Da trat Noël hinzu. Er warf einen Blick auf den Fremden, einen andern auf seinen rostigen Degen und hat uns, umzukehren und die Promenade fortzusetzen. Der Fremde verbeugte sich nun abermals tief und gab zu verstehen, daß, da ich mein Inloquuto behaupten wolle, er eine andre Gelegenheit suchen müsse, mir seine Dienste zu Füßen zu legen.

Ich kam erschöpft, matt, fiebernd in meiner stillen und heimlichen Klauie an. Ich kann nicht zweifeln, daß der Chevalier seine Entdeckung benutzen wird. Bei jedem ertönenden Fußtritt fürchte ich, ihn vor mir zu sehen. Vielleicht ist er eben jetzt bei dem Grafen Apraxin<sup>1)</sup> und hat ihm seinen wichtigen Fund mit-

1) Damaliger russischer Gesandter in Paris.

geteilt. Beim Himmel! Dieser Zustand von Sorge und Erwartung ist nicht zu ertragen — jedes meiner Glieder zittert in ängstlicher Spannung. Ich muß einen Entschluß fassen.

\*

Den 21. Oktober.

Ich sehe es ein, Theresie und Noël haben recht. Ich muß Paris verlassen, daß mir mit seiner bevölkerten Wüste, mit seinen heimlichen Schlupfwinkeln, seinem Menschengewühl, in dem ich wie ein Tropfen im Meere so unbekannt, so gemächlich umherschwanm, lieb geworden ist. Menschen sehen und von ihnen nicht getammt sein, war stets mein größtes Glück, meine feierlichste Sehnsucht. Ich muß dies Glück aufgeben. Denn nun dünke ich mich rings von Spähern umstellt, und die Furcht vor dem Verluste der Freiheit ist schlimmer als der Verlust selbst.

Aber wohin? In Europa findet mein stilles Glück keinen Raum. Neapel, Rom, Wien, Brüssel, Amsterdam, London sind mit Russen angefüllt! Wohl — nach Amerika denn! — In eine neue Welt! Dort wird mein Verlangen nach Naturgenuß, diese mir angeborene Erbsünde, ungeführte Befriedigung finden.

Dort begegne ich keinem Chevalier d'Aubant mehr — dort leben nur Menschen, die mich nicht kennen, dort soll mich nichts, als höchstens die Größe der Natur erschrecken.

\*

Den 24. Oktober.

Noël hat ganz recht. Eile ist notwendig. Er hat einen Teil meiner Juwelen umgekehrt. Im Hafen von V'Orient liegt eine Partie Auswanderer nach Virginien bereit. Es sollen an tausend Köpfe sein. Ich mische mich unter sie — die See nimmt mich in ihre freien Arme. Ja — eine Seereise — eine Reise über den Ozean wird mir meine vorige Ruhe wiedergeben.

\*

V'Orient, den 26. Oktober.

Die zweite Flucht, freilich gefahrloser als die erste, ist geglückt. Ich bin an Bord, niemand hat mich verfolgt, erkannt oder gehindert. Noël und Theresie sind bei mir. Wir alle senden heitere, hoffnungsvolle Blicke über den Ozean. Wie mich schon diese Versammlung hoffnungstropher Menschen erfreut! Mein Herz hat wieder Spannkraft und öffnet sich für fremde Wünsche, fremde Leiden. Ich habe viel Gelegenheit, einzelnen wohlzuthun. Jener arme Bretagner, der, zur Auswanderung entschlossen, dem Schmerz fast erlag, seine Familie hilflos zurücklassen zu müssen, weil er die Ueberfahrtskosten für sechs Kinder und eine tranke Frau nicht erschwingen konnte — wie rührend hat er mir gedankt! Auch der alte Mann, der seinen Sohn, seine einzige Stütze, weinend scheiden sah — er sieht nun gesichert dem Ende seiner Tage entgegen! Es hat mich kaum eine Perle gekostet, alle diese Thränen zu trocknen. Welch ein Glück, so von Hand zu Hand, ohne Vermittler, Segen bringen zu können! Nun erst jubelt meine Seele mit dem Jubel dieser frohen Schar. Nun erst nimmt sie an ihren Hoff-

nungen teil, nun erst fliegt sie leichtbeschwingt in jene neue Welt hinüber, auf die so viele kammerschwere und hoffnungsreiche Blicke sich richten.

Wir sind an Bord der Alceste, und bleibt der Wind, so lichten wir morgen vor Tage die Anker. Lebe wohl, gastlicher Boden Frankreichs, der du einer Unglücklichen, Gestorbenen Leben, Genuß und Freude am Dasein wieder gabst! Heil deinem Volk, wenn es sittig bleibt und Maß hält!

Der Tumult um mich her, das neue, ungewöhnte Treiben des Seelebens beschäftigt und erfreut mich innig. Ich vergesse über dieser Beschäftigkeit, die mich selbst ergreift und in Anspruch nimmt, ich vergesse über dem Gebrauch meiner Hände und Arme all meinen Harm. Glaubt mir, ihr Leidenden alle, das Handeln, die Anstrengung ist eine wahre Panacee aller Schmerzen. Man ist nur beklagenswert, wenn man zu handeln aufgehört hat und wehrlos den Pfeilen des Geschicks als Ziel steht!

Welch ein lebhaftes, ruheloses Bild ist eine Einschiffung von tausend Menschen! Wie reizvoll der Blick über diese Gruppen! — Wie groß der Mensch, wie schön das Meer, wie herrlich die Natur, der gestirnte Himmel über unserm schwachem Kiel? Welche Kontraste! Dies Stück hohlen Holzes, diese Barte, dies Atom und das ungeheure Meer? Und doch soll uns dies Brett in eine neue Welt, zu neuen Hoffnungen tragen, und doch soll es das unermessliche Meer besiegen!

Wir sind dreihundertundfünfzig Köpfe auf der Alceste. Ich zähle mich mit unter diese Köpfe; aber Noël hat mir ein gutes Lager erbeutet. Therese hat kein andres als meinen Schoß; und Noël — nun, Noël wird wohl in der Luft schweben oder auf einer Segelstange schlafen. Der unvergleichliche, treue, alte mutige Diener! Er ist übermorgen sechzig Jahre; aber er weiß immer Rat und schließt sich für mich mit zehn Angreifenden, wenn es not thäte.

\*

V'Orient, den 27. Oktober.

Leb wohl, meine Königsmaid — heute gehe ich unter Segel. Leb wohl mein Sohn, den ich nicht kenne! Leb wohl, Katharine, du Gute; leb wohl, großer Zar; leb wohl, meine zarte Amalie, meine treffliche Elisabeth, schönster Schmuck des deutschen Thrones; lebt wohl, meine Schwestern! Ich sehe euch wieder — das Herz jagt es mir! — Schlaft ruhig auf euern Thronen — ich bin ein ruheloser Vogel, dem kaum die weite Natur frei und weit genug ist.

\*

An Bord der Alceste, den 29. Oktober.

Ringt der Mensch stets vergeblich gegen das Schicksal? Entflieht er ihm nicht? Folgt ihm das Unheil, nähme er auch Flügel der Morgenröthe? Und ist alles eitel, was er unternimmt, sein Loß zu schaffen, wenn der Wille des Schicksals seine Bestätigung versagt? — Hier, inmitten des weiten Ozeans — hier, wo ich mich gesichert träumte gegen jede Anfeindung meines Geschicks — hier, wo niemand mich kennen sollte, wie — muß auch hier Angst und Harm mich

verfolgen? Hier, unter Delphtinen und Seetieren, wen muß ich wiederfinden? — Welches ist deine Absicht, junger Mann, und hast du eine? Was führt dich hierher auf mein Schiff? Was stierst du mich an? Warum heftest du dich an meinen Schritt? Was willst du von mir? Ich könnte dich hassen, wie meinen Verfolger, so ehrlich dein Gesicht sich auch zeigt, bloß weil du mich kennst!

Welch eine Ueberraschung! Der Kiel glitt ruhig dahin, vom Winde getragen; der kühle Morgen lockt mich Aermste auf das Verdeck. Die Sonne ist eben im Aufgehen — ich starrte, wie zum Gebet, in ihr goldenes Rund. — Da fühlte ich plötzlich einen Hauch an meinem Halse — ich sehe mich um — d'Aubant steht hinter mir! Ein Ausruf des Schreckens begleitete meine erste Bewegung, hier war kein Entfliehen möglich! — Ich schwankte; ach — ich selbst, ich selbst habe mich ihm nun verraten! Diese plötzliche Bestätigung seines Argwohns machte auch ihn stutzen. Ich floh, er hielt mich nicht auf, sondern stand starr, den Federhut in der Hand. Ich sank in meiner Kajüte auf mein Lager. — Therese ermahnte, tröstete — sie hatte recht — es blieb nichts übrig, als Noël zu ihm zu senden. Ja, es bleibt nichts übrig, als ihn zu gewinnen! Es scheint ein edler Mensch zu sein — er wird ja mein Unglück nicht wollen! —

Noël kehrt von ihm zurück. Der Chevalier war seiner Sache gewiß — mein Erschrecken hat mich ihm bestimmt verraten. Er hat Noël tief gerührt mit Thränen umarmt; er hat ihm bei seiner Ehre die Bewahrung des Geheimnisses gelobt und mich beschworen, seine Dienste in einem fremden Lande anzunehmen, wo ein Mann mir nützen könne. Er hat mich beschworen, mich sehen zu dürfen und gelobt, mich auf immer zu verlassen, in jedem Augenblick, sobald ich dies fordern würde. Er will mich nicht anders als Madame von Kalkstein nennen. Gott sei Dank, ich bin wieder beruhigt, wiewohl etwas krank. Allmählich erst werde ich mich an den Gedanken gewöhnen, in dem engen Raum eines Schiffes mit einem Wesen zusammen zu sein, das mich und mein Geschick kennt.

\*

Den 7. November.

Die See hat mich acht Tage sehr krank gemacht. Der Chevalier that alles nur mögliche; ich bin ihm für seine treuen und, wie es scheint, ganz uneigennütigen Dienste sehr verbunden. Er ist der Führer einer Schar von siebenzig bis achtzig Auswanderern, die die Mündung des Delaware zu ihrem Ziele wählen. Alle lieben ihn und würden für ihn sterben. Er muß wohl ein edler Mensch sein! Alle waren einst seine Unterthanen. Habgierige Bettern betrogen ihn um sein Besitztum — er durchirrte Europa, kam wieder, fand einen „Lettre de Cachet“, durch welchen die raubgierigen Bettern ihn in die Bastille warfen, ward endlich frei unter der Bedingung, nach Amerika zu gehen. Seine ehemaligen Unterthanen folgen ihm nun, da sie ihn nicht verlassen, nicht unter Raubrittern und Despoten, die sie mißhandelten, leben wollen. Armes Frankreich! Dieser edle Mann flieht dich! Vielleicht sendet er dir aus der Neuen Welt einst Heil herüber! Die acht- bis neunhundert andern Auswanderer sind fast alle in dem Fall dieser von ihren Herren mißhandelten Unterthanen. Gott gebe



ihnen Heil und eine schnelle Ueberfahrt, wie sie für unsre Vorräte berechnet ist. Hier möchte meine Neigung zu helfen, wo ich kann, eine schwere Probe zu bestehen haben!

\*

Den 14. November.

Der Mangel fängt an fühlbar zu werden. Du, der du den Wind lenkest, sende uns bald einen günstigen! Wir haben in dem vorgestrigen Sturm die übrigen Segel des Convois aus den Augen verloren; wir selbst sind halb entmastet; unser Hilfssteuer ist zertrümmert, und unsre Vorräte sind erschöpft. In diesen furchtbaren Tagen hat sich d'Aubant als ein kühner, besonnener Mann, als ein Freund und als ein edler Mensch bewährt. Er war überall; der Kapitän verlor den Kopf, als unser Hauptmast brach; d'Aubant allein stand der Gefahr. Er leitete das Schiff. Die Mannschaft wurde unruhig und verlangte, unter dem Winde nach den Azoren zurückzusteuern. Drei Worte von ihm genügten, den Tumult zu zügeln. Er ist in der That ein gewaltiger Mensch. Die Elemente selbst huldigten ihm besiegt, gebändigt; der Sturm ließ nach, sobald er an das Steuer trat, und die empörten Wogen schmeichelten ihm. Sein kühner und doch seelenvoller Blick ist fürwahr unwiderstehlich, wenn er am Steuer steht oder mich sanft nach meinen Befehlen fragt. Sowie die Erschöpfung der Vorräte sich kundgab, drohte ein neuer Tumult. Einer jagte es dem andern, und alle stürmten auf das Verdeck, auf den kopflosen Kapitän ein. Dieser hatte in der Jahreszeit auf lange, widrige Winde nicht gerechnet. Man machte Miene, sich an ihm zu vergreifen, und wir alle zitterten. Da trat d'Aubant hervor, trieb die Schreier zu Paaren und erklärte den Ruhigen, daß er ihnen von heute an sein Hilfsmagazin öffne. Er allein hatte an den nun eingetretenen Fall gedacht und vorgesorgt. Fünfzehn Tonnen mit Mehl sind fürwahr eine willkommene Hilfe. Nun kehrte die Ruhe, die Zuversicht zurück, die Mannschaft arbeitete besser, und wir haben die Hälfte des Weges zurückgelegt. Er selbst setzte sich und seine Leute von dieser Stunde an auf die kargste Ration und schien doch nichts zu entbehren, als er mich versorgt sah. Man muß ihm gewogen sein! So mild, so seelenvoll ist seine Sprache! Er thut, was er irgend als einen Wunsch von mir nur zu erraten vermag. Seine Vorsorge hat mir hundert kleine Gemächlichkeiten verschafft, die ich ihm nie genug danken kann. Zum Beispiel das Zelt auf dem Verdeck, von wo ich mich an den großen Schauspielen weiden kann, die uns täglich das Meer darstellt, den Sonnenaufgang, den Sonnenuntergang und die feierliche Nacht! Er ist zurückhaltend, aber nicht mehr demüthig, sondern voll inniger Freundschaft; kurz, er ist unser Schutzgeist.

(Schluß folgt.)



## Gefühlsanarchie.

Ein Beitrag zur Psychologie des Mystizismus.

Von

Ludwig Stein in Bern.

### I.

Ein Pendant zu jener „Gedankenanarchie“, deren Wesen wir jüngst (Zulheft 1899) zu verdeutlichen gesucht haben, bildet die „Gefühlsanarchie“,<sup>1)</sup> wie sie uns heute in allen Offenbarungsformen des Mystizismus entgegentritt. Die Mystik ist nämlich der ständige Schatten der Sonne Philosophie. Mystik und Philosophie verhalten sich zu einander wie die Gefühle zur Vernunft, wie die dunkeln Triebe zum sonnenklar bewiesenen Lehrsatz, wie die Affekte zum logischen Denken. Die Philosophen bilden Schulen, in welchen die gemeinsamen Ueberzeugungen kühl gelehrt und kritisch erörtert werden, die Mystiker Sekten, in welchen die gemeinsamen Glaubenssätze enthusiastisch gepredigt und kritiklos befolgt werden.

Wie es nach den Lehren der intellektualistischen Psychologie unserer Tage keine unbetonte Empfindungen, aber auch keine Vorstellungen ohne (positive oder negative) Gefühlstöne giebt, so kennen wir auch kein philosophisches Lehrsystem großen Stiles ohne ein mystisches Widerpiel, ohne den Reflex eines Gefühlsgegenparts. Der Platonismus hat sein mystisches Gegenstück im Neuplatonismus, der mathematisch gerichtete Pythagoreismus im symbolisierenden, der chaldäisch-mystischen Zahlenspielerei vollständig verfallenen Neupythagoreismus (Apollonius von Tyana), ja selbst der Aristotelismus, dieses kristallklare, spiegelblanke, jedes mystischen Beigemischs gründlich bare Vernunftpräparat schlägt in Porphyry, seinem namentlich fürs arabische Mittelalter wirksamsten Interpreten in schwärmerische Phantastik und Gefühlsschwelgerei um. Und so ließe sich bei jedem großen System leichtlich der Nachweis führen, daß es mit der Zeit sein eignes mystisches Gegenbild mit einer gewissen logischen Notwendigkeit erzeugt, so daß man getrost behaupten darf: Eine Philosophie, das heißt ein Gedankensystem ohne seinen mystischen Begleitschatten ist nicht wohl denkbar, es sei denn als Peter Schlemihl unter den Systemen.

Die logische Notwendigkeit, welche diese mystischen Theorien als gleichsam Schattenbilder des klaren Denkens immer und immer wieder hervortreibt, besteht eben darin, daß wir Menschen nicht bloß körperlich, sondern — leider — auch seelisch Doppelwesen sind. Wie jeder Mensch eigentlich aus zwei Hälften zusammengesetzt ist, wie wir eine rechte und eine linke Gehirnhemisphäre unser

<sup>1)</sup> Beide Abhandlungen erscheinen Ende dieses Jahres in einer Sammlung philosophischer Essays, betitelt „An der Wende des Jahrhunderts“, Freiburg, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

eigen nennen und die wichtigsten Organe, wie Hände und Füße, Augen und Ohren und so weiter, doppelt besitzen, so wohnen auch „zwei Seelen, ach, in seiner Brust.“ Damit soll keineswegs auf das fragwürdige psychologische Problem des sogenannten Doppel-Ich angespielt, sondern nur die Thatsache hervorgehoben werden, daß Vernunft und Gefühl jene Doppelseelen sind, welche seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte um den Vorrang streiten. Wie bei einzelnen Menschen, so ist bei ganzen Geschlechtern bald die Vernunft, bald das Gefühl im Uebergewicht. Was uns die Märchen vom guten und bösen Geist, von Engel und Teufel, von Gott und Satan, von Christ und Antichrist, von Ormuzd und Ahriman, von Licht und Finsternis als Weltprinzipien zuraunen, das alles wohnt in unsrer eignen Brust. Die eine Seele, Vernunft, strebt unablässig aufwärts zum Licht, die andre, das Gefühl, ebenso unablässig abwärts zum Halbdunkel; die eine lebt in der Welt der logisch-mathematischen oder historischen Beweisführung, die andre im traumhaften Zwielicht des dämmernden Ahnens und deutungsreichen Rätsels. So giebt es nun logisch gerichtete Naturen, die sich nur in der Welt des Beweises heimisch fühlen, und mystisch gestimmte, die nicht überzeugen, sondern überredet, nicht belehrt, sondern erbaut sein wollen, mit einem Wort, nicht wissen, sondern glauben möchten. Und so ganze Generationen. Das schließt natürlich nicht aus, daß diese gegensätzlichen Stimmungen auch in derselben Generation, ja im gleichen Individuum Platz greifen können. Derselbe Mensch denkt zuweilen heute logisch, morgen mystisch. Man nennt solche Menschen charakterlos, weil das Wesen des Charaktermenschen im strengen Einhalten jener Gedankenlinie besteht, die er sich nun einmal vorgezeichnet hat, nach dem Satze: semper idem velle, ac idem nolle. Der Stimmungsmensch hingegen — ein recht milber Euphemismus für Charakterlosigkeit — schlägt plötzlich und unvermittelt um. Ein politischer Windhauch, eine fanatisierende Rede, ein berauschendes Buch, ein zungenfertiger Freund oder gar eine ebensolche Freundin veranlassen ihn, seine Gedankenlinie von heute auf morgen umzuzeichnen, sein religiöses, politisches oder künstlerisches Credo jäh zu wechseln. Solche Naturen bilden alsdann das Material, aus dem man Mystiker knetet. Je sensibler, empfänglicher, leichtblütiger und wetterwendiger jemand ist, desto zugänglicher ist er Halbklaarem, Unausgereiftem, kurzum allem zwitterhaften Irrlichterieren. Eben jene Zwiespaltsmenschen stellen das große Kontingent der modernen Mystik aller Schattierungen dar. Heißt aber Anarchie Herrschaftslosigkeit, so sind Individuen mit so gearteten Doppelseelen, welche heute so, morgen anders fühlen, in einem Falle streng logisch urteilen, im andern mit prickelndem Gefühlsüberschwang unsicher hin und her schweben, Gefühlsanarchisten. Sie haben die logische Herrschaft über ihre Gefühle eingebüßt. Wie die politischen Anarchisten sich einem sozialen Gefühlsüberschwang zügellos überlassen, so die Gefühlsanarchisten dem Affekt, dem augenblicklichen Impuls, dem ersten besten starken Eindruck, dem sie eben keine logisch gefestete Ueberzeugung als unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen wissen.

## II.

Die Gefühlsanarchisten bilden den geräuschvollen Chor unserer modernen Mystiker, wie ich denn überhaupt im Anarchismus als solchem auch nichts weiter sehe, als politischen Mystizismus. Die neuroasthenische Zerfahrenheit, an welcher unser „nervöses“ Jahrhundert infolge der noch unverdauten, unangepaßten Ummwälzungen in Technik und Weltverkehr krankt, verstärkt und vervielfältigt die Schar der Gefühlsanarchisten ins Unheimliche. Wir laborieren an einem Uebermaß von politischen Hysterikern, von künstlerischen Schwarmgeistern und religiösen Sektierern. Unsere Kultur leidet an allerhand aus dem Gleise geratenen „Individualitäten“. Das Heer der Zwitternaturen, jener logisch Deklassierten, welche einer mystischen Stimmung, einer Gefühlsanarchie verfallen sind, ist in einem so peinlichen Grade angewachsen, daß der Todfeind aller Mystik, die Logik, nicht mehr mit ver- schränkten Armen den moralischen Verwüstungen zusehen darf, welche die Gefühlsanarchie aller Orten anrichtet.

Die vorhin aufgestellte Zweiseelentheorie wird wohl niemand wörtlich nehmen. Wir denken nicht, wie die antiken Psychologen, an zwei oder mehr gesonderte Seelen oder auch nur Seelenteile. Wir stehen vielmehr auf dem Boden der intellektualistischen Psychologie, welche nach dem Satze Spinozas — *intellectus et voluntas unum et idem sunt* (Eth. II, 47) — die Gefühlstöne ebenso wie die Willenshandlungen in letzter Linie auf Empfindungen zurückführen. Während die Voluntaristen (Wundt) Gefühle und Empfindungen aus dem Willen ableiten und diesem solchergestalt den Primat einräumen, suchen die Intellektualisten umgekehrt die Empfindung als das primäre Element zu begreifen, auf welches sich Gefühl und Wille letzten Endes reduzieren lassen. Im Gefühl aber das Grundelement alles psychischen Geschehens zu erblicken, wie dies im vorigen Jahrhundert in der schottischen Schule, bei den Vertretern des „*Moral sense*“, aber auch bei Smith und Hume bis zu einem gewissen Grade im Schwange war, wie es Rousseau im Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars (Emile IV, 201) zu glutvollem Ausdruck brachte, aber auch in unserm Jahrhundert noch die deutschen Romantiker, sowie die Gefühlsphilosophen Hamann und Jacobi mit geradezu blendender Rhetorik vertraten: dazu vermag sich heute keine der herrschenden psychologischen Richtungen mehr zu verstehen. Seitdem vollends die Herbartische Schule, welche an Shaftesbury anknüpfend, im Geschmack beziehungsweise in Geschmacksurteilen das ethische und ästhetische Grundvermögen sah, ihre einstmalige Bedeutsamkeit auf deutschen Kathedern eingebüßt hat, giebt es in der modernen Psychologie nur noch Intellektualisten, welche in der Empfindung, und Voluntaristen, welche im Willen das psychische Grundelement erblicken. Das Gefühl, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach als Grundquelle alles psychischen Geschehens angesehen worden ist, besitzt heute keinen wissenschaftlich beglaubigten Fürsprecher mehr. Vielmehr stimmen Intellektualisten, wie Voluntaristen darin überein, daß das Gefühl nichts Primäres, sondern Sekundäres, das heißt eine mehr oder weniger ständige Begleitererscheinung sei es des Intellekts, sei es des Willens sei.

Die autonome Selbstherrlichkeit des Gefühls, wie sie besonders Rousseau und unter seinem Einflusse die deutsche Romantik mit hinreißender Verebjantheit gepriesen, hält also vor keiner der herrschenden psychologischen Richtungen wissenschaftlich mehr stand. Das Gefühl steht vielmehr nach den einen unter der Botmäßigkeit des Verstandes, nach den andern unter der des Willens. Wenn nun die Gefühlsmystiker aller Zeiten, — die Victoriner unter den Scholastikern, Pascal unter den Cartesianern, Jacobi und Hamann unter den Kantianern — auf jene gemeinsame Formel schwören, welcher Pascal den paradoxen Ausdruck lieh: *Le cœur a ses raisons que la raison ne connait pas*, so erweisen sie sich samt und sonders als Rebellen gegen die Vernunft. Die Gefühlsrebellion gegen die Vernunft Herrschaft ist aber gleichbedeutend mit Anarchie. Denn die Vernunft, und nur diese, hält auf Ordnung, weiß strenge Zucht zu halten; sie allein hat einen Kanon, eine feste Gesetzmäßigkeit, gleichsam ihr eignes Gebot; das sind die (nach Aristoteles 10) Kategorien des menschlichen Verstandes, weiterhin die Regeln der formalen Logik. Das Gefühl aber hat keinerlei Richtschnur und Gesetz. Es wird von dunkeln Trieben und jeder wissenschaftlichen Kontrolle sich entziehenden Motiven, kurzum von Stimmungen und Instinkten bewegt. Laune und Willkür sind sein Lebenselement. Wer das Gefühl zur Richterin über Wahr und Falsch, über Thun und Lassen bestellt, der verzichtet von vornherein auf alle Ordnung und Gesetzmäßigkeit; er will die Herrschaftslosigkeit — den Anarchismus.

Der Rationalismus, welcher die Tragfähigkeit des menschlichen Verstandes kritisch geprüft und seine Haltbarkeit für bestimmte Leistungen festgestellt hat, besitzt doch wenigstens ein festes Gesetzbuch, kodifizierte Regeln, nach welchen er über Wahr und Falsch im Einzelfall entscheidet; es sind das die Gesetze der formalen Logik, welche ebenso sehr die Grundzüge zur Unterscheidung von Wahr und Falsch enthalten, wie etwa das Bürgerliche Gesetzbuch die Grundzüge von Mein und Dein, von Recht und Unrecht, oder die Grammatik die Regeln für richtiges und unrichtiges Sprechen und Schreiben, oder endlich das Budget eines geordneten Staatswesens ein klares, festes Finanzprogramm enthält. Der Irrationalismus aber, welcher sich gegen die Vorherrschaft des Verstandes auflehnt, um dem Gefühl die Priorität der Entscheidung in allen Fragen des Lebens zu überantworten, wirft uns in die Anarchie des Naturzustandes, wenn nicht gar des Raubtierzustandes zurück. Denn der Typus der Barbarei, wo nur der Instinkt, noch nicht der Verstand herrscht, ist geschloßene Willkür; der Typus der Kultur hingegen regelnde Ordnung. Wo die Naturmenschen launische Fetische sehen, da erblicken wir Kulturmenschen gesetzmäßige Naturgewalten; was für jene zufällige Katastrophen bedeuten (Erdbeben, Uberschwemmungen, Seuchen und so weiter), welche sie als unabwendbar hinnehmen, das sind uns naturgemäße Entwicklungsformen, welche wir voraussehen und durch vorbeugende Schutzmaßregeln hintanhalten. Was jenen den Despoten aufzwängte, der nach Belieben schaltete und nach momentaner Eingebung Recht sprach — was immer noch besser war als der frühere Raubtierzustand, da die

Hand eines jeden wider jeden erhoben war, das ersehen wir durch Gesetzbücher und Parlamente, durch internationale Kongresse und Schiedsprüche. Aus alledem folgt: das Gefühl bedeutet Chaos, der Verstand Kosmos; dort wilder Wirrwarr, hier abgeklärtes Sonnenlicht; dort gesellschaftlicher Bankerott, hier geregelter Staatshaushalt; dort Zufall und Willkür, hier Gesetz und Ordnung; dort Tier, hier Mensch!

Freilich werden uns Gefühlsanarchisten entgegengehalten: Auch wir besitzen unsern Regulator — den Takt. Aber gerade dies ist ein entscheidendes Gegenargument gegen alle Gefühlsanarchie. Denn der Takt eignet sich zu allerlezt zu einem regulierenden Maßstab, zu einem Kanon des Gefühls, weil er eminent persönlich, undefinierbar, unlernbar, unübertragbar ist. Was bei einer Kodifizierung des Taktens herauskommt, beweist ja klärllich Knigge's „Umgang mit Menschen“. Dieses angebliche Gesetzbuch des Taktens, aus welchem man vielleicht eine gewisse Tanzmeistergrazie entnehmen, aber niemals jene unfehlbare Sicherheit in den Gefühlsäußerungen gewinnen kann, wie sie uns die formale Logik beispielsweise für Verstandesäußerungen an die Hand giebt, zeigt uns deutlich genug, daß der Takt nicht kodifizierbar ist. All dasjenige aber, was der Regelung spottet, einer generellen Fassung widerstrebt und auf das Recht seiner isolierten Vereinzelung pocht, heißt Anarchismus.

Und so stehen denn Verstand und Gefühl seit Anbeginn der Menschheitsentwicklung als unverfönlliche Antipoden einander gegenüber. Das Organ des Verstandes ist die Logik, weiterhin die Wissenschaft, das des Gefühls die Religion. Während die Logik zum Beispiel seit Aristoteles unausgesetzt fordert, daß wir uns Gott entpersönlicht denken, beharrt das individuelle Gefühl unausbleiblich darauf, Gott immer wieder zu verpersönlichen, „der Kampf auf Leben und Tod, den Theologie und Philosophie seit nunmehr zwei Jahrtausenden miteinander führen, ist — soziologisch und psychologisch gesehen — nichts anderes als das unausgesetzte Ringen des logischen Denkens mit den menschlichen Gefühlsfaktoren.“<sup>1)</sup>

### III.

Ein analoger Gegensatz zwischen Verstand und Gefühl spielt sich auf der Arena der politischen Tageskämpfe ab. Der Verstand fordert den Staat, das Gefühl widersezt sich ihm. Der Staat bedeutet nämlich eine einheitliche Regelung der Beziehungsformen menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens, womit unausweichlich Eingriffe in die freie Tätigkeitsphäre der Persönlichkeit gegeben sind. In jeder staatlichen Regelung liegt eine partielle Hemmung und zeitweilige Unterbindung der Bewegungsfreiheit des Individuums beschlossen. Das Gefühl aber bäumt sich mit aller Macht gegen eine solche Einschränkung der Persönlichkeit auf, wie schon im Altertum Sokrates, welcher der Polis von Athen sein Ich zu bieten wagte, und wie uns zulezt Herbert Spencers „The Man versus the State“ diesen Gefühlsprotest des Individuums

<sup>1)</sup> Vergl. meine „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“, Stuttgart, Ende, 1897, S. 170.

gegen die Zwangsregelung seitens des Staates zu lebendigem Bewußtsein gebracht hat. Das Gefühl ist eben alogisch; es kann nicht rechnen; es kennt keine bewußte Zwecksetzung. Es vermag den Kalkül des *do ut des* nicht zu fassen, nach welchem wir dem Staat eine respectable Fülle von unsern Urrechten an Freiheit abtreten, um aber dafür ungleich wertvollere Gegenrechte an Ordnung, Gesetzmäßigkeit und persönlicher Sicherheit vom Staat einzutauschen.

Wie der Gefühlsphilosoph Jacobi einst ausrief: „Ich bin mit dem Kopf Spinozist, aber mit dem Herzen gläubiger Christ,“ so sieht sich der politisch denkende Kulturmensch vor das gleiche Dilemma gestellt: Mit dem Verstand rechtfertigt er die Zwangsgewalt des Staates, mit dem Herzen ist er antistaatlich gestimmt — Individualist, Anarchist. Unsere modernen Salonanarchisten von der Prägung John Henri Mackays und Rudolf Steiners sind nichts weiter als politische Gefühlsphilosophen. Sie markieren die letzte Konsequenz des mit Sokrates einsetzenden Individualismus. In dem perennierenden Prozeß Verstand contra Gefühl haben sie sich auf die Seite des letzteren geschlagen, ohne deswegen den ersteren ganz verloren zu geben. Deshalb erscheinen mir die theoretischen Anarchisten als politische Mystiker, zu denen sich die Anarchisten der That nur verhalten wie die sengenden und mordenden Kreuzfahrer zu Bernhard von Clairvaux, oder die Terroristen der französischen Revolution zu Rousseau.

Und so erweist sich denn der Gegensatz zwischen Verstand und Gefühl als ein elementarer, der Menschennatur untillgbar einwurzelnder.

Der politische Ausdruck dieses Urgegensatzes heißt Staat und Persönlichkeit, Gattung und Individuum, Sozialismus und Anarchismus. Kalte Verstandesmenschen, zweibeinige Rechenmaschinen schwören auf den Staat, und zerflossene Gefühlsmenschen, dreibeinige Molluskennaturen beten den Götzen Persönlichkeit an. Die richtig abgepaßte Mitte zwischen Staat und Persönlichkeit, das balancierende Gleichgewicht von Verstand und Gefühl, jene goldene *Μεσότης*, welche Aristoteles gegenüber dem einseitigen Individualismus des Sokrates und Kommunismus Platons als tiefstes Geheimnis alles Naturgeschehens und aller Menschheitsentwicklung enthüllt hat — das dürfte die richtige Lösung des Grundwiderstreites sein, dem wir in unsrer Sozialphilosophie (S. 132) die Fassung gegeben: „Sämtliche sozialen Gebilde zeigen denselben Jamustopf. Vorwärtsschauend tendieren sie nach immer größerer Vereinheitlichung und — in ihrem letzten Ziele — auf vollendete Universalität; rückwärtschauend ziehen sie sich immer mehr in sich selber zurück, bleiben isoliert und auf sich gestellt und verraten die unbezwingliche Neigung zu immer schärferer Ausprägung der Individualität.“ Der Verstand treibt ebenso unaufhaltsam der Universalität zu, wie das Gefühl unbeirrt Kontredampf giebt und zur Individualität zurückbremst.

Wie Religion und Politik, so weisen auch Philosophie, Wissenschaft und Kunst das gleiche Doppelantlig auf. Der Verstandesseite läuft überall parallel ein mythischer Gefühlzreflex. Neben den unverlierbaren Gedankenschöpfungen

eines Heraklit, Demokrit, Sokrates, Platon und Aristoteles laufen bei den Griechen zeitlich und zuweilen — besonders bei Platon — auch in gedanklicher Verflechtung einher: die orgiastischen Kulte der Eleusinien und Thesmophorien, welche zuletzt im großen mystischen Sammelbecken der Orphiker zusammenströmen. Die feine Skala von apollinischen und dionysischen Kulturen bis hinauf zu den samothratischen Mysterien, welche letzteren Schelling ebenso inspirierten, wie die beiden ersteren Nießsches Denken mächtig beeinflussten, kennzeichnen so recht die reiche Verästelung der griechischen Mystik, welche den weltbezwingenden Siegeszug des hellenischen Denkens und Dichtens als unzertrennlicher Begleitschatten Schritt für Schritt verfolgt.

Die semitischen Kulturen zeigen den gleichen Typus auf. Dieselben Priesterkasten, welche in Aegypten die Geometrie als Wissenschaft ins Dasein rufen, bilden zugleich das Modell aller Geheimbündelei, ein Modell, welchem der syrische und phönizische Baaldienst, der persische Mithraduktus, welcher auf eine zügellose Frönuung der Sinne hinausläuft, ebenso nachgebildet ist, wie das hebräische Nasiräertum, das umgekehrt auf eine grundsätzliche Ertötung aller sinnlichen Lüfte gestellt ist. Die Geheimbündelei ist und bleibt eben das Lebenselement aller Mystik. Alles, was das Licht der Sonne Logit scheut, vertriecht sich mit Borliebe in nächtliche Konventikel, ins Halbdunkel des Gefühlsüberschwangs, in die Verzückung extatischer Zustände, wie sie eben nur geheimer Sektiererei zu eigen ist. Der Verstand liebt das plain-air, das Gefühl das clair-obscur. Das verstohlene Flüstern und Tuscheln, jenes geheime Zeichen- und Miensenspiel, das jedem seelisch gerade Gewachsenen heute so empfindlich gegen den Strich geht, daß ihm nicht einmal das Freimaurertum — vielleicht die edelste Blüte der politisch-ethischen Geheimbündelei — sonderlich behagt, übte eben je früher desto unwiderstehlicher eine geradezu magische Anziehungskraft aus. Alle Geheimlehre hat eben für mystisch angelegte Naturen etwas dämonisch Fesselndes. Das Faustproblem, welches Goethe nur zu höchstem künstlerischen Ausdruck brachte, ist uralte, ja es ist ein um so lockenderes Problem, je weiter wir zeitlich zurückgreifen. Das Unbefriedigtbleiben der Gefühls Hälfte unser's seelischen Seins, das tief sehnsüchtige Verlangen nach Erlösung aus Unwissenheit und Zweifel, das verschmachtende Lechzen nach letzter Erkenntnis — das sind ewige Seufzertöne des Menschengeschlechts, wie sie sich besonders der Gefühlsseite unser's Psyche unaufhaltsam entringen. Hier entsprudelt der Springquell aller Mystik.

Den Lauf dieser Quelle zu verfolgen, bietet einen gar eigentümlichen Anreiz. Der geschichtliche Ueberblick über die absonderlichen Zickzackwindungen, in denen der eine geistige Strom des Menschengeschlechts: Gefühl, das mächtig sich ausdehnende, geradlinig fortlaufende Flußbett des andern Stroms: Intellekt unaufhaltsam begleitet, beweist uns ebensosehr die unabtrennbare Zusammengehörigkeit der Gegenätze von Philosophie und Mystik, von Verstand und Gefühl, wie ein vorzunehmender Querschnitt durch die Kultur der Gegenwart. Gewiß ist sowohl die geschichtlich hinter uns liegende, wie die augenblickliche Berührung dieser beiden Erzgegner eine vorwiegend feindliche; aber nach dem



Sage: „Les extrêmes se touchent“ kann selbst aus dem Zusammenstoß entgegengestrebender Gewalten Ersprießliches hervorgehen. Polare Gegensätze fordern sogar einander. Wenn nach der übertreibenden Verallgemeinerung Heraklits und Hegels alle Harmonie nur aus dem Zusammenstimmen von Gegensätzlichem entspringt, so dürfte auch der behutsamste Denker zugeben, daß aus dem Zusammenströmen der gegensätzlichen Mächte: Verstand und Gefühl, auch Förderliches erwachsen kann. Bevor wir nun Umschau halten über die Ergebnisse eines Querschnittes durch unsere gegenwärtige Kultur, wobei sich ein verdächtiges Gravitieren nach der Gefühlsseite, ein verhängliches Vorwiegen des von uns als Gefühlsanarchie bezeichneten Mystizismus ergeben wird, dürfte es angezeigt sein, einen geschichtlichen Rückblick auf die wichtigsten Phasen des Mystizismus zu werfen. Die geschichtliche Betrachtung dient eben dem Doppelp Zweck: Vergangenes zu berichten, und Gegenwärtiges oder Kommenendes zu erklären.

## IV.

Nicht bloß mystische Sekten, auch mystische Bücher sind fast so alt wie die Kultur selbst. Werfen wir nur einen Blick auf unser eignes Kultursystem, dem in der indischen, persischen und chinesischen Kultur durchaus analoge Erscheinungen an die Seite gestellt werden können, so begegnen uns am Ausgange der alten Welt, vermutlich durch buddhistische Einflüsse wenn nicht hervorgerufen, so doch wesentlich bestärkt, allenthalben mystische Sekten und Bücher. Den Neupythagoreern und Neuplatonikern bei den Griechen, deren einer, Jamblich, sich in der Schrift „De mysteriis Aegyptiorum“ der albernsten chaldäischen Zahlensymbolik, der Theurgie und Mantik mit Haut und Haaren verschreibt, laufen auf der hebräischen Seite parallel die Sekten der Essener und Therapeuten, sowie der hellenisierende Jude Aristobul, welcher mit Vorliebe auf das Hauptwerk der hellenischen Mystik, den *τερός λόγος* des Orpheus, zurückgeht. Diesen mystischen Gruppen korrespondieren mystische Bücher. Wie die Neupythagoreer ihre Aurea Carnima und die Neuplatoniker ihre *λόγια χaldaica*, so besitzt das Alte Testament seine Apokalypse im Buche Daniel, und das Neue Testament die seinige im Evangelium Johannes. Allen diesen mystischen Richtungen sind — gleichsam als politischer Grundbaß — gemeinsam die jhybillinischen Orakel, wie sie uns jetzt Diels in seinen „jhybillinischen Blättern“ so ergötzlich vor Augen führt.

Und so ist denn die Duplizität eine durchgängige. Wie die Physischer Attraktion und Repulsion, die Chemiker Affinität und Verbindungswiderstand als gesehmäßig wiederkehrende Erscheinungen konstatieren, so kennt die Geschichte des Menschengesistes die gleiche Gedoppeltheit. Das konträre Begriffspaar: Mann und Weib sind das Modell dafür. Gegen die Sonne: Denken, kämpft der Mond: Fühlen, durchweg an. Dort das Paradies; hier die Unterwelt; dort logische Klarheit, hier weibische Zerflossenheit; dort männliche Schärfe, hier visionäre Tränmerei. Diese alles durchziehende Zwiespältigkeit nimmt innerhalb der religiösen Entwicklung, welche, weil vorwiegend der Gefühlsseite entstammend, wahlverwandte Stimmungen mit allem Mystizismus aufweist, folgendes Doppel-

antlig an: Autorität und Tradition, das heißt Offenbarung, welche an alle Gläubigen ergeht, und geheime mündliche Ueberlieferung, die sich nur auf auserlesene Geister beschränkt. Die Offenbarung ist demokratisch, die Ueberlieferung aristokratisch; jene öffentlich, diese geheim. So berufen sich in den ersten Jahrhunderten des sich ausgestaltenden Christentums die Kirchenväter, welche die Offenbarung vertreten, auf die öffentlichen Konzilien, die Gnostiker hingegen, der mystische Bodensatz alexandrinischer Theosophie, auf Ueberlieferung, Inspiration, geheime Privateingebung auserwählter Geister. Eine parallele Bewegung spielt sich im Judentum ab, welches ebenfalls seine Gnosis, das heißt seine mystische Unterströmung besaß. Den öffentlichen Diskussionen und Decisionen der Hochschulen in Sura und Pumbeditha, welche die kanonischen Bücher, die Mishna, den jerusalemischen wie den babylonischen Talmud in ähnlicher Weise dialektisch-exegetisch auslegen, wie etwa die Konzilien und später die Synoden das Alte oder Neue Testament, stehen gegenüber: die Midraschim als poetisch-allegorische, sowie das Geheimbuch „Sefer Jezira“ — das Buch der Schöpfung — als spekulative Mystik.

Um der Geheimlehre den ganz besonderen Reiz der Mythologisierung ihres Autors zu gewähren, hat sich das Satyrspiel der Geschichte den absonderlichen Maskenscherz erlaubt, uns den Verfasser des Grundbuchs der christlichen Mystik in ein ebenso unnahbares Dunkel zu hüllen, wie den der jüdischen Mystik. Was nämlich die Kabbala und ihr Hauptwerk „Sohar“ (der Glanz) als Ueberlieferung und Geheimlehre den jüdischen Mystikern des Mittelalters bedeutete, genau dasselbe waren die Schriften des angeblichen Dionysius des Areopagiten, besonders seine *περὶ μυστικῆς θεολογίας* den Mystikern des christlichen Mittelalters: nicht ein Buch, sondern das Buch — eine Art von Separatoffenbarung und Gefühlsanktuarium, das man vielfach als historisches Rückgrat betrachtete. Aber welches Zusammentreffen! Weder der Verfasser des Sohars, noch der Autor der unter dem Namen Dionysius Areopagita laufenden Schriften läßt sich mit historischer Sicherheit ermitteln. Dasselbe mystische Dunkel, welches sie über Jahrhunderte des europäischen Denkens ausgebreitet haben, waltet auch über den Schöpfern dieser beiden Grundwerke der mittelalterlichen Mystik. Selbst über die Lebenszeit dieser Autoren gehen die Meinungen um ganze Jahrhunderte auseinander.

Die Uebereinstimmung zwischen der christlichen und jüdischen Mystik geht indes noch weiter. Nach der Schrift „De theologia mystica“ des Areopagiten geht neben der sichtbaren Welt des Scheines eine unsichtbare der Wahrheit einher; jene ist natürlich, diese übernatürlich. Mit der natürlichen Welt befaßt sich die Wissenschaft, mit der übernatürlichen die Ueberwissenschaft: die mystische Unwissenheit, jene *docta ignorantia*, welche uns später beim deutschen Kardinal Nikolaus von Kues begegnet. Der menschlichen Natur steht die übermenschliche, „überwesentliche“ Natur Jesu gegenüber; die Gottheit selbst, die Monas, wird zur „überwesentlichen, übererhabenen Uebergottheit.“ Nach dem mystischen Modell der Uebergottheit, deren *petitio principii* eine Ver-

doppelung des Weltbildes ist, spricht, nebenbei bemerkt, Goethe bereits in der „Zueignung“ gelegentlich vom „Uebersenschen“. Nietzsche vollends rückt diesen Uebersenschen, diese soziologische Verdoppelung, bei welcher jener sich zum gewöhnlichen Menschen verhalten soll, wie etwa die Metaphysik zur Physik, oder die Metamathematik zur Mathematik, in den Mittelpunkt seines „Systems“ des soziologischen Mystizismus.

Alle diese Verdoppelungen aber, welche der gegenständlichen Welt, die mit den Sinnen und dem Verstande wahrgenommen wird, eine überempirische, das heißt alle sinnliche Erfahrung überschreitende, also nicht verstandesmäßig begreifbare, sondern nur gefühlsmäßig „erfaßbare“, „schaubare“, gegenüberstellen, stehen auf dem Boden des Mystizismus. Sie dichten allesamt zur Welt des Verstandes eine Welt des Gefühls hinzu; sie projizieren das diskursiv Erkannte in das intuitiv „Gefühlte“; sie mythologisieren damit die Welt, wie sie ist, in jene um, die sie sich wünschen. Die Monas des Areopagiten, der En-Soph (Grenzenlose) des Sohar, der „Uebersenschen“ Nietzsches gehören dem gleichen (mystischen) Gedantentypus an; sie repräsentieren allesamt vom Gefühl vollzogene, in die dunkle Region des Unendlichen projizierte Verdoppelungen. Sie sind perpetuierte Wunschwesen, willkürlich objektivierte, in eine erträumte Welt hineinversetzte und dort zu angeblich wirklich existierenden Gestalten umgestempelte Sehnsuchtsjeuzer.

Wie in der Erkenntnistheorie dem naiven Realismus ein kritisch-reflektierender gegenübersteht, so in der Gefühlstheorie dem naiven Mystizismus ein kritisch-reflektierender. Der naive Realismus in der Erkenntnistheorie verwebt ungeprüft Subjekt und Objekt, Außen- und Innenwelt, das Denken mit seinem Gegenstand. Ähnlich würfelt nun der naive Mystizismus Denken und Fühlen unterschiedslos durcheinander, das heißt er vollzieht die Verdoppelung der gedachten Welt durch Hinzubichtung einer gefühlten nur unbewußt.

Die patristische Periode des mittelalterlichen Denkens wird nun durchgängig von diesem naiven Mystizismus beherrscht. Nicht bloß die Schriften des Areopagiten und der Sohar, sondern auch die scholastischen Mystiker und ihre Anhänger, wie sie uns die Historiker der Mystik (Schmidt, Görres, Helfferich, Noack und Preger) so anschaulich schildern, bewegen sich durchaus im Gedankengleise der naiven Mystik. Hier wird der Zwiespalt zwischen der Welt des Gedankens und der des Gefühls kaum ernstlich empfunden, jedenfalls mit zartem Schleier sorgsam verhüllt (Maginus Confessor, Bernhard von Clairvaux, Bonaventura, die Amalitaner und politisch: die Millenarier aller Schattierungen).

Erst auf der arabischen Kulturlinie erwacht der kritische Mystizismus. Dieser geht nicht wie der naive der Verstandeserkenntnis schon aus dem Wege, sondern er überwindet unter voller Beherrschung des vom verstandesmäßig philosophierenden Denken gelieferten Thatachenmaterials eben diese Verstandeserkenntnis, um sie bewußt preiszugeben und ihr mit scharfbetonter Geflissentlichkeit die Gefühlskenntnis entgegenzusetzen. Verstand und Gefühl werden jetzt nicht nur in ihrer Gegenfälligkeit empfunden, sondern mit triumphierender

Ueberlegenheit einander so gegenübergestellt, daß dem Gefühl der Primat über den Verstand direkt eingeräumt wird. Die Lehre von der doppelten Wahrheit wird hier geboren. Der vollkommenste Typus dieser Gedankenrichtung ist der skeptische Mystiker Al-Ghazzali (1059—1111), dessen Tahafat al-falasifa (destructio philosophorum) dem verstandesmäßigen Philosophieren mit unverächtlichen Gründen und jener den Mystikern eignen Selbstsicherheit so zu Leibe rückte, daß er nicht bloß die Philosophen, gegen welche sich die Schrift richtete, (Alfarabi und Avicenna) ins Gedränge brachte, sondern die Philosophie selbst innerhalb des arabischen Kultursystems geradezu vernichtete. Von Algazel führt nämlich eine Brücke zum Sufismus, das ist jene arabische Abschattung des Mystizismus, welche den Tod aller Philosophie auf moslemischem Boden bedeutete, — ein Warnungszeichen dafür, daß der endgültige Sieg des Mystizismus, wie er unter den Mohammedanern zum Durchbruch gekommen ist, die Unterbindung aller Lebensenergie, die Erschlaffung aller Unternehmungslust, kurz fittlichen Marasmus, kulturellen Tod bedeutet.

Der gemeinsame Zug aller kritisch-reflektierenden Mystiker ist ein Gefühl des Unbefriedigtheits von dem gedanklich bisher Errungenen. Weil ihnen das verstandesmäßige Denken nicht alle Rätsel löst, vor allem aber ihre, meist neurasthenischen Verstimmungen entspringende himmelnde Sehnsucht nicht stillt, deshalb wird der Verstand selbst abgesetzt, entthront, und an Stelle des verloren geglaubten Paradieses logischen Denkens ein neues Gefühlsparadies erbichtet.

Das Beispiel des arabischen Mystikers weckt lebhafteste Nachfolge. Weltmüdigkeit und Kulturüberdruß sind der günstige Nährboden so gearteter Stimmungen. Im Paris des zwölften Jahrhunderts finden die Lockrufe des arabischen Mystikers einen mächtigen Resonanzboden. Dort wird die von Avicenna<sup>1)</sup> stammende Lehre von „der doppelten Wahrheit“ sanktioniert. Und das überfeinerte, hypersensible Frankreich, insbesondere Paris, ist bis auf den heutigen Tag der Tummelplatz des skeptischen Mystizismus geblieben. Hier haufen schon im zwölften Jahrhundert die mystischen Gegner des gedankenstarken Abälard; hier setzt der doctor mellifluus (Bernhard von Clairvaux) dem rationalistischen Stolz der scholastischen Wissenschaft sein Programm der mystischen Weltverachtung (de contemptu mundi) entgegen; hier stellen die Victoriner, ungeachtet ihrer umfassenden Gelehrsamkeit, den echt mystischen Satz auf, den heute Brunneiere nur in andern Worten umschreibt: *rerum incorrupta veritas ex ratiocinatione non potest inveniri* (die unverdorbene, das heißt letzte Wahrheit kann durch den Verstand allein nicht aufgefunden werden). Auf französischem Boden opfern Montaigne, Charron und Sanchez, diese merkwürdige skeptische Trias, die Verstandesbekenntnis der gläubigen Inspiration, das natürliche Licht (lumen

<sup>1)</sup> Die Lehre von der „doppelten Wahrheit“ wurde bisher durchweg auf Averrhoes zurückgeführt. Im jüngsten Heft des von mir herausgegebenen „Archiv für Geschichte der Philosophie“, Bd. XII, Heft 4, 1899, S. 401 führe ich den Nachweis, daß diese Lehre schon auf Ibn Sina (Avicenna) zurückgeht.

naturale) dem übernatürlichen. Und so ist und bleibt Frankreich das klassische Land des skeptisch-kritischen Mystizismus. Dem größten Metaphysiker Frankreichs, dem allem Mystizismus gründlich abholden Descartes, steht der zweitgrößte, der dem Mystizismus augustiniſcher Prägung verfallene Malebranche gegenüber. Selbst der größte positivistiſche Denker Frankreichs — und nicht bloß Frankreichs — Auguste Comte, unterliegt in der letzten Periode seines Denkens dem mystischen Zauberbann.

Der reflektierende kritische Mystizismus ist ein vorzugsweise romanisches Gewächs. Während die germanischen Mystiker (Eckhardt, Tauler, Suso, Ruysbroek, die Brüder des gemeinsamen Lebens, Gerhart Groot, Angelus Silesius, Thomas a Kempis, Johann Wessel, endlich und insbesondere Jakob Böhme) durchweg den naiven, ursprünglicheren, kernhaften Mystizismus vertreten und, ohne den Umweg über die Wissenschaft zu nehmen, auf das allen deutschen Mystikern gemeinsame Ziel der Vergottung und unmittelbaren Schauens des ewig Geheimnisvollen mit einer gewissen urwüchsigten Kraft, mit gemütvoller Frische und echt nordischer Energie lossteuern, charakterisiert sich die romanische Mystik durchweg als unsicheres Schwanken, als fackelndes Hin- und Herschweben zwischen Verstand und Gefühl, kurz als weichliche Nachgiebigkeit seitens der Reflexion. Der echten Gemütsmystik steht hier die im Hineingeheimnissen sich gefallende, spielende Gefühlsmystik gegenüber. Die nordischen Mystiker sind in ihrer Dialektik etwas plump und täppisch, aber in ihrem Sentiment vergleichsweise gesund, und vor allem ehrlich; die romanischen umgekehrt in der Dialektik geschliffen, aber im Sentiment verzärtelt, verklügelt. Dort ist der Mystizismus gleichsam Naturprodukt, hier Kunstprodukt; dort waschecht, hier stark abfärbend; dort trozig und aufrecht wie teutonische Recken, hier entgegenkommend und höflich; dort tiefes Gemüt und innerer Drang, hier nur flügelnde Reflexion. Ich greife aus der Ueberfülle von skeptischen Mystikern nur folgende bekanntere Namen heraus: Unter den Spaniern Raimund von Sabunde und Raimundus Lullus; unter den Italienern: Gordanus, Pico von Mirandula, Bruno, Campanella, und unter den Franzosen: Sam. Sorbière, de la Motte le Vayer, Simon Foucher, Pierre Daniel Huet, Pierre Poiret, und obenau Blaise Pascal.

Ein solches Legiton von ungefähr gleichzeitig lebenden skeptischen Mystikern hat nicht nur keine andre Nation, sondern haben nicht einmal alle andern Nationen zusammengenommen aufzuweisen! Die Lehre von der „doppelten Wahrheit“ feiert hier ihre höchsten Triumphe. Was der skeptische Mystizismus in der Philosophie, das bedeutet der Romantismus in der Kunst und Poesie, der revolutionäre Kommunismus in der Politik. Und auch hier übernimmt der französische Geist die Führung. Romanisch und romantisch sind nicht bloß wort-, sondern auch wesensverwandt. Die deutsche Romantiker der beiden Schlegel, Tieck, Novalis und anderer hatte, ich will nicht sagen, ihr Vorbild, aber doch ihre Vorläufer in dem durch Frau v. Staël vermittelten französischen Romantismus, wie ihn Chateaubriand poetisch und de Bonald theologisch gestaltet haben. Aber auch unsre philosophischen Romantiker: Schelling, Krause

und Baader reichen als Romantiker an die französischen Muster Joseph de Maistre und Robert de Lamennais nicht heran. Die deutschen Philosophen hatten nur zu Zeiten ihre romantischen Anwendungen; sie waren Much-Romantiker, aber niemals, wie de Maistre und Lamennais, Nur-Romantiker. Schelling konnte zum Beispiel wohl eine Weile für Giordano Bruno, ein andres Mal für Jakob Böhme schwärmen, aber er ist nie ganz und ohne Rest in ihnen aufgegangen; abgesehen davon, daß er vor dieser romantisch-mystischen Periode seines Lebens eine geraume Weile ein echter Philosoph gewesen war, was bei den Romantikern unter den Franzosen nicht zutrifft. Und selbst heute ist ein Neo-Romantiker, wie Brunetière, dem ich kein andres Verdienst zubilligen kann, als daß er die verschliffenen, fadenscheinig gewordenen Gedankenlappen des altfranzösischen skeptischen Mystizismus, besonders Pasquals und Lamennais, chemisch gereinigt, aufgefrischt und mit stülstischem Stärkemehl aufgebügelt hat, nur unter den Franzosen möglich. In germanischen Ländern, denen der Glanz der Rhetorik wenig, Neuheit und Ursprünglichkeit hingegen alles bedeutet, würde ein Schriftsteller vom Schlage Brunetières mit seiner Galvanisierung der Lehre von der „doppelten Wahrheit“ eifrigem Hohne begegnen, weil man ihm sofort historisch in die Karten gedeut und auf die abschriftstellernden Finger geklopft hätte. In seiner Heimat aber schmeichelt sich Brunetière durch die Eleganz der Form auf der einen, sowie durch das feinfühlig erklungenlassende den Franzosen in Fleisch und Blut übergegangenen skeptischen Mystizismus auf der andern Seite zu einem Schriftstellerruhm empor, der im umgekehrten Verhältnis zu seiner Berechtigung steht. Das französische Naturell ist eben von Hause aus mystisch angelegt, auf das Sentiment gestellt, also vorwiegend weiblich geartet. Ein mystisches Schlagwort hält es ständig im Bann, heiße dieses nun wie früher *grande nation* und *gloire* oder wie jetzt *revanche*, *drapeau*, *armée*. Dieses ständige Beherrschensein von einer bestimmten hypnotischen Suggestion und das unausgesetzte Hinstarren auf ein elektrifizierendes Stichwort beweist eben hypersensible Reizbarkeit, jähen Stimmungsumschlag, wie er sich zuweilen in einer Art von politischem Nachtwandlertum äußert. Mystisch gestimmte Völker werden daher gar leicht zum Spielball der Extreme. Trotziges Freidentertum schlägt dann unvermittelt in gefügigstes Betschwesterertum, vorgeschrittener Radikalismus in rückständigsten Autoritätenglauben um. Verstand und Gefühl liegen da im ewigen Widerstreit, wie er sich symbolisch in den beiden größten Schriftstellerfiguren Frankreichs, Voltaire und Rousseau, ausprägt. Voltaire, der reinste Typus kalter Verständigkeit, Rousseau, der fleischgewordene Vertreter weicherziger Gefühlseligkeit; jener der Aufklärer, dieser der Verkärer; jener die personifizierte Logik, dieser die inkarnierte Mystik; jener ein beherztes Vorwärts zur Kultur froh verkündend, dieser ein rührseliges Rückwärts zur Natur melancholisch wimmernd.

Die scharfe Zuspitzung des Gegensatzes von Natur und Kultur ist nämlich nichts andres, denn die Hinüberprojizierung des Widerstreits von Verstand und Gefühl ins Politisch-Soziale. Der Verstand hält fest an der Standarte Kultur,

das Gefühl vertrieht sich hinter die Nebelwand Natur. Der Ruf, „kehren wir zur Natur zurück“, den im Altertum die Cyniker und die Stoa ausgestoßen, in der Renaissance Montaigne und Charron nachtrompetet haben, um erst durch Rousseau und Tolstoj zum Feldgeschrei kraftloser Phantasten und sentimentaler Weichlinge zu werden, ist gleichsam der verkürzte Ausdruck des politisch-sozialen Mystizismus. Da wir eine soziale Pathologie vorläufig nur noch als frommen Wunsch, nicht aber als beglaubigte Wissenschaft besitzen, so wird die Diagnose, welche ich derartigen Krankheitserscheinungen der sozialen Psyche stelle, wie sie sich in den Symptomen des politischen Mystizismus aller Schattierungen, von Krapottin und Reclus an bis hinauf zu Rousseau und Tolstoj äußert, naturgemäß nur subjektiven Wert beanspruchen dürfen. Meine persönliche Diagnose aber, welche an der Hand des hier aufgerollten geschichtlichen Ueberblicks über die mannigfachen Aeußerungsformen und Abarten des Mystizismus gereift ist, geht nun dahin, daß alle Gefühlsanarchie, als welche ich jede Form des Mystizismus begreife, eine pathologische Störung des erforderlichen, natürlichen Gleichgewichts von Verstand und Gefühl, also ein ungesundes Ueberwiegen der Gefühlsseite bedeutet, dem man beizeiten Einhalt gebieten muß. Ein duldsames laissez-faire könnte uns solche Gefühlsepidemien, das heißt Massenpsychofen bejahren, wie wir sie geschichtlich schon beim schwarzen Tod und in den Kreuzzügen, religiös bei Flagellanten und Circumcellionen, politisch bei den Wiedertäufern erlebt haben. Wollen wir dieser Gefühlsanarchie beizeiten steuern, so müssen wir vor allem den Krankheitsursachen sorgsam nachgehen, den Krankheitserreger in seinem Herde aufzudecken suchen. Dazu aber giebt es kein zuverlässigeres Mittel, als die geschichtliche Vergleichung. Die Geschichte ist das große Laboratorium der Geistesforscher. Will man Massenerkrankungen der Volksseele in ihrer Genesis erkennen, so ist die vergleichend-geschichtliche Methode die einzige, welche zum Ziele führt. Aller Therapie muß eben Pathologie und Diagnostik vorangehen. Soziale Diagnosen sind aber nur dann gültig, wenn sie aus einer vergleichenden Betrachtung des geschichtlich Gewordenen die Tendenz aufzuspüren vermögen, von welcher die geschichtlich wirksam gewesenen Faktoren offenkundig inspiriert worden sind. Diese Tendenz der Mystik haben wir nun historisch erkannt; sie beruht auf dem ewigen Kampfe von Verstand und Gefühl. Alle Mystik ist demnach nichts weiter als ein instinktiver Vorstoß zur Rückeroberung vom Verstand occupierter und urbar gemachter Territorien. Die gemeinsame Tendenz aller Mystik geht also dahin, dem Verstand das Wasser abzugraben, der Logik das Feld einzuengen, die menschliche Vernunft mit einem Worte unter betäubendem Weihrauchdunst zu erdrosseln, unter gefühlsischwelgerischen Umarmungen zu erwürgen und sie hinterher in ein laubbekränztes, rosenumduftetes Grab zu betten.

Der Plan, dem uralten Prozeß Gefühl contra Verstand dadurch ein entscheidendes Ende zu bereiten, daß man die umschmeichelte, durch Brunetières gleichförmige Liebkosungen eingeschlaferte Vernunft unter Blumengewinden erdrückt, wäre verwünscht gescheit, wenn es nicht zugleich empörend dumm wäre.

Glaubt denn Brunetière im Ernste daran, daß Dame Vernunft nach den fatalen Erfahrungen, die sie gerade in Frankreich gemacht hat — wo man ihr erst das Eintagsfliegentum eines eignen Altars, eines läppischen Vernunftgottesdienstes unter der großen französischen Revolution eingeräumt hatte, um sie hinterher in den Staub hinabzuzerren, das heißt durch die Romantiker zur völligen Nichtigkeits-erklärung verdammen zu lassen — sich durch seine plumpen Schmeicheleien wird fördern lassen? Sein reflektiertes Tänzeln und Scharwenzeln um die Vernunft und ihre Schöpfung — die Wissenschaft —, deren durchsichtiger Zweck doch nur ist, sie gelegentlich durch die bequeme Hintertür der „doppelten Wahrheit“ hinauszukomplimentieren, um die Bahn für das Organ des Gefühls — die Kirche — freizumachen, ist denn doch gar zu leicht geschürzt, als daß es noch bei ernstlich Denkenden irgendwie versangen könnte. Da lobe ich mir doch die hiberbe, grobkörnige, aber grundehrliche deutsche Mystik! Hier wird nicht gesuchtelt und getaschenpielert, sondern rund heraus mit geballten Fäusten der Krieg angekündigt. Luther, das reinste Spiegelbild der deutschen Mystik, kämpft mit offenem Bistier. Entweder hehelt er „Frau Vernunft“ weiblich durch, oder er schleudert ihr den Hornestruß „Bestie Vernunft“ direkt ins Gesicht. Da weiß man doch, woran man ist; kein Feilschen und Schachern, kein fauler Kompromiß mit einer „zwiefachen Wahrheit“. Hier steht Mann gegen Mann, Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, ungeschminnter Mystizismus gegen ebenso ungeschminnten Rationalismus. Anders bei Brunetière und dem septischen Mystizismus der Franzosen. Hier ist alles fein säuberlich parfümiert, mit einem Wenn und Aber überzuckert, mit süßlichen Floskeln glaciert, und wenn er schon seinen Stoß gegen den Gegner Vernunft führt, so geschieht es mit einem Galanteriedegen. Haben wir also die Wahl zwischen einem naiven Mystizismus, wie er sich im germanischen Naturell ausprägt, und jenem reflektierten, der dem romanischen eigen ist, so würden wir dem naiven, als einem ehrlicheren Gegner, immer noch den Vorzug geben. Aber wir verwerfen allen Mystizismus, den naiven so gut wie den reflektierten. Wir ergreifen vollbewußt und unbeirrt die Partei des strengen Rationalismus, der weitestgehenden Verstandesaufklärung. Eben darum können wir uns nicht genügen lassen, bloß die geschichtlich wirksam gewesenen Formen des Mystizismus zu enthüllen, sondern wir müssen den Versuch machen, den Stier bei den Hörnern zu packen, und in die entlegensten Schlupfwinkel der in der Gegenwart noch fortwirkenden Formen des Mystizismus mit dem „natürlichen Licht“ hineinzuleuchten, wo jetzt das unruhige Flimmern des übernatürlichen Lichtes vielfach unser Blickfeld täuschend umzittert.

## V.

Auf den geschichtlichen Rückblick, der uns in die geheimen, zum Teil unterirdischen Werkstätten des Menschengenies geführt hat, folgt zum Schluß ein Querschnitt durch den augenblicklichen Stand unsers Kultursystems. Haben wir bisher jenes Bündel von mystischen Fäden aufgedeckt, welches alle Auszweigungen des romantischen Mystizismus in seiner geschichtlichen Gewordenheit miteinander



verknüpft, so soll uns jetzt ein herzhafter Querschnitt durch dieses Bündel darüber belehren, daß wir an der Wende des Jahrhunderts mitten in einer mystischen Strömung stecken. Die Neo-Romantik Nietzsches und Tolstoj's hätte eben niemals so betäubend um sich greifen können, wenn sie nicht schon durch mystische Strebungen auf allen Gebieten der Kunst, Litteratur, Wissenschaft und Kirche vorbereiteten Nährboden vorgefunden hätte. Schon vor einem Menschenalter hat die pessimistische Trias: Schopenhauer, Hartmann und Mainländer diesen Boden aufgewühlt und präpariert. Diese philosophischen Pessimisten, welche einen vom Buddhismus angekränkelten pessimistischen Mystizismus in fesselnder, zuweilen geradezu ergreifender und berückender Diktion vertreten, haben das Terrain für den Neo-Romantismus der Nietzsche und Tolstoj freigelegt und aufgelockert. Ist schon aller Pessimismus nichts andres denn die philosophische Form der Hysterie, so haben die ungesunden Treibhausgedanken jener pessimistischen Trias, wie man sie insbesondere in der berauscheden Sprache Schopenhauers als süßes Narkotikon schlürfte, die gegenwärtig auf ihrem Höhepunkt stehende Generation vergiftet. Denn Pessimismus und Mystizismus sind Zwillingsgeschwister; sie gehen aus dem gleichen Schoße hervor — dem Gefühl und seinem überschwenglich-üppigen Wildwuchs.

Alle Formen des ästhetischen Mystizismus unsrer Tage tragen denselben Stempel pessimistischer Unfrische und der Kulturmüdigkeit. Mögen sich die Dekadenten in der Poesie, Bildnerie, Malerei und Musik Naturalisten oder Veristen nennen, oder mögen sie unter der offenen Flagge des Symbolismus segeln, wie es ihr berühmtester Wortführer Maurice Maeterlinck in seinem durch und durch ungesunden Buch „Der Schatz der Armen“ jüngst gethan — sie alle werden den Kenner der Geistesgeschichte über ihren gemeinsamen Ursprung nicht hinwegtäuschen. Alle Dekadenten unsrer Tage, die ich samt und sonders als ästhetische Neuraastheniker begreife, sind Entelsschüler Schopenhauers. Aus dieser gemeinsamen Wurzel des pessimistischen Mystizismus saugen sie heute noch ihre Kräfte. Die Dekadenz aber ist die Signatur des ausgehenden Jahrhunderts. Wir würgen eben alle noch an jenem pessimistischen Haschisch, den uns Schopenhauer und sein Anhang in die Seele geschmeichelt haben. Gewiß hat dieser Zustand auch sein Lockendes, wie alle Alkoholika, Toxika und Narkotika. Auch soll nicht geleugnet werden, daß dieser Zustand zuweilen künstlerisch Vollendetes hervorbringen kann, wie man denn auch unter der Einwirkung perlenden Weines unter Umständen geschichte Einfälle, glückliche Inspirationen, meinethalben sogar die genialsten Lichtblicke haben kann. Aber man braucht kein Temperenzler zu sein, um diese Art von erhöhter Geistigkeit und künstlicher Gedankenzugung sich weder verallgemeinert, noch verewigt zu wünschen. Mögen griesgrämige, sauertöpfische Kleingeister der „Moderne“ alle Verachtung absprechen; ein sachlich, also kühl erwägender Denker wird ein solches Verdammungsurteil ebenso energig ablehnen, wie den blinden Enthusiasmus für alle Offenbarungsformen der Modernität. Er wird vielmehr des Dichtertwortes eingedenk sein: „Mag der Most sich auch noch so toll gebärden; es giebt am Ende doch noch einen Wein.“

Dem ästhetischen Mystizismus gegenüber wird der Philosoph duldsamer sein, als gegen den pseudo-wissenschaftlichen. Denn alle Mystik beruht, wie wir jetzt wissen, auf einem Ueberströmen des Gefühls; die Kunst in allen ihren Aeußerungsformen aber entspringt einem Ueberquellen der Phantasie. Bei der nahen psychischen Verwandtschaft von Gefühl und Phantasie ist ein Ueber schlagen der Phantasie nach der Gefühlsseite hin menschlich so naheliegend und begreiflich, daß nur die pedantische Spießbürgerelle die Kunst mit dem gleichen Maße wird messen wollen, wie etwa die Wissenschaft. Hält sich der künstlerische Individualismus in bescheidenen Grenzen, ohne neurasthenischen Ausschreitungen in der Richtung des Schwahns anheimzufallen, so mag man ihm einen weitgehenden Spielraum gewähren. Dem anmutigen Spiel jugendlichen Uebermuths gestatten wir gerne, was wir der gemessenen Würde des Mannes versagen. Die Kunst stellt eben das Jünglings-, die Wissenschaft das Mannesalter des Menschengeistes in sich dar. Immerhin hat unsre Indulgenz auch der Kunst gegenüber ihre Grenzen, wie wir sie in der Abhandlung „Gedankenanarchie“ gezogen haben. Die naturalistische Kunst, die an Auswüchsen und kapriziösen Abbiegungen reicher ist als irgend eine vorangegangene Kunstgattung, darf nicht den Größenwahn nähren, als ob ihre Art die Kunst wäre. Die Toleranz, welche jeder Unbefangene ihr gegenüber übt, muß sie den andern Kunststrichtungen ebenfalls zubilligen. Paul Heyse oder Friedrich Spielhagen sind darum noch keine Kretins, weil sie nicht wie Karl Bleibtreu schreiben mögen, und Anton v. Werner kein künstlerischer Handwurst, weil er sich die Malweise der Sezessionisten nicht zu eigen zu machen mag. Nur fanatisirte Mystiker glauben an ein Absolutes, sei es nun an ein absolutes Kunstprinzip oder Glaubensprinzip, oder endlich philosophisches System. Die geschichtliche Betrachtung ist aller Absolutheit gründlich abgeneigt; sie lehrt vielmehr, daß sich kein Anspruch auf Absolutheit auf die Dauer hat behaupten können.

Endlich erwäge der ästhetische Mystizismus, unter welchem Sammelnamen ich alle Spiel- und Abarten einer streng individualistischen Aesthetik zusammenfasse, daß der Rauschezustand der künstlerischen Ekstase, welche nach ihm der einzige Bestimmungsgrund künstlerischen Schaffens sein sollte, weder allen immer zugänglich, noch, wenn einmal vorhanden, in Permanenz erklärt werden kann, noch endlich, wenn selbst dies anginge, der Künstlernatur auf die Länge zuträglich wäre. Die geweiheten Stunden der Stimmung können doch im günstigsten Falle nur der Konzeption gewidmet sein; die Durchführung im einzelnen wird doch immer der Arbeit des Alltags überlassen bleiben müssen. Solche begnadete Stunden der „Stimmung“ zehren das beste Mark der Künstlerseele auf; solange sie mit isolirter Plötzlichkeit blickartig austauschen, um, sobald festgehalten, sogleich wieder zu verrauschen, sind sie des Künstlers holde Fee; aber sie werden zu Dämonen, wenn sie sich allzu oft einstellen, weil sie sein Nervensystem planmäßig zerrütten. Mit dem kostbaren Gut der Nervenkraft kann man gar nicht häuslicherich genug umgehen; wer sich hier als Prasser erweist, der kann seinem Verhängnis gar nicht entrinnen; ein Knacks, und es ist um sein Bestes geschehen!

Noch bedenklicher ist die Wirkung, welche von solchen, nur aus Stimmung erwachsenen Kunstschöpfungen ausgeht. Wenn wir die ästhetischen Mystiker in der Kunst, die vorgeschrittenen Individualisten, in deren eignem wohlverstandenen Interesse ermahnen, sich nicht allzu plötzlich und allzu verschwenderisch in lauter Stimmungen auszugeben, so gebietet mir dies die individuelle Moral. Ich fühle den betreffenden Künstlern ihre sie erschöpfenden Nervenzuckungen förmlich nach und warne sie mit dem Ausspruch der alten Weisen: *μηδὲν ἄγαν* (ne nimis), vor einem Allzuviel. Durch ihr hypersensibles, also gewaltfames Herausstreiben von Stimmungen ergeht es ihnen vielfach so, daß sie allerdings zu Anfang diese künstlich gesteigerten Stimmungen besitzen, aber hinterher werden sie von den Stimmungen beseffen. Ich aber werte eine geborene Künstlerseele so hoch, daß selbst der Preis eines wirklichen Kunstwerkes mir zu hoch erscheint, wenn er auf Kosten des inneren Gleichgewichts oder — sagen wir es ohne Umschweife — der geistigen Gesundheit des Künstlers erworben wird. Wir halten aber die ästhetische Mystik unsrer Tage für so nervenaufreibend, wie keine der früheren Kunstgattungen.

Neben diesen Erwägungen der individuellen Moral spielen aber auch solche der sozialen Moral mit. Die Kunst ist heute in höherem Sinne Priesterin des Volkes, als sie es jemals war. Früher diente sie, wie ihre ältere Schwester, die Philosophie, vorwiegend der Kirche; heute aber vielfach als Kirche. Große Scharen gedanklich Vorgeschrittener sind heute weder von der Kanzel, noch vom Katheder, wohl aber von der Bühne und dem Podium der Kunst, den Museen, aus zu erreichen. Die Kunst soll heute nicht bloß ergötzen, den Gottesdienst bloß beleben, sondern vielfach Gottesdienst sein. Eine erkleckliche Zahl erlebener Geister möchte von der Kunst nicht bloß angeregt und aufgefrischt, sondern geradezu belehrt und erbaut sein, zumal sie den einen die Wissenschaft, den andern die Kirche ersetzt.

Hier ist nun die Gefahr des ästhetischen Mystizismus eine akute. Denn Stimmungen sind übertragbar. Das unsichtbare Fluidum der Künstlerseele teilt sich in ihren Schöpfungen durch tausend Poren dem verständnisinnigen Zuschauer mit. Die Psychologie lehrt uns, daß gerade Reflexbewegungen, Instinkte, automatische Akte den Nachahmungstrieb wecken, also contagiös wirken wie zum Beispiel das Gähnen. Gefühlsausbrüche und Stimmungen sind durchweg ansteckend. In der Umgebung von Melancholikern wird man selbst melancholisch. Die heitersten Naturen vergießen unwillkürlich Thränen, wenn sich auf der Bühne herzbewegende Scenen abspielen. Ähnlich stecken uns nun die mystischen Künstler mit ihren Stimmungen an; sie übertragen ihre eigne Nervosität auf ihre Leser oder Zuschauer; sie erzeugen mit einem Wort eine Massenpsychose, eine melancholische Grundstimmung der Volksseele, eine alle Kreise elementar ergreifende Neurasthenie.

Wer es nun mit dem kommenden Geschlecht ernst nimmt und im *après nous le déluge* die infamste Ausgeburt eines geradezu höllischen Egoismus erblickt, der kann es mit seinem sozialen Gewissen nicht verantworten, die

Gefahren noch länger zu verschweigen, die er gerade in der Accumulierung der ästhetischen Mystik für die Folgezeit erblickt. Schöngeistige Litteratur und alle Formen der Kunst wirken in ihren Ausstrahlungen des ästhetischen Mystizismus heute wie auf Verabredung zusammen, das gegenwärtig lebende Geschlecht zu vertweichlichen und zu entmannen. Ein Ueberwallen des Gefühls ist auf der ganzen Linie des westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises entfesselt; ein wilder Individualismus tönt uns von allen Enden und Ranten entgegen.

Die überzeugten Vertreter der Kulturideale müssen sich zeitig aufraffen, um sich gegen diesen Todfeind aller Kultur, den mystischen Gefühlsüberschwang, gemeinsam zu wappnen, wollen wir anders nicht Gefahr laufen, durch ein neurasthenisches Geschlecht alles wieder aufs Spiel zu setzen, was unsre Vorfahren mit dem Aufgebot kräftigster Männlichkeit und gebiegenster Geistigkeit mühsam genug für uns aufgebaut haben.

Die mystische Strömung hat nämlich nicht nur die Kunst in allen ihren Gestaltungsformen ergriffen, sondern vielfach auch das Palladium des Verstandes — die Wissenschaft — mit in ihren Strudel gerissen. Fast jeder bemerkenswerte Wissenskomplex hat heute sein mystisches Gegenbild. Selbst die Mathematik, das Modell aller Wissenschaftlichkeit, ist von diesem mystischen Zuge der Zeit nicht freigeblichen. Ihr altes Mysterium, die Quadratur des Kreises, beschäftigt sie nach wie vor. Daneben aber hat sie seit Gauß, Riemann und Helmholtz die hypothetische vierte Dimension in den Kreis ernster wissenschaftlicher Betrachtungen gezogen. Während nach unsrer, das heißt der euklidischen Geometrie, der Punkt durch drei Koordinaten bestimmt wird, geht die sogenannte Metamathematik zu einem Raum von  $n$  Dimensionen über, dessen Punkt durch  $n$  Koordinaten bestimmt wird. Diese metamathematische Spekulation, welche sich in Gauß, Riemann und Helmholtz innerhalb der Grenzen strengster Wissenschaftlichkeit hielt, schlug nun aber in E. F. Zöllners Metageometrie in die wildeste Mystik um. Der vierdimensionale Raum Zöllners mündet in eine astrophysische Weltkonstruktion von vollendeter Phantastik, ja geradezu in Spiritismus und Occultismus ein.

Wie die Mathematik in der Metamathematik, so hat die Logik in der Metalogik, die Mechanik in der Metamechanik ihren mystischen Widerpart. Die Logik hatte schon im Mittelalter ihre eigene Mystik; die Kallische Kunst, die sich zur wissenschaftlichen Logik in Wirklichkeit verhielt, wie die Astrologie zur Astronomie und die Alchemie zur Chemie. Die Physik hatte ihre Mystik in Reichenbachs Odlehre, die Chemie die ihrige in Stahls Phlogistontheorie. Ebenso hat die Mechanik ihr ständiges Mysterium magnum, das noch heute so hypnotisierend auf forschende Geister wirkt, wie zur Zeit der Entdeckung der „Lebenselixiere“ und des „Steines der Weisen“ — das perpetuum mobile. Das Gemeinsame aller dieser „Ueberwissenschaften“ liegt eben in jenem tiefen Gefühlsdrang der Menschennatur begründet, die Schranken der sinnlichen Wahrnehmbarkeit mit stürmender Hast zu durchbrechen, um mit den Schwingen einer ungezügelten Phantasie leichtbeflügelt emporzuflattern in das Lichtreich des Ueber sinnlichen.

Statt Feuerbachs Motto „Begnüge dich mit der gegebenen Welt“ zu beherzigen, züchten sie den verhängnisvollen Größenwahn, als ob ihnen gelänge, was den begnadetsten Naturen aller Zeiten bisher mißlang: das Unerforschliche zu erforschen, das Uebersinnliche zu versinnlichen. Wie dem Grafen Ipenpliz der Mensch erst mit dem Baron anfang, so beginnt diesen „Meta“-Fanatikern das Problem erst mit seiner „Uebersinnlichkeit“. Diesen verzweifelten Sprung aus dem Gewissen ins Ungewisse, der einem Salto mortale des menschlichen Verstandes gleichkommt, nennen wir eben Gefühlsanarchie. Denn der Verstand ist generell, das Gefühl ist individuell. Verstandesregeln gelten, wie die englischen Theoretiker des „Common sense“ und die deutschen Vertreter der Philosophie des „gesunden Menschenverstandes“ mit Recht betonen, immer und überall; Gefühlsregeln aber giebt es kaum, und wenn es welche gäbe, so hätten sie nur subjektive, streng persönliche Geltung. Das unabtrennbare Merkmal aller Wissenschaftlichkeit: Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit, ist nur bei reinen Verstandesoperationen vorhanden, aber niemals bei bloßen Gefühlsreflexionen. Der Satz der Identität, der des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten oder des zureichenden Grundes: sie gelten für alle normalen Menschen aller Zonen und Zeiten ausnahmslos. Das Gefühl hat keinen einzigen feststehenden Satz, der des Sensus communis aller Menschen sicher wäre. Eben deshalb herrscht im Verstand und nur in dieser Ordnung, Sicherheit, Zucht, im Gefühl hingegen nur Zufall, Laune, Willkür. Beruht also das Wesen aller Wissenschaft in der fixen Ordnung der Erscheinungen, in einer strengen, von allen Denkgeübten gebilligten Gliederung jenes scheinbaren Chaos, welches uns in der millionenfältigen Buntheit und Zweispältigkeit des Alls umgiebt, so darf in der Wissenschaft nur der Verstand das Wort führen, welcher eben allgemeine Regeln hat, nicht aber das Gefühl, das gar keine, oder im günstigsten Fall nur individuell gültige Regeln kennt. Sucht aber das Gefühl trotzdem sich einzelner Wissensgebiete zu bemächtigen, so entsteht allüberall nur Mystizismus — Gefühlsanarchie. Heißt aber Anarchie Ungebundenheit, Herrschaftslosigkeit, persönliche Willkür, so muß überall dort, wo das aller logischen Kontrolle bare Gefühl vorherrscht, eine solche Anarchie sich unfehlbar einstellen.

Ihren mystischen Gefühlschatten haben aber heute nicht bloß die Geisteswissenschaften, sondern ebensogut die Naturwissenschaften. Neben ihrem strengen logischen Gehalt besitzen auch sie, wie die meisten Geisteswissenschaften, ihren „Faust“ — zweiten Teil. Der Darwinismus hat seine eigne Mystik in Häckels „Schöpfungsgeschichte“, wie denn überhaupt dem mächtigen Aufschwung der exakten Naturwissenschaften allenthalben ein erneutes Sichregen der spekulativen Naturphilosophie durchweg korrespondiert. Haben wir auch die eigentliche Naturphilosophie der Lorenz Oken, K. E. v. Baer, Dersted und Steffens geschichtlich hinter uns, so meldet sie sich doch auf dem Umwege Herbert Spencers und seines Neu-Schellingianismus wieder zum Wort. Die berühmte Kontroverse des Zoologen A. Weismann gegen die Vererbungstheorie Spencers hat schon einen bedenklichen Stich ins Naturphilosophische. In den jüngsten Studien über

die Protisten (elementarste Lebewesen), wie sie besonders Berworn kultiviert, treten ebenfalls Anzeichen eines Zurückbiegens in die überwunden geglaubte Naturphilosophie hervor. Die Neovitalisten vollends (Mindfleisch, Bunge, Fano) stellen einen Rückfall in die Mystik, eine Art von Metabiologie dar. Und so könnten wir noch eine Fülle von Symptomen einer sich anbahnenden biologischen Mystik hier anreihen, wenn nicht schon aus dem Angeführten genugsam erhellen würde, daß auch die beherrschende Wissenschaft unsrer Tage, die Biologie, ihr mystisches Widerspiel aus sich heraus erzeugt hat.

Nicht viel besser ergeht es der Medizin. Der medizinische Mystizismus scheint einfach unausrottbar. War ihm doch sogar ihr größter Reformator, Paracelsus, der Kopernikus der Medizin, in hohem Grade verfallen! Und noch heute spult es in den Köpfen von mannigfaltigen Auszweigungen des medizinischen Mystizismus. So ist die Homöopathie nichts andres als der Mystizismus der Allopathe. So sind die Fanatiker des Naturheilverfahrens nichts andres als die Mystiker der anti-meditamentösen Richtung innerhalb der modernen Medizin. Pater Kneipp, wie seine Vor- und Nachbilder, sind die Mystiker der Hydrotherapie. Hypnotiseure, Magneteure, Somnambule, Tischrücker, Geisterbeschwörer, kurz die Spiritisten aller Richtungen und Grade bilden die Mystik jener Suggestionstherapie, welche seit dem Auftreten der Schule von Nancy (Bernheim) ihr wissenschaftliches Fundament hat.

Und vollends der Spiritismus selbst! Ist er doch nichts andres als ein anderer Name für Mystizismus. Alle Strahlen mystischen Ahnens und Schauens erscheinen hier wie im Dreinglas gesammelt. Der Spiritismus ist seiner Entstehung nach eine pseudo-wissenschaftliche Ausgeburt einer religiös-mystischen Sekte, der Quäker in Amerika. Und auch heute besitzt der Mystizismus seine bedeutendsten Anhänger in Amerika. Die amerikanische Litteratur des Spiritismus wächst ins Unheimliche, Unübersehbare. So giebt es eine American Swedenborg Printing and publishing Society mit dem Sitz in New York, welche ein eignes Organ speziell für Swedenborgsche Mystik herausgiebt: „The new Philosophy“ in Urbana, Ohio, erscheinend. In Boston kommt „The Coming Age, a Review of Constructive Thought“ heraus. Das Zentrum der litterarischen Vertretung des amerikanischen Spiritismus bildet aber „The Metaphysical Magazine“, herausgegeben von der „Metaphysical Publishing Company“ in New York, welche bisher in sieben dicken Bänden von 3845 Seiten ein vollständiges Compendium des Occultismus darbietet. In New York besteht denn auch eine Medico-Legal Society mit einem wissenschaftlichen Moniteur, „The Medico-Legal Journal“, dessen augenblicklicher Vorsitzender ein Professor aus Chicago ist (Xavier Sudduth). Die spiritistische Litteratur in Amerika ist zu einer ganzen Bibliothek angewachsen, worunter mehrere Autoren, welche mit dem Anspruch strengster Wissenschaftlichkeit hervortreten. Aus der erdrückenden Fülle von behandelten Fragen greife ich zur Illustration des Horizontes des „Metaphysical Magazine“ auf gut Glück einige der dort mit aller Feierlichkeit behandelten „wissenschaftlichen“ Materien heraus. Es setzt mit einer „telekinetischen

Theorie“ vielversprechend ein, behandelt „Intuition and Divination“, verschmäht aber auch „Belief in the Miraculous“ nicht, geht mit Vorliebe auf „Hypnotic Suggestion“, „Telepathy“, „Modern Astrology“, „The Rationale of Astrology“, „The Dogma of Inspiration“, auf „Homœopathy“, ja sogar im jüngsten Aprilheft (1899) auf „Metempsychosis“ ein.

Die besprochenen Thematata, deren bloße Aufzählung Bände spricht, lassen zur Genüge erkennen, daß die spiritistische Bewegung in den wildesten Mystizismus überwunden geglaubter Geschichtsepochen zurückfällt. Wenn wohlwollende Beurteiler des Spiritismus in diesen nervösen Zuckungen pseudowissenschaftlichen Denkens zuweilen ein genialisches Aufblähen intuitiver Wahrheiten zu erkennen vermeinen, so sollten sie darüber nicht übersehen, daß Genie und Wahnsinn recht fatale Nachbarschaft miteinander halten. Aus den 3845 Seiten dieses Compendiums der modernen Mystik, des „Metaphysical Magazine“, zuckte uns nur selten der Lichtblitz des Genies, aber desto öfter grinst uns der stiere, blöde Blick des Wahnsinns entgegen.

Wie die Deutschen alles gleich „historisch“ anpacken, so haben sie auch den Mystizismus von seiner geschichtlichen Seite zu erfassen gesucht. Während die englischen Naturforscher Wallace und Crookes zwar ebenfalls spiritistischen Velleitäten anheimfielen, aber bei einer platonischen Liebeserklärung es bewenden ließen, machten sich die Deutschen mit dem „schweren Geschütz“ philosophisch-historischer Kritik zur „Verteidigung des Spiritismus heran“. So schreibt Carl Kiefewetter eine gleich auf drei Bände angelegte „Geschichte des Occultismus“. Carl du Prel giebt dem Mystizismus gar die Darwinistischen Weihen. Er begnügt sich nicht, „den Kampf ums Dasein im Himmel“ darzustellen und uns eine förmliche „Philosophie der Mystik“ zu becheren; Kant und die Griechen müssen zu Mystikern umgestempelt werden, um dem Spiritismus als Kronzeugen zu dienen. Mit du Prel beginnt der Spiritismus ernst, wissenschaftlich zu werden, was man schon daraus abnehmen mag, daß Männer wie Wundt, Zeller, Diels und Ed. v. Hartmann es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, gegen den Spiritismus du Prelscher Färbung öffentlich Front zu machen. Solange die Spiritisten nur ihre kabbalistischen Konventikel, ihre unter dem Ausschlusse der wissenschaftlichen Öffentlichkeit erschienenen Werke von Askow, Duboc, H. Göring, Franz Hartmann und v. Hübbe-Schleiden, sowie die harmlosen Fachzeitschriften „Psychische Studien“, „Sphinx“, „Lotusblüten“ und „Neue metaphysische Rundschau“ aufwiesen, konnte man achselzuckend und höhnisch lächelnd an ihnen vorbeigehen. Als aber wissenschaftlich accreditierte Männer wie früher Böllner und dann du Prel den Fehdehandschuh gegen die antispiritistische Wissenschaft aufnahmen und aggressiv vorgingen, statt sich wie bisher auf propagatorisches Verbreiten ihrer „Ideen“ unter den geborenen Gefühlsanarchisten zu beschränken, da war es an der Zeit, dem vordringenden und insofgedessen vorlaut gewordenen Mystizismus gediegen auf die Finger zu klopfen und ihn in seine natürliche Schraube — die Gefühlsphäre — zurück zu verweisen. Das fehlte uns gerade noch, daß dem religiösen

Mystizismus, wie er sich im modernen Rosenkruzertum offenbart, wie der in Paris zum Beispiel die Form des Neubuddhismus (Sar Peladan), in England die der Heilarmee, in Deutschland (durch die theosophischen Schriften Hübbe-Schleiden's) die einer spiritistischen Religion annimmt, ein mächtiger Bundesgenosse im wissenschaftlich sein wollenden Mystizismus erwüchse! Als ob unser armes Gehirn durch die Neo-Romantiker Nietzsche und Tolstoj nicht schon ohnehin mehr als billig gereizt, überreizt worden wäre! Gebieten wir diesen mystischen Regungen und Bewegungen nicht energisch Halt, dann wird die herrschende Dekadenz in Litteratur und Kunst unfehlbar eine Dekadenz unsers ganzen Kultur-systems nach sich ziehen. Unser Stolz, unser Rechtstitel auf Weltherrschaft, liegt in unserm Verstand und seinem Erzeugnis, der Wissenschaft, und nicht im Gefühl, worin uns die morgenländischen Kultur-systeme unendlich überlegen sind. Und wenn du Prel von einem „Kampf ums Dasein im Himmel“ fabelt, so interessiert uns diese moderne Kabbala gar nicht; wir wollen „den Kampf ums Dasein auf der Erde“ ausfechten. Hier stehen seit Jahrtausenden Kultur-systeme gegen Kultur-systeme einander gegenüber: das abendländische, welches in seiner historischen Gewordenheit den gesamten westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreis in sich befaßt, und die morgenländischen, welche alleamt den gemeinsamen Zug der Passivität, der Schlawheit, der Gefühlsweichheit, des träumerischen Sichgehenlassens an sich haben, wobei zu bemerken ist, daß Japan sich nach und nach unserm Kultur-system amähert. Diese gegensätzlichen Kultur-systeme lassen sich auf einen kürzesten Ausdruck bringen; hier Energie, hier Schwachheit; hier Wille und Verstand, hier Gefühlsüberschwang und Traumseligkeit; hier Aktivität, hier Passivität; hier weltbeherrschender Troß und alle Hindernisse niederzwingender Unternehmungsgelst, hier widerstandslose Lämmergebult und dumpfe Ergebenheit.

Die Intellektuellen unsers Kultur-systems müssen sich aufstrafen und zusammethun, um den inneren Feind desselben — Romantik und Dekadenz — auf der ganzen Linie zu schlagen. Wer unsrer Psychologie des Mystizismus, der geschichtlichen Aufrollung aller Formen von Gefühlsanarchie gefolgt ist, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß der Einsatz dieses Kampfes nichts Geringeres bedeutet, als die Weltherrschaft unsers Kultur-systems. Wird das Gefühl auch in unserm Kultur-system endgültig Meister, wie es die Romantiker aller Zeiten wahnbeholdet herbeisehnen, dann entsinkt unsern kraftlos gewordenen Händen gerade diejenige Waffe, mit welcher wir bisher die kaum ernstlich umstrittene Oberherrschaft über das ganze Erdenrund erworben haben — der geschärfte Verstand mit seinen beiden Waffenträgern: Wissenschaft und Technik.

Wo das Leben aufwärts geht, da heißt Leben kämpfen, wo es abwärts strebt, heißt Leben langsames Sterben. Romantik und Dekadenz führen offensichtlich abwärts, hinunter zur Unfrische und Verweichlichung, hinab zu unterirdischen, unkontrollierbaren seelischen Regionen, kurz zu Zerjegung und Zerfall. Mögen immerhin zerflossene Nerveumenschen, denen alles Markt an



Lebensenergie und Thatkraft abhanden gekommen ist, weiter schmachten in den Banden der Romantik und Dekadenz, und weiter wandeln im hypnotisierenden Mondscheinlicht der Gefühle; die große Ueberzahl der uns verbleibenden Muskelmenschen, denen Verstand und Wille die entscheidenden Lebensmächte bilden, werden dieses tagscheue, degenerierende Gelichter in seine sektiererischen Schlupfwinkel, woher es entstammt und wohin es gehört, zurückdrängen, um dem Sonnenlicht der wissenschaftlichen Erkenntnisse und der technischen Erfindungen die Bahn völlig frei zu halten.

Im weltgeschichtlichen Ringen zwischen den beiden Antipoden Gefühl und Verstand, Glauben und Wissen, ist der Verstand, mühsam und langsam zwar, aber unaufhaltsam immer weiter vorgerückt und hat sich gar mancher Domäne des Gefühls nach und nach bemächtigt. Die schlimmsten Formen des wissenschaftlichen Aberglaubens — Astronomie und Astrologie — haben wir, bis auf winzige spiritistische Nachzügler, endgültig überwunden. Die schwärzesten Gestalten des einsymaligen romantischen Zauberjpuks — Magier und Mantiker, Teufel, Zauberei, Hexenwahn, Traum- und Zeichendeuter, Chiromantie, Nekromantie, der „böse Blick“ und unzählige Abschattungen des religiösen Aberglaubens — sind entweder vollständig getilgt, oder auf das Niveau des vulgären Volkäberglaubens, der Zigeunerprophetik und Kartenlegerweisheit herabgedrückt. Sogut der menschliche Verstand in seinem unaufhaltsamen Siegeslauf jene Ausgeburt eines irrefeleiteten Gefühls oder einer befleckten Phantasie — Hexenwesen und Zauberei — gebannt und zum alten Eisen geworfen hat, ebenfogut wird er die moderne Verpuppung des mittelalterlichen Hexenglaubens — den Mystizismus in allen seinen Spielarten, insbesondere den Spiritismus — verschleugen, um unser aufwärts steigendes, die Weltherrschaft anstrebendes Kultursystem von diesen wüsten Nachtschatten, diesem ungesunden Ueberleibsel des Irr- und Aberglaubens überwundener Kulturperioden gründlich zu reinigen. Der soziale Optimismus, den wir vertreten, bekämpft grundsätzlich alles, was uns dem Leben abwendig machen könnte, was unsre Unternehmungslust unterbinden, was Vertrauen und Zuversicht in die unüberwindliche Energie unsers Kultursystems lähmen könnte. Deshalb fort mit allem Mystizismus, mit aller Dekadenz und Romantik, fort mit allen muckerischen, asketisch gerichteten Sekten, fort mit allen Nerglern und Krittlern, welche durch mattherzige, weichtknochige Steppis oder gar vergiftenden Pessimismus uns und unsre Nachkommen um die Zukunft betrügen möchten! Mögen sich die Gefühlsanarchisten aller Richtungen und Nuancen, alle Halbdunkelmänner und Zwieliichtnaturen, hinter ihr zerfetztes Banner des Gefühls vertrieben; wir kämpfen gegen sie mit offenem Visier, mit mathematischer, logischer und geschichtlicher Beweisführung, fumental wir jede andre Art von Beweisführung als stumpfe Waffe ablehnen. Wir Intellektualisten verkennen die welthistorische Stellung des Gegners, die Aufgabe der Gefühlsfaktoren im Evolutionsprozeß des vorgeschritteneu Menschengeschlechts keineswegs; auch sprechen wir ihm nicht alle Berechtigung ab. Nur verlangen wir die Anerkennung des Primats, der Superiorität, der Oberhoheit des Intellekts.

Denn wo man dem Gefühl freies Walten gewährt, entsteht naturnotwendig Herrschaftslosigkeit — Anarchie. Die Intellektualisten sehen aber in jeder Form der Anarchie, und in der Gefühlsanarchie zu oberst, nicht bloß eine, sondern geradezu die Gefahr. Die Romantiker und Deladenten gefährden die Welt-herrschaft unsers Kultursystems, indem sie unsre Willenskraft schwächen und unsre Thatenfreudigkeit unterbinden. Wir Intellektualisten aber wollen leben, „den Willen zum Leben mit voller sozialphilosophischer Bewußtheit in seiner höchsten Potenz bejahen“ (vergl. meine Sozialphilosophie S. 684), und deshalb scharen wir uns zu geschlossenem Kampfe gegen allen Mystizismus um unser gemeinsames Banner: den gesunden Menschenverstand.



## Die Mittel und Wege zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit.

Von

Dr. Hans Leyden.

Die Hebung der Volksgefundheit  
ist die beste Sozialpolitik.

Unser Jahrhundert wird das Zeitalter der Erfindungen und des Verkehrs genannt. Sollte es an seiner Wende nicht auch ebenfalls mit dem gleichen Recht als das Zeitalter der praktischen Humanität zu bezeichnen sein? — In der freien Entfaltung und dem wechselseitigen Zusammenfinden der Kräfte, wie sie die Neuzeit wachrief, hat auch die ärztliche Kunst und Wissenschaft einen nie geahnten Aufschwung genommen. Mit ihrer Vertiefung fand sie den Weg, den engen Anschluß an die maßgebenden und leitenden Faktoren im Staate zu gewinnen, wie sie auf der andern Seite die innigste Fühlung mit dem Wohl und Wehe der breiten Schichten der Bevölkerung aufrecht erhielt. So wurde sie eine wichtige Triebfeder, ein Sprachrohr für die Staatsvertretung, durch vorbeugende sanitäre Maßregeln und Verordnungen die Volkswohlfahrt stets zu heben und zu fördern. Im richtigen Verständnis für die Kulturaufgaben der Zeit und getragen vom Geiste der Humanität, stellte sich aber die praktische Medizin noch ein weiteres, soziales Ziel: Das Gefühl gegenseitiger Zusammengehörigkeit aller gilt es zu beleben, die Gegensätze und Grenzen der verschiedenen Gesellschafts-klassen zu überbrücken; ein Appellieren an das Interesse weitester Kreise für die Fürsorge der Bedürftigen; daß der Begüterte als Helfer und Retter eintritt für seine Mitmenschen, die, in Not und Krankheit geraten, mit ihren schwachen Kräften trotz der Segnungen der Kultur hilflos untergehen müssen.

Gefördert noch durch den internationalen Austausch gemachter Erfahrungen und Beobachtungen, ward die Medizin in stand gesetzt unter Zurverfügungstellung

bedeutender öffentlicher Mittel für die Zwecke der Volksgeundheit zu wirken. Den bis dahin nur zu bekannnten und verheerenden Seuchen und Epidemien, die vorher ungehindert die Länder beherrscht und deren Bevölkerung dezimiert hatten, konnte sie so in verhältnismäßig kurzer Zeit wiederholt Einhalt thun, beziehungsweise vorbeugen. Es sei hier nur an die Schrecken der Cholera, Diphtherie, Pest, Pocken, des Typhus und Kindbettfiebers erinnert.

Und doch blieb bis vor wenigen Jahrzehnten noch eine von den Infektionskrankheiten, die mörderischer und zäher als alle ihre Schwestern an der Untergrabung des Menschengeschlechtes und seines Wohlstandes arbeitet, wenig beobachtet in ihrem siegreichen Vordringen und Umsichgreifen. Sie trotzte allen ärztlichen Bemühungen, zumal diese meist leider wenig energisch und konsolidiert waren. Fortdauernd hat sie ohne Unterschied unter allen Völkern und Rassen, ohne Ansehen von Alter, Stand und Geschlecht, wohl in allen Klimaten ihr Opfer gefordert. An ihre Sterblichkeitsziffer reicht keine andre Krankheit, kein Krieg heran.

Gleichwohl ist der Kampf gegen sie nie so dringend gefordert, wie gegen die übrigen Seuchen, weil sie schleichend, ohne markante Erscheinungen beginnend, die Ergriffenen langsam unter intercurrierenden, vorübergehenden Besserungen dem Siechtum und Ende zuführt. Noch nie ist sie erloschen, so daß die irrige Ansicht der großen Menge von ihrer Unheilbarkeit und der Unzulänglichkeit des menschlichen Könnens fast zum Dogma geworden ist.

Raum bedarf es erst noch der Namensnennung dieser Krankheit, die selten in einer Familie nicht Einkehr gehalten. Es ist die Schwindsucht, die Tuberkulose. Schwindsucht (Phthisis), so benannt, weil sie in ihrem Verlauf ein mehr oder minder schnelles Hinschwinden der Körperkräfte des Gesamtorganismus (Habitus phthisicus) bedingt. Tuberkulose auch genannt, weil sie sich anatomisch durch Knötchenbildung (Tuberkel) charakterisiert. Die jüngste Forschung brachte den positiven Beweis für die frühere Mutmaßung, daß diese Krankheit überall im Körper an Haut, Darm, Knochen und so weiter sich etablieren kann. Ihr Prädispositionsitz bleibt jedoch die Lunge, so daß gegen die Häufigkeit der Lungenschwindsucht alle andern Erkrankungsformen der Tuberkulose in den Hintergrund treten, und die Behandlung der Phthisis zu einer Spezialaufgabe der Aerzte geworden ist.

Unklare Vorstellungen und Vermutungen, verschleiert noch durch die dumpfe Indolenz, mit der die Menge ihr Schicksal trug, konnten aber nur über die Verbreitung der Tuberkulose herrschen, solange nicht eine zuverlässige Statistik das erschreckende Anwachsen dieser Krankheit klarer vor Augen führte. Vornehmlich kam es darauf an, das unheimliche Grassieren der Schwindsucht in den modernen Städten zu beziffern. Klarzulegen, wie durch den großen Zuzug der Arbeiterbevölkerung nach den Industriezentren infolge von ungenügenden Wohnungsverhältnissen, Ueberfüllung und unzulänglichen Ernährungsbedingungen, infolge einer Reihe von Beschäftigungen, zumal in gesundheitschädlichen Arbeitsräumen, Krankheitsbrutstätten geschaffen wurden. Wie dagegen gerade an diesen Orten die Sanierung

der Städte und Durchführung hygienischer Maßnahmen die Erkrankungs- und Sterbeziffer bald verringerte.

Das statistische Zahlenmaterial wurde zum Bedruß für den aufzunehmenden Kampf auch gegen die Tuberkulose. Allein sehr bald schon sah die Medizin ein, daß gegen diesen Feind wenig mit ärztlichen Erfahrungen und Bemühungen allein zu erreichen sei, daß sie in dieser Fehde die thatkräftigste Unterstützung von hoch und niedrig hinter sich haben müsse, falls sie im Dienste der Wohlfahrt der Menschheit die Sieges- und Friedenspalme erringen wollte.

Der Ergründung und Heilung einer Krankheit von so zerstörender Wirkung haben daher von jeher bedeutende medizinische Forscher ihre Aufmerksamkeit zugewendet.

Bereits der Altvater der Medizin, Hippokrates, empfahl, der Klimatotherapie schon hulbigend, Ortswechsel und besondere Lebensweise für die Kranken. Plinius der Ältere erweiterte den Heilplan, indem er noch besonderen Wert auf die Einwirkung des Sonnenlichts und der Nadelholzwälder legte. Ihnen reiht sich Galen an, der in der Reinheit der Luft einen wichtigen Heilfaktor sah, Bergaufenthalt und Milchkuren anordnete. Ferner wurde auch dem See- und südlichen Klima ein günstiger Einfluß auf die Erkrankung zuerkannt.

In den folgenden Jahrhunderten ist dann kein weiterer, epochemachender Fortschritt in den Heilprinzipien zu verzeichnen; dagegen wurde mit dem Öffnen der Leichen im siebzehnten Jahrhundert die wissenschaftliche Erforschung der Phtisis auf pathologischer Grundlage angebahnt. Erst unsrer Zeitperiode blieb es vorbehalten, die Bestrebungen nach einer rationellen Therapie und die Erforschung des Wesens der Tuberkulose mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Da über die Ansteckungsgefahr, obgleich noch nicht wissenschaftlich erwiesen, wenig Zweifel bestehen konnte, war es naheliegend, daß man sich zunächst dieser Krankheit, wie der übrigen Infektionskrankheiten, durch in rigorosester Weise durchgeführte prophylaktische Verordnungen, durch Isolierung, zu erwehren suchte. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden durch ein Edikt des Königs von Neapel während der Jahre 1782 bis 1848 in Italien die Phtisiker in besonderen Hospitälern isoliert und gleich Ausjägigen von der Bevölkerung gemieden. Gleichwohl ist durch dieses Vorgehen die Tuberkulose in Italien nicht zurückgegangen, denn ihre Infektionsgefahr baut sich eben auf andern Prämissen auf. Die Isolierung der Kranken ist seitdem auch nie wieder ernstlich in Betracht gezogen worden.

Hieran reiht sich das Vorgehen Englands, das Land nachahmenswerter, praktischer Wohlthätigkeitsbestrebungen, besonders bezüglich des Krankenhausewesens. Im Jahre 1814 wurde in diesem Staate das erste Spezialhospital, „The Royal Hospital for the diseases of the chest“ für Lungenkranke aller Stände beiderlei Geschlechts errichtet. Natürlich bot es anfangs mehr eine Zufluchtsstätte für die betreffenden Kranken, da ein Spezialheilverfahren noch nicht existierte. Immerhin ist es der erste Anfang eines zielbewußten Vorgehens. England hat mit der Zeit noch ähnliche, durch private Mittel reich dotierte An-

stalten ins Leben gerufen, wie 1841 das „Brompton Hospital for consumption and diseases of the chest“, 1848 das „City of London Hospital for diseases of the chest“, 1860 das „Northlondon Hospital for consumption and diseases of the chest“, dann das bedeutendste 1868, „The Royal National Hospital for consumption and diseases of the chest“ am Meere in Ventnor auf der Insel Wight, unter Leitung von Dr. Sinclair Coghill. Etwa 4900 Patienten können jährlich in englischen Lungenhospitälern aufgenommen werden, dazu kommt noch die Behandlung weiterer Kranken in den mit den Hospitälern verbundenen Polikliniken.

Deutschland jedoch war es, welches bahnbrechend in dem Kampfe gegen die Tuberkulose vorging, indem es durch die schlagenden Erfolge einer systematischen Heilmethode in Anstalten den bis dahin allen Fortschritt lähmenden Glauben von der Unheilbarkeit dieser Krankheit von Grund aus erschütterte.

Befruchtend und bestimmend ist dann bei uns von Männern der Wissenschaft mit deutscher Beharrlichkeit und Gründlichkeit auf dieser Bahn fortgeschritten worden in dem allseitigen Ausbau der Heilstättenbehandlung der Tuberkulose, bis wir heute einen in den Grundfesten schon vollständig durchgeführten Bau vor uns haben, den die gesamte Kulturwelt einmütig als das beste Muster zur Nachahmung acceptiert hat. Meidlos ist uns die Führerrolle in dieser Frage zugestanden worden.

Dr. Brehmer, welcher im Jahre 1855 die weltberühmt gewordene Privatlungeneilanstalt in Görbersdorf in Schlesien in der Voraussetzung der heute nicht mehr anerkannten Immunität der Gebirgsgegend, gründete, gebührt das große Verdienst, in jahrelangem Wirken an seiner Anstalt die Grundideen für eine durch wirkliche Heilergebnisse gekrönte hygienisch-diätische Behandlung geschaffen zu haben.

Was Brehmer empirisch durchdacht und genial auf die praktischen Lebensverhältnisse übertragen, das fand durch eine gütige Vorsehung auch seine vollste wissenschaftliche Bestätigung und wirksamste Unterstützung durch Robert Kochs große Entdeckung im Jahre 1882 von der bazillären, infektiösen Ursache der Tuberkulose.

Durch Kochs Nachweis des Tuberkelbazillus als Contagium vivum und der Identität der Lungenschwindsucht mit allen tuberkulösen Erkrankungen ward eine sichere Handhabe für die konsequente Weiterentwicklung der bisher gewonnenen Erfahrungen gewährleistet.

Koch vermochte festzustellen, daß der Tuberkelbazillus ausschließlich der Krankheitserreger ist durch Uebertragung von Mensch zu Mensch, oder auch von Tier zu Mensch (Nahrung), während außerhalb des menschlichen, resp. tierischen Organismus der Bazillus nicht zur Entwicklung kommt.

Koch wies mit vollem Recht die Erblichkeit der Tuberkulose von der Hand, sprach dagegen die ererbte Prädisposition zu der Erkrankung aus, welcher Ansicht auch Rudolf Virchow schon früher Ausdruck gegeben hatte in dem Satze: „Hereditär ist die Tuberkulose nicht als Krankheit, sondern als Disposition.“

Ist auch trotz vielfacher Versuche durch die Entdeckung des Tuberkelbazillus

bisher noch nicht das langersehnte Radikalmittel gegen die Tuberkulose gefunden worden, so ist jedenfalls die Nachweisführung des Tuberkelbazillus ein wertvolles diagnostisches und auch prognostisches Hilfsmittel geworden, das gegenwärtig speziell, wo es von äußerster Wichtigkeit ist, die Krankheit im Initialstadium zu erkennen, erhöhte Bedeutung gewonnen hat.

Wenn auch die praktische Erfahrung überall entschieden dagegen sprach, so war es gleichwohl nicht verwunderlich, wenn bald nach der Koch'schen Entdeckung verschiedene theoretische Bedenken wegen der Ansteckungsgefahr gegen die Lungenheilanstalten laut wurden und die Möglichkeit der Verseuchung der Umgegend solcher Anstalten erörtert wurde.

Die verdienstvollen Untersuchungen von Dr. Cornet (Reichenhall) brachten auch diesbezüglich eine vollständige Klärung. Er vermochte ergänzend nachzuweisen, daß nicht mit der Atemluft, sondern durch den Auswurf der Kranken vornehmlich die Bazillen verbreitet werden, daß die Ansteckungsgefahr gering ist, wenn in zweckmäßiger Weise der Auswurf beseitigt und für die Desinfektion der Effekten und der Krankenzimmer peinlichste Sorge getragen werde, während eingetrockneter tuberkulöser Auswurf durch Zerstäubung die Luft mit Tuberkelbazillen schwängert, wodurch letztere gelegentlich eingeatmet werden können.

Für die Allgemeinheit ist es vielleicht noch wichtig, auf die Gefahren des intimen Verkehrs mit Schwindsüchtigen hinzuweisen; daß natürlich die Übertragung der Krankheitskeime von Mund zu Mund durch den Kuß, sowie durch direktes Anhusten von seiten Kranker u. in dem Bereich der Möglichkeit liegt. Diesbezügliche Erwägungen sind gerade bei Eheschließungen tuberkulöser Personen wohl in Betracht zu ziehen.

In hohem Maße fördernd für die Gestaltung des weitem Heilverfahrens wurde die Festlegung der Thatsache (Berlin), daß die Infektionsmöglichkeit in richtig geleiteten Krankenhäusern so gut wie ausgeschlossen erscheint, und bei rationellen, prophylaktischen Maßnahmen auch von Gefahren für das Pflegepersonal wohl nicht die Rede sein kann. Ferner konnte konstatiert werden (Falkenstein im Taunus und Görbersdorf in Schlesien), daß der in den Lungenheilstätten durchgeführte hygienische Drill nur sanitär erzieherisch auf die umwohnenden Menschen gewirkt hatte, denn nachweisbar ist die Tuberkulose in der Bevölkerung hier zurückgegangen.

Doch zurück zur praktischen Seite.

Auf Brehmers erprobten Prinzipien fußend unter Zunutzemachung der wissenschaftlichen Errungenschaften entstanden bald eine Reihe von Privatanstalten, die wesentlich zur schnellen Vervollkommnung und Modifizierung dieser Behandlungsmethode beitrugen. Naturgemäß fanden diese Bestrebungen auch sehr schnell in andern Ländern Anklang und Verbreitung. Doch stehen die deutschen Verhältnisse in dem Vordergrund unser Interesse und sind auch maßgebend für die andern Völker geworden.

In erster Linie ist hier Falkenstein im Taunus, gegründet 1876, unter der bewährten Leitung von Dr. Dettweiler zu nennen. An der Ausgestaltung des

Heilverfahrens hat Dettweiler einen wesentlichen Anteil genommen. Zunächst fügte er die Luftstruktoren in offenen Liegehallen, wie sie jetzt Gemeingut aller Tuberkulosenanatorien geworden, als einen wertvollen Faktor in die Behandlung ein. Ein fernerer Wert wurde von ihm auf die Atemgymnastik durch Geh- und Steigübungen und so weiter gelegt. Von größter Wichtigkeit speziell für die heutige Volkslungenheilstättenfrage sind seine Erfahrungen: nämlich, daß die Lungenschwindsucht in den Anfangsstadien relativ leicht und sicher heilbar ist; daß sie überall, in jedem von Extremen freien Klima, wo reine, staubfreie Luft, ohne scharfe Winde (Nord und Nordost), und sonniger Himmel sind, geheilt werden kann. Hiermit hatte Dettweiler weitaus die größten Schwierigkeiten, besonders in petuniärer Hinsicht, für seine Pläne, die Tuberkulose auch als Volkskrankheit auszurotten, weggeräumt. Für den Armen war nun der Weg geebnet, im eignen Vaterlande, beziehungsweise in seiner Provinz, nicht fern von den Seinen und ohne wesentliche Aenderung seiner gewohnten Lebensweise, sobald nur Volksanatorien entstanden, Heilung, respektive langdauernde Besserung zu finden. Von weiteren Privatanstalten sind noch hervorzuheben Davos, Reiboldsgrün, Andreasberg, St. Blasien, Hohenhonnef und so weiter.

Fast übereinstimmend wird von all diesen Anstalten jetzt ein Drittel der in allen Krankheitsstadien Behandelten als geheilt, ein weiteres Drittel als gebessert angegeben, und daß die erzielten Besserungen eine Reihe von Jahren andauerten. Jedenfalls sind das Resultate, die, wenn auch aller Wahrscheinlichkeit nach noch steigerungsfähig, doch eine genug berechte Sprache für diese Heilmethode in Spezialanstalten führen.

In kurzen Zügen zusammengefaßt, sind die leitenden Prinzipien dieser hygienisch-diätetischen Anstaltsbehandlung folgende: Entsprechend den Wirkungen der Lungenschwindsucht, welche nie lokale bleiben, vielmehr meist rasch auf den Gesamtorganismus sich erstrecken, soll der Gesamtkörper nach genau zu beobachtenden Methoden, durch reichliche Ernährung, durch Abhärtung (als Prophylaxe gegen die zu fürchtenden Erkältungen) und durchgreifende Kräftigung, widerstandsfähig gemacht werden, die Schädigungen der Krankheit zu überwinden. Von Medikamenten wird nur als Unterstützungsmittel Gebrauch gemacht. Es ist also eine Spezialbehandlung, aber dennoch keine spezifische.

Einleuchtend ist es wohl, daß in solchen Spezialanstalten die Leistungsfähigkeit der ärztlichen Kunst weit die Privatbehandlung oder die von Krankenhäusern überflügeln muß, denn nur hier ist eine dauernde Beaufsichtigung und pädagogische Leitung der Kranken in diesem Sinne mit konsequenter Disziplin durchzuführen. Der ständige und intime Verkehr des Arztes mit dem Kranken realisiert eine hygienische Erziehung, wodurch der Kranke schließlich den besten Arzt an sich selbst haben soll. Nicht allein geheilt werden, sondern auch geheilt bleiben soll der Patient, und wenn er nicht gelernt hat vernunftgemäß weiterzuleben und sich zu beobachten, so sind An- wie Rückfälle stets zu fürchten.

Daß nach diesen Erwägungen der Aufenthalt in den wärmeren Klimaten oder im Gebirge, sowie in Bädern ohne eine vorangegangene Anstaltskur wenig Vorteile bieten kann, bedarf wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Die Wohlthaten einer solchen Anstaltsbehandlung konnten aber wegen der Kostspieligkeit des Heilverfahrens fast nur ausschließlich den Wohlhabenden zugänglich gemacht werden, deren Prozentsatz an der Gesamterkrankung des Volkes immerhin ein kleiner ist. Wohl unwiderlegbar ist der Ausspruch von Sée: „Vor dem Bazillus sind alle gleich.“ Hieraus folgert sich mit zwingender Notwendigkeit auch die Forderung der gleichen, wenn auch vielleicht modifizierten Therapie für alle.

Wie stand es aber vor etwa zehn Jahren noch um die mittleren und unteren Stände, dem Arbeiterstand? An dem Mangel der erforderlichen Mittel und der Unzulänglichkeit der sozialen Verhältnisse scheiterte die Durchführbarkeit der einfachsten hygienischen Verordnungen, welcher der arme Kranke in der Poliklinik, bei seinem Armen- resp. Kassenarzt erhielt. So verschlimmerte sich der Zustand, selbst wenn der Patient im Anfangsstadium der Krankheit, wo sie verhältnismäßig leicht heilbar, die ärztliche Hilfe nachsuchte, bis die Krankheit in das Stadium gekommen, wo er auch für die Krankenhausbehandlung krank genug erschien. Im Krankenhaus muß er bald, weil gebessert, seinen Platz einem andern einräumen. Er geht wieder, noch nicht ausgeheilt, der schädigenden Arbeit nach, um für sich und die Seinigen die Existenzmittel zu schaffen. Elender als zuvor muß er nach kurzer Zeit zurück ins Krankenhaus, er hat einen Schritt vorwärts und zwei zurück gemacht. Dieses Spiel wiederholt sich, bis er endlich im Krankenhaus Erlösung von jahrelangem Siechtum, von der „Proletarierkrankheit“, durch den Tod findet. Der Not und Armut ist seine Familie, oft genug auch noch mit dem Keim der Tuberkulose behaftet, preisgegeben. Wie ein Tropfen auf den heißen Stein sind für den Armen die Unterstützungen, welche er von der Krankenkasse, den Wohlthätigkeitsvereinen, der Armenpflege u. im Laufe der Jahre erhält (obgleich die Gesamtsumme an sich eine ganz respektable sein mag), weil sie ihm eben „tropfenweise“ zugingen.

Auch die bescheidenen Vermögensverhältnisse des Mittelstandes genügen vielfach nicht, andre Endresultate bei dieser wie oben geschilderten Krankheit zu zeitigen, weil die Kosten der Behandlung die Mittel übersteigen. Wie viel schwerer ist es aber für diesen Stand, der eine bessere Lebenslage kannte, unverschuldet ins Elend zu geraten! Verhältnismäßig geringe Beihilfe, die es ermöglicht, den Bedrängten eine Zeitlang über Wasser zu halten, bis er wieder die Kraft gewonnen, selbst gegen den Strom zu schwimmen, vermag oft Wunder zu schaffen. Hier liegen die Ursachen und Unterlassungssünden, aus denen heraus ein steter Circulus vitiosus für das weitere Umsichgreifen der Tuberkulose geschaffen wurde.

Die Kontrollstation für das gesundheitliche Gedeihen der Nation, das Reichsgesundheitsamt, brachte durch ein erdrückendes, statistisches Material ziffermäßig die Verheerungen dieser Geißel der Menschheit zur Registrierung. Hieraus ergab sich, daß nicht allein der Mensch progressiv von der Tuberkulose heimgesucht wird, sondern damit Schritt haltend auch die Tiere, wodurch eine zunehmende Infektionsgefahr für den Menschen gesetzt war. Diese Daten des Reichsgesundheitsamtes fanden noch eine ergänzende Bereicherung durch die



statistischen Erhebungen des Reichsversicherungsamtes, beziehungsweise der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten, sowie der Krankentassenstatistiken.<sup>1)</sup>

Konnten aber die Aerzte hier Wandel schaffen? — Resigniert mußten sie zu dem Schluß kommen, es gehen zu lassen, wie es Gott gefällt. Je mehr sich diese große Skalamität mit ihren wachsenden Gefahren für das ganze Volk offenbarte und die Aerzte immer wieder ihre Ohnmacht einsahen, auch bei dem besten Willen unter den gegebenen Verhältnissen irgendwelche Abhilfe aus eigener Kraft zu schaffen, desto dringender wurde überall aus ihren Kreisen die Forderung gestellt, die große Öffentlichkeit: Staat, Behörden, Gemeinden, Privatwohlthätigkeit, für diese brennende, soziale Angelegenheit zu interessieren und vereint vorzugehen. Durfte doch gerade in Deutschland eine solche Bewegung an der einzig dastehenden sozialen deutschen Gesetzgebung, sowie an den staatlichen Instituten einen mächtigen Anhalt zu finden hoffen. Diese Agitation (besonders Fintlenburg, Goldschmidt, der Verein für innere Medizin in Berlin), die Heilstätten zum Allgemeingut aller Volksschichten zu machen, und ein opferfreudiges Mitwirken aller ins Leben zu rufen, wurde fast gleichzeitig an verschiedenen Orten inszeniert.

Als Rufer im Streit für all diese Kundgebungen trat E. v. Leyden mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für diese Bestrebungen hervor, indem er immer weitere Kreise für den Kampf gegen die Tuberkulose zu entzünden und zu begeistern suchte. Zunächst die Ärzteschaft, dann die großen Städte, die gemeinnützigen Vereinigungen, und endlich fordert er zum internationalen Zusammenschließen der Völker gegen diese Völkerkrankheit auf.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Aus der Fülle des Materials seien hier nur folgende, in Betracht kommende Zahlen angeführt: In Deutschland, welches keineswegs abnorm ungünstige Verhältnisse der Tuberkulose bietet, beträgt die Zahl der Brustkranken mindestens 1 200 000, von denen jährlich etwa 180 000 Personen sterben. Berlin, dessen Sterblichkeitsziffer an Lungenschwindsucht mit durchschnittlich 4 300 Todesfällen jährlich an zehnter Stelle von den Weltstädten figurirt, zählt ungefähr 25 000 Tuberkulöse. Der Mortalitätsanteil der Tuberkulose in der erwerbsfähigen Bevölkerung vom 15. bis 60. Lebensjahre beträgt 33 Prozent, also ein Drittel. Im Jahre 1896 waren von 1000 Verstorbenen 342 an Tuberkulose eingegangen. Von 1000 in den Jahren 1890 bis 1894 invalide gewordenen männlichen Arbeitern im Alter von 20 bis 24 Jahren hatten 548, im Alter von 25 bis 29 Jahren 521 ihre Erwerbsunfähigkeit der Tuberkulose zuzuschreiben. Die größeren Klassen, bei denen sich die Mortalität der industriellen Bevölkerungsschicht besonders widerspiegelt, haben eine Mortalität von 52,6 Prozent an Schwindsucht feststellen können, ferner, daß ein Drittel bis zur Hälfte der Gesamtaufwendungen dieser Klassen für die Pathistiker (pro Fall bis zu 2000 Mark) beansprucht wird.

<sup>2)</sup> Von den vielen Reden und Vorträgen E. v. Leydens über dieses Thema, deren Kardinalpunkt immer wieder mit der Beharrlichkeit des alten Skato darin gipfelt: *Ceterum censeo, tuberkulosem esse delendam*, seien als besonders beachtenswert angeführt:

„Bemerkungen über Heilstätten für Tuberkulöse“, Berlin 1890.

„Ueber Spezialkranken Häuser“, Berlin 1890.

„Ueber die Versorgung tuberkulöser Kranker seitens großer Städte“, Budapest 1894.

„Ueber die Notwendigkeit der Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke“, Berlin 1895.

„Ueber die Aufgabe des Berlin-Brandenburger Heilstätten-Vereins für Lungenkranke“, Berlin 1896.

„Ueber den gegenwärtigen Stand der Behandlung Tuberkulöser und die staatliche Fürsorge für dieselben“, Moskau 1897.

So war der Stein ins Rollen gekommen. Nur noch einmal ward er für kurze Zeit aufgehalten durch die leider nicht erfüllten, hochgespannten Hoffnungen, welche auf die Kochsche Entdeckung, das Tuberkulin, im Jahre 1890 als Universalmittel gesetzt wurden. Der nächstliegende Erfolg war, daß eine Reihe privater Wohltätigkeitsvereine aller Gesellschaftsklassen entstanden und sich hilfsbereit in den Dienst dieser Bewegung stellten. Sie sind mit die Hauptträger für die Verwirklichung dieser Aufgabe geworden und haben vielfach die zuerst gewiß berechtigten, gewichtigen Bedenken bezüglich der pekuniären Durchführbarkeit vielfach gehoben.

Heute zählen wir in Deutschland bereits dreißig solcher Vereinigungen, und weitere Gründungen sind in Aussicht. Aus eignen Mitteln sind von ihnen schon eine Anzahl (einunddreißig) von Volkshelstätten über ganz Deutschland in den letzten Jahren teils errichtet, teils in Angriff genommen, und systematisch soll entsprechend dem Bedürfnis weiter vorgegangen werden.

Sehr richtig wurde aber zugleich in diesen Vereinen, besonders in den Frauengruppen, erkannt, daß man die Thätigkeit auch dahin auszubehnen habe, die Fürsorge für die Familien der Heimstättenpflinglinge zu übernehmen, was früher nur zu oft eine Behandlung beeinträchtigte und illusorisch machte. Es muß eben während der Kur des Ernährers in der Anstalt seine Familie vor pekuniären Sorgen sichergestellt sein, wodurch auch der Kranke sich leichter zu einer Anstaltsbehandlung entschließen und, jeelisch nicht beunruhigt, leichter genesen wird. Ferner wurde die Arbeitsvermittlung für die Heilstättenentlassenen in das Programm aufgenommen. Ist doch gerade ein Wechsel des Berufes zumal in jugendlichem Alter nach der erfolgreichen Behandlung oft eine zwingende Notwendigkeit, soll nicht das erreichte Resultat gänzlich in Frage gestellt werden.

Es zeigt sich hier wieder einmal, wie auch die deutsche Nation, wenn sie erst das volle Interesse und Verständnis für eine ideale Sache ergriffen hat, nicht hinter den andern in werthätigster Nächstenliebe nachsteht. Groß waren jedenfalls die zu bringenden Opfer, aber nicht übergroß.

Frankfurt am Main war es nun, welches mit dem ersten praktischen Erfolge in dieser Hinsicht hervortrat. Der dortige Verein für Refonvaleszentenanstalten unter dem Allerhöchsten Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich rief auf das eifrige Betreiben von Dr. Dettweiler, des unermüdblichen Vorkämpfers für die Idee, die Tuberkulose als Volkskrankheit auszurotten, in Falkenstein im Taunus eine Art Dependance, eine Heilanstalt für Unbemittelte ins Leben.

Sehr bald schon erweiterungsbedürftig, wurde diese Anstalt 1898 zu Ruppertsheim bei Königstein im Taunus, wesentlich vergrößert, eröffnet. Die Anlehnung einer solchen Anstalt an die schon bestehende für Wohlhabende, entsprang einer Idee Dettweilers, der schon früher darauf hingewiesen, daß die Rentabilität vornehmer Anstalten bei richtiger Anlage und Verwaltung recht wohl aus den Ueberschüssen im Anschluß die Errichtung kleinerer Sanatorien ermögliche. Auch in Görbersdorf in Schlesien (Dr. Weckers Krankenheim) haben ähnliche Verhältnisse stattgefunden. Von Universitätskreisen ist dagegen vorgeschlagen, für wissen-

schäftliche Zwecke und zur Förderung der ärztlichen Ausbildung solche Volkshospitäler, wenn möglich, in der Nähe von Universitäten zu errichten.

Nach verschiedenlichen Bedenken hat auch die Stadt Berlin Stellungnahme zu dieser brennenden Frage, wenn auch bisher in nicht erschöpfender Weise, genommen; sie setzte im Jahre 1892 auf dem Nieselgute Malchow bei Berlin eine Pflgestätte (Männer) in Betrieb, später eine in Blankenfelde für Frauen.

Dagegen ist speziell durch drei Berliner Vereinigungen eine rasche und durchgreifende Förderung der Heilstättenangelegenheit erfolgt. Zunächst war von entscheidender Wirkung die Angliederung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz an diese Bewegung als Volkshelstättenerverein vom Roten Kreuz. Anlässlich der Eröffnungsfeier des Kaiser Wilhelm-Kanals war auch ein Barackenlazarett vom Roten Kreuz in Hottenuau etabliert, welches mit seinen Einrichtungen vielfach Aufmerksamkeit erregte und den Gedanken nahe legte, die Friedensstättigkeit des Roten Kreuzes auch speziell auf die Lungenheilstättenbestrebungen auszuwehnen und die für den Krieg lagernden Kriegsbaracken zur Errichtung einer Heilstätte in Verwendung zu nehmen und hierfür zu erproben. Die ganze militärische Organisation des Roten Kreuzes mit seinen engen staatlichen Beziehungen, mit seiner disciplinierten Ausbildung von Pflegepersonal konnte nur vorteilhaft auf den Gang dieser Bestrebungen wirken, zumal ein Zusammenarbeiten mit den Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten bezweckt war. Bereitwillig wurden behördlicherseits auch Kräfte des Sanitätscorps zur Verfügung gestellt.

Schon 1895 konnte der Volkshelstättenerverein vom Roten Kreuz seine erste derartige Heilanstalt am Grabowsee bei Dranienburg mit zweihundert Betten eröffnen. Diese Anstalt hat als Musteranstalt für die weiteren schon jetzt die Zutraglichkeit der norddeutschen Tiefebene für solche Sanatorien erbracht und allen gehegten Erwartungen voll entsprochen. Der Verein hat sich auch zur Aufgabe gemacht, allerorts im Reiche in ähnlicher Weise vorzugehen. Nur zustimmen kann man Mosler, wenn er diesbezüglich resümiert: „Wir haben dafür gelebt und haben danach gestrebt, Deutschland zu einigen. Dieses Ideal ist erfüllt, aber die Vereine vom Roten Kreuz bringen uns ein neues Ideal, das deutsche Volk zu einigen in gemeinsamer Liebesthätigkeit.“

Zur gleichen Zeit konnten 1896 auch endlich die schon längst vorbereiteten Bestrebungen, wie sie in den ärztlichen Vereinen z. B. Berlins ventiliert worden waren, greifbare Gestalt annehmen durch Gründung des Berlin-Brandenburger Heilstättenvereins für Lungenkranke unter dem Vorsitz des Mitbegründers E. v. Leyden und unter dem Allerhöchsten Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin. Für die Lungenkranke Berlins und der Provinz Brandenburg hat dieser Verein den Bau einer Anstalt in Belgig bei Berlin in Angriff genommen. Dieser Anstalt wird die Bleichröder'sche Stiftung angegliedert. Die Eröffnung der Anstalt steht zum Herbst dieses Jahres zu erwarten.

So ist in den letzten Jahren unter dem Protektorate Allerhöchster und Höchster Persönlichkeiten, unter lebhafter Förderung von Behörden, Kommunen z. B. durch private Wohltätigkeit ein ungeahntes Aufblühen erfolgt, so daß Deutschland

allen andern Ländern voran schon gegen 4000 Kranke zu behandeln vermag. Erfreulich ist es, zu erfahren, daß übereinstimmend bisher der Prozentjah der Geheilten oder bis zur vollen Erwerbsfähigkeit Geheilten auf etwa 70 Prozent angegeben wird.

Selbstverständlich stehen auch den Minderbegüterten diese Anstalten offen, und die Aufenthaltskosten sind auf höchstens drei Mark den Tag normiert. Besonders in Süddeutschland ist in jüngster Zeit eine Bestrebung hervorgetreten, auch für die mittleren Stände noch Anstalten zu gründen und dementsprechend für sie zu sorgen. Von dem Grundsätze ausgehend, daß eine Nation als bestes Gesundheitskapital gegen Volkskrankheiten (Tuberkulose) die Gesundheit seiner Kinder besitzt, haben schon lange die deutschen Ferienkolonien und Kinderheilstätten in diesem Sinne zu wirken sich bemüht. Mit der Aufrollung der Tuberkulosefrage ist diesem Streben erhöhte Wichtigkeit zuerkannt, und eine Ausgestaltung der Bestrebungen durch Angliederung von Pflegestätten für kretulöse und tuberkulöse Kinder an die bestehenden Lungenheilstätten betont worden. Auch in den andern Staaten, vor allem Oesterreich, England, Frankreich, Rußland, sind die gleichen Bestrebungen in vollstem Gange.

Wie schon hervorgehoben, hat Deutschland als leuchtendes Beispiel die Bahn durchgreifender sozialpolitischer Gesetzgebung betreten, wodurch eine gewisse Sicherstellung und Verbesserung der Lage der arbeitenden Bevölkerung herbeigeführt werden soll, nämlich vor allem durch die Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten. Neben dem moralischen Verpflichtungsgefühl wirkte wohl auch ein starkes materielles Interesse, welches die Invaliditätsanstalten veranlaßte, gleichfalls an dem Kampfe gegen die Schwindsucht teilzunehmen und damit eine wesentliche Förderung der Hilfsmittel der Heilstättenfrage herbeizuführen. Das Verdienst, die Initiative hierin ergriffen zu haben, gebührt Gebhard, dem Leiter der Hanseatischen Versicherungsanstalten, der die Kranken zunächst andern Anstalten überwies, dann zur Gründung eiguer überging.

Auch bahnten die Invaliditätsanstalten in der Weise ein förderndes Zusammengehen mit den Krankentassen an, daß von beiden Teilen nach Maßgabe der Kräfte die Behandlungskosten aufgebracht wurden. Heute geht das Bestreben schon dahin, daß die Versicherungsanstalten die ganzen Kosten der Behandlung tragen sollen, während das Krankentassengeld ungeschmälert den Angehörigen des Kranken während seines Anstaltaufenthaltes zufließen soll. Gleichzeitig haben sich die Versicherungsanstalten durch Hergabe billiger Kapitalien, Bewilligung von Beiträgen an die Familie der Sache wirksam angenommen. Naturgemäß hat auch der Staat in vielfacher Hinsicht rege Anteilnahme an der Lösung dieser Frage zu Tage treten lassen; es genügt, darauf hinzuweisen, daß zum Beispiel die Militärbehörden die Segnungen der Sanatorienbehandlung in entsprechendem Maße dem erkrankten Soldaten zugänglich gemacht haben, sowie daß infolge prophylaktischer, hygienischer Verordnungen seit 1882 die Sterblichkeit an Tuberkulose in der deutschen Armee ständig zurückgegangen ist.

Zum Schluß sei noch des überaus erfolgreichen Wirkens des dritten Berliner

Vereins gedacht: Das deutsche Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke unter dem Allerhöchsten Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin und unter dem Ehrenvorsitz Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Der Verein bildet sozusagen den Brennpunkt für alle diesbezüglichen gemeinnützigen Vereinigungen, denen er mit Rat und That zur Seite steht, und deren gemeinsame Ziele einheitlich zu gestalten er sich zur weiteren Aufgabe gestellt hat u. So gab er auch die Anregung für den Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit, welcher vom 24. bis 27. Mai 1899 unter regster Beteiligung aller Stände und des Auslandes in Berlin unter seiner Regide tagte. Der Kongreß, ein Markstein der Bestrebungen edelster Nächstenliebe, hat weitesten Kreisen ein umfassendes Bild über die Tuberkulosefrage entworfen, erneute, thatkräftigste Begeisterung für den Gegenstand wachgerufen. Möge der Kongreß dazu beigetragen haben, die Kulturvölker, deren Gefühlslinien er harmonisch zusammenklingen ließ, enger aneinander zu schließen in den selbstlosen Werken des Friedens.



## Zur indischen Religionsgeschichte.

Eine kurzprijische Ueberficht

von

**Albrecht Weber.**

Wie die Beobachtung des allmählichen Werden, die Erforschung der Entwicklung aus dem Keim heraus den Hauptreiz der Naturwissenschaft bildet, so in der Religionsgeschichte die Verfolgung der einzelnen Phasen einer Idee aus ihren ersten Anfängen bis zu ihren letzten Kulminationspunkten hin. Es findet hierbei jedoch ein großer Unterschied statt. Während in der Natur alles vom Einfachen aus sich zum Vollkommenen hin entwickelt, ist in der Religionsgeschichte vielfach, gerade umgekehrt, das den Anfang bildende Einfache auch das Bessere, das Richtige, das Wahre; denn im Laufe der Entwicklung machen fremde Elemente ihren Einfluß geltend, so daß wir, am Ziele angelangt, häufig etwas vor uns haben, was den Anfangsvorstellungen geradezu entgegensteht. Der Aberglaube hat sich der Situation bemächtigt, und: „in einen Fisch geht das von oben her herrliche Weib aus“.

Kein Land in der Welt ist in Bezug auf die Entstehung und Entwicklung religiöser Ideen so instruktiv als Indien, dessen riesige Litteratur sich über einige Jahrtausende erstreckt und uns in diesen die einzelnen Entwicklungsphasen in reicher Fülle vorführt und ihnen nachzuforschen gestattet.

Wir werden dadurch zunächst bis in die indogermanische Periode zurückgeführt. Zeit und Ort derselben sind ja noch in volles Dunkel gehüllt; es handelt sich hierbei um Jahrtausende, und alle Schritte auf diesem Boden sind noch vollständig schwankend und unsicher. Es haben schon manche (Aldbert Kuhn, Adolf Victet) versucht, ein Bild indogermanischer Urzeit zu entwerfen, aber die Kritik hat dann immer wieder gezeigt, wie schwer es ist, hierbei irgendwie zu festen Resultaten zu gelangen. Besonders verdienstlich hierfür sind die Bemühungen von Otto Schrader gewesen. Wenn früher die Ansicht als feststehend galt, daß die indogermanischen Urstämme in Asien am Kaukasus oder am Hindukusch zu suchen seien, so hat sich dem gegenüber neuerdings mit nicht minderem Entschiedenheit die Ansicht geltend gemacht, daß vielmehr Europa selbst, ja sogar daß Deutschland als die betreffende Stätte anzusehen sei. Auch die Steppenländer im südlichen Rußland, am Don und an der Wolga, sind dafür in Frage gekommen. In neuester Zeit jedoch ist man wieder zu der alten Theorie zurückgekehrt und hat speziell Armenien, sowie die Landstriche am Ouz und Tazartes dafür ins Auge gefaßt.

Aus der Vergleichung des Sprachbestandes, vor allem aus der Vergleichung der im Volksleben maßgebenden Sitten, Bräuche und Vorstellungen, läßt sich immerhin ein Bild von den Kulturzuständen der Indogermanen gewinnen, welches sie, wenn auch nicht auf einem hervorragenden materiellen Kulturzustande stehend, so doch als im Besitze tieferinnerlicher, gemüthlicher Anschauungen und Auffassungen über ihr Verhältnis zu den göttlichen Gewalten der Natur, unter deren Herrschaft sie sich fühlen, befandlich bekundet.

Diese rein natursymbolischen Vorstellungen bezeugen ein tiefes Ergriffensein des Gemüthes und neben allem Grauen vor den Naturgewalten doch auch eine dankbare Hingebung an die Herrlichkeit und Schönheit derselben. — Die Kämpfe der guten mit den feindlichen Mächten, welche das himmlische Maß und das himmlische Licht, Feuer, neidisch den Menschen vorenthalten wollen, haben schon in alter Zeit den Gegenstand poetischen Schaffens gebildet.

Wir besitzen in den vedischen Texten der Inder, und zwar nicht bloß in den Liedern der Rik-Samhitä, sondern auch in manchen der Bruchstücke, die in der Atharva-Samhitä als einleitende Verbrämung der den weiteren Verlauf des Liedes bildenden Zaubersprüche dienen, ja auch in diesen Zaubersprüchen selbst, reiches Material, welches uns in die Vorstellungen der alt-indogermanischen Zeit zurückführt. Die „vergleichende Mythologie“, welche eine Zeitlang einen besriedenden Zauber ausgeübt hatte, ist jetzt in starken Mißkredit geraten, weil ihre Vertreter in ihren Schlüssen entschieden zu weit gegriffen und insbesondere vielfach direkte Namensgleichungen hergestellt hatten, welche bei näherer Prüfung nicht Stich hielten. Trotz aller hierbei im einzelnen wohl begangenen Mißgriffe hat man aber dabei zu verharren, daß eine gewisse feste Grundanschauung über das gegenseitige Verhältnis zwischen Göttern und Menschen schon in alter Zeit vorhanden war, und daß sich feste Sitten, Bräuche, ja Formeln und Litaneien gebildet hatten, welche die menschlichen Wünsche den göttlichen Mächten kund-

zugeben und deren Hilfe herbeizuführen bestimmt waren. Die Schrecken der Nacht, der daraus rettende Anbruch des Morgens, das mit siegreicher Gewalt vordringende Licht des Tages, die Beseitigung aller den Tag über das menschliche Gemüth bedrohenden Himmelserscheinungen in Gestalt von schwarzen Wolken, Sturmwind, Donner und Witz, das Scheiden des Tages und der Einbruch der Nacht — das alles ist schon in alter Zeit tief und warm empfunden und mit lebhafter Phantasie dargestellt worden, und daran sowohl wie an die Vorgänge des menschlichen Lebens selbst, in Bezug auf Geburt, Heranwachsen, Jugend, Lebensreise und Tod, sowie an die geschlechtlichen und Familienverhältnisse, an das Leben im Hause, Feld, Flur und Wald, haben sich die mannigfachsten Vorstellungen in Bezug auf die Abhängigkeit des Menschen und seine Machtlosigkeit gegenüber dem, was außer und über ihm steht, angeschlossen.

Wenn sich im ganzen nur wenige feste Gestalten aus dieser Zeit mit voller Sicherheit ergeben — man ist so weit gegangen, nur die Vorstellung von einem „Vater Himmel“ sowie von dem jugendlichen Götterpaar der Dioskuren (ohne jedoch über die eigentliche Bedeutung derselben im klaren zu sein), als wirklich indogermanische Göttergestalten gelten lassen zu wollen — so, tritt man denn freilich auf einen viel festeren Boden, wenn man die speziell so genannte arische Periode ins Auge faßt, nämlich die Zeit, in welcher die europäischen Glieder des indogermanischen Volksstammes, von den asiatischen Gliedern desselben, den spätern Iranern und Andern, bereits losgelöst waren und nur diese letzteren beiden als ein Volk, als das arische <sup>1)</sup> Volk, noch zusammen haften. Für diese Zeit nämlich liegen uns nicht bloß bei den Andern im Veda, sondern auch bei den Iranern im Avesta litterarische Hilfsmittel vor, welche auf gleiche, gemeinsame Vorstellungen und Verhältnisse hinweisen.

Es ergibt sich daraus zunächst, daß man in dieser arischen Periode über die alte Natursymbolik bereits hinausgeschritten war, und daß man den Anfang gemacht hatte, über dieselbe hinweg zu einer einheitlichen Zusammenfassung der den Menschen gegenüberstehenden göttlichen Kräfte zu gelangen.

Es geschah dies in der Weise, daß man einer Gottheit, welche auf natur-symbolischer Grundlage ruht, um der heiligen Siebenzahl willen sechs Genossen zur Seite stellte, im Verein mit welchen dieselbe als der Träger der heiligen Ordnung — vedisch rita, zendisch ascha für arta <sup>2)</sup> — galt. Man hat hierbei neuerdings semitischen Einfluß, resp. eine Bezugnahme auf die sieben Planeten vermutet. Die Anknüpfungspunkte hierfür erscheinen indessen bis jetzt als nicht genügend erwiesen, zumal von einer Kenntnis der Planeten im Veda kein Spur zu finden ist. Es sind im übrigen die beiderseitigen Angaben für diese heilige Siebenzahl von sehr verschiedenem Charakter, und zwar liegt im Veda die ältere Fassung vor; danach steht an der Spitze dieser Sieben daselbst als aditya (das ist die Freien oder die Ewigen) bezeichneten Götter ein Himmelsgott, der den Namen

<sup>1)</sup> Der Name *arya* bedeutet eigentlich „die Befreundeten“.

<sup>2)</sup> Gehört etwa auch das griechische *areté*, Tugend, hierzu?

Varuna führt. Die Identifizierung dieses Namens mit dem des griechischen Uranos hat neuerdings seitens der vergleichenden Grammatik entschiedenen Widerspruch gefunden; bei strikter Beobachtung der Lautgesetze derselben könnte dem Varuna nur ein Oranos entsprechen. Indessen, teils findet sich diese Form wirklich dialektisch auch vor,<sup>1)</sup> teils erscheinen Eigennamen nicht streng an die grammatischen Lautgesetze gebunden. Und auch wenn man wirklich auf die Gleichstellung des Varuna mit dem Uranos verzichten müßte, so kam doch über die Bedeutung des Varuna als vedischer Himmelsgott<sup>2)</sup> kein Zweifel sein. Auch seine schließlich alleinige Beziehung zu den Wassern (zum Regen), zum Meere, ist wohl einfach auf seine Stellung zum Himmelsozean zurückzuführen. Und zwar ist es der Nachthimmel, das nächtliche Himmelsgewölbe, welches durch Varuna, der beim Fortgang der Sonne seinen mit ehernen Säulen geschmückten Wagen besteigt, repräsentiert wird. Das von ihm „zugedeckte“ Weltall steht unter seinem Schutze. Er ist überall gegenwärtig; er erschaut durch seine Späher, die Sterne, alles Verborgene; auch weibliche Genien,<sup>3)</sup> denen nichts verborgen bleibt, stehen in seinem Dienste. Er ist der Rächer und Strafer alles Unrechts. Wo zwei miteinander reden, ist Varuna als dritter unter ihnen. Ihm zur Seite steht im Veda sein Genosse Mitra, der freundliche Gott des Taghimmels, der seinen goldenen Wagen beim Aufleuchten der Morgenröte besteigt und speziell als der Beschützer aller menschlichen Verträge<sup>4)</sup> gilt, im Veda übrigens fast nie ohne Varuna erscheint, während Varuna darin vielfach, ein Zeichen eben seiner Suprematie, auch ohne Mitra verherrlicht wird. Bei beiden Göttern liegt somit eine rein natursymbolische Bedeutung zu Grunde, hat sich indessen bei beiden wesentlich nach der ethischen, dem Menschentum zugetehrten Seite hin umgestaltet. Bei den fünf übrigen aditya, von denen im ganzen nur selten die Rede ist, liegt diese ethische Beziehung bis auf weiteres ganz ausschließlich vor, ohne irgend welchen natursymbolischen Hintergrund.

Die im Avesta entsprechende heilige Siebenzahl ist der vedischen gegenüber entschieden sekundär, gehört einer weit späteren Periode an, ist respektive das Werk eines erleuchteten Propheten, des Zarathustra. Der an ihrer Spitze stehende Ahura mazda ist unbedingt aus dem vedischen Varuna, der im Veda vorzugsweise den Namen Asura, der Lebendige,<sup>5)</sup> führt, hervorgegangen. Aber seine sechs Genossen sind rein spekulative Gebilde, Mithra gehört nicht zu ihnen, ob-

<sup>1)</sup> Im Lesbischen — nach einer freundlichen Mitteilung von Johannes Schmidt (mündlich).

<sup>2)</sup> Es tritt dazu noch „Vater Zeus“, Diespiter, Dyaush Pitar, ferner griechisch Triton (Tritogeneia), vedisch Trita, endlich die Erklärung des griechischen Akmon durch vedisch: açman.

<sup>3)</sup> Der Name der griechischen Erinnyen entspricht dem vedischen saranyú, dahineilend (verfolgend).

<sup>4)</sup> Vielleicht auf Grund einer Volksetymologie (Wurzel mit, mith).

<sup>5)</sup> Direkt aus Wurzel as abzuleiten, welche ursprünglich „lebhafteste Bewegung“ bedeutet zu haben scheint, nach der 4. Klasse flektiert geradezu „werfen, schießen“ bedeutet, in der 2. Klasse dagegen zu der allgemeinen Bedeutung „sein“ sich entwickelt hat.



schon er im übrigen im Avesta neben Ahura eine hervorragende Stellung einnimmt.<sup>1)</sup>

Neben dieser auf eine einheitliche Gestaltung des Gottesbegriffes hinielenden Richtung scheint sich in der arischen Periode, in einem gewissen Gegensatz dazu, auch eine sozusagen anthropomorphische Richtung geltend gemacht zu haben.<sup>2)</sup> Wenn die Erhebung des „denkenden“ Menschen zu einem heros eponymos — Vater Manu, Mannus, griechisch Minos(?) — bereits in die indogermanische Urzeit zu gehören scheint, so gehört in die arische Periode die Wandlung des Frühmorgens (Vivasvant) und seiner Zwillingkinder, des Tages (Abends) und der Nacht (Yama und Yami) in durchaus menschlich gedachte Persönlichkeiten. Yama wird im Veda als der erste Gestorbene bezeichnet, tritt infolgedessen an die Spitze aller Gestorbenen als ihr König und erscheint im Avesta dem Ahura gegenüber als König und Vertreter der Menschen überhaupt. Ähnlich ist der Wasserjohn aptya, zendisch: athwya, Trita (Traitana), zendisch: Thritha, Thraetaona, der dritte, das ist wohl der als dritte Himmelsstufe gedachte Himmelssohn, im Avesta in einen Helden verwandelt. Bei dergleichen andern Namen, wie Kävyä Uçana, zendisch: Kava-Uç, Äväsya, zendisch: Äyehye, liegt bis jetzt keine faßbare, natursymbolische Grundlage vor.

Als ein drittes Charakteristum der arischen Periode ist die spezielle Hervorkehrung zweier opferdienstlicher Formen zu verzeichnen, des Feuerdienstes nämlich und der Verehrung einer, ein berauschesendes Getränk gewährenden Pflanze. Der Feuerdienst zunächst hat sich in Indien und in Iran je so selbständig entwickelt, daß wohl nur die Anfänge desselben in die arische Periode gehören. Der vedische Name des Feuers respektive Feuergottes Agni ist zwar mit dem lateinischen Appellativum ignis identisch, aber für eine göttliche Verehrung desselben respektive für einen speziellen Feuerdienst ist aus dieser Gleichheit des Namens zunächst nichts zu entnehmen. Dem Avesta ist dieser Name ganz unbekannt. Ebenso freilich auch umgekehrt im Veda der avestische Name des Feuers, atar.<sup>3)</sup>

1) Er hatte bereits in der arischen Periode eine solche volkstümliche Beliebtheit erlangt, daß ihm Zarathustra seine selbständige Stellung neben Ahura nicht nehmen konnte. Er blieb auch neben demselben und neben der durch die Anhänger Zarathustras für Ahura in Anspruch genommenen monotheistischen Stellung als Volksgott bestehen und hat als solcher (er wurde schließlich geradezu zum Sonnengott erhoben) noch weit hinaus gewirkt. Der Mithra-Dienst, anscheinend hauptsächlich durch die Magier getragen, während der Anhänger des Ahura-Dienstes den Namen atarvan, Feuerpriester, führten, hat sich über Griechenland bis nach Gallien und Rom verbreitet und ist nach Osten hin auch bis Indien vorgedrungen.

2) Diese Richtung, welche aus den alten Göttern historische Persönlichkeiten, Könige und Helden der epischen Sage macht, ist dann später in Iran zur besonderen Ausbildung gelangt.

3) Ob etwa aus Wurzel ad, „verzehren“? Für at-tar mit vorzendischer Ersahdehnung des Vokals, denn nach zendischen Gesetzen müßte das Wort attar lauten (s. hierzu Sitzungsberichte der Berl. Ak. 1891, S. 815. — Man hat beiläufig eine Spur des Wortes im lateinischen atrium (Feuerplatz) zu entdecken vermeint. — Jedenfalls ist der avestische Name des Feuerpriesters atarvan in dem vedischen Eigennamen Atharvan, trotz der Irregularität der Aspiration (die ja übrigens in diesem Worte auch in den Handschriften des Avesta

Um so entschiedener ist die volle Identität des vedischen Soma mit dem aveitischen Haoma. Schon in indogermanischer Zeit hatte man ein allem Anschein nach aus Honig bereitetes berauschendes Getränk, vedisch: madhu (mathu), Met, griechisch: methy, Wein.<sup>1)</sup> Die Arier aber kannten daneben auch noch einen berauschenden „Seim“, der durch Auspressung der saftigen Stengel einer Pflanze gewonnen und ohne Gärung am selben Tage genossen wurde. Sie nannten ihn Soma, zendisch: Haoma, von su „auspressen“. <sup>2)</sup> Das Nächstliegende wäre bei diesem berauschenden „gelben“ Saft, der von einer auf den „Bergen“ wachsenden Pflanze mit schwankenden Ranken gewonnen wird, an Traubensaft zu denken; dies ist aber leider durch die speziellen Angaben über die Gewinnung dieses Saftes ausgeschlossen, und ist man über die Pflanze selbst noch im Unklaren. Das Getränk muß aber ein sehr beliebtes, und wegen seiner berauschenden magischen Kraft bewundertes gewesen sein, denn es wird sowohl im Veda als im Avesta als eine Gottheit verehrt. Für den Avesta ist im übrigen die göttliche Verehrung des Haoma eigentlich ebensowenig passend, wie die des Mithra, des Wassergottes Apam napät (vedisch: apam napät) u., und nur dadurch erklärlich, daß diese Gottheiten bei den Iranern in so hoher volkstümlicher Gunst standen, daß Zarathustra, der Prophet des Avesta, und seine Anhänger dieselben adoptieren mußten, wenn sie ihren eignen Anschauungen beim Volke überhaupt Eingang verschaffen wollten.

Es finden endlich noch nach einer vierten Richtung hin sehr enge Beziehungen zwischen dem Veda und dem Avesta statt, die auf die gemeinsame ariische Periode zurückgehen, bei denen aber jede von ihnen eine verschiedene Stellung einnimmt. Eine ganze Zahl vedischer Namen für gute Götter erscheint im Avesta für dämonische, böse Wesen verwendet, so zum Beispiel Indra (respektive mit der Variante Andra), Nasatya zendisch: Naonhaithya, çarva zendisch: çaurva, hari zendisch: zairi. Vor allem sind es die Namen der „Götter“ und „Dämonen“ selbst, vedisch: deva, zendisch: dæva, asura zendisch: ahura, welche je in entgegengesetzter Bedeutung gebraucht werden. — Man hat in dieser Differenz geradezu den Grund der Trennung der Arier in Inder und Iraner

selbst auffälligerweise mehrfach, auch wenn das r nicht unmittelbar hinter dem t steht, so vorliegt), nicht zu verkennen.

<sup>1)</sup> Das Wort bedeutet entweder passivisch: eine Mischung, oder aktivisch: verwirrend, berauschend. Auch lateinisch madidus, trunken, gehört wohl hierher; zu matu (in?) matuta. Name der Morgenröte, siehe im Verlauf. Der Begriff der Süßigkeit scheint zu dem Wort madhu erst in Indien hinzugetreten zu sein. Siehe Sitzungsberichte der Berl. Ak. 1892. S. 790, Anm. 9. Vergleiche jedoch altbulgarisch medu, Honig und Wein, litauisch midus, Honig.

<sup>2)</sup> Diese Wurzel scheint neben der Aussprache mit „u“ auch eine solche mit „i“ (ü) gehabt zu haben. Vergl. si-tsch, seihen, ebenso wie dies bei der andern Wurzel su, welche „nähen“ bedeutet, faktisch vorliegt. Das zu dieser letzteren Doppelwurzel su resp. si gehörige Saum (sanskr.: siman, griech.: hima) würde dem Seim (soma, haoma) gegenüber als ein gutes Gegenstück gelten können. Siehe Sitzungsberichte a. a. O. und „Königsweihe“ 1893, S. 95, Anm. 7.

gesucht, diese Trennung respeltive auf religiöse Momente zurückgeführt, dargestellt, daß die Iranier auf Grund der bei ihnen vorherrschenden monotheistischen Tendenzen die alten naturhymbolischen Götter zu Dämonen und Teufeln umgewandelt hätten. — Für den Avesta respeltive die Anhänger des Zarathustra mag ja auch hierin etwas Wahres sein, aber deren Zeit geht über die Scheidung der Arier weit hinab. Letztere ist in eine viel frühere Periode zu setzen, und hat es innerhalb Irans offenbar sehr verschiedenartige Entwicklungsstufen gegeben, wie die bereits erwähnte Festhaltung an den naturhymbolischen Göttern Mithra, apām napāt u. s. w. bezeugt. — Vor allem aber, die Wörter Deva und Asura werden im Veda selbst, und zwar Asura in seinen älteren Teilen sogar durchweg, in demselben Sinne gebraucht wie im Avesta.<sup>1)</sup> Es hat somit in Bezug auf sie noch lange nach der Trennung keine derartige Differenz zwischen den beiderseitigen Volksgruppen bestanden und ist eine solche erst allmählich bei fortdauernder Nachbarschaft und zum Teil etwa feindseliger Berührung in historischer Zeit eingetreten. — In der That enthalten die Texte der zweiten vedischen Periode, die sogenannten brähmana. verschiedene Legenden über rituelle Differenzen zwischen den Gruppen der Aditya und der āngiras, wobei die ersteren obzogen, respeltive als die Vertreter der rechtmäßigen Observanz erscheinen, während die unterliegenden āngiras sich etwa als Vertreter iranisch-avestischer Anschauungen auflassen lassen. Gelegentlich können wohl auch derartige Legenden über den Wettstreit zwischen den deva und asura, wobei die letztern als die älteren Söhne des Schöpfers (Pradschapati) erscheinen, in ähnlicher Weise aufgefaßt werden. Speziell ist dabei noch zu bemerken, daß Kävyā Uçanas (der dem avestischen Kava Uç entspricht) in diesen Texten als Lehrer und Vertreter der asura aufgeführt wird.

Es ist in neuerer Zeit die Vermutung aufgetaucht, daß die Trennung der Arier nicht sowohl auf religiöse als vielmehr auf politische Gründe zurückzuführen sei; darauf nämlich, daß die in den nördlichen Teilen des bisher gemeinsamen Landes ansässigen Arier durch den Einfluß der bei ihren semitischen Nachbarn bereits eingetretenen monarchischen Staatsgestaltung selbst auch zu gleicher staatlicher Zusammenfassung (und im Anschluß daran denn auch weiter zu monotheistischen Tendenzen) geführt worden seien, während die in den südlichen Teilen des Landes noch unter nomadischen Verhältnissen lebenden Arier sich etwa gerade hierdurch zum Weiterwandern veranlaßt sahen und somit den Eroberungszug nach Indien hin antraten. Faktisch ist, daß in den vedischen Texten es sich noch nicht um größere feste Königreiche, sondern nur um zahlreiche kleine Stämme handelt, die je ihre besonderen Führer haben, und daß erst in der zweiten vedischen Periode in den eben erwähnten brähmana-Texten von großen Königen respeltive Reichen, die Rede ist. — Es geschah im übrigen diese Einwanderung

<sup>1)</sup> Interessant ist es, daß bei dem Worte Kavi im Avesta zweierlei Bedeutungen, eine gute und eine böse, vorliegen, während der Veda nur eine, gute, dafür kennt. Vergleiche das zum vedischen Kävyā Uçanas im Verlauf Bemerkte.

nicht unter der Ägide der bereits in den arischen Sagen an die Spitze gestellten Siebenzahl von spekulativen Göttern, sondern unter der Führung der natur-symbolischen Götter, die von alter Zeit her Schutz gegen die feindlichen Mächte gewährt hatten und nun, dem kriegerischen Vorgehen des Volkes entsprechend, wieder in den Vordergrund traten. Hiermit werden wir denn speziell in die Zeit des Veda, auf den Boden Indiens geführt.

Zur Zeit der vorliegenden Redaktion der Lieder und Sprüche des Veda war die Besitznahme Indiens durch die Arier bereits eine vollendete Thatsache, gehörte der Vorzeit an. Die darin enthaltenen Daten aber, welche zum Teil synchronistischer Art sind, zeigen uns die einzelnen Phasen der Besitznahme, führen uns von Stufe zu Stufe weiter. Ein großer Teil der älteren Lieder ist noch gar nicht in Indien selbst, sondern in den nordwestlichen Grenzländern, am Indus und seinen Nebenflüssen, abgefaßt, ja vielleicht noch weiter westlich, respektive nordwestlich, geradezu in iranischer, respektive turanischer Nachbarschaft.<sup>1)</sup> Die späteren Lieder respektive Texte führen uns vom Indus über die Sarasvatt hinweg nach Osten bis zur Sadantra, zum Ganges. Die Namen der Himmelsrichtungen (hinten: W, vorn: O, links: N, rechts: S) markieren den Gang. Links (nördlich) wird hierbei durch ein Wort gegeben, welches „oben“ bedeutet. Während „südlich“ in den älteren Texten nicht durch „rechts“, sondern durch Wörter bezeichnet wird, welche „unten, niedwärts“ bedeuten. Beides ist für das Hinabsteigen der Arier von Nordwesten her nach Indien hinein von Bedeutung.<sup>2)</sup>

Auch für die Besiedelung des Südens, des Dekhan, durch die Arier liegen in den späteren vedischen Texten bereits einige Spuren vor,<sup>3)</sup> doch gehört dieselbe wesentlich erst in die epische, respektive buddhistische Zeit.

1) Vergl. die nach Iran hinweisenden Namen noch in den Lehrerlisten des Vançabrähmaṇa des Sāmaveda.

2) Charakteristisch hierbei ist auch, daß bei der Zuteilung der vier Himmelsrichtungen an je eine Schutzgotttheit (in den späteren vedischen Texten) der Süden, je unterschiedener, dem Todesgott Yama zugeteilt wird, was wohl entweder auf den mörderischen Einfluß des südlichen Klimas oder den kräftigen Widerstand der wilden Aborigines zurückzuführen ist.

3) In einem der brähmaṇa-Texte werden die Audhra, welche später Hauptvertreter brahmanischer Kultur im Süden sind, noch als ein wildes Volk erwähnt. — Der Name des dekanischen Flusses Godavari ist durchaus vedisch gebildet. — Der Flußname Revā, von dem dasselbe gilt, findet sich in dem brähmaṇa des weißen Yadschus vor. Es ist da von einem dortigen Fürsten die Rede, der aus einem Reich, welches bereits durch zehn Generationen vertrieben wurde. — Die Beziehung des Hasen zum Monde in den Yadschus-Texten gründet sich auf die nur im Dekhan so, als ein Hase, der Männchen macht, erscheinende Gestalt der Mondflecken beim Vollmonde. — Auch die Legenden von Agastya (Canopus) und Triçaṅku (Kreuz) führen in den Dekhan. — Zur Zeit des Periplus war bereits die südlichste Spitze des Dekhan mit dem Namen Komara benannt (das jetzige Kap Komorin), welche auf eine sekundäre Bezeichnung der Gemahlin des Civa, die jedoch immerhin bereits in einem der āraṇyaka-Texte des Yadschurveda ihren Anhalt hat, zurückführt. — Mehrere der in einer der Lehrerlisten des weißen Yadschus vorliegenden Metronymika auf

Mit dieser geographischen Ausdehnung der Arier über Indien geht denn nun die Entwicklung ihrer religiösen Vorstellungen Hand in Hand.

Zur Zeit der vorliegenden Redaktion der Rik-Samhita standen der Feuergott Agni und der Gewittergott Indra an der Spitze des vedischen Olymps. Die größte Zahl der Lieder derselben ist diesen beiden Göttern gewidmet; und zwar so, daß der Gott des priesterlichen Opferdienstes den Gott der kriegerischen Masse des Volkes in der Zahl der einem jeden von ihnen gewidmeten Lieder noch überbietet, daher die Lieder an Agni stets an der Spitze der einzelnen Abschnitte (mandala) der Sammlung stehen.<sup>1)</sup> In Bezug auf ihre mythische Bedeutung ist dies Verhältnis jedoch umgekehrt. Für den Mythos tritt Indra mehr in den Vordergrund als Agni. Das Feuer ist in seiner Thätigkeit und in seinen Wirkungen zu sehr in die Sinne fallend, zu materiell und handgreiflich, als daß der Feuergott eine große mythische Rolle spielen könnte. Nur die geheimnisvolle Erzeugung des Feuers aus den beiden Reibhölzern, sowie das Herabfahren des Blitzfeuers vom Himmel herab aus den Wolkenwassern und sein rasches Wiederverwinden darin (seine „Flucht in die Gewässer“) sind Gegenstand geheimnisvoller Mythen. Die Vertreibung der nächtlichen Finsternis mit ihren Dämonen durch das Feuer liegt offen vor Augen und giebt zu keinen geheimnisvollen Mythen Anlaß. Ebenjowenig die Hauptrolle, in welcher es beim Opfer erscheint, daß nämlich die Götter durch die auflobernden Flammen desselben vom Himmel herab auf die Erde gezogen werden, und daß es als Bote der Menschen den Göttern deren Opferpenden und, im Austausch dafür, den Menschen die Günst der Götter bringt. — Weit eingehender beschäftigt sich die

---

putra lehren in den Inschriften der Andhrabhritya-, respektive Tschälukya-Dynastien in den ersten Jahrhunderten unrer Zeitrechnung als Königsnamen wieder. (Diese Könige benannten sich wohl selbst mit den Eigennamen ihrer Guru: Gautamiputra, Vāsishthiputra, Hāritiputra und so weiter; s. Indische Studien, III, 486.) — Der Name Mādhyandina einer Schule des weisen Yadschus ist wohl mit dem Madiandinoi des Arrian zu identifizieren.

<sup>1)</sup> Die Anordnung der Lieder in der vorliegenden Redaktion der Riksamhita beruht überhaupt auf sozusagen literarisch-wissenschaftlichen Prinzipien, dem Bestreben nämlich, das vorhandene Hymnenmaterial zunächst genealogisch nach den Familien der Sänger und sodann nach bestimmten anderweiten Gesichtspunkten zu ordnen. Was den Anlaß zu dieser Redaktion gegeben hat und wann dieselbe erfolgt ist, liegt noch völlig im Dunkeln. Aber die Vermutung liegt nahe, daß dabei Gründe der Selbsterhaltung für die Brahmanen mitgewirkt haben, daß respektive diese Redaktion ein Mittel zur Verteidigung gegen Angriffe war. Solche Angriffe aber könnten wohl nur vom Buddhismus ausgegangen sein. Die Texte der zweiten vedischen Periode scheinen in der That bereits direkt unter dem Einflusse buddhistischer Doktrinen zu stehen (s. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1897, S. 597/98). Für die Texte der dritten vedischen Periode endlich, die sogenannten sūtra-Texte, ist dies sicher. — Alle vedischen Texte sind im übrigen ursprünglich nur mündlich, nicht schriftlich überliefert worden. Ihre gegenwärtige Modifikation ist die der letzten Hand, und sind derselben zahlreiche Vorarbeiten vorausgegangen, deren Spuren in ihnen nur noch in den Citaten daraus nachweisbar sind. Dem Alter und der Beweiskraft des darin enthaltenen Materials thut — dies sei J. Halevy gegenüber bemerkt — diese sekundäre Fixierung respektive Abfassung keinen Eintrag.

vedische Mythe mit dem Gewittergott Indra, dessen Persönlichkeit keine sichtbare ist, sondern nur aus seinen Thaten erschlossen werden kann. Die Thaten aber vollziehen sich theils in weiter Ferne in dem Kampf mit den den Himmel erstürmenden Wolkenriesen, die er mit seinem Donnerkeil herunter-schleudert, theils allerdings auch in der Nähe, in geistiger Weise, indem er dem arischen Volke beisteht, die neuen Sitze, nach denen dasselbe auszieht, zu erobern und den Widerstand der als feindliche Dämonen gedachten Aborigines zu brechen: und zwar gehen beide Richtungen der Thätigkeit so völlig gleichmäßig nebeneinander her, daß sie vielfach ineinander übergreifen und es nicht immer genau zu trennen ist, ob es sich um die eine oder die andre handelt. Die Veranschung durch den ihm von seinen arischen Schüllingen dargebrachten Soma-Trank kräftigt und stärkt ihn zu seinen Heldenthaten, ebenso natürlich auch sie selbst, die sich nach seinem Vorbild daran legen und unter seiner Leitung die Eroberung vollziehen. Er ist eigentlich so recht der Lieblings- und Volksgott der Arier bei ihrer Einwanderung nach Indien. Der Name bedeutet wohl den Kräftigen, Starken, den „Herrn“ (vergl. ina, Wurzel in „durchdringen“) und ist wohl erst in der vedischen Zeit zur vollen Geltung gelangt, liegt respektive im Avesta mit der Nebenform andra vor.

Neben diesen beiden Hauptvertretern der göttlichen Kraft, welche so recht eigentlich den Gegensatz darstellen, welcher zwischen den einwandernden Ariern und den von ihnen bekämpften Aborigines, welche letztere theils als „opferlos“, „nicht (richtig) opfernd“, theils als von schwarzer Hautfarbe und anders gearteter körperlicher Beschaffenheit, als „nagenlos“ (das ist wohl als „plattnasig“) u. s. w., bezeichnet werden, bestand, steht eine reiche Zahl anderer Gottheiten, welche den verschiedensten Beziehungen entlehnt sind. Zunächst mag hier Pashan genannt werden, welcher dem priesterlichen Agni und dem kriegerischen Indra gegenüber gewissermaßen als ein Vertreter der „Plebs“, des Volkes, gelten kann, da er der Gott der Wege und des Viehes ist, derjenige, welcher dem dahinziehenden Nomaden die richtige Stelle anweist, wo er seine zeitweilige Behausung aufzuschlagen hat, sowie die richtigen Wege, auf denen das Vieh zur Trift geführt werden soll, anzeigt. Im Gegensatz zu dem somatrinkenden Indra wird ihm Grütze, Mus, Brei, die Nahrung des gewöhnlichen Volkes nämlich, zugewiesen (daher er scherzhaft in der Mythe als „zahnlos“ gilt). Auch wird von ihm erzählt, daß er der Schwester, ja sogar der Mutter beiwohne, was denn wohl auf entsprechende Ansitten nomadischer Völker sich bezieht. In der im ganzen, man kann doch sagen, mehr für den Opferrdienst der Vornehmen und Reichen bestimmten Rik-Samhitā sind nicht gerade viele Lieder diesem volkstümlichen Gotte gewidmet. Aber in den Ritualsprüchen, deren Feststellung wohl in den Beginn der zweiten vedischen Periode zu setzen ist, erscheint Pashan regulär neben Savitar und den beiden Agvin, wird respektive als derjenige bezeichnet, mit dessen „beiden Händen“ jeder, der beim Opfer etwas mit der Hand zu thun hat, dies verrichtet; so daß also jede derartige Opferhandlung als durch seine Mitwirkung geweiht erscheint. — Ebenso alt und volkstümlich ist die

Gestalt des göttlichen „Bildners“ Tvashtar, der insbesondere stets in Begleitung von ihm bei seinem Werk behilflichen „Frauen“ erscheint, im ganzen jedoch auch nur selten erwähnt wird. Ihm zur Seite, oder vielmehr als ihm feindselig gegenüberstehend, ja als sein Werk übertreffend, erscheinen drei halbgöttliche Schmiede (Ribhu), welche die schöpferische Naturkraft während der drei Zeiten (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) zu repräsentieren scheinen. — Wenn bei Pashan und so weiter eine eigentlich natur-symbolische Grundlage nicht vorliegt, diese Gestalten vielmehr sämtlich mehr fiktiv-spekulativer Art erscheinen, so ist dies bei einem andern Gotte, der neben den zuerst genannten beiden Göttern Agni und Indra eine hervorragende Stelle in den Liedern der Rik-Samhitā einnimmt, bei Savitar, noch in ganz besonderem Grade der Fall. Das Wort bedeutet den „Antreiber“, „Anreger“, wird in der Regel mit deva, Gott, der Göttliche, verbunden, somit noch rein appellativisch verstanden und erscheint gelegentlich als Beiwort zu Tvashtar, wird respektive meist als eine Personifikation der Leben zeugenden, schaffenden Kraft der Sonne aufgefaßt.<sup>1)</sup> Hiergegen ist neuerdings Einspruch erhoben worden, und zwar, was die ursprüngliche Bedeutung des Savitar betrifft, wohl auch mit Recht. Der „Gott“ Savitar erscheint vielmehr dazu bestimmt, den bei der Einwanderung der Arier nach Indien durch das Hervortreten des Volksgottes Indra in den Hintergrund gerückten Varuna zu ersetzen, dessen Oberherrlichkeit über Götter und Menschen geradezu auf ihn übertragen wird. Der in der arischen Periode zum Durchbruch gelangte spekulativ monotheistische Zug ließ sich doch nicht mehr ganz unterdrücken, sondern drängte weiter, wobei er sich dann zunächst allerdings an die Sonne angeschlossen zu haben scheint, deren Strahlen unter den „goldenen Händen“ und den segnend ausgebreiteten Armen des Savitar wohl zu verstehen sind. Wenn sich auch mehrere, und zwar besonders schöne, an Savitar gerichtete Lieder in der Rik-Samhitā vorfinden, so hat er seine Hauptbedeutung doch erst im Beginn der zweiten vedischen Periode, in der Zeit, wo die ältesten Ritualsprüche entstanden sind, gehabt. „Auf Anregung (Geheiß) des göttlichen Savitar mit den Armen der beiden Aşvin, mit den Händen des Pashan“ (siehe oben), so lautet der aus dieser Zeit stammende Weihepruch, mit dem fast jede Opferhandlung einzuleiten ist. Und auch das bei der Aufnahme (upanayanam) des jungen Schülers durch den Lehrer vorgeschriebene Gebet, welches den „Gott“ Savitar anruft, „unsre Gedanken zu fördern“, rührt wohl schon aus dieser Zeit her (ist respektive unter dem Namen der heiligen „savitri“ noch heute in Gebrauch).

Unter den rein natur-symbolischen Göttergestalten der Rik-Samhitā treten insbesondere die beiden Aşvin, die MorgengröÙe, und Rudra hervor. Das erstgenannte Götterpaar, welches man schon lange mit den Dioskuren identifiziert hat, geht, wie wir bereits sahen, in die indogermanische Periode zurück. Für den Veda ist besonders seine Stellung am Morgenhimmel<sup>2)</sup> von Bedeutung, was zwar bei

1) Ähnlich wie Tvashtar als Personifikation der „bildenden“ Kraft derselben.

2) Sollte etwa die Bezeichnung der beiden Aşvin als mādhuvi (madhu liebend), mādhuitschi

den Dioskuren nicht in gleichem Grade der Fall ist, dennoch aber sich wohl als ursprünglich erweist. Auf Grund davon, speziell weil die beiden Acvin stets als Retter aus den Schrecken der Nacht erscheinen, sind sie neuerdings mit dem zur Zeit der Winter-sonnenwende, wo dies ganz besonders von Bedeutung war, als Morgenstern fungierenden Gestirn der Zwillinge<sup>1)</sup> identifiziert, und ist auch der Versuch gemacht worden, hieraus eine chronologisch-geographische Fixierung für die Urstätte der Indogermanen zu gewinnen. Man ist dabei bis in das 14. Jahrtausend<sup>2)</sup> vor unsrer Zeitrechnung, respektive nach Armenien und in die Länder unterhalb des Kaspijischen Meeres, geführt worden.<sup>3)</sup>

Neben ihnen wird die Morgenröte, als deren Buhlen sie erscheinen, in den alten Liedern mit großer Wärme und in poetischer Verklärung verherrlicht, und zwar ist es besonders die ewige Jugend und Schönheit derselben, welche die Dichter begeistert.

Während beide Gottheiten, die Acvin wie die „Morgenröte“, beim Weiterwandern der Arier nach Indien hinein, wie faktisch, so auch in der mythischen Legende, immer mehr in den Hintergrund treten und verblasen, ist dagegen Rudra derjenige Gott, welcher eine direkte Verbindung zwischen dem Veda und der Folgezeit darstellt. Er erscheint im Veda als ein unheimlicher Gejell, dessen Macht sehr gefürchtet wird. Der Sturmwind, den er repräsentiert, ist in ihm als das wütende Heer, welches durch die Lüfte dahibraust und alles mit sich fortreißt, personifiziert. Die Winde (Marut) werden ja auch als die kriegerischen Genossen und Helfershelfer Indras in hohem Grade verherrlicht; und auch ihre Gewalt wird dabei stark hervorgehoben. Aber bei Rudra und seinen Genossen, den Rudras, fehlt das verjöhnende Element, welches die Thätigkeit der Marut wegen ihrer Beziehung zu Indra als eine den Menschen freundliche erscheinen läßt. Bei dem „heulenden“ Rudra

(in madhu wandelnd — die feminine Form ist in beiden Fällen auffällig —) sich auf die Verwendung des Wortes madhu zur Bezeichnung des Morgennebels (s. Sig.-Ver. d. Agl. Al. d. Wissensch. 1898, S. 575) beziehen? und sollte etwa weiter auch der Name der römischen Göttin Matuta (matutinus) Aurora, ebenfalls mit madhu (mathu) in Verbindung stehen? Man hat dafür freilich bisher wohl stets an Verbindung mit matorus, frühzeitig, respektive mit mane, morgens (manus, bonus) gedacht. Die Wurzel manth liegt im übrigen auch im lateinischen mentula (Sanskrit: mantha, manthana, Rührstod, Rührlöffel) mit unspirierter Tenuis vor.

<sup>1)</sup> Die übliche Erklärung der Acvin, respektive der Dioskuren, als Morgen- und Abendstern zerreißt die Zwillingbrüderschaft. Auch wechseln die betreffenden Planeten Merkur und Venus teils wegen ihrer verschiedenen Umlaufszeit um die Sonne stetig ihre Rolle, so daß bald der eine, bald der andre als Morgen-, respektive Abendstern erscheint, teils stehen sie doch nicht gerade häufig an demselben Tage, der eine als Morgen-, der andre als Abendstern am Himmel da. Der Umstand endlich, daß gelegentlich der eine oder der andre an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zunächst der eine als Abendstern, der andre am Morgen als Morgenstern fungiert, kann doch kaum als Grundlage der Vorstellung von einem Zwillingpaar angenommen werden.

<sup>2)</sup> Das ist ja freilich sehr weit zurück, aber dies ist schwerlich ein Hindernis.

<sup>3)</sup> Siehe Sig.-Ver. d. Agl. Al. d. Wissensch. 1898, S. 565.



wiegt das Entsetzen und die Angst vor. Man fleht ihn um Schonung an; er ist nicht bloß ein Bekämpfer der Dämonen, wie die um den Gewittergott gescharten Marut, sondern wird selbst als ein Schrecken erregender Dämon, dessen Namen man kaum zu nennen wagt, gefürchtet. Und doch hat auch er eine freundliche, heilbringende Seite; denn er verjagt die bösen Miasmen und gilt daher als Rettung bringender Arzt. Auf Grund dessen, hauptsächlich aber wohl in euphemistischer Absicht, um ihn von vornherein günstig zu stimmen, wird er mit allerhand Kosenamen bedacht. Ebenso auch seine Schwester und Gemahlin. Er ist der Gott, der uns vom vedischen zum epischen Olymp hinüberführt. Die Mittelstufe hierzu bilden die in den Yadschus-Texten gesammelten Sprüche, die der zweiten vedischen Periode angehören.

Diese zweite vedische Periode, in welcher das gesamte Opferritual seine Ausbildung und Feststellung gefunden hat, ist zugleich die Zeit für die Entstehung und Konsolidierung des brahmanischen Staatswesens sowie der brahmanischen Hierarchie. Die Eroberung der neuen Wohnsitz in Indien hatte bei den einwandernden Ariern das Gefühl der Stammeseinheit gegenüber den Ureinwohnern stark in den Vordergrund treten lassen. Der Widerstand, den sie fanden, nötigte sie zu engem Zusammenschluß. Das Opfer und die dazu gehörenden Lieder und Gebräuche bildeten eine scharfe Grenze gegen alles Fremdartige. Die Kenner und Vertreter derselben vermittelten die Gunst der Götter, welche bei den Kämpfen mit den Aborigines unerläßlich war. Sie traten dadurch von selbst an die Spitze des Volkes; auch die Vornehmen und Reichen, für die sie hauptsächlich die Gunst der Götter erflehten, traten ihnen gegenüber immer entschiedener in eine untergeordnete Stellung. Durch die Vermischung mit den Aborigines entstanden Mischkaste in stufenweiser Abgrenzung. Die Aufnahme von Fürstlichkeiten und vornehmen Geschlechtern aus denselben in den ariischen Verband gewährt den dies vermittelnden Priestern gesteigerten Einfluß. Es kam schließlich dahin, daß nur sie als die eigentlichen Vertreter der göttlichen Ordnung, ja der göttlichen Macht selbst erschienen, da sie durch ihre Opfer die Götter geradezu bauteu und zwangen, ihnen zu Diensten zu sein. Wie die Götter selbst, so geriet dann auch das ganze Volk von den Fürsten abwärts in den Zustand unbedingter Unterthänigkeit. Denjenigen Fürsten freilich, die sich ihnen unterwarfen, halfen sie zum Lohne dafür zum Vollbesitz königlicher Macht über den übrigen Teil des Volkes. Der alte Volksgott Indra, unter welchem die Arier ihren Siegeszug gehalten hatten, wurde bei Seite geschoben, und an seine Stelle trat als Vertreter der Zauberkraft der priesterlichen Rede und infolgedessen der priesterlichen Ansprüche, ein neuer Gott Brihaspati.

In ähnlicher Weise wandelten sich auch die übrigen Göttergestalten um. Die alten naturymbolischen Götter blieben zwar zunächst noch bestehen und herrschten noch weiter, aber es trat ihnen kein genuiner Nachwuchs zur Seite. Die neuen Göttergestalten dieser Periode sind durchaus fiktiv=spekulativer Art, darunter eine ganze Zahl solcher Namen auf „pati“, Herr des —, wie der eben genannte Brihaspati.

Wenn die Zahl von 33 Göttern, als die einer unbestimmten Vielheit derselben, schon aus der arischen, ja sogar indogermanischen Periode, herrührt,<sup>1)</sup> so wird diese Zahl jetzt schematisch im einzelnen fixiert, es werden verschiedene Göttergruppen gebildet, welche speziell als Repräsentanten der Dreiwelt gelten (8 Vasu der Erde, 11 Rudra der Luft, 12 Āditya dem Himmel angehörig.<sup>2)</sup> Neben ihnen noch zahlreiche andre Gruppen, die *Viçve devas*, „alle Götter“ zc. Auch die Manen, die Väter, welche von alter Zeit her, als um das Wohl ihrer Nachkommen bemüht, freilich auch auf deren Opfer und Spenden angewiesen gelten, werden in mannigfache Gruppen geteilt. Die Scheidung der Götter nach den drei Welten unter drei regierenden Göttern: Agni, Indra oder Vāyu, Sarya tritt in den Vordergrund. Diese Trias wieder spitzt sich allmählich zu einer Einheit zusammen, sei es, daß alle drei nur je als verschiedene Entfaltungsstufen, Kräfte eines einheitlichen großen atman (Seele, Geist) gelten, sei es, daß sie alle drei völlig unter die Gewalt des an die Stelle des alten Varuna getretenen Savitar (siehe oben) zu stehen kommen, der seinerseits unter dem Namen Pradschapati oder Brahman weiter figuriert. — Wir sind hier auf dem Punkte, in die epische Göttergestalt überzutreten. Während nämlich die monotheistische Richtung sich in den priesterlichen Schulen zu einem vollausgebildeten Pantheismus gestaltete, der seine Spitze in der Annahme eines Absoluten fand, das mit dem neutralen Namen brahman bezeichnet wurde, nahm dieser Zug in dem eigentlichen Volke, den Bedürfnissen desselben entsprechend, konkretere, sektarische Formen an, wandte sich respektive dazu, bestimmte, im Volke beliebte Gottheiten mit den Attributen der höchsten Macht zu bekleiden. Und zwar schloß man sich hierbei wesentlich an die beiden Götter an, welche die Erde und den Luftraum repräsentieren, an Agni und Indra (Vāyu). So jedoch, daß zu den Epitheten und Legenden, die sich an Agni anknüpfen, auch noch diejenigen hinzutreten, die zu dem vedischen Rudra gehören, woraus dann in Verbindung mit sonstigen vollstämmlichen Zuthaten die gewaltige Gestalt des Īva erwuchs. Zu den sich an Indra und Vāyu knüpfenden Sagenstoffen und Legenden dagegen traten noch die, eines im Veda nur eine geringe Rolle spielenden, seiner eigentlichen Bedeutung nach noch ziemlich unklaren Gottes, des Vishnu, hinzu und zwar so, daß dieser letztere Name dafür der ausschlaggebende wurde.

Die Herausbildung dieser neuen Göttergestalten scheint von den Brahmanen besonders zu dem Zwecke begünstigt worden zu sein, um damit einem mächtigen Feinde zu begegnen, der sich mittlerweile aus ihnen selbst gegen sie erhoben hatte. Die Herabwürdigung der alten Götter unter die Botmäßigkeit des Priesters

<sup>1)</sup> Siehe Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 13 S. 135.

<sup>2)</sup> Was diesen bestimmten Zahlen zu Grunde liegt, insbesondere der Mchtzahl bei den Vasu, ist, wie die Bedeutung dieser Vasu selbst (ursprünglich ist Agni, später Indra ihr Führer), noch unklar. Bei der Elfszahl der Rudra mögen die 11 Himmelsrichtungen (Zenit, Nadir und Zentrum inbegriffen) und bei den 12 Āditya eine Beziehung auf die 12 Monate des Sonnenjahres zu Grunde liegen.

und der auf allen Teilen des Volkes lastende Druck der brahmanischen Hierarchie, welcher die alte Lebensfreude, die durchweg ein Leben von 100 Jahren von den Göttern erflehte, vollständig gebrochen hatte, das irdische Leben allen als Elend und Jammer und die Flucht aus demselben als einzige Erlösung daraus erscheinen ließ, führte zu einem gewaltigen Rückschlage. Ein im Besitz aller priesterlichen Weisheit befindlicher Königssohn entsagte seiner prinziplichen Stellung und trat, 30 Jahr alt, unter dem Namen Buddha „der Erwachte“, als herumwandernder Volksprediger auf und gab mit kühnem Griffе einem jeden das Recht, sich von dem Jammer des Lebens und der weiter in Aussicht stehenden neuen Existenzen durch eigne Kraft zu befreien. Der Erfolg, den er damit hatte, war ein ungeheurer, allerdings war derselbe auch nur eine Art Raub, in welchem sich das Volk auf die Dauer nicht glücklich fühlen konnte, und aus dem es sich bald wieder zur Stillung der inneren Herzensbedürfnisse zu den Schöpfungen und Gestalten der Vorzeit, und zwar in der soeben angegebenen Weise, zurückwendete.

Hat ja doch auch der Buddhismus selbst seine anfängliche, alles Göttliche so schroff negierende Haltung nicht lange innegehalten, sondern ist auch seinerseits wieder zur Vergöttlichung der eignen Schöpfungen vorgeschritten.

Wir erhalten im übrigen durch ihn den ersten, ja man kann sagen den einzigen festen Anhaltspunkt für die Chronologie des alten Indiens, was für uns natürlich von ganz unschätzbarem Werte ist. In den Inschriften eines die Lehre Buddhas bekennenden und missionarisch verbreitenden Königs Namens Piyadasi nämlich, <sup>1)</sup> werden die Namen verschiedener griechischer Könige, <sup>2)</sup> die Nachfolger Alexanders sind, als Zeitgenossen (Vasallen) desselben aufgeführt, wodurch sich die Mitte des dritten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung als die Zeit dieses Königs, die Zeit Buddhas respektive als etwa noch zwei Jahrhunderte früher anzusetzen ergibt. Von hier aus ist also auf die ganze vorhergehende Entwicklung zurückzuschließen.

<sup>1)</sup> Kein Fürst in der Weltgeschichte, auch Konstantin und Karl der Große nicht, hat wohl so viel gethan für die Religion, zu der er sich bekannte, als Piyadasi (Asoka). Seine Religionsedikte ließ er in allen Teilen seines großen, ganz Hindostan umfassenden Reiches auf freistehenden Felsen und Säulen zur öffentlichen Kenntnis bringen. Die im siebzehnten Jahre seiner Regierung stattfindende dritte buddhistische Synode sandte Missionare nach allen Himmelsrichtungen, auch in fremde Länder, aus. Sein eigner Sohn, Prinz Mahinda, führte eine solche Mission nach Ceylon, das fortan der Hauptsitz des Buddhismus ward, von wo aus er sich über den indischen Archipel und Hinterindien verbreitete.

<sup>2)</sup> Antiyoka = Antiochus, Antikini (Fehler des Steinmessen für Antikona) = Antigonos, Maka = Magas, Turamaya = Ptolemaios; s. Ind. Studien 3, 168, 169. Diese letztere Wiedergabe (vergl. die Aussprache des griechischen Psyche durch die Engländer als: Seiti) ist von besonderem Interesse. Sie hat Anlaß dazu gegeben in dem Asura Maya, der im Mahābhārata z. an Stelle des alten Tvashhtar als der Künstler der Götter erscheint, sowie noch später als erster Vertreter der indischen Astronomie genannt wird, den Namen des Ptolemaios zu erkennen, so daß unter ihm teils eben der durch seine herrlichen Königshauten berühmte Fürst, teils der unter dessen Namen später berühmte griechische Astronom verborgen läge.

Es ist aber nicht bloß der buddhistische Inhalt, welcher diesen Editten Piyadasi eine so hohe chronologische Bedeutung verleiht und sie in Folge ihrer sicheren Datierung für Indien zum Angel- und Ausgangspunkt aller kultur- und litterargeschichtlichen Untersuchungen macht, sondern auch ihre äußere Form, nach Schrift und Sprache, stempelt sie dazu.

Sie repräsentieren nämlich zunächst die älteste Form der indischen Schrift, von welcher ab dieselbe durch die mannigfachsten Modifikationen von Stufe zu Stufe bis auf die Jetztzeit hinab verfolgt werden kann. Und zwar gilt dies speziell von der einen der beiden Formen, in welcher uns die Editte vorliegen, von der sozusagen lapidaren Form derselben; die andre Form, eine Kursive, hat sich auf einen geringen Kreis beschränkt; sie wurde früher nach der Gegend ihres Vorkommens als arianische Schrift bezeichnet, findet sich übrigens nicht bloß auch sonst noch auf Inschriften, sondern auch auf Münzen, ja sogar handschriftlich vor, und es ist für sie ein eigener Name: Kharoshthi „Eselklippe“ (!) überliefert. Ein Name, der nach Alfred Ludwig auf das semitische kharath, „einrigen“ zurückgeht; sie ist aus einer syrischen Schriftart des vierten Jahrhunderts v. Chr. abzweigt. Die „lapidare Schrift“ geht in eine weit ältere Zeit zurück; ihre Züge nämlich sind zum Teil dem altgriechischen Alphabet so ähnlich, daß ihr erster Entzifferer, James Prinsep, dieses letztere für umgestülpte (turned topsy turvy) indische Schrift erklärte. Diefried Müller vertrat den umgekehrten Standpunkt, der neuerdings auch wieder von S. Halévy eingenommen wird. In Wahrheit verhält sich jedoch nach Georg Bühlers neuesten Untersuchungen, gestützt auf eine frühere Abhandlung von mir vom Jahre 1855, die Sache so, daß die Ähnlichkeit der beiden Alphabete nur als Beweis für ihre gleichzeitige (8. Jahrhundert etwa) Entlehnung aus einem altsemitischen Alphabet, beiderseits durch Vermittlung der Phönizier, zu erklären, in ihr somit ein sehr wertvoller Synchronismus zu erkennen ist, was zu den sonstigen Entlehnungen, die für Indien aus semitischer Quelle herzustammen scheinen, trefflich paßt.

Von noch größerer Bedeutung für die indische Geschichte ist die Sprache dieser Editte; sie sind nämlich nicht in der vedischen Sprache oder in klassischem Sanskrit, sondern in der Volkssprache abgefaßt, und zwar in zwei oder drei nicht viel voneinander abweichenden Dialekten. Der Grund hierfür ist wohl der, daß der Inhalt möglichst popularisiert werden sollte, was bei der Abfassung in Sanskrit nicht im gleichen Grade der Fall gewesen wäre.<sup>1)</sup> Sanskrit und Volkssprache repräsentieren nämlich zwei gleichberechtigte und nebeneinander herlaufende Entwicklungsstufen der alten vedischen Sprache. Das Sanskrit ist eine aus dem Studium der vedischen Texte erwachsene, durch grammatische Fixierung herausgebildete Sprachform, welche nur den Kreisen derer, die es erlernten,

<sup>1)</sup> Die Popularisierung des Inhaltes ist für Piyadasi mindestens ebenso sehr wie die Rücksicht auf möglichste Dauerhaftigkeit der Publikation dafür maßgebend gewesen, daß er seine Editte in allen Teilen seines großen Reiches auf Felsen, Säulen u. zur öffentlichen Kenntnis brachte. Die Kenntnis der Schrift muß damals eine sehr weitverbreitete gewesen sein.

geläufig war, während die Volkssprachen die regelrechte Fortsetzung der alten vedischen Sprache in dialektischen Variationen repräsentieren. Auch hier sind Jahrhunderte notwendig, um Stufe für Stufe von der Sprachform der vedischen Texte zu dem Niveau der Volkssprache der Eddite zu gelangen. Feste chronologische Perioden lassen sich aber freilich hier ebensowenig angeben wie für die kulturelle Differenz, die zwischen dem Veda und diesen Edditen vorliegt. Bestimmte Jahrhunderte hier anzugeben, ist unmöglich. Von ganz besonderem Werte ist es hierbei jedoch, daß die Namen, welche in der buddhistischen Legende als Namen von Zeitgenossen Buddhas genannt werden, identisch mit denjenigen Namen sind, welche in der dritten vedischen Litteraturstufe, der Periode der sogenannten sâtra, als deren Träger erscheinen, wozu noch der Umstand hinzutritt, daß auch dieser Name sâtra selbst von den Buddhisten zur Bezeichnung ihrer eignen ältesten Litteraturstufe verwendet wird.

Die in diesen buddhistischen sâtra enthaltenen Angaben über die Verhältnisse, unter denen sich das Leben Buddhas abspielte, geben uns ein sehr anschauliches Bild der staatlichen, sozialen u. Zustände Indiens zu seiner Zeit, machen respektive durch ihre Einfachheit und Nüchternheit zum großen Teil einen durchaus vertrauenswürdigen Eindruck. Die Thätigkeit Buddhas als herumwandernder Prediger spielt sich hauptsächlich in dem östlichen Indien, in Magadha, ab, greift jedoch hier und da auch nach dem Dekhan über. Das Land erscheint noch in verschiedene kleine Königreiche und Herrschaften geteilt, doch werden auch schon größere Städte erwähnt und Legenden über deren Gründung erzählt.

Der Buddhismus hat auf die Entwicklung des indischen Volkes einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Der Appell an die Willenskraft des Menschen, durch welche derselbe berufen ward, sein Schicksal in den nächsten Existenzen, ja seine Befreiung von den Leiden der Existenz überhaupt in seine eigne Hand zu nehmen, und welcher an jeden ohne Ausnahme des Standes, der Kaste, ja sogar des Geschlechtes — denn er galt auch den Frauen —, gerichtet war, verfehlte nicht die bis dahin schlummernden und niedergedrückten Kräfte, insbesondere der unteren Volksklassen, zu wecken und aufzustacheln.

Es kam dazu, daß die Blüte des Buddhismus in Indien zusammenfällt mit der Erschließung des Landes für fremde Einflüsse, speziell für den Einfluß der hellenischen Kultur. Während sich die geistigen Errungenschaften der brahmanischen Hierarchie auf ihre eignen Schulen beschränkten, trat der Buddhismus nicht nur an alle Teile des eignen Volkes heran, sondern zeigte sich teils gegen alle fremden Einflüsse entgegenkommend, teils war er auch bestrebt, eine missionarische Thätigkeit über die Grenzen des eignen Landes hinaus zu entfalten. — Hier schließt die neuerdings vielfach ventilirte Frage an, ob etwa buddhistische Lehren und Stoffe auch in den Berichten unserer Evangelien u. anzunehmen sind. Das Wesen des Christentums selbst würde dadurch in keiner Weise beeinträchtigt werden. Das Evangelium von der Gotteskindschaft des Menschen, welches alleinig von allen Religionen der Welt das gibt, was das menschliche Herz braucht, um sich in allen Nöten des Daseins zurecht zu finden, ist etwas von der

buddhistischen Lehre so Grundverschiedenes, daß es keinerlei Abbruch durch einen dergleichen Nachweis erfahren könnte. Aber geliefert ist derselbe bis jetzt noch nicht.<sup>1)</sup> Die Abfassungszeit des vorhandenen buddhistischen Kanons, sowohl der nördlichen wie der südlichen Buddhisten,<sup>2)</sup> ist bisher noch nicht mit solcher Sicherheit festgestellt, um darauf feste Schlüsse bauen zu können.

In Indien selbst hat es der Buddhismus zwar zu einer hohen Blüte gebracht, aber er ist nach ungefähr tausendjährigem Bestande daraus wieder vollständig vertrieben worden, und kommt jetzt erst wieder als Import von außen her dahin zurück. — Auch auf den Brahmanismus hat er (wie die Reformation auf den Katholizismus) sehr vorteilhaft eingewirkt. Er hat die blutigen Tieropfer wesentlich beschränkt, hat auf das zeitweise Zurücktreten der Witwenverbrennung und die völlige Beseitigung des Menschenopfers hingewirkt (s. Sitz.-Ber. V. Akad. 1897 Seite 597, 598). Aber er hat doch auch gerade nach dieser Richtung hin einen schädlichen Einfluß ausgeübt, indem er zur Untöfbarkeit der Kuh, zur Enthaltung von Fleischnuß und zur völligen Alleinherrschaft des Vegetarianismus sehr wesentlich beigetragen hat. Hierdurch aber ist entschieden die physische Kraft des indischen Volkes sehr beeinträchtigt worden. Seitdem wurde

1) Die Stellung des sangha, der „Gemeinde der Heiligen“ (sozusagen), als der höchsten kirchlichen Autorität in der buddhistischen Trinität, hat eine gefestete Grundlage in einer entsprechenden Einrichtung, während den aveitischen Fravashi (Seelen)-Substraten der Gläubigen, sowie dem „heiligen Geiste“ der christlichen Trinität eine solche nicht in gleichem Maße zur Seite steht. — Beiläufig, die Voranstellung des „Sohnes“ vor den „Vater“ in dem Schlußvers des zweiten Korintherbriefes (13, 13), welche unsern modernen „Christusdienst“ zu Grunde liegt, entspricht der Stellung der priesterlichen vätsch (lateinisch vox), des logos, als kosmischen Prinzip, noch über dem Pradschäpati, in den brähmana-Texten. („Wenn es etwas Höheres giebt als den Pradschäpati, ist es die vätsch“. Ind. Stud. 9, 479.)

2) Keiner von beiden darf beanspruchen, die auf der dritten Synode unter Piyadasi, zunächst ja auch nur mündlich, und in einem andern Dialekt (nämlich in dem Dialekt von Magadha, östliches Indien, in welchem Buddha gepredigt haben soll) abgefaßte Redaktion des Kanons zu repräsentieren. Aber beide enthalten, natürlich besonders in dem, was sie gemeinsam haben, sehr viel Altes und Authentisches. Und zwar hat der südliche Kanon, der in Pāli, einem Dialekt des westlichen Indiens (von Prinz Mahinda nach Ceylon verpflanzt), nach der eignen Tradition erst etwa im Jahre 80 v. Chr. schriftlich fixiert worden ist, im ganzen mehr Anspruch auf Authentizität als der nördliche Kanon, der seinen eignen Angaben nach erst unter König Kanishka, um 40 n. Chr., in einem korrupten Sanskrit abgefaßt worden ist. Letzterem sehen allerdings für einige Stücke sehr alte chinesische Uebersetzungen zur Seite, die angeblich auch bis in das erste Jahrhundert n. Chr. zurückgehen, indeßen doch noch erst auf Inhalt und Form zu prüfen sind (die tibetischen Uebersetzungen daraus gehören einer weit späteren Zeit an), vergl. Indische Studien 3, 140, siehe auch Indische Streifen 3, 421. — Die plotinische (neu-platonische) Emanationslehre von dem: „to on“ entspricht wesentlich der in einem philosophischen Liebe der Riksamhitā (X 129) vorliegenden dergleichen. — Es liegt nahe, den Namen von Plotins Lehrer Ammonius Saccas († c. 240 p. Chr.) einfach als den eines Vertreters der ägyptischen (Ammonius) und indischen (Sakkas = Pāli Sakka, Name des Cākya-muni Buddha) Weisheit aufzufassen. — Das goldene Ei der Orphiker ist im Veda bekannt (s. Indische Studien 18, 12 und 13). — Der Versuch einer Verbindung zwischen Pythagoras und Buddha scheitert an dem höheren Alter des eriteren (s. ebendasselbst S. 120 und 463 f.).

es die Beute der fremden Eroberer, denen es zu Alexanders Zeit noch so kräftigen Widerstand entgegensetzte.<sup>1)</sup>

Bei der Vertreibung des Buddhismus aus Indien blieb daselbst eine ihm nahe verwandte Sekte, die der Dschaina, zurück. Die Entstehung derselben ist noch im Dunkeln. Nach den einen, die sich besonders auf den Umstand stützen, daß unter dem Namen des Stifters ein Name erscheint, der in der buddhistischen Legende als Name eines Gegners resp. Vorgängers Buddhas genannt wird, wäre die Dschaina-Sekte sogar als vorbuddhistisch zu erachten. Nach den andern ist dagegen in ihr nur eine der ältesten Abzweigungen des Buddhismus zu erkennen und auf jene Angabe nicht so viel Gewicht zu legen, da im übrigen die Ueberlieferungen über die Person des Stifters zc. wesentlich zusammenfallen. Und zwar teilt sich diese Sekte in zwei Gruppen, die sich ebenso bitter befeinden, wie dies bei allen religiösen Bruderzwisten der Fall zu sein pflegt, in die Digambara, (die Unbelleideten) wörtlich: die (nur) die Himmelsgegenden zum Kleide habenden — und in die Cvetāmbara (Weißgekleideten). Nur der Kanon der letzteren liegt bis jetzt vollständig, und zwar in riesigen Dimensionen, vor. Die Digambara erscheinen als die älteren, da sich nicht nur bereits in der Riksamhita selbst (X, 136, 2) „windgegürtete Wackhanten“ munayo vātaraṇas vorfinden, sondern auch aus der Zeit Alexanders die bekannten Nachrichten über die indischen Gymnosophisten vorliegen. Es pflegen ja im übrigen auch noch jetzt džvaitische Büßer, wohl als Nachfolger der Rudra-Genossen, als nackte Yogin herumzuströfen.

Die Dschaina haben es, abgesehen von ihrem heiligen Kanon, auch noch zu einem großen profanen Schrifttum gebracht, besonders in der Erzählungslitteratur, wobei sie mit den Buddhisten geradezu rivalisieren, jedoch auch da erst in sekundärer Stufenfolge stehen. — Die Entstehung ihres heiligen Kanons geht nach Inhalt und Form (die Sprache ist ein weit modernerer Dialekt als zum Beispiel das Pali), sowie nach den eignen traditionellen Angaben über die Redaktion, bis in das fünfte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hinab.

Die Ausbildung der Dschaina-Sekte gehört im übrigen in eine Zeit und Gegend, wo die Person Krishnas noch als die eines heldenhaften Prinzen volkstümlich<sup>2)</sup> war, wo derselbe resp. teils noch als ein Fürst des Yādava-Geschlechts, im westlichen Indien (in Dvāraka) hausend galt, teils noch nicht in der Weise wie dies im Mahabharata vorliegt zu einer halb göttlichen Stellung gelangt war, teils endlich auch die Hirtengeschichten, die sich in die moderne Krishna-Legende eingebürgert haben, speziell die Liebesgeschichten mit den

<sup>1)</sup> Bekanntlich hat der Buddhismus auch die mongolischen Horden, die im dreizehnten Jahrhundert ganz Iran, Vorderasien und das südöstliche Europa verwüsteten, bis ihnen das deutsche Schwert bei Liegnitz (9. 4. 1241) Halt gebot, aus wilden Barbaren zu friedlichen Nomaden umgeschaffen, die kein Tierblut vergießen, wenn sie sich auch nicht scheuen, von andern geschlachtete Tiere zu verzehren.

<sup>2)</sup> Sollte etwa diese spezielle Beziehung zu Krishna mit dabei von Einfluß gewesen sein, daß der Dschainismus in Indien zurückbleiben konnte, während der Buddhismus daraus vertrieben wurde?

Hirtinnen, noch nicht daran angeknüpft waren. Es reicht dies also in eine der Abfassung des großen Epos vorhergehende Zeit zurück.<sup>1)</sup>

Wenn der Buddhismus im wesentlichen mit der dritten vedischen Litteraturstufe, der Stufe der sūtra gleichzeitig zu setzen ist, während in der zweiten vedischen Periode die Ausbildung und Entfaltung des hierarchischen Brahmanentums, gegen welche er auftrat, stattgefunden hatte, so lassen sich doch die Spuren desselben, wie es scheint, bereits auch in den letzten Ausläufen dieser zweiten Periode selbst direkt nachweisen. Die vorliegenden Texte derselben, ja sogar auch die Texte der ersten, der Samhita-Periode, ergeben sich nämlich bei näherem Zusehen als die letzten Resultate der betreffenden litterarischen Bemühungen, denen eine große Zahl ähnlicher Texte vorausgegangen ist. Es handelt sich respektive hier durchweg von vornherein nur um mündliche Ueberlieferungen, die erst mit der Zeit zu schriftlicher Abfassung gelangt sind. Dies letztere gilt in gleichem Maße auch von der sich auf brahmanischer Seite zunächst an die vedische Litteratur anschließende Litteraturphase, von dem Epos. Auch das indische Epos ist von alter Zeit her nur mündlich überliefert worden, und die Anfänge desselben sind infolgedessen verloren. Es werden in den brahmana-Texten bei verschiedenen Gelegenheiten des Rituals Texte epischen Inhaltes erwähnt, die bereits in feste Form gebracht (in parvan abgeteilt), Gegenstände der Mythie in Bezug auf Menschen, Halbgötter und Götter behandelten; auch sind in dem vorliegenden Epos allerhand Erzählungen enthalten, die als Trümmer alter Ueberlieferungen gelten können, in Prosa und Metrum. Ihr Alter wird dadurch bezeugt, daß ihr Inhalt vielfach sich auf den Widerstand bezieht, den die königlichen Geschlechter der Ueberwucherung der brahmanischen Hierarchie entgegengesetzt haben, allein es sind dies alles nur klägliche Reste. Es ist sogar die Vermutung aufgestellt worden, daß der gegenwärtige Inhalt des großen Epos Mahabharata, sich nicht mit seinem ursprünglichen Inhalt deckt, nämlich die jetzigen Sieger darin ursprünglich nicht die Sieger waren, sondern daß eine sekundäre Umarbeitung des Werkes zu Gunsten derselben stattgefunden hat,<sup>2)</sup> bei welcher die Rollen vertauscht worden sind. Diese Umarbeitung hätte denn aber freilich in sehr gründlicher Weise stattgefunden. In der alten Sage hätte es sich um den Kampf der Kuru unter sich respektive mit den Panchala gehandelt, welche letzteren dann durch die ihnen ver schwägerten Pandava vertreten worden seien. Unter diesen aber wäre ein wildes

<sup>1)</sup> Das Mahabharata gehört in seiner vorliegenden Krishna-Vishnu-itischen Fassung wohl in die ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung. Wenigstens wird ein Wort dieses Namens, von gleichem Umfange (100 000 Verse, ursprünglich waren es nur 8800 Verse, bereits in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts inschriftlich erwähnt (s. Bühler, *Sip. Ver. Berl. Abd.* 1897, 596 Note).

<sup>2)</sup> Wir haben im Epos selbst die Nachricht, daß es ursprünglich nur aus 8800 Versen bestand. Der Umfang der gegenwärtigen Redaktion beläuft sich auf 100 000 Verse und ist, wie wir eben sahen, inschriftlich schon für das fünfte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung beglaubigt.



Bergvult des nördlichen Indiens zu verstehen, das zur Zeit Buddhas in Hindostan herrschte. Und unter der Herrschaft dieser Pandava wäre das Epos zu einem sie verherrlichenden Gedichte umgewandelt worden (s. schon Indische Studien II, 402 ff.). Gleichzeitig hätte sich dann auch die Umgestaltung des bisherigen vedischen Olymps in den epischen Olymp, in welchem Śiva und Vishnu die Hauptrolle spielen, vollzogen. Und zwar so, daß darin hauptsächlich die Gestalt des letzteren hervortritt, welche in einer für uns noch gänzlich unklaren Weise sich an die Stelle des alten Indra gesetzt hat, wobei er durch die Identifikation mit einem Beinamen desselben, Arschuna, und mit einem speziell dem westlichen Indien angehörigen menschlichen Helden Namens Krishna (siehe oben) gestützt worden wäre.

Auch für die Zeit des Epos wird uns im übrigen, so wie für die Zeit des Buddhismus, vom Zuge Alexanders her, ein chronologischer Anhalt. Wenn in den Edikten des Piyadasi geradezu die Namen von griechischen Königen aus der Diadochen-Zeit genannt werden, so werden auch in dem Mahābhārata die alten Helden des Epos als in enger, freundschaftlicher Beziehung zu verschiedenen Yavana-Königen stehend bezeichnet, die zwar nicht direkt mit griechischen Namen genannt werden, aber doch Namen tragen, die in Beziehung zu solchen zu stehen scheinen (cf. Bhagadatta und Apollodotos, Dattāmitra und Demetrios u.). Und da für ihre Herrschaft dieselben Gegenden im nordwestlichen Indien angegeben werden, welche unter der Herrschaft der Diadochen standen, so ist wohl kein Zweifel daran, daß die Verfasser des Epos sie als gleichzeitige Fürsten kannten und darum eben mit dessen Helden in Bezug brachten. In dem Namen des Yavana-Königs Kaserumant liegt vielleicht sogar der Name der römische Caesaren selbst vor.<sup>1)</sup>

Die Angaben des Megasthenes, der als griechischer Gesandter längere Zeit in Pataliputra verweilte, über den indischen Herakles und seine Tochter Pandaia lassen sich am besten als ein Mißverständnis der epischen Sage von Krishna und von der Draupadi, Gemahlin der Paṇḍava, deuten.<sup>2)</sup> — Nehmen wir noch die Angaben des Periplus hinzu, daß zu dessen Zeit die Südspitze Indiens (Kap Komorin) Komara hieß, wohl weil sich dort ein Tempel der Kumāri, der Gemahlin des Śiva, befand, so haben wir eine leidlich feste Datierung für die älteste Phase der epischen Göttergestaltungen vor uns.

Und von hier aus zurück, sowohl wie von da weiter hinab bis zur Jetztzeit, schließen sich Stufe für Stufe die weiteren dergleichen Gestaltungen, sich von einander abhebend, an.

Der Śiva-Dienst und der Vishnu-Dienst sind von da an die leitenden Religionsformen für Indien geblieben, wie viel Fremdes sich auch zu ihnen

<sup>1)</sup> Auch in dem Namen des Königs Dschalaukas, der, der Kashmirischen Chronik zufolge, mit den Yavana kämpfte, steht vielleicht gerade umgekehrt der Name des Yavana-Königs Seleukos selbst verborgen.

<sup>2)</sup> So schon Lassen.

gefelt hat, teils so, daß es von ihnen amalgamiert wurde, teils so, daß es selbständig daneben bestehen blieb.

Wenn schon von vornherein der Dienst des Civa dadurch, daß dessen Gestalt aus den alten vedischen Gestalten des Feuergottes und des Sturmgottes hervorgegangen ist, den Charakter teils besonderer Opferheiligkeit, teils der Unheimlichkeit trägt, so ist auch noch andres in seinen Dienst hineingezogen worden, was irgendwie diesen beiden Charakterzügen entspricht und sich damit in Bezug setzen ließ. Der Dienst seiner Gemahlin Ambika, ursprünglich der Schwester Rudras, hat sich hauptsächlich in der Richtung des Unheimlichen entwickelt. — In noch ganz unaufgeklärter Weise <sup>1)</sup> ist auch der Phallus-Dienst mit dem Civa-Kultus in Bezug gesetzt worden und hat gewaltige Dimensionen angenommen. (Ueber eine androgyne Verehrung des Gottes haben wir Kunde aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts unrer Zeitrechnung nach den griechischen Berichten über eine indische Gesandtschaft am Hofe des Heliogabal.) — Es ist dies um so auffälliger, als im Gegensatz dazu sonst ein streng asketischer Zug durch die Civa-Legenden geht (vgl. Kālidāsa im Prolog eines seiner Dramen), <sup>2)</sup> was dem Dienste dieses Gottes ein entschiedenes Uebergewicht über die lascive, sinnliche Gestaltung des Vishnu-Kultus verleiht.

Zu den ältesten wichtigsten Gestalten des Civa-Kreises gehört der „Scharenherr“, Gaṇapati, Gaṇeṣa, ein Name, den ursprünglich Rudra (Civa) selbst führt und der sich auf die „heulenden Scharen“ seiner Genossen, der Winde, bezieht; er hat sich dann zu einer selbständigen Persönlichkeit ausgestaltet, als Führer der Scharen der frommen Andächtigen, <sup>3)</sup> welche beim abendlichen Tempeldienste singend und tanzend den Civa verherrlichen; schließlich ist er, mit dem Elefantentopf (als dem Symbol der Klugheit) versehen, zum Gotte der Wissenschaft geworden. — Neben ihm steht, den ursprünglichen Charakter des wütenden Sturmes oder des verheerenden Feuers besser bewahrend, der Gott des Krieges, Skanda, in dessen Namen vielleicht noch ein Reflex des wie ein Kriegsgott über Indien hereingebrochenen Alexander zu erkennen ist. <sup>4)</sup> Das Wort bedeutet eigentlich

<sup>1)</sup> Priapische Genien (kumbhānda, kumbhamushka) finden sich bei den Buddhisten und in der Atharva-Samhitā genannt. Sie gehören wohl den unteren Volksschichten an; man hat auch die zweimal in der Rik-Samhitā genannten cignadeva mit ihnen in Bezug gebracht. Könnte etwa auch das Wort guhyaka als Name der yaksha, der Hüter der unterirdischen mineralischen Schätze des Gottes der Reichtümer (des speziellen Genossen Civas, ursprünglich nicht mit guhya „Versteht“, sondern mit guyham, „pudendum“ in Bezug stehen?)

<sup>2)</sup> Der da, obwohl ein Leib mit seiner Gattin,  
Hoch über sinnentrückten Vätern siehet.

<sup>3)</sup> Das Wort gaṇa „Schar“ bedeutet schließlich auch nur einen zu diesen Scharen Gehörigen.

<sup>4)</sup> Daß die im Orient übliche Abkürzung des Namens Alexander in Stander (als ob in den beiden ersten Silben Alexander arabische Artikel al vorliege) schon zu Alexanders Zeit selbst bekannt war, geht daraus hervor, daß seine Soldaten bei dem Flusse Tschandrabhāga, einem Nebenfluß des Indus angelangt, meuterten und über diesen nicht hinweggehen wollten; sie saßen nämlich diesen Namen als Sandarophagos, Alexander-verzehrend, auf und sahen darin eine böse Vorbedeutung; Alexander mußte umkehren.

„springend, auspringend“, ist respektive der Name einer Kinderkrankheit, möchte somit ohne besonderen Anlaß wohl kaum zum Namen des Kriegsgottes geworden sein. Er gilt als ein Sohn des Civa, respektive des Feuers (wohl des Kriegesfeuers), was durch eine schmutzige Legende (an denen es in Indien nicht fehlt) erklärt wird. — Auch an den Liebesgott, der mit dieser Legende in Verbindung steht, knüpft sich die Möglichkeit hellenischen Einflusses. Er ist zwar mit seinem „Pfeil und Bogen“ schon in der späteren vedischen Zeit eine volkstümliche Gestalt; aber es knüpfen sich an ihn dann in der noch späteren Zeit Vorstellungen, welche genau an die der Griechen vom Eros erinnern. Entweder haben diese dies von den Indern entlehnt, was schwer anzunehmen, oder umgekehrt; denn daß beide Völker unabhängig voneinander dieselbe absonderliche Vorstellung entwickelt haben sollten, ist kaum denkbar. Es wird ihm nämlich in Indien ein Fisch (makara), ebenso wie dem Eros der Delphin als Banner gegeben. Er erscheint so unter anderm auch auf einem Bildwerke in Drijsa, im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, als ein halbwüchziger Knabe, kauern neben einer Bajadere, welche sich mit der Rechten auf einen Fischschwanz stützt (genau wie Aphrodite mit Eros und dem Delphin). Da nach dem Zeugnis des Periplus „schöne Mädchen“ als Handelsartikel aus Alexandrien nach Indien gingen, so wäre es begreiflich, wenn dieselben mit ihrem Metier auch die Gottheiten, denen sie dienten, dahin mitgebracht hätten. — Civas Gattin, die ursprünglich als vor Blut zurückschauernd dargestellt wird, ist in späterer Zeit zu einer mit Menschenopfern zu verehrenden Gottheit geworden.

Civismus und Vishnuismus haben sich vor Zeiten hart bekämpft. Der Gegensatz gegen den Buddhismus und später gegen den Islam hat dann aber die beiden Parteien zusammengeweißt; nur selten bricht auch jetzt noch der alte Hader gelegentlich in hellen Flammen aus. Gemeinjam ist beiden die unbedingte Hingabe an die erkorene Gottheit,<sup>1)</sup> deren Gunst man sich, zugleich mit der Entföhnung von aller Schuld, durch Pönitenzen aller Art sichert, die sich unter Umständen bis zum Selbstmord unter den Rädern des Wagens des Götterbildes, das in feierlicher Prozession umherfährt, steigern. Doch sind dies nur seltene Fälle; die Veräußerlichung des Gottesbegriffes ist im ganzen eine so starke, daß das einfache Herleiern<sup>2)</sup> einer kurzen Glaubensformel oder einer Reihe von Namen der Gottheit, zur Gewinnung ihrer Gunst, sowie zur Entföhnung von jeder begangenen

<sup>1)</sup> In dieser innigen Hingabe (bhakti) der indischen Sekten an die je erwählte Gottheit hat man schon vor langer Zeit (H. S. Wilson) christlichen Einfluß vermutet. In der That steht dieselbe zu der niedrigen Stellung der Götter am Ausgang der vedischen Zeit respektive beim Beginn des Buddhismus in starkem Widerspruch. — Hierher gehört auch die Lehre von der Gnadenwahl, daß nur derjenige zur Erkenntnis des ätman (Gottes) gelangen kann, den dieser selbst sich erwählt, während nach der üblichen sonstigen Lehre derjenige, der Gott erkennt, dadurch eo ipso zur Einheit mit Gott gelangt.

<sup>2)</sup> Haben es ja doch auch sogar die Buddhisten zu den sogenannten Gebetsregeln gebracht, auf welchen man Papierstreifen, die mit dem Namen der Gottheit oder mit einem an sie gerichteten Spruche beschrieben sind, herumdreht, was für ebenso verdienstlich gilt als das Versagen derselben.

Schuld, bis zum Elternmord hin, und zur ewigen Seligkeit ohne weiteres ausreicht.

Daß es bei solcher Leichtigkeit der Schuldvergebung überhaupt noch ein moralisches Leben unter den Hindus giebt, muß geradezu wunder nehmen. Die menschliche Natur trägt eben schließlich doch den Sieg über die Gebilde des Wahns davon, und diese letzteren sind nur das Leitseil, mit welchem die Priester die Gläubigen, vor allem aber die Schuldigen, zu lenken wissen. Nirgendwo ist die priesterliche Macht eine so tief und fest gewurzelte wie in Indien. Die geistigen Führer der Sekten genießen die unbedingte Oberherrschaft unter den Ihrigen, und die Privilegien, deren sie sich erfreuen, sind geradezu ungläublich.<sup>1)</sup> Sie beruhen nur auf dem guten Willen ihrer Anhänger. Keine weltliche Macht breitet sich schützend über sie aus. Ein jeder könnte sich ihrem Rann entziehen, wenn er die Kraft dazu hätte. Aber es geht eben nicht. Das ganze Volk ist so tief in diesen Anschauungen verjunken und so fest mit eisernen Ketten daran geschmiedet, daß alles Auflockern derselben, sei es durch geistig hervorragende Reformatoren, an denen es auch in Indien nicht gefehlt hat,<sup>2)</sup> sei es durch äußeren Druck, erfolglos gewesen ist. Gerade der letztere hat vielmehr die Bande nur noch fester geschmiedet, und die Reformatoren selbst oder doch wenigstens ihre Nachfolger haben bald eingesehen, daß es bequemer ist, sich beräuchern zu lassen, als die stumpfe Masse auf ein höheres Niveau emporzuheben.

Auch die fremden Religionen, die der Reihe nach Eingang in Indien suchten und fanden,<sup>3)</sup> haben dies Bild nicht erheblich zu verschieben vermocht. Sie fanden sich entweder auf kleine Kreise beschränkt, oder auch sie verfielen bei weiterer Ausbreitung mit der Zeit demselben Baune, teils der überwuchernden Phantastie, teils der bequemen Trägheit, die sich nur zu Zeiten zu irgend welchen ganz besonderen Exaltationen hinreißen läßt.

Der Vishnuismus hat besonders in den beiden großen Epen Mahābhārata und Rāmāyana und in den Purāna-Texten seinen offiziellen Ausdruck gefunden, der Śivaismus dagegen teils ebenfalls in diesen Texten, teils<sup>4)</sup> in den sogenannten Tantra-Texten, die bis jetzt noch ziemlich unbekannt sind. Und zwar scheinen diese Tantra-Texte in einem besonders nahen Verhältnis zum nördlichen Buddhismus zu stehen, während doch gerade der Śivaismus selbst, der energische Bekämpfer

<sup>1)</sup> Die Vergottung derer, welche eine bestimmte Lehrmeinung durchgeführt haben, durch ihre Anhänger und Jünger ist vom Standpunkt einer reinen Gotteserkenntnis aus geradezu eine Art Blasphemie, liegt aber im Wesen des Menschen tief begründet, als ein Tribut dankbarer Anerkennung der geistigen Höhe der Propheten und Lehrer und als ein demütiges Zugeständnis der eignen Schwäche und Unzulänglichkeit. Siehe Sitzungsberichte der Berliner Ak. d. Wissensch. 1897 S. 603.

<sup>2)</sup> Zum Beispiel Rāmānudscha, Nanak, Tschaitanya und andre bis in die neueste Zeit hinab.

<sup>3)</sup> Siehe im Verlauf.

<sup>4)</sup> Insbesondere gilt dies von dem Dienst der weiblichen Hälfte Śivas, seiner Gemahlin, die unter den Namen Durgā, Bhavāni, Kāli und so weiter und speziell als seine Śakti, Kraft, verherrlicht wird.

des Buddhismus, der seine Vertreibung aus Indien durchsetzte, gewesen zu sein scheint. — Auch das in Indien zu so hoher Blüte gelangte Zauber- und Magiewesen steht mit den Tantra in besonders naher Beziehung. Der Civismus scheint im übrigen eine Zeitlang mehr von der Gunst der Fürsten, als von der der Brahmanen getragen gewesen zu sein. Ein großer Teil der weltlichen Litteratur, speziell der dramatischen Poesie, gehört ihm an, oder doch Männern, die durch ihre Namen ihm zugehören, vergl. Kalidasa.

Die eigentlichen Grundlagen des Vishnuismus sind noch im unklaren. In der sogenannten Trimurti, dem göttlichen Dreileib, vertritt Vishnu die erhaltende Kraft Gottes. (Civa, die zerstörende, Brahman, die schaffende.) In dem praktischen Vishnuismus aber vereinigt Vishnu in sich sehr heterogene Bestandteile. Zunächst ist Vishnu ein altvedischer Gott; was von demselben im Veda fast alleinig berichtet wird, sein Durchschreiten der Dreiwelt in drei Schritten, symbolisiert wohl die sofortige Durchleuchtung des ganzen Weltalls durch die Strahlen der aufgehenden Sonne. (Die später, schon in den brahmana-Texten, vorliegende Mythe spricht dabei von Vishnu als einem Zwerge, der dies Wunderwerk verrichtet.) Auch der die Schlangen (der Finsternis) zerstückende Riesenvogel Suparna, später als Vishnus Reitpferd Garuda genannt, ist wohl als Symbol der Sonne aufzufassen; ebenso das Rad, welches als Vishnus spezielles Emblem gilt. — Sollte etwa auch Vishnus Name Hari, den der Avesta als Name eines Dämons Zairi kennt, als der „Goldene“ aufzufassen und auf die Sonne zu beziehen sein? Es erscheint dies Wort im Veda in engster Beziehung zu Indra<sup>1)</sup> und würde somit zu dem zweiten Grundstocke hinüberführen, welcher dem epischen Vishnuismus zu Grunde liegt, zu Indra (Ardschuna) und dem mit diesem in einer freilich noch unklaren Weise indentifizierten Krishna nämlich. Dazu treten drittens dann noch jene sozusagen spekulativen Stoffe, welche ihn, der Trimurti-Theorie entsprechend, als Träger der Welt markieren. So zunächst seine Identifikation mit dem Purusha Nārāyana, dem über dem Wasser schwebenden Geiste, sein winterliches Ruhen auf der großen Weltschlange Sesha; vor allem aber die Vorstellung von zehn sogenannten Avātara, wörtlich „Herabsteigungen“, das ist Inkarnationen der Gottheit in tierische oder menschliche Leiber,<sup>2)</sup> teils zum Schutze der Welt gegen dämonische oder ander-

<sup>1)</sup> Der zwar nicht selbst diesen Namen führt; aber nicht nur sein Haar, sein Bart, seine Riefen (? Helmbüschelappen), seine Rasse werden als hari bezeichnet, sondern auch sein Aussehen (varpas), seine Verrichtungen (vrata), seine Art (dshātam). Es ist dies allerdings sehr auffällig, da in der späteren Zeit Indras Farbe nila, dunkelblau, blauschwarz ist (cf. indra-nila als Name des Saphirs). Freilich ist dies ja auch die Farbe Vishnus, resp. Vishnu's Krishna's, und doch führen gerade sie speziell den Namen Hari.

<sup>2)</sup> Die zehn Inkarnationen Vishnus sind folgende: als Zwerg (1.) durchschritt Vishnu die Dreiwelt mit drei Schritten und sicherte ihren Besitz den Göttern; als Fisch (2.) führt er die Arche des indischen Noah, Manu, während der großen Flut ans Land; als Schildkröte (3.) trägt er das Weltall; als Eber (4.) rettet er die Erde aus dem Meeresgrund; als Paraçu Rāma (5.) vernichtet er die den Brahmanen feindliche Kriegerkaste (nach deren Beseitigung die Brahmanen mit den aus den vornehmen Geschlechtern der

weite Unbill, teils zur moralischen Erneuerung der Welt, respektive der Menschheit. Unter diesen Inkarnationen treten die als Rāma (7) und die als Kṛishna (8) in den Vordergrund. Und zwar haben es beide Gestalten zu einer so festen, sektarischen Verehrung gebracht, daß dies wohl nur unter Annahme hierauf hinwirkender fremdartiger Elemente möglich scheint.

In der Gestalt Rāmas ist nämlich wohl buddhistischer Einfluß zu erkennen (erscheint ja doch Buddha selbst als eine der letzten Inkarnationen (9) Vishnu, und die letzte noch ausstehende Inkarnation desselben als Kalkin läßt sich unschwer mit den buddhistischen Vorstellungen von dem in Zukunft noch zu erwartenden Buddha Maitreya in Bezug setzen.<sup>1)</sup> Daß dem Rāma ursprünglich irgendwelche, sei es natur-symbolische, sei es kulturelle Beziehungen, zu Grunde liegen, schließt nicht aus, daß auf die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit die Vorstellung von dem buddhistischen Ideal eines Fürsten, wie er sein soll, eingewirkt hat. Gerade durch die Aufnahme dieser Vorstellung, durch ihre Anpassung an bereits dem Volke liebe mythische Gestalten haben die Brahmanen den Buddhisten das Nest der Herrschaft aus den Händen zu entwenden gewußt. Der kalte Atheismus der buddhistischen Lehre konnte das menschliche Herz auf die Dauer nicht befriedigen, das Volk kehrte wieder zu seinen alten Penaten zurück, die ihm durch die kluge Konnivenz der Brahmanen in neuer, verklärter Gestalt zugeführt wurden. Dabei war es, was den Rāma-Dienst betrifft, speziell auch die altvedische Gestalt seiner Gattin, der Sītā, einer mythischen Personifikation der Ackerfurche, welche seinem Dienste besonders bei den Frauen Eingang zu verschaffen geeignet war. — Von Bedeutung war es hierfür auch, daß sich ein großer Dichter, Valmiki,<sup>2)</sup> des populären Stoffes annahm und ihn in seinem

Aborigines stammenden Fürsten und Königen besser fertig werden konnten); als Kann-löwe (6.) vernichtet er den bösen Dämon Hiranya-Kaçipu, „Goldthron,“ welcher die Götter bedrohte; als Rāma (7.) besiegt er den Dämonenkönig Rāvana von Lañkā (Ceylon), der wohl die den Ariern feindliche Kultur (oder ob etwa den durch Prinz Mahendra nach Ceylon gebrachten Buddhismus?) repräsentiert; als Kṛishna (8.) besiegt er den Dämonenfürsten Kānsa (seinen Onkel von Mutterseite her); als Buddha (9.) führt er die Vernichtung aller Irrgläubigen und Bösen herbei; und als Kalkin (10.) erscheint er als der Messias der Zukunft (auf weißem Pferde) beim Weltende. Die ersten vier Inkarnationen beruhen auf vedischen Legenden. Die fünfte und die folgenden knüpfen an historische Beziehungen an. (Zu 6. s. Indische Studien 9, 65.) Daß ein Gott die Gestalt eines Tieres oder Menschen annimmt um eines bestimmten Zweckes willen, lehrt wohl in fast allen Mythen und Religionen wieder. Aber daß er es zum Heil der Welt, respektive der Erde, der Menschheit, thut, ist eine speziell dem indischen avatāra-System und dem Christentum eigne Vorstellung. Welcher von beiden Teilen hierbei der entlehrende ist, mag zunächst noch fraglich erscheinen; die Schematisierung des Gedankens in Indien ist jedenfalls sekundär.

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu die ähnlichen Vorstellungen bei den Dschaina, welche ihren künftigen Messias wie die Brahmanen als Kalkin bezeichnen und auf einem weißen Pferde reiten lassen (vergl. dazu auch die christliche Legende von dem Paraklet).

<sup>2)</sup> Dieser Name selbst erscheint unter den in einem an den schwarzen Yadschurveda angehängten sūtra-Werke genannten Lehrern. Ebenso ja auch das Patronymicum des angeblichen Verfassers des Mahābhārata, des Vyāsa Pārāçarya, in den Lehrerlisten des weißen Yadschurveda. Auch hierdurch werden beide Epen an die Ausläufe der vedischen Zeit angeknüpft.

Rāmāyana (vielleicht unter Anlehnung an die homerische Sage, respektive wenn dies der Fall, jedenfalls in völlig eigener Wertverwertung derselben) zum Ausdruck brachte. Von da an, speziell seit Rāmānudscha im 11. Jahrhundert, ist der Rāma-Dienst gesichert gewesen und bildet noch gegenwärtig eine der populärsten Religionsformen in Indien.

Ganz das Gleiche wie von Rāma gilt auch von Kṛiṣṇa, und zwar sind es hier allem Anschein nach Einflüsse des Christentums, welche auf die besondere Entwicklung dieses Kultes eingewirkt haben.

Bei der großen Zahl von Trägern dieses Namens („der Schwarze“) ist es ungemein schwierig, denjenigen herauszufinden, welcher hier als zu Grunde liegend zu erachten ist. Seine innige Beziehung im Epos zu dessen Haupthelden Ardschuna („der Weiße“) läßt irgend welche mythische Grundlagen vermuten, zumal Ardschuna im Yadschurveda als Beinamen des Indra erscheint. „Tag und Nacht,“ die im Veda gelegentlich als „schwarzer Tag,“ ahaḥ kṛiṣṇam, und „weißer Tag,“ ahar ardschunam, bezeichnet werden, wären das nächstliegende, wollen aber hier nicht recht passen. Auch die Zurückführung des Namens Govinda auf die vedische Vorstellung von der Auffindung der geraubten Kühe, Kuhherden, als Repräsentanten, sei es des Lichts, sei es des Wassers, giebt wenig Anhalt. Immerhin scheint diese letztere Beziehung nicht ganz ohne Belang zu sein, da wir durch sie wenigstens auch einen gewissen Bezug zu Indra, der im Veda geradezu auch govid genannt wird, gewinnen. Die Verbindung des Kṛiṣṇa mit den Rindern und Hirten muß eben wohl einen alten mythisch-allegorischen Kern enthalten, da sie entschieden schon in alte Zeit hinaufreicht. Die buddhistische Legende bringt die Namen Gopa, Yaçodharā, Yaçodhā, Nanda und Rādhā, Kalikā und Kubdsehikā, die in der Kṛiṣṇa-Legende so speziell hervortreten, auch mit Buddha in Verbindung, was für das Alter dieser Namen und ihre allegorische Bedeutung unstrittig schwer ins Gewicht fällt.<sup>1)</sup> Daneben aber muß auch eine bestimmte streitbare Persönlichkeit namens Kṛiṣṇa, die dem Stamm der Yādava angehörte und etwa den Beinamen Vāsudeva führte, schon in alter Zeit als ein tapferer, zugleich auch listiger und verschlagener Held gegolten haben, von dem viele Sagen gingen, und der sich darum dazu eignete, als eine Art Halbgott unter die Stammhalter eines tapferen Geschlechts eingereiht zu werden. Unter dem Namen Kṛiṣṇa, „Sohn der Spielerin“ Devakīputra, erscheint in einer alten Upanishad (Tschāndogya) ein wißbegieriger Schüler, Sohn eines kriegerischen Geschlechts. Zur Zeit der Abfassung des ältern Teils des Mahābhārata, ebenso wie schon zur Zeit, wo sich die Dschaina-Legende bildete (s. oben), scheint diese halbgöttliche Persönlichkeit besondere Verehrung genossen zu haben. Sie ist es denn eben wohl auch, die dem zu Grunde liegt, was Megasthenes vom indischen Herakles berichtet. Als nun dann in späteren Zeiten das Christentum, auf welchem Wege immer (s. unten), zur Kenntnis der Inder gelangte, scheint die Ähnlichkeit des Namens

<sup>1)</sup> Siehe meine Kritik über Senarts eingehende Darstellung dieser Mythenkreise in den Indischen Streifen 3, 428. 1876.

Krishna (welcher im südlichen Indien mit einem t, also Krischna, gesprochen zu werden pflegt) und Christus Veranlassung gegeben zu haben, die beiderseitigen Persönlichkeiten zu identifizieren und die Legende von Christus, seine Geburt in der Krippe u. s. w. auf Krishna (der Name seiner Mutter Devaki kann auch als „die Göttliche“ aufgefaßt werden) zu übertragen. „Es hat dann bei der sinnlichen Phantasie der Inder die Sage von der Geburt Christi unter den Hirten und seine Kindheit unter ihnen zu den ausschweifendsten, glühendsten Schilderungen der Liebesabenteuer Krishnas mit den Hirtinnen geführt, was in ihrem (der Inder) Wesen tief begründet liegt; infolge dieses Mißverständnisses und dieser Mißdeutungen hat die Kunde von Christus, dem Hirtenspieler, den Indern sichtlich ungeheuer geschadet.“ (Z. D. M. G. 6, 97. 1852.) — In der That bildet der Krishna-Dienst mit seinen ausschweifenden Phantasiebildern einen starken Gegensatz zu der rigoristischen, asketischen Form des Civa-Dienstes. Andererseits jedoch hat sich in ihm auch wieder eine Weichheit des Gemüths, ein gläubiges Vertrauen entwickelt, welches zu tiefinniger Hingabe geführt hat.

Die rituellen Vorschriften über die Feier von Krishnas Geburtstfest zeigen durch den scharfen Gegensatz, in welchem sie zu den legendarischen Berichten über die Geburt Krishnas stehen, daß sie auf fremdem Boden gewachsen sind. Während, diesen Legenden zufolge, Krishnas Mutter gleich nach seiner Geburt das Kind weggibt, um es den Nachstellungen seines Oheims Kansa zu entziehen,<sup>1)</sup> liegt sie dem Ritual zufolge ruhig und friedlich in ihrer „Wochenstube“ im Hirtenhause, das saugende Kind an der Brust haltend — wie die Madonna Lactans —, die Hirten und Hirtinnen lobsingend und preisend um sie her, Ochs und Esel zur Seite,<sup>2)</sup> der heilbringende Stern am Himmel.

Da nun die Feier von Christi Geburt in Verbindung mit seiner Taufe<sup>3)</sup> in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts bis zum Jahre 431 in Aegypten nachweisbar ist, so liegt es nahe, anzunehmen, daß zur selben Zeit auch die Uebersiedlung dieser Art der Feier<sup>4)</sup> nach Indien stattfand, und zwar in Verbindung eben mit allen den sonstigen Stoffen, die in der Krishna-Legende christlichen Sagen und Vorstellungen entsprechen. Zwei Wege stehen dafür offen, zunächst der, daß indische Reisende, Handelsleute u. s. w. nach Alexandrien<sup>5)</sup> kamen,

1) Es erinnert dies selbst im übrigen an die christliche Legende von dem bethlehemitischen Kindermord des Herodes.

2) Siehe meine Abhandlung über Krishnas Geburtstfest, 1868, S. 338, 339.

3) Siehe a. a. O. 337, 338.

4) Die Ramengebung bildet auch in Indien einen integrierenden Teil derselben.

5) Das Mahābhārata enthält einen eingehenden Bericht über die Seereise eines indischen Weisen nach der „weißen Insel“, Insel der Weißen (Cvetadvīpa), wo er die monotheistische Verehrung Krishnas kennen lernte (s. Indische Studien I, 400, II 400), was vor ihm schon andre gethan hatten. — Galenos in Hippocr. Epidem. III tom. XVII pars I, p. 603, ed. Kuhn: (ich verdanke dies Citat Hermann Diels) berichtet von einem indischen Arzt, der in Alexandrien lebte und studierte. Es wäre schön, wenn die neuen Papyrusfunde in Aegypten auch nach dieser Richtung hin etwas brächten. Für die ersten christlichen Jahrhunderte, respective



dort das Christentum kennen lernten, und es heimgekehrt auf ihren in Indien selbst bereits halbgöttlich verehrten Krishna übertrugen, und zweitens, daß christliche Missionare nach Indien kamen und dort bei den Krishna-Verehrern guten Boden für ihr Missionswerk fanden. Hat man doch christliche Spuren bis in die Bhagavadgita hinein verfolgt. — Der Patriarch von Antiochien bestellte noch im zwölften Jahrhundert den Katholikos für Romogyri (Ramagiri) im Dekhan. Die Portugiesen fanden bei ihrer Entdeckung Indiens syrische Christen an der Küste von Malabar vor, die sie mit Gewalt zu bekehren suchten.<sup>1)</sup>

Die Zeit, wo die griechischen Nachfolger Alexanders und, im Anschluß daran, die Indoskythen im Nordwesten Indiens herrschten, hat im übrigen nicht bloß den Einflüssen hellenischer (später christlicher) Vorstellungen Eingang verschafft, sondern es haben sich damals auch die Befenner des iranischen Mithra-Dienstes nach Indien gewandt und haben ihren Sonnenkultus, eigentümlicherweise ebenfalls in Verbindung mit kriethnaitischen Motiven, daselbst verbreitet. Der Name ihrer Priester, Maga, ging dann später auch auf die Befenner der Zarathustra-Lehre über, als diese, um den Verfolgungen des Islam zu entgehen, sich ebenfalls im westlichen Indien niederließen. Sie bildeten selbständige Gemeinden und Kolonien (nicht ohne auch einige brahmanische Pandit zu sich herüberzuziehen), da sie in großer Zahl kamen, und stehen noch jetzt unter dem Namen der Parsen hoch in Blüte, während die Maga wohl nur als Missionare aufgetreten sind. Zum Teil wurden sie (respektive wohl aus beiden Schichten der Einwanderung) unter dem Namen der Śakadvīptya-Brahmana unter die Brahmana selbst aufgenommen.

Wenn die Einwirkung hellenischer, christlicher und iranischer Kultur, respektive Religionsformen, wesentlich nur eine innere Bedeutung hat und ihre Spuren nach Möglichkeit verhüllt zu werden pflegen, so daß man sie unter der Ueberwucherung durch indische Eigenart kaum noch zu erkennen im stande ist,<sup>2)</sup> so

für die unmittelbare Vorgeschichte Christi selbst, wird sich ja wohl noch manches Neue von daher ergeben.

<sup>1)</sup> Noch ganz kürzlich ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß in der Nähe von Bombay 15000 Christen, vermutlich Abkömmlinge der durch die Portugiesen aus Goa Verjagten, ihre bisherige Verbindung mit Antiochien aufgebend, sich nach Rußland gewandt und um die Zusendung eines Popen gebeten haben (s. „Protestant“ 1899, S. 32).

<sup>2)</sup> Die Inder haben sich eben bei Aneignung solcher Stoffe sehr selbständig bewegt und dieselben ganz in indische Gewandung gehüllt bis zur Unkenntlichkeit. Zwei Vorgänge aus der neuesten Zeit sind klassische Zeugen dafür. Auf dem VIII. (Stockholmer) Orientalisten-Kongreß (1889) hielt der leider zu früh verstorbene H. S. Dhruva (Varoda) einen Vortrag über eine neu aufgefundene Sanskritüberetzung der Elemente der Geometrie des Euklid in 15 Büchern, welche hiernach, seinen Angaben zufolge, auch die verlorenen Bücher desselben enthielt. Es war aber nur die Reihenfolge des Inhalts geblieben, und im wesentlichen auch die Beispiele, alles übrige war indisch. — Vor sieben Jahren sodann erhielt ich ein neues indisches Drama (in Sanskrit) aus Südindien, dessen Autor daselbe ausdrücklich als Bearbeitung eines Shakespeareschen Stückes (es war der „Sommernachts Traum“) bezeichnete. Ohne diese ausdrückliche Angabe wäre es schwer gewesen, dies zu erraten. Die Einleitung und so weiter des Stückes waren vollständig indisch. Wenn nun sogar in solchen Fällen, wo der Autor etwas sich darauf zugute thut

ist dagegen der Islam, der mit der vollen Wucht der Eroberung auftrat, auch äußerlich von großem Erfolge begleitet gewesen; es gehören ihm zurzeit über dreißig Millionen Hindus an. Auch hat er es in einer offiziellen Aufzählung der indischen Wissenschaften (32 Vidyās) unter dem Namen yāvanam matam geradezu zur Aufnahme an letzter Stelle gebracht. — Es läßt sich nicht leugnen, daß er, insbesondere durch die Erlaubnis des Fleischgenusses, kräftigend auf die körperliche Beschaffenheit seiner Bekenner eingewirkt hat, sowie auch dadurch, daß er sie dem abergläubischen Götzendienst der Hindus entzieht und sie von dem Fluche des Kastenwesens frei macht, geeignet ist, sie auf eine geistig höhere Stufe zu heben. Im ganzen jedoch hat auch er sich dem entnervenden Einfluß des Klimas und der in Indien nun einmal üblichen Verehrung, respektive „Vergottung der Heiligen“ nicht entziehen können.

Ganz das gleiche Schicksal droht auch einer indischen Sekte, die eigentlich direkt aus dem Monothetismus des Islam hervorgegangen ist, — die aber mit der Zeit ihre Bekenner zu den thatkräftigsten Bekämpfern des Islam umgewandelt hat und welche gerade jetzt noch eine hervorragende Stellung in dieser Richtung einnimmt, es ist dies die Ende des 15. Jahrhunderts durch Nanak gestiftete Sekte der Sikhs. Sie gehören zu den tapfersten Soldaten der indischen Armee; aber auch sie sind in Gefahr, der knechtischen Unterwürfigkeit gegen ihre geistigen Oberhäupter (guru), die nun einmal in Indien üblich ist, zu verfallen.

Die einzige indische Sekte, welche sich von diesem Fluche der göttlichen Verehrung ihrer Lehrer als Gottmenschen frei gehalten hat, ist die erst in diesem Jahrhundert entstandene Sekte der „Brahmoisten“. Aber eben darum ist sie auch, wie es scheint, bereits wieder im Absterben begriffen. Die Ansprüche übrigens, die sie erhebt, ein rein auf indischem Boden erwachsenes System zu repräsentieren, sind unberechtigt. In Wahrheit ist sie durchdrungen von dem Geiste des Christentums; aber sie hat dasselbe allerdings in durchaus selbständiger, freier Weise aufgefaßt und darf, da sie von dem dogmatischen Beiwerk, welches die Jahrhunderte über die Lehre Christi verbreitet haben, sich frei hält, als ein guter Ausdruck — gehüllt freilich in das Gewand des Pantheismus — der christlichen Anschauungen bezeichnet werden. Wenn ihre Tage wirklich, wie es fast scheint, bereits gezählt sein sollten, so wäre dies in hohem Grade zu bedauern. Aber wenn man schon bei uns in Europa und Amerika sich immer mehr dem Kultus der Kraftmenschen und der Herrennaturen zuwendet, es geradezu schon zu einer „Herrenmoral“ gebracht hat, und die der sozialen Gleichmacherei gegenüber unbedingt notwendige Hervorhebung der Rechte der Individualität in so überschwenglichem Grade übertreibt, kann man sich nicht wundern, wenn in Indien, wo von langer Zeit her die Vergottung derer, welche über das gewöhnliche

---

und es ausdrücklich hervorhebt, daß er einen fremden Stoff behandelt (er wollte sich wohl ein Air damit geben und wohl auch noch bestimmte Vorteile von dem englischen Government her damit gewinnen) dies in solcher Weise geschieht, kann man sich denken, wie man früher, respektive da verfahren sein mag, wo dergleichen Motive nicht vorlagen, vielmehr alles darauf ankam, den fremden Ursprung zu vertuschen.

Maß hinausragen, Regel gewesen ist, dieses alle geistige Freiheit ertötende Prinzip den Sieg davon trägt.

Für Indien ist jedenfalls kein Heil zu hoffen, solange nicht einestheils mit diesem traditionellen Herkommen unbedingt gebrochen und andernteils die physische Straft des Volkes durch Wiedereinführung des Fleischgenusses neu belebt und gestärkt wird. Die Moslems und Sikhs sind in letzterer Beziehung schon auf gutem Wege. Aber viel hat ihr Beispiel bisher noch nicht gefruchtet.



## Zur Erinnerung an R. W. Bunsen.

Von

Hans Jahn (Berlin).

Wenn auch die Nachrichten, die während der letzten Monate aus Heidelberg über das Befinden unsers allverehrten Meisters Bunsen eintrafen, wegen dessen hohen Alters zu mancherlei Befürchtungen Anlaß geben mußten, so wird die Kunde von seinem Ableben doch die meisten seiner über das weite Erdenrund zerstreuten Schüler und Verehrer wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel getroffen haben. Die gesamte gebildete Welt empfand es, daß ein König der Wissenschaft geschieden war, denn Bunsen gehörte zu jenen wenigen gottbegnadeten Forschern, deren Name weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus allgemein verehrt und gefeiert wurde. Für uns aber, die wir das Glück gehabt haben, diesem unübertrefflichen Forscher, diesem selten edeln und gütigen Menschen als Schüler näher zu treten, die wir in späteren Jahren in das Neckarthal pilgerten, um den Meister noch einmal zu sehen, zu sprechen und ihn unsrer dankbaren Verehrung zu versichern, für uns, sage ich, hat dieser Todesfall eine unausfüllbare Lücke in dem ganzen Lebens- und Gedankenkreise gerissen. Man hatte, so lange er unter den Lebenden weilte, das beruhigende Gefühl einer gewissen geistigen Gemeinschaft mit ihm. Ich wenigstens habe bei meiner gesamten wissenschaftlichen Thätigkeit stets die Frage vor der Seele gehabt: was wird der „Alte“, wie wir ihn zu nennen pflegten, dazu sagen. Denn dieser hochragenden Erscheinung gegenüber behielt man doch stets das Bewußtsein des Schülers, wie der junge Student, der unter seiner Leitung die ersten Schritte in das Gebiet der Experimentalforschung that.

Es kann mir nicht beikommen, hier in ländlicher Abgeschiedenheit, fern von allen litterarischen Behelfen, ein Bild von der wahrhaft Epoche machenden Forscherthätigkeit Bunsens zu entwerfen. Allein es sei mir gestattet, hier ein Wort einzuflechten, das der große belgische Chemiker A. S. Stas mir gegenüber

aussprach, als bei einem Besuch, den ich ihm in Brüssel abstattete, das Gespräch auf Bunjen, „le grand Bunsen“, kam, wie Stas ihn stets nannte. Stas reſumirte ſich in dem Satz: *c'est le mattre à nous tous, car tout ce qui est sorti des mains de cet homme, ces sont des chefs-d'œuvres.* Ein wahres Wort. Die Zahl der Abhandlungen, die den Namen des Meiſters tragen, iſt keine allzu große; aber jede iſt ein in ſich abgeſchloſſenes Meiſterwerk, jede hat die Wiſſenſchaft mit einem neuen fruchtbareren Gedanken, einer genial erdachten, unfehlbar ſicheren und genauen Methode beſchenkt.

Man kann ſich aus dieſen Abhandlungen den ganzen Menſchen Bunjen zurückkonſtruieren mit ſeiner in der Form ſtets ſchonungsvollen, in der Sache unerbittlichen Wahrhaftigkeit, mit ſeiner großen Einfachheit und Beſcheidenheit, die auch den perſönlichen Verkehr mit dieſem Herrſcher im Reiche der Geiſter zu einem ſo überaus wohlthuenden geſtalteten. Bunjen wird für alle Zeiten ein kaum zu erreichendes Muſter bleiben in der ſchweren Kunſt, mit den einfachſten Mitteln das Höchſte zu erreichen. Alle die von ihm erdachten Methoden ſind die einfachſten, die ſich für die Erreichung des geſtedten Zieles überhaupt anſtellen laſſen. Es ſei hier nur an ſein Eiskalorimeter — einige genial kombinierte Glasröhren — erinnert, durch deſſen Erfindung, wie Helmholtz mit Recht in ſeinen Vorleſungen bemerkte, eine ganz neue Epoche in der Kunſt der Wärmemeſſung eröffnet habe.

Bunjen arbeitete nach durchaus originellen Methoden, und es konnte ihm im Laboratorium nichts unangenehmer ſein, als wenn einer ſeiner Schüler mit fremden Methoden arbeiten wollte. „Ach,“ pflegte er dann wohl zu ſagen, „wir arbeiten hier nach der Erfahrung; wenn Sie das nicht wollen, ſo gehen Sie doch lieber in ein andres Laboratorium.“ Bezüglich ſeiner Methoden entwickelte der alte Herr auch einen Eigenſinn, der nicht immer vollſtändig berechtigt war. Gerade bezüglich des eben erwähnten Kalorimeters, das erſt durch einige kleine Modifikationen in der Handhabung ganz allgemein anwendbar wurde, ſchnurrte er mich in ſpäteren Jahren einmal an wie einen Studenten, der eine Analyſe verdorben hatte. Alles Verteidigen und Demonſtrieren verſing nicht, er kam immer wieder darauf zurück, das ſei keine Methode, das ſei zu ſcheußlich.

Er war ſarg mit ſeinem Lob, ja er konnte bei etwas ſchwierigeren Arbeiten durch fortwährendes Tadeln die Geduld des Schülers auf harte Proben ſtellen. Bald war das Filter zu groß, bald war es zu klein, bald war dieſes, bald jenes nicht ganz nach ſeinem Wuſch. Aber wir wußten, daß er unſer Beſtes im Auge hatte, und gingen mit grenzenloſer Liebe und Verehrung an ihm. Die Bunjenſchüler bildeten eine Art ſtiller Gemeinde. Wie oft iſt es mir im Leben geſchehen, daß das Eis bei erſten Begegnungen mit Fachgenoſſen und Kollegen gebrochen war, ſowie man ſich als „Auch Einer“ zu erkennen gegeben hatte.

Der Grundzug des Bunjenſchen Weſens war eben jene unendliche Güte, die die Herzen im Sturme eroberte und die ja auch in ſeinen zahlreichen Porträts in Erſcheinung tritt. Ein ſehr verehrter Kollege, der Bunjen nicht perſönlich

kannte, sagte mir einmal sehr treffend vor einem dieser Porträts, das mein Arbeitszimmer schmückt: „Man sollte es nicht glauben, daß dieser so gutmütig in die Welt schauende Mann der Natur solche Daumenschrauben ansetzen konnte.“

Ich entsinne mich noch sehr deutlich jenes Frühlingmorgens, da ich als blutjunger Student mit klopfendem Herzen dem großen Manne zum ersten Male gegenübertrat. Allen, die ihn jemals im Laboratorium gesehen haben, wird die Gestalt des auch körperlich sehr großen Mannes unauslöschlich in der Erinnerung geblieben sein: leicht nach vorn gebeugt, der goldene, stets verbogene Zwickel auf der Spitze der Nase schwebend; im Munde meist eine halbverlosthene Zigarre und das Haupt mit einem schwarzen Seidentäppchen bedeckt, das er beim Sprechen und Unterrichten stets hin und her schob, und das sich oft in den unmöglichsten Lagen befand. Es genügte ein Blick aus dem seelenvollen Auge, ein Wort mit dem straffen, fast klagenden Tonfall, der ihm eigentümlich war, um alle Furcht, alle Befangenheit zu verschrecken. Es war, wenigstens für die Schüler, mit denen er sich intensiver beschäftigte, das Verhältnis von Söhnen zu einem väterlichen Freunde, das sich herausbildete, und das uns allen ein Schatz für das Leben war und in der Erinnerung bleiben wird. Ich bewahre als eine meiner wertvollsten Reliquien einen von Bunsen an meine Mutter gerichteten Brief, in welchem diese väterliche Fürsorge einen wahrhaft rührenden Ausdruck gefunden hat. Meine Mutter hatte ihm sehr gegen meinen Willen geschrieben und ihm allerlei Zweifel und Bedenken wegen meiner Zukunft vorgetragen. Bunsen begnügte sich nicht damit, mir in einem eingehenden Gespräch einen vollständigen, wohlbedachten Studien- und Zukunftsplan zu entwickeln, sondern der vielbeschäftigte Mann nahm sich auch die Zeit, durch einen langen, ausführlichen Brief die besorgte Frau zu beruhigen. „Ich habe,“ sagte er mir, mit dem freundlichsten Blick, „der Frau doch mancherlei zu schreiben, was ich Ihnen nicht sagen konnte.“

Ich sprach soeben von Schülern, mit denen sich der Meister intensiver beschäftigte. Er traf in der That eine Auswahl, nicht etwa nach Laune oder Zufälligkeiten, sondern auf Grund seiner Beobachtungen. Mit einer unendlichen Geduld zeigte er uns Anfängern während der ersten Wochen alle die unzähligen kleinen Handgriffe, die ihm eigentümlich waren. Allein jeder Besuch des „Alten“ am Arbeitstisch war zugleich ein kleines Examen. Hatte man durch Fleiß und Geschick, sowie eine gewisse Intelligenz in der Beantwortung seiner Fragen seine Zufriedenheit erworben, so war man geborgen; dann gab es nichts, um das man ihn nicht angehen konnte, keine noch so einfache Manipulation, die er einem nicht zeigte. Das Schülermaterial jedoch, das bei dieser Prüfung nicht bestanden hatte, überließ er seinem Assistenten und hielt es sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit fern, wobei er seine Schwerhörigkeit mit Erfolg auszubenten pflegte. Es war nämlich mit dieser Schwerhörigkeit nicht so arg. Wenn ihn die Sachen, die man in der Hand hatte, interessierten, so verstand er jedes Wort, ohne daß man nötig gehabt hätte, die Stimme sonderlich zu erheben. Kam ihm aber einer jener Studenten in die Nähe, die er auf Grund seiner Beobachtungen als minder-

wertig beiseite geschoben hatte, so konnte derselbe seine Stimme bis zum Schreien anstrengen — er blieb taub und schickte ihn mit seinem Anliegen zum Assistenten; es sei denn, daß die Frage ihn durch ihre Dummheit zu einer seiner schallhaften Antworten reizte.

Denn er war ein Schalk, voller Humor, der wegen seiner Ruhe und Trockenheit nie seine Wirkung verfehlte. Unter welchem homerischen Gelächter zog eines Tages so ein armer Tropf ab, der Bunjen mit der wichtigsten Miene von der Welt gefragt hatte, wie lange man einen ausgeglühten Platintiegel im Exsiccator lassen könne. „Ach,“ antwortete der Meister mit der größten Ruhe und an seiner Ohrmuschel drehend, „so circa fünfzig Jahre.“

Auch ernstlichem Mißfallen pflegte er meist einen humorvollen Ausdruck zu geben, wodurch er sein Ziel stets erreichte, ohne jemals zu verletzen. Eine der reizendsten und feinsten Vktionen dieser Art ist einer sehr hochgestellten Persönlichkeit zu teil geworden. Bunjen führte nie eine Taschenuhr bei sich, sondern er verließ sich für den Beginn der Vorlesung auf die Uhr seines Assistenten, während im Hörsaal selber eine kleine Schwarzwälderuhr angebracht war, die ihm die Zeit des Schlusses angab. Einige Minuten vor acht Uhr pflegte er aus seiner Wohnung in das Laboratorium herabzukommen und rauschend um den Arbeitstisch in seinem Zimmer herumzulaufen, bis ihm der Assistent auf die wiederholte Frage, ob es schon Zeit sei, mit Ja antwortete. So geschah es auch eines Morgens, als Bunjen die ihm sichtlich unangenehme Antwort erhielt, es sei schon Zeit, aber der Prinz, der damals in Heidelberg studierte und auch bei Bunjen hörte, sei noch nicht da. Es wurde später und später, bis kurz vor halb neun Uhr der Assistent die erlösende Botschaft brachte, der Prinz sei eingetroffen. Schnell begab sich Bunjen in den Hörsaal; ehe er aber die Vorlesung begann, ging er auf die besagte Wanduhr zu und stellte sie eine Viertelstunde zurück. Der Prinz verstand die Mahnung sehr wohl und ist nie wieder zu spät gekommen.

Der Meister galt für außerordentlich zerstreut und vergeßlich. Er war es in der That, aber bei den tausend Schelmereien, die er auf den Ruf seiner Zerstretheit hin ausführte, ist es schwer zu entscheiden, was auf Rechnung wirklicher Zerstretheit zu setzen, was seinem Hang zu Späßen zuzuschreiben sei.

Wenn der Meister an den Arbeitstisch eines Schülers herantrat, sich über den Fortgang der Versuche berichten ließ und eine oder die andre Operation selber ausführte, so konnte es wohl geschehen, daß er mitten in einer Auseinandersetzung abbrach, wie verloren in die Luft starnte, nach einer Weile eine falsche Flasche ergriff und die Analyse unrettbar verdarb, wenn ihm der Schüler nicht in den Arm fiel. Da hatte ihn dann irgend eine Erscheinung frappiert — zum Beispiel eine Glasplatte, die zufällig im richtigen Polarisationswinkel lag, und auf die er mich mitten in einer Auseinandersetzung aufmerksam machte — oder es war ihm ein Gedanke durch den Kopf gegangen, den er für sich weiter spannte, bis es ihm einfiel, daß der Schüler auf eine Belehrung wartete. Diese Art von Zerstretheit hatte Bunjen im hohen Grade, allein ich wiederhole, er

schlug aus dieser Eigenschaft auch Kapital, um seinem Gange zu Schmelereien die Zügel schießen lassen zu können.

Ich frug ihn einmal, wie er zu dem Schatz von Platinrückständen gekommen sei, der ihm das Material für seine wundervollen Untersuchungen über diese seltenen Metalle abgeben hatte, und von dem er gelegentlich auch seinen Schülern nicht unbedeutende Quantitäten zur Verfügung stellte, damit sie die merkwürdigen Verbindungen und Eigenschaften dieser Metalle aus eigener Erfahrung kennen lernten. „Ach,“ antwortete er, „die hat mir der Prinz verschafft, der Prinz — wie hieß er denn nur, er ist ja in meinen Armen verschieden.“ Und als er mein erstauntes Gesicht sah, fügte er schalkhaft schmunzelnd hinzu: „er hat sich dann wieder erholt.“ Die Sache klärte sich dann dahin auf, daß es ein russischer Großfürst war, dessen Sohn ein Semester bei Bunsen gehört hatte, der bei Gelegenheit eines Dankbesuches, den er dem damals schon weltberühmten Forscher abstattete, das Institut besichtigte, die Nase zu tief in eine Flasche mit dem von Bunsen entdeckten Alkarsin steckte, und betäubt zurückfiel, um sich dann wieder zu erholen. Als Dank für diesen chemischen Kurstus erfüllte er Bunsens Bitte um Ueberlassung von Platinrückständen aus der St. Petersburger Münze in überschwänglichem Maße.

Bunsen ist unverheiratet geblieben, wie die Fama berichtet, weil er seinen Hochzeitstag vergessen habe. Ich kann dieses Gerücht nicht verbergen, wohl aber weiß ich, daß sich in ihm, selbst in späteren Jahren, mehr wie einmal noch der Wunsch regte, einen Hausstand zu begründen. Allerlei Bedenken, die zum Teil sehr possierlicher Art waren, haben ihn daran verhindert, und so hat er denn leider ein einsames Alter verlebt, da alle die Freunde, an denen er hing, ihm teils vorausgegangen waren, teils Heidelberg verlassen hatten.

Zu dem letzteren Entschlusse konnte er trotz wiederholter ehrenvoller Rufe, die an ihn ergingen, nicht gelangen. Und er hat wohl recht daran gethan, sein Heidelberg nicht zu verlassen, wo ihn jedes Kind kannte, wo er der Gegenstand der allgemeinsten Liebe und Verehrung war. Diese Verehrung seiner Mitbürger und seiner Schüler that ihm wohl, nur durfte dieselbe sich nie zu laut äußern. Allen Ovationen wich er aus, und sogar die hergebrachten studentischen Feiern lehnte er ab. Er ist dahingegangen überhäuft mit Ehren und Titeln, denn welche gelehrte Gesellschaft der Welt hätte es sich nicht zur Ehre angerechnet, ihm ihre höchsten Ehren anzutragen; welches gekrönte Haupt hätte ihm nicht die höchsten Ehrenzeichen verliehen? Das alles aber änderte nichts an seinem Auftreten und Benehmen, dem Höchsten wie dem Niedrigsten gegenüber. Er blieb der schlichte, selbstlose Gelehrte, auch als Excellenz, der seine Befriedigung darin fand, in seinem kleinen Institute eine beschränkte Anzahl von Schülern zu unterrichten und vom Katheder herab die goldenen Samentkörner seiner Ideen in die Seelen der ehrfurchtsvoll lauschenden Hörer zu senten. Selbstlos, mit verschwenderischen Händen, beschenkte er die Wissenschaft mit seinen Methoden und Apparaten; und gerade dieses schlichte, anspruchslose Auftreten eines wahren Weisen wirkte auf jeden empfänglichen Menschen, der ihm näher treten durfte,

anziehend und veredelnd. „Thun Sie alles, was Sie thun, der Sache wegen, die Freude an einem gelösten wissenschaftlichen Problem ist mehr wert, als alles, was man Ihnen sonst bieten kann,“ so sprach er zu mir, als ich in einem kritischen Moment meines wissenschaftlichen Lebens seinen Rat erbat.

Schlicht und anspruchslos, wie der ganze Mann, war auch sein Auftreten im Hörsaal; keine rhetorische Prunkleistung, keine experimentellen Knalleffekte, sondern ein ruhiger, sachlicher Vortrag, durch einfache, durchsichtige und belehrende Versuche erläutert. Aber welche Fülle von anregenden Gedanken brachte dieser Vortrag, über wie zahlreiche Probleme hatte dieser Kopf originell nachgedacht! Erst heute, wo ich mir für meine eignen Vorlesungen nicht selten Rat aus meinen damaligen Aufschreibungen nach Bunsens Kolleg hole, weiß ich es zu würdigen, wie verschweiderlich der Meister uns gegenüber war.

Bunsen hatte, dank dem verständnisvollen Eingehen der badischen Regierung auf seine Intentionen, die Verufung von Kirchhoff und Kopp durchgelezt und dadurch eine geradezu ideale Schulung angehender Chemiker ermöglicht. Besonders Kopp, dieses Wunder von Belesenheit und Gelehrsamkeit, ergänzte durch seine historischen und theoretischen Vorlesungen Bunsen in der glücklichsten Weise. Es ist ein glänzendes Zeugnis für beide Männer, daß nur der Tod diesen Bund lösen konnte, denn auch Kopp lehnte wiederholte Rufe nach Berlin und Leipzig in erster Linie Bunsens wegen ab.

Bunsen las wenig und in den letzten Jahren wohl gar nichts. Er hatte dazu keine Zeit, da seine Amtspflichten und eigne schwierige Untersuchungen, die er bis in das späteste Alter fortsetzte, ihn vollständig absorbierten. Da trat Kopp, der alles las und alles in seinem phänomenalen Gedächtnis bewahrte, hilfreich an seine Seite. Man sah die beiden Gelehrten oft in den Anlagen lange auf und ab gehen. Kopp, lebhaft sprechend und gestikulierend, referierte da über die neuesten Erscheinungen in der Litteratur, soweit sie Bunsen interessierten konnten, es wurde alles durchgesprochen, so daß der Meister stets auf dem Laufenden war, ohne eine Zeitschrift zu öffnen.

Bunsen, von dem schwer zu entscheiden ist, ob er ein größerer Chemiker oder Physiker war, hatte mit scharfem Blick erkannt, daß eine wesentliche Vertiefung der die theoretische Chemie beherrschenden Anschauungen nur möglich war, wenn es gelang, physikalische Methoden, besonders aber die mathematische Analysis, für die Lösung chemischer Probleme nutzbar zu machen. Er selber war mathematisch kaum geschult, denn die übliche Wendung, wenn eine Formel in Frage stand, war immer: „Da müssen wir Kirchhoff fragen.“ Aber er drang mit allem Nachdruck darauf, daß seine Schüler neben der Chemie, Physik und Mathematik eifrig betrieben. Diese Kenntnisse hielt er für unentbehrlich; und er hat es ja denn auch am Schlusse seines arbeitsvollen, aber auch über alles Denken und Meinen erfolgreichen Forscherlebens erlebt, daß die theoretische Chemie auf den von ihm geahnten und gewünschten Bahnen durch Gille, Helmholtz, van 't Hoff, Planck und andre zu den glänzendsten Erfolgen geführt wurde.

Was an Bunsen sterblich war, ist auf dem schönen, stimmungsvollen Friedel-



berger Friedhöfe, einem wahren Pantheon deutscher Wissenschaft, zur ewigen Ruhe gebettet worden. Schüler, Freunde und Verehrer werden zusammentreten, um seine Züge in Stein oder Erz den kommenden Generationen zu übermachen. Aber bedarf es dessen, kann man nicht gerade von diesem hervorragenden Manne, der so tiefe Furchen gerissen, und dieselben mit so kostbarem Samen befruchtet hat, jagen, daß er sich selber das berühmte Denkmal aera perennius errichtet hat? Solange das geheimnisvolle Weben und Schaffen der Naturkräfte den forschenden Menscheng Geist beschäftigen wird, so lange wird sein Name fortleben von Geschlecht zu Geschlecht als der eines der kühnsten und erfolgreichsten Bahnbrecher. Es ist zu bedauern, daß der Meister nicht wie Helmholtz und Kirchhoff die Zeit und die Mühe gefunden hat, um seine in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Abhandlungen zu sammeln und in Buchform herauszugeben. Es wäre das ein Kanon nicht nur für sein Wirken, sondern für alle Naturforscher — ich wenigstens wüßte kaum, wo ein angehender Forscher bezüglich der allgemeinen Methoden für die Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme und ihre Lösung durch das Experiment besseren Rat und sicherere Belehrung schöpfen könnte als in den für alle Zeiten musterergültigen und klassischen Abhandlungen von Bunsen. Und ich möchte diese flüchtigen, dem Andenken des tief betraurten Lehrers gewidmeten Zeilen nicht abschließen ohne die Frage aufzuwerfen, ob wir, die wir stolz darauf sind, uns seine Schüler nennen zu dürfen, nicht unserm Lehrer das schönste Denkmal errichten könnten, wenn wir uns vereinten, um seine Werke zu sammeln und neu herauszugeben. Frankreich und Belgien sind uns in dieser Richtung durch die monumentale Ausgabe der Werke von Lavoisier und Stas mit nachahmenswerthem Beispiel vorangegangen. Befolgen wir dieses Beispiel. Der Sinnesart des nur der Wissenschaft lebenden Altmeisters wäre dieses Denkmal jedenfalls gemäßer als irgend ein andres es jemals sein könnte.

Meran, September 1899.



## Eine Episode aus der ersten Orientreise Kaiser Wilhelms II.

Von

General Izzet Suad Pascha,

Kommandant der Kaiserlich ottomanischen Kavallerie in Aleppo (Syrien).

**E**s war der am meisten in Anspruch genommene Tag der ersten Reise Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm nach Konstantinopel. Der Kaiser selbst hatte die Bestimmungen für die einzelnen Reisetage festgesetzt, denn niemand würde daran gedacht haben, ihn eine so anstrengende Partie machen zu lassen.

Nach dem Morgenthee verläßt der Kaiser Yildiz-Kiosk mit seinem Gefolge, von dem ich als Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät des Sultans einen Teil

bildete, und langt zu Wagen an dem Palaste von Dolma-Bagtsche an, der auf dem europäischen Ufer des Bosporus etwa 1800 Meter von dem Hügel gelegen ist, auf dem sich Nildiz-Kiosk, die Residenz unsers Souveräns seit seiner Thronbesteigung, erhebt. Wir müssen uns von dort in Kaiks (Booten) zu zehn Rudelpaaren nach dem Sommerpalaste von Beylerbey begeben.

Das Wetter war prachtvoll. Der orientalische Himmel hatte seine ganze Kofetterie entfaltet, um sich dem deutschen Herrscher in seiner vollen Schönheit zu zeigen, und er rechtfertigte an diesem Tage vollkommen seinen alten Ruf. Der Bosporus hatte gleichfalls sein schönes blaues Kleid angelegt, sein Galakleid, dessen Oberfläche eine frische Brise wie moiriert erscheinen ließ.

Die schlanken weißen Kaiks gleiten eilig über das Wasser, und binnen wenigen Augenblicken — die dem über dieses orientalische Schauspiel ganz entzückt scheinenden Kaiser zu kurz vorkommen — setzen wir über den Kanal und legen an dem Quai des Sommerpalastes an. Dort ist das, was, wie stets und allerwärts, zunächst die Aufmerksamkeit Kaiser Wilhelms auf sich lenkt, das Militäre. Er schreitet in streng militärischer Haltung die Front des Detachements türkischer Garde ab, das die Honneurs vor ihm macht, und einige Kameraden in meiner Nähe flüster mir ganz leise zu: „Er hat wirklich etwas Militärisches an sich, dieser Kaiser!“ Von dieser Ansicht war ich schon bei meiner Reise nach Berlin im Jahre zuvor durchdrungen worden.

Die Wagen und Pferde des Hofes, die schon tags zuvor dorthin geschafft waren, befinden sich auf der zweiten Terrasse; die Gärten von Beylerbey sind terrassenförmig übereinander angelegt; bei jedem Schritt nach aufwärts nimmt der Ausblick nach dem Bosporus durch das Laubwerk der Bäume einen vollständig andern Charakter an, so daß man sich fragen möchte, ob man stets dasselbe Landschaftsbild vor sich habe.

Nach dem Besuche des Serails und nach Einnahme des nach türkischer Art servierten Kaffees in dem großen Hauptsaale, dessen Mitte ein großes Bassin aus weißem Marmor bildet, und von dem man einerseits den Bosporus in weiter Fernsicht und andererseits den malerischsten und blumenreichsten Teil der Gärten überblickt, wendet man sich den Fuhrwerken zu, die uns nach Tschamlidja auf dem Berge Bulgurbu bringen sollten.

Der Kaiser wirft einen Blick auf die seiner harrenden prachtvollen Karossen, schreitet aber rasch auf die gesattelten, von goldstrotzenden Seis (Stallmeister) aus den Ställen des Sultans gehaltenen Pferde zu, und alles setzt sich hinter ihm im Schritt in Bewegung, denn bevor man auf das Plateau von Tschamlidja gelangt, ist der Aufstieg etwa zwei Kilometer weit ziemlich steil.

Es war, glaube ich, nach Zurücklegung des zweiten Kilometers, als der Kaiser, dem unmittelbar von der Goltz Pascha und General Hobe folgten, sich im Sattel umwendet und einen Befehl geben will. Ich sprengte im Galopp heran, und während ich an Hobe vorbeireite, empfangen ich von dessen Pferd einen Hufschlag gegen die Mitte meines rechten Schienbeins, einen fürchterlichen

Schlag, der auf meinem Stiefel, glücklichweiſe einem äußerſt ſoliden New Macquett-Stiefel, wie ein Keulenschlag ſchallte.

Dem Kaiſer entfuhr ein „Uff!“, und er lächelte mir mit ſeinem reizenden und gutmütigen Lächeln zu.

Das war meine Herzſtärkung, denn ſonſt wäre mein Schmerz derartig geweſen, daß ich davon unfehlbar zu Boden gefallen wäre.

Wir reiten weiter. Im Galopptempo gelangt der kaiſerliche Zug auf den Gipfel des Berges Bulgurbu.

Der Kaiſer ſteigt ab und winkt mir zu, ich möge im Sattel bleiben; dann dreht er ſich plötzlich um, kommt huldvollſt auf mich zu und fragt mich, ob ich mir etwas gebrochen habe. Beruhigt geht er fort, um ſich das wunderbare Panorama zu betrachten, das ſich den Augen darbietet.

Wenn man zum erſten Male dieſes entzückende Schauſpiel erblickt, fragt man ſich, ob das wirklich Natur oder etwas Künstliches iſt.

Es iſt nicht die Schweiz und auch nicht der Golf von Neapel, was immer man jage; es iſt ein Wunder!

Der Berg Bulgurbu iſt das auftragende Zentrum eines Umkreiſes, deſſen nördlicher Bogenabſchnitt von der alten Stadt Byzanz und ihren Umgebungen gebildet wird; den öſtlichen Abſchnitt macht der Boſporus aus, deſſen anmutige Zickzacklinien man bis zum Marmarameer verfolgen kann; der ſüdliche wird von dem Walde von Mem Dagh begrenzt, und den weſtlichen bilden die Pruzen-Infeln und das Marmarameer in ſeiner ganzen azurblauen Ausdehnung. Im Vordergrunde liegen nördlich Stutari und der Kioſt des maleriſchen Dorfes Tſchamlidja, deſſen Blumengärten und grüne Weinberge ſich bis zum Berge Bulgurbu erſtreden und im Oſten und Weſten deſſen Fuß umgeben. Links zeigen ſich im Vordergrunde Kadi-Keny, das alte Chalcedon, und Phanarake, jenes anmutige Fleckchen Erde, das wie ein Pfeil nach dem Meere hin verläuft, und auf dem die deutſche Kolonie dicht am Meeresgeſtade ſo hübhche Willen erbaut hat.

Der Kaiſer betrachtete das alles mit Entzücken, mit verſtändniſsvoller Begeiſterung. Er genoß das Idealbild wie ein Dichter: er träumte wie ein Kunſtliebhaber! Aber der Soldat gewann alſobald die Oberhand, und, die Karte in der Hand und den General Hobe zur Seite, ſtudierte er lang dieſe ſo außergewöhnliche Poſition!

Es war elf Uhr vorbei, als die kaiſerliche Kavalkade ſich auf den Weg nach Kadi-Keny machte.

Beim Herabreiten des Berges verſchlimmerten ſich meine Schmerzen bedeutend.

Die vier Kilometer wurden im Trab zurückgelegt; aber bevor man in die Ebene von Hagdar Paſcha kommt, kreuzt der Weg ein Dorf; der Kaiſer läßt ſein Pferd Schritt gehen. Der Weg war ſchmal, und der Zug ritt enge aneinander, als plötzlich eine Kaze, die ſich auf der Straße befand und ſich inmitten dieſes Reitertrupps gewahrte, nach rechts lief, wo ich mich befand, und auf eine Mauer ſprang!

Es war eine hübsche Angorakatze mit seidenweichem, hellem Fell und Augaugen. Mit einer instinktartigen Bewegung griff ich nach ihr und faßte sie, als sie im Bereich meiner Hand war, am Genick; der Zug setzte unterdes seinen Weg fort, und die Katze hatte einen Augenblick die Ehre, im Triumphe hinter dem Kaiser herzureiten. Aber die Angora hielt sich für verloren, und da sie sich offenbar ungedeckt und unter den vielen Pferden nicht gehener fühlte — denn wir befanden uns wieder im freien Felde, und es gab keine schützende Mauer mehr —, so krampfte sie sich wütend mit allen vieren an mein Bein, das mich ohnehin schon genug schmerzte.

Seine Majestät hatten diese Scene nicht gesehen, aber seine Kaiserliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen, sein Bruder, und der ganze kaiserliche Generalstab wanden sich vor Lachen, und ich lachte gleichfalls, aber ein sauer-süßes Lachen, und die Katze wollte nicht locker lassen.

Am Landeplaz von Stadi-Keny bestieg der Kaiser mit seinem Bruder und einigen Generalen ein Dampfboot. Ich wandte mich nach einem andern Boote, welches das kaiserliche Gefolge aufnehmen sollte. Ich schritt auf einen Kameraden gestützt einher, als ein kaiserlicher Adjutant herankam und mir jagte, Seine Majestät erwarte mich auf Ihrem Fahrzeug.

In dem Augenblick, als ich die kleine Nacht betrat, saß der Kaiser vor einem Tisch, auf dem das Frühstück serviert war. Er lehnte sich auf seiner Bank etwas zurück, streckte seinen Degen vor und jagte: „Voyons! Colonel, sautez-moi cela!“ Und trotz der tausend Nadelstiche, die ich in meinem Bein verspürte, und die es ganz starr machten, würde ich auf einen so liebenswürdigen, so von Güte und teilnahmevollem Wohlwollen erfüllten Befehl hin über das Fahrzeug und über den Bosphorus gesprungen sein!

„So,“ sagte Seine Majestät zu mir, „das läßt mich hoffen, daß der Unfall keine Folgen haben wird; aber legen Sie sich dorthin (in eine Kabine, die an die feinnige stieß) und vor allem, rühren Sie sich nicht.“

Ich streckte mich sofort auf die Bank aus.

Lieber Leser, ich merkte, daß du neidisch wirst, und ich weiß, daß du dich gerne einem zwei-, drei-, ja zehnmal größeren Unfall ausgesetzt haben würdest (wie ich übrigens ebenfalls), um in deinem Leben einmal einer so großen Ehre theilhaftig zu werden, um dir eine so reizvolle Erinnerung zu wahren und eines Tages sagen zu können: „Mir stieß einmal ein Unfall zu, und der deutsche Kaiser pflegte mich!“ Denn mir, neidischer Leser, geschah das: der erhabene Kaiser nahm sich meiner an, wie er sich meiner angenommen hätte, wenn ich auf dem Schlachtfelde verwundet worden wäre! Während ich auf der Bank ausgestreckt lag, brachte mir der Kaiser eine Platte mit kaltem Fleisch und allem, was zum Essen gehört. Niemals ist mir ein Frühstück so ausgesucht vorgekommen, und niemals habe ich mit so viel Appetit gegessen. Aber ich hatte ja Befehl, mich nicht zu rühren, und ich rührte mich nicht. Ich hatte Befehl, zu essen, und ich aß für viere! Eine Flasche Champagner nebst einem Glase folgte der Platte. Ich trinke, ich leere den Champagner auf das Wohl des würdigen

Nachkömmlings des großen Friedrich, und, ein Meißtiß aus der Tasche ziehend, setze ich auf die weiße Etikette der kostbaren Flasche das Datum dieser „reizvollen Episode.“

Der Kaiser aber hatte sich erhoben, um das Meer zu betrachten, und schwärmte. Man sah es seinem Aeußern an, daß er wie ein Seemann, wie ein „Yachtman“ schwärmte. Ich merkte, da ich den Wassersport liebe und einmal in diesen Gewässern ein Zwanzig-Tonnen-Fahrzeug gehabt habe, daß der Kaiser in diesem Augenblicke nichts dagegen gehabt haben würde, wenn er einige volle Ladungen hätte abgeben können. Das Marmarameer verdient aber auch wirklich, daß man es bewundert; es ist die schönste Fassung, die man sich für ein derartiges Bild denken kann.

Ich befand mich in meiner ausgestreckten Lage mit dem hohen Kavallerietragen, der mich sehr genierte, gar nicht in der richtigen Fassung, und ich schwärmte auch nicht; ich sehnte mich nur nach dem Augenblick der Landung und danach, eine andre Lage einnehmen zu können.

Endlich legt das Dampfboot am Landungsplatze von Matry-Keny an. Der Kaiser springt behend aus Land, sieht Militär aufgestellt und hat mich vergessen. Ich aber verharre ruhig in meiner Lage! Hatte ich nicht kaiserlichen Befehl, mich nicht zu rühren? Aber ich merke, daß man mich vollständig vergißt, und meinen ganzen Mut zusammennehmend, bitte ich den Lepten, der das Schiff verläßt, Seine Majestät zu fragen, ob ich ewig in meiner Lage verharren müsse.

Einige Minuten darauf kommt man mich abholen, und ich kletterte auf eines der zahlreichen Pferde, die Seine Kaiserliche Majestät der Sultan für die Teilnehmer an dem Ausflug geschickt hatte.

Der Kaiser sprengt im Galopp davon. Er sieht glücklich, freudestrahlend aus; das Pferd, das er reitet, ist ein alter Bekannter; es hatte einmal ihm gehört, es ist ein Trakehner Hengst, den er einige Monate zuvor seinem lieben Freunde, dem Sultan geschickt, und den er sich für diesen Tag ausgebeten hatte.

Der kaiserliche Sportsman fühlt sich auf seinem Renner so glücklich, daß er an den altberühmten Sieben Thürmen — in die wir in früherer Zeit die Geandten sperrten, wenn ihre Regierungen es an Klugheit fehlen ließen — ohne anzuhalten vorbeisprengt und den Ritt bis zu den ehemaligen Festungsmauern der alten Stadt Byzanz ausdehnt. Ich glaube, daß es an diesem Tag viele und sogar hochgestellte Persönlichkeiten gegeben hat, denen die große, im Galopp tempo ausgeführte Tour nicht recht nach ihrem Geschmack gewesen ist, denn sie begann bei Matry-Keny und endete in der Nähe von Ejub am Goldenen Horn. Allerdings eine Kleinigkeit, gut gemessene acht Kilometer im Galopp!

Am Landeplatz am Goldenen Horn angelangt, finden wir daselbst die Kaits und Dampfboote nicht vor, die noch vor uns hätten dort eintreffen sollen. Es hatte ein Mißverständnis wegen des genauen Zeitpunktes gegeben, und am Landeplatze waren nicht nur die erforderlichen Fahrzeuge nicht vorhanden, sondern

es gab dort auch nichts, was dem erlauchten Reisenden als würdiges Obdach hätte dienen können.

Es hat sich gut ein Musterherrscher, ein Souverän seiner Zeit, ein geduldiger und wohlwollender Kaiser sein —, wenn es sich um das Warten handelt, wird man etwas Ludwig XIV.

Es entging mir nicht, daß der Aufenthalt nicht nach dem Sinne Seiner Kaiserlichen Majestät war.

Ich wußte wohl, daß binnen wenigen Minuten die Fahrzeuge kommen würden, aber, aber, was bis zum Ablauf dieser Minuten beginnen?

Ich war abgestiegen und stand ganz ratlos neben dem Pferde des Kaisers, der im Sattel geblieben war.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich gewahre ein altes türkisches Café, ich gehe in dasselbe hinein und komme mit einer Handvoll „Chelaz“ (Bonbons) zurück. Ich halte dem Pferde Seiner Majestät ein Stück hin, und das edle Tier nimmt es und verschluckt es. Jetzt war für die Minuten, die es noch zu warten galt, gesorgt: der Kaiser nahm mir die sämtlichen Bonbons Stück für Stück aus der Hand, und es machte ihm sichtlich Vergnügen, sie seinem alten Liebling zu reichen! Das letzte Stückchen Zucker war noch nicht verschluckt, als die Boote zur Stelle waren.

\*

Abends nahm ich trotz meinen Weinschmerzen an der Tafel im Yildiz-Kiosk teil, wo mir noch die besondere Ehre widerfuhr, daß ich den Kaiser mir sein Glas entgegenheben sah! Nach Tisch übergab mir ein Adjutant den roten Adlerorden mit Brillanten.

Mehr Glück an einem Tage kann man wohl nicht haben!



## Die Physik im neunzehnten und ihre Aufgaben für das zwanzigste Jahrhundert.

Von

E. Gerland.

**E**s ist für uns Menschen ein Bedürfnis nach kürzeren oder längeren Zeiträumen gleichmäßiger Arbeit, diese einmal zu unterbrechen und Umschau zu halten über das Geleistete. Solcher Einkehr in uns selbst soll der Sonntag gewidmet sein, insbesondere ladet auch jeder Jahreswechsel zur Prüfung des Geleisteten ein. Geht nun gar — welcher Zeitpunkt immer näher heranrückt — ein Jahrhundert zur Neige, dann drängt dieser Wechsel noch

eindringlicher zu rückschauenden Betrachtungen. So kann die große Zahl von Artikeln, welche derartige Themen von dem einen oder andern Gesichtspunkt ausgehend behandeln, nicht wundernehmen. Aber nur dann können sie von Nutzen sein, wenn sie, auf gemachte Fehler hinweisend, deren künftige Vermeidung ermöglichen, und dadurch, daß sie dies thun, unterscheiden sich die bezüglichlichen Arbeiten, welche, dank der unablässigen Bemühungen ihres Herausgebers, diese Revue gebracht hat, sehr zu ihrem Vorteil von dem in Frankreich beliebten Werke vom „fin de siècle“.

So führte in der Zulinummer der „Deutschen Revue“ Stein die Gefahren vor Augen, welche die in erschreckender Weise eingerissene Gedankenanarchie mit sich bringe. Indem die ihr Verfallenen allen psychologischen Gesetzen zum Troste nur die Berechtigung des Urteils des einzelnen Menschen als Norm anerkennen, erinnern ihre Anschauungen in bedenklicher Weise an diejenigen, welche den Niedergang der antiken Welt einleiteten. Werden, so muß man mit Besorgnis fragen, nicht auch für die Neuzeit aus ihnen dieselben Folgen entspringen? Wird nicht das ungehörliche Hervortreten der einzelnen Teile das Ganze vernichten müssen? Ich glaube, man wird diese Fragen verneinen dürfen. Denn wenn auch die Denkweise unsrer Zeit die größte Mißachtung vor der Logik zur Schau trägt, einer Logik kann sich selbst der eingeleischteste Nietzscheaner nicht entziehen, das ist die Logik oder, wenn man lieber will, die Gewalt der Thatsachen. Darin aber unterscheidet sich die moderne Zeit von der antiken, daß sie eine Wissenschaft besitzt, welche, wie sie auf Thatsachen beruht, Thatsachen kennen lehrt, die exakte Naturwissenschaft, und die Ergebnisse einer solchen Wissenschaft sind wohl geeignet, jede Selbstüberhebung des Individuums über den Haufen zu werfen. Man halte uns nicht entgegen, daß ja auch die Griechen und Römer in den exakten Naturwissenschaften mit Glück thätig gewesen waren. Wenn dies auch zugegeben werden muß, so ist doch andererseits darauf hinzuweisen, daß ihnen noch die induktive Methode fehlte, welche uns ermöglicht, von Beobachtungen ausgehend uns der Erkenntnis des wahren Sachverhaltes beliebig zu nähern. Aber man sage auch nicht, daß, was für die Naturwissenschaft gelte, keineswegs allgemeine Geltung haben müsse. Mit ihren Ergebnissen ist auch die Forschungsweise der Naturwissenschaften längst Gemeingut geworden, und mag auch hier und da ein einzelner sich ihr entziehen wollen, er wird bald genug gezwungen, in die von ihr vorgezeichneten Bahnen wieder einzulernen.

Ist somit die Logik der Naturwissenschaften die Logik der Natur, so ist es zunächst ganz unmöglich, daß ihre Anhänger der Gedankenanarchie verfallen. Dann aber scheint sie berufen, auch in den weitesten Kreisen die nämliche Wirkung auszuüben. Auf ihr beruht ja die Technik, und welcher Mensch wäre in der Lage, sich deren Fortschritten und der Kenntnisaufnahme der Art und Weise, wie sie erhalten worden sind, zu entziehen? Täuscht also nicht alles, so wird es unter anderm der Beruf der Naturwissenschaft sein, dem Einreißen der Gedankenanarchie wirksam entgegenzutreten. Dem widerspricht nicht die Klage Birchows, auf welche sich Stein beruft, daß die gegenwärtigen Studierenden der Medizin

einen bedenklichen Mangel an Logik zeigten. Dringen sie tiefer in ihr Studium ein, so wird sich dieser Mangel bald geben, andernfalls aber werden sie nicht in der Lage sein, ihr Studium fortzusetzen, und es beweist somit diese Beobachtung nur, worauf ja auch eine Menge anderer führen, daß die Vorbildung für das Studium der Naturwissenschaft auf unsern Schulen der Verbesserung bedürftig ist.

Nicht nur von diesem Gesichtspunkte aus, sondern auch um des mächtigen Einflusses willen, den ein so grundlegender Teil der Naturwissenschaft, wie die Physik, auf die Technik ausgeübt hat, deren beispiellose Entwicklung sie allein ermöglichte, dürfte es sich der Mühe verlohnen, auf ihre Leistungen in dem seinem Ende entgegengehenden Jahrhundert zurückzublicken, dem sie den Namen des Jahrhunderts des Dampfes und der Elektrizität beizulegen erlaubte. Es wird namentlich von Bedeutung sein, darzuthun, wie sich Fortschritt an Fortschritt reihte, nicht als ob diese Reihe auch durch einen Rückschritt hätte unterbrochen werden können — zeigt doch das achtzehnte Jahrhundert nicht wenige solcher Rückschritte auf —, aber dauernd konnten und können solche nicht werden, denn das Experiment und seine von Widersprüchen befreite Deutung muß mit Notwendigkeit immer wieder auf die Bahn des Fortschrittes führen.

Es war nicht allzuviel, was unser Jahrhundert an physikalischen und technischen Kenntnissen von seinem Vorgänger zu übernehmen hatte. Wohl kannte man recht genügend die Thatsachen der Mechanik, verfügte über mancherlei Kenntnisse vom Schalle, vom Lichte und von der Wärme, hatte letztere auch freilich mit beschränkter Genauigkeit zu messen gelernt. Die Lehre von der statischen Elektrizität war in nicht geringem Grade gefördert, die Erforschung der strömenden begonnen. Die Chemie hatte Lavoisier zur selbständigen Wissenschaft erhoben, und die Dampfmaschine Watts arbeitete mit ihren mächtigen Balanciers in einer auch weitgehenden Forderungen befriedigenden Weise. Aber über das Wesen vom Licht und von der Wärme tappte man noch völlig im Dunkeln und häufte Annahme auf Annahme, ohne doch die durch die Entdeckung neuer Thatsachen immer größer werdenden Schwierigkeiten bewältigen zu können. Hatte man doch die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Huygens aufgestellte Annahme ihrer glänzenden Ergebnisse zum Troß wieder aufgegeben, weil der große Niederländer, der die Lichterscheinungen aus Längsschwingungen eines sehr feinen, überall verbreiteten Stoffes erklärt hatte, hatte bekennen müssen, daß er die Zerlegung eines Lichtstrahles in zwei, wie es der isländische Doppelspat zeigte, nicht hatte erklären können.

Da machte am Anfange unsers Jahrhunderts Young den Vorschlag, die Annahme Huygens' dahin abzuändern, daß anstatt der Längsschwingungen Querschwingungen anzunehmen seien, der alles Dunkel mit einem Schlage aufzuhellen im Stande war. Fast in dieselbe Zeit fielen die Untersuchungen Thompsons, der unter dem Namen des Grafen Rumford bekannter geworden ist, welche die damals herrschende Stofftheorie der Wärme nicht erklären konnten, da sie ergaben, daß sich mit Hilfe von Reibung beliebig große Wärmemengen hervor-



bringen ließen, ja sogar, wie nicht lange nachher Humphrey Davids zeigte, durch Reiben von Eisstücken aneinander im luftleeren Raum, wobei die Wärme weder aus den reibenden Körpern noch aus der umgebenden Luft stammen konnte.

Diesen Thatsachen gegenüber konnte sich die Stofftheorie der Wärme nicht behaupten, aber noch war man weit davon entfernt, eine neue an ihre Stelle setzen zu können, dazu war noch die Arbeit mehrerer Jahrzehnte nötig. Das aber hinderte nicht, daß man die Wirkungen der Wärme für Maschinen immer mehr nutzbar machte, und wenn auch die durch Stirling erfundene Heißluftmaschine nur geringer Anwendung fähig sich erwies, so zeigte sich die Dampfmaschine um so brauchbarer. Man baute mit immer steigendem Erfolg feststehende, um Wasser zu pumpen oder Arbeitsmaschinen zu treiben, ging daran, Schiffe von ihnen fortbewegen zu lassen, und konnte bald regelmäßige Dampfschiffahrten unternehmen. Als sodann gegen Ende der zwanziger Jahre George Stephenson die Lokomotive erfunden, sein Sohn Robert die neue Maschine zuerst zur praktischen Anwendung gebracht hatte, nachdem sich eine Menge anderer Ideen, die daselbe bezweckten, als unbrauchbar erwiesen hatten, bildete sich das neue Verkehrsmittel bald so weit aus, daß unsre Art zu leben sich in einer Weise änderte, die es uns unbegreiflich macht, wie unsre Vorfahren ohne es bestehen konnten.

Diese Anwendungen der physikalischen Lehren erforderten aber zu ihrer Begründung richtigere Anschauungen über die Eigenschaften der Gase und Dämpfe, als man bis Anfang der dreißiger Jahre besaß; mit Arbeiten, die darüber aufklären sollten, befaßten sich vor allen Gay-Lussac und Regnault. Während aber ihre Versuche den Grund lieferten, auf welchen spätere Forscher die Theorien aufbauen konnten, welche jetzt noch ihre Gültigkeit behalten haben, waren diejenigen ihrer Zeitgenossen und Landsleute Poisson und Cauchy lediglich mathematischer Natur und nicht geeignet, physikalischen Anschauungen zu genügen. Denn ihre Voraussetzungen beschränkten sich auf Atome, welche mit Kräften begabt aufeinander wirkten, ohne daß dafür ein vermittelndes Medium verantwortlich gemacht wurde.

Und doch hatten die Forschungen Fresnels auf optischem Gebiete es nahe genug gelegt, die Ursache dieser Einwirkung in dem äußerst feinen Stoffe, dem Lichtäther, zu sehen, den der französische Wasserbaumeister als Träger der Lichtwellen angenommen hatte. In seinem Wohnort in der Provinz hatte er von den optischen Entdeckungen Malus' und anderer an Krystallen gehört; er bat daraufhin seinen Pariser Freund Arago um Zusendung der Berichte darüber, und die Zeit, die nach ihrem Empfang bis zum Erscheinen der Arbeiten verfloß, die das Licht als eine Wellenbewegung jenes feinen Stoffes nachwies, rechnete sich nur nach Wochen. Fresnel wies die Annahme Youngs auch dadurch als die brauchbarere der früheren gegenüber nach, daß er die für diese unerklärliche Thatsache, daß Licht zu Licht gefügt unter Umständen Dunkelheit giebt, als deren Folgerung aufzeigte und benutzte sie mit Glück, um die Wellenlänge des Lichtes zu bestimmen.

Ähnliches leistete Fourier für die in Bewegung befindliche Wärme, während

Redtenbacher und Clausius die Wärmeerscheinungen auf Schwingungen der Aether- und Körperatome zurückführten und so die Schöpfer mechanischer Wärmetheorien wurden. Während aber der erstere diese Schwingungen als Längsschwingungen ansehen zu müssen glaubte, dadurch aber auf sich immer mehr häufende Schwierigkeiten stieß, so behielt der letztere die Querschwingungen bei und gelangte von dieser Voraussetzung ausgehend zu so zwangloser Erklärung der in Betracht kommenden Erscheinungen, daß seine Theorie allgemein angenommen wurde, während die des Begründers der wissenschaftlichen Maschinenlehre bald der Vergessenheit anheimfiel.

Clausius' Lehre geht von dem im Anfange der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochenen Prinzip aus, das als dessen Haupteigenschaft auf physikalischem Gebiete angesehen werden muß, von dem Prinzip der Erhaltung der Energie. Wie notwendig seine Aufstellung war, beweist der Umstand, daß unabhängig voneinander drei Forscher es fast gleichzeitig aussprachen, Robert Mayer, Joule und Helmholtz. Daß das Weltall mit einer unveränderlichen Menge Stoff ausgestattet sei, der niemals vermehrt noch vermindert werden könne, daran zweifelte längst niemand mehr, einen Leugner dieses Satzes würde man als für das Irrenhaus reis erklärt haben. Nun erkannte man, daß derselbe Schluß auch hinsichtlich der Kraft gezogen werden müsse, so daß auch der im Weltall vorhandene Kraftvorrat unvermehrbar, aber auch unveränderlich sei, daß die Kraft aber in verschiedenen Formen auftreten könne, die man ineinander überzuführen im Stande sei. So ergab sich die mechanische Arbeit als Äquivalent der Wärme, diese der Elektrizität, der chemischen Arbeit, und man nannte die Formen, in denen die Kraft auftreten kann, die der Energie, da Wärme, Elektrizität zc. nicht wohl als Kräfte angesehen werden konnten. Namentlich waren es Helmholtz und Joule, die durch den Nachweis der lückenlosen Gültigkeit des Prinzips die Einheit der Naturkräfte herstellten.

Hinsichtlich der elektrischen Energie setzten sie zu diesem Ergebnis die Arbeiten in den Stand, mit denen in den dreißiger Jahren des zu Ende gehenden Jahrhunderts Faraday die Wissenschaft bereicherte. Wie Fresnel auf optischem Gebiete Entdeckungen auf Entdeckungen häufte und eine Menge der überraschendsten Thatfachen aus Licht zog, so Faraday auf elektrischem und magnetischem. Wohl fand der englische Gelehrte die galvanische Kette und eine Anzahl Arbeiten über sie vor; man hatte, als er seine Untersuchungen begann, das Wasser bereits zersetzt und Metalle niedergeschlagen, der Glanz des elektrischen Lichtbogens hatte bereits menschliche Augen geblendet, auch war die Ablenkung der Magnetnadel durch den elektrischen Strom oder eine rotierende Metallscheibe gefunden, doch aber war er der erste, welcher nicht nur diese Erscheinungen unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammenfaßte, sondern auch eine staunenerregende Fülle von neuen hinzufügte. Man begreift nicht, wie ein Forscher auf eine so große Zahl von Versuchen, die die überraschendsten neuen Thatfachen zu Tage förderten, kommen konnte. Aber die Bewunderung steigt,

wenn man beim Durchlesen seiner „Experimentaluntersuchungen“, dem Werte, in welchem er die Ergebnisse seiner Arbeiten niederlegte, findet, daß kein einziger seiner Funde ein Geschenk des Zufalls ist, daß er vielmehr folgerichtig fortschreitend einen aus dem andern entwickelt hat. Faraday war ohne mathematische Vorbildung, er war dadurch aber durchaus nicht im Nachteil gegen die die elektrischen Probleme vom mathematischen Standpunkte aus behandelnden französischen Gelehrten Ampère, Poisson und andre oder den Göttinger Professor Wilhelm Weber. Forschte er doch so mit völliger Unbefangtheit, und die anschauliche Form, in der er seine Ergebnisse vortrug, ist nicht das geringste der Verdienste, welche er sich um die Wissenschaft erworben hat.

Wenn es einer war, so half diesem Mangel der Darstellung bald Faraday's Laudsmann Maxwell ab. Indem er dessen Anschauungen in mathematische Form brachte, führten ihn seine Untersuchungen zu allgemeinen Ergebnissen, von denen wohl das merkwürdigste das war, welches das Licht als eine elektrische Erscheinung aufzufassen lehrte. Eine solche Forderung erregte zunächst die berechtigtesten Zweifel, bis vor nicht langer Zeit durch den von Herz gelieferten Nachweis die Thatsache zur Gewißheit erhoben wurde, daß es wirklich elektrische Wellen giebt, die sich von den Lichtwellen nur durch ihre Länge unterscheiden. Die Wellen, die Herz herstellte, waren allerdings nur nach Metern zu messen, bald aber gelang es auch, kürzere von nur wenigen Centimetern Länge zu erhalten; immerhin blieb der Unterschied in der Wellenlänge zwischen diesen und den Lichtwellen noch ein recht beträchtlicher.

Faraday's Entdeckungen wurden der Ausgangspunkt der Elektrotechnik im engeren Sinne. Sie datiert vom Jahre 1866, in welchem Werner v. Siemens und kurz darauf, unabhängig von ihm, Wheatstone das dynamo-elektrische Prinzip veröffentlichten. Man hatte freilich schon vorher magnet-elektrische Maschinen konstruiert, starke Magnete, in deren Feldern sich Drahtspulen bewegten. Die dabei in ihnen hervorgerufenen Ströme zeigten die nämlichen Eigenschaften wie die Batterieströme, und so konnten die von der belgischen Gesellschaft Alliance auf solche Weise erhaltenen dazu dienen, ein helles Bogenlicht zu erzeugen. Diese Wirkung erforderte aber eine große Menge Stahlmagnete, deren Magnetismus immer schwächer wurde, kleinere Maschinen aber erwiesen sich für solche Zwecke als unbrauchbar, und so versuchte Siemens, die Magnete durch Elektromagnete zu ersetzen. Das gelang mit so großem Erfolge, daß sogleich bei dem ersten Versuche die Drähte, in denen der Strom hervorgerufen wurde, und welche der kräftigeren Wirkung wegen um einen Eisenkern gewickelt waren, so heiß wurden, daß die sie voneinander isolierenden Substanzen in Flammen aufgingen. Es dauerte noch volle fünf Jahre, bis man den Grund dieser unliebsamen Erscheinung in der unzuweckmäßigen Form des Ankers, eben jenes Eisenkernes, erkannte. Er erhitzte sich so stark, weil sein Magnetismus zu unvermittelt bei jeder halben Umdrehung in den entgegengesetzten umgewandelt wurde.

Erst nachdem es gleichzeitig Gramme und v. Sefner-Altenek gelungen war, durch Konstruktion des Ring- und Trommelankers diese Umwandlung

weniger plötzlich vor sich gehen zu lassen, erhielten sie die auf das neue Prinzip sich gründende Dynamomaschine und bahnten so der nun immer rascher sich entfaltenden Anwendung des elektrischen Stromes für Beleuchtung, zu Arbeitsübertragung, Metallabscheidung, Heizung und so weiter den Weg. Je nach den zu lösenden Aufgaben zog man den von der Maschine direkt erzeugten Wechselstrom oder den von ihr durch Zufügung eines Kommutators zu erhaltenden Gleichstrom vor. Als man dann gelegentlich der elektrischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. die als Drehstrom bezeichnete Art des Wechselstroms entdeckt hatte, erhielt man mit ihm ein sehr zweckmäßiges, wenn auch der hohen Spannung wegen nicht ganz ungefährliches Mittel, Arbeit auf viele Kilometer hin mit gutem Nuzeffekt zu übertragen und die gewaltigen Kräfte, welche Wasserfälle, wie der Rheinfall bei Schaffhausen oder gar der riesenhafte Niagara, zu liefern vermögen, nutzbar zu machen. Dadurch ist eine bedeutende Ersparnis an Kohlen möglich geworden, die unsern Epigonen zu gute kommen wird. Nun gab es keine Aufgabe, welche nicht mit Hilfe der Elektrizität lösbar schien, und wenn manche zu hoch gespannten Hoffnungen auch nicht erfüllt werden konnten, so wurde doch im höchsten Grade Staunenswerthes geleistet.

Trotzdem wäre es verkehrt, allein um der Elektrotechnik im engeren Sinne willen, das neunzehnte Jahrhundert das der Elektrizität zu nennen. In nicht geringerem Grade ist es das durch die Entwicklung der Telegraphie und des Fernsprechwesens. Hatten 1833 Gauß und Weber den ersten Apparat, der zwei Stationen telegraphisch miteinander zu verkehren gestattete, ausgeführt, so machte ihn die Entdeckung Steinheil's, daß zur Leitung nur ein einziger Draht nötig sei, da die Erde die Rückleitung übernehmen könne, in hohem Grade betriebsfähig, die Einführung des ebenfalls von Steinheil zuerst angegebenen Drucktelegraphen scheiterte aber an den damals so ungünstigen deutschen Verhältnissen. Vielfach bemühte man sich mit der Einführung der Nadel- und Zeigertelegraphen von Cooke und Wheatstone, die doch bald dem viel zweckmäßigeren Drucktelegraphen das Feld räumen mußten. Aber es ist nicht der Steinheil'sche, es ist der Telegraph des amerikanischen Malers Morse, der jetzt mit ganz geringen Ausnahmen die Welt erobert hat.

Mit dem Fernsprecher begab sich ähnliches. Auch er ist eine deutsche Erfindung, ihr Urheber Philipp Reis; aber sein mehr für die Uebertragung gesungener, als gesprochener Worte geeigneter Apparat ist nie zur Anwendung gekommen, wohl aber der ebenso einfache, als handliche Fernsprecher des Amerikaners Bell, welcher freilich so lange als Spielerei betrachtet wurde, bis der Generalpostdirektor Stephan seine eminente Bedeutung erkannte und seine Einführung anordnete. Nun trat auch der Fernsprecher seinen Siegeszug durch die Welt an; die anfangs kurzen Entfernungen, auf welche die menschliche Rede übertragen werden konnte, wuchs mehr und mehr, die Einrichtungen für die Benutzung seitens des Publikums werden immer einfacher, und gegenwärtig hält es jeder für unmöglich, ohne die vom Fernsprecher gebotene Bequemlichkeit mehr auskommen zu können.

Man glaubte nun an der Grenze des Erreichbaren angelangt zu sein, den häßlichen Anblick und die Lasten, welche das notwendige Ueberspinnen großer Städte mit Drähten mit sich brachte, ertragen zu müssen. Da überraschte die Nachricht, daß es auch möglich sei, ohne Draht, nur mit Benutzung der von Hertz nachgewiesenen elektrischen Wellen zu telegraphieren. Die Entdeckung Marconis ist vielversprechend, noch aber steht sie im Anfange ihrer Ausbildung. Doch ist ihre Verwendbarkeit von Slaby, Preece und andern vollauf bestätigt, und man ist nun darauf bedacht, sie auch auf größere Entfernungen verwendbar zu machen. Schon ist es gelungen, zwischen England und Frankreich ohne Draht zu telegraphieren.

Weitaus größeres Aufsehen hatte freilich wenige Jahre vorher Röntgens Entdeckung hervorgerufen, die in eine ungeahnte, neue Welt einzuführen schien. Unsichtbare Strahlen konnte man mit fast luftleer gemachten, zuerst von Crookes angewendeten Röhren hervorrufen, welche die Eigenschaft hatten, Holz, Fleishteile u., aber nicht Metalle zu durchdringen, auf die photographische Platte aber wie Lichtstrahlen einzuwirken. War diese Wirkung für den Laien die interessantere, so benutzte der Forscher für ihren Nachweis bequemer die andre, ein geladenes Elektroskop zu entladen. Das Erstaunen stieg, als man fand, daß gewisse Körper, zum Beispiel Uranpfecherz, stets dunkle Strahlen aussenden, über deren Entstehungsurache noch tiefes Dunkel schwebt. Sie scheinen von einem Elemente auszugehen, dessen Dasein bis jetzt allerdings nur vermutet wird, das gesondert noch nicht dargestellt wurde.

Doch nicht nur diese Entdeckungen erregten allgemeines Aufsehen, auch neue chemische Elemente fand man — fand man in der atmosphärischen Luft, die man doch so genau zu kennen glaubte. Und wenn es nur eines gewesen wäre, welches Lord Raleigh und Professor Ramsay nachgewiesen hätten! So aber waren es gleich eine ganze Anzahl, darunter das uns von der Sonne her wohlbekannte Helium, welches als Bestandteil einiger seltener Minerale auch auf der Erde auftrat. Die Stoffe selbst haben freilich keine hervorragende Bedeutung für das tägliche Leben, doch aber waren sie deshalb besonders interessant, als sie Lücken in dem System der chemischen Elemente ausfüllten, wie es von Lothar Meyer und Mendelejeff 1869 ausgearbeitet worden war.

Es machte die Richtigkeit des Systems in hohem Grade wahrscheinlich, daß nicht nur die bei seiner Aufstellung bekannten, sondern auch die später entdeckten Elemente sich dahin einordnen ließen. Als das wichtigste Hilfsmittel zur Auffindung solcher ergab sich die Spektralanalyse, die im Anfange der sechziger Jahre von Bunsen und Kirchhoff entdeckt und zuerst angewendet wurde. Und nicht nur, daß sie neue Elemente entdecken ließ, sie ermöglichte auch die chemische Untersuchung der Sonne und der Fixsterne, überhaupt aller Weltkörper, die eignes Licht ausstrahlen. Sie ließ erkennen, daß die Kometen hauptsächlich aus Kohlenwasserstoffen bestehen, aber auch, daß die nämlichen Stoffe, die unsre Erde zusammensetzen, ebenfalls die Urstoffe der fernsten Welten sind.

Für die gesonderte Darstellung dieser Urstoffe leistete der elektrische Strom die

wichtigsten Dienste, aber nicht nur neue Urstoffe erlaubte die Elektrolyse abzuscheiden, auch neue Verbindungen ließ sie herstellen und wichtige Fortschritte in der Erkenntnis der Konstitution der Materie und der Mechanik ihrer kleinsten Bestandteile machen. Namentlich waren es die physikalische und die anorganische Chemie, die durch die auf ihr beruhende neue Disciplin, die Elektrochemie, gefördert wurden. Ostwald, van 't Hoff, Nernst und andre eröffneten eine Reihe neuer Gesichtspunkte, die von so weittragender Bedeutung wurden, daß es nicht verwundern konnte, wenn die junge Wissenschaft in ihrer eignen Wertschätzung, im Vergleiche zu den älteren Zweigen der Physik, hie und da wohl etwas zu weit ging.

Auch auf einem andern Grenzgebiete zwischen Chemie und Physik wurden die überraschendsten Ergebnisse erzielt. Schon Faraday war es gelungen, Chlor durch Temperaturniedrigung und verstärkten Druck flüssig zu machen, Thilorier erreichte das nämliche mit Kohlenäure, später gelang die Verflüssigung andrer Gase, nur der Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff trotzten allen Bemühungen, sie zu verflüssigen. Doch auch diese Aufgabe lösten unabhängig voneinander Pictet und Cailletet, nachdem Andrews gezeigt hatte, daß zu diesem Zweck eine für jedes Gas verschiedene niedrige Temperatur, die kritische, erreicht werden müsse, über welcher auch die stärksten Drücke nicht im Stande sind, die Gase in den flüssigen Aggregatzustand überzuführen. So erhielten sie flüssigen Sauerstoff und Stickstoff, aber auch flüssigen Wasserstoff kennt man, dank den Bemühungen Dewars, seit etwa einem Jahre. Die verflüssigten Gase machten wiederum die Herstellung der stärksten Kältegrade möglich, und die Technik veräumte nicht, davon die wichtigsten Anwendungen zu machen.

Diesen Errungenschaften traten diejenigen der Arbeiten Moissan's zur Seite, die mit Hilfe des elektrischen Lichtbogens in einem besonderen Ofen bis dahin unerreicht hohe Hitzegrade herzustellen lehrten. Auch diese lieferten im Carborundum, dann Calcium- und andern Carbiden neue Körper von den interessantesten und wichtigsten Eigenschaften. Kam jenes dem Smirgel an Härte gleich, so diente dieses zur Herstellung des Acetylen's, jenes Kohlenwasserstoffes, der einer andern Errungenschaft unsers Jahrhunderts, der Beleuchtung mit Leuchtgas, den Rang streitig zu machen sucht. Und noch Größeres hofft man erst von diesen hohen Temperaturen, die mit hohen Drücken Hand in Hand gehen. Schon ist es gelungen, kleine schwarze, in der Glastechnik bereits verwendbare Diamanten künstlich herzustellen, vielleicht ist damit die erste Strecke auf dem Wege zurückgelegt, der zur Herstellung auch durchsichtiger Diamanten führt.

So läßt sich hinsichtlich der Fortschritte auf physikalischem Gebiete kein früheres Jahrhundert mit dem neunzehnten vergleichen, und man fragt unwillkürlich, ob danach für das zwanzigste noch viel zu thun übrig bleiben möchte. Es wäre im Hinblick auf die sich in immer rascherer Folge häufenden Entdeckungen unsrer Zeit thöricht, diese Frage verneinen zu wollen, aber unmöglich ist es, auch nur Vermutungen über Dinge auszusprechen, die einstweilen noch im Dunkel der Zukunft ruhen. Nur die Richtung, in der sich die Forschung

zunächst weiter fortbewegen wird, läßt sich vielleicht bezeichnen, weiß man ja doch, welche Bahnen sie eingeschlagen hat. Da ist es vor allen die Frage nach dem noch gänzlich unbekanntem Wesen der Schwerkraft, die ihrer Beantwortung entgegensteht, neben ihr die nach dem Wesen der Elektrizität. Wer kann sagen, ob sie nicht zugleich ihre Beantwortung finden werden! Aber auch die Frage nach dem Wesen der Materie wird nicht von der Tagesordnung verschwinden, und wenn man die in der Technik bereits in Angriff genommenen, zum Teil bereits ihrer Lösung entgegengehenden Aufgaben sich vergegenwärtigt, dann wird man bedauern, nicht in der Lage zu sein, des ewig jungen, zu sein und an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts eine ähnliche Umschau halten zu können, wie wir sie eben für das neunzehnte dem Leser vorgelegt haben.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Geschichte.

#### Begriff und Aufgabe der Weltgeschichte.

Seit dem Aufblühen der historischen Studien in Deutschland, oder, anders ausgedrückt, seit der Alleinherrschaft der Schule Leopold Ranke's auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten, verfiel die Pflege der „Weltgeschichte“ im bisherigen Sinne einer wachsenden Mißachtung. Die Vertiefung der geschichtlichen Kenntnis im einzelnen durch erschöpfende Benützung der Quellen, vor allem der Archive, führte zu einer spezialisierenden Arbeitsteilung, die selbst den begabtesten und fleißigsten Forschern den Grundsatz freiwilliger Beschränkung auf engere Gebiete als Forderung wissenschaftlichen Betriebs der Geschichtsstudien aufnötigte. Dem gegenüber konnte die umfassende Darstellung weitgedehnter Zeiträume wie nun erst des gesamten historischen Wissens nur als kompilatorische und von vorn herein „unwissenschaftliche“ Thätigkeit gelten, die der zünftige Historiker geringschätzig andern Leuten überließ. Wie weit die Spezialisierung getrieben werden konnte, hat der verstorbene Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl durch die selbstbewußte Antwort eines angehenden Geschichtsprofessors illustriert, der auf Riehls Frage, ob er nun wohl gedente, ein Kolleg über die Geschichte der Reformation zu lesen, erwiderte, er sei nicht so unwissenschaftlich, sondern beschäftige sich ausschließlich mit dem Zeitraum von 1525 bis 1530. Das praktische Bedürfnis umfassender Geschichtskennntnis unter Verzicht auf die Beherrschung im einzelnen blieb freilich nach wie vor bestehen; der große Beifall, dessen die Weltgeschichte des Antipoden Ranke's, des Heidelberger Professors Friedrich Christoph Schloffer sich erfreute, die zahlreichen Auflagen so manchen Lehrbuches der Weltgeschichte, so des Heidelberger Schulmanns Georg Weber, sprach deutlich genug. Leser und — Käufer fand die in katholischem Sinne geschriebene bündereiche Weltgeschichte des Grazer Professors Johann Baptist Weiss, die deutsche Uebersetzung der noch größeren Storia universale des Mailänders Cesare Cantù, endlich die sechzehn dickeiligen Bände der Weltgeschichte des genannten

Georg Weber, dessen Fleiß und ehrliche Begeisterung volle Anerkennung verdienen, wenn auch das Werk den Beweis erbringt, daß eine Weltgeschichte in Webers Richtung und Breite gegenüber dem heutigen Stand der Wissenschaft von einem einzigen Manne nur als Kompilation geschrieben werden kann, deren Schwächen den litterarischen Wert überwiegen. Nach den Stoffmassen konkurriert das Werk mit Einzeldarstellungen, in Durchbildung der Form und geistiger Beherrschung der Stoffmassen bleibt es zurück.

War es dann nicht ein gewaltiger Fortschritt, diese kompilatorische Thätigkeit aus zweiter Hand zu ersehen durch Aufteilung des weiten Gebietes der Weltgeschichte unter eine Reihe von Spezialforschern, die nach gemeinsamem Arbeitsplan vorgehend die Zuverlässigkeit im einzelnen vereinigen konnten mit der Festhaltung eines inneren Zusammenhangs der Teile? Das war der Gedanke Wilhelm Ludens bei der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“. In der Ausführung trat freilich der innere Zusammenhang mehr und mehr zurück, jeder der zahlreichen Mitarbeiter folgte seiner Eigenart, der Gesamtumfang überschritt um ein Namhaftes die Ankündigung, das Werk ward zu einer historischen Bibliothek, deren einzelne Teile sehr verschieden an innerem Werte geworden sind — eine Gefahr, die nur dann hätte umgangen werden können, wenn die Redaktion die Möglichkeit gehabt hätte, die Mitarbeiter zu korrigieren, an ihren Leistungen einschneidende Kritik zu üben. Ungeteilten Beifall fand die Heranziehung authentischer Illustrationen; diesen Vorzug und den Grundsatz der Arbeitsteilung hielten denn auch andre buchhändlerischen Erwägungen entsprungene „Illustrierte Weltgeschichten“ fest, die der chronologischen Einteilung der Geschichte sich wieder enger angeschlossen und auch im Umfang sich wesentlich beschränkten.

Das große Unternehmen Ludens mußte die Erwägung nahelegen, ob bei der Zerlegung des Stoffes in selbständige Teile die der bisherigen „Weltgeschichte“ zugewiesene Aufgabe überhaupt noch erfüllt werden könne. Die Weltgeschichte war hervorgegangen aus dem Ideal der Humanität, dem Erzeugnis der deutschen Bildungsbestrebungen am Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Heeren's, Schölers und Gatterer's universal-historische Schriften, Johannes Müllers vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, Beder und Schloßers zeigen diese Herrschaft des Humanitätsideals über die historische Betrachtung, die sich dann mehr und mehr der Theorie zuliebe auf dasselbe Gebiet geschichtlichen Lebens beschränkte, das schon die theologischen Geschichtssysteme der vier Weltmonarchien als Einheit zusammengefaßt haben. In der naiven Sicherheit des Nachzüglers hat der genannte Georg Weber in seinem weitverbreiteten und dadurch auch einflußreichen Lehrbuch der Weltgeschichte diese Selbstbeschränkung, einen an sich ursprünglich feinen Gedanken vergrößernd, in folgenden Worten motiviert: „So wenig die Chinesen ihrer Natur nach geeignet sind, in das geschichtliche Leben einzuführen, an dem sie selbst keinen Teil haben, so werden sie doch mit Recht an den Eingang gestellt, einmal weil im großen und allgemeinen die Entwicklung des Menschengeschlechts dem täglichen Lauf der Sonne gefolgt ist und somit aller Wahrscheinlichkeit nach die Völker des äußersten Ostens am frühesten aus dem Zustand halbwildler Naturvölker herausgetreten sind, und dann, weil die Chinesen vermöge ihres typischen Charakters und ihrer stagnierenden Bildung nicht in den vollen Strom der Weltgeschichte eingereicht werden können. Sie stehen in der Vorhalle, um nach kurzer Betrachtung ihres Wesens für immer ausgehieben zu werden.“ Ein Chinese vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hätte sich wohl in ähnlicher Weise, stolz auf die stetige Ausdehnung seiner Nationalität und Kultur, über die europäischen Völker auslassen können.

Mitten in der Diskreditierung der Weltgeschichte alten Stils war es die höchste Ueberraschung, als der greise Ranke mit seiner Weltgeschichte auf den Plan trat — Alfred Dove fühlte sich durch diese litterarische Erscheinung in die Tage der Großväter zurückversetzt. Nachdem Ranke zwei Menschenalter hindurch mit seiner Methode der Quellenbehandlung die neue Geschichtswissenschaft begründet und gepflegt hatte, empfand er das Bedürfnis, seine Lebensarbeit abzuschließen und ihre Ergebnisse zusammenzufassen. Das



war der erste Unterschied, daß bisher die Verfasser von Weltgeschichten die Ergebnisse der Arbeit anderer dargeboten hatten, während Ranke nur Eigenes geben wollte und nicht die Mühe scheute, an die Quellen anzuknüpfen. Und noch enger zog er den Begriff seiner Weltgeschichte; schon in dem Titel des ersten Bandes „Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen“ lag das ausgesprochen, nichts von dem Unterbau der sonstigen Weltgeschichten, von dem Ueberblick über den Gang der menschlichen Kulturentwicklung, von der Erfüllung der Erde mit Völkern mannigfacher Art und Sprache; unbeachtet blieb die Arbeit der Forschung auf dem Gebiet der Urgeschichte, die Ranke nach seinem eignen Geständnis „nicht leiden konnte“. Rankes Weltgeschichte hatte es nach Doves Ausdruck nicht mit der Menschenwelt als einem historischen Weltall zu thun, sondern vielmehr mit der allmählichen Bildung eines historischen Weltganzen, sie ist nichts weiter als die Lehre von dem historischen Zusammenhang und dem geschichtlichen Gemeinleben. Und wer hätte von Ranke etwas andres erwarten können als eine Steigerung seiner Eigenart entsprechend der Stufe des Greisenalters. Das Individuelle war schon frühe ihm oft wie ein Gleichniß erschienen, bei aller Kunst der Schilderung; diese war noch nicht erloschen, aber sie richtete sich mit Vorliebe auf das Typische in den großen Persönlichkeiten, und daneben las man die abstrakten Sätze vom Ablauf der Weltgeschichte, wie folgenden: „Konstantinopel war für die Continuation der Weltgeschichte unentbehrlich. In der Eroberung von Konstantinopel würde ein Ereignis gelegen haben, welches alle Weltverhältnisse zum Vorteil des Kalifats und Islams entschieden hätte.“ Oder ein andres Beispiel: „Ein bloßes Spiel mit Worten ist es nicht, wenn man in der Einnahme Siziliens durch die Araber eine Art Wiederholung der Angriffe Hannibals auf Italien sieht.“ Goethe sagt einmal, es gebe zweierlei Arten Geschichte zu schreiben: für Wissende und für Nichtwissende. Daß Rankes Weltgeschichte nicht für Letzer bestimmt ist, die sich erst über das Thatsächliche unterrichten wollen und müssen, das bedarf keiner Auseinandersetzung; sie ist durchaus esoterisch und setzt zu ihrer Würdigung eine Vertrautheit mit Rankes historischen Anschauungen voraus, wie sie sich in den früheren farbenreichen und lebensvollen Büchern gelegentlich aber nicht selten kundgaben als geschichtsphilosophische Ideen stark theologischer Färbung. Schon oft hat man darauf hingewiesen, daß Ranke eigentlich stets Weltgeschichte in seinem Sinne geschrieben habe, auch da, wo es sich dem Titel nach um Einzelgeschichte handle; die internationalen Beziehungen der Politik treten in den Vordergrund, die vollständigen Erscheinungen des Lebens spielen die bescheidene Rolle des Rohstoffes für die gestaltenden, sich gegenseitig bekämpfenden Kräfte. Ganz in Rankes Geist drückt sich Ottolar Lorenz aus: „Die Erfahrung zeigt auf jedem Blatte der Geschichte, daß der Staat für sich weit mehr ein Produkt der Wechselwirkungen als des Lebens in sich zu sein pflegt.“

Aber legt denn nicht wenigstens die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts Verwahrung ein gegen paradoxe Einseitigkeit? In dessen Anfang, als Napoleon den europäischen Nationen das Joch seines Weltreiches auferlegte, schrieb Friedrich Ludwig Jahn die Sätze nieder: „Die Geschichte beginnt ihre Erzählung mit Nachrichten von Völkern . . . Von eines jeden Zeitraums erster geschichtlicher Denkzeit bis zum letzten Schlussergebnis waren Völker immer die Leiter der Begebenheiten. In ihnen wird die Geschichte erzeugt und beschrieben, sie sind die Gedächtnisträger.“ Und als das Weltreich Napoleons in den deutschen Befreiungskriegen beseitigt worden war, da eiferte Jahn gegen die Theorie, daß der Staat die Hauptsache sei, das Volk nur die Unterthanen: „Völker sind älter als Staaten und dauernder, Staaten sind zufällige Erscheinungen.“ Und später ward das Nationalitätsprinzip verkündigt, jedes Volk habe Anwartschaft darauf, sich als Staat zusammenzuschließen; das Entstehen eines Königreichs Italien wirkte wie der Anfang zu einer praktischen Durchführung des Prinzips, dessen abstrakte Fassung freilich nur den Widerspruch gegen Erfahrung und Wirklichkeit bedeutet, die Vielgestaltigkeit des Verhältnisses von Staat und Volk unbeachtet läßt.

Das Fachwerk der populären Weltgeschichten, die notwendige Einteilung des mannig-

fachen Stoffes ist stets sehr leicht mit derartigen methodischen Fragen fertig geworden. Stets hat man auch bei der üblichen Unterscheidung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit die Völker als Träger der Geschichte behandelt. Niemals aber bisher ist der Versuch gemacht worden, alle Völker, die gesamte Menschheit in einen systematischen Aufbau der Weltgeschichte einzubeziehen, wie dies eine neue im Erscheinen begriffene Weltgeschichte (hau.)<sup>1)</sup> Der Gegensatz nicht nur etwa gegen Ranke, sondern gegen die communis opinio der gesamten historischen Fachwelt könnte kaum schärfer sein, als ihn der Herausgeber Hans Helmolt wenigstens für den I. Band „in bewußter Abweichung von allen bisherigen Werken dieser Art“ aufgestellt hat. „Es sollte sich das neue Unternehmen in den encyclopädischen Rahmen des Verlags passend einfügen“, deshalb stellt der Herausgeber seine Weltgeschichte unter die anthropogeographischen Gesichtspunkte Friedrich Kayels. Er sucht das zu rechtfertigen in einem Einleitungsaussatz über den Begriff der Weltgeschichte, der sich gegen das hereintragen teleologischer Systematik in die Geschichte der Menschheit ausspricht und die „Völkertreife“ Friedrich Kayels als die einzig praktische und theoretisch voraussetzungslose Einteilung des Stoffes verkündet. „Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ giebt Josef Kohler, „die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde“ betrachtet Kayel, die „Urgeschichte der Menschheit“ hat Johannes Ranke beigezeichnet. Der Abschnitt über Amerika ist von Konrad Häbler; „die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans“ ist von Graf Witzel und Karl Weule bearbeitet. Nicht minder eigenartig ist der Plan der Fortsetzung: der zweite Band soll enthalten: Ozeanien, Ostasien, den Indischen Ozean; der dritte Ostasien und Afrika, der vierte die Mittelmeervölker, der fünfte Südosteuropa und das Slawentum, der sechste Germanen und Romanen, der siebente und achte Westeuropa und den Atlantischen Ozean.

Es ist aus diesem Plane nicht zu ersehen, wie das Universalhistorische innerhalb des geographischen Rahmens zu seinem Rechte kommen soll. Der eigentliche Wert eines Sammelwerkes wird ja immer in den Teilen beruhen; eine bessere ethnographische Grundlage für die einzelnen geschichtlich wichtigen Länder und damit ein tieferes Verständnis, etwas wie eine historische Völkertunde läßt sich mit Sicherheit erwarten. Der Herausgeber verspricht aber mehr. Als der zweite Teil der Aufgabe erscheint ihm die psychologische Verarbeitung des Stoffes, denn „die Lebensgeschichte der Menschheit ist mehr als die Summe der Monographien über einzelne Völker. Weil sich kein einziges Volk aus sich selbst entwickelt hat, wird sich eine beträchtliche Zahl von Erscheinungen entpuppen, die man unter dem Namen „Eingriffe von außen“ zusammenfassen kann. Durch den Nachweis solcher Verknüpfungen wird es gelingen, eine Kette ohne Anfang und ohne Ende um den Erdkreis zu icklingen.“ In dieser Darstellung des Hinüber und Herüber hat man bisher die spezifische Aufgabe der „Weltgeschichte“ im Gegensatz zur Einzelgeschichte gesehen; eine Aufgabe, die aber nur einheitlich gelöst oder versucht werden könne. Alfred Dove nannte eine „Weltgeschichte in Einzelbarstellungen“ ein Unternehmen von der Logik eines politischen Programms, das die Herstellung des Einheitsstaates auf partikularistischem Wege ins Auge faßen wollte. Daß aber wenigstens die von Helmolt gewählte Einteilung des Stoffes vom Standpunkt historischen Zusammenhanges ihre besonderen Bedenken hat, zeigt sich schon im vorliegenden ersten Band. Von der Geschichte Amerikas fallen 170 Seiten auf die Autochthonen, 180 auf die eingewanderten Abkömmlinge europäischer Völker, der Absatz über den Stillen Ozean bietet teilweise Zukunftsmuß. Eine Weltgeschichte, die sich von der Chronologie und vom Pragmatismus zugleich mehr oder weniger emanzipiert, läuft unverkennbar Gefahr, das Neben einander auf Kosten des Nacheinander und Begeneinander zu pfelegen. Dieser methodische

<sup>1)</sup> Weltgeschichte I. Band. Allgemeines. Die Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean. Von Hans F. Helmolt, Josef Kohler, Friedrich Kayel, Johannes Ranke, Konrad Häbler, Edward Graf Witzel, Karl Weule. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899.

Einwand wird dem Unternehmen nicht erspart bleiben. Aber ohne Zweifel ist ihm in der Anlage bereits Rechnung getragen, der Schlußband wird vermutlich die Aufgabe zu erfüllen haben, die Fäden des geistigen Zusammenhangs straff und übersichtlich zusammenzufassen. Jedenfalls verdient der großartig entworfene Plan einer Weltgeschichte auf ethnographischer Grundlage volle Anerkennung.

Dr. Fr. Guntram Schultzeijß.



## Litterarische Berichte.

**Zur modernen Dramaturgie.** Studien und Kritiken über das ausländische Theater. Von Eugen Zabel. Oldenburg 1899. Schulzeische Hofbuchhandlung.

Dem Beispiel seines älteren Genossen an der Nationalzeitung, Karl Frenzel's, folgte Eugen Zabel, indem er eine Reihe von Essays und Kritiken zu einem Buch vereinigte. Der Zusammenhang zwischen den inhaltlich so verschiedenen Aufsätzen liegt darin, daß sie alle den Einfluß schildern, den unsere Bühne von dem Drama und der Schauspielkunst des Auslandes erfahren hat. Das geschieht mit guten Kenntnissen, auf Grund reicher Anschauung und in lebendigem Vortrag. Aber wir vermischen eine zusammenfassende Uebersicht, den Versuch, das wesentliche Ergebnis aus den Einzeluntersuchungen zu ziehen. Außerdem will uns scheinen, daß bei Besprechung der italienischen Schauspieler viel Nebenächliches in die Buchausgabe übernommen worden ist; müßte denn — beispielsweise! — nochmals gedruckt werden, daß eine Vorstellung der „Kameliendame“ statt um 10 um 11 $\frac{1}{2}$  Uhr schloß? Da die Essays noch nach Jahrzehnten gelesen werden sollen und es in der That verdienen, hätte dergleichen ohne Schaden fortfallen können.

M. D.

**Can we disarm?** By Joseph Mc. Cabe written in collaboration with Georges Darien. London, 1899. William Heinemann. 151 Seiten.

Das Problem der Abrüstung wird in diesem klar geschriebenen Buch sowohl vom wirtschaftlichen wie vom politischen Standpunkte ausführlich erörtert. Besonders Interesse erwecken die Abschnitte über die militärische Lage Frankreichs, die sehr gründlich besprochen wird, und über die politische Stellung des Vatikans zur Friedensfrage. Dem Friedenskongreß im Haag steht der Verfasser ziemlich skeptisch gegenüber, wenn er ihm auch die Rolle eines ersten Schrittes auf dem Wege zur Lösung des Problems zu-

erkennt. Von dem Wirken der Friedensgesellschaften verspricht er sich ebensowenig Erfolg wie von dem Einfluß der Kirche. Von wesentlicher Bedeutung für die Frage der Abrüstung erscheint ihm dagegen die Thätigkeit der Presse und andererseits die im Wachsen begriffene moderne Frauenbewegung. Das interessante Buch verdient auch vom deutschen Publikum gelesen zu werden.

B. r.

**Erinnerungen eines Japaners.** Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Gegenwart. Von J. Heco (Tosio). Nach dessen Originalaufzeichnungen bearbeitet, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Ernst Dypert. Stuttgart, ohne Jahr, Verlag von Strecker & Moser.

Der Verfasser hat die wichtigen Umwälzungen, die sein Vaterland Japan in der neueren Zeit durchlebt hat, mit einem einigermaßen europäisch geschulten Auge betrachtet, und schildert mancherlei, was des Lesens und Erinnerens wert ist, in interessanter Weise. Wahrscheinlich hätte er noch sehr viel mehr sagen können und hat es nur unterlassen, weil er für den Anteil, den wir daran nehmen können, kein Verständnis hat. Ich denke hierbei besonders an die vortrefflichen Jugenderinnerungen des Kroaten Italic (vergleiche die Anzeige Juni 1895), der unendlich viel mehr zu sagen weiß.

Wenn aber der Herausgeber, wie es den Anschein hat, durch dieses Buch beweisen will, daß in Japan die moderne Kultur nicht auf der Oberfläche geblieben sei, sondern tiefere Wurzeln geschlagen habe, so hat er sich getäuscht. Heco ist ein Mann, der bei sehr redlichem Streben durch wunderbare Schicksale zur Oberflächlichkeit verdammt ist. Oberflächlich im japanischen Schulwesen und dann im Gewesen erzogen, gelangt er nach Amerika, um dort in den Handelswissenschaften und im Christentum oberflächlich unterwiesen zu werden. Als amerikanischer Bürger und als

Christ nach Japan zurückgekehrt, nimmt er hier bald als Konsulsbeamter, bald als Kaufmann wechselnde Stellungen ein, die ihn sogar zur Teilnahme an einer kriegerischen Unternehmung gegen seine eignen Landesleute führen, und gewahrt von allem, was er sieht und hört, nur die Außenseite. Der Uebersetzer hat seine Aufgabe zu leicht genommen. Das Buch ist voll von Fremdwörtern und andern unverständlichen Ausdrücken, die der Erklärung bedürften.

K. F.

**Immaculata.** Roman von Rubert Karkert. Stuttgart 1899. Cotta Nachfolger. 675 Seiten.

Ein breit angelegter Roman im modernen Rom spielend, mit interessanten, geschickt eingeflochtenen Erörterungen über Kunst und Politik, mit einer Menge von Gestalten und Episoden, besonders ausgezeichnet da, wo sich die Fäden des Romans straffer anspannen, sonst die Gefahr nicht immer ganz vermeidend, abzuschweifen und abzulenken. Eine geübte und sachtundige Feder verrät sich in dem Werk, das wir als wertvolle Bereicherung unsrer neuesten Litteratur mit Freuden begrüßen. — ck.

**Bismarck in der Karikatur.** 230 französische, englische, russische, italienische, amerikanische, Wiener, deutsche, Schweizer und so weiter Karikaturen. Gesammelt und mit erläuterndem Text versehen von H. Wallther. Stuttgart, Francksche Verlagshandlung, B. Keller & Co. 52 S. 4 M.

Fünzig Jahre hindurch hat Bismarck den politischen Wipplättern aller Nationen Stoff geliefert. Mit geschickter Hand ist in dem vorliegenden Buche eine Sammlung von Bismarckkarikaturen aus den namhaftesten Wipplättern Europas und Amerikas zusammengestellt. Durch fortlaufenden Kommentar, der sich durch Sorgfältigkeit und gewandte Darstellung auszeichnet, hat der Herausgeber das Verständnis des gebotenen Stoffes weientlich erleichtert. Das Werk ist ein wertvoller Beitrag zur Lebens- und Zeitgeschichte des großen Kanzlers. Br.

**Die Kunst.** Monatschrift. Verlagsanstalt Fr. Bruckmann. München 1899.

Diese Monatschrift bildet eine Gesamtausgabe der beiden bekannten Zeitschriften „Kunst für Alle“ und „Decorative Kunst“. Eine solche Vereinigung wird für Künstler und Kunstfreunde von Interesse sein, da ein Gesamtbild der modernen Kunstproduktion gewiß für viele von Wert ist. Das vorliegende Heft der „Kunst“ enthält Beiträge, respektive Bilder und Artikel von Fr. August Kaufbach, von Arthur Fitger und andern, sowie Illustrationen und Artikel aus dem Ge-

biete des Kunstgewerbes. Der Inhalt und die Ausstattung dieser Monatschrift verdienen die weiteste Beachtung.

**Ferdinand von Saar, Nachklänge.** (Neue Gedichte und Novellen.) Heidelberg 1899. G. Weis. 291 Seiten.

In einer Zusammenstellung von Gedichten, Dramenstücken, Novellen giebt uns der im Herbst des Lebens stehende bekannte österreichische Schriftsteller Proben seiner Kunst auf allen diesen Gebieten. Daher der Titel Nachklänge. Ein Meisterstück ist das Schlußsonett „Mein Loos“. In den Novellen bezeugt von Saar ein unstrittig sicheres und geschultes Erzählertalent. Im übrigen findet sich Gutes und Geringeres nebeneinander, doch schallt auch aus dieser Rauleise manch jugendfrischer und vollkräftiger Accord uns entgegen. — ck.

**Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte.** Von A. T. Mahan. Zweiter Band. 1783–1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Oberkommandos der Marine übersezt von den Vize-Admiralen Watsch und Paschen. Mit Karten und Plänen. Berlin 1899. Hofbuchhandlung von Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Wir haben seinerzeit den ersten Band des wertvollen Werkes angezeigt. Was von diesem zu rühmen war, gilt auch von dem jetzt in zwölf Lieferungen erschienenen zweiten Band: die geistvolle Durchdringung des historischen Stoffes, aus der in voller Klarheit auch für den nichtfachmännlichen Leser Gesichtspunkte einer Kriegsführung zur See hervortreten, die ebenso für Gegenwart und Zukunft ihre Bedeutung behaupten werden. Englands Kolonialreich ist im wesentlichen im achtzehnten Jahrhundert geschaffen worden, das Entscheidungsringen mit Frankreich aber fällt erst in die Zeit Napoleons I., dessen Kontinental Sperre nur eines der Mittel war, um die Seeherrschaft Englands zu bekämpfen. Der Wunsch des Verfassers war es, durch Aufklärung der politischen Gesichtspunkte der Seemacht nicht nur den Fachleuten, sondern dem ganzen Lande ein besseres Verständnis beizubringen von der Notwendigkeit einer Flotte, die größeren Unternehmungen gewachsen sei, sofern man nicht in Fällen, wo die friedlichen Mittel der Politik erschöpft sind, unvorbereitet dastehen und dem Willen des Gegners weichen will. Mahan dachte dabei an sein Land; die Uebersetzer haben seine Lehre auch für deutsche Leser allgemein zugänglich gemacht und sich dadurch ein Verdienst erworben. Nicht nur die Zukunft des Deutschen Reiches, auch schon ein beträchtliches Stück seiner Gegenwart liegt auf dem Wasser, die Entwicklung der deutschen Industrie

ist an die Erweiterung des Ausführhandels geknüpft. Damit steigt auch die Bedeutung der Kriegsstotte in ihrer Aufgabe, die Handelsflotte zu schützen, wenn es not thut. Auf den geschichtlichen Inhalt des Werkes näher einzugehen ist hier nicht möglich, er bietet eine Ergänzung unfrer einheimischen Geschichtschreibung, die naturgemäß die napoleonische Epoche wesentlich als eine Reihe von Feindlandskriegen betrachtet und dabei die weltgeschichtlichen Zusammenhänge zurücktreten läßt. —ß.

**Kaiser Friedrich.** In neuer, quellenmäßiger Darstellung von Margarete v. Poschinger. Band I. 1831—1862. Berlin 1899. R. Schröder (vormals E. Dörings Erben). 430 Seiten. Preis M. 10.—

Das umfangreiche Werk, dessen erster Band bis zur Berufung des Ministeriums Bismarck reicht, hält sich von der politischen Geschichte der behandelten Zeit ziemlich fern. Es zeigt uns den nachmaligen Kaiser Friedrich in genauer attenmäßiger Darstellung seines Lebens, es folgt seiner Entwicklung von Jahr zu Jahr und berichtet getrenntlich alle nennenswerten Vorkommnisse, seien sie öffentlicher oder rein persönlicher Natur. Es ist mehr ein Memoiren- als ein Geschichtswerk. Als entschiedenes Verdienst der Verfasserin muß die fleißige Sammlung des reichhaltigen Materials anerkannt werden, die für spätere Geschichtschreiber von hohem Werte sein wird. Br.

**Kunstformen der Natur.** Von Prof. Dr. Ernst Haeckel. Fünfzig Illustrationstafeln mit beschreibendem Text. Erste Lieferung. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Das vorliegende Heft führt uns in ein ebenso eigenartiges wie interessantes Werk ein: Ernst Haeckel, der hervorragende Forscher auf dem Gebiete des Darwinismus, unternimmt es, uns mit dem reichen Formenschatz

der organischen Welt bekannt zu machen, die sich bisher nur dem Auge des Naturkundigen unter dem Mikroskop offenbarte. Er will der Kunst und dem Kunstgewerbe neue Wege erschließen, indem er sie auf die Fülle von reizenden und anmutigen Formen aufmerksam macht, welche die Natur in der Bildung der kleinen und kleinsten Lebewesen entfaltet. Die Resultate, die wir auf den zehn Tafeln der ersten Lieferung vor uns sehen, sind in der That überraschend. Wir gewahren da zarte Wimperlinge, mosaikartige Kammerlinge, vornehm gestaltete Staatsquallen, farbenprächige Scheibenquallen und reizende Sterncorallen, die nicht anders anmuten, als habe eine geniale Künstlerhand sie als Vorbilder zu künstlerischen und kunsttechnischen Arbeiten entworfen. Das Verdienstliche des Werkes besteht vor allem darin, daß die Abbildungen dieser formschönen Organismen, die bisher der Mehrzahl nach nur in seltenen, teuren und schwer zugänglichen Werken enthalten waren, nunmehr vermehrt durch zahlreiche ganz neue, von dem Verfasser selbst auf seinen Reisen nach der Natur aufgenommene Figuren den weitesten Kreisen erschlossen und dienstbar gemacht werden. Die Ausstattung des Werkes ist eine tadellose. L. H.

**Ostasiatische Wanderungen.** Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea. Von Ernst Oppert. Stuttgart, ohne Jahr. Verlag von Strecker & Moser.

Ein bißchen Allerlei von hier und dort, auch aus Australien eine sensationelle Novelle, interessant und einigermaßen gewandt geschrieben, aber weder ganz frei erfunden, noch ganz treu geschichtlich, so daß dem Leser überlassen wird, sich selbst die Grenze zwischen Erfindung und Wirklichkeit zu ziehen, und das ist nicht jedermanns Sache, besonders da die Sächelchen zu wenig Kunstwert haben, um in die an und für sich durchaus berechnete Kategorie der „historischen Novellen“ eingereiht zu werden. K. F.



## Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

**Mohlis, Prof. Dr. Th.,** Sociologie. Nr. 101 der „Sammlung Götschen“. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

**Bernheim, Dr. B.,** Der ambulante Gerichtsstand der Presse. Referat, erstattet am 1. Juli 1899 zu Zürich

gelegentlich des VI. allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertages 1899. München. Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine.

**Bierbaum, Otto Julius,** Gugeline. Ein Bühnen-

- spiel in fünf Aufzügen. Mit Buchschmuck von E. R. Weiß. Berlin, Schuster & Köffler.
- Bormann, Edwin.** Prosit! 120 heitere Tischkartenverse und 8 frohe Tafellieder. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag.
- Brühl, Jul. Wilh. Prof.** Chemie der sechsgliedrigen heterocyclischen Systeme. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 28.—
- Cantor, Moritz.** Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Zweiter Band, erster Halbband. Von 1200 bis 1550. Mit 93 Figuren im Text. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.
- Cecoli, Ercole. M. Antonio Flaminio.** Studio con documenti inediti. Bologna, Ditta Nicola Zanichelli.
- Dekorative Kunst.** Zeitschrift für angewandte Kunst. II. Jahrgang. Heft 12. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.
- Deutsche Juristen-Zeitung.** Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 17—18. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.
- Deutsche Volksstimme.** Organ des Bundes der deutschen Bodenreformer. Nr. 17, 1. Septemberheft. Berlin, J. Harmswig Nachfolger. Vierteljährlich M. 1.—
- Die Waffen nieder!** Monatschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. VIII. Jahrgang, Juli-August 1899. Nr. 7 und 8. Dresden, E. Pierjóns Verlag. M. 1.50 vierteljährlich.
- Daleis, Catharinus.** Leben des Professors, von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Dr. F. Justi. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
- Hachs, Adolf.** Ein gebeizter Schurke. Uebermütige Geschichten. Berlin, Georg Rinnth. M. 1.50.
- Goethe.** Zu Goethes 150. Geburtstag. Eine Biographie in Bildnissen. Sonderabdruck aus Kühnstedts Bilderatlas zur Geschichte der deutschen National-Litteratur. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—
- Grohmann, Ed. Prof.** Zweierlei Zinssatz und Zinssatzwechsel im Conto-Corrent. Zweite Auflage. Verlag der Handelsakademie Leipzig. M. 2.—
- Horaz.** Ausgewählte Lieder. Deutsch von Heinrich von Wedel. Leipzig, Ferdinand Hirt. M. 1.—
- Jugend.** Münchener illustrierte Wochenchrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 32 bis 41. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.
- Kant, Immanuel.** Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Dr. Karl Vorländer. Nr. 1266 bis 1277 der „Bibliothek der Gesamtlitteratur“. Halle a. S., Otto Hendel. M. 3.—
- Knauer, Dr.** Die Vision im Lichte der Kulturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine kulturgeschichtliche-ethnologische Studie. Leipzig, W. Friedrich. M. 3.—
- Parfen, Grig.** Entdeckende Arbeit. Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierjóns Verlag. M. 2.—
- Lévy, Louis-Germain.** L'Inquisition. Paris, Librairie Darlacher. Fr. 1.—
- Söwenstimm, Aug.** Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen. Berlin, Johanns Wäde.
- Meyers Hand-Atlas.** Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage mit 112 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register. Lieferung 9—24. (Vollständig in 38 Lieferungen à 30 Pf.) Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Open Court. The.** A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 8.) August 1899. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually \$ 1 —
- Reimar, H. L.** Schwere Bürde. Novelle. „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise“, Band 82. Berlin, A. Goldschmidt. 50 Pf.
- Revue de Paris.** La 6<sup>e</sup> Année. Nr. 17, 1<sup>er</sup> Septembre; Nr. 18, 15 Septembre 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.
- Rheinlande, Die.** von Mainz bis Koblenz. Mit 150 Illustrationen. Herausgegeben von Dr. W. Schwann. Lieferung 3. (Vollständig in circa 12 Lieferungen à M. 1.50.) Leipzig und Zürich, Th. Schöbter.
- Runge, Max.** Männliche und weibliche Frauenheilkunde. Feste, gehalten im Namen der Georg-Augusts-Universität zur akademischen Preisverteilung am 5. Juni 1899. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 40 Pf.
- Sachs, Grig.** Ein Lebensmorgen. Etizzen. Berlin, G. Uebering.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Birkow. Neue Folge. Heft 320: Ueber Sprachkenntnis und Sprachkunde. Zwei Vorträge im Verein junger Kaufleute in Berlin. Von M. Steinhaider. (75 Pf.) Heft 321: Nikolaus Lenau. Von F. Sintenis. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter).
- Seibler, Die** gesetzlich unmöglichen Beurteilungen des Amtsgerichtsrats Seibler durch die Disciplinarkommission des königlichen Kammergerichts. Aftenacten dargestellt und kritisch beleuchtet. Von Peter Seibler, Rechtsanwalt zu Landshut. a. B. Berlin, Imberg & Veffen.
- Suttner, Bertha v.,** Im Berghäus. Novelle. 3. Auflage. „Goldschmidts Bibliothek für Haus- und Reise“, Band 81. Berlin, A. Goldschmidt. 50 Pf.
- Wiesengrund, Dr. und Rüssner, Dr.** Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. 4. Auflage mit 54 Abbildungen. Frankfurt a. M., H. Bechhold. M. 1.—

==== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ====

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal  
in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

==== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ====

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die zweifelhafte Reparatur-Sette  
oder deren Raum kostet 40 Pfennig.  
— Bei Wiederholungen einer Anzeige  
entsprechender Rabatt.  
Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Seiten, nach Vereinbarung.

# Anzeigen.

Anzeigen-Aufnahme bei allen Annoncen-  
Erpeditionen und bei der Deutschen  
Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen,  
in Stuttgart, Postfach 12123.

## Bad Wildungen.

das im Handel vorkommende **ausgebildete Wildunger Salz** ist ein künstliches, zum Teil unedliches Fabrikat. Schriften  
gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Waldesglöhauser** und **Europäischen Hof** erbetigt.

Die **Juspektion der Wildunger Mineralquellen** **Actien-Gesellschaft.**

### Dr. Emmerich's Heilanstalt für Nerven- und Morphinum- und Kranke

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

#### Baden-Baden

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph., ohne Zwang und  
Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.

Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte.

Kth.  
in  
Prop.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“  
Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit  
14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen  
Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung.  
Einzelpreis einer Flasche v. 7, L. 75 Pfz. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Ideal schönes **Gesch.** inmitten Bart. Wald. Wein. Cöln.  
gut. Birten n. l. 200 M. verkauft. M. L. 19. Graz.

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. —

### Berlin in farbigen Natur-Aufnahmen von O. Croitzsch.

20 Farbenlichtdruckbilder auf Karton mit 1 Blatt  
Text. In Mappe Preis M. 5.—

Farbige Photographiebrude von höchster Vollendung, die als  
feines, geschmackvolles „Souvenir“ gewiß schnell Aufnahme  
finden werden. Neue Preis. (4) Zeitung, Berlin.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Psycho, Character,**  
die feinsten u. intimsten Züge etc.  
analysirt auf Grund sinnesd.  
Handschriften: der Entdecker u.  
Meister d. wiss.-nusch. Psycho-  
graphologie P. F. Liebs, P. F.  
Augsburg f. Bitte, Beding.,  
auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu  
verl., da vorherig. Honorar u.  
Retourport. I. viel. vorn. Ausb.  
m. Praxis deplac. Nobl. oblige.

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. —

### Neue belletristische Erscheinungen des Auslandes.

#### Der Todesengel.

Roman in zwei Bänden

von

Rafimix Tetzmaier.

Aus dem Polnischen überfetzt von S. Borowik.

Preis gebunden M. 3.—; eleg. gebunden M. 4.—

Rafimix Tetzmaier, das anerkannte Haupt der  
jungen polnischen Schriftstellergeneration, ist den  
Deutschen noch ein Fremder, aber er wird es nicht  
mehr lange bleiben, wenn anders man in Deutsch-  
land echtes Talent noch zu würdigen versteht. Tetz-  
maier ist ein echtes, ja ein großes Talent und gilt  
schon seit geraumer Zeit als der bedeutendste pol-  
nische Lyriker der Gegenwart.

#### Zum Nordpol und Erdkern.

Eine Erzählung aus dem 20. Jahrhundert

von

Frank Z. Stockton.

Aus dem Amerikanischen überfetzt von Marie Waller.

Preis gebunden M. 2.—; eleg. gebunden M. 3.—

Der berühmte amerikanische Humorist hat für  
seine Zukunftsbilderungen eine feiselnbe novellistische  
Einkleidung gefunden. Der große Erfinder Roland  
Clewe und seine Braut Margarete Raleigh, der in-  
trigante Pole Rovinski, der treue Samuel Blod  
und seine Ehehälfte, der Kapitän Gibbs — lauter  
lebensvolle Romanfiguren, deren Fühlen und Denken  
den Leser nicht minder interessiert wie die technischen  
Bestrebungen und Erfolge Clewes und der Gang der  
Handlung.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. —



Cacao  
\* **Suchard** \*

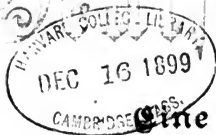
ist  
das beste " "  
" " Frühstück.



Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-<sup>AG</sup>

== Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Johs. Senemann,  
in Hamburg, bei, der gefälliger Beachtung empfohlen ==





Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

Richard Meißner

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Vize-Admiral a. D. Reinhold Werner: Unfre Zukunft liegt auf dem Wasser . . . . .	258
Clara Viebig (Berlin) . . . Die Mutter . . . . .	278
Ed. Beysd . . . . . Die Summe des 19. Jahrhunderts in öffentlich-geistiger Beziehung	281
Jos. Lewinsky, R. u. R. Hoffschau spieler: Ludwig Nuzengruber, der Lehrer seines Volks . . . . .	302
Dr. Max Nordau . . . . . Zeitfragen. Bösler-sympathien . . . . .	309
Geb. Oberschulrat Prof. Dr. Herman Schiller in Leipzig: Die alte und die neue höhere Schule . . . . .	313
L. Pelman . . . . . Die Irenfürsorge am Ausgange des 19. Jahrhunderts . . . . .	325
Poultney Bigelow . . . . . Ein Abend in Madrid . . . . .	332
Luise Lüdemann . . . . . Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche einer Großfürstin von Russland. Nach den Aufzeichnungen eines verstorbenen Verwandten (Schluß) . . . . .	340
Graf v. Greppi, königlich italienischer Botschafter: Erinnerungen eines alten Diplomaten. II. Wien, September 1842 bis Juni 1843 . . . . .	355
Sir W. D. Kattigan . . . . . Die Zukunft Transvaals . . . . .	363
M. v. Brandt . . . . . Die Transvaalfrage vom deutschen Standpunkte . . . . .	366
M. zur Megebe . . . . . Litterarische Revue . . . . .	371
Litterarische Berichte . . . . .	375
<p>Raffaels Handzeichnungen in der Auffassung von W. Koopmann. — Goethes Werke. In einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Dünker. — Meyers Kleines Konversationslexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Gedichte von Wilhelm Eberhard Graf. — Schönhausen und die Familie Bismarck. Von Dr. Georg Schmidt, P. — Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. — Wanderungen durch Frankreich. Beobachtungen und Schilderungen von Land und Leuten in Mittel- und Südfrankreich, sowie den Pyrenäen. Von Dr. Richard Pappis. — Heinrich Heines Sämtliche Werke. Mit einem biographisch-litterargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holtzof und dem Bildnisse des Dichters. — Kritik des Hedonismus. Eine psychologisch-ethische Untersuchung von Dr. Heinrich Gomperz. — Schiller in seinen Trauen. Von Carl Weibrecht. — Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834-1867. Erzählt von Theodor Schiemann. — Strafrecht und Politik. Kriminalpolitische Gedanken eines alten Richters. Von Justus Clemenens. — Hamlet und seine Gemütskrankheit. Von Gustav Friedrich. — Die Attribute der Heiligen. Ein alphabetisches Nachschlagebuch zum Verständnis kirchlicher Kunstwerke. Von Dr. Rudolf Pfeleiderer. — Die Reise um die Welt. Von Georg Schweifer.</p>	
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	379

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig  
1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

## Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue“.



Den geehrten Abonnenten auf unsere „Deutsche Revue“ empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unserer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

### Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel u. Rücken. Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum vierten Band des Jahrgangs 1899 (Oktober- bis Dezember-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1898 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Beforgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellzettel bei, welcher gefälligst mit deutscher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrten Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einbindung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch direkt von der unter-

zeichneten Verlagsbuchhandlung geliefert.

Stuttgart, Redakt. 121/23.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Soeben erschien im Verlage von Adolf Citz in Leipzig:

## Heinrich Heine Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von G. Karpeles.

Mit zahlreichen, teilweise bisher unveröffentlichten Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Facsimiles von Handschriften.

Gr. 8°. Gebunden in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.

# REVUE DES REVUES

Un Numéro spécial  
SUR DEMANDE

ET

24 Numéros par an  
RicheMENT ILLUSTRÉS

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Peu de mots, beaucoup d'idées.

Peu de mots, beaucoup d'idées.

Au prix de 20 fr. en France et de 24 fr. à l'étranger (ou en envoyant par la poste 20 marks), on a un abonnement d'un an pour la **Revue des Revues**, RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes (FRANÇOISE SARGEY); « rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); « elle a conquise une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères » (Les Débats); « la **Revue** publie des études magistrales » (Figaro); etc.

La **Revue** paraît le 1<sup>er</sup> et le 15 de chaque mois, publie des articles inédits signés par les plus grands noms français et étrangers.

La **Revue** publie également les analyses des meilleurs articles parus dans les périodiques du monde entier, caricatures politiques, des romans et nouvelles, dernières inventions et découvertes, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de 4 gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

Tous les abonnés pour 1900 recevront gratuitement la **Grande Revue de l'Exposition de 1900**, richement illustrée, et autres primes de valeurs. (Consulter nos prospectus.)

On s'abonne sans frais dans tous les bureaux de poste de la France et dans les bureaux de la **Revue**.

Rédaction et Administration: 12, AVENUE DE L'OPÉRA

Diesem Hefte sind drei Prospekte, von A. Zimmer's Verlagshandlung Johannes Küde in Berlin und der Verlagshandlung



## Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser.

Von

Vize-Admiral a. D. Reinhold Werner.

Als vor dritthalbhundert Jahren der Große Kurfürst seine segensreiche Regierung angetreten hatte, da that er den ebenso denkwürdigen wie durchaus richtigen Ausspruch: „Der gewisseste Reichthum und das Aufnehmen eines Landes kommen von dem Commercium her; Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Staats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser, als auch durch die Manufacturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen.“

Der weitsehende Blick des großen Hohenzollern hatte erkannt, daß Schifffahrt, Handel und Industrie die geeignetsten Mittel seien, Wohlfahrt, Ansehen und Macht eines Landes zu begründen und zu fördern, und machte diese Erkenntniß zur Richtschnur seines ganzen Lebens. Trotz aller sich ihm entgegenstellenden und oft unüberwindlich erscheinenden Hindernisse setzte er seine Ueberzeugung mit unbeugfamer Energie und eiserner Konsequenz in die That um.

Er begünstigte die Industrie, ermunterte den Seehandel, gründete Kolonien und schuf eine für die damaligen Verhältnisse ansehnliche Flotte zum Schutze überseeischer Unternehmungen. Die Erfolge lieferten den Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauungen.

Sein durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg verarmt und entvölkert am Boden liegendes Kurfürstentum hob er aus dem unsagbaren Elende empor, machte es zu einem festgefügteten Staate und schuf in ihm die Grundlage einer geachteten und gefürchteten nordischen Macht, aus der das Königreich Preußen und das Deutsche Reich hervorgewachsen sind.

Leider traten die Nachfolger nicht in seine Fußstapfen. Theils fehlten ihnen die hervorragenden Charaktereigenschaften des gewaltigen Mannes, theils waren es die unglücklichen politischen Verhältnisse unsers Vaterlandes, die sie hinderten und sie zwangen, sich lediglich ihrer Haut zu wehren und die maritimen Bestrebungen ihres Ahnherrn gänzlich zu vernachlässigen. Die Kolonien verkamen und wurden für ein Spottgeld verkauft, die Kriegsschiffe verfaulten in

den Häfen, Schifffahrt und Handel lagen danieder, weil Deutschland machtlos zur See und der Willkür der übrigen Seemächte preisgegeben war.

Fast anderthalb Jahrhunderte später, als das winzige Dänemark mit ein paar alten Fregatten unsre Küsten blockierte, unsre Kauffahrteischiffe kaperte und Deutschlands gesamten auswärtigen Handel lahm legte, kam man bei uns zum Bewußtsein der erlittenen Schmach und begann in der Hoffnung auf endliche Einigung unsers Vaterlandes die Gründung einer Kriegsflotte; doch als nach kurzer Zeit die erträumte Einheit zerstob, verschwand mit ihr auch bis auf weiteres der Gedanke an eine Geltung zur See.

Nur Preußen hielt fest an ihm und that, was es vermochte, um ihn zu verwirklichen, weungleich seine beschränkten Mittel nur gestatteten, die Flotte in engen Grenzen zu halten. Erst die Gründung des Norddeutschen Bundes und die Aufrichtung des neuen Reiches erlaubten eine größere Kraftentfaltung nach dieser Richtung, während gleichzeitig im Volke selbst sich eine glückliche Wandlung vollzog.

Was damals Friedrich Wilhelm im Verfolg seiner maritimen Pläne besonders hemmte, die Teilnahmslosigkeit seiner Unterthanen an seinen Bestrebungen und ihr gänzlicher Mangel an Unternehmungsggeist, wich. Unser Volk begann selbst zu fühlen, wie richtig der obige Ausspruch des Großen Kurfürsten war, daß „Seefahrt und Handlung die stürnklichsten Säulen eines Estats sind“, daß sie Wohlfahrt, Ansehen und Macht schaffen.

Was der Hanja gefehlt und an dem sie zu Grunde gegangen war, was Friedrich Wilhelm so schwer vermisse, das war dem deutschen Volke endlich zu teil geworden: der mächtige Rückhalt an Kaiser und Reich. In diesem Bewußtsein konnten sich die in ihm schlummernden wirtschaftlichen Kräfte entwickeln, der Unternehmungsggeist wieder erwachen und sich lebendig regen, Industrie und Schifffahrt einen ungeahnten Aufschwung nehmen.

Und wahrlich! Alles dies ist in den letzten dreißig Jahren in einer Weise geschehen, die an das Wunderbare grenzt, und die zeigt, was aus unserm Volke, wie es eine weltbeherrschende Macht hätte werden können, wenn die gegenwärtigen Verhältnisse einige Jahrhunderte früher eingetreten wären.

Ein vergleichender Blick auf unsre Errungenschaften wird lehren, wie schnell sich dieselben vollzogen haben.

Beginnen wir zunächst mit dem Schifffbau. 1875 arbeiteten auf sämtlichen deutschen Werften 11100 Personen und 1121 Pferdekkräfte. Ende 1898 wurden auf 21 der größten 30400 Arbeiter beschäftigt und außerdem 16000 Pferdekkräfte verwandt. Sie lieferten in dem genannten Jahre 226 Neubauten von 120000 Tonnen Gehalt im Werte von 84 Millionen Mark, und außerdem standen 218 Schiffe von 432000 Tonnen im Werte von 235 Millionen Mark auf Stapel. Dazu traten dann noch die drei kaiserlichen Werften mit 13000 bis 15000 Arbeitern.

Sene Privatwerften bauen nicht allein unsre größten Kriegsschiffe, sondern aus ihnen sind auch die schnellsten und größten Schnelldampfer der Welt

hervorgegangen. Die Arbeit erfreut sich eines so hohen Rufes, daß in den drei Jahren 1895—1898 nicht weniger als 24 Kriegsschiffe für fremde Marinen abgeliefert wurden und 1898 sich noch 22 in Bau befanden; in der That ein ehrenvolles Zeugnis für ihre Leistungsfähigkeit, die sich durch stete Vergrößerung und Verbesserung ihrer Betriebe von Jahr zu Jahr bedeutend erhöht.

Im Bau von Torpedofahrzeugen kann sich mit den Werften von Schichau in Elbing und Danzig kein andres Land messen. Ebenso wie der Schnell-Dampfer des Bremer Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große“ mit seinen 14 000 Tonnen Gehalt und einer Geschwindigkeit von über 22 Knoten (5½ deutsche Meilen in der Stunde) alle fremden Konkurrenten überflügelt hat und von einem auf der Werft Vulkan in Stettin im Bau befindlichen Schnell-Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie sowohl an Größe wie Geschwindigkeit übertroffen werden wird, hat Schichau kürzlich für China 4 Torpedobootzerstörer geliefert, die an Schnelligkeit alle übrigen Länder hinter sich lassen, da sie 28 Knoten (7 deutsche Meilen in der Stunde) machen, während die Engländer es noch nicht bis 27 Knoten gebracht haben. Dieselben Typen für Hochsee-Torpedoboote baut Schichau jetzt für unsere Marine.

Was ferner die deutschen Handelsschiffe betrifft, so betrug ihr Gehalt 1871 1 228 000 Tonnen, 1898 dagegen 4 Millionen Tonnen, hat sich also während des Zeitraums mehr als verdreifacht. Die Zahl der Dampfer belief sich 1871 auf 147 mit 82 000 Tonnen, 1898 dagegen auf 1171 mit 969 800 Tonnen, zu der bis jetzt noch so viel hinzugetreten sind, daß der Gesamtgehalt weit über eine Million Tonnen beträgt. Die Transportfähigkeit unserer Dampfer hat sich also mehr als verzehnfacht.

In der Hamburg-Amerika-Linie besitzt Deutschland die größte Reederei der Erde. Sie verfügt über 400 000 Tonnen Gehalt und hat selbst die größte englische Reederei, die Peninsular and Oriental St.-N.-C. um 100 000 Tonnen überflügelt, der auch der Bremer Lloyd mit seinen 56 Schiffen den Rang abzulassen strebt. Das größte Segelschiff der Welt, der „Potosi“ von 4026 Tonnen ist ein deutsches, der Reederei Larisz in Hamburg gehörig.

In europäischer Fahrt waren Anfang 1898 79 Dampferlinien mit 431 Schiffen und 2 580 000 Tonnen Gehalt in Betrieb. Davon entfielen auf Deutschland 32 mit 170 Schiffen und 934 000 Tonnen. Außereuropäische Linien gab es zur selben Zeit 34 mit 374 Schiffen von 1 663 000 Tonnen, von denen 27 mit 1 466 000 Tonnen auf Deutschland kamen, so daß letzteres weit an der Spitze stand und allein die Hamburg-Amerika-Linie mit 95 Dampfern, welche über eine halbe Million Tonnen beförderte, über ein Drittel des gesamten außereuropäischen Dampferverkehrs vermittelte. In den beiden letzten Jahren hat sich dieser Verkehr noch bedeutend erweitert. Werden jetzt ja doch allein 15 deutsche Dampfer für den Verkehr auf dem Yang-tse-kiang eingestellt, und ebenso hat sich die Dampferzahl für die Levantelinie, sowie für die Fahrt zwischen Deutschland und seinen Kolonien erhöht.

Durch diesen gewaltigen Aufschwung unserer Seeschifffahrt hat sich dieselbe

in den letzten 30 Jahren die zweite Stelle im Weltverkehr erobert, während sie vordem die sechste einnahm. Sie kommt jetzt hinter England, das allerdings ihr noch weit voraus ist, während jedoch der Abstand von Jahr zu Jahr sich bedeutend verringert.

Naturgemäß hat sich mit der Schifffahrt auch unser Außenhandel in großartigem Verhältnis gehoben und sich verdreifacht. Er umfaßt jetzt einen Wert von nahezu 9 Milliarden Mark.

In ähnlicher Weise giebt sich das Wachsen des Unternehmungsgewisses durch die deutschen Kapitalanlagen im Auslande kund, die in Bergwerken, Eisenbahnen, Minen, Plantagen, in kaufmännischen und in industriellen Betrieben arbeiten.

In Nord- und Südamerika beträgt ihre Summe nahezu 5 Milliarden, in Afrika und Asien über eine Milliarde, in Transvaal und Australien ebensoviel, im ganzen also über 7 Milliarden, wobei indessen die Beteiligung an fremden Staatsanleihen nicht in Betracht gezogen ist.

Ein ferneres hocherfreuliches Emporblühen weist die deutsche Hochseefischerei auf, die zur Zeit der alten Hanza deren größte Macht und Reichumsquelle war, nach ihrem Niedergang aber auf einen sehr tiefen Stand herabfiel und uns mit ungeheuren Summen dem Auslande tributär machte.

Erst seit 1870 begann sie sich wieder zu heben, wenn auch zunächst mit geringeren, dann aber seit den letzten 10 Jahren mit außerordentlichen Erfolgen. In den siebziger Jahren bildete sich in Blankenese eine Fischereigesellschaft, welche 139 kleine Segelfahrzeuge mit 437 Mann Besatzung auf den Fang schickte, jedoch je nach den Jahren nicht mehr als 100 000 bis 200 000 Mark jährlich abwarf. Im September 1898 dagegen zählte die Fischerflotte allein in der Nordsee 593 Fahrzeuge, darunter 117 Dampfer, mit 3500 Mann Besatzung, deren Anschaffungswert sich auf über 12½ Millionen Mark stellt.

Seitdem sind wiederum große Gesellschaften entstanden, so die Aktiengesellschaft „Nordsee“ in Nordenhamm mit 26 Dampfern, in Geestemünde eine große Heringsfischerei mit 10 Dampfloggern, sodann Gesellschaften in Emden, Vegeack, Elsfleth, Altona und Glückstadt mit zusammen 73 Segelloggern für den Heringfang. Rechnet man für die Dampfer 10 und für die Segellogger 15 Mann Besatzung, so ergibt dies eine Zunahme der Bemannung für die neuen Gesellschaften von nahezu 1500 Mann, so daß dieselbe in der Nordsee auf 5000 steigt.

Das ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, und wir sind auf dem besten Wege, die 60—70 Millionen Mark, die wir bisher jährlich für Einfuhr von Fischen, zum bei weitem größten Teile Heringe, dem Auslande zahlten, im Lande zu behalten.

Für die Ostsee liegt zuverlässiges statistisches Material nicht vor, obwohl dort mit Ausnahme der pommerschen und mecklenburgischen Küste, wo der zunehmende Badeverkehr das Personal abzieht, sich auch in Ost- und Westpreußen ein bedeutender Aufschwung zeigt. Größere kapitalistische Gesellschaften giebt es in der Ostsee bis jetzt nicht, dagegen hilft hier die Regierung durch Gewährung von zinslosen Darlehen mit langen Rückzahlungsfristen, und dadurch hat sich

auch hier die Fischerei sehr gehoben. Vor 1870 gab es in der Ostsee keine Hochsee-, sondern nur Küstenfischerei in offenen Booten, jetzt jedoch in Memel, Pillau und Neufahrwasser 416 gedeckte Lachskutter, die sich auf dem Meere das ganze Jahr hindurch mit dem ergiebigen Lachsfang beschäftigen, während früher derselbe nur im Frühjahr betrieben wurde, wenn der Fisch zum Laichen an die Küste kam.

Die Gesamtzahl aller registrierten und nicht registrierten, gedeckten und offenen deutschen Fischerfahrzeuge beläuft sich auf nahezu 16 000.

Wohin man also in Bezug auf unsere Schifffahrt blickt, offenbart sich überall eine glänzende Entwicklung derselben, wie sie kein anderes Land in der gleichen Zeit auch nur annähernd aufzuweisen hat und die in Wechselwirkung mit unserer Einfuhr und Ausfuhr steht.

Um dies an Beispielen, namentlich von Hamburg, zu zeigen, sei bemerkt, daß 1871 seine Einfuhr 21 Millionen Doppelzentner im Werte von 874 Millionen Mark, die Ausfuhr  $9\frac{1}{2}$  Millionen Doppelzentner von 600 Millionen Mark Wert betrug. Die bezüglichen Zahlen für 1897 dagegen waren für die Einfuhr 80 Millionen Doppelzentner und 1790 Millionen Mark und für die Ausfuhr 36 800 000 Doppelzentner und 1435 Millionen Mark.

In 27 Jahren hat sich mithin sowohl die Ein- wie Ausfuhr um 281, der Geldwert um 140 Prozent gesteigert, in Bremen die Einfuhr um 152, die Ausfuhr um 244, der Geldwert um 88 beziehungsweise um 135 Prozent.

In Lübeck hob sich die Einfuhr um 75, die Ausfuhr um 205, der Geldwert um 63 beziehungsweise 54 Prozent, und ähnliche Verhältnisse herrschen bei Königsberg, Danzig und Stettin vor.

Diese Zahlen beweisen überzeugend, welchen gewaltigen Aufschwung Deutschland in seinem Seehandel genommen hat, seitdem es geeinigt ist, und in ebenso hohem Maße ist unsere Industrie fortgeschritten. Zehn Millionen Industriearbeiter sind beschäftigt, um ihre Produkte nach allen Teilen der Welt zu senden, Schritt für Schritt erobert sich unser Handel neue Gebiete, feiert der deutsche Gewerbesleiß über andre Länder Triumphe. Die Wohlhabenheit unsers Volkes wächst stetig, davon zeugen die reichere Lebenshaltung der mittleren und unteren Klassen und das bedeutende Anwachsen der Sparkassengelder, wenn leider auch Vergnügungssucht und Kleiderluxus die Freude darüber etwas dämpfen und wir nur bedauern können, daß die frühere Einfachheit mehr und mehr verloren geht.

Aber immerhin, wenn wir die Summe ziehen, bleibt genug übrig, um die Wahrheit des eingangs erwähnten Ausspruchs des Großen Kurfürsten und ebenso die Richtigkeit der Worte unsers Kaisers Wilhelm II. zu erkennen: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser.“

Alle die sophistischen Beweisführungen von Kathedersozialisten, welche unsern Export und unsern Seehandel verurteilen und unsere Bevölkerung auf die „Stärkung des inneren Marktes“ als das einzig Richtige hinweisen, ihnen schlägt die Erfahrung der letzten drei Decennien in das Gesicht, und sie ver-

geffen gänzlich, daß Deutschlands Einwohner jährlich um weit mehr als eine halbe Million zunehmen, welche leben und arbeiten wollen und im Vaterlande keinen Platz und keine auskömmliche Stellung finden können, wenn sie darauf verzichten sollen, die Produkte ihrer Arbeit nach außen zu verwerten und dadurch zur steten Ausdehnung unsers Seehandels und Weltverkehrs das Ihrige beizutragen.

Der Drang nach Kolonialerwerbungen ist kein künstlich erzeugter, sondern aus der Seele des Volkes geboren, weil es die Notwendigkeit fühlte, sich mehr Elbhogenraum in der Welt zu beschaffen, auch, wie Graf Bülow sagte, einen Platz an der Sonne zu haben und andern Ländern gegenüber nicht zu sehr in Rückstand zu geraten.

Wo sollte wohl der jährliche Bevölkerungsüberschuß von 6—700 000 Seelen (1898 betrug er sogar 816 000) hin, wenn er nicht Beschäftigung in der für den Export arbeitenden Industrie, in der Schifffahrt, in dem Seehandel und in den Kolonien fände. Er würde zur Auswanderung getrieben und ginge für Deutschland verloren, um andre Länder auf unsre Kosten emporzuheben!

Ebenso verkehrt ist es von Individuen und Parteien, dagegen Front zu machen, daß Deutschland sich am Welthandel beteiligt und demgemäß Weltpolitik treibt. Als Großmacht müssen wir an ersterem teilnehmen und letztere treiben, wenn wir Großmacht bleiben, nicht überall in das Hintertreffen geraten, uns von Fremden die Butter vom Brote nehmen lassen, von ihnen gemißhandelt und an unsrer Ehre geschädigt werden sollen.

Oben ist schon bemerkt worden, daß unsre Kolonialerwerbungen nicht ein künstliches Machwerk, sondern vom Volke gewollt sind, sonst würden sie nicht von dessen überwiegender Majorität freudig begrüßt worden und nur von denjenigen Parteien angefeindet sein, die überhaupt Feinde des Reiches und seiner weiteren Entwicklung zu Ansehen und Macht sind.

Im Gegenteil können wir dem Kaiser und seiner Regierung nur sehr dankbar dafür sein, wenn sie, wo es irgend angänglich ist, unsern Kolonialbesitz immer weiter auszu dehnen suchen, wie es in den letzten Jahren mit Siantschou und den Karolinen geschehen ist, damit wir darin einigermaßen gleichen Schritt mit den andern Nationen halten können und von ihnen nicht immer weiter zurückgedrängt werden.

Weil wir aber Welthandel und Weltpolitik treiben müssen und dies von der großen Mehrzahl des Volkes als notwendig gebilligt wird, weil wir ferner viele Milliarden auf unsern Handelsschiffen in den Weltmeeren schwimmen haben, andre Milliarden in deutschen Unternehmungen im Auslande angelegt sind, Hunderttausende von Reichsangehörigen dort draußen zum Nutzen und Prosperieren unsers Vaterlandes arbeiten und wir Kolonien besitzen, deren Flächenraum den von Deutschland um das Doppelte und mehr übersteigt und deren wirtschaftlicher Wert in absehbarer Zeit imgemein befruchtend auf unser Land zurückwirken wird und muß, deshalb ist es auch unerläßlich, daß das Reich den notwendigen Schutz gewährt, wenn wir nicht alles wieder auf das Spiel setzen wollen und es uns nicht so gehen soll wie Spanien.



Diesen Schutz kann uns aber nur eine ausreichend mächtige Flotte geben, deren Stärke so bemessen ist, daß sie andern Seemächten, mögen sie sein, wer sie wollen, den nötigen Respekt einflößt, um jeden Konflikt mit uns als sehr gewagt erscheinen zu lassen, und sie davor warnt, etwa wie in Samoa, in Vertrauen auf ihre so viel größere Macht zur See unsre Ehre zu verletzen oder uns materiell zu schädigen.

Ebenso wie unsre stets schlagfertige Armee uns um schon seit fast dreißig Jahren auf dem Lande den Frieden bewahrt hat, dem allein wir das schnelle Emporblühen unsers Landes zu danken haben, kann nur eine starke Flotte uns denselben auch zur See bewahren.

Wir Deutsche sind ein friedliches Volk und werden frivole oder ungerechtfertigte Kriege nie beginnen. Wir sind nur auf friedlichen Wettbewerb bedacht; aber wenn wir durch größere Intelligenz, Bildung, Fleiß und Geschick andern Handel und Schifffahrt treibenden Nationen vorbeikommen und sie in Auslande naturgemäß verdrängen, so entstehen leicht Neid und Reibungen, die angesichts einer ausreichenden Macht den Gegner wohl veranlassen werden, die letzteren auf friedlichem Wege auszugleichen, im Gegenteile aber leicht zu Vergewaltigungen neigen, wie man es von England und Nordamerika gar leicht zu gewärtigen hat.

Mit Rußland und Frankreich haben wir dergleichen weniger zu besorgen, nicht nur weil unsre Seeinteressen wenig oder nicht kollidieren, sondern weil wir diesen Ländern gegenüber unsre mächtiges Heer in die Waagschale werfen können. Dagegen gegen England und Nordamerika und vielleicht auch in absehbarer Zeit gegen das aufstrebende ehrgeizige Japan vermögen wir mit unsrer Armee absolut nichts. Ihnen gegenüber entscheidet nur die Stärke einer Flotte, und gerade mit den beiden ersteren mit ihrem Zingotum haben wir am leichtesten einen Konflikt zu erwarten. Wir brauchen nur an den Krieg mit Spanien, an Fatschoda, an Maskat und Transvaal, sowie an Samoa zu denken, um den Beweis zu haben, daß Ländergier bis jetzt allein dort maßgebend ist und der Grundsatz gilt „Gewalt geht vor Recht“!

Dagegen müssen wir gewappnet sein, und wer sein Vaterland lieb hat und auf deutsche Ehre hält, der muß seine ganze Kraft dafür einsetzen, daß wir dieses Ziel so bald wie möglich erreichen, von dem wir leider noch weit entfernt sind.

Es ist außerordentlich bedauerlich, daß unser Volk in seinen breitem Schichten, obwohl es von Anfang an unsrer Marine lebhaftes Sympathien entgegengetragen hat, mit maritimen Verhältnissen, der Wichtigkeit, Notwendigkeit und Bedeutung einer unsrer Machtstellung angemessenen Flotte noch so wenig vertraut ist, um wie in England und Frankreich auf eine Verstärkung der Seemacht zu drängen und das Parlament zu veranlassen, die betreffenden Forderungen einmütig zu bewilligen. In den letzten Jahren hat dies Verständnis ja unzweifelhaft zugenommen, aber immer noch nicht entfernt in dem Maße, wie es für die Zukunft unsers Vaterlandes erforderlich ist.

Nur verhältnismäßig wenige sind sich klar darüber, was uns bevorsteht,

wenn wir zum Beispiel mit England Krieg bekämen. Die natürliche Folge würde eine Blockade unsrer Küste sein, deren Verhinderung auch nach der durch das Flottengesetz von 1898 vorgesehenen Verstärkung unsrer Flotte uns unmöglich ist, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Durch eine solche Blockade würde sofort auch unser gesamter Seehandel unterbunden, Ein- und Ausfuhr aus überseeischen Ländern, die für uns Lebensbedingung sind, hörten auf, die Fabriken ständen still, und ihre viele Millionen von Arbeitern würden brotlos. Unsr Kolonien würden uns genommen, unre auf See befindlichen Handelsschiffe gekapert, ohne daß wir irgend etwas dagegen machen könnten. Unser Land ist nicht im stande, mehr als drei Viertel seiner Bewohner mit Brotkorn zu ernähren — woher soll das andre Viertel kommen, wenn die überseeische Einfuhr des Getreides aufhört und selbst im Frieden mit Rußland dort, wie jetzt, eine Mißernte eintritt? Eine Hungersnot würde uns bedrohen, die uns zwänge, jeden schimpflichen Frieden über uns ergehen zu lassen, den uns der Gegner aufnötigte.

Wir würden nicht nur enorme Kriegskosten zu bezahlen haben, sondern auch vom Meere verdrängt werden, unser Handel ginge naturgemäß auf andre Länder über, unsre Industrie dem Ruin entgegen, und mit der notwendig eintretenden Verarmung würde Deutschland zu einem Staate dritten und vierten Ranges herabgedrückt, um sich in absehbarer Zeit nicht wieder erheben zu können. Es würde dann freilich, wenn auch auf gewaltsame Weise, das erreicht, was die Herren Kathedersozialisten als unser Heil, „Beschränkung auf den inneren Markt“, betrachten, aber würde die übrige Bevölkerung dieselbe Ansicht haben? Das ist nicht anzunehmen.

Das oben Gesagte ist nicht etwa ein an die Wand gemaltes Schreckbild, sondern würde mit den nackten Thatsachen nur zu brutal übereinstimmen, wenn ein solcher Krieg ausbräche, solange wir zur See so schwach sind wie augenblicklich und auch nach 1903, wobei noch gar nicht einmal das Bombardement und die Brandschagung unsrer Küstenstädte berücksichtigt sind, die unfehlbar eintreten würden, wenn wir es mit dem humanen England zu thun bekämen. Um dessen wahre Gesinnung gegen uns kennen zu lernen, braucht man nur die berüchtigten Artikel zu lesen, welche in den verbreitetsten Blättern, „Saturday Review“ und „Spectator“, vor zwei Jahren erschienen, in denen die vollständige Vernichtung Deutschlands gepredigt wurde, und für die Bethätigung der englischen Humanität sprechen klar genug das Bombardement von Alexandrien, die Dumdum-Geschosse und noch zahlreiche andre Beweise.

Und woher stammt diese feindliche Gesinnung gegen Deutschland? Lediglich aus Handelsneid, weil es sieht, daß wir uns in ungeahnter Weise empor-schwingen, es uns im friedlichen Wettbewerb nicht die Wage zu halten vermag, es der Alleinherrscher zur See bleiben und uns vergewaltigen will, wie es früher Holland und andre schwächere Völker vergewaltigt hat.

Es sieht, daß wir auf dem besten Wege sind, es trotz seines „Greater Britain“ einzuholen. Mit dem famosen „Made in Germany“ hat es Niassto

gemacht; in der Zeit von 1881—1898 stieg unsere Ein- und Ausfuhr von 6 auf  $9\frac{1}{2}$  Milliarden; die seinige nur von  $11\frac{1}{2}$  auf 13, und seine Ausfuhr ist nur noch um eine halbe Milliarde größer als unsere; in den Jahren 1894—1898 ist unsere Ausfuhr um eine Milliarde gewachsen, die englische hat sich um 300 Millionen verringert. Das sind allerdings Verhältnisse, die einen Konturrenzneid begründen und die Abneigung Englands gegen uns erklärlich machen; aber bei der rücksichtslosen Politik, die ersteres seit Jahrhunderten verfolgt und die Schwachen zu unterdrücken und zu vernichten sucht, haben wir alle Ursache, auf unserer Hut zu sein und uns auf einen Zusammenstoß sobald wie möglich vorzubereiten, um nicht zu unterliegen. Samoa hat kürzlich erst uns gewarnt.

Es fragt sich nun, wie werden wir im Stande sein, uns gegen einen solchen Angriff zu schützen und ihn abzuschlagen? Die einzige Antwort darauf lautet, durch eine entsprechend starke Flotte von Linien Schiffen, deren vornehmster Zweck und die im Stande ist, den Feind von unseren Küsten fern und unsere beiden deutschen Meere frei von Blockade zu halten.

Es ist leider vielfach in unserer mit Marineverhältnissen nicht genügend vertrauten Bevölkerung noch die Meinung verbreitet, daß Befestigungen, Torpedosperrren und die Gefährlichkeit unserer Küstengewässer den Feind abhalten werden, uns seewärts anzugreifen, aber das ist ein großer Irrtum. Wenn wir überhaupt den Feind heranlassen, dann schützen uns jene Anstalten keineswegs. Die modernen schweren Marinegeschütze mit ihrer Tragweite bis 20 000 Meter vernichten auf die Dauer jede Befestigung; zur Zerstörung der Sperren hat die Neuzeit genügende Mittel an die Hand gegeben, wenn der Feind keinen wirksamen Widerstand durch unsere schwimmenden Verteidigungsmittel zu befürchten hat, und ebenso wird er sich unter ähnlichen Verhältnissen die sicheren Fahrwasser in unsern Strommündungen für seine schweren Schiffe aussuchen und markieren können. Aber selbst wenn er damit nicht Erfolg hätte, bleibt immer die Blockade übrig mit ihren furchtbaren vernichtenden Folgen für unser Land.

Eine Vergleichung unseres Flottenbestandes mit dem Englands wird leicht die Richtigkeit des oben Gesagten erweisen. Letzteres besitzt gegenwärtig 48 Linien Schiffe, wir 10 schlagfertige, von denen allein die 4 der „Brandenburg“-Klasse und der neue „Kaiser Friedrich III.“ auf der Höhe der Zeit stehen, während die 4 der „Baden“-Klasse, welche bereits das ehrwürdige Alter von über 20 Jahren auf dem Rücken tragen, trotz der vor einigen Jahren vorgenommenen Verbesserungen sich weder an Geschwindigkeit noch Panzerung noch Artillerie mit den modernen feindlichen Schlachtschiffen messen können. Bei der so viel kleineren „Elbenburg“ aus dem Jahre 1883, die ebenfalls zu den Linien Schiffen zählt, trifft das noch sehr viel mehr zu.

Ebenso hat England gegenwärtig 169 fertige große und kleine Kreuzer, wir 31, davon 2 gepanzerte, aber gänzlich veraltete aus dem Jahre 1872 und 13 ohne jeden Panzerschutz, also für Kampf nicht verwertbar. Nun figurieren bei uns zwar noch 21 Küstenpanzer zur Verteidigung des Kaiser Wilhelms-Kanals und unserer Strommündungen, allein darunter befinden sich 13 vollständig veraltete Panzer-

kanonenboote aus den Jahren 1875—1883 mit sehr schwachem Panzer, einem veralteten schweren Geschütz und von großer Langsamkeit. Auf hoher See können sie gar nicht gebraucht werden und würden auch selbst in der Nähe der Küste von der modernen feindlichen Artillerie (15 cm-Schnellfeuerkanonen) sehr bald in Grund geschossen werden, ohne dem Gegner Schaden zufügen zu können. Sie darf man deshalb nicht mitrechnen.

Die 8 Küstenpanzer der „Siegfried“-Klasse aus den Jahren 1888—1893, von denen jetzt einer behufs erweiterter Kohlenaufnahme verlängert wird, haben zwar einen größeren Gefechtswert, sind aber in keiner Beziehung feindlichen Linien-schiffen gewachsen.

Um eine Blockadeflotte augenblicklich abzuschlagen, stehen uns also nur die 4 Schiffe der „Brandenburg“-Klasse, „Kaiser Friedrich III.“ und die minderwertige „Baden“-Klasse zur Verfügung, und ein jeder wird leicht ermessen können, daß wir gegen eine fünffache Uebermacht zwar unsere Schiffe und Mannschaften opfern und die Ehre unserer Flagge wahren, aber sonst nichts auszurichten vermögen. Nun sollen zwar nach dem Flottengesetz 1903 19 Linien-schiffe (17 schlagfertige und 2 in Reserve) vorhanden sein, und das erscheint schon etwas anders und würde, wenn sie alle den gegenwärtigen Anforderungen an diese Klasse entsprächen, im äußersten Notfalle genügen; aber auch das ist nicht der Fall, denn nach dem Gesetz wurden die 1898 bereits vorhandenen und noch nicht über 25 Jahre (der Lebensdauer von Schlachtschiffen) alten miteingerechnet, und deshalb wurde nur der Neubau von 7 vorgesehen. 12 ältere, darunter die der erwähnten 4 von der „Baden“-Klasse und die „Oldenburg“, welche nur einen sehr bedingten Gefechtswert haben, bleiben mithin bis dahin.

Man könnte fragen, weshalb vor zwei Jahren der Staatssekretär der Marine sich mit einer Zahl begnügt habe, die jetzt schon wieder als unzureichend erklärt wird, aber die Antwort darauf ist einfach. Erstens betonte der Staatssekretär selbst, daß 19 Linien-schiffe die äußerste Grenze dessen sei, was gefordert werden müsse, und dann war er gezwungen, auf den Reichstag Rücksicht zu nehmen, dessen Mitglieder teils aus Mangel an Verständnis, zum großen Teil aber aus bewußter Opposition gegen eine Vergrößerung der Marine waren, was schon aus der verhältnismäßig nicht beträchtlichen Majorität für das Gesetz hervorging. Wollte der Staatssekretär, obwohl ihm selbst die Unzulänglichkeit seiner Forderung nicht entgehen konnte, nicht das ganze Gesetz scheitern lassen, so mußte er im Hinblick auf die zweifelhafte Stimmung des Reichstags sich mit dem begnügen, was zu erreichen war. Aber eine andre schlagende Antwort auf die obige Frage ist die, daß die fremden Flotten nicht auf dem Standpunkte von 1898 stehen geblieben sind, sondern sich ganz gewaltig vergrößern, also unser Verhältnis zu ihnen sich bedeutend verschlechtert.

Bis 1903 baut England 16 Linien-schiffe größter und neuester Art, die allein im stande wären, unsern 19 zum Teil veralteten mehr als die Spitze zu bieten, und hinter denen dann noch die 48 vorhandenen stehen. Ebenso baut Frankreich zu seinen 23 noch 3, Rußland zu 15 7, Nordamerika, mit dem wir

auch leicht in Differenzen geraten können, zu 6 11. Der Zweibund kann uns jetzt also 38, im Jahre 1903 48 Linienschiffe entgegenstellen, während wir in einem Kriege mit ersterem auf uns allein angewiesen sind, da Italien durch Frankreich im Mittelmeere zurückgehalten wird und wir zur See auf das schwache Oesterreich nicht rechnen können. Wenn wir auch in Betracht ziehen, daß Frankreich im Mittelmeer ebenfalls 10—12 Linienschiffe halten muß, bleiben ihm mit Rußland immerhin noch 36 gegen unsere 19 und von Rußland allein 22 uns gegenüberstehen.

Aus alledem geht klar hervor, wie sehr sich gegen 1898 die Verhältnisse geändert haben, was zur Zeit, als unser Flottengesetz entworfen wurde, nicht vorausgesehen werden konnte, da man nur mit dem Bestehenden zu rechnen hatte, und es wird daraus jedem verständigen Patrioten ersichtlich werden, daß das Flottengesetz keineswegs ausreicht, sondern unsere Marine so bald wie möglich bedeutend vergrößert werden muß, wenn wir von unserer Vaterlande ein Unheil abwehren wollen, das uns zu vernichten droht und vor dem uns der liebe Gott bewahren möge.

Es handelt sich nun um die Frage, wie groß muß unsere Marine sein, um den angeedeuteten Gefahren mit Erfolg zu begegnen. Die Ansichten darüber sind verschieden, je nachdem sie auf Sachkenntnis oder mehr oder weniger nur auf patriotischen Gefühlen fußen. So wurde von Laienseite zur Zeit, als der Samoa-Fall die Gemüter erregte, der sofortige Bau von 50 Linienschiffen zu gleicher Zeit vorgeschlagen. Nun, so gut wie die Forderung gemeint war, liegt ihre Unausführbarkeit auf der Hand. Abgesehen von den etwa 1000 Millionen Mark Kosten, die indessen Deutschland wohl aufbringen könnte und die noch nicht ein Zehntel von denen selbst eines glücklichen Krieges aufwiegen würden, bedürfte eine solche Flotte mit den erforderlichen Kreuzern mindestens 40 000 Mann Besatzung, darunter etwa 2000 Offiziere und Ingenieure. Woher sollten die wohl bis zur Fertigstellung der 50 Schiffe (3—4 Jahre), ja wohl auch in der fünffachen Zeit genommen werden? Ebenso können unsere Kriegs- und großen Privatwerften wohl 6—8 Linienschiffe und ebenso viele Kreuzer gleichzeitig bauen, aber nicht sechsmal so viel, und ein solcher Vorschlag ist aus den genannten Gründen gar nicht diskutierbar.

Viel beachtungswerter ist dagegen eine unlängst erschienene Broschüre des Professors v. Wendtstern. Sie trägt den eigentümlichen Titel „1<sup>o</sup>“, die Schaffung und Erhaltung einer deutschen Schlachtflotte“. Obwohl der Verfasser in Seesachen Laie ist, zeugt die Schrift von eingehendem Verständnis und tiefem Studium unserer politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Er sucht unter Bezug auf die neuen, seit 1897 an uns herangetretenen Aufgaben zunächst die Notwendigkeit einer starken Seemacht und Schlachtflotte darzuthun, beleuchtet seinen Standpunkt in seemannischer, technischer und wirtschaftlicher Hinsicht, macht einen Entwurf für Bau und Erhaltung einer Schlachtflotte von 57 Linienschiffen, 15 großen und 36 kleinen Kreuzern, zieht das Ausland hinsichtlich seiner Vorschläge in Betracht und schließt mit der Aufforderung, die letzteren vorurteilsfrei

zu prüfen. Der Titel „1 0/0“ gründet sich darauf, daß an der Hand der Erfahrung sich mit der jährlich steigenden Bevölkerungszahl auch deren Einkommen um 1 0/0 erhöht, und dies eine Prozent will der Verfasser ein für allemal auf Bau und Erhaltung der von ihm vorgeschlagenen Flotte verwendet wissen, so daß die Steuerkraft des Volkes nicht mehr angestrengt zu werden braucht als bis jetzt.

Wenn er 57 Linienfahrzeuge, statt wie der oben erwähnte patriotische Heißsporn 50, verlangt, so fällt er doch nicht in den Fehler, dieselben sofort in Bau geben zu wollen, sondern behut diesen bis zum Jahre 1928 aus, was sich schon eher hören läßt und, wenn Deutschlands See- und Kolonialinteressen, wie wir hoffen wollen, bis dahin so weiter wachsen wie in den letzten 30 Jahren, sich auch wohl als notwendig oder zum allerwenigsten als sehr wünschenswert erweisen würde.

Ohne sich mit einzelnen Ausführungen einverstanden zu erklären, braucht man indessen das Ganze nicht irgendwie abfällig zu beurteilen, und die Schrift ist nur warm zu empfehlen, da sie viel zum besseren Verständnis unserer maritimen Verhältnisse beitragen kann und muß.

So zum Beispiel möchte ich es sehr stark bezweifeln oder halte es, wie weiter oben ausgeführt, für geradezu unmöglich, daß wir, wie der Verfasser meint, bei unserer jetzigen Stärke zur See und bis 1903 je im Stande sind, in einem Kriege mit England dessen Flotte von unseren Küsten fernzuhalten wie im Jahre 1870 die französische, für welche damals die Verhältnisse unvergleichbar anders lagen, als es jetzt in einem Kriege mit England der Fall sein würde; und ebensowenig würde es möglich sein, während einer Blockade eine Flotte zu bauen. Das konnten Mächte im 17. Jahrhundert, aber nicht jetzt. Linienfahrzeuge lassen sich nur in frühestens 3 Jahren schlagfertig machen, und schon eine Blockade von 6—8 Monaten würde Deutschland nach dem stillen Wunsche Englands auf die Dauer vernichten.

Wie gesagt ist es ja möglich, wünschenswert und wahrscheinlich auch notwendig, daß wir unsere Flotte bis zum Jahre 1928 ganz gewaltig verstärken müssen, aber meiner Ansicht nach ist es nicht erforderlich, schon jetzt uns auf 57 Linienfahrzeuge, das heißt auf die dreifache Zahl der Geschwader, die wir 1903 besitzen werden, einzurichten und alle möglichen Eventualitäten in Betracht zu ziehen, sondern nur das zunächst Notwendige in das Auge zu fassen. Das ist aber bis auf weiteres die Möglichkeit, unsere beiden deutschen Meere von Blockade und mit Rücksicht auf den Zweibund auch gegen Invasion freizuhalten, obwohl letzteres erst in zweiter Reihe kommt, da es höchst unwahrscheinlich ist, daß wir mit Rußland in Streit kommen, weil unsere beiderseitigen Interessen nicht kollidieren.

Es handelt sich deshalb darum, unsere Flotte, und zwar so bald wie möglich, so zu verstärken, daß sie für den genannten Zweck genügt. Dafür sind aber bis auf weiteres nicht 57 Linienfahrzeuge und die entsprechende Anzahl Kreuzer erforderlich, sondern nur 3 Geschwader von je 8 und einem Kommandolinienfahrzeuge und für jedes Geschwader 2 Schlachtschiffe in Reserve, in Summa also 31 Linienfahrzeuge. Allerdings muß dabei die Bedingung festgehalten werden, daß sämtliche

Schiffe auf der Höhe ihrer Zeit stehen und solche veralteten oder schwachen Schiffe wie die „Baden“-Klasse und die „Oldenburg“ in zweite Reihe und zu den Küstenpanzern übertreten.

Es ist sehr erklärlich, daß bei den heutigen Dampfschiffen, in denen 40 bis 50 selbständige Maschinen arbeiten, auch bei größter Vorsicht und bester Ausbildung des Personals leicht Unfälle eintreten, welche auf kürzere oder längere Zeit Gefechtsunfähigkeit herbeiführen. Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß stets bei 10—15% irgend etwas nicht in Ordnung ist oder sehr leicht in Unordnung geraten kann. Dafür muß durch die Reserve vorgesorgt werden, um sofort den Ausfall ersetzen zu können, und eine genügende Materialreserve ist deshalb unumgänglich notwendig.

Dann aber halte ich dafür, daß wir im Stande sind, uns gegen jede Seemacht von Blockade freihalten zu können, denn es ist nicht anzunehmen, daß selbst England es wagen würde, an unsern Küsten zu erscheinen, weil es möglicherweise erwarten muß, daß wir den Spieß umdrehen könnten.

Es mag, wenn wir nur die beiderseitige Zahl betrachten, manchem als eine Ueberhebung erscheinen, wenn wir mit 25 respektive 31 Linienschiffen mehr als der doppelt so großen englischen Flotte uns gewachsen glauben und ihr vielleicht sogar siegreich entgegentreten wollen, aber das erklärt sich leicht aus den grundverschiedenen Verhältnissen beider Länder. England ist gezwungen, seiner überseeischen Besitzungen wegen und aus politischen Gründen, seine Flotte zu teilen und zwar in ganz bedeutendem Maße. Vor allem ist es das Mittelmeer, was die Entfaltung einer großen Seemacht erfordert, und zwar Frankreich gegenüber, und sind hier mindestens 12 Linienschiffe erforderlich. Man braucht wohl kein weitschauender Diplomat zu sein, um als sicher anzunehmen, daß letzteres seine Revanche für Faschoda fordern würde, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, und eine bessere, als ein Krieg Englands gegen uns, könnte sich kaum finden. Aber wenn auch tatsächlich Frankreich nicht gleichzeitig den Krieg erklären sollte, so müßte England doch darauf vorbereitet sein und nicht allein im Mittelmeere, sondern auch im Kanal mindestens 12 Linienschiffe zurücklassen. Dazu tritt dann noch die Notwendigkeit, in China und sonst auf wichtigen überseeischen Stationen eine Zahl der letzteren zu halten, die man auf 6—8 veranschlagen darf. Dies macht schon wenigstens 30, und dadurch ändern sich die Verhältnisse sehr zu unsern Gunsten. Wenn dann auch immer noch ein geringes Mehr für England übrig bleibt, so reicht es doch keineswegs aus, um uns erfolgreich zu blockieren. So gut wie die Franzosen es 1870 für notwendig erachteten, bei der Blockade 8 Panzer unsern 3 gegenüberzustellen, müßten die Engländer mindestens 45 auf unsre 31 rechnen, weil sie jeden Augenblick und unter für sie wenig günstigen Verhältnissen einen Vorstoß unsererseits zu erwarten hätten. Wir können uns diesen Augenblick wählen, mit unserer Gesamtmacht völlig schlagfertig, mit ausgeruhten Mannschaften, gefüllten Kohlenbehältern und intakten Maschinen gegen sie vordringen. Sie dagegen haben mit schlechtem Wetter und demgemäß Havarien an den Maschinen zu kämpfen, und Kohlen-

mangel würde sie bald zwingen, einen Teil ihrer Schiffe zur Auffüllung nach Hause zu schicken. Seitdem wir Helgoland befestigt haben, giebt es an unsrer Nordseeküste keinen geschützten Punkt, wo Kohlen genommen werden können. Es müßte dies also schon aus nachgeandten Kohlenschiffen auf offenem Meere geschehen. Ist dies überhaupt schon schwierig, so erfordert es andrerseits gutes Wetter und ruhige See, die in der Nordsee nicht gar zu häufig sind, ebenso wie Störungen ausgeschlossen sein müssen. Es ist aber wohl anzunehmen, daß unsre Hochseetorpedoboote nicht ruhig im Hafen liegen, sondern Tag und Nacht, sei es durch wirkliche oder Scheinangriffe, recht unangenehme Störungen verursachen, die Kohlenschiffe abzufangen suchen und die feindlichen Flottenbesatzungen in steter Aufregung halten und abheßen würden.

Aus alledem geht hervor, daß bis auf weiteres drei Linien-Schiffsgeschwader genügen, um den beregten Zweck, den wir zunächst ins Auge fassen müssen, eine Blockade, Angriffe auf unsre Küstenstädte und Invasion zu verhüten, zu erreichen. Ob wir bis zum Jahre 1928, wie Professor v. Wendtstern will, sechs Geschwader haben müssen, sind *curae posteriores*, die wir getrost unsern Nachkommen überlassen dürfen. Wenn wir vorläufig den Frieden bewahren, unsre Gewerthätigkeit und unser Handel sich so weiter entwickeln wie seit 1870, und unsre Nachkommen erst allgemeines Verständnis für Marineangelegenheiten haben, dann werden sie schon von selbst, wie in England, dafür sorgen, daß die Größe unsrer Flotte im richtigen Verhältnis zu unsern Seeinteressen steht.

Es kommt nun darauf an, zu erörtern, in welcher Zeit jene Flotte von 31 Linien-Schiffen geschaffen werden kann. Durchaus wünschenswert ist es, daß dies sobald wie möglich geschieht, aber gewisse Rücksichten gebieten, daß es nicht überstürzt wird. Ich bin der Ansicht, daß dafür das Jahr 1910 festzuhalten ist. An Manuskraften wird es uns nicht fehlen. Die Sachen liegen jetzt anders als vor fünfzig Jahren. Damals, zur Zeit der Segelschiffe, mußte der bei weitem größte Teil einer Kriegsschiffsbesatzung aus geschulten Seeleuten bestehen; jetzt aber, wo es auf unsern Kriegsschiffen keine Segel mehr giebt und der Dampf sie unabhängig von Wind und Wetter mit geradem Kurse durch die Fluten treibt, ist das durchaus nicht nötig. Wenn höchstens ein Viertel der Besatzung aus wirklichen Seeleuten besteht, so genügt das vollständig. Der Rest ist zum großen Teil entweder Maschinenpersonal, an dem es bei der hochentwickelten Industrie Deutschlands und seiner ausgedehnten Dampfschiffahrt keineswegs gebricht, und die übrigen können aus der Landbevölkerung entnommen werden. Der Deutsche hat von Natur vorzügliche Seemannische Anlagen, und so gut wie schon jetzt ungefähr drei Viertel der Besatzungen sich aus der Landbevölkerung rekrutieren, kann das auch geschehen, wenn unsre Flotte um ein Drittel vergrößert wird. Von ihrer Seemannischen Besatzung giebt es zwei Arten: die eine, die es macht, und die andre, welche die Kraft repräsentiert. Zur ersteren gehören die Leute, welche zum Beispiel steuern, die Signale bedienen und die Hauptnummern von den Geschützen und Torpedos. Das müssen alles sehr gut geschulte, mit den Vorbverhältnissen durchaus vertraute und intelligente Leute



sein, und ihre Ausbildung erfordert Jahre, alle übrigen lassen sich in verhältnismäßig kurzer Zeit so weit einüben, daß sie die ihnen im Kampfe zufallenden Obliegenheiten vollauf erfüllen können.

Außer der Landbevölkerung stehen aber im Kriegsfall die gedienten Reservisten und die Seewehr, sowie die Fischereibevölkerung zu Gebote. Wenn erstere auch zur Hälfte nicht erreichbar und auf See sind, so darf man bis zum Jahre 1910 auf mindestens 10—12 000 Fischer rechnen, so daß also der Mehrbedarf von Mannschaften für 12 Linienschiffe und die zugehörigen Kreuzer sicher gedeckt werden kann.

Anders verhält es sich dagegen mit den Offizieren. Ihre Heranbildung erfordert eine Reihe von Jahren, aber wenn jetzt damit begonnen wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es auch an ihnen nicht fehlen wird. Professor v. Wendtstern hat bei seinen Vorschlägen auch diesen Punkt in Betracht gezogen, um einem etwaigen Mangel an Offizieren abzuwehren. Er empfiehlt, älteren Leutnants der Armee eine vierjährige Ausbildung zu teil werden und sie dann ihrer Anciennetät nach als Seeoffiziere eintreten zu lassen. Jedenfalls ist dieser Vorschlag diskutabel und hat auch Vorgänge in unserer Marine. Wir haben früher mehrere Hauptleute der Armee übernommen und sie seinerzeit auf ein oder zwei Jahre zur Ausbildung in fremde Marineen geschickt und zwar noch zur Zeit der Segelschiffe. Einer von ihnen hat es bis zum Vizeadmiral, ein zweiter zum Kontreadmiral, ein dritter zum Kapitän zur See gebracht. Also wenn zum Beispiel Artillerieoffiziere von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, welche die Ausbildung in der Hauptwaffe der Schiffe, der Geschütze, schon mitbringen und, wie das ja vielfach bei jüngeren Leuten der Fall ist, besondere Neigung für das Seefach haben, der sie aus diesen oder jenen Gründen früher nicht folgen konnten, eine vierjährige Ausbildung an Bord genießen, so ist kaum daran zu zweifeln, daß man im Falle von Mangel auf sie zurückgreifen und sie als Kapitanleutnants einstellen könnte. Somit würde auch die Besatzungsfrage gelöst sein.

Daß bis 1910 die erforderliche Zahl von Linienschiffen und Kreuzern auf unserer deutschen Werften gebaut werden könnte, ohne dabei den Bau unserer Handelschiffe zu beeinträchtigen, ist unbedingt möglich, da von ihnen in drei Jahren 24 Kriegsschiffe für fremde Nationen abgeliefert wurden und noch 22 auf Stapel standen. Also auch in dieser Beziehung ist keine Sorge nötig, und wenn 1904 damit begonnen wird, so ist es keine Frage, daß in sechs Jahren die Flotte auf die erwähnte Zahl gebracht werden kann.

Um endlich auf den Kostenpunkt zu kommen, auf den sich so viele Gegner einer Flottenvergrößerung stützen, unter dem Vorgeben, daß Deutschland eine so starke Vermehrung seiner Wehrkraft ohne die empfindlichste Schädigung seiner Volkswirtschaft nicht tragen könne, so hat die Erfahrung gezeigt, daß diese Einwände hinfällig sind. Bei jeder Vermehrung sind die gleichen Argumente ins Treffen geführt, aber das Gegenteil ist stets eingetreten, und statt eines Niedergangs der Volkswirtschaft hat dieselbe nur einen ungeahnten Aufschwung gezeigt.

Zwölf Linienfahrer kosten 240 Millionen, die dazu gehörigen Kreuzer ungefähr die Hälfte, dies macht zusammen 360 Millionen, und diese auf sechs Jahre verteilt jährlich 60 Millionen Neuaufwendungen.

Was will das aber bedeuten gegen England, dessen Flottenbudget für 1899 allein 499 $\frac{1}{2}$  Millionen oder Frankreich mit 237 Millionen oder Rußland und Nordamerika, deren Budget nahezu doppelt so groß ist, wie das unsre sein würde.

Ich sehe ab von England, das für seine Flotte jährlich 12 $\frac{1}{2}$  Mark für den Kopf der Bevölkerung ausgiebt; aber wenn Frankreich, dessen Jahreseinkommen 20 Milliarden beträgt, während das unsers Volkes jenes noch um eine Milliarde übersteigt, 6,16 Mark pro Kopf, Deutschland dagegen bis jetzt nur 2 $\frac{1}{2}$  Mark, also noch nicht einmal die Hälfte zahlt, dann kann doch von einer Ueberbürdung nicht die Rede sein, besonders wenn unser Volk, wie statistisch nachgewiesen, allein für Getränke und Tabak 3 Milliarden Mark jährlich aufzuwenden vermag.

Und weshalb sollte schließlich nicht eine Anleihe in der betreffenden Höhe aufgenommen werden können? Der Nutzen der zukünftigen Flotte kommt doch weniger uns Lebenden, als den uns folgenden Generationen zu gute, also ist es auch nicht mehr als billig, daß auch sie einen Teil der Lasten übernehmen.

Im obigen ist bisher nur das in Betracht gezogen worden, was uns zunächst nothut: der Schutz unsrer Küsten und Freihaltung unsrer beiden deutschen Meere von Feinden. Das genügt aber keineswegs für die Zukunft, das heißt für ausgiebigen Schutz unsrer Seeinteressen jenseits der Meere. Wenn die erwähnte Stärke der Flotte von 31 Linienfahrern und der entsprechenden Zahl von Kreuzern (60 statt wie nach dem jetzigen Flottengesetz 42) auch bis auf weiteres ausreichen würde, so sind wir fremden Nationen gegenüber in zwei andern Punkten sehr im Nachteil, der die Wirksamkeit unsrer Schiffe bei auswärtigen Aktionen außerordentlich beeinträchtigen würde. Das ist der Mangel an eignen unterseeischen Kabeln und von Kohlenstationen, die im Kriege von ungemainer Wichtigkeit sind und einem Gegner wie England eine große Ueberlegenheit sichern müssen.

Mit ersteren haben wir ja bereits einen Anfang gemacht, aber es ist mit Rücksicht auf die Zukunft durchaus erforderlich, daß wir damit sobald wie möglich energisch weiter vorgehen. Dieselben sind nicht nur in strategischer Beziehung durchaus notwendig, sondern auch in kommerzieller ebenso wichtig wie nutzbringend. England besitzt ungefähr 250 000 Kilometer unterseeische Kabeln, in denen 650 Millionen Mark angelegt sind. Sie verzinsen sich durchschnittlich mit 7%, das heißt mit 90 Millionen Mark, was außer dem Nutzen, den sie dem Handel bringen, gewiß ein sehr beachtungswerter Ertrag ist.

Ebenso hat England auf dem ganzen Erdenrund Kohlenstationen, die für Kriegführung zur See unentbehrlich sind, während sie uns bis auf wenige fehlen und uns neutrale Häfen entweder ganz verschlossen sein können oder nach dem Seekriegsrecht nur so viel Kohlen verabfolgen dürfen, um den nächsten Hafen zu erreichen. Es gilt daher, wenn irgend zugänglich, diesem schreienden und

gefährdrohenden Mangel schnelligst abzuwenden, und dürfen wir wohl unserm Kaiser vertrauen, daß er keine sich bietende Gelegenheit verjäumen wird, solche Stützpunkte zu erwerben.

Von verschiedenen wohlmeinenden Seiten ist gesagt worden, der Reichstag möge selbst eine Verstärkung der Flotte fordern. Ja, wenn die Herren Abgeordneten sich selbst über unsre Schwäche zur See vollständig klar wären und nicht ein großer Teil derselben grundsätzlich opponierte, dann möchte es wohl geschehen, aber so ist bis auf weiteres nicht daran zu denken.

Als vor zwei Jahren das Flottengesetz eingebracht wurde, da lagen die Verhältnisse anders, und wie schon erwähnt, konnte damals nicht vorausgesehen werden, wie sie sich, und zwar ganz bedeutend zu unserm Ungunsten, gestalten würden. Die großartige Vermehrung der Flotten der andern Mächte, unter denen die Groß- und Weltmacht Deutschland die sechste Stelle zur See einnimmt, zwingt uns unweigerlich, ebenfalls auf eine entsprechende Verstärkung Bedacht zu nehmen, wenn wir nicht einer unheilvollen Zukunft entgegengehen wollen.

Deßhalb dürfte es Sache der Regierung sein, dies seinerzeit durch ein neues Flottengesetz und seine Begründung dem Volke klarzumachen, damit dieses seine Abgeordneten zwingt, demselben beizustimmen.

Als Persien Griechenland bedrohte, da rief der weitschauende Themistokles unermülich seinen Landsleuten zu: „Baut Trieren!“ Sie folgten glücklicherweise seinem Rate, und die Schlacht von Salamis rettete Griechenland vor Vernichtung und Europa vor Ueberschwemmung durch asiatische Unkultur.

In Deutschland aber sollte überall der Ruf wiederhallen: „Baut Linien-schiffe!“ um es vor einem ähnlichen Schicksale zu bewahren, wie es dereinst Griechenland drohte.

Wer nicht mit in diesen Ruf einstimmt, der versündigt sich an Vaterlande, macht sich verantwortlich für dessen Unglück und wird es zu spät zu bereuen haben.



## Die Mutter.

Von

Clara Diebig (Berlin).

Man hatte sie als Landstreicherin aufgegriffen und ins Loch gesteckt. Als ihr der Gendarm auf dem einsamen Pfad durch die verödeten Felder begegnet war, hatte sie gerade ein paar halbverfaulte, bei der Herbsternie vergessene Rüben aus dem Acker gezogen und nagte daran mit gierigen Zähnen.

Der Regen troff, ein Schauer von Schnee war auch dazwischen; über die unabsehbare, baumlose Fläche schnob der Wind und peitschte die Kleider.

Kein Schornstein, kein Rauch, kein schützendes Dach.

Sie trottete daher wie verloren. Das Häubchen, das die polnischen Landmädchen tragen, klebte ihr naß am Kopf; der Wind hatte die Haarsträhnen darunter hervorgezerrt, glatt und schwarz wie Rabenfedern hingen sie ihr ins Gesicht.

Keinen Mantel, kein Tuch, kein wärmendes Kleidungsstück. Sie ging durchs kalte Grau des dämmernden Novembernachmittags, als käme sie eben von der Arbeit gelaufen, im kurzen roten Rock — der war zerfetzt und beschmutzt —, im Wieder mit den halblangen Hemdärmeln, die blaue Glasperlenschmür um den Hals.

„Wohin?“ fragte der preußische Gendarm, der hier fleißig herumvigilierte — die russisch-polnische Grenze war nicht allzu weit.

Sie sah ihn an mit weitaufgerissenen, glanzlosen Augen, als er ihr den Weg vertrat, und wollte dann mit einer Gebärde wie: Halte mich nicht auf! an ihm vorbei.

Er packte sie am blaugefrorenen nackten Arm.

„Wohin willst du? Woher kommst du?“

Sie schüttelte langsam den Kopf, wies mit dem Finger auf ihre Lippen, auf ihre Ohren, auf ihre Stirn und schüttelte wieder verneinend.

Da begriff er, sie verstand kein Deutsch; und er wiederholte seine Fragen auf polnisch.

Ein helleres Licht glomm in ihren düsteren Augen auf, als sie die Heimatsprache hörte, aber doch antwortete sie nicht. Nur mit dem Arm zeigte sie zurück auf die unabsehbare Fläche hinter sich, wo die Trostlosigkeit der Felder im sinkenden Dunkel verschwamm und nur hier und da in unbestimmten Umrissen Gutshöfe auftauchten, die scheinbar einzigen Ueberbleibsel von Welt und Menschen.

„Also da kommst du her?“

Sie nickte.

„Und wohin gehst du?“

Wieder hob sie den Arm und zeigte auf die unabsehbare Fläche vor sich, über die der Wind hinschnaute, wie ein gefräßiger Hund über einen leeren Teller.

„Hast du deine Papiere?“

Sie wies die leeren Handflächen.

„Dann mußt du mit mir kommen — komm!“

Mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde schlug er an sein Seitengewehr und packte sie fester: „Dali!“

Sie stieß einen Schrei aus, der scharf und grell wie ein Trompetenstoß den Wind übergellte, riß sich gewaltsam los und stürmte voran.

Er ihr nach. Die Landstreicherin wollte entfliehen, gewiß hatte sie gestohlen, oder sie war wohl gar die Spionin von Schmugglern! Schon haßte er sie wieder am flatternden Rock.

„Gnade, pan Soldat, Gnade!“ Das war das erste Wort, das sie sprach; wimmernd sank sie in den Schmutz des aufgeweichten Ackers und umfaßte seine Füße. Sie küßte seine Kniee.

„Gnade! Laß mich gehen! Ich muß gehen, weit — sehr weit!“

Ihre Augen hingen an ihm in namenlosem Entsetzen, sie rang die Hände und krampfte sie dann wieder um seine Füße. Als er sich losmachen wollte, krallte sie die Finger in seinen Rock.

„Steh auf!“

Sie stand nicht auf. Wie ein Bündel Lumpen lag sie vor seinen Füßen, ganz zusammengefallen zu einem Garnichts, zu einem elenden Haufen. Mit Gewalt mußte er sie emporzerren, sie biß und kratzte und trat und wehrte sich. Dann schien sie völlig ermattet, unfähig, die Füße zu setzen; er mußte sie mehr schleppen, als daß sie selbst gieng; hätte er sie losgelassen, so wäre sie umgesunken.

Und den ganzen langen, mühseligen Weg heulte sie wie bejessene, wild, unbändig, tierisch, ohne Einhalt, ohne Aufhören, Stunde um Stunde. Und immer wieder warf sie sich nieder und wollte nicht mehr aufstehen, und er mußte sie stoßen und zerren und puffen.

„Muß gehen — weit, weit! Muß gehen — muß!“

Die Nacht erfüllte sie mit irren Klagechreien, die Lüste waren durchbebt von ihrem Jammern. Der ächzende Wind, der zum sausenenden Sturm geworden, war Musik dagegen.

Den Gendarmen hatte es gesgraust; er war froh gewesen, als er endlich, spät bei Nacht, schweißgebadet, Gnesen erreichte und das tolle Frauenzimmer abliefern konnte.

So saß Kazia Gienzianka im Gefängnis. Ihren Namen hatte sie genannt, auch gesagt, wo sie herkam; Szczyrora war ihre Heimat. Dahin wollte sie auch gehen; das hatte man endlich herausgebracht.

Wie eine Wilde tobte sie am Morgen nach ihrer Einbringung in der Zelle umher, rannte mit dem Kopf gegen die Thür, schlug die nackten Wände mit den Fäusten: „Szczyrora — ich muß gehen! Szczyrora!“

Sie vertweigerte, Nahrung zu nehmen; wie gebannt stand sie lange auf einem Fleck und stierte die Suppe und das Stück Brot an, ihre Nasenflügel blähten sich und sogten gierig den warmen Dampf ein, der dem Napf entstieg. Schon krümmten sich ihre Finger verlangend. Aber dann sprang sie von neuem gegen die Thür und schlug wieder jammernnd die Wände: „Szczyrora, Szczyrora!“

Aus der blöden, halbverhungerten Kreatur war nicht herauszubringen, woher sie gekommen. Auf alles Befragen schüttelte sie nur den Kopf: „Szczyrora!“

Endlich redete man ihr gut zu: „Du sollst nach Szczyrora, jawohl, nach Szczyrora!“ Da stürzte sie sich auf die Nahrung und schlang alles gierig herunter wie ein heißhungriger Wolf. Ihr Toben hörte auf; in einem Winkel der Zelle saß sie platt auf der Erde in stumpfem Brüten und wartete.

Draußen wütete der Winterschneesturm und machte alles gleich unter ebener Decke. Wo der Acker sich streckt, wo der Tümpel steht, wo der Graben droht, wo die Straße führt — wer kann es sagen?! Alles weiß. Und kurze Tage, an denen der Morgen schon dem Abend gleich! Alles dunkel.

Was sollte man mit ihr beginnen? Sie war nur wegen Landstreichens

aufgegriffen, man mußte sie bald entlassen. Aber war das jetzt keine Grausamkeit?!

Sie aber bat: „Szczurora“, immer mit der gleichen hartnäckigen Inbrunst, und umklammerte die Kniee jedes, der in ihr Gefängnis trat.

Da kam endlich Licht in die Sache. Der Inspektor des Herrn von Dalchow auf Przyficienowo — jetzt „Wilhelmshöhe“ genannt — fuhr eines Tages vor und verlangte eine entlaufene Magd zurück; die Dirne, die vor einer Woche spurlos vom Hof verschwunden, mußte nach der Beschreibung mit der Landstreicherin ein und dieselbe Person sein.

Kazia fuhr zitternd aus dem Winkel auf, als man ihr rief: „Komm!“ Mit hüpfendem Schritt eilte sie durch die Gänge, mit unartikuliertem Freudenlaut begrüßte sie an der Thür die freie Luft und streckte sehnsüchtig die Arme in die schneeüberhangene Ferne: „Szczurora!“ Da fühlte sie sich gepackt.

Der Verwalter des gnädigen Herrn rüttelte sie herb: „Psia krew, Hundebhut verfluchtes, wer heißt dich wegrennen? Jetzt gieb's —“ und er hob die Peitsche.

„Geben Sie noch die Neunschwänzige auf Przyficienowo, Herr Oberinspektor?“ fragte schüchtern einer der Umstehenden.

„Sind wir Russen oder Polacken?“ rief jener laut und entrüstet. „Wir sind Deutsche!“ Aber dann blinzelte er mit einem Auge und sprach leiser:

„Nur die Siebenschwänzige, nur die Siebenschwänzige! — Psia krew, Hundebhut, willst du wohl aufsteigen?!“

Und sie wurde hinten in die Briczka geworfen; auf einem Bund Stroh nahm der Gendarm neben ihr Platz, vorn auf dem Sitz saß der Herr Inspektor und ließ die Peitsche den schäumenden Pferden um die Ohren sausen.

Sie flogen dahin, unaufhaltbar, in rasender Fahrt. Kein Weg, kein Steg im trostlosen Einerlei — alles gleich. Weiß, todesstarr das unabsehbare Land.

\*

Ein Agent hatte zur Zeit der Rübenerntte Weiber über die Grenze gebracht; er trieb sie den Gütern zu wie eine Herde Vieh. Eine jede trug ihr Bündel und ging mit bloßen Füßen; wenn's hoch kam, schleppte sie ihre Habseligkeiten in der buntbemalten Holztruhe.

Die Kazia aus Szczurora hatte nicht einmal ein Bündel gehabt; was sie besaß, trug sie auf dem Leibe. Der Agent schaffte sie nach Przyficienowo — sie war ein starkknochiges Mädel, der Herr Baron würde nicht betrogen sein — und so machte man dem den Kontrakt auf ein Jahr, drückte der Kazia die Feder in die Hand, und sie setzte ihre drei Kreuze drunter.

Dann empfahl sich der Agent; sie aber folgte ihm bis vors Hofthor, und er versprach, in Szczurora von ihr zu grüßen und zu sagen, wo sie sei. Dann blickte sie ihn nach, solange sie ihn sehen konnte.

In der Rübenerntte hatte sie wacker geschafft — arbeiten konnte sie wie ein Pferd — auch gefreut hatte sie sich wie die andern, wenn der Bogt zur Weiser

den Schnaps austeilte. Aber dann wurde sie still, mit jedem Tag stiller. Wie ein geschlagener Hund schlich sie im Hofe umher, immer düsterer wurden ihre finstern Augen, am Sonntag stand sie draußen vorm Thor und starrte in die novembergraue, ewige Weite. Eines Tages war sie verschwunden gewesen.

Nun hatte man sie wieder eingebracht; wie einen Sack ließ man ihre schwere Gestalt vom Wagen plumpfen. Eine kleine Stunde später ging sie dann schon wieder, als sei nichts geschehen, in den Stall und trug über den zerbleuten Schultern den Riemen, drau die schweren Eimer mit Kälbersuppe hingen.

Die würde nicht wieder weglaufen, des war der Inspektor sicher.

Winter, immer Winter, endloser Winter. —

Heut war der erste mildere Tag im tanenden Vorfrühling, matt lugte die Februarsonne. Der Hof war ein Wasser, der Garten auch, aber auf der Straße vorm Thor ragte ein kleiner trockener Streifen aus dem Morast, dort konnte die junge Gutsherrin auf und ab promenieren. Sie war eben vom Wochenbett genesen. Als sie langsam, in ihren Gummischuhen mit unhörbarem Tritt wandelte, sah sie eine von den Hofmägden am Grabenrand sitzen — warum war die nicht mit den andern bei der Mittagssuppe?!

Starkknochig und hager saß sie da, wie ein düsterer Schatten mit ihrem rabenschwarzen Haar; den Rücken hatte sie der Straße zugekehrt und ließ die Beine in den Graben hängen. Sie murmelte dumpf vor sich hin, jetzt schluchzte sie laut auf, hob ein paar Papiersegen an die Lippen und küßte die mit leidenschaftlicher Inbrunst. Ihr ganzer Körper bebte.

„Was fehlt dir?“ fragte die gnädige Frau und blieb stehen.

Erschrocken fuhr das Weib herum und starrte die Fragende an; dann war sie mit einem Satz auf den Füßen, stand zitternd vor der Herrin, um gleich darauf niederzustürzen und ihr den Saum des Kleides zu küssen. Sie that es mit einer Wildheit, einer Leidenschaftlichkeit, daß die andre zurückwich.

Von dieser sich krümmenden Gestalt stieg ein schwerer, betäubender Dunst des Glends auf; die junge Frau empfand ihn unklar. Sie zog die Hand aus dem Muff, ihre Fingerspitzen berührten schon die Schulter der Knieenden. „Was fehlt dir?“ wiederholte sie noch einmal in notdürftigem Polnisch.

„Szczurora, Szczurora!“ Stöhnend wand sich die Unglückliche, hielt dann die Zettel in die Höhe und schwenkte sie wie eine Fahne.

„Du hast wohl schlechte Nachrichten von zu Hause?“ Frau von Dalkow sah sich um, ihr Mann hatte es nicht gern, wenn sie mit den Leuten sprach; aber es kam niemand.

„Ist dir jemand gestorben?“

„Lesen — lesen,“ wimmerte das Weib und schwenkte die Papiere, daß sie im Wind knitterten und flogen. „Hab' ich Brief von zu Haus — kann ich nicht lesen! Hab' ich gebeten — kann niemand lesen, niemand schreiben — nicht Mann, nicht Frau — niemand! Panni, panni — Szczurora, Szczurora!“

In namenlosem Jammer hielt sie die Zettel in den, wie betend aneinander gelegten Händen zur Herrin empor. Diese überwand ihren Widerwillen und

nahm die schmutzigen, verfetteten Papiere. Ein heller Freudeerschein glitt über das magere, leidenschaftliche Gesicht der Magd, ihre Lippen öffneten sich, ein ganzer Schwall von Worten stürzte heraus — lang unterdrückte, kurze, rauhe, gestammelte Laute, Bitten, Klagen, Beschwürungen, Segnungen. Das rauschte und schäumte dahin, Frau von Dalchow verstand keine Silbe.

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte sie mitleidig und zuckte die Achseln, und dann sah sie aufs Papier — polnisch, das konnte sie nicht lesen!

„Geh doch zum Inspektor, der wird dir's lesen, armes Ding!“

„Nie, nie, niechce — nein, nein, ich will nicht!“ Aufspringend schüttelte sie heftig den Kopf, ein scheues, tückisches Funkeln glomm in ihren Augen; ihre nah aneinanderstehenden Brauen zogen sich ganz zusammen, das Gesicht zeigte wieder den alten finsternen Ausdruck. Sie haschte nach ihren Papieren, drückte sie an die Lippen und verbergte sie hastig, wie ein bedrohtes Heiligthum, in ihrem Nieder. Mit gesenktem Kopf wollte sie von dannen schleichen, ihre Füße schlorrten; langsam schleppte sie sich unter einer unsichtbaren, schweren Bürde.

Da rief die gnädige Frau sie zurück: „Gieb mir deinen Brief, ich zeige ihn dem gnädigen Herrn, der kann ihn lesen.“

Zögernd, zweifelnd stand das Mädchen, die Hand aufs Nieder gepreßt.

„Gieb her!“ Der Ton war befehlend.

Die Magd knickte tief ein, ihre Stirn berührte den Kleiderjaum der Herrin. „Kann niemand lesen,“ stammelte sie in einem herben Ton, der das Herz zusammengog. „Lesen, panni, lesen!“ —

Als Frau von Dalchow ihrem Gatten die schmutzigen Papiere übergab, war er sehr ungehalten.

„Ich habe dich gebeten, dich nicht mit dem Gesindel einzulassen, Klotilde; du wirst schon deine Erfahrungen machen!“

Mehrere Tage lagen die Zettel unbeachtet auf seinem Schreibtisch, dann schickte er doch nach Kazia Gjemzianka.

Sie kam mit bloßen Füßen und verbreitete einen durchdringenden Geruch nach säuerlicher Kälberjuppe und Kuhdung. An der Thür blieb sie stehen und glockte mit stumpfen, blöden Augen immer geradeaus. Der gnädige Herr saß am Schreibtisch, die gnädige Frau am warmen Kamin und wiegte ihr Baby.

„Kazia Gjemzianka, hier sind zwei Briefe für dich,“ sprach der gnädige Herr. „Der eine ist vom 15. November, acht Tage danach bist du davon-gelaufen. Der zweite ist vom 15. Januar; das ist beides schon lange her. Höre, was sie dir schreiben!“

Und er las:

„Liebe Kazia! Zunächst reden wir Dich an mit dem Wort Christi: Gelobt sei Jesus Christus und seine Mutter Maria! Nun benachrichtigen wir Dich, liebe Kazia, daß pan Bremmler uns überbracht hat, wo Du bist. Wir freuen uns darüber, daß Du gesund bist und Dir gut geht.

„Daß Dein kleiner Sohn Gregor so niedlich ist, weißt Du selber.

„Jetzt bitte ich — Gregor, Dein Sohn —, daß Du mich nicht vergißt,



und wenn Du selber etwas hast, mir einige Groschen schickst, damit ich mir anzuziehen kaufen kann, denn Du weißt, daß es hier knapp zugeht.

„Nekt benachrichtige ich Dich, als Dein Bruder Kasimir Giemzianki, daß wir alle gesund sind, auch Gregor, Dein Sohn. Aus geht es so wie immer, es giebt nichts Neues bei uns.

„Nun haben wir nicht Papier gespart. Nun grüßen wir Dich tausendmal und millionenmal, ich, Kasimir Giemzianki, meine Frau und Walek und Sojchka; und auch Gregor grüßt Dich, als der liebe Sohn seiner Mutter.

„Und Marijchka grüßt Dich als die herrschaftliche Köchin; wenn Du Geld schickst, adressiere an sie, so kriegen wir eher.

„Nun befragen wir Dich, liebe Kazia, wie es Dir geht? Bleibe gesund! Auf Wiedersehen! Gott behüte Dich! Amen.

Dein Bruder

Kasimir Giemzianki.“

Der gnädige Herr warf den Zettel hin. „Fertig! Nun? Das hat dein Bruder wohl dem Lehrer diktiert?“

Kazia nickte.

„Du hast ein Kind zu Haus?“

Wieder nickte sie, ein zärtliches Lächeln verschönte ihr grobes Gesicht. Die gnädige Frau mußte sie unverwandt ansehen — waren das noch dieselben starren, hageren Züge, die sich jetzt so weich, so mütterlich rundeten?

Aus Kazias Augen träufelten Thränen und rannen hinab, rechts und links von dem lächelnden Mund; sie hielt die Arme, als ob sie ein Kind wiege, und drückte es dann scheinbar fest an die Brust. Ihr ganzes Wesen schien aufzutauen, sich aufzulösen wie die Eisscholle im Frühjahr, hinzuschmelzen in Thränen.

„Höre weiter,“ sprach der gnädige Herr, „den zweiten Brief:

„Ich, Kasimir Giemzianki, und meine Frau schreiben an Dich und reden Dich zunächst an mit dem Wort Gottes: Gelobt sei Jesus Christus und seine Mutter Maria!

„Und nun schreiben wir an Dich und fragen, ob Du gesund bist? Wir sind alle gesund, auch Gregor, Dein Sohn. Wir wundern uns nur, daß Du noch gar nicht nach ihm gefragt hast, während andre Mädchen, die erst im November weggefahren sind, ihren Kindern schon zehn Gulden geschickt haben.

„Und Du hast mir Deinen Bengel dagelassen, ganz nackt, und Dir fällt nicht ein, danach zu fragen.

„Ich habe kein Besitztum. Ich werde auch von hier wegziehen, was soll ich da mit Deinem nackten Bengel machen? Und wenn ich auch während vier Monaten täglich zwanzig Kopfen verdient hätte, so würde das doch zu einem Anzug für den Bengel nicht reichen.

„Und nun schickst Du entweder auf der Stelle was für den Jungen oder Du kannst ihn Dir nehmen! Ich behalte ihn nur dann, wenn Du mir für ihn monatlich drei Gulden schickst. Uebrigens verbraucht er mehr als drei Gulden

monatlich, denn abgesehen davon, daß man ihn muß kleiden, muß man ihn noch salzen, schmieren und bewaschen, damit ihn die Würmer nicht freissen. Und ist noch nicht zwei Jahre. So kannst Du begreifen, was so ein Kind kostet.

„Es fällt mir nicht ein, fremde Kinder umsonst zu futtern; andre Mädels zahlen sogar zehn Gulden für ihre Kinder und sind damit einverstanden. Du bist noch gut dran.

„Wenn Du also für den Bengel nicht binnen acht Tagen Geld schickst, mag er betteln gehen. Ich mag ihn nicht.

„Ich werfe ihn hinaus, ich schwöre Dir!

„Mögen ihn die Füchje freissen!

„Merke Dir also, was ich Dir geschrieben habe.

Kasimir Gjemziantki.“

„Um Gottes willen,“ rief die gnädige Frau und sah entsetzt ihren Mann an, „wie schrecklich! Wenn der böse Mensch nun vielleicht inzwischen das arme Kind hinausgeworfen hat!“ Sie beugte sich rasch über das Spitzbettchen der Wiege und legte wie schützend beide Arme darüber.

Der gnädige Herr zuckte die Achseln. „Wird schon nicht so schlimm sein. Du, Kazia Gjemzianta,“ schrieb er die Magd an, „hast du gehört, was ich gelesen habe?“

„Ich habe gehört.“

„Du hast es zwar nicht zu fordern, aber ich werde dir auszahlen, was du bisher verdient hast. Das schicke nach Hause!“

Ihr blöder, stumpfer Blick war starr geradeaus gerichtet; ihre Thränen waren versiegt, keine Muskel in ihrem Gesicht zuckte, kaum daß sie die blassen Lippen beim eintönigen Murmeln voneinander hob.

„Kasimir Gjemziantki hat geschworen. Zu spät!“

Langsam wendete sie sich zum Gehen.

„Halt!“ rief er ihr nach, „bedank dich erst bei der gnädigen Frau!“

„Padam do nóg!“ Sie hücte sich steif und küßte das Kleid der Herrin, dann küßte sie auch den Rock des gnädigen Herrn. Und dann ging sie. —

In der Nacht tobte um Przhysienowo ein Wirbelsturm, der noch einmal den Winter zurückbrachte; am Morgen war alles weiß in unendlicher Weite.

Wo der Acker sich streckt, wo der Tümpel steht, wo der Graben droht, wo die Straße führt — wer kann es sagen —?!

Am Morgen war Kazia Gjemziantka wieder verschwunden, aber der Gendarm griff sie nicht mehr auf.

Auch in Szezurora ist sie nicht angekommen.



## Die Summe des 19. Jahrhunderts in öffentlich-geistiger Beziehung.

Von

Ed. Heyd.

**W**enige Wochen noch, und man wird uns einreden, daß wir uns im zwanzigsten Jahrhundert befinden. Vergeblich werden die genaueren Rechner sagen: aber zu einem Jahrhundert gehören doch hundert Jahre, wir schließen also erst mit dem 31. Dezember 1900. Die allgemeine Ungebild, das neue Jahrhundert anzutreten, und das Drängen der Hersteller von Glückwunschkarten und der sonst beteiligten Gewerbe werden den Widerspruch ersticken. Hat doch selbst vor hundert Jahren, als die Welt von Konkurrenz und Nervosität viel weniger heimge sucht war, die Partei der Neunundneunziger gesiegt, welche das neue Jahrhundert mit der neuen Hundertzahl 1800 statt 1801 begann. Auch Goethe und Schiller gehörten zu ihr. Sophisten könnten also sagen: Wenn das neunzehnte Jahrhundert nach damaligem Mehrheitsbeschuß am 1. Januar 1800 angefangen hat, so endigt es auch rechnerisch am 31. Dezember 1899.

Man hat dem demnächst abcheidenden Säkulum schon bei rüstigen Lebzeiten verschiedene Namen beigelegt (zum Beispiel Jahrhundert des Dampfes), von denen jedoch keiner dauernd durchgeschlagen hat. In der jüngsten Gegenwart fallen am meisten die raschen Errungenschaften der Elektrotechnik und des Verkehrs ins Auge. Aber zugleich ist anzunehmen, daß das neuaubrechende Jahrhundert noch größeren Ruhm in diesen Dingen für sich erwerben wird.

Trotzdem ist das, was durch unser ganzes Jahrhundert in technischen Umwälzungen des äußeren Kulturlebens geleistet worden ist, überaus großartig, und alle früheren Jahrhunderte liegen als bloße Vorgeschichte da. War man doch in der Raumüberwindung zur Zeit Napoleons I. noch um nichts weiter gekommen, als wie einst die Assyrer gewesen waren. Um Personen von einem Orte zum andern zu schaffen, um Nachrichten zu übermitteln, besaß man nur die Muskelenergie von Tier und Mensch. Wir haben für die Ortsveränderung die Entfernungen bis auf ein Zwölftel des früheren Zeitverbrauchs oder noch weniger verkürzt, wir haben für unsern Nachrichtenverkehr die Entfernung überhaupt aufgehoben. Und dennoch sind Telegraph und Fernsprecher nur erst die Anfänge. Wie lange noch, und wir oder unsre Kinder, die jetzt schon mit Stannen vor den vom Kinematographen hervorgebrachten lebenden Photographien sitzen, werden den Fernzeichner, das Tele-Elektrostop haben, welches augenblickliche elektrisch-optische Wiedergaben von allen Vorgängen zu schaffen vermag, wohin ein Draht führt. Oder vielleicht auch keiner, denn schon ist die drahtlose Vermittlung der elektrischen Wellen geglückt, eine unübersehbare, heute freilich noch in den Anfängen des Experiments befindliche Neuerung. Und wie hat man

gelernt, Entfernungen im Weltraume zu überbrücken, deren Zahlen an sich Schwindel erregen! Mit dem Sirius und den Nebelflecken des Nachthimmels verkehren unsre Astronomen nunmehr seit Jahrzehnten, gleichwie im Laboratorium durch die Spektralanalyse; sie erlaubt ihnen, als Chemiker über Stoffelemente und Zusammensetzung der Weltkörper zu urteilen und Schlüsse auf die Einseitigkeit, auf die Billionen von Jahren umfassende Geschichte des ungeheuern Begriffs „Weltall“ zu ziehen. Der gesegnete halbe Zufall der Röntgenschen Entdeckung erlaubt es, heilbedürftige Menschen und lebende Wesen jeder Art unblutig zu sezieren und Körper zu durchleuchten, deren absolute Undurchsichtigkeit früher als aprioristischer Grundsatz festzustehen schien. Raum und Stoff werden überall, soweit sie sich einst dem Vordringen des Auges und des Geistes widersetzten, bezwungen und zurückgedrängt.

Welche kulturwichtigen Fortschritte hat ferner die Beleuchtungstechnik, die Ueberwindung des Dunkels errungen, welche noch kürzlich mit so viel Mängeln und unangenehmen Zugaben verbunden war und die langen Wochen des Winters zur Qual empfindlicher Sinnesorgane machte! Und alles dies und noch viel andres dazu sind nur rasche Nutzenwendungen der vorwärtseilenden Wissenschaft selbst, die während unsers Jahrhunderts teils die wunderbarsten Ergebnisse schon erarbeitet, teils sie, wie mit jenen Röntgenschen X-Strahlen und mit den Untersuchungen über die Identität von Licht und Elektrizität, nicht minder wunderbar angebahnt hat und damit in ein neues Jahrhundert großartiger Ueberraschungen hinüberdeutet.

Lauter schöne Hoffnung, aber wiederum ebenso viel Warnung vor Gegenwartsüberhebung. In der That, gerade die Entdeckung der Röntgenstrahlen war eine überaus drastische Abfertigung nicht der Wissenschaft, wohl aber eines gewissen Laienhochmuts auf dem Gebiete von Kraft und Stoff, welcher gar zu gerne glaubt, er sei schon berechtigt, über alles in Natur und Welt mit nein und ja zu orakeln. Und so entläßt das Jahrhundert in eigenartiger Ironie gerade den Materialismus, den es vom achtzehnten übernommen, aber popularisiert hat, mit einer eindringlichen Zurückverweisung auf den sokratischen Satz, daß zu erkennen, wie viel wir noch nicht wissen, und sich des niemals rastenden Wesens aller echten Forschung bewußt zu bleiben, die Bedingung des eigentlichen und ernsthaften Wissens sei.

In Summa, unser Jahrhundert hat das Wissen von der Natur auch nicht vollendet und abgeschlossen. Aber es hat dasselbe in unvergleichlicher Weise gefördert und zwar auf dem Arbeitsfelde der Biologie und der verwandten Fächer nicht minder, als in Chemie, Optik und Elektrizität. Wahrlich, wenn Naturwissenschaft und Kultur identisch wären, so müßte das neunzehnte Jahrhundert gegen alle früheren als ein unendlich kulturüberlegenes und glücklicheres erscheinen. Daß letzteres der Fall sei, wird kein allgemeiner Betrachter der Kulturgeschichte zu behaupten auf sich nehmen. Und so sieht man sich schon auf diese einfache Weise zu der Einsicht geführt, daß der wirkliche Kulturfortschritt noch in sonstigem liegen müsse, nicht bloß in Kenntnis und Ausnutzung der

Naturgesetze. Mit andern Worten: daß alle jene in der That hohen Ruhmes würdigen naturwissenschaftlichen und technischen Neuerungen doch eben nur die äußeren Hilfsmittel eines allgemeinen Fortschrittes seien, dieser selbst aber auf einem breiteren, umfassenderen Gebiet sich bewegen und dort gesucht werden müsse.

Der Rahmen, innerhalb dessen der Kulturhistoriker seine Aufgabe gestellt erblickt, ist der der menschlichen Solidarität, der gemeinsamen Weiterentwicklung der Menschheit und ihrer großen, natürlichen Gruppen. Insoferne als in diese Weiterentwicklung, in den Nutzen dieser Gesamtheiten alle einzelnen Wissenschaften und Künste einmünden, haben sie ihren allgemeingeschichtlichen Wert; der Endpunkt, an welchem der einzelne Fachmann ihre Behandlung und Betrachtung abschließt und verläßt, bildet den Anknüpfungspunkt für den Kulturhistoriker. Auf diese Weise soll er sämtliche Zweige menschlicher Bethätigung zur Gesamtbetrachtung vereinigen, und vor allem ist es für ihn von ausschlaggebender Wichtigkeit, wie weit diese Bethätigungen bewußte, wie weit sie von dem Geiste der erwähnten Solidarität, von der erkannten Aufgabe getragen sind, gemeinsamem Ziele einer höheren Vollkommenheit entgegenzustreben.

Die Stärke des öffentlichen Bewußtseins schwankt in der Geschichte auf und ab. Ganz und gar getragen vom öffentlichen Geiste sind die Republiken des Altertums. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters schrumpft das öffentliche Interesse mehr und mehr auf ganz wenige Gebiete zusammen, denen es gelingt, die übrigen zeitweilig zu unterdrücken und zu verneinen. Das elfte Jahrhundert bedeutet in dieser Beziehung das Extrem. Allgemeiner und freier wird das öffentliche Bewußtsein erst wieder seit dem Zeitalter der Kreuzzüge, das heißt des Verkehrs, des großen Handels, des nach langem Kulturtschlage wiedererwachenden und wieder emporsteigenden Laurentums, welches sich jetzt in doppelter Weise, als höfisches Rittertum und als Bürgertum der Städte, ganz neu formiert. Besonders rege und auf neue Lebensverhältnisse ausgedehnt ist die öffentliche Bewegung und Anteilnahme im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, in der Zeit der kirchlichen, politischen und sozialen Besserungsbestrebungen, der Konzilien, der Buchdruckerkunst, der Renaissance, des Humanismus; so rege, daß aus den alle beschäftigenden Erörterungen nun auch die Praxis hervorzugehen vermag, in der einen Richtung, und hier mit schönem Erfolge, die That Luthers, in andrer Richtung als überstürztes und unklares Experiment die Erhebung der Bauernkriege. Danach freilich ward diese lebhaft, kampffrohe Bethätigung öffentlichen Interesses mehr und mehr wieder ertödet, zunächst auf sozialem Gebiete durch die notwendige Niederlage der allzu vorschnellen und in ihrem Vorgehen Abscheu erweckenden bäuerlichen Revolution, dann aber auch auf politischem und kirchlichem Gebiete, infolge jenes Sieges der Herrenmacht über die Revolution und ihrer dadurch überhaupt wieder erstarkenden Autorität und Bestimmungsgewalt. Mancherlei sonstige Zeitläufte kamen letzterer ebenfalls zu gute, so die fortschreitende Vordrängung des deutschen Rechtes durch das römische. Vollends nach dem erschöpfenden Dreißigjährigen Kriege kann von

öffentlicher Meinung wenig mehr gesprochen werden; das Zeitalter der Centralisation, der fürstlichen Alleingewalt, des Absolutismus zieht herauf, geführt von Ludwig XIV., zu dessen gelehrigen Schülern die Machthaber des übrigen Europa werden. Nur in dem insular abgeschlossenen England steht der Krone ein öffentlicher Wille gegenüber, der infolge einer vom Kontinent völlig abweichenden geschichtlichen Entwicklung aus früherer Zeit her Rechte zu behaupten in der Lage ist. Auf dem Kontinente gilt (abgesehen nur von den aristokratischen Stadtrepubliken, resp. ihrer eidgenössischen Vereinigung mit freien Bauernkantonen, und abgesehen von den verschwindend wenigen Ausnahmen, wo Stände ihre Existenz und eine gewisse Mitwirkung zu behaupten vermögen) das Beispiel Frankreichs, wonach alle sonstigen Rechte aufgehoben sind durch das Recht des Einzigen. Die fürstliche Autokratie befestigt sich siegreich, welche ihren Willen durch eine ausschließliche Beamtenregierung zum Ausdruck bringt und die Mitarbeit einer selbständigen öffentlichen Meinung gänzlich ablehnt.

Dem zur vollkommenen Herrschaft gelangten Absolutismus gehört die Zeit von Ludwig XIV. bis zur französischen Revolution. Zunächst in der von Ludwig selber geschaffenen Form und Auffassung; in ganz Europa begegnen uns seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Fürsten als seine Nachahmer, wobei natürlich in der Verkleinerung die meisten dieser Nachahmer, die Duodesultane noch weit weniger sympathisch als der majestätisch veranlagte Roi soleil erscheinen. Dann aber wandelt sich im 18. Jahrhundert diese Form des Absolutismus allmählich in die des „wohlvollenden“ oder „aufgeklärten“ Despotismus hinüber. Das verführerisch glanzvolle Bild des Sonnenkönigs ist verblaßt, die Schäden seines Systems sind allzu deutlich hervorgetreten, dagegen hat das Vorbild des soldatisch einfachen großen Königs von Preußen, der nicht nach Art des l'Etat c'est moi der Staatsinhalt selber, sondern der erste Diener seines Staates sein will, sich die Achtung und Bewunderung des Erdkreises erzwungen. Seiner Person und seiner Regierung wird in vielen deutschen und außerdeutschen Staatswesen ehrlich und gewissenhaft nachgestrebt, wir haben es wenigstens überwiegend mit laudensväterlichen und edleren Fürsten zu thun, der Fürstenstand bewegt sich fraglos wieder in aufsteigender Richtung. Wenn gleichwohl nicht alles harmonisch und erfreulich wirkt, wenn auch in den Staaten wohlmeinender Regenten Willkür und Ungerechtigkeit keineswegs gänzlich gebannt werden können, so liegt das hauptsächlich an den ungleichen Qualitäten des Beamtenapparates und an dessen von Beschwerdeführern schwer zu überwindendem Vorprunze bei Serenissimo, und somit denn schließlich doch wieder an dem System, an dem Fehlen jeder öffentlichen Einwirkung.

Nur ist letzteres nicht in dem Sinne gemeint, als ob eine vorhandene öffentliche Meinung ihre behinderte Mitwirkung schmerzlich empfunden hätte. Es war nicht eine unzufriedene Öffentlichkeit vorhanden, sondern überhaupt keine mehr. Selbst Laune und ungerechten Druck der Beamten oder andre Härten und Mißstände der absolutistischen Bureaukratie, wenn sie ihn trafen, sah der einzelne als persönliche Schickung an, die in Demut zu ertragen war. Es gab

ein Mitgefühl der Freunde und Nachbarn, aber keine allgemeine Mißstimmung, keine öffentliche Anklage erhob sich.

In seiner Unterthaneneigenschaft war das damalige Geschlecht, und zwar, je mehr es diese Eigenschaft zu fühlen bekam, desto sicherer, nur ergeben und geduldig. In Wellers derber Fabel vom Amtmann und den Bauern spiegelt sich weit mehr als eine Dorfepisode. Jene damaligen Deutschen ahnten gar nicht, wie unfrei sie ihren Enteln erscheinen würden.

Denn sie selber hielten sich für frei. Und insofern mit Recht, als sie zwar nicht frei im Staate, aber ziemlich frei vom Staate waren. Die materiellen Lasten, die der Unterthan trug, waren nicht in dem Sinne öffentliche wie heute, waren völlig anders herangewachsen und verteilt. Pflichten auferlegenden öffentlichen Ehrgeiz konnte es nicht geben. Dabei war das bürgerliche Leben selbst weit weniger ausgefüllt durch Jagen nach Gewinn und äußerem Emporkommen, ließ Freiheit genug übrig für das oberste Gut, für geistige Beschäftigung und schöne Phantasie. Denn nicht bloß dekorativ oder zu allerlei Ausnutzung, sondern mit ehrlicher Wahrheit stellte die Zeit die Güter des Geistes als Selbstzweck obenau und ergab man sich einem eifrigen Kultus der einzelnen Persönlichkeit und ihrer Bildung, dem feinen Egoismus der gesteigerten Individualität. Und neben dieses geistige Sichausleben der Gebildeten tritt eine praktische Philosophie der Zufriedenheit, der Freiheit durch Genügsamkeit, die mit Lebensfreude aufs Beste vereinbar ist. Diese Menschen sind glücklich und heiter wie Hagedorn's Johann, der muntere Seifenfieder, denn ihre Verhältnisse sind einfach, und ihre Freuden, die ihnen so viel bedeuten, sind immer wieder erreichbar: ein Täßchen Kaffee, ein Pfänderspiel, ein Tanz im Grünen und, wenn's hoch kommt, mit Laub umtränzt der liebe volle Becher. Eine gewisse Breite des Einkommens oder Vermögens ist noch keine gesellschaftliche Vorbedingung, ihr Mangel schließt keine besonderen Lebensverzichte in sich, nicht einmal eigentliche Zukunftsorgen; gegen die etwaige Not von Witwen und Waisen sorgt innerhalb der gewöhnlich engen, leicht übersehenen damaligen Territorien schließlich irgendwie der Gnadenstolz des an keine Normen gebundenen, persönlich ausgleichenden Absolutismus. Serenissimus schuldet vielleicht selber zu Zeiten seinem Rentmeister etliche tausend Gulden, aber er stellt von vornherein nur einen solchen an, der das vertragen und einen soliden Hofbanquier machen kann; für Gnadengelder zur Erziehung von Kindern guter Unterthanen und für unverjorgte Töchter treuer Diener findet sich schon immer etwas. Das ist der freundliche Revers des unverwüßlichen Respekts, der sich in den Unterthanen des kleinfürstlichen Absolutismus von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Reiche Leute giebt es auch, aber im Verhältnis nur wenige, und wenn sie aus der Einfachheit und Genügsamkeit der Zeit heraustreten, so stehen sie wie außerhalb der Gesamtheit, man empfindet sie wie fremd, ohne sie zu beneiden, und hat das Gefühl, daß sie nicht fröhlich seien, daß sie schlecht schlafen. Die kleinen Verhältnisse dieser neueren Phäaken, ihre schöngeistigen Liebhaberfreunden und die Idyllen ihrer Geselligkeit, sie geben ihnen das Freiheitsgefühl, welches sie preisen und wovon sie singen.

Dem natürlich schwärmen sie von der Freiheit. Die Freiheit ist ja die deutsche Freude von ältesten Zeiten her, der machtvollste Begriff und das oberste Schlagwort in der nationalen Ethik der Germanen. Nicht minder laut, als wie einst der Cheruskler und Bataver von Freiheit sprach oder das rheinische Völkerbündniß des dritten Jahrhunderts sich stolz einen Bund der „Franken“ nannte, nicht anders, als wie man während aller folgenden Jahrhunderte der deutschen Geschichte immer irgend etwas, worauf man besonders hielt, mit Freiheit und deutscher Libertät zusammengebracht hat (sehr oft das gerade Gegentheil), nicht anders verherrlicht auch im 18. Jahrhundert der Unterthan des Absolutismus seine Freiheit und preist in den Zeitgedichten seinen Fürsten, der sie ihm gewährt. Denn er regiert ja, trägt alle Pflicht und läßt den andern ihre Freiheit; fast mitleidig klingt es: „Dem Manne, der die Krone trägt, beneiden wir sie nicht.“

Es liegt auf der Hand, zu welcher hinreißenden Gewalt ein derartig angegeschwärmter und im innersten Kern des Volkes wurzelnder Freiheitsbegriff gelangen mußte, sobald eine neue starke Bewegung ihm einen minder geruhjamen Inhalt gab.

Dies aber geschah, seit die staatsphilosophischen Systeme der Engländer und die Schriften ihrer französischen Schüler auch über die leseifrigen, geistig geschulten und in der Welt der Ideen zu leben gewöhnten Deutschen Gewalt erlangten. Was kein Vorbild realer geschichtlicher Kämpfe seit lange vermocht hatte, vermochte rasch und leicht die philosophische Deduktion; ihr entnahm sich nun auch der Deutsche ganz veränderte und neue Auffassungen vom Worte Freiheit und Begriff des freien Mannes. Dem ausschließlichen Fürstenrecht wurden die Menschenrechte gegenübergestellt, an deren Formulierung zuerst das seine Unabhängigkeit vom Unterkönigreich erkämpfende Amerika gedacht; die Individualität, welcher der Kultus des 18. Jahrhunderts gegolten hatte, trat vor die Mächtigen der Erde mit dem ganz neuen Anspruch, auch von ihnen geachtet zu werden und vom Staate Bürgerschaften zu verlangen. Ein neues Evangelium des Männerstolzes vor Königsthronen drang bis in die Schichten des geduldigen Bürgertums und pflanzte sich tief in die raschen Herzen der Jugend. Nun war, zugleich herangezogen durch das eifrige Studium der antiken Litteratur, der öffentliche Freiheitsbegriff des Altertums und seiner Republikken wieder erstanden. Und wie mächtig mußten diese geistigen Veränderungen um sich greifen und Zuversicht gewinnen, als von 1789 an in demselben Frankreich, von wo im vorhergehenden Jahrhundert der Absolutismus die Welt erobert hatte, sein morisch gewordenes System in gänzlichem Ruin vor der Volkssouveränität, vor der Lehre von dem die Staaten begründenden Gesellschaftsvertrage und vor den Menschenrechten zusammenbrach!

Man kann streiten, womit unser 19. Jahrhundert innerlich endet und seinen geistigen Abschluß findet; jedenfalls beginnt es als geschichtsperiodische Einheit mit der französischen Revolution, denn diese hat ihm seine Aufgaben gestellt. Während über dem Franzosen die Sturmwoogen der Tagesereignisse zusammen-



schlugen, empfand und erkannte gerade der Deutsche das programmatische Wesen des großen Vorgangs in Frankreich und faßte er diesen in seiner ganzen geistig-theoretischen Bedeutung auf.

Zu praktischer Nachäferung, zu Aufruhr und Unruhen hat in Deutschland das Vorbild der Revolution so gut wie gar nicht geführt, bloß in den seit je von französischen Bewegungen und Propaganda leicht erfaßten Rheinlanden gab es Putsche und politische Konventikel, aber auch hier nur vereinzelt und zusammenhanglos. Eine zwingende politische und soziale Notlage sprach in Deutschland nicht mit. Dagegen war ein geistig vorbereitetes lebhaftes Interesse vorhanden, und diesem waren die Vorgänge in Frankreich allerdings von der allerhöchsten Bedeutung.

Man verglich die Wichtigkeit dessen, was man im Nachbarlande sich vorbereiten und vollziehen sah, mit der lutherischen Reformation; man sagte aber auch: wie Deutschland um der Reformation willen anderthalb wirre und schwere Jahrhunderte durchgemacht habe, so solle jetzt nur Frankreich, indem es sich ausrichtete, im Namen der Menschheit das Experiment der politischen Reformation zu wagen, um der Größe dieser Aufgabe willen ein blutiges Jahrhundert auf sich nehmen. So abwartend und weitausschauend sah man die Dinge an. Eben deshalb begeisterte man sich auch so zukunftsroh und so ungeniert bis in die amtlichen Kreise hinein für die Beschlüsse und Thaten der konstituierenden, zur Herstellung eines neuen vollkommenen Staatsmodells berufenen Nationalversammlung. Das Wesentliche ist: Seit 1789 und mit den neunziger Jahren hat auch Deutschland eine öffentliche Anteilnahme am staatlich-politischen Leben wiedergefunden. Seine Reisebeschreiber werden Politiker, seine ganze Gegenwartsliteratur und seine Presse verwandelt sich; seit 1793 plant Cotta seine Allgemeine Zeitung, die bestimmt sein soll, der neuerstandenen öffentlichen Meinung als das erste deutsche Blatt von großem Stil und wirklicher politischer Bedeutung zu dienen.

Uns Heutigen taucht, wenn wir von der großen französischen Revolution sprechen, im Vordergrund ihres historischen Gesamtbildes allzu leicht sofort das Schafott der Guillotine und der Königsmord von 1793 vor der Erinnerung empor. Die zeitgenössische Begeisterung der Deutschen liegt im allgemeinen vor dieser Wendung. Sie hatte den humanitären und idealtheoretischen Beschlüssen der ersten Zeit, dem oratorischen Zauber der Girondepartei gegolten. Sie erschrak vor dem Siege des Jakobinertums und seinem Mordsystem, ward nachträglich zur sondernden Kritik, wenn nicht zur Resignation gegen das ganze Ereignis. Der greuelmüde Ueberdruß am Zeitungslesen spricht sich in Deutschland häufig und deutlich aus und wird bei manchen schon wieder zur Abkehr von aller Politik.

Die Freiheit blieb deßungeachtet dem Deutschen unangetastet als herrlichste aller politischen Vorstellungen, aber mit dem Frankreich Robespierres vermochte er das Wesen ihres Bildes nicht mehr in Verbindung zu bringen. Dann aber noch einige Jahre, da lehrte ihn, was Freiheit sei, der große Bastardsohn der

verwilderten Liberté, Napoleon Bonaparte, durch die bitterste Unfreiheit, die er den Deutschen gab. Und durch die napoleonische Knechtschaft und Erobererwillkür, aus der der Deutsche herausstrebte zur wiederzugewinnenden staatlichen Freiheit, fand er zugleich die beiden neuen Begriffe, die sich für das neue Jahrhundert aufs engste mit der Freiheit verbanden und mit ihr zur Dreieinheit wurden: Ehre, Emporreizung der Nation aus der Volksschande und Vaterland, Wohlfahrt aller durch Hingabe der Individualität an das Ganze. Die Zeit des geistigen Egoismus hat ihr Ende erreicht. Der einzelne trachtet hin zum Staate, will sich ihm widmen, mitarbeiten an ihm. Und der Staat, zunächst der preussische, zieht von seiner Seite her aus der herben Not in ganz derselben Richtung die vorwärtsführende Lehre, er bietet in der allgemeinen Wehrpflicht den bisherigen Unterthanen die erste große Staatsbürgerpflicht, überträgt ihm die erste große, Rechte begründende Leistung und Pflicht für den Staat.

So geht über der vaterländischen, über der patriotischen Freiheitsauffassung, die rasch die allgemeine geworden ist, die etwas ältere, die bürgerliche, welche politische Menschenrechte und Mitarbeit am Staate heischt, nicht verloren, sondern wird aus jener nur desto schöner begründet.

Nicht die Lüthower Schar, sondern das in den Waffen erzogene Heer hat, als es so weit war, den Zwinghern niedergeworfen und das deutsche Land vom Feinde gesäubert, hat Ehre und Vaterland den Deutschen wiedergewonnen. Aber es war ein neuartiges Heer, welches die große befreiende Wandlung gebracht hatte, das Volk in Waffen. Und insofern war es doch berechtigt, wenn das Bürgertum und zumal die gebildete Jugend sich als die Bringer der Befreiung betrachteten, wenn sie in den Siegen über Napoleon den Sieg des durch sie und in ihrem Sinne verwandelten heimischen Staates erblickten, wenn sie in dem Aufruf von 1813 die Aufforderung erjahen, auch fortan mitzuhandeln und mitverantwortlich zu sein für den Staat und das allgemeine Wohl. Voran die Befreiung des vaterländischen Bodens, dann aber eine freiheitliche, die Unterthanen zu Staatsbürgern rechtlich umbildende Ausgestaltung im Vaterlande, das war ihre Auffassung von allem gewesen, was 1813 und 1814 so Großes geschah und was weiterhin ganz von selbst, rein logisch daraus hervorgehen müsse.

Nach eigenem Sinne frei zu werden, wie Goethe in des Epimenides Erwachen sagte, und dann zu bleiben, so hatten sie alle gehofft und ohne alle konkreten Forderungen von vornherein in Zuversicht und reinem Vertrauen erwartet. Dann aber, nach der Heimkehr aus Frankreich, kam in völlig unerwarteter Wendung sie wieder dran, welche man für alle Zeit überwunden und verschollen geglaubt hatte, die dynastische Bureaucratie des 18. Jahrhunderts. Sie meinte allerdings, daß, weil Napoleon besiegt, nun auch die Revolution selber besiegt und abgethan sei, welche den dreisten Sohn, der das Umstürzen der Throne noch besser als sie selbst verstand, eine Zeitlang über die ganze Legitimitätswelt von Europa erhöht hatte. Schon der Wiener Kongreß ward zur Abgabe an die staatsbürgerlichen Hoffnungen des seiner inneren Hinwandlung zum Staate und seiner Verdienste um diesen sich bewußten deutschen Volkes, indem

er all dessen freiheitliche und konstitutionelle Hoffnungen und Erwartungen und die eignen Verheißungen der Regierenden von 1813 zu ein paar leeren, zu nichts verpflichtenden Vertröstungen abwandelte. Und dem Wiener Kongresse folgten unter begieriger Ausnutzung einiger Demonstrationen der Jugend und der Sandjchen That, obwohl diese weit mehr als Schurkenmord denn als politisches Attentat gedacht war, die Karlsbader Beschlüsse und damit die beiden Jahrzehnte der gewaltsamen Unterdrückung aller öffentlichen Selbstständigkeitsregungen in Vereinigungen und Presse. Es war der völlige äußere Sieg der vorrevolutionären Staatsauffassung, die Herstellung des allein zuständigen Absolutismus. Nur daß an die Stelle der alten Formen des Absolutismus eine neue dritte, an die Stelle der durchgreifenden fürstlichen Befehlshoheit ein bloß abwehrender Beamtendespotismus getreten war, eine unproduktive, gedankenarme und gedankenscheue Bureaokratie.

Aber ein wirklicher Sieg konnte das nicht mehr sein. Keine Staatsform und kein Verhalten der Regierenden kann mit einiger Dauer in Gegensatz zu dem öffentlichen Geist einer Nation verharren, kein politisches Prinzip kann sich geschichtlich überleben und dennoch in Kraft bleiben wollen.

Der Absolutismus war möglich, ja als Durchgangsstufe von der ständischen Bevorrechtung zum allgemeinen Staatsbürgertum notwendig gewesen, solange er in logischem Verhältnisse zu der Staatsabkehr, der politischen Erschöpfung oder der Gleichgültigkeit, der Unreife seiner Unterthanen stand. Er hatte seine Aufgaben inzwischen vollkommen erledigt, und andererseits war alle Welt eine andre geworden, die Völker und im großen und ganzen auch die Fürsten. Lediglich das zwischen beide geschobene Beamtentum und auch dieses nur zu einem Teil, soweit es zu den Anschauungen Metternichs stand oder in plattester Bequemlichkeit und Kleinherrlichkeit ganz ohne Anschauungen war, war Träger jener Reaktion. Aber vorläufig herrschte Metternich, und fast ganz Europa folgte seinem System. Als Staatskanzler Oesterreichs sah er in dieser Zeit des staatsbürgerlichen Hindrängens zu politischer Mitarbeit und angefichts des allerorten aufsteigenden Nationalitätsprinzips vor allem das große Völkergemengsel Oesterreich bedroht, und in dieser Lage glaubte er das Heil nur in dem allgemeinen und grundsätzlichen Stillstande Gesamteuropas, in der ewigen Fossilierung der durch den Wiener Kongreß geschaffenen Gestaltung des Erdteils, in der absoluten Niederhaltung jeder öffentlichen Bewegung auf dem Gebiete sowohl der äußeren wie der inneren Politik erblicken zu sollen. Die Karlsbader Beschlüsse bedeuteten seinen und seines Systems Sieg über die „schredlichen“ Privatmeinungen der Fürsten und die vielfach widerstrebenden deutschen Regierungen. Seitdem gelang es dem höchst gewandten und anziehenden Manne, dem glänzenden, verführerischen Kavalier immer leichter, durch gleichzeitige Verwendung von freundschaftlicher Raterteilung und von einschüchternden politischen Gespenstererscheinungen seine Lehren als höchste politische Weisheit an den Höfen Deutschlands und Europas zur Geltung zu bringen.

Inzwischen waren, wie gesagt, die Fürsten selber in der Hauptsache anders

geworden. Die gemessenen, vom Ceremoniell umhagten oder allenfalls in Herablassung leutjeligen Fürsten des 18. Jahrhunderts hatten seit dessen letzten Jahrzehnten begonnen, Persönlichkeiten Raum zu geben, auf welche das Zeitalter des Geisteskultus eingewirkt und denen es eine veränderte Menschenanschauung gegeben, veränderte Freuden und Genüsse gewiesen hatte. Wieder wie zu den Zeiten der Renaissance begann der Höchstgestellte das Zusammengehen, den Austausch mit dem Dichter und Künstler zu suchen; mit Stolz empfand man es im Fürstenstande weithin, daß die große Dichtung und Litteratur der Deutschen, nachdem sie selbständig in eigener Kraft erwachsen war, danach ihre herrlichsten und reifsten Früchte in der Sphäre des Weimarer Hofes getragen. Karl Augusts Name klang in ganz Europa mit einem Ruhm, der zu der Größe seines Landes in keinem Verhältnisse stand. Und auf Karl August folgt die Generation der Ludwig I. von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Es konnte ganz abgesehen von den „schrecklichen Privatmeinungen“ der Fürsten, über die Metternich klagte, für die alte Gesellschaft der Höfe nicht gleichgültig sein, die bisherigen Wertschätzungsverhältnisse auf den Kopf gestellt, in ihren bisher so exklusiven Bereich Wissenschaft und Kunst eindringen zu sehen. Sie mußte bemerken, daß den bürgerlichen Trägern derselben zuliebe alte Schranken niederbrachen, Dichter in Fürstengrüften bestattet wurden, daß überhaupt in den verschiedensten Richtungen das Bürgertum emporkam und stattlich wurde. Sie empfanden sich nicht bloß von unten her bekämpft, bespöttelt, sondern zuweilen leider sogar von höchster Seite her ironisirt. Und sie hatten im Grunde nicht viel Gegenmittel und Trost aufzuwenden, außer Hochmut, möglichster Rangausnutzung und — die kläglichste Abwehr — Wiederaufnahme des alten Französischparlierens. Aber nicht bloß sie waren gereizt, auch der mit dem Beamtentum und Offiziersstande eng verwachsene Landadel war tief verstimmt gegen das Bürgertum. Er hatte die Mannschaften der Befreiungskriege mit dem Degen geführt und betrachtete es als sein gutes Recht, diese Lorbeeren von 1813 nicht durch andre dem historischen preußischen Kriegerstande rauben zu lassen; er verstand in seiner mehr mechanischen Königstreue das unruhige Drängen der Mittelklassen und deren Freiheitsrufe überhaupt nicht; er konnte, wenn er sich überhaupt auf politische Neuerungen einließ, in seiner großen Mehrtheit sich höchstens eine stärkere Wiederheranziehung der altständischen Kreise als ungefährlich, als erwünscht denken. Und so tragen denn auch diese Verstimmungen und Reibungen dazu bei, die herrliche Eintracht, die 1813 das ganze Volk vom König bis zum letzten Rekruten brüderlich umschloffen hatte, nur allzu rasch wieder zu zerstören, und immer mehr überläßt sich das gebildete Bürgertum seinerseits einem übertriebenen und ungerecht generalisierenden Junkerhaß.

Indessen gelangt dieses Bürgertum zu weiterer innerer Kraft. An die Stelle der alten Demut vor dem gnädigen Herrn und vor dem Amtmann ist ein freimütiges und sicheres Selbstbewußtsein getreten. Auch körperlich und physisch erstarkt dieser früher geduckte oder weichlich genügsame Stand in seinen neuen Generationen und beginnt die Glieder zu recken. Viel männlicher als

vor 1806 begegnet uns die Jugend seit 1813; die allgemeine Wehrpflicht beginnt ihren Segen zu üben; dazu turmt man jetzt lebhaft, das Turnen wird geradezu eine bürgerliche Parteisache, ein liberales Institut — „eine Eiterbeule“, wie denn auch Geyß die ganze Turnerei nannte. Zugleich beginnt die Zeit des Wanderns, der Touristik und damit der landschaftlichen Entdeckung des Vaterlandes. Was bisher nur der Handwerksburche mehr unbewußt sich erwandert hatte, Heimatkunde nebst verstehender Kenntnis und Anschauung von den Vorzügen und dem anziehenden Eigentum anderer deutschen Stämme, das erfüllt jetzt mit seinem wunderbaren Reiz den Studenten, den jungen gebildeten Bürger. Und so wird in Gestalt der Vaterlandskunde eine neue, die für die deutsche Veranlagung tiefste und nachhaltigste Grundlage der Vaterlandsliebe gewonnen. Diesen Wanderern muß naturgemäß die Romantik und sie allein die echte und eigentliche Poesie sein, lebhafter als je empfunden sie ihr vaterländisches Wesen. Sie folgen ihr, von der Ahnentugend begeistert, in die Vorzeiten des deutschen Volkes und träumen mit ihr von dem Glanze und von der Herrlichkeit der Stauferzeit. Und als Romantiker erhoffen sie des Vaterlandes Wiedergeburt durch ein historisch-poetisches Wunder.

Aber nicht bloß die männliche Jugend, auch die Frauenwelt erlebt seit den Befreiungskriegen eine außerordentliche Veränderung, eine sehr viel weiter entwickelte Stellung dem allgemeinen Leben gegenüber. Die Idealisierung als Hausfrau und Mutter in Schillers Glocke, die Bestimmung, die Goethe noch in Hermann und Dorothea der Frau wies („dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung“), zeichneten die Stellung der Frau doch nicht in die Zukunft voraus. Auch sie war in der Individualitätsepoché zum Leben erwacht. Eine ganze Reihe von bedeutenden, vom öffentlichen Leben mitberührten und das geistig-öffentliche Leben mit beeinflussenden Frauen begegnet uns in allen Teilen Deutschlands, in einer Fülle, wie daran in keinem früheren Jahrhundert zu denken gewesen wäre, in jeder Weise, geistig und sittlich gehoben gegenüber den von der allgemeinen Aufmerksamkeit und von der Geschichte am meisten genannten Frauen des 17. und 18. Jahrhunderts. In allen Schattierungen der neuen Zeit begegnen sie uns von der stürmischen, genial-excentrischen, in jedem Gefühl extremen Bettina von Arnim bis hinüber zu der ruhigen, frommen, dichterisch-feinsinnigen und wiederum realistisch ins Leben blickenden Annette von Droste-Hülshoff. So dringt denn auf allen Gebieten die neue Lebensauffassung und Art mit Energie und Erfolg voran, und vergeblich bemühen sich Zensur und Polizeigewalt, die Welt zu hindern, immer neuer zu werden. Es giebt kaum ein amüsanteres und kurioseres Kapitel der Kulturhistorie als das der Zensur in dieser ihrer klassischen Zeit, der Kämpfe, Siege und Niederlagen mitleidenswerter Regierungsräte und Assessoren, die oft genug sehr gegen ihre eigne Neigung mit der Kontrolle der öffentlichen Meinung beauftragt waren und die im Grunde doch nicht im stande gewesen sind, ihre Aufgabe zu erfüllen. Wohl vermochten sie die Presse zu bedrücken, sie mit immerwährenden Kosten und Verzögerungen heimzusuchen; aber zu hindern, daß man schließlich auf irgend

eine Weise dennoch sagte, was man durchaus sagen wollte, vermochten sie nicht. Waren sie doch im allgemeinen nur allzu hilflos gegenüber den witzigen Publizisten und Redakteuren und stauden meistens schon dem uralt verbrauchten Trick unschlüssig gegenüber: dasjenige, was man aus Preußen oder Bayern nicht erzählen durfte, mit ernsthafter Miene aus China oder sonst einem himmlischen Jopfreiche zu berichten.

Ich spreche fortwährend vom Bürgertum, und doch sind es in überraschender, fast überwiegender Fülle adelsbürtige Namen, die uns in der Literatur- und Bildungsgegeschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts begegnen. Es sind eben doch in nicht geringem Maße die alten Stände, welche zunächst am förderlichsten von der großen klassischen Geistes- und Dichtungsperiode ergriffen worden waren. Dennoch stehen sie alle, die nun aus den alten Kreisen heraus in das geistige Leben der Nation produktiv hinübertreten, von Arnim bis zu Anastasius Grün und Platen, ja bis zu Büdler-Muskau, dem Fürsten und in allen Stimmungen schillernden Semilasso, ihrem eignen, im alten verharrenden Stande nicht so nahe als dem neu in die Öffentlichkeit getretenen Stande des Bürgertums und seinen geistig führenden Kreisen. Nicht höfisch-aristokratisch, wie die italienische Renaissance, sondern umgestaltend, sich vorwärtsringend, liberal und bürgerlich, ganz ähnlich wie die Zeit der Humanisten und Ulrichs von Hutten, ist diese ganze literarische und künstlerische öffentliche Bewegung. Und in ähnlicher Stellung steht im Gebiete der Naturwissenschaften deren großer Führer Alexander v. Humboldt da, der Freund Georg Forsters und Freund Friedrich Wilhelms IV., auch er ein Vermittler für das die Zeit beherrschende Geistes- und Bildungsstreben, welches das Bürgertum unmittelbar bis an die äußerlich höchststehende Sphäre mit hinanführt. Zugleich auch er, Alexander v. Humboldt, ein Bahnbrecher des Neuen und Mitarbeiter an der Zeitumwandlung gegen eine bisher übermächtig über allem dominierende Gewalt, nämlich gegen die absolutistisch zentralisierende Philosophie.

Die große Idealphilosophie erstieg den Höhepunkt ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben im ersten Viertel des Jahrhunderts. Was sie der deutschen Bildung als Gabe und Erbschaft hinterließ, war der starke Hinweis auf den Staat. Zuerst hatte Kant den Staat als den eigentlichen Träger und das Ziel aller sozialen Entwicklung hingestellt, das freiheitsbewußte Individuum hingewiesen auf die Hingabe dieser Individualität an eine gemeinsame bewußte Staatsbürgerlichkeit. Seine kleine Schrift von 1784 führte aus, daß durch den Staat es möglich sei, wenn bei der anscheinenden Freiheit der Willensimpulse und Handlungen der einzelnen doch im ganzen ein „regelmäßiger Gang der Weltgeschichte“ bestehe. Nachdem dieser Auffassung sowohl durch die französische Revolution wie noch weit mehr durch die geistige Vorbewegung der Befreiungskriege ein über Erwarten rasches und machtvolles Eindringen in die Gemüter gegeben worden war, war es Hegels Geschichtsphilosophie, welche groß und autoritativ den Staat als die Verwirklichung aller sittlichen Idee aufstellte und in der Gesellschaftsform des Staates den Schluß aller menschlichen Gemeinsam-

keits- und Kulturleistungen überhaupt erblickte. Damit war der dürre Rechtsstaatsbegriff der englisch-französischen Schablone glücklich überholt und überwunden, und daneben war das erreicht und gesichert, daß angesichts der versuchten Wiederrückdrängung des gebildeten Bürgertums nicht abermals eine unumkehr überdrüssige Abwendung vom Staate, eine Geringschätzung der in ihm enthaltenen und verborgenen Werte eintreten konnte. — Trotz alles Adelshasses der Zeit, welcher 1848 so lebhaft zum Ausdruck gelangte, trotz aller Erbitterung gegen die Bureaucratie blieb der Begriff eines idealen und vollkommenen Staates als solcher rein erhalten, und der Herstellung eines solchen galt das allgemeine Streben. Freiheit mit pflichttuchtiger Sittlichkeit und mit nationaler Hingabe an das Ganze auszugleichen und in Einklang zu bringen, das war das Ziel, das unverlierbar vor den Augen der gebildeten bürgerlichen Welt als Nächstes und Oberstes stand und das sie, als sie an die Reihe kam, alsbald zu verwirklichen versucht hat. Dieses blieb aus der Herrschaft der denkwürdigen Idealphilosophie; ihre Herrschaft selbst ging in geistesgeschichtlicher Notwendigkeit unter, und damit fielen die Fesseln ab, die sie bisher auf alle andern Wissenschaften gelegt. Anstatt des Prinzips der Geschichtsphilosophie, das Ziel der Weltentwicklung als das fertig Gegebene und vorher Bestimmte voranzusetzen und zu diesem geforderten Ziel die Menschheit sich hinentwickelnd zu zeigen — mit andern Worten, den Entwicklungsgang der Geschichte zu konstruieren und deduktiv zu erweisen —, stellte Leopold Ranke den für uns so selbstverständlichen, damals aber wissenschaftlich-revolutionären Satz auf, nur sagen zu wollen, „wie es gewesen sei“.

So ward er der Begründer oder Wiederbefreier der rein beobachtend vorgehenden Geschichtserkenntnis, der objektiven Geschichtsbetrachtung. Und indem er das heute in unanfechtbarer Geltung stehende Prinzip zum Siege brachte, daß die Geschichte keinem andern Zweck, keiner andern Logik zu folgen habe, als nur dem: zu erkennen und unbeirrt von Nebenerwägungen lediglich das Erkannte einfach und klar zu sagen, schuf er zugleich das wirksamste und notwendigste Werkzeug der historischen Objektivität, die die Quellen des geschichtlichen Erkennens läuternde Forschungskritik. Die wesentliche Richtung auf den Staat verblieb auch der durch Ranke neu geschaffenen Historie, wenn sie auch bei ihm, dem wesentlich durch die Antike Vorgebildeten, stets aufs innigste mit dem Interesse für die Durchdringung der Individualitäten verbunden blieb. Lebhafter als in Ranke kam die Richtung auf den Staat, und zwar im Sinne eines gemäßigten und an der Geschichte gebildeten Konstitutionalismus, in Dahlmann und dessen Schule zum Ausdruck. Daneben her ging eine aus der geistigen französischen Vorrevolution erwachsene Geschichtsauffassung, die sich die positivistische nannte und die es für möglich hielt, aus der Betrachtung des geschichtlichen Lebens die Macht der freiheitlichen Individualität und des Willens völlig zu verbannen, nur die Massen als die Träger der Entwicklung anzuerkennen und die Entwicklungsgesetze dieser Fortbewegung nach unverbrüchlichen statistischen Erscheinungen zu bemessen. Es war unumgänglich, daß das Vorhandensein der

Massen und ihr schon mehrfach zugestandener öffentlicher Einfluß auf das gemeinsame Geschick auch von der Geschichtswissenschaft anerkannt wurden. Aber unmöglich konnte dies durch Werke geschehen, die auf logisch so schwacher Basis standen und in der Auffindung ihrer Gesetze so oberflächlich waren, wie das Bucklesche, welches in Deutschland gleichwohl lauten Beifall bei der höheren Halbbildung fand und gerade dadurch die wirkliche Wissenschaft und Bildung eher von jeder Berücksichtigung der ganzen Schule zurückdrückte. Erst dem von seiner Erkenntnis des antiken Staatslebens herkommenden Karl Wilhelm Nitzsch war es gegeben, in einwandfreier und förderlicher Weise die demokratisch eingreifende Mitwirkung der Strömungen in der Masse zur Geltung zu bringen und damit der Verjöhnung in Gestalt einer sowohl den machtvollen Individualitäten des Völkerlebens wie den Mengen gerecht werdenden historischen Auffassung die Wege zu ebnen. Er wurde dadurch, und zwar mittelbar noch mehr, auch der hochverdiente Förderer der Kulturgeschichte, wie wir sie neuerdings auffassen und wie sie das vom öffentlichen Bewußtsein getragene neunzehnte Jahrhundert logischerweise nicht beiseite lassen durfte. Derjenigen Geschichtschreibung, welche alle Seiten des Völkerlebens in die Beobachtung zieht und in die allgemeine Weiterentwicklung als nur ein — allerdings als das unbestreitbar in erster Reihe stehende — Teilgebiet die politische Entwicklung einbegreift, welche also, anders ausgedrückt, die Staatengeschichte in die allgemeine Geschichte der Fortbewegung der Menschheit und ihrer großen Gruppen mit hineinreicht. Wenn sie sich kurzweg des Namens Kulturgeschichte bedient, so liegt schon in dem Gesagten, daß damit ein weit umfassenderer und gehobenerer Begriff des Wortes gemeint ist als in früheren Zeiten, wo man darunter im allgemeinen nicht viel mehr als eine Sammlung von Kenntnissen über Altertümer, Gebräuche, Sitten und Merkwürdigkeiten verstand.

Ungefähr gleichzeitig mit der Geschichtswissenschaft schüttelte auch die Naturwissenschaft die *petitio principii* der Philosophie ab, und so wurden diese beiden neu Befreiten, Geschichte und Naturforschung, die großen Wissenschaften des Jahrhunderts und sind es bis an dessen Ende geblieben. Wie im Gebiete der Geisteswissenschaften Wilhelm v. Humboldt bis zu einem gewissen Grade als Vorläufer der Rantescchen Geschichtsauffassung bezeichnet werden kann, so löst sich im Gebiete der Naturwissenschaften sein Bruder Alexander frühzeitig los von der spekulativ-philosophischen Anschauung und wird zum Bahnbrecher der Einzelbeobachtung. Die Naturwissenschaft verläßt das Gebiet des Absoluten, wird zur Empirie, zur Forschung. Liebig's That war es, den Unterricht aus dem dozierenden Hörsaal in den Experimentierraum zu führen, er ward zugleich der Begründer der Ackerbauchemie und der Nahrungsmittelchemie. So als Reformator des Feldbaus und der Volksernährung gewann er eine unvergleichliche Bedeutung für die materielle Existenz, für die öffentlich-wirtschaftlichen Angelegenheiten des Jahrhunderts, wie für die Entwicklung einer deutschen Industrie. Von den verschiedensten Seiten ward nunmehr das Volk der Dichter und Denker, ohne diesen Ruhm zu verlieren, zugleich zum Volke der Praxis erzogen. Seit



1835 wurden Eisenbahnen gebaut und wurden zum mächtigen Kämpfer gegen den niederhaltenden Druck nicht minder wie gegen die Kleinindustrie. Die Zeit des Verkehrs beginnt ungefähr gleichzeitig mit der der neuen Industrie, und in ihrer Wechselwirkung schreiten beide so regsam und lebenskräftig voran, daß sie nach wenig mehr als einem halben Jahrhundert, das heißt in jüngster Gegenwart, es errungen haben, das berühmteste Industrievolk des Erdballs, das englische, um seine alte Vorherrschaft ernstlich besorgt zu machen.

Freilich wächst mit dem Aufschwung der Industrie unerbittlich auch die soziale Frage zur Dringlichkeit heran. Schon 1843 erschien das Buch von Lorenz Stein: „Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich“ und erlebte bald eine neue Auflage. Die Bewegung des vierten Standes war seitdem auch in Deutschland nicht mehr zu übersehen, sie war jetzt in die öffentliche Bildung eingeführt. Und zugleich drang sie durch die Propaganda in bemerkenswerter Weise auch schon in Deutschland selber vor. Hier war sie neu, und daher plakten in Deutschland die Gegensätze des kommunistischen Ideals und des liberalen Prinzips vom freien Spiel der Kräfte noch nicht in ihrer Unvereinbarkeit aufeinander, wie es in Paris und in der Schweiz, dem Nyllande jeglichen Radikalismus, bereits geschah. In Deutschland vermochte der sozialistische Radikalismus noch als eine Form des politischen zu erscheinen und fand es ganz bequem, die Hoffnungen und Erwartungen des Liberalismus in ihrer Erfüllung als Vorstufe des eignen Weiterkommens, als zukünftige Ausgangspunkte der eignen Forderungen und fortsetzenden Kämpfe zu betrachten. So konnten Radikalismus und Sozialismus sich auch zur Waffenbrüderschaft auf den Barricaden von 1848 zusammenfinden.

Es bedarf aber noch eines sonstigen Rückblicks auf die vierziger Jahre. Für alle Zeiten wird 1840 ein bedeutsamer Wendepunkt unserer inneren politischen Entwicklung und des geistig-litterarischen Lebens verbleiben.

Der König von Preußen sank ins Grab, und Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron. Er hatte als Kronprinz manche Bethätigung deutscher Gesinnung ausgesprochen, und der junge, gern redende Fürst stand dem gebildeten Bürgertume, dessen höchste geistigen und künstlerischen Güter auch die seinen waren, näher als der militärisch zugetrübte Vater. Ueberdies fiel der Thronwechsel innerhalb des zukunftsvollsten deutschen Staates zusammen mit einer abermaligen Richtungsveränderung, die sich in den politischen und geistigen Strömungen Deutschlands vollzog.

Die Julirevolution von 1830 hatte nicht viel mehr als die große Umwälzung von 1789 in Deutschland praktische Nachahmungsversuche angeregt. Immerhin erzwangen diese in Braunschweig und Kurhessen Thronwechsel durch Abdankung und beschleunigten in Hannover und Sachsen die Einführung von Verfassungen. Desto lebhafter aber hatte auch sie wiederum auf die Gemüter eingewirkt, im Sinne abermaliger Bewunderung und Zuneigung für Frankreich. Zum besonderen Ausdruck kam dieser erneute Einfluß des liberalen Metka, Paris, auf die geistigen Bewegungen rechts des Rheins im „Jungen Deutsch-

land“. So nannte man ja bald jene litterarische Schule der dreißiger Jahre, welche vor allem die Romantik bekämpfen wollte und sie nicht ohne Erfolg niederpöbelte, welche überhaupt in den Zeiter eignissen stand, „aktuell“ zu sein strebte und in ihren meisten Bethätigungen, französische Vorbilder und Anschauungen pflegte. Nunmehr, mit dem Jahre 1840, gewann aber die vom Jungen Deutschland zeitweilig beiseite gedrängte ältere Art wieder Boden. Die Lyrik, welche von jenen entweder ganz verlacht oder nur in mehr oder minder verwilberter Form gepflegt worden war, trieb neue Blüten, alles wurde wieder inniger, gemüthvoller, deutscher, an Stelle der höhnennden Ironie lehrte eine verträumte Schwärmerei zurück. Gleichzeitig kamen Vertrauen auf Deutschland selbst und größere Zuversicht wieder auf und führten aus dem Traumwesen allmählich zum bewußten Erwachen, zum Kraftgefühl hinüber. Die deutsche Vaterlandsliebe, die Heimatsstreue im Gegensatz zu der Fremdtümelei der jungdeutschen Parispilger, sprach sich in niemandem inniger und herzlicher aus als in Hoffmann von Fallersleben, der in diesen beginnenden vierziger Jahren seine schönsten deutschen Lieder sang. Die ganze alte Romantik gewann neues Leben, umschwebte aufs neue die Hügel und Burgen der deutschen Landschaft. Sie fand in Simrock den liebenswürdigen Dolmetsch, der dem deutschen Volke die Schätze seiner großen mittelalterlichen Sage und Dichtung durch poetische Uebertragung in die Sprache des lebenden Geschlechtes näher rückte. Sie eroberte wichtige Gebiete in der deutschen Historienmalerei und in dem Rheinkultus, welcher besonders zu Düsseldorf eine künstlerische Stätte fand. Ueberhaupt der Rhein, den einst die Romantik in seinem poetisch-historischen Weien entdeckt und zum vaterländischen Strome vor allen — auch vor der großartig historischen und landschaftsichönen, aber rebenlosen Donau — gemacht hatte, trat jetzt in diesen nationalen Wert für Deutschland zurück, nachdem er in den dreißiger Jahren fast nur die Rolle gespielt hatte, sehnsüchtige und bewundernde Blicke hinüber in das Land des juste milieu, das vermeintlich glücklichere Frankreich des Bürgerkönigtums zu lenken. Und eine letzte französische Forderung des linken Rheinuferes war es, die zu dieser Wiedereinsetzung des Rheins als des deutschesten der Ströme ein brausendes Echo im vaterländischen Kriegsjubel ganz Deutschlands wider die Welschen hinzufügte: in der herrlichen Volksstimmung, aus der heraus Arndts Kriegslied, des Schwaben Schnedenburgers Wacht am Rhein gedichtet wurde und womit man allerorten Nikolaus Beckers Rheinlied sang. Auf's neue war der Rhein, wie 1813, in aller Munde, sein Name schon war wie ein patriotisches Gut geworden, und der von Friedrich Wilhelm IV. geförderte Entschluß zur Vollendung des in den Fluten des Rheins sich spiegelnden Kölner Doms ward von Alldeutschland begrüßt als eine erste große vaterländische That, die romantisch-gotische Domfeier ward zum vielbejungenen Fest des nationalen Einheitsgedankens. Friedrich Wilhelm war romantisch und teurisch, auch dem Liberalismus schien er, wie wenigstens dieser glaubte, durch die ersten entgegenkommenden Maßregeln und Verkündigungen seiner Regierung goldene Hoffnungen verwirklichen zu wollen. Er hatte seine grundsätzliche Geneigtheit

zu einer ständischen Heranziehung des Volkes erkennen lassen, und da man durch eine solche die sofortige Erreichung der nationalen und bürgerlichen Ziele und überhaupt alle irdische Seligkeit gesichert meinte, so stand gerade wie 1813 und 1814 die ganze bürgerliche Welt in vertrauender Erwartung baldiger schönster Erfüllung.

Jedoch Friedrich Wilhelms landständisch-konstitutionelle Experimente gingen überaus langsam voran. Er wollte Besseres schaffen, als bloß ein englisch-französisches Schema herübernehmen. Es sollte Deutscheres werden, etwas durch die nationale Geschichte Vorbereitetes und von ihm, dem König, aus eigener Anschauung Vollendetes: ein Bauwerk über geschichtlichem Grunde in altdeutschen Stilformen. Er wollte sich vor allem nicht drängen, nicht überrumpeln lassen, und gerade da überrumpelten die Ereignisse vom März 1848 ihn. Obwohl seine Truppen für ihn siegten, beugte sich auch Friedrich Wilhelm vor der Revolution.

In Frankfurt am Main aber trat als volksgeborene Schöpfung des nationalen Liberalismus das deutsche Parlament zusammen, von den Regierungen geduldet, ja in Gehorsam anerkannt, und mit Vollmacht berufen, dem ganzen Deutschland die ersehnte einigende und staatsbürgerlich volkstümliche Verfassung zu geben. Und so war denn zum dritten Male alles Erträumte nahe gerückt und der Weg zum Ziele leicht und einfach geworden. Dann aber erwiesen die Abgeordneten des Volkes in dieser konstituierenden Nationalversammlung, daß, wenn auch der Philosoph durch Beschlüsse eine Form, ein System zu erbauen vermag, in der Welt der politischen Realitäten mit Resolutionen kein Bestehendes ohne weiteres aufgehoben, kein Ersehntes geschaffen zu werden vermag. Die Schüler Hegels scheiterten überall mit ihrem staatsphilosophisch Gewollten an dem staatsgeschichtlich Gewordenen. Und so ging endlich, wie schon früher in der abstrakteren Wissenschaft, nun auch in der konkreten Praxis des Völkerlebens, in der Politik, die Geltung der konstruierenden Methode mit dem großen Mißerfolge von 1848 bis 1849 zu Ende, und an die Stelle des Systems trat auch hier die Entwicklung, an die Stelle der Deduktion die Empirie.

Eine Wandlung freilich, deren sich erst ganz wenige bewußt waren, vielleicht niemand damals jogleich. Das Bild, das uns die fünfziger Jahre bieten, ist politische Ermüdung und Resignation. Auch Preußen ist jetzt, seit dem Januar 1850, ein konstitutioneller Staat, dem im großen und ganzen diejenige Verfassung verliehen worden war, welche der preußische Liberalismus sich gewünscht hatte; aber eine sonderliche Wirkung auf das preußische Volk oder die Gesamtnation, eine rühmenswerte Steigerung und Hebung der politischen Qualitäten brachte der Eintritt der größten deutschen Macht in die Reihe der konstitutionellen Staaten nicht mehr hervor. In gewissem Maße verschwanden die politischen Bewegungen aus der Öffentlichkeit und zogen sich in Konventikel zurück; enger als früher verknüpfte sich der Linksliberalismus mit den freireligiösen Bestrebungen.

Ein neuer Mittelpunkt entstand in der 1853 gegründeten „Gartenlaube“,

welche, liberal und gut deutsch zugleich, mit ihrem Leserkreise unter der Leitung Ernst Reils zur geistigen Macht in Deutschland wurde.

Indessen, das deutsche Volk war doch viel zu lebensstark und unverbraucht, um die gewisse Erschlaffung in der öffentlichen Geltendmachung seiner Bestrebungen und Hoffnungen mehr als ein knappes Jahrzehnt ertragen zu können. Hatte einst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ermutigend auf das nationale Leben gewirkt, so bedeutete in tragischer Weise jetzt der Rücktritt desselben Königs eine Belebung der Öffentlichkeit. Die Regentschaft des Prinzen Wilhelm als „neue Aera“ gab dem hergebrachten Optimismus der liberalen Welt weitergehende Erwartungen, als sie an sich zu berechtigen gewillt war; das Unterliegen Oesterreichs im italienischen Kriege gegen Frankreich versetzte den großdeutschen Richtungen innerhalb des nationalen Patriotismus einen gewaltigen Stoß und vereinfachte die bisher weit auseinanderirrenden Vorstellungen über die künftige Gestaltung und politische Führung Deutschlands. Der Nationalverein entstand, die Schillerfeste von 1859 wurden brausende Kundgebungen des wiedererwachten geistig-nationalen und politischen Lebens, die Glanzzeit der Sänger-, Turner- und Schützenfeste begann.

Toaste und jubelnde Festreden sollten die deutsche Einheit erschaffen, die einst durch Beschlüsse und dekretierte Reichsverfassung nicht zu begründen und zur Wirklichkeit zu fördern gewesen war. Diesmal jedoch gab es eine herrliche Schicksalsfügung, daß die Postulation nicht abermals an den Realitäten zershellte, wenn auch ohne ihr eignes Verdienst. Dieselbe Methode, welche sich vor einem Menschenalter im Gebiete der Wissenschaften frei und selbständig gemacht hatte, die der Erfahrung, nahm endlich auch auf dem Gebiete der öffentlich-politischen Bestrebungen den Kampf auf, um ihren schöpferischen Beruf, ihre Ueberlegenheit über die Doktrin zu erweisen. Ihr Träger aber war der auf die eigne innere Kraft gestellte Staatsmann, welcher nie ein Mann der Philosophie und der Theorie, dagegen von je ein ernsthaftester Schüler der geschichtlichen Empirie, der beobachtenden Erfahrung, der erkannten Sachlage und der menschenkundigen Praxis gewesen war. In heißem, fast erdrückend schwerem Streit trug Bismarck den Sieg davon. Er siegte, um ummehr zu lehren, zu erziehen und — auch sich selber zu wandeln. Er war auch darin Historiker genug, daß er wußte, wie die innere Fortbewegungskraft in der Nation, die Kraft der Idee seit dem Beginne des Jahrhunderts an den Liberalismus übergegangen sei und daß das Bürgertum mit seinem den Blick erweiternden Handel und Wandel, seinem Verkehr von je der eigentliche antipartikulare Stand der deutschen Geschichte gewesen. Was andererseits der Liberalismus durch schöpfungsunfähige Doktrin gesündigt hatte, das lag klar vor aller Augen und mahnte eindringlich genug von Wiederholungen ab. Wenn sich der öffentlich-liberale Sinn somit einer oberen Führung bedürftig gezeigt hatte, so war für eine solche jetzt gesorgt in Gestalt der aus ihrem schwer erkämpften Siege in geläuterter Kraft und Bedeutung hervorgegangenen Monarchie. Der Liberalismus aber selber war in seiner Mehrheit fähig und willens geworden, aus der erlebten

Niederlage und Beschämung die entsprechende Lehre zu ziehen. Und so beginnt denn mit dem Indemnitätsantrage, welcher die Sturmperiode von 1862 bis 1866 versöhnend abschloß, das neue gegenseitige Verhältnis der Träger des öffentlichen Lebens in Deutschland sich zu bilden, welches bis heute andauert und nur noch im Innern bedeutsam gewandelt und gestärkt worden ist. Die Monarchie, welche ihre einstige bloß niederhaltende Richtung weit hinter sich läßt, erfüllt sich mit den erkannten wahren Bedürfnissen der Nation, wird zur Führerin der öffentlichen Bewegung. Und in Vertrauen und Hingabe, wie nie mehr seit 1813, steht zur Monarchie der große feste Kern der Nation. Das monarchische Gefühl, bisher im großen und ganzen auf engere, um nicht zu sagen beteiligte Kreise beschränkt, wird zum Gesamteigentum des nationalen Bürgertums, wird zu einer spontanen Empfindung und gewinnt erst dadurch die Höhe ethischen Wertes. So findet sich, weit lebhafter und beglückter als je innerhalb der Klassenstaaten der mittelalterlichen und neueren Geschichte, der staatsbürgerliche Deutsche des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts zur Volksart der germanischen Altvordern zurück, welche, was kein antiker Mensch gekannt hatte, die Treue als gestaltendes und volkserziehendes Prinzip in die Geschichte eingeführt und Verfassungsformen begründet hatten auf die selbst- und gern-gewollte Hingabe des freien Mannes aus freiem Entschlusse an den volksgeliebten Führer. Und damit findet in unsrer späten Generation der Gegensatz von Autorität und germanischem Freiheitsbedürfnis seine Aufhebung, seine Versöhnung zu höherer Einheit. In gleicher nationaler Richtung bewegen sich auch die Ergebnisse der Erziehung, welche die einzelnen Stände als politische Gruppen sich angedeihen lassen. Seit 1866 vollzieht einerseits das liberale Bürgertum durch aufbauendes Schaffen den Uebergang aus der einstigen Opposition hinüber zur gemeinsamen Arbeit mit den alten „konservativen“ Kreisen, und diese erfüllen sich umgekehrt, anstatt des früheren leeren Prinzips der Abwehr, mit dem Bedürfnisse schöpferischer, das Ganze fördernder Gedanken und gewinnen dadurch eine wertvolle und feste Basis in den öffentlichen Strömungen und Stimmungen wieder. Gleichzeitig bereitet sich eine soziale und innere Ausgleichung des alten Adels und des stattlicheren, gebildeteren Bürgertums vor, ein Etwas, wie eine deutsche Gentry, beginnt als eines der Zeichen neudeutscher Neubildungen zu keimen, ohne daß dabei eine Nachahmung mitspielt. Die Monarchie aber wiederum ist es, die den nationalen Liberalismus nach zwölf vollendeten Jahren gemeinsamer politischer Arbeit vor das Ja und Nein eines neuen überaus bedeutsamen inneren Umschwungs stellt. Sie verlangt von ihm mit überwiegendem Erfolge, daß er auch wirtschaftlich die Konsequenz des nationalen Prinzips ziehe, ihr auf das Gebiet der nationalen Schutzpolitik folge. Mit dem grundsätzlichen Siege über die Lehre vom freien Spiel der Kräfte wandelte erst sie das bisher in sich widerspruchsvolle Wesen des deutschgesinnten Bürgertums zu folgerichtiger Klarheit. Und weiter verlangte sie von ihm, auch auf dem Gebiete der inländischen Arbeit das System des Phylloxeratismus aufzugeben, auch in der neu aufgenommenen Aufgabe sozial ausgleichender und schützendes Gesamt-

waltung zur Monarchie zu stehen. Dies letztere sind die Wendungen, die, ohne jetzt schon zur völligen Geisterklärung, zu großen Ergebnissen, zu wahrhaften Umgestaltungen geführt zu haben, doch für die letzten zwei Jahrzehnte des Jahrhunderts charakteristisch, für die Zukunft bedeutsam sind und unter deren Zeichen die heranwachsende Generation steht.

Nun aber wird man fragen: der Individualismus? Wie ist es ihm ergangen seit der Uebernahme der öffentlich-geistigen Führung durch die Monarchie und seit wir, möglicherweise zu sehr, uns gewöhnt haben, erfolgreiche Initiativen eigentlich nur noch „von oben“ zu erwarten? Es ist zunächst kein Zweifel, daß im Schatten der neu erstarkten Monarchie und der wieder allgemeiner gewordenen Loyalität auch manche Kletterpflanze gedeiht, mancherlei Unerfreulichkeit Deckung sucht und auch manches vom Wesen der älteren Bureaucratie wieder ins Kraut schießt. Andererseits ist trotzdem kein Zweifel, daß der freien Persönlichkeitsausbildung und der Erziehung zu wertvoller Individualität ganz gewiß keine größeren Hindernisse als vor hundert Jahren entgegenstehen, daß die Pflege des Individualismus ein verdoppelt tiefes und dringendes Bedürfnis unsrer Zeit ist, daß die kleine wertvollste Schicht lebhafter als je hierzu drängt. Weil unsre Zeit in ihren besseren Kräften ein gesteigertes und kraftvermehrtes Menschentum gegenüber der majorisierenden Gefahr der Untermenschen und Modeanbeter sucht, läßt sie sich, als energischste Form des Widerspruchs gegen das Herdenwesen, das Uebermenschentum gefallen. Das Ideal des neuen Geschlechtes ist darum doch nicht der Nietzsche'sche Mensch, sondern das ist der ganze Mensch und der große. Wir verlangen erst recht und doppelt nach Helden, öffentlichen oder geistigen, nachdem man uns so viel vorgeredet hat, es gäbe gar keine Helden und habe sie nie gegeben, sondern nur zufällig Vornstehende in der Bewegung der Massen. Nicht eigentlich, weil Bismarck uns das Reich gebracht hat, ist unsre Jugend so lebhaft bismarckisch und ist so eifrig am Werke, dem Andenken des großen Deutschen eine dauernde grandiose Totenverehrung zu sichern; in das Reich ist sie schon als in selbstverständlichen Besitz hineingewachsen; ihr Kult gilt der schöpferischen Kraft, der stahlharten und klaren Individualität, gilt seiner in der Liebe wie im Zorn des Wollens heroisch starken, germanisch reckenhaften Größe.

So hat das neunzehnte Jahrhundert manches und vieles gewandelt, aber eigentümlicherweise gerade das Programm, die Theesen, die man einst vor ihm her an seine Eingangsthür schlug, am unvollkommensten erledigt. Mit den „Menschenrechten“ haben wir, alles in allem genommen, nicht allzuviel anzufangen gewußt, und die hauptsächlichsten Fragen, die durch sie aufgeworfen worden sind, die soziale und die Frauenfrage, weisen wir unerledigt ins neue Jahrhundert hinüber. Indessen ist das gar nicht ohne Wert. Es ist Zeit gewonnen, und das mag in derart aufregenden und unübersehbaren Fragen das Allerbeste sein. Schon jetzt glauben wir, die Früchte der Verlangsamung zu erblicken: auf der einen Seite zunehmende Zweifel an den einst die Gemüter lockenden Utopien, auf der andern die erwachte Sprache des sozialen Gewissens.

Bernunft und guter Wille sind nicht gänzlich abgewiesen, sondern haben zunehmende Aussicht, an den Lösungsversuchen der Zukunft von beiden Seiten her mitzuwirken.

Es darf, man nehme alles in allem, mit der Ueberzeugung und Empfindung geschieden werden von dem alten Jahrhundert, daß es reich, überreich an Inhalt ist und daß es uns erheblich weiter gebracht hat; auf verschiedenen Gebieten sogar in einem Tempo und mit einem Erfolge, dem kein früheres verglichen werden kann. Eine Zuthat von Pessimismus, aus diesen oder jenen Erscheinungen abgeleitet, ist jeder Gegenwart zu eigen und kommt in allen Zeiten zum Ausdruck. Wie viele, die auf schönes Menschentum den Hauptwert legen, verraten eine gewisse Sehnsucht, vor hundert Jahren gelebt zu haben. Nun blicke man einmal etwas intimer in die Briefliteratur, in den persönlichen Gedankenaustausch, in die ironischen Spiegelbilder der damaligen Gegenwart! Wie viel Ueberdruß und Klage über ein „kleines Geschlecht“, wie viel *laudatio temporis acti*, und welche Entdeckerfreude gelegentlich, daß es hier und da etwas Gutes und Tüchtiges, daß es immerhin „noch“ sympathische und erfreuliche Menschen gebe. Man lese, um nur ein Buch von zeitgeschichtlicher Quellenbedeutung zu nennen, die Denkwürdigkeiten des Ritters v. Lang. In Fürstentum, Beamtentum, Adel und Bürgertum, überall und auf allen Gebieten des Lebens und der Gesinnung sind die unerfreulichen Widerstände und Ausnahmen weit zurückgetreten, verglichen mit demjenigen rheinbündischen Zustand, den Lang schildert. Wir sehen für gewöhnlich die damalige Zeit nur im Lichte unsrer übersichtgebenden Geschichtsbücher, wir denken an Goethe und vergessen, wie viel er zu zürnen hatte, unser Auge haftet an Schiller und nicht an Klopke, welchem die damalige Gegenwart und ihr breites Publikum gehörten, haftet an Stein, an Blücher und Körner und nicht an den vielen bis zum Eitel jammervollen Persönlichkeiten, welche an den grünen Tischen und anderwärts gebiechen und maßgebend waren. Die Zeit siebt alles durch, sie hebt die Besseren und Redlichen auf für die dauernde Erinnerung der Nachwelt.

Und hierin liegt der eigentliche Beweis, daß die geschichtliche Betrachtung es rechtfertigt, Optimist zu sein. Das Gute bleibt übrig, es ist schließlich doch das von der Gesamtheit Anerkannte, Bewunderte, als Vorbild Nachgeahmte. Die Menschheit will und erstrebt also den Fortschritt des Edleren und Wahren.

Daß wir aber an diesen glauben dürfen, ist notwendig, wenn uns an irgend einer menschlichen Gemeinsamkeitsbethätigung, an Wissenschaft und Kultur, am öffentlichen Leben, am Dasein mit Mitmenschen zusammen überhaupt die Freude erhalten bleiben soll. Wir brauchen darum noch nicht in unserm wissenschaftlichen Denken, in den einzelnen Fächern Teleologen und Konstrukteure zu sein; das sind methodische Fragen für sich. Jedenfalls, daß wir sie allgemein festhalten und des Vertrauens leben dürfen, daß in die Zukunft der Menschheitsentwicklung und als Meilenzeiger an die dahinführende Bahn das wirklich Gute und Bessere gesetzt seien, diese Ueberzeugung zu nähren und teilweise zu begründen, ist alles in allem das nunmehr scheidende Jahrhundert geeignet. Und wo es zu ent-

nutigen, wo es den Bodenjaß gehäufter Untultur, Selbstsucht und Noheit zu offenbaren scheint, da dürfen wir niemals vergessen, daß die drei oder vier letzten Menschenalter die Autorität der Vorangestellten, der Pflichterfüllten und Durchgebildeten doch nur darum unter dem Einflusse der neuen Ideale von Liberté, Egalité, Fraternité gelockert haben, um sie durch die humanitäre Erziehung aller zu ersetzen. Ein verantwortungsschweres Wagnis, womit sie unsre Gegenwart und auf unübersehbar lange hinaus die Zukunft belastet haben. Aber jedenfalls ist trotz allem, heute und vorläufig, noch kein Grund, an der vereinigten, fernen Durchführbarkeit dieses erst ganz elementar begonnenen Riesenwerkes und damit an einem künftigen gehobeneren und gesegneteren, von vielen Schäden der heutigen Gesellschaft und von psychologisch und völkergeschichtlich unmöglichen Reformtheorien befreiten Zustande des menschlichen Miteinanderlebens zu verzagen.



## Ludwig Anzengruber, der Lehrer seines Volks.

Von

Jos. Lewinsky, K. u. K. Hofschauspieler.

„Ich bin ein Mensch gewesen,  
Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Es wäre ein vollgültiges und wahres Zeugnis, wenn dies Wort Goethes auf seinem Grabstein zu lesen stünde, denn er war ein ganzer, echter, bedeutender Mensch, einer der Ritter vom Geiste, die in Oesterreich für die Sache des deutschen Volkes, für dessen Erleuchtung und Erhebung gekämpft und gelitten haben.

Welches Verdienst sich die großen Oesterreicher, deren Reihe Anzengruber in diesem Jahrhundert abschließt, überhaupt um die höchsten Güter der deutschen Menschheit erworben haben, steht noch lange nicht klar im Bewußtsein der Deutschen jenseits unsrer Grenzpfähle, obwohl nach langer Verkennung, ja Nichtbeachtung Grillparzer seinen Weg findet und Anzengruber seit Jahren tiefe Wirkungen in allen Teilen des Deutschen Reiches geübt hat. Gottschall hat die Verdienste unsrer Litteratur nicht ohne Wärme anerkannt, und Scherer hat einen bemerkenswerten Anfang gemacht, dem Geistesleben Oesterreichs ernste Betrachtung zu widmen.

Aber trotz alledem giebt es der Zeugnisse viele, welche noch heute kühle Fremdheit und mit einiger Geringschätzung vermishtes Mißtrauen, in manchen Fällen höfliche Ablehnung deutlich zur Schau tragen, angeregt durch den Zweifel



über die Bedeutung unjers Teilvermögens an dem gesamtan geistigen und poetischen Besitz deutscher Nation.

Ein Zug von Wehmut beschleickt das Herz des Oesterreicherz, wenn er jetzt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in ernstun Büchern reichsdeutscher Schriftsteller die Worte lesen muß: „an den letzten Grenzen deutschen Geistes“, und damit die Grenzen Oesterreichs gemeint sieht. Und solche Worte werden nicht im geringsten polemisch, sondern als Bezeichnung einer Thatsache ausgesprochen.

So einschneidend ist die Linie, welche die politische Geschichte mitten durch ein Volk zieht, daß man „im Reich“ die außer den Grenzen wohnenden Deutschen als Fremde ansieht, die durch einen historischen Zufall auch deutsch sprechen. Denn hier kann unter dem Namen eines Oesterreicherz nur ein Deutscher verstanden werden, nicht jene Barbarenstämme, welche auch unter dem Zepfer des regierenden Hauses leben, und welche zu deutscher Kultur zu erheben, die Regierung dieses Reiches aus hier nicht zu erörternden Gründen seit Jahrhunderten verjäumt hat.

Nur zum Teil hat die Belastung mit solcher Hausnachbarschaft eine stete, unmittelbare Mitwirkung an der gemeinsamen deutschen Geistesarbeit gestört; es liegt ein tieferer Grund vor, warum die Summe einer Arbeit von hundert Jahren noch nicht mitgezählt wird, zum Teil unbekannt oder unverständlich ist, so sehr sich auch schon in den zwanziger Jahren, besonders aber in neuester Zeit österreichisches Talent und Wesen auf dramatischem Gebiete in Deutschland geltend gemacht hat und sympathisch berührt.

Viele Schätze seines poetischen Besitzes sind dem Oesterreicher selbst nicht bekannt, denn es fehlt noch an eingehender Forschung dieser Litteratur, und er leidet zudem an Ungeglichlichkeit, sich bemerkbar zu machen. Zum entscheidenden Teil aber stammt die Fremdheit und Kühle gegen uns aus unseligen Geschehnissen, welche das Schicksal diesen Landen gebracht und tiefe Schatten auf ihr Volk geworfen hat.

Wir lesen davon, welch ein jangesfrohes Volk im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hier gehaust; und die Herrscher dieses Volkes, die Babenberger, waren ein herrliches, edles Geschlecht; fröhlich, offen, tapfer, fürstlich im besten Sinne des Wortes, unter denen der poetische Hang, der künstlerische, leichtlebige Sinn des Volkes gedeihen konnte. Leopold der Glorreiche, Friedrich der Streitbare sind Gestalten, an denen jeder Deutsche Freude haben kann. Leider lebte der Stamm der Babenberger nicht lange.

Mit Rudolf von Habsburg tritt ein langlebiges edles Geschlecht auf den Plan, das schon in seinem Stifter die höchste Macht, die Kaiserwürde erreicht, und das ein paar Jahrhunderte später durch seine Weltstellung wohl in der Lage gewesen wäre, in der Reformationszeit einen Segen zu verbreiten und eine Macht zu erreichen, welche das deutsche Kaiserreich zum Mittelpunkt des Geisteslebens in Europa hätte machen und dauernd begründen können. Damals bildeten ja die „Erblande“, von denen hier die Rede ist, ein Reich mit allen andern

deutschen Landen, und eine Wechselwirkung aller Stämme aufeinander war ermöglicht, unter denen dem österreichischen durch Naturell und mannigfache Begabung ein hervorragender Einfluß zufallen mußte. Viele gute Fürsten brachte dies Geschlecht hervor, nicht einen einzigen rohen Tyrannen in 600 Jahren.

Unter solchen Umständen war ungehemmte Lebenskraft, Blüte und Frucht möglich.

Wäre menschliches Wohlwollen allein eine staatenbildende Kraft, so wäre Deutschland unter diesen Herrschern gewiß der gesegnetste Staat geworden und hätte unter dem gütigsten und wohlwollendsten Fürsten, dessen Regierung die Hälfte unsers Jahrhunderts erfüllt, die höchste Blüte erreichen müssen. Auf diesem Boden hätte es den Dichtern wohl sein müssen. Aber aller gute Wille des Fürsten, alle natürliche Begabung und Tüchtigkeit des Stammes konnten ihm im Lauf der Jahrhunderte nicht jenen Rang, jene Wirkung auf die Bruderstämme schaffen, zu welcher er von Natur veranlagt war. —

Wie kam das? —

Ein finsterner Geist begleitete dieses edle Fürstengeschlecht zu lange, der Geist des Mittelalters, der dogmatische Geist der Kirche, der seiner Natur gemäß jeden geistigen Fortschritt hemmen, jedes Denken, jede Begeisterung als ein feindliches Wesen bekämpfen muß, wenn es sich nicht unbedingt in seinen Dienst stellt.

Daß aber geistige Begabung, Mannhaftigkeit und der Drang nach Gedankenfreiheit im Volke lebendig und stark waren, trat mit der Reformation zu Tage und beweist die Geschichte der Erblande in jener Zeit.

Unter diesem weltgeschichtlichen Ereignis tritt ein Zwiespalt ein zwischen den Herrschern und dem Geiste des Volks. Mit den Söhnen und Enkeln des letzten Ritters beginnt die Weltmacht des Hauses Habsburg, aber beschattet von der Uebermacht jenes begleitenden dogmatischen Geistes, der sich in der Erscheinung der Reformation bedroht sehen mußte, weil dieselbe die Aufklärung in sich trägt.

Die Geschichte erweist uns, daß eine große geistige und sittliche Kraft im österreichischen Stamm vorhanden war, denn die Gegenreformation hatte alle Energie und ihre ganze rücksichtslose Grausamkeit anzuwenden, um diesen fortschrittlichen und christlichen Geist zu Boden zu ringen.

Von da an, von jenem furchtbaren und dabei gewiß redlich meinenden Ferdinand II., welcher der Kirche in dieser Angelegenheit mit seinem mächtigen Arm, mit seiner Ueberzeugung und unbeugsamen Energie des Willens beistand, datiert der Beginn der geistigen Spaltung zwischen den Erblanden und dem Reich.

Zu Ende des Dreißigjährigen Krieges liegt tiefes Dunkel über den österreichischen Ländern — aber nach langer Nacht ertönt schüchtern der Gesang der schlesischen Dichter, der aber durch seinen protestantischen Geist mehr nach außen als nach den Erblanden wirkt. — Mit dem achtzehnten Jahrhundert beginnt aber im „Reich“ die Dämmerung, schreitet rasch vor, bringt das Königtum der Hohenzollern, alsbald das aufsteigende Gestirn Friedrichs des Großen und

damit auch in allen weltlichen Angelegenheiten den vollen Sieg des protestantischen Geistes im Reiche des Kaisers. Das sangesreiche Schlesien kam zum „Reich“, und das leuchtende Phänomen, Lessing, steigt empor. Die Scheidemauer zwischen den Erbländen und dem „Reich“ wird erhöht nach dem Siebenjährigen Kriege, und wir fangen an, unfern deutschen Landsleuten fremd zu werden; bald sehen wir nur wie durch Mauerpalten aus dem dunkeln Raum in das Helle.

Da taucht aus unserm Dunkel ein Genius in Gestalt eines Fürsten empor. Wie ein Heiland kommt er und bringt überraschendes Licht — aber die so lang an das Dunkel gewöhnten Augen konnten das Licht nicht ertragen — und obwohl jener Genius befähigt war, ein ganzes Volk selig zu machen, denn das Christentum der That, der Liebe war in ihm lebendig, das keine Aufklärung zu scheuen hat, weil es selbst die höchste Klarheit voraussetzt zu seinem Verständnis — obwohl, sage ich, dieser Fürst ein helles, reines, energisches Wollen für Erhebung seines Volkes zum Licht einsetzte, erhob sich hinter ihm jener begleitende Hausgeist, wie Freund Hein im Totentanz hinter dem König, und rief hinter seinem Rücken den Schwachsichtigen zu: Folget nicht seinem Rufe, denn das Dunkel ist seliger als das Licht.

Es waren aber der Blinden weit mehr denn der Sehenden, und sie sagten: wir wollen das Licht nicht. Indes klang draußen schon eine Weile Lessings Evangelium der Humanität; — die Sonne Goethes stand schon hoch am Himmel — und uns erlosch jener Stern des Lichts.

Die Wenigen aber, die den Ruf des Befreiers gehört, in denen das Licht gezündet hatte, wurden wach, und von da ab beginnt unter den denkbar ungünstigsten Umständen das geistige und künstlerische Leben in Oesterreich. Welche Verdienste sich diese Pioniere des Geistes erworben haben, indem sie einen furchtbaren, allen Deutschen gemeinsamen Feind bekämpften, oft mit Verlust von Leib und Leben, das wird die künftige Forschung klar legen. Das Licht vom „Reich“ her blickte aber immer mehr über die Mauer und wurde von den Sehenden freudig begrüßt. Durchleuchtet und durchwärmt von demselben strebten sie vorwärts, aber die Blinden hatten Angst vor dem ringenden Leben und suchten nach Kräften zu hemmen. — Da geschah 1806 auch äußerlich die völlige Trennung vom „Reich“, und die Entfremdung war vollendet.

Die Gegenreformation, obwohl für das ganze deutsche Volk ins Werk gesetzt, hatte nur die Erblände erdrücken können, weil die weltliche Macht in ihrem Dienste stand. Brave, tüchtige, dem Kaiserhause treu ergebene Bürger wurden an Seele und Leib geschädigt, teilweise vom Heimatsboden verjagt. Was im Lande blieb, durfte nur den dogmatischen Geist hören und schweigend gehorchen; dem Geiste, der denken wollte, wurden die Schwingen gebrochen, aber den niederstrebenden Sinnen breite Bahn gelassen, und so bildete sich das Phäntentum. Das übrige Deutschland aber war durch den Protestantismus in seinem geistigen Leben gerettet.

Diesen Unterschied muß sich stets vor Augen halten, wer die Kraft und

Gefinnung des österreichischen Stammes und die Verdienste seiner Auserwählten gerecht beurteilen will.

So war der Boden beschaffen, dem Grillparzer und Anzengruber entsprossen sind. Daß diese beiden werden konnten, was sie geworden sind, giebt Zeugnis von der Tüchtigkeit des österreichisch-bajuarischen Stammes, welche in dem kleinen helleren Bruchteil durch die Erscheinung des großen Kaisers wieder geweckt war, aber mit dem geistigen Zustand der Volksmehrheit in schreiendem Gegensatz stand und beiden Dichtern hierdurch unsägliches Weh bereitete. Der Druck der weltlichen Behörden, welche völlig in den Banden der geistlichen Behörde lagen, wäre trotz mancher Verkümmernng zu überwinden gewesen, aber sie fanden nicht genügendes Verständnis und Wiederhall bei der Volksmehrheit, die geistig zu tief herabgedrückt war, deren sinnlicher Genußsucht jedoch alle Ventile offen standen, damit das Phäatentum ein breites Behagen finde und ernstem Denken entrückt bleibe. Das Publikum, welches sich an den deutschen Massikern heranbildete, war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts und im Beginn des neunzehnten klein, der Geist, welcher in den ersten Stücken Schillers emporflamnte, schien bekanntlich der damals herrschenden Anschauung der Regierung staatsgefährlich. Aber diese Anschauung herrschte ja auch in manchen Teilen Deutschlands nach den Freiheitskriegen, ohne daß sie dem fortjchreitenden geistigen Leben dort wesentlich hätte schaden können.

Was schadet überhaupt weltliche, politische Macht für sich allein? Furchtbar haben die Feudalherren drüben wie hüben und in allen Ländern Europas gehaust; aber es war ein Kampf zwischen Herren und Knechten, ein Kampf ums Recht. Das ist ein Joch, das durch edler gesinnte Herren erleichtert und endlich gebrochen werden konnte, das greift den Kern eines Volkes nicht an. Unser weltlich Regiment dagegen war durchtränkt von dogmatischem Geist und hat die Seele des Volkes teils eingeschläfert und, wo dies nicht gelingen wollte, ihm das geistige Rückgrat gebrochen. Die geistige und ethische Vernichtung war das Ziel der Gegenreformation, und sie hat in allen Schichten, vor allem in den hohen und höchsten ihr Ziel völlig erreicht.

Und trotz alledem sind aus dem kleinen gesunden Volksteil diese beiden Geistesheroen entsprossen und füllen fast das ganze Jahrhundert ununterbrochen mit den Zeugnissen der im Schoße dieses Stammes ruhenden Begabung. Das Bewußtsein dieser Begabung und zugleich der schneidende Schmerz im Anblick des geschädigten Volkes entreizt Grillparzer den denkwürdigen Ausruf: „Der Katholizismus ist an allem schuld; gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischer Staat, und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir noch Talent zur Musik — und zum Konfordat. Man hat uns eben gründlich katholisch gemacht.“

Wer im „Reich“ den ganzen Umfang dieses Schmerzensausbruchs versteht, der wird ermessen können, von welchem Schlage Grillparzer, Kürnberger, Anzengruber waren, und er wird uns Oesterreichern Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen im Anblick dessen, was diese Männer für das deutsche Volk geleistet

haben. Sie haben ihre Kraft als Männer und Dichter erwiesen auf dem dornenvollen Wege, der von den „Ruinen des Campo Vaccino“ bis zum „Vierten Gebot“ führt.

Unerfessliche Verluste hat die Nation an den Gebilden erlitten, welche diese beiden Dichter, mit der Stärke einer Eiche, aber auch mit der Empfindlichkeit einer Mimose geboren, im Unmut oder Widerwillen über die herrschenden Zustände in sich erdrückt haben.

Freuen wir uns, daß Anzengruber in den zwei letzten Dezennien des Jahrhunderts zu einer Anerkennung in Deutschland kam, welche der schwieriger zu fassende Grillparzer erst langsam nach seinem Tode erlangt.

Das Seelenleben eines Volkes nährt sich von dem, was ihm seine Dichter schenken, abgesehen von dem religiösen Schatz, den ihm die Bibel bewahrt. Aber aus diesem Schatz zu schöpfen, seinen Sinn und Zusammenhang zu verstehen, ist nur einer geringen Anzahl von Menschen gegönnt, denn in der europäischen Gesellschaft steht die Kirche zwischen der „Schrift“ und dem Leser, und der verlässlichen Führer sind nur wenige. So kommt es, daß die breite Mittelschichte, der Kern des Volkes, sein ethisches Bedürfnis nur stark vermischt und verdunkelt durch unverständliches dogmatisches Weidwerk befriedigen kann.

Da tritt nun der Dichter ein, als der höchst stehende Lehrer des Volkes, und unterweist es in einer Form, die er allein zu beherrschen vermag, weil ihm allein die Fähigkeit von Gottes Gnaden verliehen ist, auf eine geheimnißvolle und zugleich klar verständliche Weise dem Menschen sein ganzes Menschentum, seine reinen und unreinen Triebe und das denselben entspringende Geschick, seinen Zusammenhang mit einem höchsten Wesen, wie immer er daselbe empfinden mag, so klar anschaulich zu machen, daß er sich selber im lebenden Bilde schaut.

Durch diese göttliche Fähigkeit steht Anzengruber in der ersten Reihe unsrer großen Dichter, durch sie ist er in seinen Erzählungen und Dramen ein Lehrer des Volkes über die Grundfesten menschlichen Wirkens unter seinesgleichen, ist er dessen Befreier von zerstörenden, verdunkelnden Irrtümern, indem er ihm den Jammer darstellt, in welchen ein gelogener Lippen- und Götzendienst führt. Der Meineidbauer giebt ihm hierüber eine erschütternde Lehre.

Anzengruber stellt dem Volke dar, wie nur das Christentum der That, jene wahrhaft göttliche Sägung es stützen und führen kann, die es in der Tiefe seiner eignen Brust trägt. Nicht in einem gemeinen parteilichen, sondern in einem höchsten Sinne ist Anzengruber ein Gegner der dogmatischen Kirche geworden, nur aus diesem Grunde ist er von ihr versem. Mit Unrecht. Denn der ist kein schlechter Lehrer des Volkes, der demselben eine große, tapfere, erlösende Weltanschauung begreiflich zu machen und anzueignen versteht in der Gestalt des Steinklopferhaus. Der ist kein Revolutionär gegen göttliche Ordnung, der ihm sagt: „Es kann dir nix g'schehn! — Du g'hörst zu dem allem, und das alles g'hört zu dir — es kann dir nix g'schehn.“

Freilich ist der Dichter im höchsten Sinne verantwortlich, denn seine Wirkung auf das Volk ist erklärlicherweise stärker als die der Kirche. Die vollendetste

Predigt über das vierte Gebot vermag mit sorglichster Erläuterung und Zujage von Lohn oder Strafe nur den Schatten jener Wirkung zu erreichen, welche Anzengruber mit der lebendigen Bethätigung dieses Gebotes erreicht, die das Volk anschauen kann in ihrem ganzen Verlauf. Auf solchem Wege kann jeder Nachdenkende inne werden, warum der wirkliche Dichter die höchste Erscheinung der Menschheit ist und dem geistlichen Lehrer überlegen sein muß. Wohl den Menschen, läge die Ueberlegenheit nur in der Form, aber sie liegt so oft in dem Sinn; und in diesem Moment liegt der nie endende Kampf, welcher den Dichtern Oesterreichs unsägliches Leid zugefügt und manche Begabung gebrochen hat, wenn das Gefäß zu schwach war.

Wer die Summe tiefster Fragen übersieht, welche in den Dramen und Erzählungen Anzengrubers aufgerollt sind, die Erschütterung, Erhebung, Befreiung in sich durchfühlt, welche das Volk daraus gewinnen kann, der muß dasselbe beglückwünschen, weil ihm ein solcher Lehrer geworden ist; der darf dem Landsmann draußen „im Reich“ diesen Mann weisen als einen Mehrer des Schazes, als einen von denen, die für das ganze deutsche Volk geschaffen und in einer Tonart gesungen haben, die nur dieser Stamm anzuschlagen vermag. Das deutsche Volk wird einmal inne werden, welche einen Zuwachs des Klanges der deutsche Sang gewonnen hat, wenn er neben einem Storm und Reuter auch Anzengruber hört; es wird in seiner tiefsten Seele empfinden, um wie viele Töne die Harfe unsers Volkes reicher geworden ist.

Als ein geistiger Ritter Georg gewann er seinen ersten Strauß gegen einen übermächtigen Feind. Nicht im Uebermut, sondern begeistert und mannhaft setzte er den Kampf fort, drang in die tiefsten Gründe der menschlichen Seele und bringt dem, der ihn verstehen kann und will, im Sinne und mit den Mitteln eines großen Dichters die Heilsbotschaft, welche in den schweren verwickelten Kämpfen mit dem Jammer des Lebens, der Seele erhebend, befreiend begegnet.

Ein hohes Muster kommenden Zeiten wirkt er durch die Gebilde seiner staunenswerten Kunst; darstellend oder erzählend enthüllt er uns die tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust, die Quellen des Schmerzes wie der Freude. Er ist im vollsten Sinne des Wortes ein Lehrer seines Volkes, ein Mann, ein Dichter, ein Christ, und es wird eine Zeit kommen, in welcher das ganze deutsche Volk sagen wird: Er ist unser!



## Zeitfragen.

Von

Dr. Max Nordau.

### Völkersympathien.

Wie ärgerlich ist es für einen verantwortlichen Staatsmann, wenn er auf Grund seiner Kenntnis der Thatfachen in einem Streite fremder Völker zu einer bestimmten Haltung gelangt und sich plötzlich von einer leidenschaftlichen Straßensmenge am Frack gezerrt fühlt, die ihn nach ihrer eignen Laune zu einer andern Haltung zwingen will!

Nirgendwo ist für blinden Gefühlsdrang so wenig Raum, wie in den Beziehungen der Völker zu einander, ob schon oberflächliche Beobachtung das Gegenteil zu lehren scheint.

Es giebt Lenker der auswärtigen Politik, die sich in ernster Gedankenarbeit aus einer festen Gesichtsbetrachtung und Weltanschauung heraus eine abgezogene Vorstellung von der Stellung und dem Entwicklungsziel ihres Volkes, den dazu hinführenden Wegen und den Förderungskräften auf diesen Wegen gemacht haben. Andre stehen nicht auf so hohem Standpunkte. Sie versuchen nicht, ein Stück Prophetentum wenigstens im Nebenamte zu üben und lassen sich ohne Fernblicke in die Zukunft von unmittelbaren Bedürfnissen lenken, die ihnen, in Wünsche und Beschwerden gefaßt, aus den Kreisen der Regierten entgegentreten und deren Anerkennung und Befriedigung sie von fremden Regierungen erlangen müssen. Sie haben zuzusehen, mit welchen Mitteln dies geschehen soll, und ihr Erfolg oder Mißerfolg belehrt sie alsbald, ob sie ihre Mittel richtig gewählt haben oder nicht. Aber sowohl weit- wie kurzichtige Staatsmänner, solche von hohem und von niederem Fluge bewegen sich fortwährend im Thatächlichen. Ihre Arbeit ist Ueberwindung sachlicher und menschlicher Widerstände, deren Voraussetzung sorgames Abwägen der eignen und der gegnerischen Macht- und Tauschmittel. Sie haben fortwährend genau zu berechnen, was sie zu erwerben wünschen, was sie dafür zu geben im Stande und bereit sind, welche fremden Forderungen sie mit Nutzen oder ohne Schaden bewilligen können, welche sie bedingt oder unbedingt abweisen müssen. Das sind alles nüchterne Zahlenaufgaben mit Sieg oder Niederlage als Probe. Schwärmerei aber wird in keiner Rechenmethode verwendet.

Volkstimmungen gehen andre Wege. Von nahen und ferneren Staatsaufgaben wissen sie nichts, Hindernisse sehen sie nicht, der Raum, „wo hart die Sachen sich stoßen,“ schränkt sie nicht ein, Vorschau, Umschau, Zählen und Messen sind ihnen fremd. „Gefühl ist alles.“ Sie sind allein von Reigungen und Abneigungen genährt.

Dieses „Unwägbare“, wie Bismarck es genannt hat, ist durchaus nicht so

unwägbar, wie die Bezeichnung vorgiebt. Es fällt schwer in die Wagchale und kann unter Umständen das Zünglein ausschlagen machen. Eine geschickte Regierung, die die Kunst des Lenkens der öffentlichen Meinung zu üben versteht, ladet es in den eignen Schiffsraum und benützt es als Ballast, der dem Fahrzeug Stetigkeit giebt. Einer ungeschickten hängt es sich als Bleigewicht an den Sattel und erschwert oder verhindert die Bewegung.

Völkersympathien sind etwas Neues in der Diplomatie. Sie waren früher ein ganz unbekanntes Element und spielten keinerlei Rolle in der Staatenpolitik. Die glücklicheren Vorgänger der heutigen Monarchen und Minister hatten mit ihnen nicht zu rechnen. Die Völker wußten voneinander nichts. Einige Vornehme, Handelsleute und Abenteurer ausgenommen reiste niemand. Einige Gelehrte ausgenommen, las niemand. Da es weder Beziehungen noch geistige Neugierde von Volk zu Volk gab, so entstanden auch weder Eindrücke noch begleitende Gefühlstöne. Jedes Volk füllte seinen eignen Gesichtskreis vollkommen aus. Was jenseits lag, war Gegenstand unbestimmter Träumerei und wurde notwendig, wie alles Unbekannte, Undeutliche, als schreckhaft empfunden. Fremd und Feind waren Begriffe, die sich allgemein deckten. Nur Glaubensunterschiede, soweit sie der Menge bekannt waren, bedingten in einer Zeit lebendiger Religiosität bewußten, thätigen Haß, wie ihn das christliche Abendland im ganzen Mittelalter gegen die Sarazenen, bis tief ins achtzehnte Jahrhundert gegen den türkischen „Erbfeind der Christenheit“ empfand. Von diesem Fall abgesehen, war ein Volk dem andern unangenehm, weil fremd, oder gleichgültig, weil unbekannt. Von einer Zuneigung zwischen Völkern, von freundschaftlicher Anteilnahme des einen an den Geschicken des andern war nie die Rede.

In gewisser Hinsicht kann die neue Erscheinung der Sympathie eines Volkes zu einem andern als sittlicher Fortschritt begrüßt werden. Sie bedeutet jedenfalls ein Heraustreten aus allzu enger nationaler Selbstsucht oder chinesischer Weltfremdheit und einen Anjaß zu einem künftigen Zustand der Gemeinbürgerlichkeit aller Menschen, wenigstens jener von annähernd gleicher Gesittungsstufe, wie ihn der holde christliche Weihnachtsgruß: „... allen Menschen ein Wohlgefallen!“ vorahnt. Als Aeußerung des menschlichen Zusammengehörigkeitsgefühls schließt aber die Sympathie für ein Volk die Abneigung gegen ein andres aus, die sie heute regelmäßig begleitet.

Auch der Sympathie mit Ausschließlichkeit, dem scheinbar launenhaften, durch Verstandesgründe nicht zu erklärenden Zuge des Herzens wäre die Berechtigung nicht abzuspprechen, wenn dieses Gefühl einer Gesamtheit gegenüber in derselben Weise entsände, wie einem Einzelwesen gegenüber. In dem persönlichen Eindrucke, den ein Mensch von einem andern Menschen empfängt, spielen unbewußte und halb bewußte Triebe mit, die zwar auch nicht unfehlbar sind, deren Warnungen und Empfehlungen jedoch immer auch vom hellen Bewußtsein beachtet zu werden verdienen.

Völkersympathien entstehen aber niemals auf diese natürliche Art. Wie soll ein Volk von einem andern Volke persönliche Eindrücke empfangen, die allein



das Unbewußte zu einer Gefühlsäußerung im Sinne der Anziehung oder Abstoßung anregen können? Massenberührung zwischen Völkern findet auch heute nur im Kriege statt, der für die gegenseitige Empfindung und Beurteilung schwerlich die günstigste Vorbedingung ist, und allenfalls noch im Grenzverkehr, von dem Eiferjüchteleien und Reibereien fast unzertrennlich sind. Vergnügungsreisende und Personen, die unter fremden Völkern längere Zeit oder dauernd ihrem Erwerb nachgehen, sind erfahrungsgemäß ohne entscheidenden Einfluß auf das Gemüthsverhältnis ihres Volkes zu den andern Völkern. Was bleibt als Quelle der Völkersympathien übrig? Einzig die Einbildungskraft, das heißt der allzuunzuverlässigste Führer menschlichen Handelns.

Geht man den Ursprüngen einer Volksneigung nach, so findet man in der Regel eine ästhetische Wurzel. Man ist einem nationalen Typus in der Kunst begegnet, hat ihn anziehend gefunden und überträgt den empfangenen günstigen Eindruck auf das ganze Volk, dem der künstlerisch dargestellte Typus entnommen ist. Europa hat sich für die griechische Unabhängigkeitsbewegung begeistert, weil es auf die Palikaren seine alte Bewunderung der Salamis- und Thermopylenkämpfer übertrug. Homer und Epaminondas, Plato und Phidias warben für Psilanti und Konburioti. Das war offenbar eine vollkommen unvernünftige Selbsttäuschung, aber Europa gefiel sich in ihr, wollte nicht aus ihr wachgerüttelt werden und empfand es geärgert als Mangel an Frommsinn, als Fallmerayer wissenschaftlich nachwies, daß die Neugriechen keine Nachkommen der alten Hellenen seien. Die Philhellenen, die so unvorsichtig waren, aus ihrem Traum in die Wirklichkeit hinauszutreten und nicht nur zu schwärmen, sondern zu ihren Lieblingen zu eilen und ihnen beizustehen, waren meist bitter enttäuscht. Man denke an die Briefe Byron's aus Griechenland und an den viel späteren „König der Berge“ von Edmond About! Ueberhaupt beobachtet man vielfach, daß sich bei persönlicher Bekanntschaft mit einem Volke, das man aus der Ferne bewundert und geliebt hat, die bekannte Anekdote von Claudius wiederholt, der den Rheinwein besungen hatte, ohne jemals einen Tropfen davon gekostet zu haben, und beim ersten Schluck aus einer ihm von einem entzückten Leser seines Gedichts gesandten Flasche Martobrunner mit Gesichterscheiden ausrief: „Also das ist Rheinwein?“

Die Schweizer verdanken Schillers „Tell“ ebenso viel, wie der Schönheit ihrer Alpen und der Biederkeit ihres Charakters. Das italienische „Risorgimento“ wurde wegen des Cinquecento eine Herzensangelegenheit der Welt, und ohne Dante, Lionardo, Michelangelo und selbst Palestrina wäre das Königreich Italien niemals errichtet worden. Ich vermute, daß sogar der Börsenpreis der spanischen Rente unter der Nachwirkung von Cervantes, der Alhambra, Don Juan und Geibels „Fern im Süd das schöne Spanien“ wenigstens zum Teil gebildet wird.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß aus gedankenlos verallgemeinerten Dichtungs- und Kunstindrücken entstandene Völkersympathien nicht die leiseste Berechtigung haben, die internationale Politik zu beeinflussen. Die Einbildungskraft der Menge schöpft ihre Neigungen aber nicht aus ästhetischen Quellen

allein, sondern mitunter auch aus angeblich wissenschaftlichen, aus der Geschichte und Ethnographie, genauer aus ethnographischen und geschichtlichen Irrthümern. Es sei nur an den Unfug erinnert, der mit der „lateinischen Brüderschaft“ getrieben wird. Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Rumänen, Südamerikaner, selbst Haitianer sollen Brüder, Söhne einer Mutter sein und einander besondere Liebe und Treue schulden. Das ist das Leitmotiv zahlloser Festreden und Trinksprüche, die einen Wiederhall nicht bloß im Schrifttum, sondern selbst in diplomatischen Notizen und Regierungsbeschlüssen gefunden haben. Der Verwandtschaft der romanischen Schwester Sprachen, die auch nicht nahe genug ist, um wechselseitiges Verstehen ohne Studium möglich zu machen, entspricht thatsächlich keinerlei Blutsverwandtschaft zwischen den sie sprechenden Völkern, und die ganze „lateinische Brüderschaft“ ist ein theoretisches Hirngespinnst, das sich bei persönlicher Berührung in der Regel verflüchtigt. Es hat gleichwohl in kritischen Augenblicken die Politik großer Staaten bestimmt, fast immer zu ihrem Schaden. Aehnlich verhält es sich wohl mit dem Panславismus, der vor nüchterner Kritik ebenfalls schwerlich besteht, sich aber als genügend kräftiger Antrieb bewährte, um 1876 den russisch-türkischen Krieg vorzubereiten.

In dem bedauerlichen südafrikaischen Kriege steht unzweifelhaft die große Mehrheit des deutschen Volkes auf der Seite der Buren und nimmt leidenschaftlich gegen die Engländer Partei. Zum Teil erklärt sich dies aus einem allgemein menschlichen Gefühle der Ritterlichkeit. Es ist natürlich und sittlich, mit dem Schwachen gegen den Starken, mit dem Ueberfallenen gegen den Angreifer, mit dem todesmuthigen Verteidiger des eignen Herdes gegen den landgierigen Eroberer zu sein. Aber die deutsche Sympathie für die Buren nährt sich außerdem von Vorstellungen einer Familienangehörigkeit, die nicht besser begründet sind als der Paulatinismus und der Panславismus. Die Engländer sind dem deutschen Volke wohl ebenso nahe verwandt wie die Buren, wahrscheinlich näher, und der Abstand zwischen der deutschen und der englischen Sprache einerseits, der holländischen andererseits, dürfte, wenn er sich auch nicht in Centimetern berechnen läßt, doch ungefähr gleich sein. Wenn man auf die sogenannte Stimme des Blutes hören will, so muß sie von Rechts wegen ebenso laut zu Gunsten der Engländer wie der Buren sprechen.

Jede Verallgemeinerung ist bedenklich und schließt zahlreiche Fehlerquellen in sich. Die ansehnlichste Verallgemeinerung aber ist die einer bevorzugenden Neigung zu einer fremden Gesamtheit. Allgemeine Menschenliebe ist verständlich. Die Vorliebe für ein fremdes Volk, mit dem man persönlich nie in Berührung gekommen, ist es nicht. Eine derartige Sympathie hat ihren Ursprung in Illusionen, Irrthümern und Willkür und ist deshalb notwendig selbst eine Absurdität. Wer viel in der Welt herumgekommen ist und „vieler Menschen Städte gesehen und Bräuche erfahren“ hat, der wird in jedem Volke liebenswürdige und abstoßende Individuen, Ehrenmänner und Schurken kennen gelernt haben und von vorgefaßten günstigen oder ungünstigen Meinungen über ganze Völker zurückgekommen sein.

Und hat es keinen Sinn, ein fremdes Volk in seiner Gesamtheit zu lieben

oder zu hassen, so kann es folgerichtig auch keinen Sinn haben, unter der Herrschaft derartiger Gefühle internationale Politik zu machen. Der „gesunde Egoismus“ kann sittlich zweifelhaft sein, aber er läßt sich mit Vernunftgründen verteidigen. Schöner und vornehmer als „gesunder Egoismus“ ist strenge Gerechtigkeit, die überdies auf die Dauer selbst praktisch vorteilhafter ist als rücksichtslose Selbstsucht. Eine platte Politik des unmittelbaren Vorteils, eine höhere, sittlichere Politik der Gerechtigkeit bewegen sich beide auf realem Boden. Eine Politik der Völkersympathie dagegen ist Träumerei im Blauen und Kinderei. Sie mag in Massenversammlungen Triumphe feiern, ein ernster, verantwortlicher Staatsmann darf für sie nur ein Achselzucken haben.

Paris, Ende Oktober 1899.



## Die alte und die neue höhere Schule.

Von

Geh. Oberschulrat Prof. Dr. Herman Schiller in Leipzig.

Soweit wir Völker und Geschichte kennen, suchen jede Zeit und jedes Volk, die an dem Kulturleben teilnehmen, die Erziehung und den Unterricht der heranwachsenden Generationen nach den Ansprüchen und Bedürfnissen zu gestalten, die sich eben in dieser Kulturentwicklung herausgebildet und allmählich zu einem Bildungsideale verdichtet haben. Von den Bildungsverhältnissen der sogenannten alten Welt kennen wir genauer nur die der Griechen und der Römer, die für uns maßgebend geworden sind, während die der Ägypter, der Babylonier, der Chinesen, der Inder und so mancher andern Völker meist nur dem Fachgelehrten, und auch ihm oft nur unvollkommen und äußerlich, sich erschließen. So konnte die irrige Meinung entstehen, daß allein Griechen und Römer ein höheres Schul- und Bildungsweisen geschaffen haben und allein für eine solche Entwicklung bestimmend geworden seien. Die Griechen beeinflussten im Osten Vorderasien und im Westen das römische Weltreich. Sie hatten eine rein nationale Bildung geschaffen, so vollendet und so ideal wie kein andres Volk, und die Schriften ihrer Dichter und Prosaiker wurden die Grundlagen für den Schulunterricht ihrer heranwachsenden Jugend. Dieser kannte keine Fremdsprache, sondern einzig an den Schriften der Muttersprache wurden Verstand und Gemüt, Sprechen und Denken geübt und gebildet. Wer heute behauptet, nur an fremdsprachigen Schriften könne der Verstand geschult und der Ausdruck entwickelt und geschliffen werden, vergißt, daß in Griechenland die Muster auf allen Gebieten geistigen Schaffens lediglich in einem Erziehungs-

wesen sich bildeten, das allein der Muttersprache Raum gab. Wie in Griechenland, war es in diesem Punkte in allen übrigen Kulturstaaten des Altertums.

Erst im römischen Westen entstand eine zwei- und fremdsprachige Schulbildung, und eben das Griechische wurde die in den höheren Unterricht eingeführte Fremdsprache. Wenn anfänglich hierfür ausschließlich praktische Rücksichten entschieden haben mochten, vor allem die Verührung mit den Griechenstädten Unteritaliens, dann die mit den östlichen Reichen aus Alexanders des Großen Erbe, so wurde doch schon am Ende der Republik das Bedürfnis allgemeiner Geistesbildung ins Auge gefaßt, und neben dem schon früher aus Griechenland entlehnten sprachlichen Kurse Grammatik (das heißt Sprachbildung und Litteraturkenntnis), Rhetorik (Aussatz- und Vortragislehre) und Dialektik (das heißt Logik), der sich jetzt aber auf Latein und Griechisch erstreckte, erschien im letzten Jahrhundert der Republik auch schon der in der hellenistischen Zeit daneben figurierte geometrisch-arithmetisch-astronomisch-musikalische. Beide Kurse zusammen bildeten bekanntlich die sogenannten sieben freien Künste, die sich von nun an durch das gesamte Mittelalter in der höheren Schulbildung behaupteten.

Das Abendland übernahm mit der lateinischen Bildung auch die lateinische Sprache, die für die Kirche des Westens die allgemeine Verkehrssprache wurde, und mit den dürftigen Schulbüchern, die einige Gelehrte des 6. nachchristlichen Jahrhunderts aus der reichen Erbschaft der besseren Zeiten gefertigt hatten, die lateinische Sprache nicht nur als Unterrichtssprache, sondern auch als Zielsprache des Unterrichts. Das römische Kaiserreich hatte das nationale Element vollends aufgehoben, das schon in dem Reiche Alexanders verwichen war, und so erschien diese universelle Kultur der Kirche für ihre unversajalen Bestrebungen wertvoll und förderlich. Das ganze Mittelalter lernte in seinen höheren Schulen Latein aus rein praktischen Rücksichten: es gab kein andres Mittel zur Erwerbung des Wissens, und es gab keine andre Sprache für den Gebildeten als Ausdruck- und Darstellungsmittel der universalen Wissenschaft und dessen, was man so nannte. Das Griechische ging so gut wie ganz verloren und gewann, wenigstens in den Ländern nördlich der Alpen, keinerlei Pflege; in den Schulunterricht kam es nie. So kannte das Mittelalter nur die lateinische Schule. Man muß sich hüten, daran zu denken, daß man die lateinische Sprache dabei als ein sogenanntes formales Bildungsmittel betrachtet habe, durch deren Vergleichung mit der Muttersprache eine reichere Übung in den Denkprozessen herbeigeführt und eine größere und allseitigere Beherrschung der Muttersprache gewonnen werden sollte. Diese wurde vielmehr aus dem Unterrichte, sobald es nur anging, ausgeschlossen, und noch Luther, der deutsche Sprachmeister, ermahnte die Lehrer, nur lateinisch mit den Knaben zu reden; ja bei dem berühmten Straßburger Schullektor Sturm und bei den Jesuiten (zweite Hälfte des 16. Jahrh.) wurde der Gebrauch der Muttersprache seitens der Schüler geradezu bestraft. Der Gedanke, der die Römer einst zur Aufnahme des Griechischen veranlaßt hatte, nämlich, daß ein isoliertes geistiges Leben ihres wesentlich politisch veranlagten Volkes nicht gedeihen könne,

sondern daß es ergänzt und bereichert werden müsse durch das Leben des geistig begabtesten Volkes ihrer Zeit, war dem Mittelalter insofern verloren gegangen, als die Muttersprache für den Gebildeten entbehrlich gemacht, durch die lateinische verdrängt werden sollte. Und noch eine andre Seite der griechischen Erziehung verkümmerte: die Pflege und Entwicklung des Leibes. Die kirchliche Astelese ging auf dessen Abtötung aus, und schon allein aus diesem Grund war es undenkbar, in den jahrhundertlang rein geistlichen Schulen die Gymnastik, wie einst in der griechischen Erziehung, zu einem Unterrichtsgegenstande zu machen, der nicht minder notwendig erschien als die Entwicklung des Geistes. Nur getrennt von dem Schulleben gebieh im Ritterstand die fast ausschließliche Ausbildung des Körpers.

Der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts änderte an diesen Verhältnissen nur wenig. Latein blieb auch jetzt das Mittel und das Ziel der Schulbildung; nur nicht das Latein des Mittelalters, das eine Art lebender Sprache war, die sich fortentwickelte und wirklich ein entsprechendes Mittel der Gedankenbewegung war, sondern ein totes Buchlatein, wie es sich in den Schriften des Cicero fand; wie Cicero zu sprechen und zu schreiben, wurde das Ziel der humanistischen Lateinschule. Auch jetzt wurde das Griechische kein Unterrichtsmittel in unserm heutigen Sinne; die griechische Gymnastik beschränkte sich auf die Prinzenerziehung in Italien. Die protestantische Theologie legte einen gewissen Wert auf die griechische Sprache, weil sie die Ursprache des Neuen Testaments war, und in den Schulen und an den Universitäten wurde dieses den Schülern erklärt, auch hört man, daß Demosthenes u. gelesen wurde, um ihn in das Lateinische mit ciceronianischen Wendungen zu übertragen, oder daß man aus Homer die Bilder und Gleichnisse für die Samuelbücher entnahm, aus denen man die eignen dichterischen Nachbildungen ausstaffierte. Die Jesuiten brachten dies sogar fertig, obgleich noch im 18. Jahrhundert in ihren Schulen nur  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{4}$  Stunde wöchentlich auf das Griechische verwaudet wurde. Wie wenig dieser griechische Unterricht aber auch in protestantischen Schulen bedeutete, zeigt uns um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Thatsache, daß der Neuhumanist Gesner an der Universität Göttingen eine Art philologischen Seminars begründete, worin die Anfänge des Griechischen den Studenten beigebracht wurden.

Neben dem Lateinischen, an dem die drei Seiten der Grammatik, Rhetorik und Dialektik kultiviert wurden, traten alle übrigen Unterrichtsgegenstände zurück, oft so sehr, daß man sie, wie zum Beispiel Sturm in Straßburg, überhaupt gar nicht betrieb; wo sie Zulassung fanden, wie teilweise bei den Jesuiten, war es mehr Schein als Wirklichkeit. Aber schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war dies anders geworden, und die heute sogenannten Realien, das heißt Mathematik und ihre Anwendung auf Kriegs- und Zivilbaukunst, Mechanik, die Hilfswissenschaften der Geschichte, wie Heraldik, Siegel- und Wappenkunde, die Elemente der Rechtswissenschaft, auch einige aus alten Schriften hergeleitete Naturkenntnisse förderten und erlangten da und dort Aufnahme in den Unter-

richt. Mit der französischen Vorherrschaft in Europa durch Ludwig XIV. wurde das Französische zunächst in den zur Heranbildung für den Staats-, Hof- und Militärdienst gestifteten adeligen Ritterakademien unentbehrlich, und bald verlangte das Bürgertum ebenfalls dessen Einführung in seine Lateinschulen. Nun kam man mit dem Lateinischen ins Gedränge, das ebenfalls im praktischen Leben noch für unentbehrlich galt, und die Aufgabe der Schulreformer des 17. und 18. Jahrhunderts war die Auffindung eines Weges, um das Lateinische zwar in kürzerer Zeit, aber ebenfalls noch als allgemeine Verkehrs- und Umgangssprache zu erlernen. An diesem Probleme verschwendeten bereits Männer wie Raticius und Comenius (erste Hälfte des 17. Jahrhunderts) ihre Kräfte, und jetzt kam der Begriff „Methode“ zu Ehren; man hoffte, durch das Unterrichtsverfahren die unerlässlich gewordene Verkürzung der Unterrichtszeit auszugleichen. Aber der Erfolg entsprach nicht den Bemühungen, und da nun Mathematik und Physik und die zu ihnen gehörigen angewandten Fächer, ferner Französisch und eine bescheidene Kenntnis der Geschichte und Geographie sich nicht mehr verdrängen ließen und das Französische und allmählich auch das Deutsche mehr und mehr selbst in der Wissenschaft zur Anwendung gelangten, so machte sich eine Strömung geltend, die das Lateinische im Schulbetrieb zum Teil für entbehrlich hielt, zum Teil wenigstens seine bedeutende Beschränkung in Stundenzahl und Zielleistungen verlangte. In Halle, nachher in Berlin entstand um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Realschule, für solche Knaben, die „unlateinisch bleiben wollten“. Zugleich begründeten Philosophen wie Locke und Rousseau aus psychologischen und praktischen Gründen die Zurückziehung der alten Sprachen hinter die modernen, und in Deutschland erklärten die Philanthropen für die meisten Berufe das Griechische und für die meisten Schüler auch das Lateinische für entbehrlich; auch sie beanspruchten für die Muttersprache, die modernen Fremdsprachen und die „Realien“ das Hauptgewicht im Unterrichte.

Da unternahm um die Mitte des 18. Jahrhunderts der sogenannte Neuhumanismus den Versuch, unsre moderne Bildung auf das Griechische zu begründen; sein Ideal war das alte echte Griechentum, das er erst eigentlich entdeckte. Man braucht nur an Klopstock, Winkelmann, Wieland, Lessing, Herder, Wilhelm v. Humboldt, Goethe und Schiller zu erinnern, die Namen Gesner, Heyne, Ernesti, vor allem aber den des Begründers der klassischen Philologie, Fr. Aug. Wolf's, zu nennen, auf die Hellenisierung unsrer bildenden Künste hinzuweisen, um die bedeutende Wirkung dieser Bestrebungen auf allen Gebieten menschlichen Wirkens klarzustellen. Wie hätte die Schule davon unberührt bleiben können? Jetzt, im Anfange unsers Jahrhunderts, erschien das Griechische als ein unentbehrlicher Bestandteil der höheren Bildung, und die griechische Litteratur und mehr nebensächlich die Kunst gewannen im Jugendunterrichte eine hervorragende Stellung; die ästhetische und litterarische Schulung der Jugend ruhte auf und erfolgte an ihr, die griechischen Musterchriftsteller sollte sie in der Muttersprache nachbilden lernen.

Wer vermöchte zu sagen, ob dieser Versuch geglückt wäre, wenn man gleichzeitig das Lateinische aus seiner bisherigen herrschenden Stellung verdrängt, die stilistische Bildung aufgegeben, die grammatische zurückgedrängt hätte? Glaubte doch kein Mensch mehr zu dieser Zeit ernsthaft, daß die Schule keine andre Aufgabe habe, als Ciceronianer zu bilden. Daß man trotzdem dies nicht that, lag in der Ueberlieferung begründet und erhielt eine weitere Stütze durch die Bedeutung des römischen Rechts und vor allem bei den Schulmännern durch Fr. Aug. Wolfs Theorie von der „formalen Bildung“. Danach erschien das Lateinische mit seiner seit Jahrhunderten für Unterrichtszwecke fein und im einzelnen ausgearbeiteten Grammatik als das eigentliche Schulungs- und Bildungsmittel des Denkens überhaupt, die Grammatik schlechthin als angewandte Logik, und wer für wissenschaftliches Erfassen und Denken vorbereitet werden sollte, konnte daher der intensiven Betreibung der lateinischen Grammatik nicht entraten. Von dem dritten, spätestens dem vierten Schuljahre an trat das Griechische in den Gymnasien ein, zwischen Latein und Griechisch das Französische, und so mußten neun- bis zwölfjährige Knaben in drei bis vier Jahren die Anfangsgründe dreier Fremdsprachen, darunter zweier toten, erlernen. Freilich war dies nicht Wolfs Ansicht, der das Griechische nur für künftige Theologen und Schulmänner verbindlich machen wollte. Dabei wurde nicht etwa das bisherige Endziel des lateinischen Unterrichts, die stilistische Ausbildung des Schülers, herabgesetzt, sondern infolge einer spezialistisch sich entwickelnden philologischen Wissenschaft erheblich gesteigert: der mit allerlei Finessen ausgebildete lateinische Stil wurde thatsächlich das Kriterium der Reife für die Universität. Ganz anders dachte auch hier wieder Wolf; er erklärte, „das ganze Lateinschreiben sei nur eine Sache für denjenigen, der tiefer in die Sache eindringen wolle; für manche Stände sei es ganz überflüssig.“ Aber die kurzfristige philologische Begeisterung seiner Schüler übersah dabei einen wichtigen Faktor. Wochten die übrigen Lehrgegenstände dabei noch so sehr zurücktreten, oft genug mit vollem Einverständnis der Rektoren und Lehrer zu sogenannten Ausschlassstunden werden, die staatliche Aufsicht sorgte doch allmählich durch Aufstellung bestimmter Forderungen in der seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführten Reifeprüfung dafür, daß auch in diesen gering geschätzten Nebenfächern von den Schülern mehr oder minder umfangreiche, positive, in Prüfungen nachweisbare Kenntnisse erworben wurden. Zum Teil wurden diese Zielleistungen noch dazu sehr hoch bemessen, wie zum Beispiel in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts in Mathematik und Griechisch viel höhere Forderungen gestellt wurden als heute.

Seit dieser Zeit verstummten die auch schon früher erhobenen Klagen über Ueberbürdung der Jugend nicht mehr, und die Hauptschuld wurde den beiden klassischen Sprachen zugeschrieben, die eine herrschende Stellung in den Gymnasien besaßen. Ganz besonders scharfen Ausdruck fanden sie in den dreißiger Jahren durch Vorinser, dann wieder im Anfange der achtziger und endlich im Anfang der neunziger Jahre; manche Anzeichen deuten auf ihre Verschärfung im Beginn des 20. Jahrhunderts. Man suchte die Abhilfe in Beseitigung von

alten Zöpfen, wie dem lateinischen Verjemenachen und Lateinreden, das Schüler und Lehrer nicht mehr konnten, der griechischen Schreibübung, vor allem aber in hygienischen Maßregeln, wie Verminderung der Stundenzahl und Feststellung von Maximen der häuslichen Arbeitszeit, Einführung regelmäßiger Pausen von bestimmter Dauer und von Leibesübungen aller Art, namentlich der Bewegungsspiele und dergleichen. Die Zielleistungen — und das war das Entscheidende — wurden jedoch nicht in dem Maße herabgesetzt wie die Zahl der Schulstunden und die häusliche Arbeitszeit. Auch in der inneren Organisation wurde wenig geändert, vor allem die drei Fremdsprachen der Gymnasien mit ihren erdrückenden Gedächtnisanprüchen an das Knabenalter blieben. Allmählich hatten sich neben den Realschulen ohne Latein, den ursprünglichen und einzig richtigen Schulen für alle, die sich dem praktischen und modernen Leben zuwenden wollten und keine historische Bildung erstrebten, solche mit Latein gebildet, die, an den bisherigen Schularten gemessen, weder Fisch noch Fleisch waren und darum bis zum heutigen Tage eine eigentümliche Mittelstellung einnehmen, die nichts Ganzes und auch nichts Halbes ist. Diese ließ sie selbst nicht zu richtiger Entwicklung kommen, beeinträchtigte eine prinzipielle Entfaltung der rein modernen Schulen, der Oberrealschulen, und erhielt selbst die Gymnasien in einer Stellung, die dem Bewußtsein der Zeit nicht mehr entspricht. Denn wir können uns heute keiner Täuschung mehr darüber hingeben, daß der Versuch des Neuhumanismus, das Hellenentum zur Grundlage unserer modernen Bildung zu machen, gescheitert ist. Es wurde allerdings eine solche für die Geistesaristokratie und wird für diese hoffentlich stets eine solche bleiben. Aber die moderne Kultur strebte nach Selbständigkeit, und unsere demokratische Zeit verlangte auch hier nach Demokratisierung, und so wurde, je mehr sich die Altertumswissenschaft entwickelte, desto geringer ihr Einfluß auf die moderne Kultur. Denn längst war der rechte Augenblick vorüber, in dem ein solch entscheidender Einfluß vielleicht bei dem Mangel nationalen Lebens möglich gewesen wäre. Wohl sträuben sich die Regierungen noch gegen die Anerkennung dieser Thatsache; aber mehr und mehr entgleitet ihnen gegenüber den Kammern das Steuer, und diese werden bei uns, wie in Norwegen und Schweden, in nicht ferner Zeit mit ihrem Aufsturm gegen die aristokratische, ihnen fremde und unsympathische, nicht zur lebendigen Macht gewordene Bildung Erfolg haben. Ihnen sekundieren die Aerzte zum Teile, die Vertreter der neueren Sprachen, der Naturwissenschaften und oft genug die hohe Bureaucratie, die den lateinischen Drill für ganz besonders wertvoll hält und diese Ansicht mit dem verschliffenen Mäntelchen umkleidet, ohne Kenntnis des Lateinischen seien den Juristen die römischen Rechtsquellen verschlossen — als ob unsre praktischen Juristen das corpus juris in der Ursprache läsen und verständen! Darum wird auch die Beseitigung des Griechischen aus unsern Gymnasien nur eine Frage der Zeit sein. Man mag dies noch so tief beklagen, wie es zum Beispiel der Verfasser dieser Arbeit thut, aber zu ändern wird es schwerlich sein, obgleich auch heute noch in den gebildeten Kreisen meist am Griechischen festgehalten wird. Wenn



man die preußischen Lehrpläne von 1892 betrachtet, so weisen gewisse Zugeständnisse schon deutlich auf diese Entwicklung hin; es sei hier nur an die seitens der philologischen Lehrer so sehr bekämpfte Bestimmung erinnert, daß umfangreichere Litteraturwerke, wie die homerischen Gedichte, Tragödien u., aber auch Prosaiter, in deutschen Uebersetzungen den Schülern ergänzend erschlossen werden sollen. An den Realgymnasien ist dies bekanntlich schon länger in Übung: sie lernen die griechische Litteratur nur aus Uebersetzungen kennen. Einstweilen sträubt man sich noch gegen die Anerkennung dieser Thatsache, und daraus sind die Versuche zu erklären, die das sogenannte Frankfurter System enthält. Hier beginnt der Unterricht mit einer modernen Fremdsprache, meist Französisch, an sie schließt sich von Untertertia ab Lateinisch und von Unter- eventuell Obersekunda ab Griechisch. Man sagt, dadurch, daß die Schüler erst in höherem Alter an die alten Sprachen nach erster Beschäftigung mit einer neueren herantreten, erhielten sie leichter und rascher das Verständnis. Nun beruht aber jede Sprachkenntnis vor allem auf einem ausgedehnten Wortvorrath und sodann neben der Kenntnis der Sprachgesetze vor allem auf einer möglichst reichen Übung. Ist nun wirklich das Gedächtnis dreizehn- und sechzehnjähriger Menschen für Erlernen des Wortschatzes besser geeignet als das von neun- und dreizehnjährigen, und läßt sich eine reichlichere Übung in sechs beziehungsweise vier Jahren beschaffen als in neun beziehungsweise sechs? Und wenn man gar, wie so manche Schulmänner, von der formalen Bildung redet und ihre Erwerbung speziell an das Lateinische knüpft, so wird sich auch hier bei der neuen Schulgattung eine Minderleistung nicht bestreiten lassen. Man führt stets die Sprachenerlernung Schliemanns ins Gefecht; aber haben denn unsre Schuljungen mit dreizehn und sechzehn Jahren die Willenskraft und das Interesse Schliemanns, von seiner besonderen sprachlichen Veranlagung gar nicht zu reden und wollte und sollte Schliemann bei seiner Sprachenerlernung geistige Schulung und Selbstthätigkeit erwerben, was doch bei unsern Schülern das wertvollste Ziel ist? Der Todesstampf unsers zum Teil noch mittelalterlichen Gymnasiums kann sich dadurch verlängern, aber ein wirkliches Leben wird nicht mehr dadurch herbeigeführt werden, und ich denke, die Urheber des Frankfurter Systems werden sich darüber klar gewesen sein; dies bildet eine Etappe in der Entwicklung zur Schule der Zukunft, aber sicherlich nicht diese selbst. Schon haben einzelne Völker der germanischen Familie die alten Sprachen aus dem Lehrplan der Gymnasien völlig verdrängt, wie Norwegen, oder in der Hauptsache auf das Lateinische beschränkt, wie Schweden, und bei den Romanen, wie den Franzosen und Italienern, zeigten sich wiederholt in den staatsleitenden Kreisen ähnliche Anschauungen. Portugal und Spanien haben nie Griechisch wirklich gelehrt. Die Zeit verlangt von der Schule außer allgemeiner geistiger Schulung eine direktere Förderung der im Leben notwendigen Kenntnisse und der modernen Wissenschaften. Hier von niederem und plattem Utilitarismus zu reden ist freilich leicht, aber darum nicht weniger ungerecht; denn es hat nie eine Schule gegeben, die sich auf die Dauer mit den

Bedürfnissen ihrer Zeit in Widerspruch zu erhalten vermocht hätte; also war auch in diesem Sinne zu allen Zeiten die Schule utilitarisch. Und daß es das heutige Gymnasium zu wenig ist, dafür wird ihm die Brutalität des allgemeinen Stimmrechts den Untergang bereiten.

In weiten Kreisen herrscht die Anschauung, daß die körperliche Erziehung gegenüber der geistigen in unsern Schulen zu kurz komme, und namentlich die ärztliche Wissenschaft macht in dieser Richtung ihre Bestrebungen nicht ohne Erfolg geltend. Unser Schulturnen hat sicherlich viele Vorzüge, aber es ist doch eben zu schulmäßig geworden, um die allseitige freie körperliche Entfaltung herbeizuführen, die seine Begründer im Auge hatten. Darum muß es ergänzt werden durch Sport und Spiel, und insbesondere die Bewegungsspiele haben teils einen breiteren Raum gewonnen, teils müssen sie ihn gewinnen. „Ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe“ darf nicht bloß theoretische Spruchweisheit bleiben. Soll aber dafür Raum gewonnen werden, so darf die Zahl der wissenschaftlichen Lehrstunden nicht erhöht, und diese müssen in der Hauptsache auf den Vormittag verlegt werden, wo das durch den Nachtschlaf gestärkte und ausgeruhte Gehirn am leistungsfähigsten ist. Auch hier muß mit der mittelalterlichen Ueberlieferung bezüglich der Schulzeit, der Tageseinteilung und der Aufgabe der Schule gebrochen werden; die da und dort gemachten Erfahrungen haben zur Genüge dargethan, daß die Ueberführung in zeitgemäßere Verhältnisse ohne Schwierigkeit und mit sehr günstigem Erfolge sich vollzieht.

Alein diese Umbildung an sich würde noch nicht ausreichen, um das Schulwesen des 20. Jahrhunderts in richtige Bahnen zu lenken, vielmehr wäre es sehr wohl denkbar, daß trotz ihrer eine wirkliche Besserung nicht herbeigeführt würde. Die Hauptsache ist, daß mit gewissen überlieferten Grundbegriffen der mittelalterlichen, reformatorischen und neuhumanistischen Schule gebrochen wird.

Die mittelalterliche und reformatorische Schule konnten sich eine wissenschaftliche, richtiger eine gelehrte Bildung nur in lateinischem Gewande denken. Und als mit dem Zusammensturze der Scholastik unter dem Ansturme des Humanismus und der Reformation der bisherige wissenschaftliche Inhalt verloren ging, blieb ebenso unentbehrlich wie früher nur die lateinische Form, in die man nun als Ersatz für das Verlorene, erst vereinzelt, nachher allgemeiner, den Inhalt der lateinischen Schriftsteller für die Unterrichtszwecke übertrug. Melancthon ordnete bereits die Lektüre nach psychologisch-pädagogischen Gesichtspunkten, indem er Dichter und Geschichtschreiber an den Anfang, die Redner an das Ende stellte. Er trug aber auch schon ethischen Gesichtspunkten Rechnung, indem er nachzuweisen suchte, daß man aus diesen alten Schriftstellern mehr als Lateinisch, nämlich Charakter-, Herzens- und Gemütsbildung gewinnen müsse. Aber dieser höhere Standpunkt war nicht der der Folgezeit, sondern diese opferte dem sprachlichen Gewinne nur zu oft den Inhalt, und dies gilt leider auch noch im 19. Jahrhundert. Fr. Aug. Wolfs Theorie von der formalen Bildung schadete noch mehr; denn seitdem bildete sich der falsche Glaube,

daß man mittels der lateinischen Grammatik sich die Formen des Denkens überhaupt für alle Wissenschaften aneigne, und der grammatisch-stilistische Betrieb überwog nun völlig den inhaltlichen, sachlichen, wie dies bei den Jesuiten, freilich aus andern Erwägungen, längst der Fall war. Wir wissen aber heute mit aller Bestimmtheit, daß man an sprachlichem Stoffe nur sprachlich denken lernen kann, mathematisch aber nur an mathematischem, naturwissenschaftlich nur an naturwissenschaftlichem und so weiter, daß also der Denkprozeß von seinem Inhalte nicht getrennt besteht. Daß die sprachlichen Denkformen reicher und mannigfaltiger sind als die übrigen, kann man nicht bestreiten, ebensowenig daß eine seit fast zwei Jahrhunderten im höheren Unterricht grammatisch raffiniert ausgestaltete Sprache, wie das Lateinische, sie in reicherm Maße für Unterrichtszwecke entwickelt hat als andre Sprachen. Aber die entscheidende Frage ist doch stets die, ob die Beschäftigung mit diesen Denkformen nicht auch an andern Sprachen vorgenommen und ihre gewandte Handhabung in diesem Falle nicht auch erreicht werden kann, ob die Erwerbung der Sachkenntnisse nicht viel reichlicher und leichter in der Muttersprache geschieht, und ob moderne Fremdsprachen, wenn auch nicht völlig gleichartig, so doch gleichwertig, nicht den geistigen Schluß liefern wie das Lateinische. Da läßt sich nun nicht bestreiten, daß die französische Grammatik an Feinheit der Durchbildung sehr wohl mit der lateinischen in Wettbewerb treten kann, wenn auch bei ihr die feinen Unterscheidungen auf andern Gebieten liegen. Auch läßt sich heute nicht mehr anzweifeln, daß wir in die Schulen fremde Sprachen zunächst hauptsächlich deshalb aufnehmen, um an ihnen unsre eigne Muttersprache tiefer und allseitiger zu erfassen und zu verstehen, bewußter zu gebrauchen und selbständiger zu handhaben, und daß wir die Schüler in fremde Geschichte und fremdes Volkstum einführen, damit sie ihre eigne Geschichte und Art historisch und so wieder tiefer erfassen und verstehen lernen. Daraus ergibt sich also, daß die Sprache, Litteratur und Geschichte des eignen Volkes für unsre sämtlichen Schulen das Bett werden müssen, in dem die Bäche der einzelnen Lehrfächer schließlich zusammenfließen.

Ziehen wir daraus den Schluß für die höhere Schule der Zukunft, indem wir stets dem historisch Gewordenen Rechnung tragen, aber in gleichem Maße auch den berechtigten Forderungen unsrer Zeit. Es ist weder möglich noch wünschenswert, daß mit einem Schlage das bisherige Schulsystem aufgegeben werde; Entwicklung (Evolution), nicht Umsturz (Revolution), wird hier wie stets das Natürliche und Gesunde sein. Wenn man uns auf Norwegen verweist, so wissen wir erstens nicht, wie der dortige Versuch ausfallen wird, sodann aber, und das ist die Hauptsache, liegen dort die Verhältnisse historisch und sozial völlig anders als bei uns. Als Norwegen in den abendländischen Kulturkreis eintrat, gehörte ihm Deutschland seit Jahrhunderten an; die Durchdringung mit römischer Kultur ist also in beiden Ländern dem Grade und der Tiefe nach sehr verschieden. Sodann ist aber Norwegen im wesentlichen ein Bauernstaat mit seinen Vorzügen und Nachteilen und mit den übrigen Kulturländern nicht in ausgedehnten und

tiefgehenden Beziehungen. Wenn aber eine allmähliche Entwicklung eintreten soll, so wird mit dem Lateinischen zu beginnen sein, das in seiner stilistischen Zielleistung in der Reifeprüfung noch ein Stück Mittelalter enthält und dieses zunächst aufgeben muß. Wird die lateinische Zielleistung, das heißt die Uebersetzung ins Lateinische, aus der Reifeprüfung beseitigt, so fällt damit auch der grammatische Charakter des lateinischen Unterrichtes, also diejenige Seite, die am meisten zur Ermüdung der Schüler im Unterrichte verleitet, und die eine höhere Stundenzahl erforderlich macht. Daß dies in der preussischen Reform von 1892 unterblieb, ist der Grund, warum heute kein Mensch mit ihr zufrieden ist. Dann erst kann die Lektüre die Hauptsache sein, und die heute praktisch völlig wertlose und didaktisch völlig unbefriedigende Uebung im Lateinschreiben, die für das Mittelalter als sogenannte Imitation den größten Eigenwert besaß, verschwindet mit Recht, weil sie heute einen solchen absolut nicht mehr hat. Realgymnasien und Gymnasien werden dann im Lateinischen an Stundenzahl, Zielleistung und Verrieb ganz übereinstimmen. Dann wird im Laufe von zwei Jahrzehnten mit Sicherheit zu entscheiden sein, wie es sich mit der von beiden Schulkategorien gewährten allgemeinen geistigen Schulung und Bildung verhält, und die Gleichstellung beider für die höheren Studien wird sich auf Grund einer solchen Enquete ebenfalls reinlich und einwandsfrei entscheiden lassen, was zurzeit nicht der Fall ist. Wird sich, wie kaum zweifelhaft ist, herausstellen, daß die allgemein geistige Vorbildung für wissenschaftliche Berufsarten — die nicht mit den positiven Kenntnissen zu verwechseln ist — übereinstimmt und gleichwertig für die künftige Fachbildung ist, so wird die Beseitigung der griechischen Sprache, damit aber noch lange nicht der griechischen Kultur und Litteratur, aus dem höheren Jngendunterricht sich ebenfalls allgemein und auf Grund sicherer Beobachtungen in Angriff nehmen lassen. Bis dahin wird aber die unbedingt mögliche Verminderung der Stundenzahl schon ein erheblicher Gewinn sein, der teils der Muttersprache, der Geschichte, den Naturwissenschaften, dem Zeichnen, teils den körperlichen Uebungen zu gute kommen wird. Dann wird aber auch sich entscheiden lassen, ob das Lateinische wirklich ein unentbehrlicher Faktor für wissenschaftliche Studien ist, oder ob die modernen Bildungselemente der Oberrealschulen nicht ebenfalls eine gleichwertige, wiederum nicht eine gleichartige Vorbildung gewähren. Denn bis dahin wird der neue *doctor rerum technicarum* — man sieht die Macht des lateinischen und mittelalterlichen Jozyses — seine Wirkung üben, und man wird für eine Reform in großem Stile das erforderliche Material besitzen.

Aber eine Aenderung der Lehrverfassung allein genügt nicht; es muß auch die gesamte Betriebsweise geändert werden. Um es kurz zu sagen, nicht auf die Summe der positiven und in Prüfungen nachweisbaren Kenntnisse kommt es an, sondern auf die Art ihrer Erwerbung. Seit dem Mittelalter wiegt in unserm Schulwesen das gedächtnismäßige Lernen in ganz unverhältnismäßiger Ausdehnung über. Nun spielt ja das Gedächtnis bei allem Lernen eine sehr

große Rolle, und ohne es giebt es überhaupt weder Lernen noch Wissen. Aber in der Schule darf es nicht seine bisherige Stellung behalten, aus dem einfachen Grunde, weil man zu bloß gedächtnismäßigem Lernen keinen Lehrer und keine Schulen braucht; dies besorgt jedes Individuum für sich in völlig befriedigender Weise. Jedes Kind lernt seine Muttersprache und erwirbt seine umfangreiche Kenntniss der es umgebenden realen Welt bis zu seinem sechsten oder siebenten Jahre ohne jede schulmäßige Thätigkeit, und in der Schule lernt es alle möglichen Dinge auswendig ohne erhebliche Mitwirkung des Lehrers. Was die Schule zu leisten hat, ist eine geistig höhere und schwierigere Aufgabe: die Erziehung zur Selbstthätigkeit; dazu ist ihre Mitwirkung für die Durchschnittsjugend unentbehrlich. Der Weg, der dazu führt, geht durch Beobachtung (Anschauung), Denken und Ueben; dies sind die Grundthätigkeiten alles Lernens. Wenn die Schule in richtiger Weise ihre Arbeit vollzieht, so muß sie an jedem Stoffe diese drei Grundthätigkeiten durchführen, und Schüler, mit denen diese Prozesse in stets wachsender Schwierigkeit und Zusammenziehung vorgenommen worden sind, werden nach der Schulzeit im stande sein, selbstthätig auch jede andre Arbeit in Angriff zu nehmen. Wo diese Erziehung zur Selbstthätigkeit fehlt, da kann die Schule, wie es die heutige täglich beweist, zwar vielen Notizenramm gedächtnismäßig und für ganz kurze Zeit liefern und zur Blendung der Unkundigen in Prüfungen nachweisen; aber einen Wert für die allgemeine Bildung hat solcher Erfolg nicht. Ja, die fast ausschließliche Vornahme von Gedächtnisarbit, wie sie leider heute in recht vielen höheren Schulen noch immer überwiegt, erzeugt gerade das Gegentheil von geistiger Selbstthätigkeit und Gewandtheit, nämlich eine Art von Stumpfjinn, dem ein angesehener Pädagoge des vorigen Jahrhunderts, Ernesti, den Namen „Schulstumpfjinn“ gegeben hat, der bedauerlicherweise heute in sehr hohem Maße vorhanden ist und mit der Steigerung der Prüfungen, also zum Beispiel seit der Einführung der sogenannten Abgangsprüfung, merkbar zunimmt. Also nicht Häufung des notizenmäßigen Wissens, sondern Steigerung der geistigen Kraft durch Forderung und Förderung der Selbstthätigkeit muß die zukünftige Schule anstreben.

Die Gefahr des Notizenrammes und der isolierten Fachkenntnisse hängt aber aufs engste zusammen mit der universitätsmäßigen Fachlehrerbildung und dem Fachlehrersystem. Unsere gesamte Vorzeit bis in das 19. Jahrhundert hinein hatte den Grundjatz, in einer Klasse möglichst nur einen Lehrer unterrichten zu lassen, den man den Klassenlehrer nannte. Solange das Lateinische allein oder fast allein den Unterricht ausfüllte, war dies einfach; in unserm Jahrhundert wirkte diese Tradition insofern noch nach, als der Lehrer des Lateinischen in der Regel der Klassenlehrer oder Ordinarius sein sollte, dem ein gewisser erzieherischer Einfluß, freilich meist auch nur theoretisch, zugewiesen wurde. Mit der Ausbildung der einzelnen Fachwissenschaften und der Entwicklung der Universitätsprüfungen stiegen die Ansprüche an die fachmäßige Aus- bildung, beziehungsweise die prüfbaren Kenntnisse, und die Prüfungen für das

höhere Lehramt forderten und förderten ebenfalls mehr oder minder ausgedehntes Notizenwissen, das den Kollegienheften oder den Kompendien entnommen wurde. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es nichts Seltenes, daß in einer, namentlich oberen Klasse ein besonderer Lehrer je für das Lateinische, Griechische, Deutsche, Französische, Geographie, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften vorhanden war, und manchmal gab es sogar — notgedrungen oder auch nicht — für einzelne dieser Fächer zwei Vertreter. Daß dadurch die Ansprüche an das gedächtnismäßige Wissen der Schüler stiegen, war die natürliche Folge; denn jeder Fachlehrer hielt ganz natürlich sein Fach für mindestens ebenso wertvoll und wichtig wie die übrigen. Die in den einzelnen Fächern erworbenen Kenntnisse blieben aber isoliert; wieder Notizen, nicht Bildung, waren das schließliche Ergebnis. Hier muß Wandel geschaffen werden durch eine Aenderung des Prüfungswesens für das Lehramt, für das im großen und ganzen der Grundsatz durchgeführt werden muß, daß mindertüchtige Kenntnisse in einem Fache durch desto bessere in einem andern ausgeglichen werden, und daß der Zufall einer Prüfung durch die länger begründete Kenntnis des Examinanden durch den Examinator, wo dies möglich ist, ergänzt und, wenn möglich, berichtigt werden darf. Es muß ferner mit der Anschauung gebrochen werden, daß der künftige Lehrer mit der Lehramtsprüfung seinen Kenntnisstand für seinen Beruf erworben habe; nicht von der Prüfung, sondern von seiner weiteren wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung muß seine Verwendung abhängig gemacht werden. Die Lehramtsprüfung hat bloß den Beweis zu erbringen, daß er in seiner Studienzeit die Befähigung erworben hat, um künftig selbständig in seinen Studiengebieten zu arbeiten. An der Schule muß und kann dann auch wieder das Klassenlehrersystem in der Weise durchgeführt werden, wie wieder bereits Wolf und in neuerer Zeit H. v. Treitschke forderten, daß in der Regel in einer Klasse nur zwei Lehrer sind, der eine für die sprachlich-historischen, der andre für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, und daß beide sich die Aufgabe stellen, diese beiden Fächergruppen durch ihre Lehrarbeit in eine innere Verbindung zu bringen und so aus wertlosem, dem Zufall preisgegebenen Notizenkam zusammenhängende und wertvolle Bildung zu schaffen. Dies ist keine Utopie, sondern lange Jahre in dieser Richtung angestellte Versuche haben die Durchführbarkeit dieser Forderungen dargethan. Allerdings wird dies nur möglich sein, wenn überall, wie es das Wesen der Schule verlangt, das Wissen auf die Elemente beschränkt wird, die auf dem einzig richtigen Wege der Anschauung, des Denkens und des Lebens erworben werden und damit die Selbstthätigkeit der Schüler sicherstellen, das wertvollste Ergebnis des Schulunterrichts und die sicherste, ja alleinige Grundlage für eine gesunde Entwicklung im Leben nach der Schulzeit. Nur auf diesem Wege wird auch die ebenso thörichte als schädliche Rivalität der einzelnen Schulgattungen zu beseitigen sein.



## Die Irrenfürsorge am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

C. Pelman.

Daß unsre Zeit eine Zeit des Umsturzes und der Umwertung aller Begriffe sei, wird uns so oft und von so vielen Seiten her versichert, daß wir dieser Versicherung am Ende Glauben schenken müssen. Für die Irrenfürsorge wenigstens läßt sich etwas Ähnliches behaupten, und der Weg, den sie innerhalb Menschengedenten durchschritten, ist ein so großer und gewaltiger, daß es sich wohl lohnt, auf ihre Entwicklung näher einzugehen.

Was zu Beginn dieses Jahrhunderts für die Geisteskranken geschah, war herzlich wenig. Im allgemeinen ließ man sie laufen und bekümmerte sich nicht um sie.

Ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit, wie die liebe Straßenjugend mit lautem Hallo den stadtbekanntem Irren durch die Straßen nachzog, sie neckte und reizte und schen auseinanderstob, wenn das gehegte Wild seinerseits zum Angriff überging. Burden alsdann Lärm und Unfug gar zu arg, dann mischte sich zuweilen die hochlöbliche Polizei hinein, jagte die hoffnungsvolle Jugend fort und sperrte den armen Narren in den Turm. Derartige Narrentürme gab es vielfach in größeren Städten, und wie die Geisteskranken dort behandelt, oder richtiger mißhandelt wurden, war einfach schrecklich.

Hogarth's grausiges Sittengemälde in seinem „Leben eines Verschwenders“ giebt uns ein Bild davon, und wenn es auch hie und da anders und besser gewesen sein mag, im allgemeinen war von einer eigentlichen Fürsorge für die Irren keine Rede.

Daß Irre Kranke seien, die man wie andre Kranke behandeln und sogar heilen könne, war nur wenigen bekannt, und noch Kant wollte ihre Beurteilung der philosophischen Fakultät zuweisen, da sie mit der Medizin nichts zu thun hätten.

Wie ein Lichtblick fällt in dieses Dunkel die Heldenthat Pinels, der den Freiheitstaumel der großen französischen Revolution dazu benutzte, den Geisteskranken die Ketten abzunehmen, womit man sie bis dahin gefesselt hatte.

Aber besser konnte es erst dann werden, als jene gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaften begann, die unserm Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt und die Bahnen eröffnet hat, auf denen sich der Fortschritt entwickeln konnte. Jetzt erst konnte sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß die Geistesführung eine Krankheit sei, die man behandeln und heilen könne, und daß hierzu in erster Linie der Arzt berufen sei.

Aus dem Irrenvogte war der Irrenarzt geworden.

Gleichzeitig kam man zu der Erkenntnis, daß die Behandlung der Geisteskranken doch nicht so einfach und unter den gewöhnlichen Verhältnissen nicht

durchführbar sei, und daß man hierzu besonders eingerichteter Anstalten, der Irrenanstalten, bedürfe.

Nun hatte man aus den Freiheitskriegen wohl Ruhm, aber kein Geld mitgebracht, und unsre Eltern waren in ihren Ansprüchen wesentlich bescheidener als ihre Epigonen.

Sie waren froh, wenn es ihnen gelang, für die Irrenpflege eines der vielen leerstehenden Klöster überwiesen zu erhalten, und sie richteten sich darin häuslich ein, so gut oder so schlecht es eben ging.

Auf diese Weise ist auch die ehemalige Benedictinerabtei Siegburg für 200 Geisteskrante eingerichtet und 1825 eröffnet worden, die erste und bis zum Jahr 1876 einzige Irrenheilanstalt der Rheinprovinz. Denn nur für die heilbaren Kranken sorgte die Provinz, das heißt, man nahm nur solche Kranke in der Anstalt auf, die eine Aussicht auf Heilung boten, und man behielt sie nur so lange zurück, wie eine solche Aussicht noch bestand. War dies nicht oder nicht mehr der Fall, dann wurde der Kranke der Fürsorge der Gemeinde übergeben, die ihn einer Pflegeanstalt übergab oder auch ruhig laufen ließ. In dieser Ab- oder Ueberweisung lag eine Härte, die geistige Todeserklärung des Kranken, und man ist mit der Zeit über diese Scheidung wie über so manches andre zur Tagesordnung übergegangen, und ebenso wird man abgestandene Abteien heutzutage nicht mehr in Irrenanstalten umwandeln.

Wenn man aber nach dieser Richtung hin genügsam war, so suchte man sich durch eine Fülle anderweitiger Einrichtungen zu entschädigen.

Man hatte zu lange in den Geisteskranten Besessene oder doch moralisch Schuldige gesehen, um sich mit einem Schlage von dieser Auffassung frei zu machen, und wenn diese Anschauung auch nur in der Ueberzeugung nachklang, daß es in dem Belieben des Kranken gelegen sei, seine verkehrten Neigungen im Zaume zu halten, und daß man den einzelnen Krankheitsäußerungen durch besondere bauliche und technische Einrichtungen zu Leibe gehen könne.

Wenn man auch meines Wissens nirgends so weit ging, wie der geistvolle, aber etwas paradoxe Reil vorschlug, Löwen und Tiger an einem versteckten Orte des Anstaltsgartens an die Kette zu legen, um melancholische und bewegungslose Kranke durch den plötzlichen und unvermuteten Ansprung zur Bewegung und damit zur Gefundung zurückzuführen, so hatte man doch in gleicher Absicht Treträder erdacht, wo der stuporöse Kranke sich bewegen mußte, wollte er anders nicht auf die Nase fallen, Drehstühle, wo der Tobjüchtige so lange und so schnell im Kreise gedreht wurde, bis er vor lauter Drehkrankheit die Lust am Lärmen verloren hatte, und in der Kumpelkammer alternder Irrenanstalten mag sich noch eins oder das andre dieser alten Heilmittel erhalten haben.

Nicht nur die vielberufene Zwangsjacke, an sich ein im ganzen harmloses Instrument, sondern der viel schlimmere Zwangsstuhl und andre Beschränkungsmittel ähnlicher Art bildeten die Ausrüstung der damaligen Anstalten, und da man sie auch als Heilmittel für unentbehrlich hielt, machte man von ihnen den ansiebigsten Gebrauch.



Das war damals, und jetzt wird man sie in keiner deutschen Irrenanstalt mehr finden. Es waren andre Zeiten und mit ihnen andre Anschauungen gekommen.

Von England aus hatte sich die Ueberzeugung zu uns Bahn gebrochen, daß es auch ohne jene Zwangsmittel gehe, und daß es sogar weit besser gehe.

Der englische Arzt Conolly hatte zuerst den Versuch der Behandlung ohne Zwang gewagt, und das sogenannte Non restraint-System hatte sich nach einigem Widerstande auch bei uns Eingang verschafft.

Wenn seitdem in den Anstalten ein ganz anderer Geist Einzug gehalten hat, so verdanken wir dies einzig und allein der Abschaffung jener alten Zwangsmittel. Mit ihnen ist ein Teil der Unruhe und der Unzufriedenheit ausgezogen, und an ihre Stelle sind Ruhe und Ordnung eingetreten.

Aber nicht nur bei ihrer Abschaffung ist es geblieben, es galt Neues und Besseres an ihre Stelle zu setzen, und auch das ist redlich geschehen.

Mit der Entfernung der Zwangsjacke war nur der erste Anlaß gegeben, und das alte System von Zwang und Beschränkung war zu tief und nachhaltig getroffen worden, um bei diesem Schritte stehen zu bleiben.

Man suchte nach andern und freieren Systemen der Verpflegung, als sie sich bisher in der Beschränkung der sogenannten geschlossenen Anstalt verwirklichen ließen.

Allerdings war man dem großen Zuge der Zeit gefolgt, und aus den anfänglichen Um- und Anbauten waren wirkliche Paläste geworden, die nur hie und da einen gewissen Beigeischnack nach den schönen Formen der Kaserne trugen.

Dann waren uns die Franzosen in der Auseinanderlegung der zusammenhängenden Gebäude vorangegangen. Sie hatten ihre petites Maisons erbaut, Pavillonsanstalten, die so lange als die Muster des Anstaltsbaues galten, bis man auf noch einfachere Vorbilder zurückging und sich bemühte, den Anstalten den anheimelnden Charakter ländlicher Wohnhäuser zu geben.

Aber immer war es die alte Anstalt, die dem Ganzen seine Färbung gab, ein in sich geschlossenes, festes Gefüge, mit Portier und Mauern, Sälen und Höfen, vielfach auch noch mit Gittern und verschlossenen Thüren.

Da boten sich nun dem suchenden Auge zwei verschiedene Vorbilder dar, die einen weiteren Schritt auf dem Wege des Fortschrittes bedeuten sollten.

Die Franzosen waren es, die zuerst den Versuch einer Kolonisation im großen gemacht, während uns Belgien in seinem Irrendorfe Oheel die uralte Einrichtung einer familiären Verpflegung zeigte.

Die Gebrüder Labitte hatten auf einem 400 Hektar umfassenden Gute bei Clermont eine Farm errichtet, die ausschließlich von Geisteskranken betrieben und zwar mustergerällig betrieben wurde.

Um die großen, weit ausge dehnten Gutshöfe gruppierten sich die Ställe, die das prachtvollste Vieh, die schönsten Pferde enthielten. Wenn die Arbeitsglocke ertönte, strömten die Kranken von allen Seiten aus ihren Wohnungen, einfachen bäuerlichen Häusern, heraus an die Arbeit, und jeder wußte, was er

zu thun hatte, jeder ging ungeheißt an sein Werk, und der Betrieb des großen Irrenhauses unterschied sich in nichts von dem eines andern, gleich großen Gutees, als vielleicht nur darin, daß jeder seine eignen Wege ging, still und ohne Streit mit seinen Nachbarn.

Die Frauen besorgten den Dienst und die Haushaltung, und auf dieser Kolonie wurden durchschnittlich 400 Kranke in voller Freiheit der Bewegung beschäftigt.

Erst lange nach dem Kriege war es Köppe, und nach dessen Tode Paetz vergönnt, auf dem Rittergute Altischerbitz in der Provinz Sachsen den ersten Versuch bei uns zu machen, der seither zum Vorbilde fast aller neueren Anstalten geworden ist.

Nicht darin nämlich liegt das Wesen der Kolonisation, daß man die arbeitenden Kranken zur Feldarbeit heranzieht, denn das hat man mehr oder weniger überall gethan, sondern daß man den Schwerpunkt aus der Anstalt heraus in die Kolonie verlegt hat.

Der Kranke ist in erster Linie Kolonist, und erst dann, wenn er sich hierzu nicht eignet, kommt er in die mit der Kolonie verbundene geschlossene Anstalt.

Noch über die Kolonie hinaus geht die familiäre Verpflegung.

Der Sage nach fand um das Jahr 600 eine christliche Königstochter aus Irland, Namens Dymphna, in dem slämischen, in der Campine gelegenen Orte Gheel den Märtyrertod, und auf ihrem Grabe ereigneten sich allerhand Zeichen und Wunder, zumal Heilungen von Besessenen, so daß sie bald in den Ruf einer Heiligen kam, und zwar einer Schutzheiligen gegen Besessenheit und Raserei. Schon früh wurde ihr in Gheel eine Kirche errichtet und mit einem Siechenhaus verbunden, wo die „Simulosen“ während einer neuntägigen Andacht verblieben.

Jahrhunderte hindurch sind diese an das Grab der heiligen Dymphna gebracht worden, und als es keine Besessenen mehr gab und sie zu einfachen Geisteskranken herabgesunken waren, setzte man mit diesen den alten Gebrauch fort, und noch heutzutage werden ab und zu in der schönen Kirche der Heiligen Geisteskrante der Heilkraft der Gebete und Gesänge ausgesetzt.

Aus diesen Anfängen hat sich das heutige Gheel entwickelt, wo in 20 zerstreut gelegenen Ortschaften und Weilern, mit zusammen 12700 Einwohnern, nahezu 2000 Kranke verpflegt werden.

Seit 1884 ist für die wallonischen Kranken Belgiens eine zweite familiäre Verpflegung in Liernur in den Ardennen errichtet worden, wo gleichfalls über 400 Kranke bei den einzelnen Familien untergebracht sind, und die Errichtung einer dritten Kolonie im südlichen Teile des Königreichs Belgien soll in sichere Aussicht genommen sein.

Aber auch bei uns ist die Ausdehnung dieser besonderen Art der Irrenpflege nur eine Frage der Zeit. An Anfängen fehlt es bisher keineswegs, und in Bremen, in Ilten bei Hannover und in der letzten Zeit in Berlin hat man entsprechende Versuche gemacht. Namentlich in Ilten hat die Familienpflege

unter des kürzlich verstorbenen Wahrendorffs Leitung eine größere Ausdehnung gewonnen, und es sind dort an 240 männliche Kranke in einer geradezu muster-gültigen Weise in den einzelnen Familien untergebracht.

Einen Versuch besonderer Art hat der Direktor der altmärktischen Anstalt Uchispringe, Dr. Alt, in seiner neuen Anstalt unternommen, indem er seinem Pflegepersonal ein eignes Dörfchen erbaute, wo in 14 Familien 42 Kranke verpflegt werden können. Alt beabsichtigt, hierdurch gleichzeitig ein seßhafteres Pflegepersonal zu gewinnen, und nach beiden Seiten hin ist er mit dem Erfolge seines Versuches zufrieden.

Man könnte nun hier mit Recht die Frage entgegenhalten, weshalb die Kranken denn nicht in der eigenen Familie verpflegt werden können, wenn dies in einer fremden möglich sei.

Das liegt einfach daran, daß die eigne Familie in recht vielen Fällen der am wenigsten geeignete Ort dazu und der Kranke gerade durch die besonderen Verhältnisse in der eigenen Familie erkrankt ist.

Zur Entstehung einer Geistesstörung wirken stets zwei Ursachen zusammen, eine innere, in dem betreffenden Individuum selber gelegene, und eine zweite äußere, die in den äußeren Umständen, dem Milieu social, zu suchen ist.

Ohne die erstere, dem Menschen angeborene oder von ihm später erworbene Anlage zu psychischen Störungen würden die Schädlichkeiten des Lebens spur- und machtlos an ihm vorübergehen; ohne die äußeren Ursachen würde die individuelle Disposition allein kaum zu einer Erkrankung führen.

Die Geisteskrankheit ist vielfach der letzte Akt einer langen Tragödie, deren erste Akte in der eignen Familie spielen. Bei dem Manne ist es die Frau, bei der Frau noch häufiger der liebende Gatte, der als die Veranlassung der Erkrankung angeschuldigt werden muß, Verhältnisse, aus denen nur durch eine Entfernung von Hause herauszukommen ist. Darin, daß es selten oder nie in unsrer Macht liegt, eine Aenderung dieser Verhältnisse herbeizuführen — ich erinnere nur an die gar zu häufige Trunksucht des Gatten —, liegt eine Hauptursache des Mißerfolges in der dauernden Genesung von Geistesstörung und eine der Quellen ihrer häufigen Rückfälle, und eben darin auch der Grund, weshalb sich die eigne Familie nicht immer zur Unterbringung von Geisteskranken eignet, während dies bei einer fremden wohl der Fall sein kann.

So hat sich in der Behandlung der Kranken überall das Bestreben geltend gemacht, dem einzelnen eine größere Freiheit zu gewähren, als dies früher für zulässig und möglich gehalten wurde, und daß auch die äußere Gestaltung der Anstalten diesem Drange nach Freiheit Rechnung tragen mußte, ist ohne weiteres klar.

Die einheitliche Form der alten Anstalt, der Kasernenstil, ist schon längst eine verfloffene Größe, aber auch die späteren Pavillons in ihrer tadellos langweiligen Grandezza haben einer freieren Form Platz gemacht.

Man hat die Anstalt in immer mehr und mehr einzelne Gebäude aufgelöst, und diesen Gebäuden die einfacheren Formen ländlicher Wohnhäuser

gegeben, Familienwohnungen für eine beschränkte Anzahl von Kranke, die allerdings den mehr oder weniger berechtigten Eigentümlichkeiten ihrer Inassen einige Rechnung tragen müssen, sich aber selbst bei den Allerverehrtesten nicht gar zu weit von der Behaglichkeit einer einfachen bürgerlichen Behausung zu entfernen brauchen.

Die Fürsorge für die Geisteskranken erstreckt sich noch über die Anstaltsbehandlung hinaus.

Die Erfahrung hatte gezeigt, daß der Wiedereintritt in das Leben, nach oft langer Anstaltsbehandlung, recht schwierig war, am schwierigsten dann, wenn sich der Kranke ohne Geld und Hilfe seinen Weg suchen und sein Brot erwerben sollte.

Hier treten die Hilfsvereine ein, die nicht nur dem entlassenen Kranken mit einer Geldunterstützung unter die Arme greifen und ihm über die Not der ersten Wochen hinweghelfen, sondern wo ihn zu Hause Vertrauensmänner in Empfang nehmen, die ihm mit Rat und That an die Hand gehen.

Der Fürsorge für die Kranken reiht sich die für das Pflegepersonal an. Wir haben bereits der Pflegedörfer gedacht, die Alt auf seiner Anstalt Uchspringe errichtet hat; und auch in andern Ländern und Provinzen ist man bemüht, die Stellung der Pfleger zu verbessern und zu einer ausdauernderen zu machen, als sie es bisher gewesen.

So weit uns aber dieses alles auch führen mag, die Grenzen der Fürsorge haben wir damit nicht erreicht.

Die Psychiatrie hat uns in den letzten Jahren mit einer Anzahl von Zuständen bekannt gemacht, deren Verständnis uns bis dahin weniger aufgegangen war, Zustände, die nicht gerade zu den Geistesstörungen im engeren Sinne gehören, ihr aber doch nahe stehen.

Meist zählen sich die Kranken selbst zu den Nervenleidenden, und nervenleidend sind sie, wenn auch ihr Nervenleiden einen bedenklichen Beigeschmack von Psychose hat.

Neuerdings faßt die Wissenschaft diese Art von Leidenden unter dem Namen der Neurastheniker zusammen, und sie hat damit einen großen Topf geschaffen, in dem sich unzählige und oft recht absonderliche Menschentinder zusammenfinden.

So viel steht fest, daß auch sie zu ihrer Heilung einer Anstaltsbehandlung bedürfen, und daß die Irrenanstalt nicht für sie paßt.

Allerdings strecken ihnen die auf Berg und Thal massenhaft hervorsproßenden Nervenheil- und Kuranstalten ihre Arme hilfreich entgegen. Aber diese Arme sind für gewöhnlich etwas teuer und meist nur für die oberen Zehntausend ergreifbar.

Dem Gros der Leidenden — und diese Krankheit sucht ihre Opfer ebenjogut unter den Mittelklassen wie unter den oberen Ständen — bietet sich bis heute keine Hilfe, und doch ist das Bedürfnis da, und die Not ist groß.

Das scheidende Jahrhundert giebt diese Verpflichtung dem kommenden in die Hand. Diese und noch eine andre.

Auch nach einer andern Seite haben unsre Anschauungen eine Verwandlung und Erweiterung erfahren.

Wir erblicken in dem Gewohnheitstrinker nicht mehr bloß den Sünder, sondern auch einen Kranken, und wir bengen uns der wissenschaftlichen Erkenntnis, wonach die Trunksucht, die Intoleranz gegen den Alkohol, wenn auch im Anfange vielleicht ein Laster, in ihrem weiteren Verlaufe jedoch zu einem geistigen Verfall führt.

Hieraus ergibt sich der Wunsch, den Trinker zu heilen, und auch dies kann nur in einer besonderen Anstalt geschehen, da nur in ihr eine absolute Enthaltbarkeit von geistigen Getränken durchzuführen ist. Ohne eine solche absolute Enthaltbarkeit ist eine Genesung des Trinkers nicht zu erreichen, wo aber in der Welt soll sich der Trinker vor dem Alkoholgenuß schützen? Im gewöhnlichen Leben sicherlich nicht, denn unsre Trinksitten sind immer und überall, und wo nicht gerade der Trinkzwang herrscht, da schmeichelt sich die Verführung in Einladung und patriotischen Festlichkeiten ein; und selbst dem Gerechten kann es passieren, daß er fällt, wenn auch nicht gerade an einem Tage siebenmal siebzimal.

Auch hier sind einige bescheidene Anfänge mit der Errichtung von Trinkerheilstätten gemacht worden. Solange uns aber das Gesetz keine Handhabe bietet, den Trinker auch gegen seinen Willen einer solchen Heilstätte zu übergeben und ihn dort bis zu seiner Heilung zu behalten, kann von einer erspriesslichen Wirksamkeit keine Rede sein.

Wohl droht das neue Bürgerliche Gesetzbuch dem Trunksüchtigen mit der Entmündigung, und damit ist wenigstens ein Schritt zur Besserung gethan. Die Hauptsache aber, die Stätte, wo er geheilt werden soll, die ist noch zu errichten; und auch diese Aufgabe wird das neue Jahrhundert zu lösen haben.

Was wir jedoch in erster Linie von ihm erhoffen, das ist ein Verschwinden des Mißtrauens und der Vorurteile, die sich noch so vielfach an das Irrenwesen und die Irrenanstalten heften, ein Erbteil aus jener Zeit, wo sich die Irrenanstalten schein von der Außenwelt abschlossen und Zwang und Strenge in ihren Mauern herrschten.

Vorurteile aber und Mißtrauen brauchen geraume Zeit, um überwunden zu werden; und so werden wohl die alten Lügen und Anschuldigungen noch eine Weile wie krächzende Raben um die Dächer der Anstalten schweben, deren Mauern längst gefallen und deren geheimnisvolles Dunkel heller Durchsichtigkeit gewichen ist.

Endlich aber muß es auch hier Licht werden; und man wird in den Irrenanstalten nichts andres sehen als Heilstätten, errichtet und geleitet zum Wohle der armen, leidenden Menschheit.



## Ein Abend in Madrid.

Von

Boulton Bigelow.

Es unterlag keinem Zweifel, das Gebäude war ein Theater, weil die Aufschrift „Teatro“ das besagte. So viel Spanisch verstand ich schon, und mit Worten von so anheimelnder und einfacher Konstruktion konnte ich es auch im Gespräch schon aufnehmen. Eigentlich war ich bis zu dem Augenblick des Zusammentreffens mit einem wirklichen, seine Muttersprache redenden Spanier stolz auf den Umfang meiner Sprachkenntnis gewesen. Ich verstand von der Sache so viel, vielleicht auch ein bißchen mehr, wie jeder, der das Schlußexamen in West Point gemacht hat, das heißt, ich konnte einen leichten Aufsatz vom Blatt weg übersetzen, vorausgesetzt, daß ich mir dazu beliebig Zeit lassen und ich mich dabei ebenso beliebig des Lexikons bedienen durfte.

In dem Hochgefühl der Gründlichkeit meiner sprachlichen Ausbildung beschloß ich, den ersten Abend in Madrid so zu verbringen, daß ich dadurch Gelegenheit bekäme, mich davon zu überzeugen, wie wertvoll es sei, eine moderne Sprache fern von dem Heimatlande derselben zu lernen.

Es war halb neun, als ich mich nach dem „Teatro“ stürzte. Das war die Zeit, welche die Zeitungen angegeben hatten. Der kleine Vorhof vor dem Hause war voll von Leuten, die nichts Angelegentlicheres zu thun zu haben schienen, als Zigaretten zu rauchen und Lotterielose zu kaufen. Es war die übliche Zahl von Bettlern vorhanden, und an dem Gange an der Seite zogen sich äußerst malerische Verkäufer von Erfrischungen der mannigfachsten Art hin. Ich drängte mich durch die Lotterieleute zum Eingang hin, wurde hier aber von verschiedenen Polizeimännern angehalten, die, wie es schien, mir den Eingang wehren wollten. Was sie sagten, erinnerte in nichts an das, was mir im Ollendorff vorgekommen war, und ich schloß daher, man wolle mich nicht einlassen, weil ich mich nicht im salonfähigen Anzug befände, oder weil vielleicht der erste Akt schon begonnen habe und es üblich sei, keine Unterbrechung der Vorstellung zu gestatten. Die Polizeibeamten waren außerordentlich höflich und sprachen mit großer Redegewandtheit. Ich lüftete daher den Hut und beteuerte, daß die Sache mir sehr leid sei — und das war sie auch. Ich kam mir so närrisch vor, daß ich übermüthig wurde und beschloß, wieder herauszugehen und mir ein Lotterielos zu kaufen.

Kaum befand ich mich wieder unter der Volksmenge vor dem Theater, als ein Herr mit der Verbindlichkeit eines Lord-Kammerers aus den Falten eines weiten Mantels seine Hände in die Höhe warf, zwischen den Fingern Papierstreifen mit verschiedenen Nummern emporhaltend. Auch er beehrte mich mit

einer fließenden und wortreichen Ansprache. Sein oratorischer Erguß richtete sich mit einem so lebhaften Gebärdenpiel an seine Finger, daß ich dabei an die wohlgelungenen Versuche eines früheren Lehrers der Beredsamkeit denken mußte. Ich verstand auch nicht ein einziges Wort, trotzdem mußte ich das Pathos in seiner vollen kastilianischen Stimme und das rednerische Geschick bewundern, mit dem er sich an mich wandte. Ich war der Meinung, er preise seine Lotterienummern als besonders glückverheißend an und kramte daher in meiner Tasche nach einigen Silbermünzen, ihm den Zeigefinger entgegenstreckend, um anzudeuten, daß ich nur eines wünsche. Er schien etwas enttäuscht, denn er hatte offenbar erwartet, ich werde vier nehmen. Ich dachte indes, eines sei genug, um es der Merkwürdigkeit wegen aufzuheben. Es kostete eine Peseta, das ist nominell achtzig Pfennig, doch ist der Wert wegen des schlechten Standes der spanischen Münze augenblicklich weit geringer.

Jetzt öffneten sich die Thüren, aber, statt mich einzulassen, stutete aus denselben ein ganzes Theaterpublikum heraus, Männer, Frauen und Kinder, die augenscheinlich nicht heraustraten, um im Zwischenakt zu rauchen, sondern sich nach allen Richtungen zerstreuten, auf dem Wege nach Hause begriffen. Es war ein Viertel nach neun, und ich begann an den Theatergewohnheiten der Madrider Bevölkerung etwas irre zu werden. Ich machte mir aber weiter keine Gedanken darüber und beschloß, es so zu machen, wie die übrigen, die, während ich mir mein Lotterielos kaufte, ihre Zigaretten geraucht hatten.

Sobald die ausströmende Menge Raum gab, drängten meine Leute hinein, und ich folgte ihrem Beispiele, denkend, dieser Menschenstrom werde mich schon nach einem Ort bringen, wo man sich ein Billet lösen könne. Jetzt gewahrte ich einen Anschlag an der Wand, in welchem die Rede von dem San José-Feste und einer in folgedessen stattfindenden Nachmittagsvorstellung war, und nun wurde mir endlich klar, daß ich mich in einer Zuschauermenge befand, die zu der Abendvorstellung gekommen war, während die Nachmittagsvorstellung noch im Gange war. In diesem Lande des Sonnenscheins und der Siesta ist man offenbar nicht zu besonderer Eile aufgelegt. Das war mir übrigens nichts Neues, denn ich habe meiner Zeit japanischen Theater Vorstellungen beigezogen, die morgens um neun Uhr begannen und bis zur Dunkelheit währten. Der wunderbare persönliche Reiz, den die spanischen wie die japanischen Damen auf denjenigen ausüben, der Sinn für anmutige Bewegung hat, ließ mich in süßes Träumen darüber versinken, ob in entfernter Vorzeit wohl einmal eine Verwandtschaft zwischen ihnen bestanden haben möge. Ich merkte gar nicht mehr darauf, wohin ich geschoben wurde, sondern bewegte mich in einer Wolke von Tabaksdunst und Gedankenbildern einher nach Art einzelner der homerischen Helden, die sich unsichtbar zu machen pflegten, wenn der Kampf sich zu ihren Ungunsten neigen zu wollen schien. Plötzlich bemerkte ich, wie mir das Lotterielos aus den Fingern gerissen wurde: ein Mann mit grimmigem Schnurrbarte riß ein Stück davon ab und schob mir das übrige wieder zu, und dieselbe Brutalität erlaubte er sich gegen meine Nachbarn. Ich kam daher auf die Idee, es müßte das eine Art von

Lotteriesteuer, vielleicht zur Beschaffung der Mittel für den cubanischen Krieg sein. Ich that so, als ob ich das ganz in der Ordnung fände, zumal ich sah, daß höchst anständig aussehende Damen und Herren hinter mir in derselben gewaltthätigen Weise behandelt wurden.

Immer aber war noch nichts von einer Klasse oder einem Billetschalter zu gewahren, und ich fand mich in den Mittelgang des Zuschauerraumes gedrängt gleich hundert andern, von denen keiner sich darum zu kümmern schien, ob er eine Gelegenheit zum Sitzen bekomme oder stehen müsse. Bald darauf erschien der Kapellmeister im Orchester und zündete sich eine Zigarette an. Von den Musikern rauchten einige gleichfalls Zigaretten, während andre sich die Zeit mit Zeitungslesen vertrieben. Kleine Jungen riefen mit schriller Stimme Zeitungen und andre Druckfachen zum Verkauf aus. Ich hielt einen an und verlangte ein Programm — er gab mir für zehn Pfennig ein Libretto. Jetzt fühlte ich mich etwas behaglicher, denn von dem Gedruckten konnte ich manches verstehen, und davon erhoffte ich gute Dienste, wenn der Vorhang aufgehen werde. Ärgerlich war ich nur darüber, daß ich mir keinen Sitzplatz hatte verschaffen können, und daß ich nicht wußte, wohin ich mich dieserhalb zu wenden habe; da indes die Nachmittagsvorstellung erst nach neun zu Ende gegangen war, glaubte ich mich darauf verlassen zu können, daß man sich mit dem Beginn der Abendvorstellung nicht beeilen werde. In meiner Nähe befand sich ein anständig gekleideter älterer Herr, und an diesen wandte ich mich in meiner Verlegenheit mit der Frage, ob er Französisch verstehe. Er verneinte es, machte mir aber eine so höfliche, von einem so gewinnenden Lächeln begleitete Verbeugung, daß ich ihm Dank dafür wußte. Er hatte offenbar den Grund meiner Verlegenheit entdeckt, denn er wendete sich mit wohlklingendem und in wohlwollendem Tone gehaltenen Worten an mich, die mir tief zu Herzen gingen, mir aber weiter keinen Aufschluß verschafften. Auch er nahm mir mein Lotterielos ab, riß aber nichts mehr davon ab, sondern sah es sich nur genau an. Offenbar hatte auch er eines, und er interessierte sich vielleicht für die Nummern. Er gab es mir zurück und wies mich sehr artig nach einem Sitze in der Nähe des Ortes, wo wir standen. Er deutete dann erst auf die Nummern auf meinem Lotterielose und darauf auf die Nummern, mit welchen verschiedene Reihen von Bänken und einzelne Sitzplätze bezeichnet waren; dann verbeugte er sich lächelnd, und ich sah nichts mehr von ihm.

\*

Die Musik begann, der Vorhang ging auf, die Darsteller traten auf und verschwanden wieder und brachten eine Musikpöffe zur Wiedergabe, die dem Publikum außerordentlich gefiel, mir aber noch viel mehr, obwohl ich kein Wort davon verstand. Das Orchester war vortrefflich, die Musik hatte einen spezifisch spanischen Fluß, der mich unwillkürlich an „Carmen“ erinnerte; das Stück war von nationaler Eigenart und wurde auf das beste gespielt. Es war aber viel früher aus, als ich erwartet hatte, und hatte kaum eine Stunde gedauert. Ich war ein wenig enttäuscht, da es aber beinahe halb elf war, glaubte ich, sie hätten



die Vorstellung etwas abgekürzt, und schließlich hatte ich keinen Grund mich zu beklagen, da ich nicht sagen konnte, ich hätte für mein Geld nichts bekommen.

So strömte ich denn mit der Menge hinaus und hätte beinahe den Granden überrannt, der mir ursprünglich das Billet verkauft hatte. Er bot mir jetzt ein neues an von andrer Farbe. Ich dachte, es sei vielleicht für den nächsten Tag, und ich war nicht gewiß, ob ich für den Abend frei sein werde. Indes, lieber, als ihn in seinen Empfindungen zu verletzen — er trat so auf, als ob sein würdiger Platz ein Thron gewesen wäre — wollte ich noch eine Peseta im Werte von achtzig Pfennig dran wagen, indem ich mir überlegte, ich könne das Billet ja meiner Hauswirthin schenken. Jetzt erst fiel mir der Unterschied zwischen den Lotterielosen und den Theaterbillets auf, was früher hätte der Fall sein sollen, da rings um mich zehn Lotterielose auf ein Theaterbillet kamen. Als ich aber das neue Theaterbillet etwas genauer durchlas, gewahrte ich, daß es für den heutigen Abend ausgestellt sei. Gleichzeitig bemerkte ich, daß das Publikum, das nur herausgetommen war, um frische Luft zu schöpfen und an das Nachhausegehen nicht dachte, sich allmählich wieder in das Theater zurückzog. Ich ging selbstverständlich mit ihm und fand diesmal meinen Sitz ohne Schwierigkeit; auch machte ich die Entdeckung, daß das Libretto, das ich gekauft hatte, mit dem vorigen Stück nichts zu thun hatte, sondern zu dem erst noch aufzuführenden gehörte. Da das außer mir aber niemand wußte, legte ich kein sonderliches Gewicht darauf. Ich zweifle auch, ob das Ergebnis dadurch wesentlich anders geworden wäre. Ich hatte nicht denselben Sitz wie vorher — offenbar wohnte ich zwei gesonderten Vorstellungen an dem gleichen Abend bei, für welche jedesmal eigne Billets zu erwerben waren. Etwas nach elf Uhr fiel der Vorhang über dem zweiten Stücke, das durchaus das Geld wert war, das ich dafür ausgegeben hatte, wenn auch nur als Pantomime. Das Spiel ist hier so gut, und das Publikum setzt sich aus so gründlichen Theaterkennern und, man möchte sagen, geborenen Schauspielern zusammen, daß ein stillschweigendes Verständniß zwischen Publikum und Bühne vorhanden ist und es der sonst üblichen Illusion gar nicht bedarf. Die Scenerie ist derart, wie sie von einer Gesellschaft eines Liebhabertheatere etwa in einer Stunde beschafft werden könnte — die Art der Ausstattung würde Shakespeare glänzend genannt haben. Was die Requisite anlangt, so hatte man nicht daran gedacht, etwas weiteres zu beschaffen, als das von den Direktiven des Buchs absolut Erforderliche. Meist war auf der Bühne von Ausstattungsgegenständen nicht mehr vorhanden, als etwa das Material für einen Ringkampf oder einen Gesangsclub.

Es hat das den offenbaren Vorteil, daß das eigentliche Spiel mehr nach seinem inneren Wert beurteilt wird, als in England, wo die Ausstattung eines Stückes gleichbedeutend mit einer großen Geldausgabe ist. Die Schauspieler auf diesem primitiven Bühnengerüst entledigten sich ihrer Aufgabe so leicht, daß man hätte meinen sollen, sie improvisierten ihre Reden und hätten nur im allgemeinen einen Begriff davon. Abgesehen von dem Augenblicke, wo ein Schauspieler die Worte seiner Rolle zu sprechen hatte, schien er das Recht zu haben, sich beliebig an dem

stummen Spiele des Chors zu beteiligen oder irgend sonst etwas zu treiben, bis sein Stichwort kam. Das Publikum schien keinen Wert auf Bühnenillusion zu legen und zufrieden damit zu sein, wenn es seine Aufmerksamkeit derart auf den jeweiligen Sprecher konzentrieren konnte, daß es sich um das übrige auf der Bühne nicht zu kümmern brauchte. Die ganze schauspielerische Leistung war vortrefflich, so, wie wir sie von großen Bühnenkünstlern auf Proben zu sehen bekommen, die nicht im Kostüm stattfinden.

Auf der Bühne wurde keine Gelegenheit verabsäumt, sich eine Zigarette zu drehen, und da die Stücke auf dieser Art von Theatern sich alle im Kreise von ganz modernen Schwänken und Possen bewegen, verleiht eine Wolke von Tabakrauch der sonst etwas gewagten und wenig überzeugenden Theaterausstattung die erforderliche Wahrscheinlichkeit.

\*

Ich wäre nach dem Fallen des Vorhangs nach Hause gegangen, wenn ich nicht wieder meinem großartigen Billetverkäufer in die Arme gelaufen wäre. Er behandelte mich so hochherzig, daß ich ihm zwei weitere Billets, die er mir anbot, abkaufte und teilnahmevoll einem weitläufigen Kommentar über das Geschäft lauschte, der mich in Verbindung mit einer großgedruckten Drei und Bier auf den Billets zu dem Schlusse brachte, daß an dem gleichen Abende noch zwei weitere Vorstellungen stattfinden sollten! Jetzt war ich geneigt, die Spanier nicht nur für die höflichsten, sondern auch für die ehrlichsten der Menschen zu halten. Denke man sich doch nur in New York einen Fremden, der kein Wort der Landessprache versteht und einem Billetthändler in die Hände fällt, ohne dabei seine Geldbrieftasche, wenn nicht gar seinen Skalp zu lassen!

Drei Pferde und drei Maultiere belebten die Bühne in diesem dritten Stücke in dem viel von Stiergefechten die Rede war. Es kamen viele wilden Zigeunertänze und Zigeunergesänge vor, und eine Scene spielte vor dem Stiergefechtgebäude, wo Toreadore, Piccadore und andalusische Carmens miteinander schäterten und bei der geringfügigsten Veranlassung große Dolchmesser zogen. Der Gesang war vortrefflich, der Tanz dagegen nach unsern Begriffen etwas schwerfällig. Orchester und Chor wirkten wie ein einziger Körper, obwohl sie gegenseitig von ihrem Vorhandensein keine Ahnung zu haben schienen; ich bemerkte thatsächlich zwei Geiger, deren Augen sich zum Schlummer geschlossen hatten, während ihre Instrumente vollkommen Rhythmus und Harmonie wahrten. Zwischen den Musiknummern schiefen einzelne der Orchestermitglieder vollständig ein, den Kopf auf ihre Arme gestützt, andre lasen die Abendblätter, und wieder andre unterhielten sich mit ihren nicht beschäftigten Freunden auf der Bühne, die meisten aber gaben sich einer lebhaften Konversation hin nach Art der vornehmen Logeninhaber in der Oper von New York. Hier zeigte sich ein Bild, das einen vollkommenen Mangel an Disziplin zu erkennen gab, so gänzlich verschieden von allem, was man je in Deutschland für möglich gehalten hätte, oder auch bei uns selbst in der guten alten Zeit der Kalifornia Minstrels und von Harrigan und Hart. Und doch war das Resultat durchaus befriedigend, weil das, was hier als Mangel an

Disciplin erscheint, etwas ganz Aehnliches ist, wie das, was als ein Fehler bei den Armeen hervortrat, in deren Erinnerungen Yorktown und Saratoga, Gettysburg und Appomataz fortleben. Die Amerikaner waren in jenen Tagen ungeschulte, aber tüchtige Krieger, die sich wenig um Kleinliche Neußerlichkeiten kümmerten — und in dieser Hinsicht sollte ich den dramatischen Veteranen Madrids meine Bewunderung.

Der Vorhang fiel zum dritten und zum vierten Male, und es war halb zwei vorbei. Ich hatte nicht daran gedacht, wie ich um diese Zeit in mein Bett gelangen werde, glaubte aber, daß ich nunmehr den Versuch dazu machen müsse. Ich machte mich daher auf den Heimweg und befand mich bald in der Calle de Federico de Madrazo, nach meiner Hausnummer suchend. Es ist eine enge Straße, deren Häuser sich von beiden Seiten gegeneinander zu lehnen scheinen, als ob sie liebevoll bestrebt seien, die brennenden Strahlen der Mittagssonne von sich abzuwehren. Kleine Balkone gaben den einzelnen Fenstern etwas Gemüthlich-Anheimelndes. Die akustischen Verhältnisse dieses engen Gäßchens sind derart, daß ich, während ich schreibe, den Besen der alten Haushälterin vernehme, die im Hause gegenüber den Flur fegt, ebenso die Stimme der zerlumpten Gestalt, die Orangen zum Verkauf ausbietet, den Tritt der kleinen Esel, die Gemüse zum Markt bringen, und das vertrauliche Geplauder einer Gruppe von Familienmitgliedern, die ihre Stühle vor die Hausthür hinausgebracht haben, um sich des kühlenden Schattens zu erfreuen.

Um zwei Uhr morgens trug ich Bedenken, den Thürhüter herauszupochen, aus Furcht, Anstoß bei der Nachbarschaft in dieser leicht erregbaren Flüstergalerie zu erregen. Es stand ein Mann da, der in einer Hand eine Laterne und in der andern einen Spieß hielt. Er schien nichts Sonderliches zu thun zu haben, und darum sah ich ihn mir etwas genauer an. Gleich darauf trat ein Señor auf das gegenüberliegende Haus zu, aber anstatt seinen Haus Schlüssel hervorzuziehen und einzutreten, stieß er mit seinem Spazierstock auf das Pflaster auf, und siehe da, der geheimnißvolle Mann mit der Laterne kam der Aufforderung nach, schloß die Thüre auf und ließ ihn eintreten. Nun konnte das ein Privatnachwächter sein, wie unsre Millionäre sie sich halten, aber ich hatte mir meine Straße in Madrid nicht mit Rücksicht darauf gewählt, die Nachbarschaft von Millionären zu genießen, im Gegenteil, ich hatte mich geüffentlich bei einer spanischen Familie eingemietet, deren Lebensgewohnheiten mir im Einklange mit meinem bescheidenen Einkommen zu stehen schienen. Ich glaubte daher, ich könne es auch einmal wagen und sehen, was dabei herauskomme. Zu meinem größten Vergnügen war die Wirkung augenblicklich und vollständig. Der Spieß und die Laterne entsprachen sofort meiner Aufforderung, wie einer der dienstbaren Geister in den Märchenbüchern.

Der geheimnißvolle Laterneemann trug einen weiten Mantel, der wie bei dem richtigen Bühnenbösewicht über eine Schulter gerafft war, und er unterwarf mich einer gründlichen Besichtigung, wie um sich davon zu überzeugen, ob ich auch wirklich das Recht habe, mir gerade diese Thür öffnen zu lassen. Wie er zu

einem befriedigenden Ergebnis kam, kann ich aus leicht begreiflichen Gründen nicht sagen, aber es ist möglich, daß der Hausherr ihm eine Personalbeschreibung von mir übermittelt und als besonderes Kennzeichen angegeben hatte, daß ich der einzige in seinem Reviere sei, der der Landessprache nicht mächtig sei.

Als er seine Okularinspektion beendigt hatte, schlug er seinen Mantel zurück und enthüllte eine Menge von gläsernen Stahlinstrumenten, die in jedem andern Teile Spaniens den Gedanken an ein Arsenal von Pistolen und Dolchen nahegelegt hätte. Es schien, als trage er von den Hüften bis zum Kinn eine Reihe von Gürteln übereinander, die sämtlich von blanken Waffen starrten. Er tastete an seiner bewehrten Brust herum, so wie wir es wohl bei Zahnärzten sehen, wenn sie sich ihre feinen Untersuchungsinstrumenten auslesen. Schließlich nestelte er einen Schlüssel los und hielt ihn mir hin, an dem wohl Metall genug für das Eisengerüst eines Rennbicycles enthalten war. Es war ein starker Mann, und ich dachte bei mir, seine Vorfahren müßten wohl Kettenpanzer getragen haben. Hätte er sich ein Pferd verschaffen können, das stark genug gewesen wäre, ihn samt seinen Schlüsseln zu tragen, dann würde ich ihn jeder noch so starken Artillerie als Deckung gegeben haben.

Die Schlüsselausrüstung der Madrider Nachtwächter ist praktisch und fein erfunden. Zunächst kann er nicht einschlafen wegen der vielen scharfen Ecken, die seine Belastung aufweist. Dann dürfte er nicht daran denken, sich niederzusetzen, weil er nur mit Hilfe eines Hebels oder einiger sehr starken Nachbarn wieder in die Höhe zu bringen wäre und letztere ein dringendes Interesse daran hätten, jeden Mangel an Wachsamkeit zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Drittens schreitet er in einer derartigen Rüstung einher, daß Angriffe von Einbrechern und militärischen Meuterern sowie sonstige Unfälle ihm nichts anhaben können. Schließlich hat er Verteidigungswaffen zur Hand, im Vergleich zu denen der Stab eines englischen Policeman ein Kinderpielzeug ist. Er hat Schlüssel, so verschieden an Gestalt, Größe und Gewicht, daß er seine Gegner mit einer ganzen Reihe von passenden Waffen angreifen kann. Er kann bei leichten Angriffen unversehens mit Kopfnüssen aufwarten und, wenn ein schwereres Kaliber erforderlich ist, Bündel schwingen, denen auch ein Ochsenhädel nicht stand zu halten vermöchte. Die Regierung behandelt ihn rücksichtsvoll, und durch diese Schlüsselpanzertrenzer werden die Madrider Hausbesitzer bei ihren nächtlichen Aus- und Eingängen viel wirksamer und viel angenehmer beschützt als die russischen.

Der richtige Schlüssel zu meiner Hausthür war also endlich gefunden, und das rostige Innere meines Schlosses knarrte so laut, daß ich glaubte, es sei das eine öffentliche Sicherheitsmaßregel, damit man Thüren nicht insgeheim aufschließen könne. Man hat mir erzählt, es sei gesetzlich verboten, geräuschlose Schlösser zu haben, doch beruht das nur auf Hörensagen. Endlich gab die große Thüre nach, der schwere Schlüssel wurde herausgezogen, der geheimnisvolle Laternenträger schlug den Mantel um die stahlbewehrte Brust, dankte mir für die ihm verabreichte kleine Gabe, schloß die Thüre geräuschvoll zu und ließ mich in trostloser Finsternis stehen.

Ich tastete mich die Treppe hinauf, mich an das Geländer haltend und häufig mit meinen Schienbeinen an die Stufen stoßend, bis ich den Boden des Hauses erreicht hatte und nicht mehr weiter konnte. Ich war nur einmal in dem Hause gewesen und hatte auf die Treppenabgänge nicht sonderlich achtgegeben; ich wußte nur, daß der Boden zu hoch und das erste Stockwerk zu niedrig waren, weshalb ich mich nach der nächsten Flurthüre zwischen den beiden zurücktastete und dort die Glocke zog. Um zwei Uhr in der Frühe ist das gewöhnlich nicht das beste Mittel, und als ich da stand und nach einem Lichtstrahl spähte, überlegte ich mir, daß es wohl etwas schwer halten dürfte, wieder auf die Straße zu gelangen, falls ich keinen Einlaß in meine Wohnung finden sollte. Es kam mir vor, als müßte ich eine volle Stunde vor der Thüre warten, denn die Zeit geht entsetzlich langsam vorbei, wenn man sich im Dunkeln befindet und dabei vollkommen wach ist; doch endlich gewährte ich unter der Thüre einen Lichtschein. Ein leichter Fußtritt wurde vernehmbar, wiederum schob sich ein schwerer Schloßriegel knarrend zurück, und die Thüre öffnete sich. Jetzt aber war meine Verlegenheit noch größer als zuvor. Eine anmutige junge Dame stand vor mir, durchaus nicht zum Ausgehen gekleidet, das Haar schön über die Schulter zurückfallend, während ein ermutigendes Lächeln um die Winkel des ausdrucksvollen Mundes spielte. Sie schien erfreut, mich zu sehen, und forderte mich auf, einzutreten, doch antwortete ich ihr, es scheine mir etwas spät zu einem Besuche zu sein. Sie schien darauf kein Gewicht zu legen, und das war selbstverständlich, denn sie verstand kein Wort von dem, was ich sagte. Um jedoch nicht unhöflich zu erscheinen, trat ich ein und wollte in meinem spanischen Konversationsbüchlein nach irgend einer passenden Redensart suchen; aber Ollendorff hat offenbar nicht Bedacht darauf genommen, daß man in die Lage kommen kann, einer spanischen Dame unter solchen Umständen etwas Verbindliches zu sagen. Wie gesagt, war die Lage für mich äußerst peinlich, und sie gestaltete sich noch immer peinlicher. Gerade in diesem psychologischen Momente übergab sie mir einen Brief, der meine Zweifel sofort zerstreute. Es war schließlich doch nicht die unrichtige Thüre, und ich war glücklich vom Theater nach Hause gelangt.

Natürlich suchte ich eiligst mein Zimmer auf und riegelte die Thüre hinter mir zu.



## Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche einer Großfürstin von Rußland.

Nach den Aufzeichnungen eines verstorbenen Verwandten.

Mitgeteilt von

**Luisa Lüdemann.**

(Schluß.)

Den 18. November.

**W**ie nimmt d'Aubant sich der Kranken und Hilflosen an! Wir begegnen uns stets am Lager der Leidenden. Aber ich bringe nur Trost, und er bringt wirklich Hilfe! Als die Mutter und ihr Säugling zugleich starben — eine ergreifende Scene, da fünf Kinder umher weinten und der Vater verzweifelte — sah ich Thränen in seinem großen, kühnen, denkenden Auge. Er ist gerade das Gegentheil von Alexis und kommt mir oft vor wie ein Bruder meiner Königsmaid, die mich an ihn verwiesen hat. Den alten Noël behandelt er wie einen Freund — mich — nun, Theresje hat mich fast erschreckt, als sie mir zu verstehen gab — seine Sorgfalt um mich sei mehr als Freundschaft und Diensteifer. Dieser Gedanke war mir gänzlich neu und traf mich wie ein Blitz aus heiterer Luft.

\*

Den 22. November.

Dem Himmel sei Dank, endlich ist unser Anker gefallen und ein eiserner Zahn verbindet uns mit dem Festlande der Neuen Welt.

Wir liegen in der Mündung des ungeheuern Stromes, der ein Meer zu sein scheint. Was ich um mich her sehe, ist eine weite Wüste; aber eine schöne Wüste. Sie wird einst das Rendezvous aller Unglücklichen in der Welt sein. O — wie will ich ihrer mich erfreuen, sobald wir ausgeschifft sind! Wie will ich umherschweifen, die Natur an meinen Busen pressen, glücklich, endlich einmal glücklich sein! Meine Leiden haben mich, glaube ich — dieses Glückes wohl wert gemacht.

Wir erwarten nur die Lotsen von Philadelphia, um bei dieser neuen Schöpfung William Penns<sup>1)</sup> ans Land zu steigen. Seit der letzten Anwesenheit des großen Mannes ist dieser Flecken zu einer ansehnlichen Stadt geworden, und sie verspricht, noch größer zu werden. Penn ist in der That der Nebenbuhler unferz gewaltigen Zars. Hier werden wir den Winter zubringen und alles für unsre neue Kolonie, die im Frühjahr angelegt werden soll, vorbereiten. Ich bin entschlossen, sowie wir ausgeschifft sind, erinnere ich d'Aubant an sein Versprechen und bitte ihn, mich zu verlassen. Ich werde mich mit Noël und Theresje allein behelfen, obgleich, ich leugne es nicht, sein Umgang, sein Gespräch mir lieb ge-

<sup>1)</sup> Gründer von Pennsylvanien (1644 bis 1718), gründete 1682 Philadelphia, wo 1776 Amerikas Unabhängigkeit proklamiert wurde.

worden ist. Er ist so bescheiden, er wird meine Bitte erfüllen, denn er muß ihre Notwendigkeit einsehen. Ich glaube jetzt selbst an die Wichtigkeit von Theresens Bemerkung. Seine Blicke, sein Benehmen sagt mehr, als es sollte.

\*

Den 29. November.

Ich bin am Lande! Willkommen, willkommen, du schöne, große Wüste. Europa sei vergessen; denn hier rief man uns Willkommen zu, und der große Hauch der Freiheit atmet mich hier aus wilden Bäumen, majestätischen Strömen, von keinem Menschenfuß betretenen Wiesen und Auen, kurz aus allem an, was ich sehe, was ich höre.

Die Fessel liegt in unsern europäischen Sitten, nicht in den Gesetzen; unsre Tyrannin ist die Gesellschaft, die Konvenienz, die Mode — nicht der Staat, der Fürst. Hier ist die Freiheit; denn die europäische Sitte ist durch die Notwendigkeit verdrängt, und die frommen, friedlichen Gewohnheiten der Quäter, die ihre Stelle einnehmen, sind die allgemein menschlichen und sprechen mich an.

Wir wohnen in Baracken, so lange, bis in der Stadt der nötige Raum für uns ermittelt ist.

Es war ein herber Augenblick, als ich Kapitän d'Aubant mit Nührung und schwer behaupteter Festigkeit hat, mich nun zu verlassen. Er sah mich an, wie ein Opfer auf den Opfernden blickt, mit gebrochenem Auge. Endlich stürzte er auf meine Hand, und ich fühlte das Naß seiner heißen Thränen; aber er sprach kein Wort. Dann erhob er sich, wie plötzlich geträstigt und fragte sanft, ob es heute sein müsse. Ich setzte ihm eine Frist von vier Wochen — ich konnte nicht anders, sein Schmerz steckte auch mich an und brach meinen entschlossenen Mut. Er dankte mir, er ging, und wiewohl er sich nun ferner von mir hält, so läßt seine Sorgfalt doch nicht ab, für mich rege zu sein. Seine Thätigkeit ist in der That unglaublich. Er hat schon alles für meine Bequemlichkeit in der neuen Kolonie herbeigeschafft, und dabei hat er zugleich für achtzig Menschen zu denken, zu sorgen, die ihn, trotz seiner siebenundzwanzig Jahre, wie ihren Vater lieben und ihn auf den Händen tragen, weil er in der That ihr Schutzgeist, der Helfer aller ist. Wie unglücklich wären diese Menschen, so gedankenlos und unbeholfen ohne ihn! Er hat für groß und klein gedacht und gesorgt, und alle sehen dem ersten Winter nun ohne Furcht entgegen.

Schon jetzt, welch lebensvolles Bild reger Thätigkeit um mich her! Hier wird gezimmert, geschmiedet, gewirkt vom frühesten Morgen bis zur Nacht; wie wird dies alles erst im Frühjahr reizend sein? Unsre neue Kolonie liegt vierzig Meilen von Philadelphia; die Wälder der Huronen grenzen an sie. Sie hat bereits ihren Namen. D'Aubant fragte mich, wie ich unsre Ansiedelung taufen wolle. Das war artig. Ich sann, ich dachte an Penn, an den gewaltigen Zar, die beiden größten Männer unsers schwachen Jahrhunderts, und ich nannte: „Petersburg“. „Petersburg soll unsre Stadt heißen,“ rief d'Aubant, „und unser Stadtwappen sei ein Adler und eine Lilie!“

\*

Den 20. Dezember.

Ich sehe ihn jetzt selten in meiner Baracke; er ist außerordentlich thätig und rüstet sich zu einer Reise nach dem künftigen Petersburg, denn der Wald muß im Winter abgeholzt werden. Von Europa höre ich nichts. Ein holländisches Schiff brachte die letzten Nachrichten. Mein Sohn lebt, und der Zar, der seine Erziehung selbst leitet, kränkelt. Ach, auch mein treuer alter Noël macht mich besorgt. Seit der Seereise, die ihn sehr erschöpft hat, ist er verändert und klagt. Wenn ich ihn verlöre. — Unerträglicher Gedanke!

\*

Den 26. Januar 1719.

D'Aubant hat Abschied genommen. Gott weiß, ob ich ihn wiedersähe. Jetzt erst fühle ich's — ja, er ist mir teuer, und ich werde ihn sehr vermissen.

\*

Den 5. Februar.

Das Frühjahr naht heran, und die steigenden Wasser des Delaware haben uns aus unsern Baracken vertrieben. Die Anstrengung dieser Tage hat den guten Noël vollends erschöpft — er ist krank; wir beide, Therese und ich, pflegen ihn, wie Mutter und Schwester. Von d'Aubant keine Nachricht. Ich bin besorgt um ihn.

\*

Den 9. Februar.

Graufames Geschick! Raubst du mir auch den letzten treuen Freund? Soll ich niemand — niemand behalten, der mir teuer ist? Noël ist tot — das erste Opfer in der Neuen Welt; wir haben ihn bestattet. Der treue Diener ist für mich gestorben. Die Wasser sperrten uns von der Stadt ab. Er achtete die Gefahr gering. In einem schwachen Boote fuhr er ab, um das Nöwendigste aus der alten Niederlassung herbeizuholen — als einen Sterbenden brachte man ihn uns zurück.

Das einstürzende Gebäude hatte ihn getroffen, erschlagen. Gott lohne dir, treue, edle Seele! Ich werde dich nie vergessen!

Doch was soll ich aus den letzten Worten des Sterbenden machen? Er hat recht — ich bin allein — ohne ihn. Niemand kann ihn mir ersetzen als einer. Und dieser Eine — gestehe es dir, Unglückliche, dieser Eine ist deinem Herzen gefährlich; er ist dir ebenso teuer, als er dir gefährlich ist. Wer könnte ihn sehen und seine männliche Kraft, seine Milde, seinen Geist, sein gefühlvolles Herz, seine schöne Gestalt endlich nicht lieben? Ihn, den alle lieben, bewundern, fast anbeten! Nein — ich darf ihn nicht wiedersähen — und — ach — ich werde es kaum; denn dunkle Gerüche sprechen von furchtbaren Fluten, die den Raum der neuen Ansiedlung urplötzlich in Besitz genommen haben. O — — es wäre entsetzlich!

\*



Den 1. März.

Dem Himmel sei Dank — er wenigstens ist durch seinen Mut gerettet. Er hat wie ein Riese gekämpft; aber er hat die Fluten überwältigt, er hat sie gedämmt und alle die Seinigen in Sicherheit gebracht.

Soll ich ihn wiedersehen? Er hat durch Therese fragen lassen, ob er noch kommen dürfte, da die Frist abgelaufen sei. Therese selbst hat für ihn, und ich habe ihm in meiner Verwirrung bloß geantwortet: „Noël sei tot.“

\*

Den 3. März.

Er kam sogleich. Sein Aussehen trug Spuren des bestandenen Kampfes mit den Elementen. Er war blaß, erschöpft, sehr weich, fast matt. Bewunderung und Mitleid sprachen in meiner Seele laut für ihn. Nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen erklärte er mit feister Stimme, da Noël nun tot sei, so weiche er nicht von meiner Seite, bis er mich sicher in der neuen Kolonie untergebracht sähe. Dann werde er nach Guadeloupe gehen, da Amerika ihm „das gehoffte Heil“ nicht darbiete. Er sprach diese Worte schwer und fast im Ton des Vorwurfs. Ich versuchte, mit ihm von meinem Dank zu sprechen — er lächelte herb, brach mit einer gewaltsamen Bewegung ab und sprach von seinen Einrichtungen in dem künftigen Petersburg.

\*

Den 15. März.

Hat er mir in der That Vorwürfe zu machen? Nein! Und doch, wenn dieß Verhältnis lange dauert, so erliege ich. Schon habe ich die Kraft nicht mehr, seinen Abschied ernst zu wollen. Wer soll für uns wirken? Ach, der Verlust Noël's ist zu schmerzhaft, und selbst der Chevalier hat ihn aufrichtig beweint. Solche Thränen kennt man in Europa nicht, und ich Unbesonnene, daß mir in L'Orient auch nicht einmal die Möglichkeit dieses Verlustes einfiel! Sein Blick voll Vorwurf, Bitte und Schmerz, seine gewaltsam erdrückte Sprache, wie verwunden sie mich! Was will er nur, daß ich ihm sein soll? Der Gedanke beunruhigt mich fort und fort, und ich sehe keine Möglichkeit, ihn zu befriedigen — oder mich selbst und meine Gefühle. — Gut, daß der Lenz erscheint und eine neue Thätigkeit mit ihm, eine neue Lebensform beginnt! Denn schon sehe ich die Ruhe, die ich hier endlich zu finden wähnte, verloren, schon habe ich die Luft, die Freude an der Natur eingebüßt, um nur an ihn und immer an ihn und seinen Schmerz zu denken.

\*

Den 2. April.

Gottlob, wir sind unterwegs nach Petersburg. Wir haben nichts zurückgelassen als Noël's Asche. Die halbe Stadt begleitet uns und trägt uns Vorräte, Bedürfnisse, Utensilien aller Art nach. Wie leicht atmet nun meine gepreßte Brust wieder. D'Aubant hat, ich weiß weder wie noch wo, zwei Manttiere und eine Sänfte für mich aufgetrieben, und ich mache die Reise ganz gemächlich. Die Freude an der Natur hat mich wieder ganz in Besitz genommen. Wie soll ich

schildern, was ich empfinde? Es ist unaussprechlich. Diese gewaltigen Züge der Natur, diese wilde Größe der Wälder, die wir durchirren, das nie gehörte Lied dieser Vögel und der fremde Ruf der wilden Tiere. Diese Pfade, die wir zuerst betreten, die jungfräuliche Gestalt der Erde, der Bäume, der Sträucher, das majestätische Rauschen der Ströme und Wasserfälle, die Wiesen voll riesiger Gräser — und dieser riesige Fluß selbst, die hier und da zwischen den Bäumen aufgehängten Hütten der Wilden, die doch die gutmütigsten Menschen sind — wie ergreift, wie rührt, wie feierlich stimmt mich dies alles! Ja, die Allmacht des Schöpfers, die Gewalt der Natur kann doch nur der erkennen, der die Natur, unverdorben von der Menschenhand, belauscht hat. Wie glänzen hier die neuen nie gesehenen Sterne, wie ruht der Mondganz hier über den nie betretenen Wäldern, wie donnern die Katarakte stolzer, unbeschiffter Flüsse! Und wie bescheiden gebraucht der Mensch hier die Natur. Hier ist er noch nicht ihr übermütiger Herr, ihr kummervoller Besieger — hier ist er noch ihr Sklave, aber ihr freiwilliger, glücklicher Sklave; hier walten die Elemente noch frei, und die Natur trägt keine Fessel. Welche Kraft aber entwickelt sie hier auch! Wie treibt sie Blatt an Blatt hervor, himmelstürmende Bäume, natürliche Brücken, stolze Felsen, kühne Tiere, üppige Pflanzungen, kräftige Menschen! — Doch — der geistige Mensch? Ach, er ist ein Kind geblieben, und er ist glücklich in seinen Kindesträumen, in seinen Kindeswünschen. Unser heutiger Halt ist in der Nähe einer Waldung. Siebzehn Hrohrütten, zwischen riesigen Akazien halb aufgehängt, bilden ein huronisches Dorf. Es ist der Hauptort der Völkerschaft in dieser Gegend. Die Einwohner stürzten von den Bäumen herab, zwischen ihnen hervor, als sie uns nahen sahen, und wollten fliehen, als d'Aubant den Ältesten mit seinem Dolmetscher auredete; es war derselbe Greis, von dem er den Raum um Petersburg für eine Flinte und zwei Pfund Pulver, einige Glasperlen und zwei oder drei Töpfe erkaufte hatte. Nun wurden sie zutraulich. Die Mütter kamen selbst mit den Säuglingen herbei, ein Zeichen des Friedens, des Vertrauens. Sie gafften uns an, befühlten unsre Kleider, streckten sich zu uns ins Gras. Die Männer brachten Waffen, die Frauen Maiskolben und Stücke von Bärenschinken. Wir rüsteten uns zum Mahle. Die Luft war warm und von würzigen Düften erfüllt. Die Feuer wurden angezündet, der Mond ging auf und beleuchtete die malerische Scene; sein Glanz drang tief in die schauerliche Waldung ein, welche den Huronen zur Wohnung dient. Ein schwacher West machte die Bäume seufzen und bewegte die lustige Hauptstadt des Volkes sanft hin und wieder. Unnennbare Gefühle flossen in mich über, ich dachte an Moskau, an den Kreml, an dich, meine Schwester, in der Hofburg zu Wien. So ist der Mensch, dachte ich, im Reiche der Natur, in ihrem Schoße ein Kind. Und so ist er im Reiche der Gesellschaft — und der Zar als Totenrichter seines Sohnes fiel mir ein. Ach, mit bangen, tiefen, durstigen Zügen atmete ich den Genuß der Freiheit und der Natur ein. Nur wer meine Sehnsucht nach ihr erfahren hat, kann mein Glück in diesem Augenblicke begreifen. Nur wer solche Augenblicke genossen hat, den kann ich glücklich nennen! — Nach dem Festmahle tanzten die Frauen, und die

Männer sangen Lieder zu Ehren der Weißen; dann schlofen wir alle zusammen, Wilde und Europäer. Ich sann nach, welcher Teil der glücklichere, welche Brust die menschliche sei — und der Zweifel wiegte mich in sanfte Träume. Ich träumte von dir, meine Königsmarkt, in der die Menschheit ihren Triumph feiert, denn du, Unvergleichliche, bist in höchster Kultur — der Natur trenn geblieben.

Als der Morgen anbrach und sein kühler Hauch zum Aufbruch mahnte, nahmen wir von unsern Wirten zärtlichen Abschied. Die Ältesten wollten uns nicht verlassen und begleiteten uns, die Frauen blieben zurück. Sie standen, solange wir ihnen sichtbar waren, die Säuglinge im Arm, still auf einem Platze, und wir sahen selbst die kleinen kupferfarbenen Kinder die Arme nach uns ausstrecken, als wir uns von ihnen entfernten. Der Dunst, den die aufgehende Sonne erregte, entzog sie endlich unsern Blicken. Gute, schuldlose Seelen, der große Geist lasse euch Kinder bleiben lange — lange Zeit.

\*

Den 9. April.

Nun sind wir in Petersburg. D'Aubant führte mich wie im Triumph ein. Ich kenne keinen Ehrgeiz; aber jetzt war ich gleichsam stolz auf ihn. Er fühlt in stärkerer und anderer Art daselbe, was ich fühle — auch ihm ist die Welt eine Feindin seiner Ruhe geworden. Er hat meine Sehnsucht nach der Natur nur mit einem schöpferischen Thätigkeitsstriebe gepaart. Was hat er hier in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit nicht gewirkt, geschaffen! Freilich besteht unser Petersburg, mein Petersburg, denn von mir hat es den Namen, bis jetzt nur aus acht geraden Baumalleen und einem freien Platz mitten im Walde, eine Viertelstunde vom Rande des Strombettes entfernt. Aber diese Alleen sind ausgehauen, geräumt, entwurzelt, der Platz ist eingedämmt, und diese Waldbassen werden einst Straßen sein, dieser Platz ein belebter Markt, dieser Uferdamm ein gewählvoller Hafen. Jetzt kriecht der Ara noch über unsern Häuptern, und die schillernde Schlange kränfelt sich um unsre Füße; aber — bald wird hier das Gewerbe erblühen, und d'Aubant wird zufrieden auf seine Schöpfung sehen.

Hin und wieder sind Baumaterialien herangetragen, die Alleen haben ihre Namen erhalten, die auf Tafeln an den Bäumen angeschlagen sind. Die eine heißt: „Strefina“, die andre „Tuilerien“, die dritte „L'Orient“. Jeder hat die Freiheit, seine Wohnung zu bauen so groß und wo er in der Linie will. Jeder hat die nötigen Werkzeuge erhalten, und alle brennen vor Verlangen, die neue Stadt zu gründen.

Den Anfang machte die Wahl des Oberhauptes; alle achtzig Stimmen nannten d'Aubant. Er lehnte es ab; sie nötigten ihn zu dem Versprechen, wenigstens drei Monate lang zu bleiben. Er legte die Entscheidung in meine Hand. Ich konnte sie nicht geben; aber Therese sah mich an und sprach aus meiner Seele: „bleibet Chevalier“. Er bleibt, und nun erhielt auch ich meine kleinen Aemter — als Krankenpflegerin, denn Arme giebt es nicht unter uns, und nur der Kranke ist arm — und Oberprieferin. Ich bitte den Himmel, mich dieser Aemter würdig zu erhalten.

\*

Den 15. Mai.

Petersburg ist fertig. Zweiundzwanzig Wohnungen sind eingerichtet — ich wohne in L'Orient. — Der Anbau beginnt! Unsrer Handelsflotte, eine Barke und ein Prahm zur Ueberführung des Stromes, die Vorräte sind aus Philadelphia angelangt. Ich bin glücklich. Die Huronen und die Cheeks sind unsre Wächter gegen die Elemente, gegen die Tiere des Waldes, welche wir allmählich austrotten. D'Aubant erlegte neulich einen Ur mit eigener Hand, nach furchtbarem Kampfe. Er ist so kühn, als er edel ist. Zu Ende des Sommers will er uns verlassen.

\*

Den 20. Juli.

Die Neue Welt hat doch auch ihre Schrecken. Eine große Klapperschlange mitten in meiner Wohnung und dicht an meinem Lager hat mich sehr erschreckt. Das Tier floh, als es unsern Schreckensruf vernahm; aber wir flohen nicht minder. Ein Glück, daß d'Aubant in der Nähe war und eine Esche meine Wohnung überragt. Der Chevalier, der für alles Rat weiß, brach einen starken Zweig von diesem Baum und ging, mit diesem und seinem Degen bewaffnet, vor unsern Augen merschroden auf das Untier los. Ich zitterte wie ein Blatt im Winde. Das Tier richtete sich gegen ihn empor wie sprungfertig; allein er stieß den Eschenzweig gegen seine schillernde Zunge, und jogleich sank der Kopf des Ungetüms wie vom Blitz getroffen zur Erde. Nun tötete er es mit dem Degen leicht. — Wer wird nur die Uren, die Wären, die Klapperschlangen erlegen, wenn er uns verläßt?

\*

Den 5. August.

Das Vierteljahr ist verflossen. D'Aubant hat seine Würde niedergelegt. Nichts scheint ihn länger fesseln zu können. Die Barke, welche ihn nach Philadelphia bringen soll, ist bestellt und fertig. — Wird er bleiben — wird er gehen? Muß ich es entscheiden? Es ist gewiß — er liebt mich — er flieht mich — ich allein verjehene ihn — ich allein kann ihn zurückhalten!

\*

Den 7. August.

Es ist entschieden — alle Zweifel sind am Ende — es ist entschieden, ich werde glücklich sein . . . Ich bin Braut, des edelsten Mannes geliebte Braut. Schatten meiner Anna, segne mich! Mein Sohn, vergieh mir; meine Schwestern, beneidet mich, ich konnte nicht anders! Als er, der zum Abschied gekommen war, zu meinen Füßen sank, als er meine Thränen rinnen sah, als Therese in meine Arme stürzte, als er mich um ein Körnchen Lebensglück beschwor, als seine Lippe mir ewige Liebe beteuerte, dieser treue Mund, der stets Wahrheit und Liebe war, da brach meine Kraft. Ich hatte ihn bewundert, bemitleidet; denn er kämpfte und litt lange — ich mußte ihn lieben. Ich reichte ihm meine Hand — er glich einem Seligen des Paradieses, er drückte sie, mich, Theresen, an seine glühende, reiche Brust. So ward ich seine Braut.

Den 18. August.

O Himmel, welche Wonne genieße ich! Die Liebe dieses edelsten Menschen ist ein Reichthum, eine Ueberfülle des Glückes, wie ich nicht träumte, daß die Erde sie gewähren könnte. Wie reich — wie unendlich reich ist doch das Leben — und in welcher freiwilligen Armut erhalten sich die Menschen, die Großen! Jetzt erst erfahre ich alles, was er für mich gelitten, wie er gerungen, was er gethan, wie er sein Herz erdrückt hat. Schon in Moskau hat er mich bewundert — und in Petersburg geliebt — er floh, als er eben am Ziel seiner Wünsche war, die ihn dahin geführt hatten, da er fühlte, daß mein Bild ihm in Rußland nie Ruhe vergönnen würde. Er hatte es glühend im Herzen umhergetragen und Pläne zu meiner Rettung entworfen, als er mich in den Tuilerien wieder sah. Der Himmel selbst führte uns in der Alceste zusammen. Seitdem war sein Leben Leid, Glück, Kampf ohne Sieg. Jetzt gleicht er einem Verzückten. Er nennt mich in einem Atem seine Braut, seine Fürstin, seine Kaiserin, und ich vergesse bei diesen Tönen meines Sohnes und der ganzen Welt.

Morgen schiffen wir nach Philadelphia. Ein katholischer Priester soll uns einsegnen. So oft ich die Hauptkirche in dieser Stadt sah, konnte ich mich dieser Ahnung nicht erwehren. Daß der Natur treugebliebene Herz hat Warnungen und Prophezeiungen, die der Mensch in der Gesellschaft nicht kennt oder nicht versteht. Meine Ahnung aber war stets von süßen, frohen Gefühlen begleitet, so daß ich dazu lächelte.

\*

Den 20. September.

O meine Königsmaut, daß du bei mir wärest und Zeugin meines Glückes! D'Aubant, der edle, bewunderungswürdige d'Aubant, ist mein Gatte. Jetzt erst weiß ich, was Leben — Liebe, eine Ehe sei. Kein Wort reicht bis an die Grenzen meiner Wonne. Die Rührung meines Gatten bei der feierlichen Einsegnung unsers seltenen Bundes übertraf fast die meine — ich mußte an Alexis denken, so sehr ich mich auch anstrengte, dies Bild in meiner Seele zurückzudrängen — er stand vor mir und neben mir sein Gegenbild, dieser unvergleichliche Mensch. — Die Tage in Philadelphia fließen dahin wie ein seliger Strom. Mein Gatte sah lange nur mich und freute sich an meinen Antworten, wenn er mich fragte, ob ich auch ganz glücklich sei und niemals Reue fühlen würde. Jetzt fängt er wieder an, für seine Kinder in Petersburg thätig zu sein. Er sendet ihnen alles, was ihr Gedeihen fördern kann. Er ist ihr Vater. In einiger Zeit kehren wir zu ihnen zurück. Ich kann, ja — ich kann nun sterben, denn ach — ich habe die höchsten, die wahrsten, die einzigen Seligkeiten des Lebens gekostet.

\*

Petersburg, den 11. August 1720.

Die Zukunft thut sich wie ein goldenes Thor, wie eine paradiesische Morgenröthe vor mir auf. Welch ein Mann! Wie ganz und völlig, was ein Mann sein soll! Wie lieb' ich ihn um der süßen Hoffnung willen, die mich beglückt. — — —

\*

Den 12. September 1721.

Ich sehe es ein — es ist notwendig. Auch die stillen, die unvergleichlichen Freuden dieser Lebensweise müssen einen Wechsel erfahren. Die unglaubliche Anstrengung, der unausgesetzte Kampf mit den Elementen hat die Gesundheit meines Gatten allzu tief erschüttert. Hilfe ist notwendig; wir müssen euch verlassen, ihr Lieben, und ich sehe nun, daß die Natur doch nicht alles darbietet. Wir müssen nach Europa. Mein Töchterchen, meine Amalie, <sup>1)</sup> meine Sonne, dein zartes Plaudern soll mich dort an meine lieben Naturkinder, an meine Wälder, an das Plätschern meiner Bäche erinnern.

\*

Brest, den 16. November.

Dem Himmel sei Dank! Die Ueberfahrt war glücklich. Ehler d'Aubant, selbst krank, selbst leidend, warst du stets nur zarte Sorge für mich und dein Ebenbild, unsre kleine Amalie. Fort nach Paris! Dort wird der Himmel dir Hilfe bereiten! Das zürnende Schicksal muß sich uns wieder milder zeigen, dein langsames Geheuden, geliebter Mann, muß schneller fortschreiten, du wirst genesen, und wir werden wieder froh sein!

\*

Paris, den 29. November.

So sehe ich dich wieder, riesige Stadt, und bin in dir so einsam wie in meinem Walde bei Petersburg. Niemand kennt mich, und ich kenne niemand. Die europäische Sitte ist mir fremd geworden, und ich fühle mich wie verirrt unter diesen Menschen. — Ich ziehe meinen Wald ihren Sälen, Palästen und Theateru vor, und den Gottesdienst, den ich in ihm feiere, ihren geselligen Freuden! — Ich bin dir nahe, mein Sohn, mein ungelannter Sohn. Sagt dir keine Ahnung, daß deine Mutter lebt? Oder läßt dir dies Leben nicht Zeit, ihrer zu gedenken?

Nein! Für dich ruht sie im Grabe! Es zieht mich wohl mit starken Banden zu dir hin — aber mit stärkeren fesselt mich die neue Pflicht hier. — Vergiß mich, oder besser: erfahre nie, daß ich dir nahe war!

Wie mir Europa mißfällt und diese Menschen! Ich sehe nur Abtrünnige in ihnen, Ueberläufer aus dem Reiche der Natur. Wahrheit, Liebe, Tugend sind in die Neue Welt geflüchtet, die Alte ist die Gerüllkammer der Leidenschaften geblieben, und die echte Menschheit hat andre Ufer gesucht. Wie verlange ich schon jetzt zurück nach meiner kleinen Schöpfung am Delaware, wo die Zufriedenheit wohnt!

\*

Den 10. Januar 1722.

D'Aubant, mein geliebter d'Aubant, ist so gut wie völlig hergestellt. Dies fehlte zu meinem Glücke. Doch nein, noch ein andrer Baustein fehlte, und auch der wird nun herbeigeschafft. Ein Gedanke war quälend für d'Aubant, nämlich der, von seinem Vaterlande nicht anerkannt zu sein. Daß mag für einen Mann

<sup>1)</sup> Nach ihrer jüngsten Lieblingschwester Antoinette Amalie so genannt.

von Verdienst wohl stets ein herbes Gefühl sein. Auch dies ist besiegt. Man schätzt seinen Wert, man schlägt sein Verdienst an und würdigt es, man hat ihm ungefucht Anerbietungen gemacht. D'Aubant ist glücklich darüber, und ich bin es mit ihm. Vielleicht sendet man ihn als Gouverneur nach einer der Inseln. Es wäre ein Opfer für mich; aber welches Opfer brächte ich nicht gern der Zufriedenheit meines Freundes!

\*

Den 12. Februar.

Gott, wie wird das enden! Verrätherisches Paris, verbirgst du stets Schrecken und Sorge für mich? Ich bin zum zweiten Male entdeckt, erkannt. Das erste Mal war es zu meinem Heil von dem, den meine Seele über alles liebt; zum zweiten Male ist es von dem Sohn derjenigen, die mich so treu geliebt hat, und der ich mein Dasein schulde. —

Doch ich bin ohne Furcht. Du wirst deinem Gelübde treu bleiben, würdiger Sohn der würdigsten Freundin, edler Moriz von Sachsen.<sup>1)</sup> Aber immerhin war es ein Schrecken, als du in eben jenen Tullerien erst Theresen, dann, nach einem starren Blicke, wie man ihn auf eine Erscheinung richten mag, oder wenn eine vergessene Jugenderinnerung plötzlich vor der Seele auftaucht, auch mich bei meinem ersten Namen nanntest. Ich hatte freilich die Unvorsichtigkeit begangen, mit meiner Amalie laut deutsch zu sprechen. Doch, du wirst mein Geheimnis bewahren, solange ich an dieser Küste weile.

Ich war zu glücklich, von dir zu hören, meine Königsmark, und aus dem Munde deines edeln und großen Sohnes. Glückliche Schwester, du bist ihr nahe, du siehst sie. Ist das nicht der größte Jammer dieses Lebens, daß wir uns von denen trennen müssen, mit denen unser Herz die Verwandtschaft nicht leugnen kann? O, daß wir da, wo wir glücklich zu sein vermeinen, doch alle die um uns hätten, die wir lieben! Aber reicht mir das Schicksal nicht schon eine leuchtende Lebenskrone in der Liebe meines Mannes?!

Ungefügtes Herz, bändige deine Wünsche! Geben wir doch nie alles auf, um nicht durch Gottes Güte über unser Verdienst entschädigt zu werden. Ja — meine Königsmark, dich und d'Aubant zugleich zu haben, wäre eine Ueberfülle aus Fortunas Säckel; so möge mein Geist dich denn in deiner stillen Klausur zu Quedlinburg umschweben und der Zauber der Ferne das Band inniger Liebe verklären, das uns aneinander feßelt. — D'Aubant bemüht sich in rührender Weise, mich über seinen Geschäften, die ihn augenblicklich sehr in Anspruch nehmen, nicht zu vernachlässigen. Wie könnte ich auch nur ohne das Licht seiner Liebe leben, durch die mir erst der höchste Sinn des Lebens erschlossen wurde! — — — Geliebter Mann, nun wirst du mich einige Tage allein lassen. — — —

\*

<sup>1)</sup> Moriz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen „Marschall von Sachsen“, Sohn August II. des Starken, geboren 28. October 1696, gestorben zu Chambord 30. November 1750.

Den 18. Februar.

Mein Kleinch, meine süße Amalie, war krank; aber Gott sei Dank, die Gefahr ist vorüber. Wie gut, daß d'Aubant diese angstvollen Tage nicht mit erlitten hat. Er würde sich selbst vor Sorge um unser Kind wieder vergessen haben und müßte die Folgen davon im eignen Leiden tragen. Aber doch sehe ich seinen vorwurfsvollen Blick schon jetzt, wenn er heimkommt und erfährt, wie es stand. Ja — er dringt mir in die Seele, daß ich schon jetzt meine, mich an seine Brust werfen zu müssen, um den Schatten liebender Sorge von seinem Herzen zu lösen. D'Aubant — es muß wahr sein, daß Mann und Weib eine Welt sind, und daß die Liebe die Achse ist, um die sie sich bewegt! — —

Wie sehne ich dich herbei!

\*

Den 20. Februar.

D'Aubant ist zurück! Es müßte ein größeres Wort als „Glück“ geschaffen werden, um unser Beisammensein zu bezeichnen. Wie eine seelische Last liegt mein seliges Leben auf mir, und hülfe mein Gatte nicht tragen an diesem Vollaccord brausender Freude — ich müßte ihr fast erliegen. Und unser Kind! D'Aubant weiß alles, und alles ist gut! Wir gehen nun bald fort, und für einen Menschen wird es eine Enttäuschung sein. Es ist der gute Graf Moriz, an den ich denke. Er besucht mich oft, wenn auch im größten Geheimniß. In mich zu dringen, hat er aufgegeben; ich habe ihm dagegen verstaten müssen, dem Könige mein Geheimniß mitzuteilen, sobald ich Europa verlassen habe. Es sei — ich kehre nicht wieder, guter Moriz. Europa sieht mich nicht wieder. Alles ist entschieden; ein Wort des Helden, dem Frankreich so viel verdankt, hat den Ausschlag gegeben. Wir gehen nach Isle Bourbon, zu deren zweitem Gouverneur d'Aubant ernannt worden ist.

Ich muß dich täuschen, edler Held — ohne Abschied von dir scheiden. Mich zwingt die Furcht, du könntest einen letzten, gewaltfamen Versuch wagen, meinen Entschluß wankend zu machen. Eine Frauenseele hat Gott aus anderm Stoff geformt als die der Männer. Möchtest du nicht für Feigheit halten, was weiches Empfinden den Erinnerungen und der Heimat gegenüber ist. Montag wirst du kommen und mein Kabinett leer finden. Lebe wohl!

\*

Isle Bourbon, den 10. Mai 1723.

Wenn ich zurückdenke, wie viel Farbenprächtigtes und Fremdartiges in diesem Jahre, und seitdem wir Paris verlassen haben, an mir vorübergezogen ist, so erscheint es mir wie ein Traum. Unter heißerer Sonne muß sich Körper und Geist an so manches Bestrembliche gewöhnen, und wäre nicht mein Gatte, wer weiß, ob sich meine frei denkende Natur an alles gewöhnen würde! So aber sage ich, meine Liebe macht mir die fremde Fremde zum Vaterlande, zur Heimat. Und schön ist diese neue Heimat auch, wenn mich die hohen Berge auch zuweilen seltsam bedrücken. Aber d'Aubant ist hier, und das ist genug. Auch unser Kleinch, gedeiht und wird ihm immer ähnlicher. Wenn mein zartes



Töchterchen so unter der Palmengruppe vor unserm Wohnhause mit der schwarzen Wärterin spielt, und ich sehe ihm von der Veranda aus meiner Hängematte zu, so steigen mir Vergleiche auf zwischen meiner und seiner Kindheit.

Du — o Rätsel von Gott — Leben — zur Lösung gegeben,  
In der Liebe allein löst deinen Knoten der Mensch.

Das Klima sagt uns hier im großen ganzen sehr zu, nur sind die auf-tretenden Wirbelstürme in der That geeignet, Schrecken einzulösen. — Die armen Schwarzen leiden am meisten darunter, weil ihr heidnischer Aberglaube sie den Zorn ihrer Götter in den erregten Elementen vermuten läßt. Ich be-daure nur stets aus tiefster Seele, daß die Kulis und Afrikaner uns als Sklaven dienen müssen. Mein Herz glaubt nicht, daß Gott Sklaven und Freie geschaffen, und doch habe ich schon in Rußland Lebensbeispiele dieser Thatsache gehabt. — Gegen Abend fahren wir oft in unserm Mansejelgefährt durch die Stäffee- und Tabakplantagen und sehen in der Ferne den ewig rauchenden Pitou de Fournaise. Seltsam heben sich seine bizarren Basalt- und Tuffmassen vom harten Blau des wolkenlosen Himmels; und wenn mich zufällig ein großes Kartoffelfeld glauben machen könnte, für eine Weile in Deutschland zu sein, so weckt mich der Vulkan aus meinen Träumen und ruft mich in die Wirklichkeit zurück. Neulich fragte d'Aubant mich gar: „Heimweh, Kleine?“ Aber ich jagte ihm: „Wie sollte ich dir das anthun?“ und wir lächelten beide.

\*

Isle Bourbon, den 18. August 1724.

Wenn Pflichten nahen, müssen Rechte weichen, möchte ich fast sagen. Ich habe mich der Kinder der Eingeborenen etwas angenommen und überdies unserm Haushalte mehr selbstthätig vorgestanden, so daß mein Tagebuch davor zurück- stehen mußte. Gibt es aber auch eine größere Freude, als seinem Mann eigen- händig ein Mahl zu bereiten, wenn der Koch fieberkrank ist? Und wie dankbar bin ich, daß ich es vermochte! D'Aubant ist entschieden zu gut mit mir! Halte ich es doch einfach für meine Pflicht, seine Liebe und Sorgfalt durch Gleiches zu vergelten, und da küßt er mich und sagt, ich hätte goldene Hände, die so arbeiten könnten! Ach — ihr meine Schwestern, könntet ihr mir nachfühlen, wie glücklich ich bin! Wir haben sehr viele Diener, aber jeder besorgt nur ein bestimmtes Geschäft, und es ist einfach unmöglich, von einem zu erwarten, er solle für einen andern einspringen. Es thut mir indessen wohl, so ganz Haus- frau zu sein, und der Wille, etwas zu leisten, ist auch hier der Hauptschritt zur Ausführung. — Als wir kürzlich beim Thee saßen, brachte die Aja eine grün- liche Masse in einer Schüssel herein und bedeutete mich, daß sie gut wäre. Ich zögerte erst, denn die Farbe schien mir unappetitlich. Als d'Aubant jedoch davon kostete und mir sagte, es wäre Honig, nahm auch ich, und die Aja strahlte vor Vergnügen. Grünlicher Honig, ja — der zählt auch zu den hiesigen Eigen- tümlichkeiten.

Die sonst scheuen Kinder der Eingeborenen haben sich mir jetzt schon zu-

traulich genähert, und seitdem ich mich ihrer Mundart etwas besser bedienen kann, hören sie mir gern zu, wenn ich ihnen von unserm großen Menschenvater und seinem Sohne, unserm Bruder, erzähle. Seit es mir gelungen ist, einigen Frauen in ihrer Krankheit Linderung zu verschaffen, stehen auch diese mit einer Anhänglichkeit zu mir, die mich rührt. D'Aubant freut sich an der Menschenkenntnis, die ich hier unter den Wilden mehr und mehr entwickle. — Und welches Glück bereitet uns jetzt das lebhafteste und kluge Geplauder unser's Töchterchens. Ich fühle und begreife mehr als je, daß Kinder ein heiliger Gottessegens sind.

\*

Nöle Bourbon, den 12. Juni 1727.

„Die Zeit in ihrem Fluge streift nicht bloß  
Des Feldes Blumen und des Waldes Schmutz,  
Den Glanz der Jugend und die frische Kraft:  
Ihr schlimmster Raub trifft die Gedankenwelt.  
Was schön und edel, reich und göttlich war,  
Und jeder Arbeit, jedes Opfers wert,  
Das zeigt sich uns so farblos und so klein,  
So nichtig, daß wir selbst vernichtet sind.  
Und dennoch wohl uns, wenn die Asche treu  
Den Funken hegt, wenn das getäuschte Herz  
Nicht müde wird, von neuem zu erglänzen!  
Das Echte doch ist eben diese Glut,  
Das Bild ist höher als der Gegenstand,  
Der Schein mehr Wesen als die Wirklichkeit.  
Wer nur die Wahrheit sieht, hat ausgelebt;  
Das Leben gleicht der Bühne, dort wie hier  
Ruß, wenn die Täuschung weicht, der Vorhang fallen.“

Eine solche Reihe glücklicher Jahre ist nun an mir vorübergeflossen, daß die Leiden meiner Jugend fast in der Erinnerung verwischt sind. Ich fange an, älter zu werden — nichts ist mir von jenen Bildern geblieben als die beständige Furcht eines nahen Verlustes. Schmerzliche Nachlassenschaft bestandener Schmerzen. Der wahrhaft Glückliche sollte auch dich nicht kennen!

Wenige Menschen haben ein solches Maß des Glückes und auch der Leiden gekostet als ich. D'Aubant hat für Alexis mehr als gut gemacht. Er ist noch immer der Unvergleichliche! Mir steigt zuweilen die Frage auf, ob ich wirklich des Glückes würdig sei, da es mir so treu bleibt.

Meine Denkart ist nun fest, beinahe starr geworden. Ereignisse und Schicksalsführungen reifen die einen Menschen früher als die andern. Ich weiß, was ich von der Welt halte, und ich verstehe mich auf die Schätzung ihrer Freuden. Darum bleibe ich auch meiner Wahl und den kleinen und natürlichen Genüssen treu. Wie oft geht es durch meine Seele, daß ein sinniges Gemüt auch das Kleinste in der Schöpfung wie ein Wunder betrachten kann, während der raffinierte Weltmensch an den größten Schönheiten Gottes oberflächlich vorübergeht. Wie hat sich mir auch die Empfindung bewahrheitet, daß nicht das, was wir in der Welt sind, unser Glück ausmacht, sondern das Gefühl, mit dem wir durch sie

hindurchgehen. Arme Schwestern, wie oft habt ihr mit dem Faltenwurfe gesellschaftlicher Geſetze das Gewand eurer natürlichen Empfindung verdecken müſſen!

Der gute König Ludwig, <sup>1)</sup> obgleich im Krieg mit meiner Nichte, der Kaiſerin, hat ihr mit eigner Hand geſchrieben, was der Marſchall ihm entdeckt. Die Kaiſerin ermahnt mich zur Rückkehr, ſie bietet mir ihre Paläſte, meinen alten Rang und große Apanagen an. Ich habe alles abgelehnt — ich bleibe in Iſle Bourbon. Sollte mir nur möglicherweiſe etwas auf Gottes Erde höher ſtehen als die Liebe meines Mannes und das ſtille Glück, das mir durch ihn und in unſerm Kinde ward? Ich habe mir wenig Vorwürfe zu machen — aber ich würde ſie mir zu machen haben, wenn ich zum zweitenmal in meinem Leben und in den Jahren voller Reiſe in den Fehler meiner Jugend verfiel. Denn aus allen mannigfachen Lebenserfahrungen iſt mir dies eine Geſetz klar geworden: „Wir ſollen unſer Schickſal nicht machen, ſondern hinnehmen und keinen Poſten verlaſſen, auf den die Hand der Vorſehung uns hingestellt hat.“

Ich glaube, der Tugend treu geweſen zu ſein — aber einmal — einmal vielleicht — habe ich geſehlt. Ich habe die Welt getäuſcht. Er aber, der alles ſieht und der die Liebe iſt, muß mir dieſen Fehler wohl vergeben haben. Spricht für meine Verzeihung doch mein langes, langes Glück und meine tiefe Ruhe.

\*

Hier iſt dem Tagebuche der edlen Fürſtin ein Blatt mit Todesdaten ein- geſchaltet.

Peter I. † am 25. Januar 1725.

Katharina I. † am 17. Mai 1727.

Gräfin Aurora Königsmarck † am 16. Februar 1728 zu Quedlinburg.

Peter II. † am 29. Januar 1730 an den Blattern.

\*

Im August 1731.

So ſeid ihr alle dahin, wohin ſich mehr und mehr mein Blick wendet — du, gewaltiger Zar, du, Katharine, ſchöne Seele, du, treue Königsmarck, du, meine Schweſter Elſabeth, du, Thereſe, und endlich ſtiegeſt auch du, mein nie- gekannter Sohn, noch friſch im Leben, von deinem unbeneideten Thron in deine Gruft, wie ein zu früh gebrochenes Blatt, und hatteſt deinen Mutterſtamm nie gekannt! — Ich hätte dich einmal ſehen mögen in dieſen ſechzehn Jahren, ſelbſt in der kurzen Zeit deines Throntraumes. Ob er dir ſüß war, der Ge- danke, ſo jung einen ſo gefährlichen Siz einzunehmen? O — Peter, mein Sohn —, ich hätte dir einmal zurufen mögen: Hier iſt deine Mutter! Deine reuige Mutter! Doch nein — deine glückliche Mutter, welche die Natur der Größe vorgezogen hat! — Ach, ich werde nun einſam ſein, ſo viele Abſchiede in kurzer Friſt haben meine Seele bekümmert, ermüdet. — Doch nein — nicht einſam werde ich ſein. Wie! Habe ich nicht meinen Gatten, dieſen Phönix in einer Welt ohne Wahrheit und Natur! Habe ich nicht meine jüße Amalie, unſer

<sup>1)</sup> Ludwig XV.

geliebtes Kind? Herz — du hast kein Recht zu klagen. Und auch du lebst mir noch, teure Schwester, Erbin dieser Blätter! Bin ich nicht noch reich und glücklich in dem, was mir geblieben? Fühle ich mich der Natur nicht noch immer innigst verwandt? Wandle ich nicht noch stets auf ihrer Spur wie ein Kind, dessen Liebe zur Mutter für Zeit und Ewigkeit nicht aufhört? Ja — wahrlich, mir ist noch viel geblieben! Ich fühle, welch ein kostbarer, reicher, unerschöpflicher Schatz das Leben für den Tugendhaften ist, der seinen Wert erkannt hat. — Ich bin glücklich und preise den Himmel dafür. Denn je ernster ich mich selbst prüfe, desto mehr schwindet auch der einzige Vorwurf, der schwache Stachel, der in Alexis' Tode sonst für mich zu liegen schien. Aus tiefster Seele darf ich bekennen, ich bin glücklich; denn der Himmel verlieh mir das einzige Gut, das ein Leben wert macht, gelebt zu werden — er ließ mich Liebe geben und empfangen. Die Freude am Wohlthun erquickt und erhellt alle meine Lebensstage — ich liebe die Menschen, und sie lieben mich!

\*

Dies ist das letzte von der Fürstin beschriebene Tagebuchblatt. Geschichtlich ist außerdem wenig von ihr bekannt. — Als die Nachricht von dem Tode ihrer Lieblingschwester Amalie<sup>1)</sup> im folgenden Jahre nach Isle Bourbon gelangte, war sie tief erschüttert und stellte von nun an die Fortsetzung ihres Tagebuches ein. Ihre starke Seele überwand den Verlust der Schwester, mußte sich aber neuen Leiden unterwerfen. Das Schicksal, das sich ihr seither so günstig bewiesen, zeigte ihr von jetzt an seine Strenge. Ihr teurer Gatte erlag nach einer langen Krankheit, die sie heldenmütig mit ihm ertrug, seinen Leiden, und nicht lange darauf folgte dem geliebten Vater die zarte, blühende Tochter ins Grab. Nun stand die ehemalige Fürstin allein. In Europa lebte niemand mehr, der sie kannte, der ihr wert war, als ihre Nichte, die große Kaiserin Maria Theresia, und der Sohn ihrer Freundin, Graf Moritz, der Marschall von Sachsen. Ein starkes Heimatsgefühl und die Macht der Erinnerung trieb sie, die Gräber ihrer Lieben zu verlassen und nach Europa zu gehen, um Graf Moritz noch einmal wiederzusehen. Als sie jedoch im Jahre 1750 Paris erreichte, war der Marschall schon nicht mehr unter den Lebenden. Madame d'Aubant ging hierauf nach Brüssel, wo sie von dem Reste eines kleinen Vermögens und einer schwachen Rente von unbekannter Hand lebte. In ihrer edlen Frauenseele lebte indessen der Drang zu helfen und das Verständnis für die Not anderer so wahrhaftig, daß sie über den Anforderungen Bedürftiger oft ihre eignen vergaß und dem Mangel zuweilen nicht allzu fern blieb. — Einem Ehrenmanne, der ihr aus einer Nothlage half, vermachte sie zum Danke die versiegelten Tagebuchblätter, mit der Bitte, sie erst fünfzig Jahre nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Zeit-

<sup>1)</sup> Antoinette Amalie, am 15. Oktober 1712 mit einem Herzoge von Braunschweig verheiratet, war Mutter des 1758 bei Hochkirch gefallenen Friedrich Franz, dessen älteste Tochter Elisabeth Christine 1733 die ungeliebte Gattin Friedrichs des Großen wurde.

ereignisse, Familienzerrüttungen und Schicksalswendungen verzögerten das Veröffentlichung dieser Blätter um ein Bedeutendes, so daß erst die Schwingen eines neuen Jahrhunderts die Kunde von dem Leben einer Fürstin in Throneshöhe und fern von der Welt hinaustragen konnten.



## Erinnerungen eines alten Diplomaten.

Von dem Königlich italienischen Botschafter Grafen v. Greppi.

### II.

Wien, September 1842 bis Juni 1843.

Mein Aufenthalt in Mailand bei meiner Familie war nur von sehr kurzer Dauer. Am 28. August 1842 fuhr ich mit dem Postwagen nach Wien weiter, immer noch in Begleitung des Grafen Litta. Nachdem wir, Tag und Nacht durchfahrend, Verona, Udine, Pontebba und Klagenfurt passiert hatten, erreichten wir am Morgen des 31. die Höhe des Semmering, von der man ein prachtvolles Aussichtsbild genießt, am Horizont von den Thürmen und Kuppeln überragt, die uns die Stadt Wien ankündigten. Nach Glognitz abgestiegen, nahmen wir die Eisenbahn, die uns in einigen Stunden nach der Landeshauptstadt brachte. Die Eisenbahn windet sich mitten durch eine malerische, leicht gewellte Landschaft von entzückendem Anblick. Auf jeder Station stiegen Gruppen von eleganten Damen in die Coupés und verbreiteten überallhin eine heitere Stimmung. In Wien nahmen wir in dem im Centrum der Stadt gelegenen Hotel „Zur Kaiserin von Oesterreich“ Wohnung.

\*

Wien fiel mir sofort durch das äußerst lebhafteste Treiben in seinen Straßen auf. Eine stets lächelnde und stets zur Heiterkeit aufgelegte Bevölkerung drängt sich nach allen Richtungen hin. Jedermann scheint nur von einer Sorge erfüllt, der, sich seines Lebens zu freuen. Man sieht nur fröhliche, die Lust des Daseins atmende Gesichter. Ueberall ertönt helles Lachen, und man gewahrt jene Lebhaftigkeit, wie sie den Personen eigen ist, die auf der Jagd nach dem Vergnügen begriffen sind. Das junge Mädchen herrscht überall vor. Es trägt seine Stirn hoch, und sein heller und schallhafter Blick ist geradeaus gerichtet, den der andern nicht suchend, ihn aber auch nicht meidend. Es ist elegant ohne Geziertheit und beschäftigt sich mit seiner Toilette nur insoweit, als sie geeignet ist, seine Reize in ein noch günstigeres Licht zu setzen. Die Toilette verschönert es nicht immer, aber es verschönert die Toilette. Seine Mission ist, zu gefallen, und das gelingt ihm mühelos. So herrschen denn allerorts frohe Laune und Sorglosigkeit, und man steckt sich gegenseitig damit an. Die Punkte der Stadt, für die sich bei mir sofort eine gewisse Teilnahme entwickelte, waren der Kohl-

markt und der Graben. Diese Straßen sind von morgens bis abends belebt wegen ihrer Magazine, voll von jenen Nichtigkeiten, die zu nichts dienen und doch die Blicke auf sich ziehen und Wünsche erwecken.

\*

Eine der ersten Persönlichkeiten, nach denen ich mich gleich nach meiner Ankunft in Wien umsah, war Herr Lattunde, offizieller Vertreter des Herzogs von Modena. Ich war ihm lebhaft von meinem Vater empfohlen, und dank seinem langen Wiener Aufenthalte und seinen zahlreichen Bekanntschaften hatte ich binnen sehr kurzer Zeit Fühlung mit dem Wiener Leben gewonnen. Uebrigens war seine Unterstützung mir sofort von Nutzen. Bei meiner Ankunft in Wien mußte ich mich an der Barriere einer polizeilichen Durchsuchung unterziehen. Da ich einige Bücher bei mir hatte, wurden mir diese abgenommen, um nach der Zensur gebracht zu werden. Unter diesen Büchern, die alle sehr unschuldiger Natur waren, befand sich auch eine deutsche Grammatik, die ebensowenig wie die andern Gnade vor den Augen der Polizeileute fand. Die Intervention des Herrn Lattunde beschleunigte die Freilassung dieser recht harmlosen Gefangenen.

\*

Was mir zumeist am Herzen lag, war, möglichst bald Zulatz bei der Staatskanzlei zu finden, um in ernsthafter Weise meine diplomatische Laufbahn beginnen zu können. Die Staatskanzlei — ein Ausdruck, der soviel besagt wie das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten —, der Fürst Metternich vorstand, war in zwei große Abteilungen geteilt, die politische Abteilung und die Verkehrsabteilung, das heißt diejenige, in welcher sich alle Angelegenheiten nicht politischer Natur, oder, um einen bureaukratischen Ausdruck zu gebrauchen, die „der laufenden Geschäfte“, zusammendrängten. An der Spitze der ersteren Abteilung stand Baron v. Ottenfels, früher Internuntius in Konstantinopel, der bei dem Aufstande in Griechenland eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Die Leitung der zweiten Abteilung hatte Baron Lebzelten, der frühere österreichische Gesandte in Lissabon, in Händen. Der Empfang bei Baron Ottenfels, bei dem auch die Hauptentscheidung über das diplomatische Personal stand, verlief ganz und gar bureaukratisch-formell. Auf die kleine Anzahl der an mich gerichteten Fragen antwortete ich so kurz und knapp wie möglich, da ich wußte, daß man darauf keinen sonderlichen Wert legen würde, dagegen machte ich eine ganze Reihe respektvoller Verbeugungen. Ich wurde der Verkehrsabteilung zugewiesen, und zwar speziell dem Expeditionsbureau, das von Ritter v. Niebauer geleitet wurde, und dieser erwies sich, wie ich das kaum zu erwähnen brauche, äußerst artig gegen mich. Derjenige von meinen zahlreichen Kollegen, den es mich am meisten zu nennen drängt, ist Alfred Arneth, damals noch ein ganz junger Mann, dessen Name später unter den berühmtesten Geschichtschreibern unsrer Zeit glänzte. Seine stets heitere Laune und seine vollendete Ritterlichkeit zogen mich sofort lebhaft zu ihm hin, und jedesmal, wenn ich später Wien berührte,

beeilte ich mich, ihn auf dem seiner Leitung unterstellten Staatsarchiv aufzusuchen, wo wir uns dann gegenseitig unsre beschriebenen diplomatischen Anfänge ins Gedächtnis zurückeriefen. Die Arbeiten, die mir in meinem neuen Wirkungskreise zugewiesen wurden, waren nicht danach angethan, meinen Geist sonderlich anzustrengen. Sie bestanden in der Abschrift von Mittheilungen, die unter der Form von Verbalnoten an die in Wien accreditirten Gesandtschaftsvorstände gerichtet wurden, um sie zu benachrichtigen, daß sie gemäß dem ihnen zustehenden Rechte aus dem Auslande an sie gerichtete Gegenstände zollfrei entgegennehmen könnten. Meine Unkenntnis der deutschen Sprache war vorderhand schuld, daß meine Thätigkeit sich nur in einem eng begrenzten Kreise bewegte. Mit der Zeit lernte ich, wie man einen Bogen Papier zu falten habe, und wo die Abschrift beginnen und wo sie aufhören mußte. Glücklicherweise fand ich in der an die Bureau-räume anstoßenden Bibliothek geschichtliche Werke, aus denen ich mir zu meiner Unterhaltung größere Auszüge machte. Ich erinnere mich noch, daß Mignet's Geschichte der diplomatischen Verhandlungen über die spanische Erbfolge mir sehr angenehme Stunden bereiteete.

\*

Eine der wichtigsten Obliegenheiten meiner beginnenden diplomatischen Laufbahn in Wien bestand in den offiziellen Vorstellungen. Die bei dem damals regierenden Kaiser Ferdinand nahm einen sehr summarischen Verlauf. Sie dauerte nur wenige Minuten. Dem armen Kaiser, dem man sein rhachitisches Leiden ansah, schien es dabei noch peinlicher zu Mute zu sein als mir selbst. Nach einigen Fragen der banalsten Art verabschiedete er mich mit der Formel, daß er auf Fleiß in meinen Dienstleistungen zähle. Einen tieferen Eindruck gewann ich später bei meiner Vorstellung bei dem Erzherzog Karl. Ich konnte gar nicht glauben, daß ich den Nebenbuhler Napoleons vor mir habe. Sehr klein von Gestalt, hatte er in seinem Wesen zugleich etwas äußerst Gutmütiges und Bescheidenes. Die Begegnung jedoch, die für mich die bedeutsamste war, war die mit dem Fürsten Metternich. Ich kann nicht verhehlen, daß sich in seiner Gegenwart meiner eine gewisse Erregung bemächtigte, obwohl sich diesmal alles von seiner Seite auf ein Kopfnicken und von meiner auf eine tiefe Verbeugung beschränkte. Sein Anblick hatte etwas Imposantes an sich, auf seinen Lippen vermochte das Lächeln kaum einen Anflug zu gewinnen. Und doch sprach aus seinen Zügen eine gewisse Neigung zum Wohlwollen. Ich erhielt die Erlaubnis, abends den Salon der Fürstin Melanie, einer geborenen Zichy, zu besuchen. Die Schönheit der Fürstin war tadellos. Ihre Kopfhaltung hatte etwas von der einer Königin in ihrer ganzen Allmacht an sich. Aus ihren Augen bligte ein Stolz, den nichts zu bändigen vermochte. Ehrgeiz, Ueberhebung und Verachtung sprachen sich aus jedem ihrer Züge aus. Sie empfing die Huldigungen und niedrigen Schmeicheleien ihrer Höflinge wie Dinge, auf die sie einen Anspruch habe. Neben ihrem Sessel stand beständig ein trotz seiner fünfzig Jahre immer noch schöner Mann, den Blick mit liebevoller Schwermut auf die Fürstin gerichtet. Es war Baron Karl v. Hügel, der bereits mit

Fräulein Zichy verlobt war, als er sie sich eines Tages von dem allmächtigen Kanzler entrisen sah. Er suchte Vergessen in einer langen Reise nach Indien, und ein Lächeln scheint ihm nach seiner Rückkehr gesagt zu haben, daß man seiner noch gedente. Der Salon der Fürstin war namentlich Sonntags von der offiziellen Welt besucht. An diesem Abend verschmähte die junge Welt es, dort zu erscheinen. Der schüchterne, junge diplomatische Anfänger fühlte sich unter diesen stolzen Persönlichkeiten etwas beengt und wie ein Schiffbrüchiger; ich erinnere mich, daß ich und meine Kollegen uns in die Nähe einer Konsole flüchteten, die den Namen die Attachés-Konsole bekam.

Das bei dem kaiserlichen Hofe accreditirte diplomatische Corps war auf das erlesenste zusammengesetzt. An seiner Spitze stand der apostolische Nuntius Monsignore Altieri, ein Prälat großen Zuschnitts, würdevoll und leutselig, dem man überall mit dem größten Respekt begegnete. Ich hatte die Ehre, zu wiederholten Malen sein Gast zu sein, und erinnere mich noch mit Vergnügen, wie ich bei einem dieser Diners mit dem berühmten Komponisten Donizetti zusammentraf. Der Graf von Flahault, der während des ersten Kaiserreichs unter den verführerischsten Offizieren am Hofe Napoleons gegläntzt hatte, vertrat Frankreich in der Eigenschaft eines Botschafters. Er hatte eine sehr reiche englische Erbin geheiratet, die in dem Vereinigten Königreich den Rang einer Peeress einnahm. Zwei ihrer Töchter empfingen wegen ihrer Schönheit die Huldigungen aller Welt, aber ihr kaltes und übermütiges Benehmen, das sich manchemal bis zur Impertinenz steigerte, hob die Wirkungen ihrer natürlichen Reize wieder auf. Sir Robert Gordon behauptete die Würde eines englischen Botschafters in großem Stil. Rußland war für den Augenblick nur durch einen außerordentlichen Gesandten vertreten, den Grafen Medem, einen der wenigen im besten Sinne geistvollen Männer, die ich je getroffen habe. Er war der interimistische Nachfolger des Botschafters Bailli de Tatischev, eines sehr vornehmen Herrn, der in seiner Stellung die großen diplomatischen Traditionen von ehedem gewahrt hatte. In der vornehmen Wiener Gesellschaft sprach man noch von einem Walle, den er einmal gegeben und der ununterbrochen drei Tage und drei Nächte gedauert hatte. Ein lebenswürdiger und gastlicher Diplomat war der Gesandte Belgiens, Graf Sullivan de Graaf. Wie es oft geht, gefiel er nicht allen Leuten, und die bösen Zungen benutzten den zweiten Theil seines Namens, um ein „va t'en“ daranzuhängen. Der Hof von Sardinien war gut durch den Grafen de Sambuc vertreten. Sein Salon, in dem die Gräfin in der reizendsten Weise empfing, wurde von den Diplomaten viel besucht. Die Stellung des Grafen de Sambuc war nicht leicht, weil Fürst Metternich bereits mit unruhigem Blick die geringsten Schwankungen in der Politik des Turiner Hofes verfolgte. Ein Diplomat, der in den Wiener Salons dank der Reize seiner Person und seines Geistes gefiel, war der Ritter Lenzoni, der Gesandte Toskanas. Sehr geschätzt in dem Salon Metternich, suchte er seinerseits denselben, von den schönen



Augen der Fürstin Hermine, der zweiten Tochter des Kaisers, ausgezogen, mit dem größten Eifer auf. Unter den kleineren Diplomaten darf ich nicht den Marquis de Frignau, den ersten Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft, vergessen. Man erzählte mir von ihm eine Anekdote, die mir einen ziemlich genauen Begriff von seinen Talenten zu geben scheint. Er befand sich im Jahr 1830 als Geschäftsträger in Turin, als gerade die Julirevolution ausbrach. Er richtete an seine Regierung einen laugen Bericht, in dem er sich über Fragen von nur untergeordneter Bedeutung verbreitete. Der Bericht endete mit einer Nachschrift folgenden Wortlauts: „Ich darf Euer Excellenz nicht unerwähnt lassen, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen ist.“ Das war alles.

\*

Als der Winter seinen Höhepunkt erreichte, fand der Karneval sich bald in seiner glänzendsten Entwicklung. Das kaiserliche Palais öffnete mehrmals seine Pforten zu Bällen. Es gab darunter nur einen, der einen offiziellen Charakter trug und zu dem die Einladungen in ausgedehntem Maße an gewisse Kategorien der Beamten- und Militärwelt ergingen. Trotzdem dieser Ball einen ausschließlich offiziellen Charakter hatte, war er nur eine Gelegenheit, um in diesen reichen Räumlichkeiten eine möglichst große Anzahl von Uniformen zu vereinigen. Die auffallendsten Uniformen waren diejenigen der ungarischen Garde, die sich aus den vornehmsten und schönsten jungen Leuten dieser Nation rekrutierte. Das Scharlachtuch ihrer Uniformen verschwand unter dem Reichtum der Stickerei. Um diese Offiziere riß man sich förmlich unter den Frauen und jungen Mädchen, denn es gab Walzertouren, bei denen sie das liebenswürdige Recht hatten, sich selbst ihre Tänzer auszusuchen. Dieser große Ball diente nicht zum Prüfstein für das, was die aristokratische Welt an wirklich Hervorragendem zu bieten hatte. Das war den Kammerbällen vorbehalten, zu denen nur diejenigen eingeladen wurden, welche die oberste Schichte bildeten, und von der Diplomatie nur diejenigen, die sich diese Begünstigung durch ihren Namen oder persönliche Vorzüge erworben hatten. Die Frauen der Botschaftssekretäre wurden, selbst wenn sie die glänzendsten historischen Namen des Reichs trugen, zu den Ehren des Hofes nicht zugelassen, da früher die Botschaftssekretäre keinen offiziellen diplomatischen Rang hatten, weil sie zu ihren Stellen nur durch das Belieben des Gesandtschaftsvorstandes berufen wurden. Auf diese Bälle konnte man den bekannten Ausspruch einer vornehmen Dame anwenden, nach welchem der Mensch erst mit dem Barontitel beginnt. Nichts konnte ausschließlicher sein als die Wiener Gesellschaft jener Tage, die organisiert war, als ob sie eine einzige Familie bildete, in der jedermann ein Verwandter war, in der sich alle duzten und beim Vornamen anredeten, Mesi, Kofel, Mary, Toni, Pepi, Franz. Der Fremde, der sich inmitten dieser Umgebung findet, ist vollständig verloren. Die Wiener Ausschließlichkeit ging so weit, daß ich die jungen und hübschen Prinzessinnen Hohenlohe von ihren Tänzern vernachlässigt und einsam auf ihren Stühlen habe sitzen sehen, weil sie, trotzdem sie einen erlauchten deutschen Namen führten,

nicht zu dem gehörten, was man die große Wiener Gesellschaft nannte. Die ungarischen Damen zeichneten sich vor allen andern durch ihr Temperament, ihre Schönheit und selbst ihre Keckheit aus. Als Beispiel möchte ich die Gräfin Hunyadi anführen. Zu den reizendsten Wiener Damen zählten die Kinsky, die Dietrichstein, die Fürstenberg und die Erdödy. Abgesehen von den Välden standen einer ebenso gewählten wie der Zahl nach begrenzten Gesellschaft sehr viele Salons offen. Einer der am wenigsten zugänglichen Salons war der der Fürstin Mary Esterhazy. Diejenigen, die Zulass zu ihm fanden, mußten sich vorher manchen Prüfungen unterziehen und hatten, einmal als bewährt befunden, das Recht, sich für erlesene Persönlichkeiten zu halten. Andre Salons waren der Jugend vorbehalten, wie derjenige der Baronin Nechtitz, in dem eine reizende, in den Künsten der Koletterie wohl erfahrene Dame die Honneurs machte, und ebenso derjenige einer russischen Dame, einer Frau Pugowina, ein Salon, der dem Tanzvergnügen gewidmet war. Von den elegantesten Salons und von denjenigen, die einen kosmopolitischen Anflug hatten, möchte ich den Salon Fiquelmont anführen. Graf Fiquelmont, ein alter Soldat und Diplomat, war lange in Petersburg gewesen, wo er ein russisches Mädchen von großer Schönheit geheiratet hatte, ein Fräulein Zatarjewska. Ihre einzige Tochter führte den äußerst anmutigen Namen Elisalex, eine Verschmelzung der Namen ihrer Großeltern, Elisabeth und Alexander. Sie war kürzlich dem Fürsten Clary vermählt worden, einem sehr reichen böhmischen Grundbesitzer. Selten habe ich eine elegantere Gestalt und einen sanftern und intelligentern Gesichtsausdruck gesehen als bei dieser jungen Fürstin. Sie bildete den Anziehungspunkt des Salons ihrer Eltern. In diesem Salon habe ich mehrfach Dilettantenvorstellungen beigewohnt, die mit der größten Sorgfalt vorbereitet waren. Ich traf dort auch mit einer Ruine des ersten Kaiserreichs zusammen, mit Marschall Marmont, um den man sich viel drängte, und auf dessen Wort man viel gab. Ebenso begegnete ich dort wieder dem Grafen von Montenuovo, dem Sohne der Kaiserin Maria Luise und des Grafen Neipperg, dessen Bekanntschaft ich zwei Jahre zuvor an dem Hofe seiner Mutter in Parma gemacht hatte. Er war von hohem Wuchs, sehr blond und eine äußerst vornehme Erscheinung.

Aber nicht nur die Salons übten ihre Anziehungskraft aus. Auch die Theater, wenn auch nur in beschränkter Anzahl vorhanden, dienten als gesellschaftliche Sammelpunkte. Die Oper war in einem sehr alten Saale am Kärnthnerthor untergebracht und zeichnete sich nicht durch das Talent der Künstler aus. Die Ausstattung war sehr primitiv, und die überall herrschende Dunkelheit lud das Publikum mehr zum Einschlafen als zu Beifallsäußerungen ein. Das Schauspiel interessierte mich mehr. Der Saal des Burgtheaters hatte früher zum Ballspiel gedient und hatte die alte Form beibehalten, was ihn sehr ungeeignet zu einem Theater machte. Trotzdem waren die Künstler ersten Ranges. Ich habe dort das Ehepaar Fichtner bewundert, ebenso Anschütz und seine Tochter,

Demoiſelle Löwe und ihren Vater, ſowie eine ſehr artige Künſtlerin, Demoiſelle Neumann, die mit ganz beſonderer Anmut Soubrettenrollen ſpielte. Die Stücke, die man gab, rührten meiſtens von Kohevue, Frau v. Weißenthurm und dem Dichter Halm her. Das Stück, das am meiſten Eindruck auf mich machte, hieß „Der Sohn der Wildniß“; in ihm ſpielten Löwe und ſeine Tochter die Hauptrollen.

Für das Publikum, das die Schauſpiele nur auffuchte, um ſich eine frohe Stunde zu verſchaffen, war nichts ſo geeignet, die allgemeine Heiterkeit zu erregen, als das Theater an der Wieden und das Kartheater. Zu dieſen Bühnen zog das wirklich komiſche Talent eines Neſtroj und eines Scholz die Laſtluſtigen ſcharenweiſe herbei, und daran fehlte es in Wien nicht. Die tollſten Poſſen folgten einander, und das Publikum hielt ſich die Seiten vor Lachen. Auch an vollſtümlichen Unterhaltungen war kein Mangel. Der Sperl und der Annateller waren die Hauptſammelorte für die leichtlebige Welt. Der erſtere war ein großes, im Freien gelegenes Wirtſchaftslokal, das einen geräumigen, auf einen Garten hinausgehenden Saal hatte. Ein vortreffliches Orcheſter ſetzte auch die am wenigſten zum Tanz aufgelegten Beine in Bewegung. Ich kenne keine Gegend, wo man ſo tanzluſtig wäre wie in Wien. Der Tanz iſt daſelbſt beinahe eine nationale Einrichtung. Die Frauenzimmer, ich wage nicht zu ſagen, die Damen, die in dieſem Etabliſſement verkehren, engagieren ſich, um ſtets eines Tänzers gewiß zu ſein, für den Abend einen Herrn, der ſie ein Paar Handſchuhe, eine kleine Entſchädigung in Geld oder auch ein leichtes Nachteſſen koſtet, wogegen er die Verpflchtung übernimmt, mit ihnen zum Tanz anzutreten, wenn ſie nicht von andern Kavalieren aufgefordert werden. Walzer, Polkas und Contretänze folgen ſich mit raſender Geſchwindigkeit, und nichts vermag die dahinwirbelnde Menge aufzuhalten, von der man meinen ſollte, ſie ſei beſeſſen. Der Annateller war ein äußerſt originelles Etabliſſement. Man ſtieg unter die Erde hinab wie in eine Grotte und befand ſich dann in einer Reihe von Zimmern, die miteinander in Verbindung ſtanden. Jedes Zimmer bot ein beſonderes Schauſpiel dar. In einem, deſſen Wände mit Gebirgslandschaften ausgemalt waren, ſangen Tiroler, Männer und Frauen, in ihrer Feſttracht ihre heimatlichen Lieder, ſich ſelbſt dazu auf der Zither begleitend. In einem andern Gemach führten Damen in orientalischer Gewandung auf einer erhöhten Bühne Haremsſcenen vor. In einem dritten produzierten ſich Muſiker auf verſchiedenen Inſtrumenten, unter anderem auf der Strohharmonika, die aus dickern oder dünnern, auf einer Strohuunterlage ruhenden Holzblöckchen beſtand. Man ſpielte ſie mit kleinen Holzhämmern, wodurch Töne herauſtamen, die wenigſtens ganz eigenartig klangen.

\*

Eine Geſellſchaft, welche die angenehmiſten Erinnerungen in mir hinterlaſſen hat, war diejenige, die ſich um die Zeit des Mittaggeſſens im Hotel Muſch auf dem Mehlmarkt einfand. Ich traf an dieſem Tiſch mit jungen Leuten aus den beſten Familien Oeſterreichs und Ungarns zuſammen. Es waren Graf Arthur

Battiany, Graf Eduard Zichy, Graf Almasy, Graf Otto Chotel, Graf Venier, ein venetianischer Patrizier, und viele andre, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinne. Es konnte nichts Genialeres geben, als das lebhafteste, geistvolle und doch immer vom feinsten Ton beherrschte Geplauder, das während der ganzen Dauer der Mahlzeit unter dieser etwas tollen, aber unleugbar sehr anziehenden Jugend herrschte. Ab und zu gesellte sich ein fremder Tischgenosse zu uns, ein Gast, der nach den Anschauungen der damaligen Zeit nicht recht dahin paßte. Es war Herr Arnstein, ein Israelite, der im Duell einen jungen Grafen Schönborn getödtet hatte. Ich kenne augenblicklich nicht mehr recht die Gründe, welche diese Herren hintereinander gebracht hatten. Sicher ist, daß Graf Schönborn eines schlechten Rufs genoß, und daß die Veranlassung zu dem verhängnisvollen Kampfe ausschließlich ihm zur Last fiel. Bei diesen Mahlzeiten wurden die Kosten der Unterhaltung nicht nur mit den laufenden Skandalgeschichten und den Liebesabenteuern der einen oder der andern bestritten, sondern zu meinem Erstaunen machte man sich auch mit dem größten Freimuth an die politischen Fragen. So hörte ich heftige Klagen gegen den Fürsten Metternich erheben, weil er auf dem Wiener Kongresse auf der Wiedergewinnung der italienischen Besitzungen bestanden habe, anstatt sich an der Donau auszubreiten und Besitz von der Moldau und Walachei zu ergreifen, von Provinzen, die sich viel leichter als die Lombardei und Venetien mit den übrigen Theilen der Monarchie hätten amalgamieren lassen. Ein andres Mal machten die jungen Ungarn kein Hehl aus ihren Bestrebungen zu Gunsten ihrer Nation, von der sie behaupteten, man könne sie nicht gut mit den übrigen, das österreichische Kaiserreich ausmachenden Nationalitäten auf die gleiche Stufe stellen.

\*

Endlich kam der Frühling. Der Winter war sehr streng gewesen, und das Erwachen der Natur ging nur langsam von statten. Aber je weiter es sich geltend machte, desto mehr schien es der unverwüßlichen Heiterkeit der Wiener zu entsprechen. Die Vergnügungssucht, die sich bis dahin auf die Salons und Schauspielsäle beschränkt hatte, dehnte sich jetzt auf die Straßen und öffentlichen Gärten und schließlich überall dahin aus, wo ein Baum Obdach gewährte oder einem eine Blume entgegenlachte. Die schönen Alleen des Prater bevölkerten sich mit Equipagen, unter denen vor allem die mit ungarischer Weispannung, die von feurigen, dem Anscheine nach kaum von der geschickten Hand des in buntscheckiger, blauer, weißer und grüner Tracht prangenden Kutschers zu händigenden Pferden gezogen wurden. Das lustige Klingen der Schellen am Halse der Suder vermischte sich mit dem Peitschengeknall der Fiater, die ihre Pferde in schnellster Gangart geschickt durch eine ganze Menge von Hindernissen dirigierten, nach allen Richtungen hin einen Uberschuß an Lebenskraft zu erkennen gebend. Die im Freien gelegenen Kaffeewirtschaften eröffneten sich eine nach der andern. Platate in allen möglichen Farben luden da, wo die Volksmassen sich am meisten drängten, die guten Wiener zum Tanz ein. Der „Volksgarten“ vor den Thoren

der Burg war das am meisten bevorzugte Etablissement. Alle Klassen der Gesellschaft gaben sich des Nachmittags Stellbischein, um der Zaubergerige Johann Strauß', des Gottes der Tanzmusik, zu lauschen. Sein Orchester spielte so hinreißend, daß die Damen es kaum auf ihren Stühlen aushalten konnten. Die Versammlungen im Volksgarten hatten das Eigenartige an sich, daß sich alle gesellschaftlichen Stellungen bei ihnen vermischt fanden. Ich habe thatsächlich vornehme Damen, wie die der Familie Esterhazy, der Familie Schwarzenberg und der Familie Windischgrätz, dicht neben ganz stadtbekanntem Hetären sitzen sehen, ohne daß sie an dieser Nachbarschaft Anstoß genommen hätten. Allerdings wäre es wegen der Haltung und der durchaus nicht auffallenden Toiletten dieser Dämchen einem Nichteingeweihten absolut nicht möglich gewesen, die wirkliche Welt von der Halbwelt zu unterscheiden. Das reizende Dorf Hipping bei Schönbrunn zog gleichfalls an gewissen Wochentagen viele Gesellschaft an. Dort berauschte ein anderer Zauberkünstler auf der Geige, Lanner, die beglückte Menge mit seinen schwachenden und dennoch hinreißenden Tönen und wiegte sie, während sie ihre „Schmizel“ oder „Dampfpuddeln“ verzehrte, in süßes Träumen.

\*

Inzwischen sollte sich meine erste diplomatische Lehrzeit ihrem Ende nähern. Ich wurde gegen Ende Mai 1843 davon verständigt, daß mir demnächst eine Stellung bei einer Gesandtschaft in Deutschland beschieden sein solle. Ich erhielt wirklich meine Ernennung zum Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in München, und am Abend des 10. Juni trat ich mit dem Postwagen die Reise nach meinem neuen Bestimmungsorte an.



## Die Zukunft Transvaals.

Von

Sir W. G. Kattigan.

Die hämische Art, in der die kontinentale Presse über England anlässlich seiner jüngsten Verhandlungen mit der Südafrikanischen Republik hergefallen ist, hatte ihren Grund theils in mangelhafter Information über den Gegenstand, theils, wie ich fürchte, daß man wohl annehmen muß, in einem Geiste nationaler Eifersucht und theils auch in dem Verlangen, den schwächeren Teil in einem Streite zwischen zwei Kleinstaaten einer- und einer Großmacht andererseits zu unterstützen. Uns Engländern ist es nichts Neues, daß wir mißverstanden werden, aber wenn

wir es auch bedauern mögen, daß unsre Nachbarn jenseits des Kanals keine Gelegenheit vorübergehen lassen, scharfe Anklagen gegen uns zu schleudern, nehmen wir das doch nicht in feindlichem Sinne auf: wir gehen ruhig unsern Weg weiter, überzeugt davon, daß unser Handeln das richtige ist und das alte Sprichwort „Veritas valebit“ seine Gültigkeit behaupten wird. Unsre Antwort an unsre Feinde möge ihren passendsten Ausdruck in den Versen des unsterblichen deutschen Dichters finden:

Ihr mögt uns loben,  
Ihr mögt uns schelten,  
Wir lassen's gelten.

Von französischen Kritikern erwarten wir, um was es sich auch handle, weder Gerechtigkeit noch Mäßigung. Ihre Verunglimpfungen bereiten uns keinen Schmerz und lassen die Schriftsteller nur noch um so lächerlicher erscheinen, die bei der alten Methode verharren, den Kuppler für die nationale Vorliebe für Uebertreibung und Maulheldentum zu spielen. Aber von der ernsthafteren deutschen Presse erhofft man eine nüchternere Behandlung, obwohl wir uns auch aus dieser Quelle häufig der Neigung versehen müssen, Zweifel an unsern guten Absichten und unserm zivilisatorischen Einfluß zu hegen. Jedenfalls ist aber zwischen der französischen und der deutschen Beurteilung der englischen Politik der Unterschied vorhanden, daß die letztere, wenn anfänglich in der Regel auch feindlich, sich doch dem Lichte der Wahrheit nicht verschließt, um die Sache nachträglich in einer andern Beleuchtung anzusehen, und die besser informierte Klasse von Zeitungen durchaus nicht dabei verharret, eine Haltung zu wahren, die als ungerecht dargethan worden ist. So hat gerade in der vorliegenden Burenfrage die „Kölnische Zeitung“ schließlich eingelenkt und gesteht freimütig zu, daß England in den Konflikt gedrängt worden ist, „der sich um die Frage dreht, ob das englische oder das holländische Element die Vorherrschaft in Südafrika führen soll“. Hier ist in diesem prägnanten Satze der eigentliche Kern der Frage erreicht, den selbst einige englische Politiker wie Mr. Courtenay und Mr. Morley zu verkennen geneigt sind. An einer andern Stelle des gleichen Artikels sagt das erwähnte Blatt, „der Politiker und Staatsmann, der für das Wohl seines Landes verantwortlich sei, werde sich nicht durch menschliche Sympathien dazu verleiten lassen, den Feind der Buren als seinen Feind anzusehen und sein Auge den Thatfachen zu verschließen, welche den Krieg veranlaßt haben“. Das ist vollkommen richtig. Was aber sind denn diese Thatfachen? Haben unsre ausländischen Kritiker den Versuch gemacht, sich von ihnen zu überzeugen? Wir fürchten, nein, denn ihre Bemerkungen beweisen, daß sie die veröffentlichte Korrespondenz nicht studiert und daß sie zum größten Teil den eigentlichen strittigen Punkt zwischen der Südafrikanischen Republik und der britischen Regierung nicht erfaßt haben.

Die Zuverlässigkeit des geschickten Herausgebers dieser Revue giebt mir erwünschte Gelegenheit, den Versuch zu machen, diese Thatfachen kurz, aber ich hoffe auch klar ihren zahlreichen Lesern darzulegen.

Es wird von unsern Kritikern angenommen, die Differenz zwischen den beiden Regierungen habe sich nur darum gedreht, ob den Uitlanders nach sieben- oder nach fünfjährigem Aufenthalte in Transvaal die Freiheit erteilt werden sollte, und um dieses geringfügigen Unterschieds in einer Nebenfrage willen habe Mr. Chamberlain mit wohlüberlegter Absicht den Krieg erzwungen. Wenn an dieser Behauptung auch nur etwas Wahres gewesen wäre, dann wären keine Worte scharf genug gewesen, um eine Anklage gegen den Minister zu erheben, der sich wenig der Pflichten gegen sein Land bewußt gewesen wäre. Ist es aber wohl denkbar, daß irgend ein verantwortlicher Minister in einer konstitutionellen Regierung von dem Charakter der englischen durch eine derartige Handlungsweise seinen Ruf aufs Spiel habe setzen können? Und ist es nicht noch weit undenkbarer, daß, wenn ein einzelner Minister der Krone sich auf eine solche Politik einlassen konnte, das gesamte britische Kabinett in seiner Zusammenziehung aus so weisen und erfahrenen Staatsmännern und aus Männern von so bewährtem Ansehen und so bewährter Ehrenhaftigkeit wie Lord Salisbury, dem Herzog von Devonshire, Lord Lansdown und Mr. Balfour ihn von ganzem Herzen unterstützt haben sollte? Die Behauptung ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Ist es aber weiter wohl denkbar, daß, wenn eine derartige Anklage auf Wahrheit beruhte, sich selbstregierende Kolonien wie die von Australien und Canada jenem Verhalten ihre Zustimmung gegeben und Geld und Mannschaften bewilligt haben würden, um die britische Regierung in ihrem Kriege gegen weiße Männer zu unterstützen? Hier muß ganz gewiß wieder die Antwort verneinend ausfallen. Doch, was ist es nötig, sich jetzt noch auf Mutmaßungen oder Unterstellungen einzulassen? Die Korrespondenz, die zwischen der Südafrikanischen Republik und der englischen Regierung geführt worden ist, ist nunmehr veröffentlicht, und es kann sie jeder, wer will, in den gedruckten Blaubüchern lesen. Eine unparteiische Durchsicht dieser Korrespondenz muß jeden davon überzeugen, daß die gegen Mr. Chamberlain und seine Kollegen erhobene Anklage absolut unhaltbar ist. Sie enthüllt die Thatsache, daß es von dem Augenblicke an, daß Transvaal seine Unabhängigkeit erlangt hat durch das, was Herr Krüger selbst „die großmütige Handlungsweise der britischen Regierung“ genannt hat, unter der feierlichen Versicherung, daß alle weißen Menschen gleiche Rechte haben sollten, die beständige Politik der Südafrikanischen Republik gewesen ist, alle politischen Rechte den Holländern vorzubehalten, die Uitlander, welche die zur Erschließung der Hilfsquellen des Landes erforderliche Arbeitskraft geliefert und Transvaal reich gemacht hatten (indem sie die Einkünfte von 100 000 Pfund Sterling auf mehr als vier Millionen steigerten), den überwiegenden Anteil an den Steuern zahlen zu lassen, sie jedes wirklichen Anteils an der politischen Konstitution des Landes zu berauben, jeder einzelnen Verpflichtung, welche die Konventionen von 1881 und 1884 auferlegten, aus dem Wege zu gehen, die bürgerlichen Gerichte einschließlich des Obergerichtshofs vollständig von der Exekutive abhängig zu machen und die Stellung eines unabhängigen souveränen Staates anzunehmen, was nicht statthaft war und niemals statthaft sein konnte, solange England die

vorherrschende Macht in jenem Teile von Südafrika war.<sup>1)</sup> Kurz, Herrn Krügers Regierung war nicht mehr eine auf freie republikanische Grundzüge begründete Republik, sondern eine tyrannische Oligarchie von Abenteurern und Unterdrückern, darauf gerichtet, jeden weißen Mann, soweit er nicht Holländer war, in eine untergeordnete Stellung herabzudrücken, mit einem Verwaltungsapparat, der durchaus korrupt war. War es zu verwundern, daß die Uitlander — eine Körperschaft, die Briten, Amerikaner, Deutsche und andre zur Freiheit Geborene umfaßt — sich nicht gutwillig für immer einer derartigen Tyrannei unterwerfen konnten? Fünfzehn Jahre lang war die Unterdrückung ertragen worden, und es waren Versprechungen gemacht worden, den unleugbaren Mißständen zu begegnen, unter denen die Uitlander zu leiden hatten. Was aber war, als endlich die britische Regierung sowohl als Vormacht wie als die Macht, deren Unterthanen hauptsächlich in Frage kamen, intervenierte, die Haltung der Südafrikanischen Republik? Ihr Betragen wurde, wie aus der veröffentlichten Korrespondenz hervorgeht, vom Anfang bis zum Ende durch Winkelmzüge und Ausweichungen charakterisiert, die zeigten, daß sie nicht wirklich die Absicht hatte, den Uebelständen, über die man sich beklagte, zu begegnen. Dies geht des weitern auch aus der Thatsache hervor, daß, als die Republik schließlich ein Gesetz wegen Erweiterung des Bürgerrechts in Vorschlag brachte, dieses mit Bedingungen verquitt war, die es absolut illusorisch machten. Kurz, die wirkliche Absicht wird, wie die „Kölnische Zeitung“ die Sache auffaßt, mehr und mehr offenbar, je weiter die Verhandlungen voranschreiten. Allmählich fällt Herrn Krügers Maske, und die Frage, ob den Holländern oder den Briten die Vormacht gebühre, wird von ihm schließlich in den Vordergrund gestellt. Es war nicht der Wunsch der britischen Regierung, sie zu erheben, allein sie wurde dazu genötigt; sie war auch jetzt noch bestrebt, den Frieden zu erhalten, und um die Reizbarkeit der Buren zu schonen, streckte sie ihre Hand entgegen und gab den Buren weiter Zeit zum Ueberlegen, in der Hoffnung, daß ein vernünftiges Einsehen im Raad die Oberhand gewinnen werde. Aber Herr Krüger trieb, in thörichtester Weise von dem Präsidenten des Oranje-Freistaats dazu gedrängt, mit dem die britische Regierung in keinen Streit verwickelt war, die Position auf ihren Höhepunkt, indem er der britischen Regierung ein Ultimatum überjandte, das an bombastischer Ueberhebung noch nicht seinesgleichen gehabt hat. Er hoffte jedenfalls, sich den verhältnismäßig ungedeckten Zustand der Kapkolonie und Natal's zu nütze zu machen und sich durch einen Appell an die Rasseninstinkte der Holländer vom Kap gewisse vorläufige Siege zu sichern, welche die britische Regierung in Verlegenheit setzen und sie veranlassen sollten, dem Verlangen Herrn Krügers nach Anerkennung der Republik als eines unabhängigen souveränen Staates zu willfahren. Allein sein unvernünftiges Vorgehen schloß alle Klassen der britischen Nation gegen ihn zusammen,

<sup>1)</sup> Daß die Transvaal-Republik in internationaler Hinsicht nicht als unabhängiger und souveräner Staat anerkannt ist, erhellt schon genugsam aus der Thatsache, daß keine Großmacht, nicht einmal Rußland, gestattet hat, daß ein militärischer Attaché die Streitmacht der Buren begleite.



und die vollständige Niederlage der Burenstreitkräfte bei Glencoe, Glandslaagte und Besters Hill mit dem Verluste ihrer sämtlichen Geschütze in den ersten Schlachten des von ihm begonnenen Kriegs dürfte ihm jetzt schon das wahrwichtige Beginnen klar gemacht haben, es auf eine Entscheidung durch Waffengewalt antommen zu lassen. Spätestens in einigen Monaten wird er aller menschlichen Berechnung nach den Zusammenbruch seiner korrupten Oligarchie erleben und wahrscheinlich genötigt sein, sich zum Heile seines Landes in das Privatleben zurückzuziehen.

Aber der Fall der Oligarchie von Pretoria und die siegreiche Behauptung der britischen Suprematie wird nur das Morgenrot einer glänzenden Zukunft für das einen integrierenden Bestandteil des britischen Südafrika bildenden Transvaal sein. Die holländische Republik wird allerdings nicht mehr fortbestehen, aber das wird nicht den Verlust, sondern den Sieg der Freiheit bedeuten. Die weiße Bevölkerung Südafrikas wird unter der Hegide der britischen Macht wirkliche Gleichberechtigung erlangen, und alle Unterschiede zwischen Holländern einerseits und Engländern, Amerikanern, Deutschen, Belgiern und andern andererseits werden fortfallen. Transvaal und das Gebiet des Oranje-Freistaats werden eine vollständige lokale Selbstverwaltung erhalten, aber eine Selbstverwaltung, die auf die Prinzipien einer aufgeklärten, der Freiheit ergebenden Regierung, der Gerechtigkeit und des Fortschritts begründet ist. Es wird keine Monopole mehr geben, keine Hinterziehung von Staatsgeldern im sogenannten „Geheimdienst“, keine nutzlosen Ausgaben für Festungswerke und Kriegsrüstungen und keine Behinderung in der freien Ausübung der Justiz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man die Gebiete des Freistaats, Transvaals, Natal's und Rhodesias zu einer Südafrikanischen Dominion nach dem Muster der Dominion von Canada zusammenschließen wird, wobei ein jedes seine lokale Gesetzgebung und seinen lokalen stellvertretenden Gouverneur erhalten wird, jedoch unter Oberleitung eines Parlaments der Dominion, das seine Sitzungen in der Kapstadt hält, mit einem von der Krone designierten Generalgouverneur. Bei einer derartigen Verfassung würden Rassengefühigkeiten und Rassenurteile bald aussterben, und Südafrika würde, fünf Bundesstaaten umfassend, mit Riesenschritten an Wohlstand zunehmen. Die holländischen Farmer aus Transvaal und dem Oranje-Freistaat würden sich allerdings eine Zeitlang enttäuscht fühlen wegen des Fehlschlagens ihrer Hoffnung, eine eigne holländische Föderation zu bilden (auf die, wie es scheint, bereits eine Fahne berechnet war, die bei Glandslaagte gewonnen wurde). Allein als praktische Männer würden sie bald einsehen, daß es ihr wahres Interesse gewesen, mit dem Rest der weißen Bevölkerung gemeinsame Sache zu machen und sich in das Unvermeidliche zu fügen. Der Bure liebt vor allem, sein Pfeischen zu schmauchen und in Frieden die Früchte seiner Arbeit zu genießen, und unter einer Regierung wie der oben skizzierten würden ihm diese Segnungen zu teil werden. In einer bis zwei Generationen werden die Höhen von Majuba und Glencoe eine ausgleichende Wirkung ausgeübt haben, und Buren, Engländer und andre Volksstämme, die im Lande ansässig geworden, werden als Afrikaner bekannt werden und wie die Canadier stolz auf das Gefühl sein, daß sie vereint unter dem

Schutz der großbritannischen Flagge leben, die ihnen Freiheit verleiht, ihr Eigentum schützt und sie zu gemeinsamen Erben des Ruhmes eines großen Reiches macht.

So ist die Zukunft beschaffen, wie der Schreiber dieser Zeilen sie sich für die zwei kleinen Republiken auszumalen erlaubt, die jetzt schon einsehen lernen, wie thöricht es war, sich in einen Krieg mit der Macht zu stürzen, die ihnen ursprünglich ihre Unabhängigkeit verlieh, und der es vorbehalten ist, ihnen aufs neue eine aufrichtigere Form der Freiheit, einen weit höheren Wohlstand und beständigen Frieden zu geben. Eine derartige Zukunft sollte den Deutschen in keinem andern Lichte als einem sympathischen erscheinen; denn diejenigen, die in ihrem Vaterlande bestrebt gewesen sind, die deutschen Staaten zu einem starken Deutschen Reiche mit Aufrechterhaltung der lokalen Unabhängigkeit zu vereinigen, und die wissen, welche Stärke die Einheit gebracht hat, werden jedenfalls einsehen, daß die Verbündung der fünf afrikanischen Staaten zu einer Dominion in dem angedeuteten Sinn die wirkliche Lösung des Problems ist, das die Vorsehung den Händen Großbritanniens anvertraut hat. Mögen vor allen die Deutschen, die selbst die Freiheit lieben, beherzigen, daß die Sache, für die Großbritannien eintritt, die Sache der wahren Freiheit im Kampfe gegen Oligarchie und Unterdrückung ist, und versichert sein, daß, wie Schiller sagt, „der Friede wohnt in diesem Kleid“.

London, 25. Oktober 1899.



## Die Transvaalfrage vom deutschen Standpunkte.

Von

M. v. Brandt.

**S**ür die Beurteilung der Transvaalfrage, nicht nur vom deutschen Standpunkt aus, sind zwei Gesichtspunkte maßgebend, der ethische und der politische; in der Verwechslung und Vermischung dieser beiden Gesichtspunkte liegt der Grund der bei der Beurteilung der Frage so vielfach zu Tage tretenden Unklarheit und Verwirrung. Die Buren haben sich mit eignem Schweiß und Blut in hartem Kampf mit der Wildnis und ihren Bewohnern eine Heimat erobert, und es ist selbstverständlich, daß ihnen bei der Verteidigung derselben gegen englische Gelüste die Sympathien der ganzen gesitteten Welt zu teil werden. Daran kann auch die wohl nicht abzuleugnende Thatsache einer recht verbesserungsbedürftigen Verwaltung nichts ändern. Seit der ersten Annexion Transvaals durch England im Jahr 1877 haben sich die englischen Versuche, sich der Regierung des Landes in einer oder der andern Weise zu bemächtigen, wiederholt

erneuert, und man hat wohl nicht unrecht, wenn man unter den Beweggründen dieser Machenschaften neben imperialistischen Tendenzen britischer Staatsmänner und Kabinette, das heißt dem Gedanken der Gründung eines unter englischer Oberhoheit stehenden Staatenbundes in Südafrika, mehr oder weniger uneingestehbare Begehrlichkeiten englischer Kapitalisten, Minenbesitzer und Adventuriers sucht, um für Mr. Cecil Rhodes und Genossen dieselbe Bezeichnung zu gebrauchen, die einst den Gründern des englischen Reichs in Ostindien amtlich zu teil wurde. Jamesons Einfall in Transvaal, die fast vollständige Straflosigkeit der an demselben beteiligten englischen Offiziere und die vor und von der parlamentarischen Untersuchungskommission gespielte Komödie haben in weiten kontinentalen Kreisen nicht unberechtigte Erregung und Entrüstung hervorgerufen, der innerhalb der letzten Monate durch die Haltung der englischen Regierung und Presse bei dem dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorangegangenen Verhandlungen mit Transvaal neue Nahrung zugeführt worden ist. Wenn Talleyrands Definition der Diplomatie als der Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die öffentlichen Angelegenheiten zutreffend ist, so kann man nur sagen, daß bei den Verhandlungen mit Transvaal die Diplomatie eine durchaus untergeordnete Rolle gespielt hat, dagegen die Energie Mr. Chamberlains, mit der derselbe verstanden, teilweise wenig willige und widerstrebende Kollegen seinem Willen dienstbar zu machen und mit fortzureißen, das maßgebende Element gewesen ist. Die Unterstützung eines großen Teiles der englischen Presse, ganz besonders der „Times“, die schon bei dem Jamesonschen Einfall eine durchaus provokatorische Rolle gespielt hatte, erleichterte die Bemühungen, die englische öffentliche Meinung von den thatsächlichen Verhältnissen ab und auf den Punkt zu lenken, in dem die Wünsche der imperialistischen Partei gipfeln, das heißt der Zerstörung der holländischen Republiken als unabhängige Staaten. Dies als das Endziel der britischen Politik richtig erkannt und sich auf den seit Jahrzehnten als unvermeidlich angesehenen Entscheidungskampf vorbereitet zu haben, ist ein unzweifelhaftes Verdienst der Regierungen der beiden Burenrepubliken. Es ist daher auch einfache Heuchelei, wenn von englischer Seite das Ultimatum Transvaals als die Ursache des Ausbruchs des Krieges angesehen und angegeben wird; der Krieg war bereits unvermeidlich geworden, und es wäre einfach unverzeihliche Thorheit seitens der Buren gewesen, mit Gewehr bei Fuß zu warten, bis die Engländer mit ihren Vorbereitungen fertig gewesen wären und dann ihrerseits ihre Forderungen gestellt hätten. Die Vorgänge in Südafrika bestätigen aber wiederum in hervorragender Weise die Richtigkeit des von dem Fürsten Bismarck aufgestellten Satzes, daß politische und militärische Aktion Hand in Hand gehen müßten, um sich nicht gegenseitig Enttäuschungen und Niederlagen auszusetzen. Wie im Jahr 1866 die österreichische Diplomatie beim Kriege angekommen war, während die militärischen Vorbereitungen noch weit zurück waren, so hat sich daselbe Schauspiel jetzt in England wiederholt, wo die Diplomatie zum Bruch getrieben, während in militärischer Beziehung noch alles zu thun übrig blieb. So ist es den Buren möglich geworden, weite Strecken britischen Gebiets zu

überrennen, und selbst wenn ihre Erfolge den vorhandenen britischen Streitkräften gegenüber nur teilweise bleiben sollten, durch die Zerstörung der Eisenbahnen und Flußübergänge den Vormarsch der britischen Verstärkungen wesentlich zu erschweren und zu verlangsamten.

Wenn so die Teilnahme weiter Kreise für das kleine Häuflein der Buren, die sich nicht gescheut haben, den Kampf mit dem Weltreich England aufzunehmen, eine durchaus erklärliche und verständliche ist, muß die politische Lage trotz allem Geschrei kleiner alldeutscher und agrarischer Gruppen ausschließlich vom praktischen Standpunkt aus betrachtet werden. Mit dem Gefühl allein macht man keine Politik, wenigstens keine gute, sondern es müssen, wenn man sich nicht argen Enttäuschungen und Rückschlägen aussetzen will, vor jeder diplomatischen Aktion, wenn anders dieselbe nicht bloß ein Schlag ins Wasser sein soll, alle Chancen erwogen werden, welche sich bei einem Uebergang der diplomatischen in die militärische Aktion ergeben können, das heißt es muß ein Gewinn- und Verlustkonto aufgestellt und nach reiflicher Prüfung desselben die weiteren Entschlüsse gefaßt werden. Wenn die Herren, welche Resolutionen vorschlagen und in öffentlichen Versammlungen zur Annahme bringen, sich der Mühe unterziehen wollten, sich vorher über die Folgen klar zu werden, welche die praktische Durchführung ihrer Wünsche haben könnte und müßte, sie würden sich und andern recht viele unnütze Arbeit ersparen.

Wie die Verhältnisse heute liegen, kann Deutschland dem Kampfe in Südafrika nur als ein Neutraler gegenüberstehen; welche Aufgaben ihm in der Zukunft aus den Verhältnissen dort entstehen mögen, läßt sich heute noch nicht übersehen. Ziffermäßig angesehen kann kaum ein Zweifel an dem schließlichen, wenn auch voraussichtlich mit unnützig schweren Opfern an Menschen und Geld erkauftem Erfolge Englands bestehen, aber es lassen sich wohl Möglichkeiten denken, die die Lage zu Gunsten der Buren verrücken könnten. Als eine solche kann man den immerhin nicht unmöglichen Ausbruch der Pest im englischen Heere ansehen, eine Eventualität, die schon andre Heere, man braucht nur an den russisch-türkischen Feldzug von 1828/29 zu denken, schwächeren Gegnern gegenüber in die schlimmsten Lagen gebracht hat. Aber selbst ein vollständiger militärischer Erfolg der britischen Truppen würde, wenn er nicht zu einer Versöhnung zwischen den streitenden Nationalitäten und Systemen führte, England Aufgaben auferlegen, die es auf die Dauer kaum zu erfüllen im Stande sein dürfte. Eine permanente Besatzung von 40—50 000 Mann in Südafrika würde einen so erheblichen weiteren Teil der englischen Armee festlegen, daß sehr bald an eine durchgreifende Aenderung des englischen Wehrsystems gedacht werden müßte. Es wird dann der Augenblick kommen, in dem die Nation sich die Frage vorzulegen haben wird, ob die Lösung der südafrikanischen Schwierigkeit in dem Sinne der Verschmelzung der verschiedenen dort vorhandenen Elemente nicht auf billigerem und unblutigerem Wege hätte erzielt werden können. Dem unbefangenen Beobachter drängt sich schon jetzt die Ueberzeugung auf, daß die schnellere Zunahme der Zahl der Ausländer und die Wechselheiraten zwischen

Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten im Laufe weniger Jahre oder Jahrzehnte naturgemäß zu einem Ueberwiegen des englischen Elements hätten führen müssen, und daß es besser gewesen sein würde, die Verständigung auf der Basis der von den Buren gemachten Zugeständnisse als auf der militärischer Erfolge zu suchen. Der Traum einer militärischen Promenade nach Pretoria ist längst verfliegen, der Jubel über die angeblichen Erfolge bei Glencoe und Elandslaagte ist verstummt, und das Bewußtsein, daß auch im günstigsten Falle noch größere Opfer notwendig sein werden, beginnt seine Schatten auf England zu werfen. Am bedeutsamsten aber ist wohl das in immer weiteren Kreisen auf dem Kontinent sich geltend machende Gefühl, daß ein zu schneller und leichter Erfolg Englands für den allgemeinen Frieden bedenklicher sein würde als eine Verlängerung des Kampfes. Es sind nicht Neid und Eifersucht, die namentlich in Deutschland dies Gefühl hervorrufen, die Sieger in drei Kriegen und die erfolgreichen Konkurrenten in Handel und Industrie können neidlos jedem Erfolg anderer Nationen gegenüberstehen, sondern die Ueberzeugung, daß zu leicht gewonnene Lorbeeren bei den englischen Imperialisten das Verständnis für die tatsächlichen Verhältnisse verrücken und damit weitere Konflikte heraufbeschwören könnten, denen Deutschland weniger ruhig als den Kämpfen in Südafrika zuzusehen im Stande sein würde.



## Litterarische Revue.

Von

M. zur Megebe.

Bernhardine Schulze-Smidt: „Ringende Seele“. — G. v. Berlepsch: „Heimat“. — Alvide Prydz: „Guvor von Haerö“. — Hans v. Kahlenberg: „Die Familie von Barchwitz“. — Marcel Frévois: „Camilla“. — Jules Case: „Künstliche Liebe“. — Maupassant: „Zur See“. — Henrik Sienkiewicz: „Quo vadis?“

**A**uch eine Liebesgeschichte!“ steht erklärend unter dem Titel von Bernhardine Schulze-Smidt's neuestem Buche: „Ringende Seele“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Ja gewiß — auch eine Liebesgeschichte und zwar eine ebenso traurige wie moderne. Denn modern ist es doch, daß das Weib dem Manne nachläuft, ihn anbetet, vergöttert, sich seinen Beiß vom Himmel herunterreißen möchte, und daß er, der diese Leidenschaft, natürlich ganz gegen seinen Willen, erweckt hat, kühl bleibt wie Gletschereis, verständig, freundschaftlich, tadellos in jedem Pulsschlag, wie seine Wäsche und seine Manieren.

Lena Frimont ist so ein impulsives, draufgängeriges, in der Gesellschaft und sei es auch nur die eines transatlantischen Dampfes belächeltes, bespötteltes, eigentlich unmögliches Wesen. Gebildete Bonne, höhere Kindergärtnerin oder was sie sonst in der belgischen Familie Berschuer in Tokio war, kehrt das Mädchen mit einer Last schwerer Erfahrungen nach Europa zurück. Nicht in die Heimat, denn sie hat keine — ihre Eltern sind lange tot,

sondern zu Freunden ihrer Mutter, zu fünf liebenswürdigen, ältlichen Engländerinnen in den ruhigsten und behaglichsten inneren und ähneren Lebensumständen. Dort will sie bleiben, bis sie einen Entschluß für die Zukunft gefaßt hat.

Auf dem Passagierdampfer „Hessen“ lernt sie Nellesen, einen Holsteiner, Naturforscher, Weltumsegler, Dreiviertelmillionen-Mann und blonden Reden von achtunddreißig Jahren kennen. Ihr ganzes Herz, ihre Sinne und Wünsche fliegen ihm zu. Er aber trönet und belehrt sie, hält ihre Hand in der seinen und bleibt dabei kalt und steif wie Schnee und Stein. Lena Grimont besitzt Kasse, Blut, Leben und eine Menge wenig empfehlenswerter Eigenschaften. Dr. Nellesen starrt von Vollkommenheit, Edelmut, Selbstopfingkeit und erzieherischer Begabung. Wunderbarerweise faßt ihn die Autorin nicht nur objektiv auf, sondern behandelt ihn sogar mit einer gewissen Vorliebe, einem Einverständnis, das nicht unbedingt die Sympathien jedes Lesers gewinnen wird. Die Lena ist ein Mensch! Und wenn Dr. Nellesen auch einer ist, so sollte man seiner Art wenigstens nicht applaudieren! Er ist doch ein Mann! Daß er diese zitternden, armen, verlangenden Frauenfinger in den seinen halten, diesen ermatteten, haltlosen, sehnsüchtigen Frauentopf an seiner Schulter fühlen kann, ohne auch nur einen Moment aus dem Gleichgewicht zu geraten, er, der sein andres Weib liebt, kein Ideal kennt, außer seine Schwester — das ist unmöglich, und wenn es möglich ist, dann ist es „defadent“. Und „defadent“ sind auch die fünf englischen Damen in ihrer entzückenden Cottage, in dem paradiesischen Garten am Strande von Südenland, sie „mit den mandelförmigen Augen, ohne den leisesten Schimmer von Leidenschaft“, sehr gut, sehr vornehm, sans reproche nach jeder Richtung, aber doch zum Aussterben geboren.

In ihrem Heim, umgeben von allem „Comfort“ des Reichthums und eines künstlerisch gebildeten Geschmacks, unter freundlichen, wenn auch ein wenig dürren und beschränkten Herzen, findet die raffige Lena bald, ein wenig sehr bald sogar, ihren Frieden wieder. Sie kehrt zu „ihren Kindern“, das heißt zu den Vershuers, zurück, die jetzt in Kräfzel leben, und findet die vollste, innere und äußere Befriedigung als Erzieherin und Freundin der Mutterlosen. Nach wenigen Monaten schon ist sie im Stande, Nellesen über Land und Meer hinweg die Hand zu reichen und ihm zu versichern, daß es nur noch ein Schwesterberz ist, was in ihrer Brust für ihn schlägt. Raffige Frauen bekommen das sonst nicht so leicht fertig.

Das Milieu der Geschichte ist Bernhardine Schütze-Smidt trefflich geglückt, wie immer. Zuerst das große Schiff mit seinem eigenartigen Gesellschaftsleben an Bord, dann das home der englischen Schwestern, das Städtchen Ventnor, in Blumen begraben, von Frühling und Sonne strahlend. Man bekommt ordentlich Lust sich aufzumachen nach diesem Paradies von Frieden, Sorglosigkeit, Behagen und Schönheit.

Was die früheren Werke von G. v. Verlepich auszeichnet: einfacher Stoff, kurze, klare, vornehme Darstellung, seiner, liebenswürdiger Humor, kommt auch in einem neuen Bande Schweizer Novellen: „Heimat“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) volltöndend zu Worte. Ohne daß die Verfasserin auch nur der leiseste Vorwurf der Nachahmerschaft trifft, ist eine gewisse Verwandtschaft mit Gottfried Keller unverkennbar. Sie mag vom Boden der gemeinsamen Bergheimat ausgehen. Von den fünf „guten“ Novellen ist die letzte im neuen Bande vielleicht die beste. „Spätrot“ überglüht warm und freundlich die Gestalten der Schwestern Rosenpuz in ihrem „Goldgrübl“, einem kleinen Hölkerladen in einem engen Züricher Gäßchen. Es überglüht auch ihre Umgebung, die Menschen, die Stadt, die Landschaft und läßt am Ende einen stillrosigen Schein im Gemüt und Gedächtnis des Lesers zurück.

Ueber „Gundor von Haerø“ (Wigands Verlag, Leipzig) von Alvide Brydjs habe ich mir ein wirkliches Urtheil nicht schaffien können. Ich verziehe kein Norwegisch! Wenn aber das Original in einem so schwülstigen, schleppenden, holperigen Stil geschrieben ist wie die Uebersetzung, so scheint mir eine einheimische Kritik, die dies Werk als einen gelungenen großen Wurf preist, denn doch etwas durch gefärbte Gläser zu blicken.

Gundor von Haerö ist eine Gestalt über Lebensgröße, eine Frau, jung, schön, voll großer Ideen, Willen und Thatkraft, aber auch beschwert mit dem Bleigewicht einer unendlichen Güte und einem verzeihenden Verständnis für menschliche Schwäche. Willen und Güte stehen einander gegenüber, die eine schafft andern Glück, Heil, der andre ist der Fels, an dem das eigne Lebensschiff scheitert und zu Grunde geht.

Gundor liebt Sven Torgerien wie ein Weib und eine Mutter zugleich. Er ist schön und schwach, und als er sich im Rausch sinnlicher Leidenschaft von ihr wendet, giebt sie ihn gegen seine Bitten frei und sorgt dafür, daß er mit der andern rechtmäßig und zufrieden weiterleben kann.

Der Herdsvogt Falk ist die Persönlichkeit, mit der Gundor ein wirkliches, inneres Zusammengehören, ein großes und warmes Gefühl verbindet. Aber ganz versteht er sie doch nicht. Er ist der moderne Mann, zweifelsüchtig, bequem, ein wenig spöttisch! Und in dem Moment, wo sie zu ihm kommt, sich vielleicht von ihm nehmen lassen würde, wenn er stark genug dazu wäre, entgleitet sie ihm für immer, geht von seiner Schwelle dem Tode entgegen, der im wildtürmenden Meere auf sie lauert.

Eine herbe, gleichsam satzige Nordlandstimmung liegt über den Menschen und der Natur dieses Buches. Das heißt, ich nehme an, daß sie in Wirklichkeit darüber liegt. Die Uebersetzung läßt nur ab und zu einen Hauch davon verspüren. Unmöglich kann sich der Leser eines vollen Genusses erfreuen, wenn er seine Muttersprache lesen muß wie ein fremdes Idiom, das er trotz aller Mühe doch nicht ganz versteht.

Hans v. Kahlenbergs Talent hat etwas vom Arzte, der mit dem Seziermesser arbeitet. Mit sicherer Hand findet er unter der glatten Haut wohlankündiger Ruhe und stiller Behaglichkeit Schwären und Beulen, die tief hineingehen ins Mark der modernen Familie, die eine ernste Perspektive auf künstlichen Verfall und unheilbare Krankheit eröffnen. „Die Familie von Warchwiz“ (S. Fischer, Berlin) ist auf jedem Blatte mit rücksichtsloser, scharfsichtiger Wahrheitsliebe durchtränkt. Der nervöse, feinsühlige, durchgeistigte Oberleutnant, die schöne, reife, lebensdurftige, in allen Stücken nur aufs Positive gestellte Frau, die ihn mit einer gewissen zielbewußten Naivität betrügt, die Kinder, die dem unbeirrten Lebenswillen der Mutter nachharten, all die andern Personen, die am Seelenschicksal des Mannes mitarbeiten, ihn zum Einsamen, zum Schiffbrüchigen machen, der auf dem Brude seines vielgerühmten Familienglücks doch feige weiterschwimmt, die Gesellschaft betragend, die ihn betrogen hat — das sind keine Romangestalten, das sind Menschen von Fleisch und Blut, krankhaft, fragwürdig, keineswegs reizend und sympathisch, aber immer lebensvoll und immer interessant! — Nur eins ist mir nicht recht klar geworden: die Moral von dieser Geschichte! Hans v. Kahlenberg läßt den alten, klugen Stabsarzt Gaisberg in einer Unterhaltung mit dem Oberleutnant sagen: „Le mariage c'est le tombeau de l'amour, ein Grab bei lebendigem Leibe, eine Versteinerung alles freien und schönen Willens. Glücklich noch die Leidenschaft, die scheitert am Verrat, am früheren Tod! . . . Nur Eheleute wissen, was Haß ist, ange schmiedet aneinander sein mit Leib und Seele, während Leib und Seele mit jedem Instinkt, mit jedem Gedanken auseinanderbringen. Man sucht die Mauern der politischen Unterdrückung, der Weisheitsnechtheit zu brechen. Man läuft Sturm gegen den Kapitalismus. Wann aber kommt der Kühnste, der wahre Weisheitsprinz, der es wagt, das Dornröschen ‚Liebe‘ zu befreien, den Urinstinkt der Menschheit, die lebensschaffende Kraft, die die neue Rasse von Freien und Starken gebären könnte?“ Und Warchwiz antwortete darauf: „Aber irgend eine Regel, eine Schranke muß doch sein. Was sollte an Stelle der Ehe treten?“

Ja, was sollte nach Ansicht des Verfassers, der ja hier offenbar hinter dem aufgefällten, weiskundigen Alten steht, wohl dieses „Etwas“ sein? Gaisberg hüllt sich in die dunkle und ein wenig bequeme Lebensart, daß er nicht zum Reformator geboren sei und das Leben und die Frauen liebe, wie sie seien. Hans v. Kahlenberg aber hat sich sicher auch darüber seine klaren, geistreichen Gedanken gemacht, und wir würden ihm dankbar sein, wenn er uns davon profitieren ließe.

Marcel Prévost ist in seinem Roman „Camilla“ (Albert Langen, Paris-Leipzig) ein wenig aus seiner Haut geschlüpft. Er hat diesmal kein frech-precioses, sondern ein sehr ernsthaftes Buch geschrieben, in dem die Stellen, die pikant sein könnten, dieser Pitanterie durchaus entbehren. Daß es sich trotzdem um keine Bachschleiere handelt, versteht sich von selbst. Camilla ist ein mutterloses Mädchen, dessen Vater, ein alter Arzt, nicht sieht, wie das Kind sich zum Weibe entwidelt, der glaubt, statt zu behüten, vertraut, statt zu warnen, und beinahe unter seinen Augen die Tochter sich selbst und einem Artilleriecapitän Giacomelli zum Opfer fallen läßt. Die Folgen bleiben nicht aus. Camilla dringt auf Heirat, und der Hauptmann geht auf Nimmerwiederkehr. Er hat sie nie geliebt. Nur wenig später ereilt ihn außerdem der Tod in Tonking. Da erscheint Louis Lhotte, der Kindergehilfe und Jugendfreund auf der Bildsäule. Er hat Camilla stets geliebt und war es auch, ohne daß sie es wußte, ihr Herz gehörte. Als er ihr seine Hand bietet, vermag sie aus doppelten Gründen der Lockung nicht zu widerstehen. Ihre Ehre ist gerettet, ihr Glück gefunden, nur daß sie sich, von namenlosen Gewissensqualen gepeinigt, seiner nicht freuen kann. Das zufällig belauschte Gespräch einiger Bekannten bringt schließlich auch den ahnungslosen Ehemann auf die richtige Fährte. Jauffre, der Vater, dringt in seiner strengen Ehrenhaftigkeit selbst auf eine schnelle Trennung des Ehepaars. In einem fernen Dorfe kommt Camillas Kind zur Welt. In der Einsamkeit und Sehnsucht nach Louis beginnt sie langsam dahinzusinken. Aber auch er, der niemals die ganze Entrüstung der strengen Moral gefühlt hat, denkt nur an die Frau, die er beklagt, statt sie zu verurteilen. Und von einem übermächtigen Gefühl des Menschen und des Mannes getrieben, eilt er zu ihr, steht ihr in der Todesstunde ihres Kindes bei und fährt sie verzeihend und liebevoll in ein neues Leben. Willig macht er der strengen Moral eine Konzession, zeigt sich schwach — Jauffre würde sagen: ein wenig feige! „Aber es kann doch nicht feige sein, zu vergeben!“

„Künstliche Liebe“ von Jules Case (Albert Langen, Paris-Leipzig) ist ein echt französischer Roman, pikant, sensationell, dürr und flach. Nirgend eine Stelle, an der die Phantastie haften, mit dem Herzen Unter werfen kann! Eine effekthascherige Einfachheit, die sich in der Ueberfülle der Details zersplittert und verliert. Alle aufstretenden Personen experimentieren mit der Liebe, modeln und drapieren sie, statt sie zu genießen, sich ihr hinzugeben. Nur ein einziger läßt sich völlig von ihrem Strom erfassen, der Dichter Fanti, ein Talent, ein Herz, aber ein Tölpel, ein Bauernjunge, der der Vollblutpariserin Stella unmöglich dauernd genügen kann. Auch er atmet auf, als sie ihn freigiebt. Aus der Treibhausluft der künstlichen Gefühle sehnt er sich nach andern, reineren Lippen, nach einer andern Umarmung voll Kraft und Wahrheit. Die übrigen bleiben sich ebenfalls treu. Paul, der verabschiedete Bräutigam Stellas, heiratet seine „künstliche Liebe“ Martha, und Stella selbst verkauft sich dem alten Obersten Révil, einem reichen Manne, den ihr bankrotter Vater zum Gatten für sie ausgesucht hat. Sie that's nicht ganz kaltblütig. Sie weint und schluchzt; aber schließlich: eine Equipage, kostbare Toiletten, ein Schloß auf dem Lande, ein Haus in Paris, der goldene Rahmen für ihre schöne und von sich selbst am meisten geliebte Person, das ist auch etwas — und zähneknirschend ergiebt sie sich diesem Etwas — aber sie ergiebt sich.

Kaupassants Tagebuch, unter dem Titel „Zur See“ (Albert Langen, Paris-Leipzig), trägt auf der letzten Seite ein kurzes Résumé seines Inhaltes aus der Feder des großen Autors selbst. „Es enthält keinerlei Geschichte, keinerlei interessantes Abenteuer,“ so sagt er. „Als ich im vergangenen Frühjahr eine Reise auf dem Mittelmeere machte, schrieb ich jeden Tag zu meinem eignen Vergnügen alles an, was ich sah und was ich dachte. Eigentlich habe ich nur Wasser, Sonne, Wolken und Felsen gesehen — von etwas anderm weiß ich nichts zu berichten —, und meine Gedanken waren die eines Menschen, der von den Wogen getragen und getrieben wird.“ Nun ja, kein Roman, keine Ereignisse allerdings! Nur Natur, Geist, Spott, Schwermut, Sehnsucht und müde Enttägung! Kaupassants andre Werke lehren uns die Welt und das menschliche Herz kennen. In diesem Tagebuche bietet



er ein Bild seines Selbst, seiner großen, alles erfassenden, um alles leidenden, an allem verzagenden Seele. Und der moderne Mensch blickt auf dieses Bild wie in einen Spiegel, erschreckt und entzückt zugleich von den geistvollen Zügen, in denen er eine Ähnlichkeit mit dem eignen inneren Antlitz wiederfindet, die Größe und Krankheit der Zeit, an der wir uns aufrichten, an der wir leiden und manchmal wohl auch sterben, und die Werke schafft, Werke wie Guy de Maupassant, der in diesem Tagebuche der Lesewelt vielleicht das Beste giebt, was er zu geben hatte.

Machtmüde, lebens- und genussesüberdrüssig ist auch die gelungenste Gestalt im vielbesprochenen Roman des Polen Henric Sienkiewicz „Quo vadis?“ (Jakob Luz, Lindau i. V.). Dieser Petronius, ein feinsinniger Lebemann, ein tüchtler Kritiker und schöngeistiger Höfling, hört die große Botschaft des Christentums, das alle Cäsarengelote, Verfolgungen und Grausamkeiten nicht zu vernichten vermögen. Aber der Glaube fehlt ihm, die Aufnahmefähigkeit, die Disposition des Gemüths. Nur der Eitel wird in ihm erweckt und genährt, bis er eines Tages, noch mitten im höchsten Glanze, scheinbar noch unstrahlend von der Gnade Neros, das Leben hinarbeitet: freudig, schön, im Tode noch genießend, was er am meisten geliebt hat, die Schönheit und die Poesie. Im übrigen giebt das Buch ein lebendiges, farbenreiches, mit vielen neuen, ganz intimen Zügen ausgestattetes Gemälde aus jener Zeit des verfallenden Roms, das äußerlich auf seiner höchsten Höhe steht. Der Brand der ewigen Stadt, die Martern der Christen, das Leben und Treiben am Hofe Neros ist mit großem Pinsel entworfen und ausgeführt. Vielleicht, daß hier und da einige Längen die Wirkung des Ganzen beeinträchtigen, doch nicht so sehr, um dem Verfasser einen wirklichen Vorwurf daraus zu machen. Bemängeln läßt sich auch hier wieder die Uebersetzung. Wieder einer, der vielleicht Polnisch, aber kein Deutsch kann, das heißt, dem das Feingefühl für diese Sprache abgeht.



## Litterarische Berichte.

**Raffaels Handzeichnungen in der Aufassung von W. Koopmann.** Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1897.

Wieviel ungelöste Probleme die Raffael-forschung noch aufzuweisen hat, zeigen am deutlichsten die unausgesetzten Angriffe gegen die Echtheit gerade seines gefeiertsten Bildes, der Sizinischen Madonna, von denen der neueste von Zellinet unternommen wurde. Auch das vorliegende Werk geht davon aus, daß Raffael für die gelehrte Kunstforschung von Jahr zu Jahr mehr ein Schmerzenskind wird, da jede neue Veröffentlichung das Urtheil über seine eigenhändigen Arbeiten und über seinen Lebensgang widerspruchsvoller mache. Da die Eigenart eines Künstlers in seinen Handzeichnungen viel leichter erkennbar ist als in ausgeführten Gemälden, beabsichtigt Koopmann, der sich bereits durch frühere Schriften einen geachteten Namen als Raffaelforscher gemacht hat, in seinem Buche durch eine ins einzelne gehende Analyse

der erhaltenen Handzeichnungen eine feste Basis zu schaffen, auf der sich eine wissenschaftlich begründete Auffassung von Raffaels Schaffen aufbauen läßt. Das Buch ist mit vieler Liebe zur Sache geschrieben und bietet in seinen fleißigen und gründlichen Untersuchungen einen sehr wertvollen Beitrag zur Kunstgeschichte.

Paul Seliger (Leipzig-Gaußich).

**Goethes Werke.** In einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Dünker. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Leipzig-Üttav. XXXVI und 1268 Seiten. Elegant gebunden 4 Mart.

Diese neue Goethe-Ausgabe in einem Band, der die fünfbandige Prachtausgabe desselben Herausgebers und Verlags zu Grunde liegt, umfaßt hauptsächlich die poetischen Werke des Dichters. Außerdem bietet sie neben einem allgemeineren Vorwort über Goethes Bedeutung eine ziemlich eingehende Biographie desselben. Dazu ist in sehr glücklicher Weise das In-

haltsverzeichnis mit genauen Angaben über die Abfassungszeit aller einzelnen Dichtungen verbunden. Der Druck ist trotz des gewaltigen Inhalts verhältnismäßig groß und durchaus korrekt. Eine umfassendere und billigere Ausgabe — 4 Mark ist wahrlich ein Spottpreis — von Goethes Werken in einem Band ist Referent nicht bekannt. Möge ihr dieselbe Verbreitung zu teil werden, wie den übrigen einbandigen Klassikerausgaben desselben Verlags! Sie verdient in jeder Beziehung.

E. M.

### **Meyers kleines Konversations-Lexikon.**

Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 168 Karten und Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 88 Textbeilagen. Dritter Band. (Pettan bis Zymotisch.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Die Erfahrungen, die wir im praktischen Gebrauch mit der nunmehr vollständig vorliegenden neuen Auflage des „kleinen Meyer“ gemacht haben, berechtigen uns, das längst rühmlich bekannte Nachschlagewerk in seiner neuen Gestalt wärmstens zu empfehlen. Das, was der moderne Mensch, welcher Berufssphäre er auch angehören mag, bei der Vielthätigkeit seiner Interessen auf Tritt und Schritt nötig hat und verlangt: eine rasche, sich auf das Wesentliche beschränkende Belehrung in knapper Form, bietet der „Kleine Meyer“ in denkbar vortrefflichster Weise.

B.

**Gedichte** von Wilhelm Eberhard Ernst. Berlin 1898. Gropius. 97 S.

Natur und Leben sind der Gegenstand dieser schwungvollen Dichtungen Ernsts. Aus dem schwermütigen, an Justinus Kerner erinnernden Charakter der Gedichte darf man wohl schließen, daß ihr Verfasser schon manches Herbe in seinem Leben zu erfahren hatte. Doch finden sich auch freudlichere Stücke in der Sammlung, die der Verleger in modernstem Gewand, grünem englischen Einband, erscheinen ließ.

E. M.

**Schönhäusen und die Familie von Bismarck.** Von Dr. Georg Schmidt, P. 2. Auflage. Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn.

Die von dem Verfasser gegebenen Mitteilungen über die Geschichte Schönhäusens und die Vorfahren Bismarcks beanspruchen allgemeines Interesse. Das mit zahlreichen guten Abbildungen geschmückte Buch ist ein auf genauen und umfassenden Studien beruhendes, durchaus wissenschaftliches Werk, dessen Wert noch dadurch erhöht wird, daß es dem Fürsten selbst vorgelegen hat und von ihm mit Notizen und Anzeigen versehen ist. In allen Kapiteln erweist sich der

Verfasser als tüchtiger Führer, sowohl in den Abschnitten, deren Gegenstand die Eltern des Fürsten und der Fürst selbst bilden, als auch da, wo er die älteste Geschichte des Landes und die Ahnen des Bismarckischen Geschlechtes im Mittelalter behandelt. Die in großer Zahl beigefügten genealogischen Tafeln verdienen besondere Anerkennung. Es sei nicht unerwähnt gelassen, daß die Darstellung recht geschickt ist und den oft spröden Stoff lebensvoll zu gestalten versteht.

Br.

**Klaus Groth.** Sein Leben und seine Werke.

Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1899.

Wohl niemand hat geglaubt, daß Klaus Groth so kurze Zeit nach der glänzenden Feier seines 80. Geburtstages aus dem Leben scheiden werde. Das vorliegende Buch, das als Geburtstagsgedächtnis geplant war, ist somit zu einem Totenopfer geworden, das ein engerer Landsmann und vertrauter Freund des Dichters den Manen des Dahingegangenen dargebracht hat. Durch die Wärme des Tones und das feine Verständnis, das der Verfasser dem Entwicklungsgange und den einzelnen Werken des Dichters entgegenbringt, ist es in hohem Grade geeignet, das Interesse an den Schöpfungen Groths in immer weitere Kreise zu tragen und das Verständnis für sie zu vertiefen, zumal es die einzige ausführliche Darstellung des Lebens und Wirkens des Dichters ist. Wir wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung.

Paul Seliger (Leipzig-Gaußsch).

**Wanderungen durch Frankreich.** Beobachtungen und Schilderungen von Land und Leuten in Mittel- und Südfrankreich, sowie den Pyrenäen. Von Dr. Richard Pappiç. Berlin 1898. Fuezingers Buchhandlung.

Der Verfasser hat sich — und zwar wie es scheint als wissenschaftlicher Lehrer — in einzelnen mittleren und kleineren Städten Mittel- und Südfrankreichs längere Zeit aufgehalten, andre hat er auf der Durchreise besucht. Die vorliegenden, den Tagebüchern des Verfassers entnommenen Schilderungen bringen eine ansführliche, frische und lebendige Schilderung der Beobachtungen über Land und Leute. Persönliche Erlebnisse sind nur so weit erwähnt, als sie ein sachliches Interesse haben. An die Beschreibungen der einzelnen Gegenden und Vorkommnisse, die man als den speziellen Teil bezeichnen möchte, schließen sich einige allgemeine Kapitel, von denen meines Ermeßens das zweite über Victor Hugo und das fünfundzwanzigste über das französische Schulwesen die interessantesten sind. Das erigenannte macht nicht ohne Erfolg den Versuch, den in Frankreich so

viel gerühmten, in Deutschland so wenig verstandenen Dichter in menschlich greifbare Nähe zu rücken, das letztgenannte möge allen denen vorgehalten werden, denen die Entwicklung unsers höheren Schulweizens Sorge und Sorgen macht: es wird sie mit einer gewissen Veruhigung erfüllen, daß die Verhältnisse in Frankreich ungleich viel schlechter sind. Zugleich ersehen wir aus diesem Bericht im Zusammenhang mit andern Angaben, die durch die Preise gegangen sind, daß und weshalb eine Ausöhnung mit Frankreich so überaus schwer ist. In den Lehrbüchern der Geschichte, die amtlich in den Schulen eingeführt sind, werden die Erzählungen und die an die Schüler zu stellenden Fragen genau vorgeschrieben. Alle Schüler ganz Frankreichs (denn in den unteren Lehranstalten scheint es ebenso zu sein) werden also in einem und demselben Geiste, in einer und derselben Auffassung erzogen, und diese Auffassung ist, soweit das Verhältnis zu uns in Betracht kommt, eine recht unglückliche.

Auch mit Rücksicht auf den übrigen Inhalt wird keiner, der sich für Frankreich interessiert, dies Buch außer acht lassen dürfen.

K. F.

**Heinrich Heines Sämtliche Werke.** Mit einem biographisch-litterargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holtzof und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Lexikon-Ordnung, 1036 Seiten. Elegant gebunden 3 Mark.

Ihren einbändigen Ausgaben von Schalepspeare, Schiller und Goethe hat hier die Deutsche Verlags-Anstalt in einem weiteren Band Heines Werke angereicht. In einer Einleitung dazu giebt Holtzof das Wichtigste über des Dichters Leben und Werke in schöner, übersichtlicher Darstellung. Heine hat viele Verehrer. Seine Dichtungen gehören zum Teil zum Schönsten, was unsre deutsche Litteratur hat. Darum dürfte diese neue Ausgabe sehr willkommen sein, denn sie ist weitaus die billigste aller vorhandenen; Druck und Ausstattung derselben sind vorzüglich. In diesen billigen Vollausgaben bietet sich überhaupt die schönste Gelegenheit zur Erwerbung einer klassischen Hausbibliothek. Wähen diese Bände in die breitesten Volksschichten dringen und deutsches Wesen, deutschen Geist verbreiten helfen!

E. M.

**Kritik des Hedonismus.** Eine psychologisch-ethische Untersuchung von Dr. Heinrich Gomperz. Stuttgart 1898, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. Der Verfasser will in dem vorliegenden Buche eine Kritik derjenigen Gruppe ethischer Ansichten geben, nach denen als einzig mögliches oder doch als allein billigenwertes Ziel menschlichen Vollens und Handelns Lust

und Leidlosigkeit, sei es des einzelnen oder der Gesamtheit zu gelten hat. Diese Gruppe, die demnach die unter sich weit voneinander unterschiedenen Spezialfälle des individualistischen und des kollektivistischen Hedonismus (Militarismus) faßt, hat vielfach Vertreter in der Geschichte der Philosophie. Gomperz kommt in seiner gehaltenen Studie zu dem Ergebnis, daß beide Fälle als ethisch maßgebende Standpunkte abzulehnen seien: Eine auf die Vermehrung der Lust und auf die Verminderung des Leids zielende (hedonische) Ethik ist unhaltbar, denn sie ist einerseits logisch unmöglich; andererseits würde sie, wenn sie möglich wäre, das Prinzip der natürlichen Entwicklung, die beider Zustände, der Lust wie des Leids, in gleicher Weise bedarf, negieren.

Dem Ziel und wesentlichen Inhalte nach gehört die Untersuchung demnach ins Gebiet der Ethik. Der Verfasser hat aber gut daran gethan, seinen Ausführungen einen starken psychologischen Unterbau zu geben; nur auf diesem Wege ist eine sichere Begründung ethischer Ansichten möglich. So ist es durchaus zu billigen, daß er in einem umfangreichen einleitenden Abschnitt vorerst das Wesen von Lust und Leid und ihre Stellung in der menschlichen Psyche erörtert, ehe er zur Untersuchung ihrer sittlichen Bedeutung übergeht. Freilich ist es nicht zu verkennen, daß er gerade mit den rein psychologischen Erörterungen mehrfach auf Widerspruch bei Fachgenossen stoßen wird.

Das Buch ist durch eine besonders bemerkenswerte Klarheit der Darstellung ausgezeichnet. Der Stoff ist übersichtlich geordnet und wird in der ansprechenden Form, die er gefunden hat, das Interesse weiterer Kreise beanspruchen dürfen. Wichtiger ist noch, daß in dem Werk ein tüchtiger philosophischer Wahrheitsgehalt steckt, der in dem fast unsehnbaren, aber doch bedeutungsvollen Motto einen glücklichen Ausdruck erhält:

Wollt' ich dem Leid entinnen,  
Wie sollt' ich Lust gewinnen?  
Gott lenkt durch Lust und Leid  
Die Welt in Ewigkeit.

Br.

**Schiller in seinen Dramen.** Von Carl Weibrecht. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1897. 314 S. M. 3.60.

C. Weibrecht betrachtet Schillers Dramen sämtlich unter dem Gesichtspunkt des Tragischen. Es ist ein wesentlicher Vorzug seines Buchs, daß dieser Gedanke ganz konsequent durchgeführt ist. Von der Kritik ist keine Darstellung, soweit Referent gesehen, überall auf das günstigste behandelt worden. Referent kann diesem Urteil im ganzen nur zustimmen. Einzelnes, worin er anderer Ansicht ist, zum Beispiel in der Auffassung der Jungfrau von Orleans u., wird er in den „Jahresberichten

für neuere deutsche Litteraturgeschichte" Jahrgang 1897, Abschnitt Schiller, besonders erörtern. Hier sei nur noch hervorgehoben, daß das Buch entschieden eine Förderung der Schillerlitteratur bedeutet und allen Schillerfreunden aus wärmste empfohlen werden kann.

E. M.

**Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1867.** Erzählt von Theodor Schiemann. Zweite Auflage. München und Leipzig. Druck und Verlag von H. Oldenbourg 1898.

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift. Erster Band.

Das schon in zweiter Auflage erscheinende Werk bietet eine vortreffliche, auf Grund des zuverlässigsten Materials, besonders des sehr reichen Briefwechsels Treitschkes mit Angehörigen und Freunden, ausgearbeitete Darstellung der Wanderjahre des großen Publizisten und Geschichtschreibers. Wohlthuend berührt die Wärme des Tones, der in dem Buch herrscht; man merkt dem Verfasser an, daß es ihm Herzenssache war, dieses Leben zu schildern, das so reich an inneren und äußeren Kämpfen gewesen ist und besonders durch den tragischen Konflikt mit dem Vater, zu dem er in den denkbar schärfsten politischen Gegensatz getrieben wurde, bis in das Innerste zerrissen ward — einen Gegensatz, der nicht durch schwächliches Nachgeben von der einen oder der andern Seite, sondern nur durch die Vornehmheit und sittliche Größe der beiden Naturen überwunden werden konnte, von denen jede bei aller Gequerschaft die Ueberzeugungstreue und die Reinheit des Sinnes der andern achtete und ehrte. „Ein jetzes Ringen nach Erkenntnis und Selbstbeherrschung, ein Heldenkampf gegen ein schweres physisches Gebrechen, ein glühendes Verlangen, zu schaffen und zu nützen, vor allem mitzubauen an der Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, ein Herz voll Liebe und ein Sinn, der allen Menschlichen offen war, ein sittlicher Mut endlich, der keine Menschenfurcht kannte, das war der Inhalt dieser reichen, leidenschaftlichen und mannhaften Natur.“

In der zweiten Auflage sind zwei Bilder Treitschkes aus den Jahren 1860 und 1867 hinzugekommen. Die beiden Schlupfkapitel „Krieg und Frieden“ und „Ariel“ sind umgearbeitet, auch sonst ist der Text an vielen Stellen sorgfältig berichtigt worden.

Paul Seliger (Leipzig-Gaußsch).

**Strafrecht und Politif.** Kriminalpolitische Gedanken eines alten Richters. Von Justus Clemenß. Berlin 1898. Otto Liebmann.

Die hier vorliegenden Ausführungen eines auf dreißigjährige Erfahrung gestützten

Richters verdienen in unsrer an sozialen Problemen und Konflikten reichen Zeit ernie Beachtung. Von besonderem Werte dürften die am Schluß der Abhandlung gemachten praktischen Reformvorschläge sein, die über einige höchst wichtige Punkte, wie die Befestigung und Zuverlässigkeit der Strafgerichtshöfe, den Zeugeneid, die Beschränkung der Privatklagen, wertvolle Winke geben. Das Buch ist so verständlich und zugleich anregend geschrieben, daß alle Gebildeten es mit Interesse lesen und auch die nicht unbefriedigt von ihm scheiden werden, die etwa Einzelheiten nicht zustimmen können. Br.

**Hamlet und seine Gemütskrankheit.**

Von Gustav Friedrich. Heidelberg, 1899. G. Weiß.

Einen wertvollen Beitrag zur Shakespeare-Litteratur bietet vorliegendes Buch, das Resultat langjähriger Studien. Durch private Erfahrungen veranlaßt und durch die Schopenhauerische Philosophie bestimmt, hat der Verfasser eine Lösung des schweren Problems versucht, die sehr einleuchtend erscheint und weitere Untersuchung verdient.

E. M.

**Die Attribute der Heiligen.** Ein alphabetisches Nachschlagewerk zum Verständnis kirchlicher Kunstwerke. Von Dr. Rudolf Pfeifferer. Ulm, Heinrich Kerler, 1898. 206 Seiten.

In übersichtlicher und knapper Form wird hier ein außerordentlich reiches, sorgfältig gesammeltes Material geboten. In ungefähr 3000 Artikeln giebt das Werk sichere Aufklärung über die den Heiligen in Bildern und Schnitzwerken beigegebenen Abzeichen und erleichtert so in vorzüglicher Weise dem Kunst- und Altertumsfreunde die Bestimmung von Heiligendarstellungen aller Art. Es ist wirklich einmal ein Buch, das eine Lücke ausfüllt und das künftig für ernsthaftes Studium auf diesem Gebiete unentbehrlich sein wird.

Br.

**Eine Reise um die Welt.** Von Georg Schweiger. Berlin 1899. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Beckh).

Der Verfasser, Hauptmann in Berlin, hat die Reise um die Welt zum Zwecke volkswirtschaftlicher Studien, insbesondere auch in Klauschau, gemacht; der Bericht, den er dem Publikum in dem vorliegenden Werke abstattet, ist in sehr sauber gefeilter Sprache geschrieben und giebt einen Beweis von einem ungemein offenen und klaren Blick, der bei der Beobachtung einer Reihe der durchkreisten Gegenden noch dadurch geschärft wird, daß der Verfasser insolge früherer Besuche auch zu einem Urtheil über die Entwicklung der Verhältnisse im stande ist. Der Inhalt ist auf jeder Seite interessant; besonders hervor-

zuheben sind etwa die Mitteilungen über den förderbaren Einfluß, den die Stellung des Deutschen Reichs und Volkes bei den Völkern des fernen Orients infolge der Reisen des Kaisers und des Prinzen Heinrich erfahren

hat, und über die wunderbaren Wirkungen des spanischen Kriegs auf Nordamerika. Unwichtig und zugleich unrichtig sind nur die Angaben über das chinesische Recht.

K. F.



## Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Bömer, Dr. A.**, Die lateinischen Schüllergespräche der Humanisten. Zweiter Teil: Von Barlandus bis Corderius 1524 bis 1564. 1. Heft der „Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge“. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1900. Dritte, vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulische Hofbuchhandlung. M. 4.—
- Bulthaupt, Heinrich**, Tuch, Frott und Glut. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulische Hofbuchhandlung. M. 4.—
- Buse-Falina, Georg**, Vierer eines Zigeuners. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 2.—
- Gaepari, Otto Prof.**, Das Problem über die Ehe! Vom philosophischen, geschichtlichen und sozialen Gesichtspunkte. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. M. 2.—
- Dekorative Kunst**. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 1. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.
- Deutsche Juristen-Zeitung**. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 19—20. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.
- Die Waffen nieder!** Monatschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. VIII. Jahrgang, September 1899. Nr. 9. Dresden, E. Pierjens Verlag. M. 1.50 vierteljährlich.
- Ed. Samuel, David** Friedrich Strauß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 4.50.
- Eisler, Dr. Rud.**, Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Fünfte Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—
- Eißner, C.**, Geschichte der Rehenen Truppen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1600 bis 1714. Mit 5 Beilagen und 8 Kartenstücken. Leipzig, W. Heinjuss Nachf. M. 7.—
- Eydt, Erich**, Die Arbeitslosigkeit und die Grundfragen der Arbeitslosenversicherung. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 60 Pf.
- Fells, Ludwig**, Der Einfluss von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigentums. Zweite Hälfte, erste Abteilung. (Das Mittelalter.) Leipzig, Duncker & Humblot. M. 15.—
- Fischer, Hermann**, Beiträge zur Vitteraturgeschichte Schwabens. Zweite Reihe. Tübingen, H. Laubjische Buchhandlung. M. 4.—
- Geiß, Dr. Hermann**, Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eignen Lebenskampfes, vollkommen einseitlich durch? Weimar, Hermann Vöhlans Nachf. M. 6.—
- Georg, Henry, Moses**, — Dein Reich komme. Zwei Vorträge. Heft 7 von „Soziale Streitfragen“. Berlin, J. Hartwig Nachf. 50 Pf.
- German, Wilhelm**, Stephan Heuß, der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker. Ein Lebensbild. Schwab. Hall, W. Gernands Verlag.
- Gaedel, Prof. Dr. Ernst**, Die Weltträtel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Bonn, Emil Strauß. M. 8.—
- Gaedel, Prof. Dr. Ernst**, Kunstformen der Natur. Lieferung 3. (Vollständig in 5 Lieferungen à M. 3.—, enthaltend 50 Illustrations tafeln mit beschreibendem Text.) Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Hamburg und Umgebung**. Wegweiser. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Hamburg. Hamburg, F. W. Rademacher.
- Hansjakob, Heinrich**, Schneeballen vom Bodensee. Dritte Auflage. Heidelberg, Georg Weich. M. 3.80.
- Hansjakob, Heinrich**, Der Leutnant von Oadte. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Dritte Auflage. Heidelberg, Georg Weich. M. 3.80.
- Harnad, Prof. Dr.**, Essays und Studien zur Vitteraturgeschichte. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 6.—
- Heine, Heinrich**, Sämtliche Werke. Mit einem biographisch-literaturgeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holtz und dem Bildnisse des Dichters. Billigste einbändige Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—
- Hessen, Robert**, Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie. Stuttgart, J. Schmitt Verlag.
- Iherott, Marie**, Aglaia. Dramatisches Gedicht in drei Akten. Oldenburg, Schulische Hofbuchhandlung. M. 1.—
- Kaisenberg, Moriz v.**, Vom Gesundheitskataklyse. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Hannover, W. & H. Schaper. M. 5.—
- Kellen, T.**, Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda, im besonderen der Anzeige- und Reklamekunst. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. Gebunden M. 2.75.
- Kessler, Ronald**, Eine Philosophie für das 20. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Berlin, Conrad Spoknik. M. 3.—
- Krauß, Rudolf**, Schwäbische Vitteraturgeschichte in zwei Bänden. Zweiter Band: Die württembergische Vitteratur im neunzehnten Jahrhundert. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. 8.—
- Kultur, Die**. Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst. Herausgegeben von der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft. 1. Jahrgang, 1. Heft, Oktober 1899. Erscheint am 1. jeden zweiten Monats. Jährlich M. 8.50. Wien, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.
- Lassar-Cohn, Prof. Dr.**, Einführung in die Chemie in leichtfasslicher Form. Mit 58 Abbildungen im Text. Hamburg, Leopold Voss. M. 1.—

- Maydorn, Dr. Bernhard**, Weien und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen. Leipzig, Eduard Wennerius. R. 1.50.
- Meyers Historisch-Geographischer Kalender**. Vierter Jahrgang 1900. Mit über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbildern, Porträts, Autographen etc. Leipzig, Bibliographisches Institut. R. 2.—
- Molden, Berthold**, Das Opfer für Höheres. Eine Untersuchung über das Wesen des Ethischen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. R. 1.20.
- Muret-Sanders**, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. II. Teil (Deutsch-Englisch). Lieferung 13. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.
- Muser, Oskar**, Demotie und Sozialismus. Nr. 4 der „Flugschriften der Deutschen Volkspartei“. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 60 Pf.
- Ceier, Rudolf**, Die Befreiung des Kleinhandels durch Umkehr, Brandens, Fritsch, Personals etc. Steuern, sowie die Lage des Kleinhandels und die Mittel zu ihrer Besserung. Nr. 2 der „Flugschriften der Deutschen Volkspartei“. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 60 Pf.
- Open Court, The**. A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 9.) September 1899. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually \$ 1.—
- Otto, August**, Bilder aus der neueren Litteratur. Drittes Heft: Wilhelm Raabe. Bänden i. W. R. 1.40.
- Pfister, Albert**, Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung. Für das deutsche Volk geschrieben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden R. 8.—
- Pierantoni, Prof. Dr. Augusto**, Die Fortschritte des Völkerrechts in 19. Jahrhundert. Uebersetzt von Franz Scholz. Berlin, Franz Vahlen. M. 3.—
- Potoda, Memoiren der Gräfin**. Veröffentlicht von Gaj. Strupinski. Nach der 6. französischen Auflage bearbeitet von O. Marshall von Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & G. Wäntter. R. 7.50.
- Priester, Dr. Oscar**, Die Deportation, ein modernes Strafmittel. Berlin, Franz Vahlen. M. 2.—
- Cuenjel, Paul**, Menschenleben. Skizzen und Dichtungen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. R. 2.—
- Revue de Paris**, La 6<sup>e</sup> Année. Nr. 19, 1<sup>er</sup> Octobre; Nr. 20, 15 Octobre 1899. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.
- Rethwisch, Ernst**, Aufsätze und Tagesschriften. Leipzig, Arwed Strauch. M. 5.—
- Reinlande, Die**, von Mainz bis Koblenz. Mit 150 Illustrationen. Herausgegeben von Dr. R. Schwann. Lieferung 4. (Vollständig in circa 12 Lieferungen à R. 1.50.) Zürich, Th. Schöner.
- Salomon, Ludwig**, Geschichte des deutschen Zeitungswezens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Erster Band: Das 16., 17. und 18. Jahrhundert. Oldenburg, Schulische Hofbuchhandlung. R. 3.—
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**. Herausgegeben von Rud. Birkhoff. Neue Folge. Heft 323: Ueber Wasserwirtschaft. Von H. v. Samson-Dimmelfierne. (R. 1.—) Heft 324: Zum Wesen der Erfindung. Von E. Rasch. (80 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter).
- Saul, Dr. F.**, Die Verfassungsrevision in Württemberg. Nr. 1 der „Flugschriften der Deutschen Volkspartei“. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 60 Pf.
- Sbornik**, Russische Geschichten und Satiren. Uebersetzt und herausgegeben von Wlad. Gendel. Drei Bände à R. 1.50. Berlin, Johannes Räte.
- Stein, Prof. Dr. Ludwig**, An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie. Freiburg i. B., J. G. B. Mohr. R. 7.50.
- Stuart-Phipps, G. B.**, Gilsbeth. Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. Aus dem Amerikanischen übersetzt von W. Guchler. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. R. 4.—
- Tuder, Benj. N.**, Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum. Aus dem Englischen. Berlin, V. Joz. 30 Pf.
- Uhl, Wilhelm**, Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig, Eduard Wennerius. R. 3.—
- Vierordt, Heinrich**, Neue Balladen. Zweite, vermehrte Auflage. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. R. 2.—
- Wengler, Alfred**, Das deutsche Arbeiterrecht in seiner Gestaltung durch die neue Gesetzgebung über die Arbeiterversicherung. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. Gebunden M. 2.75.
- Wiese, Dr. Berthold, und Percopo, Prof. Dr. Erasmo**, Geschichte der italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 158 Abbildungen im Text und 89 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferdruck. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden R. 16.—, oder in 14 Lieferungen zu je R. 1.—
- Wittum, Schwester Johanna**, Unterm roten Kreuz in Kamerun und Togo. Mit Illustrationen und Karte des Foggogebietes. Heidelberg, Evangelischer Verlag. R. 1.80.
- Zabel, Eugen**, Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Oldenburg, Schulische Hofbuchhandlung. R. 5.—
- Zeitschrift für Freunde der Dichtkunst**. Herausgegeben von F. Moser. Nr. 1. 1. Oktober 1899. Erscheint am 1. und 16. jedes Monats. Vierteljährlich M. 2.—. Oetzsch bei Leipzig, W. Friedrich.

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal  
in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unerlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einreichung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Nr. = XIX. Band = (mit 622 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 44 Illustrationstafeln) erschien soeben das

## Erste Jahres-Supplement

zu

# Meyers Konversations-Lexikon.

Vermöge ihrer eigenartigen Einrichtung und Bearbeitung entsprechen die Jahres-Supplemente zu Meyers Konversations-Lexikon vollkommen der Bestimmung, das abgeschlossene Hauptwerk bis auf die unmittelbare Gegenwart fortzuführen. Somit darf Meyers Konversations-Lexikon nicht nur den berechtigten Anspruch erheben, auch weiterhin das

### neueste, reichhaltigste und vollständigste Konversations-Lexikon

zu sein, sondern mit der archivalischen Aufstellung, peinlichsten Sichtung und klaren Anordnung des vielseitigen Stoffes, mit der Feinhaltung der markantesten Erscheinungen unserer Tage in bildlicher Darstellung ist auch zugleich eine umfassende, wertvolle

### = Encyclopädie des Jahres =

geschaffen worden für alle, welche über die treibenden Kräfte und Strömungen ein klares Urteil gewinnen, sich über die Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens und die Ereignisse der jüngsten Zeit unterrichten wollen.

## Weltgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Hans S. Helmolt.

Mit 27 Karten und 173 Tafeln in Farbendruck etc.

8 Halblederbände zu je 10 Mark.

Die neuen Gesichtspunkte, die den Herausgeber und seine Mitarbeiter — Sachgelehrte von Ruf — geleitet haben, sind: 1) die Einbeziehung der Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit in den zu verarbeitenden Stoff, 2) die ethnogeographische Anordnung nach Völkerkreisen, 3) die Berücksichtigung der Ozeane in ihrer geschichtlichen Bedeutung und 4) die Abweitung irgend welches Wertmaßes, wie man solchen bisher zur Beantwortung der unmethodischen Fragen Warum? und Woher? anzulegen pflegte.

## Deutsches Volkstum.

Herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer.

Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt etc.

In Halbleder gebunden 15 Mark.

Durch die Kämpfe von 1815 und 1870 gewann der Deutsche Nationalbewußtsein, gewann er Nationalität. Daraus mag sich das Interesse erklären, das man gerade in den letzten 30 Jahren der Frage „Was ist deutsch?“ entgegengebracht hat, freilich weniger den Ursachen als den Wirkungen des deutschen Volkstums, weniger den Gründen als den Erscheinungen und Erzeugnissen. Ein Professor Dr. Hans Meyer nahm sich vor, mit Unterläuterung hervorragender Fachmänner jene beiden Seiten des deutschen Volkstums zu erforschen, das deutsche Volkstum möglichst vollkommen zur Darstellung zu bringen.

## Geschichte der Italienischen Litteratur.

Von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Percopo.

Mit 158 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt etc. und 8 facsimile-Beilagen.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

## Deutsche Litteratur-Geschichte.

Von Prof. Dr. Friedr. Vogt u. Prof. Dr. Max Koch.

Mit 126 Textbildern, 59 Tafeln in Farbendruck etc.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Mit wissenschaftlicher Gediegenheit der auf gründlicher Forschung beruhenden Darstellung, die in geschmackvoller Form die wesentlichen Ergebnisse der neuesten Forschungen dem Leser zum ästhetischen Genuß darreicht, ist in unserer „Sammlung illustrierter Litteraturgeschichten“ die strengste Rücksicht auf das Verständnis weitest er Kreise verbunden: alle nur für Gelehrte ansehenden Streitfragen bleiben unerwähnt, und sorgfältige Inhaltsangaben aller wichtigerer unter den besprochenen Werken erlegen dem Freunde der Dichtung die zeitraubende eigene Lektüre. Die Gedichte ausgewählter und künstlerisch wertvollen Illustrationen bilden äußerlichen Schmuck, sondern einen wesentlichen Bestandteil der Darstellung: sie dienen nicht nur zur Belebung, sondern ebenso sehr zum besseren Verständnis des fesselnd geschriebenen Textes und stehen mit diesem in enger Verbindung.

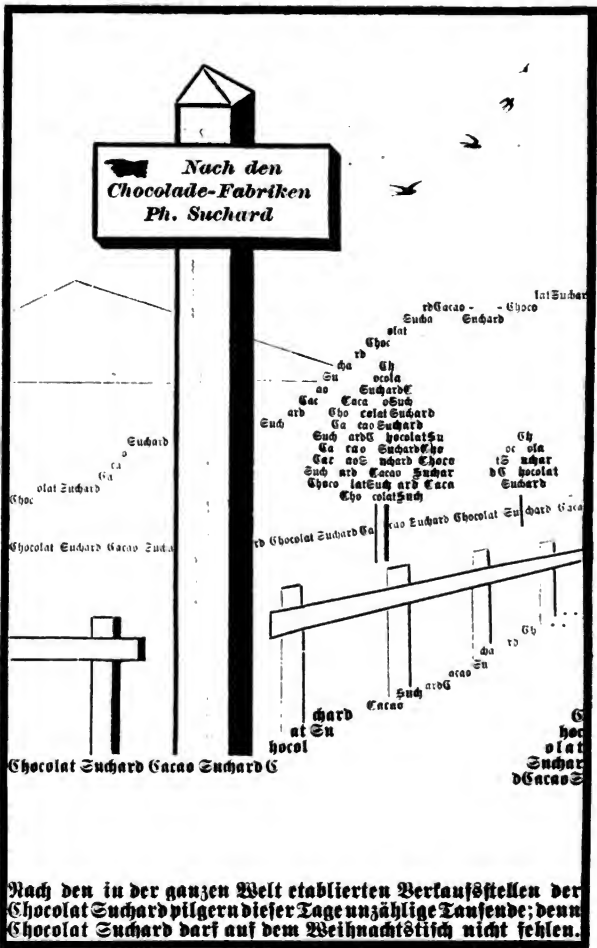
## Englische Litteratur-Geschichte.

Von Professor Dr. Richard Wülker.

Mit 162 Textbildern, 36 Tafeln in Farbendruck etc.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Der Weihnachtskatalog des Bibliographischen Instituts wird gratis zugesandt.



Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Redact. 1212.

Diesem Heft liegt ein Prospekt über die „Ged“ bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer verehrten Leser empfehlen möchten.





2044 098 624 745